Josella Simone Playton

Welthöhle 2

Projekt CHARMION

Josella Simone Playton

Welthöhle

2

Projekt CHARMION

Buch 1

Projekt CHARMION

PROLOG

Unglückliche Umstände sind es, die mich zwingen, einen Bericht über die Ereignisse der zweiten Welthöhlenexpedition anzufertigen. Eigentlich wollte ich nie wieder über diese Dinge reden. Aber nichts ist so gelaufen, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Es soll weder eine Rechtfertigung werden, noch ein Versuch, die Schuld an den Umständen, die jetzt latent die Existenz der Menschheit bedrohen, auf andere zu schieben – auch wenn ich, aus meiner Sicht, Grund genug hätte, das zu tun. Ich will einfach nur die Dinge objektiv darstellen – so objektiv, wie es mir als Mitbetroffenen möglich ist.

Zur Vorgeschichte. Am Anfang des Jahres 1996 veröffentlichte ich einen Fantasy-Roman, der am Markt zunächst ein mäßiges Interesse fand, gerade so viel, daß es dem Verlag nicht übermäßig leid tat, diesen Roman herausgegeben zu haben. 'Welthöhle – Die Granitbeißerinnen' beschrieb eine Expedition in ein durch mich und meine Frau am 19. August 1995 durch Zufall entdecktes riesiges Höhlensystem, das große Teile von Mitteleuropa untertunnelt und das eine funktionierende und reichhaltige Biosphäre enthält. Diese Höhle, die der geologischen Forschung bis dahin vollständig entgangen war, bot auch verschiedenen menschlichen Volksgruppen Lebensraum.

Ich beschrieb unsere Erlebnisse unter diesen Menschen und die Dinge, die wir beobachteten. Da es uns gelang, die zivilisierte Welt unter erheblichen Schwierigkeiten wieder zu erreichen, konnte eine protokollarische Beschreibung unserer Erlebnisse gerade als fiktive Reisebeschreibung oder als Abenteuerroman aufgefaßt werden, wenn man deren realen Hintergrund nicht kannte.

Diese fiktive Beschreibung war aber keine Fiktion. Ich muß zugeben, daß ich aus purem wirtschaftlichen Interesse diesen Roman geschrieben habe – wenn es mir wirklich Ernst gewesen wäre, diese völlig abgeschlossene Welt in der Welthöhle vor der Entdeckung durch die zivilisierte Menschheit zu bewahren, dann hätte ich ja den Mund halten können. Daß meine Frau und ich dieses Abenteuer überlebt haben, hätte uns genug sein müssen. Aber nein, ich mußte ja unbedingt unsere Erlebnisse zu Buche

geben. Was für ein scheußlicher Bastard diese literarischen Ambitionen sind, dieser Wunsch, der Nachwelt unbedingt etwas zu hinterlassen, wenn es schon nicht selbstgemachte Nachkommen sind!

Ich hätte wissen müssen, daß ich damit nicht davonkommen konnte. Ich hätte wissen müssen, daß es Leser geben würde, die diesen Roman ZU aufmerksam lesen würden.

Es war im Januar 1998, als ich das erste Mal einen dieser zu aufmerksamen Leser zu Gesicht bekam. Aber ich wußte noch nicht, mit wem ich es zu tun hatte.

Hätte ich es gewußt, hätte ich noch am selben Tag mein Land und meinen Kontinent verlassen. Große Verluste wären mir und anderen erspart geblieben.

Zum Stil: Wenn man etwas zum zweiten Mal macht, dann ist der Eindruck nicht mehr ganz so unmittelbar wie bei der Ersterfahrung. Das findet auch in dieser Niederschrift seinen Niederschlag. Während ich in 'Welthöhle – Die Granitbeißerinnen' einen protokollarischen und chronologischen Stil verwendet habe, um ja nichts verfälscht wiederzugeben, sind meine Erinnerungen an den zweiten Aufenthalt in der Welthöhle teilweise weniger dicht. Für solche Dinge verwende ich einen mehr erzählenden und zusammenfassenden Stil, meistens im grammatischen Tempus der Vergangenheit. Die Erlebnisse, die ich genauer erzählen muß, werden in der Gegenwart erzählt – wie in den 'Granitbeißerinnen'. Vorwärts- und Rückwärtsverweise kommen dieses Mal vor, einfach aus dem Grunde, daß ich diesmal den Roman unter mehr Zeitdruck schrieb – es geht aus ihm deutlich genug hervor, warum das so ist.

Diesmal, auf der zweiten Welthöhlenexpedition, wurde auch viel in Englisch gesprochen, besonders an Bord. Das erwähne ich nur dort, wo es notwendig ist, die Dialoge gebe ich aber durchweg in Deutsch wieder. Meistens weiß ich auch gar nicht mehr, welche Sprache oder welchen Sprachmix wir nun wann verwendet haben, und ich habe nicht mehr die Zeit, es herauszufinden.

Ungenauigkeiten und Widersprüche, wo sie auftreten sollten, sind meiner mangelnden Erinnerungsfähigkeit zuzuschreiben. Daß ich in den Be-

sprechungen mehr als viele andere geredet habe, entspricht wahrscheinlich den Tatsachen.

Genaugenommen schreibe ich um mein Leben. Bei den ‘Granitbeißerinnen’ war es noch egal – aber dieser Roman MUSS auf den Markt. Sonst wird man mich und einige andere überlebende Teilnehmer der zweiten Welthöhlenexpedition in den nächsten Jahren ganz unauffällig liquidieren.

Und dieser Roman muß auf den Markt, damit die Welthöhle eine Legende und nichts anderes als eine Legende bleibt. Für immer.

In Erinnerung an Irene

und an die 16.943 Tage,

die ihr zu leben vergönnt waren.

Ich werde sie nicht vergessen.

Der Pfeiffer und die Läuferin

In der frostigen Kälte einer Winternacht sich selbst zu einem Waldlauf zu überreden ist immer wieder eine Überwindung. Aber wenn, wie es in jener Nacht im Januar 1998 der Fall war, der Vollmond aus einem klaren und kalten Himmel den frisch gefallenen Pulverschnee in eine glitzernde, fremdartige Welt verwandelte, dann hat es sich gelohnt, sobald man den 'steady state' des Laufens erreicht hat. Der Organismus eines trainierten Läufers sorgt dann dafür, daß das Laufen fast von selbst geht, und daß Augen und Ohren und Gedanken für die Nacht offen sind. Eine mondhelle Winternacht zu beschreiben hieße aber, mit Klischees um sich zu werfen. Das will ich jetzt dem Leser nicht antun.

Das genaue Datum weiß ich nicht mehr. Es ließe sich aus dem Kalender entnehmen – auch im Januar 1998 gab es wohl nur eine einzige Vollmondnacht. Es kann übrigens auch die Nacht davor oder danach gewesen sein, auf jeden Fall war es noch Januar, und ich glaube, es war so um den zwölften herum – aber ich kann mich auch irren. Ich kann auch diesen Lauf an andere Ereignisse nicht assoziieren, denn es gab keine. Seit unserer Expedition durch die Welthöhle vor mehr als zwei Jahren lebten wir sehr still und zurückgezogen. Die Welt scheint so transparent, wenn man weiß, daß die Welt, die man um sich herum wahrnimmt, nur einen Teil der Welt ist, in dem sich die Schicksale von Menschen abspielen. Wenn man einmal in der Welthöhle war, dann bleibt sie immer gegenwärtig. Vielleicht haben die Menschen des Mittelalters so ähnlich empfunden, weil ihnen die religiösen Jenseitsvorstellungen subjektiv soviel realer und näher waren als uns.

Ich weiß auch nicht, was die Irene an jenem Abend gemacht hat. Vielleicht sah sie fern, vielleicht schlief sie schon. Es war eben ein Abend wie viele.

Ich lief an der S-Bahn entlang auf Kreuzstraße zu. Schnelligkeit ist im Tiefschnee natürlich nicht möglich, aber die Anstrengung ist größer, und wie sehr man sich auch anstrengt, der Tiefschneelauf ist immer sehr schonend für die Gelenke. Manchmal, wenn man einen sehr schönen, interessanten Blick erhascht, dann bleibt man auch stehen, um einfach nur zu

schauen. Die Kälte wird schon dafür sorgen, daß man irgendwann weiterläuft.

Das ist der trainingsmäßige Vorteil von Winterläufen gegenüber Sommerläufen: Die Kälte wirkt der eigenen Trägheit schon entgegen. Der Nachteil ist die Beleuchtung – im Winter muß man oft im Dunkeln laufen. Normalerweise führe ich dann eine schöne Halogen-Taschenlampe mit mir, die sogar entgegenkommenden PKW-Fahrern, die partout nicht abblenden wollen, Respekt einflößt. Normalerweise – in einer klaren Vollmondnacht braucht man das Ding aber nicht. Ich hatte auch diesmal keine bei mir, das weiß ich jetzt noch mit Bestimmtheit.

So eine kurze Pause legte ich an jenem Abend auch ein, als ich die Stelle erreichte, wo die S-Bahnlinie den Wald verläßt, um durch die Felder und westlich an dem Ort Grub vorbei schon bald den kleinen Ort Kreuzstraße zu erreichen. Die Schneedecke auf den Feldern war, wegen des frisch gefallen Schnees, noch makellos, Millionen kleinster Eiskristalle glitzerten im Mondlicht und – aber ich wollte ja Klischees vermeiden.

Jedenfalls stand ich eine Weile neben den Bahngleisen und ließ meine Gedanken treiben, insbesondere auch deshalb, weil eine schneebedeckte Fläche an nichts aus der Welthöhle erinnert – in der ewigen schwülen Hitze dort unten gibt es keinen Schnee, und es gibt dort auch nichts, was dem Mondlicht ähnlich ist. Ich dachte an – ich weiß nicht mehr. Abenteuer Jack Londons in Alaska. Expeditionen des Zaren in das unbekannte Sibirien. Was einem eben so einfällt. Klischees eben.

Und ich dachte nicht mehr daran, daß ich die Wunder einer Winternacht niemals Charmion würde zeigen können – meiner schönen Menschenfresserin, die sie da unten ans Kreuz geschlagen hatten und die so elendiglich verreckte. Diese Gedanken sind mir im Laufe der Zeit abhanden gekommen – vielleicht ein Selbstschutzmechanismus des Bewußtseins. Längst ist der Schmerz durch eine verhaltene Trauer ersetzt worden. Bedauern um ein nicht zu Ende gelebtes Leben. Um einen nahen Menschen eben, der nie mehr nahe sein wird.

Während ich so stand, hörte ich Musik. Ein fernes Flötensolo. Vielleicht auch Orchesterbegleitung. Ich weiß nicht, was sie spielten, aber Musik, die in einer Mondnacht von ferne an mein Ohr dringt, erinnert mich fast au-

tomatisch an einige Textstellen aus Eichendorf's 'Taugenichts'. Ob Charmion das interessiert hätte, wenn sie lesen gelernt hätte – lassen wir das. Es tut doch noch weh. Manchmal.

Ich laufe weiter. Die kurze Erinnerung, die manchmal wie ein Hammer auf mich niederfährt, nämlich, daß ich sie nicht vor dem Vollstreckungskreuz gerettet habe, weil ich selber weiterleben wollte, zwingt mich immer zum Weiterlaufen. Um die Erinnerung abzuschütteln.

Die Musik wird lauter, ändert ihre Einfallsrichtung. Ich bleibe wieder stehen: Da stimmt was nicht. Eben noch dachte ich, da hat, irgendwo in Grub oder in Kreuzstraße, jemand ein Fenster offengelassen und seine Stereoanlage auf etwas mehr als Zimmerlautstärke eingestellt – ein netter Mensch, der Klassik liebt. Aber es ist irgendwo in der Nähe. Ein Flötenkonzert im Winterwald. Ein Radio, oder ein kleiner CD-Spieler. Vielleicht sehr leise gestellt, und ganz in der Nähe.

Vorsichtig sehe ich mich um. Nichts und niemand ist hier. Sagt der Augenschein. Aber der sagt auch, daß rechts von mir noch Wald ist. Und genau daher kommt die Musik.

Ein paar Dutzend Meter weiter biegt ein Waldweg nach rechts hinten ab – will sagen, daß dieser eine Richtungsänderung von etwa 130 Grad erzwingen würde, wenn ich dort jetzt laufen wollte. Hatte ich eigentlich nicht vor. Aber auf diesem Waldwege wird vermutlich die Quelle der leisen Musik sein.

Die Neugier und die Unruhe erwacht in mir: Wer hat, am späten Abend und bei etwa zehn Grad unter Null, etwas in diesem Wald zu suchen? Für ein Schäferstündchen ist es zu kalt. Für Jagdzwecke ist es zu dunkel. Waldarbeiten sind um diese Uhrzeit nicht üblich, auch in den Wäldern nicht, die in Privatbesitz sind. Eigentlich sollten nur spinnerte Leute wie ich hier sein. Läufer. Und vielleicht Romantiker mit einem Faible für Klischees.

Ich denke an eine Dame aus Grub, die ich nicht persönlich kenne, eine gewisse Ingeborg Müller. Sie ist mir schon vor sieben Jahren aufgefallen, weil sie ebenfalls läuft, zwar langsamer als ich, aber mindestens ebensolche Strecken. Sie ist etwas älter als ich, nehme ich an. Oft läuft sie mit einem Walkman, manchmal auch mit einem Hund. In den letzten Jahren

sind wir uns wieder seltener über den Weg gelaufen. Aber diesen Waldweg da vorne, den läuft oder lief sie häufig. An sie, oder sagen wir, an ihren Walkman, denke ich jetzt. Sind Kopfhörer so laut, daß man sie über einige Dutzend Meter hören kann? Bislang ist mir das noch gar nicht aufgefallen, und ich habe sie weiß Gott oft genug überholt.

Aber die Quelle der Musik bewegt sich nicht. Ist sie gestürzt? Hilflos, dabei, zu erfrieren? Kopfhörer runtergerutscht, so daß man ihn so laut hört? Himmel, dann bin ich zur Hilfeleistung verpflichtet!

Wenigstens jetzt und hier. In der Welthöhle wäre ich auch häufiger zur Hilfeleistung verpflichtet gewesen. Ich darf nicht schon wieder versagen. Auch wenn ich das alte Mädchen nicht persönlich kenne. Sie muß schon über 50 sein, vermute ich. Es kann schon sein, daß der Organismus auch eines trainierten Menschen bei dieser ungewohnten Kältebelastung einmal verrückt spielt. Solche Schwächeanfälle oder Flauheitsperioden habe ich auch schon erlebt. Nichts Ernstes, es sei denn, man ist hier draußen, bei dieser Saukälte und ohne Hilfe. Dann kann so etwas gefährlich werden. Wer nicht öfter zu solchen menschenleeren Zeiten draußen ist und sich darüber Gedanken macht, kann sich gar keine Vorstellung davon machen, wie gefährlich eine saukalte Winternacht sein kann, wenn man nur auf sich gestellt ist und die nächste Hilfe erst jenseits der eigenen Rufreichweite erreichbar ist.

Aber vielleicht ist es ja auch nicht die Läuferin aus Grub. Oder nicht diese Läuferin – da gibt es noch eine Rosalia Demmler und eine Gesine Taglinger, und noch einige, deren Namen ich nicht kenne. Die laufen alle, wenn auch nicht so häufig wie die Müllerin, obwohl die meisten jünger sind, sogar noch jünger als ich selbst. Die beiden, deren Namen ich kenne, habe ich schon jahrelang nicht mehr gesehen. Daß die jetzt hier draußen sein sollten, kann ich mir schon gleich gar nicht vorstellen. Wer läuft sonst noch so motiviert, in dieser Gegend, um sich gerade diese Uhrzeit zum Laufen auszusuchen? Mir fällt keiner und keine mehr ein.

Die Musik klingt außerdem nicht so, als ob sie aus einem übersteuerten Kopfhörer kommt. Das sagt natürlich nichts. Sie kann sich einen hochwertigen, übersteuerungsfesten Kopfhörer zugelegt haben.

Ich pirsche mich an die Abbiegung des Waldweges heran. Eine Läuferin in ‘Laufnot’ ist eine Möglichkeit. Ich muß auch andere in Betracht ziehen. Und die Stelle da vorne ist sehr ungünstig: Direkt an der Abbiegung des Waldweges stehe ich in vollem Mondlicht. Die geschätzte Quelle der Musik könnte aber im Schatten der dichtstehenden Bäume stehen. So geht das nicht: Da kann man mich gut sehen, an einer Stelle des Weges, wo ich selbst noch nicht sehen kann, was da los ist.

Ich trete schon vor der Abbiegung in den Wald ein. Der Schnee knirscht leise unter meinen Füßen, aber viel leiser, als es im Laub rascheln würde, wenn es keinen Schnee gäbe. Morgen früh wird man meinen Spuren gut folgen können, aber das ist mir jetzt egal. Im Moment bewege ich mich leiser als die Quelle der Musik. Und ich bin im Schatten. Wie gut, daß ich dieses spezielle Waldstückchen seit nun bald 13 Jahren kenne! Gelegentlich wird ein Lauf durch dringende Entleerungswünsche des Enddarmes zwangsweise unterbrochen, und dieses Stückchen Wald ist mir da schon öfter sehr gelegen gekommen.

Was ich wohl zu sehen bekommen werde? Gleich werde ich es wissen. Die Flötentöne erinnern mich auch an ein anderes Ereignis, das nun schon etwa 20 bis 25 Jahre zurückliegt. Es war in Clausthal, auf einer nächtlichen Wanderung in die Umgebung. Wie heute war es Vollmond, aber es war Sommer. Und ich hörte ein Flötenspiel. Keine Kassettenwiedergabe, keine Begleitung. Das war live. Irgendwo lief jemand durch den Wald und spielte Flöte.

Ich erinnere mich nicht mehr, ob gut oder schlecht gespielt wurde. Aber es muß wohl so faszinierend gewesen sein, daß ich unbedingt die Quelle dieses Flötenspieles feststellen wollte. Das erforderte schnelle, nächtliche Bewegungen durch Schonungen und häufiges Horchen, um die Quelle erneut zu orten. Immer, wenn sich die Einfallsrichtung änderte, dann konnte man so eine Art rohe Triangulation machen. So fand ich schließlich die Quelle des Flötenspiels.

Es war an einer offenbar aufgegebenen Bergwerksanlage zwischen Einersberg, Winterhalbe und Waldweben. Da gab es einen großen Platz. Dort hatte ich ihn. Aus sicherer Deckung heraus beobachtete ich einen Mann, der dort auf und abmarschierte und die Flöte blies.

Naja, warum nicht? Es gibt kein Gesetz, das das Flöten auf stillgelegten Bergwerksanlagen verbietet. Vielleicht ist das auch ein sehr inspirierender Ort zum Üben. So inspirierend für den Spieler wie faszinierend für den zufälligen Zuhörer. Ich kann das verstehen. Ich zog mich damals ungesehen und unbemerkt zurück. Das Geheimnis war nun teilweise gelöst. Vielleicht wollte ich nicht, daß es ganz gelöst wurde: So konnte es, im Prinzip, immer noch ein verzauberter Waldgeist statt eines flöteübenden Studenten sein.

Wenn man davon absieht, daß es keine Waldgeister gibt. Auch hier nicht. Keine Waldgeister und keine anderen Überraschungen. Ich erinnere mich an die langen Tagträume, die ich auf meinen Wanderungen in der Studentenzeit und davor gehabt hatte. Als die Zukunft noch als ein großes, verheißungsvolles Land existierte, voller ungeahnter, aber sicherlich gewaltiger Möglichkeiten. Das Abenteuer konnte einen zu jeder Zeit aus jeder Ecke heraus anspringen – je nach Stimmung in mehr oder weniger phantastischer Ausprägung: Das außerirdische Raumschiff, auf das man im Wald per Zufall stieß, oder zu anderen Zeiten die großartige wissenschaftliche Theorie, die man beim Wandern so entwickelte. Die Verschwörung, die man aufdeckte, oder das ungewöhnliche Naturereignis, dessen einziger Zeuge man war. Vielleicht auch die Goldmine, über die man stolperte, wenn einem der Sinn danach stand, oder, ganz naiv, ein Schatzfund, oder die Frau, die man schon immer gesucht hatte.

Nun ja – vor zwei Jahren war die Zeit dieser Tagträume längst vorüber gewesen. Seit Jahrzehnten schon. Und dann SIND wir in das unglaubliche Abenteuer hineingestolpert. Verbirgt sich hinter dieser Kontrapunktik der eigenen Biographie eine Gesetzmäßigkeit, die zu erkennen ich bloß zu dumm bin?

Ich bewege mich auf die Musikquelle zu. Rasch bin ich soweit, daß der Waldweg in Sicht kommt. Ich stecke meinen Kopf aus dem Gebüsch heraus, lautlos wie ein Schatten. ‘Der alte Wolf weiß noch, wie man sich anschleicht’, denke ich und weiß dann nicht, ob dieser Vergleich lächerlich oder nur traurig ist. So eine ähnliche Floskel ist mir vor einem Vierteljahrhundert sicher auch durch den Kopf gegangen.

Es ist nicht der Pfeiffer, und es ist nicht die Läuferin. Ein paar Dutzend Meter waldeinwärts steht ein dunkler PKW. Ich bin augenblicklich erleichtert, weil es nicht die in Schwierigkeiten geratene Läuferin aus Grub ist: Keine Nothilfe erforderlich. Kein Eingreifen meinerseits. Gleichzeitig aber bin ich auch beunruhigt: Was hat dieser Wagen hier zu suchen?

Die Innenbeleuchtung dieses PKWs ist angeschaltet, und ich habe den Eindruck, daß der Wagen leer ist. Auch in der Nähe hält sich niemand auf – allerdings kann ich nicht jede Stelle im Unterholz einsehen. Und der Weg direkt vor mir weist keine Fahrspuren auf – also steht der Wagen entweder schon sehr lange da, oder er ist von der anderen Seite gekommen, von der Peißer Forststraße aus.

Neugier und Vorsicht halten sich die Waage: Soll ich hin und einen Blick hineinwerfen? Da, wo der Wagen steht, ist eine Lichtung, hinter der die Reste des eigentlichen Hochwaldes beginnen, die die Winterstürme der letzten Jahre übrig gelassen haben. Der Wagen steht also voll im Mondlicht. Wenn er gerade von anderer Stelle beobachtet wird, so wie ich es gerade tue, dann werde ich voll gesehen, wenn ich mich diesem Wagen nähere. Das könnte gewisse Schwierigkeiten geben, wenn da zum Beispiel gerade etwas Illegales geschieht. Wird da eine Leiche im Walde vergraben? Bereiten Terroristen die Sprengung der S-Bahn-Linie vor? Oder ist es ein konspiratives Treffen?

Der Wagen steht so schräg auf dem Waldweg, daß das Nummernschild vom Mondlicht nur gestreift und nicht beleuchtet wird. Ich kann es deshalb nicht erkennen. Normalerweise lerne ich die Autonummern von Fahrzeugen, die ich unter solchen Umständen sehe, kurz auswendig, um sie zu Hause in mein Lauflogbuch einzutragen. Es könnte ja mal wichtig werden. Aber hier erkenne ich nicht einmal den Wagentyp – was sowieso nicht meine Stärke ist. Es könnte ein Oberklassewagen sein. BMW oder Mercedes. Also wer ist es? Terroristen? Mafia? BND? BKA? Ex-Stasi? Oder doch Schäferstündchen?

Ich fürchte, ich werde es nicht herausfinden. Ich trau mich nicht näher ran. Aber ich muß es ja auch nicht. Jedenfalls ist eine Hilfeleistung definitiv nicht notwendig. Es sei denn, es geht dort ein Verbrechen vor sich.

Dann aber wäre es auch gefährlich. Ja, wenn ich mein Schwert hier hätte, oder wenn Charmion hier wäre…

Dummer Herwig. Keine Phantasien. Ein Schwert hast du in der Welt der Granitbeißer gehabt, und nur dort. Und Charmion ist doch tot… es wäre ihr hier sowieso zu kalt.

Ich friere auch. Ich kann hier nichts tun. Also ziehe ich mich zurück. Es macht ein bißchen eifersüchtig: Da steht jemand mit seinem protzigen Auto auf MEINEM Waldweg! Naja, morgen wird er weg sein, was immer er da will.

Aber ich will mich nicht zeigen. Wieder an den Bahngleisen angekommen, kehre ich um, um nicht vor der Einbiegung des Waldweges vorbeilaufen zu müssen. Dann wäre ich für eine Sekunde von jenem PKW aus sichtbar.

Aber ein paar Kilometer muß ich schon noch zusammenbringen. Ich entscheide mich, dem Waldrand nach Osten zu folgen und erst später nach Süden abzudrehen. Dann kann ich über Grub nach Kreuzstraße laufen und von dort aus eventuell die Peißer Forststraße nehmen. Dann umlaufe ich den Wald, in dem jetzt das Auto steht.

Die Aufregung auf diesem Lauf war noch nicht vorbei. Als ich von Kreuzstraße aus nach Norden lief, auf Faistenhaar zu, und als ich die Einmündung der Peißer Waldstraße, an der das Forsthaus steht, erreichte, kam mir diese Forststraße etwas zu dunkel vor – der Mond stand noch nicht weit genug, um den Weg zwischen den Bäumen durchgehend zu beleuchten. Ich fühlte mich unbehaglich. Und so änderte ich aus einem Impuls heraus wieder meine Pläne und entschloß mich, ganz genau denselben Weg zurückzulaufen. Das hat dann ja auch den Vorteil, daß man nachher auf der Karte schneller nachmessen kann, welche Strecke man nun gelaufen ist: Auf einer topographischen Karte mit 1: 50.000 ist 1 Zentimeter gerade 500 Meter, hin und zurück also genau 1 Kilometer. Ganz einfach.

Als ich, von Kreuzstraße kommend, einige hundert Meter vor Grub die Hauptstraße wieder verließ, um über die Felder nach Norden auf den Waldrand zu zu laufen, meiner alten und gut erkennbaren Spur folgend, hatte ich ein ungutes Gefühl: Für einige Sekunden würde ich mich auch auf dem Feld gerade in der geometrischen Verlängerung des Waldweges befinden. Jemand mit einem Nachtglas könnte mich sehen und mutmaßen, daß ich wieder in die Nähe dieses Waldweges kommen würde.

Zwar hatte ich diesen Gedanken auch schon, als ich noch vor ein paar Dutzend Minuten genau hier nach Süden lief, aber da war ich ja dabei, in Kürze die Straße zwischen Grub und Kreuzstraße zu erreichen, und man würde mich von weitem wohl kaum verfolgen können. Selbst, wenn ich die Aufmerksamkeit von jemandem erregt hätte.

Jetzt war es andersrum. Ich beobachtete meine Umgebung auch sehr genau, um irgend etwas Ungewöhnliches zu sehen. Aber nichts passierte, und so blieb nur das Prickeln in der Magengrube.

Aus noch großer Entfernung beobachtete ich den beleuchteten S-Bahn-Zug, der aus Kreuzstraße kam und an der Einmündung des Waldweges vorbeifuhr. Es muß der letzte oder der vorletzte dieses Tages gewesen sein – ich weiß nicht mehr. Jedenfalls blieb ich stehen, um zu sehen, ob der kurze Schein aus den hellen Fenstern dort irgendetwas sichtbar machte, bevor oder nachdem der S-Bahn-Zug den Blick auf die Einmündung un-

terbrach. Nichts. Natürlich, auf diese Entfernung. Außerdem, in den wenigen Sekunden, wo das Licht aus den Fenstern des S-Bahn-Zuges den Waldweg optimal ausleuchteten, versperrte genau dieser S-Bahn-Zug den direkten Blick auf diesen Waldweg. Ich lief weiter.

Mit keinem Blick würdige ich den alleinstehenden Baum zwischen mir und den S-Bahn-Gleisen. Es ist im Mondlicht nicht gleich zu erkennen, aber unter demselben steht eine Darstellung des Gekreuzigten. Das kann ich nicht ansehen. Wegen Charmion.

Am Waldrand entlang erreichte ich wieder die Gleise der S-Bahn. Da war schon eine gewisse Versuchung, mich noch einmal durch den Wald anzuschleichen, um nachzusehen, ob der PKW noch da war. Ich tat es aber nicht. Nur einen Moment blieb ich stehen, um zu lauschen.

Die Musik war weg.

Lautlos, oder so gut wie, lief ich zwischen den Schienen nach Norden. Je weiter ich mich von dem Waldweg entfernte, desto ruhiger wurde ich. Auch gab es ja eigentlich noch einen anderen Grund, sich sicher zu fühlen: Wenn sich hier irgend jemand außer mir rumtriebe, dann müßte derjenige ja auch Spuren hinterlassen, genau wie ich. Aber weder auf meinem Lauf über die Felder bei Grub noch jetzt, an den Flanken des Bahndammes, sah ich andere Spuren außer den meinen.

Eigentlich schade. Ich hätte nichts gegen eine Läuferin. Man läuft schneller, wenn man hinter einer Frau herläuft. Meinen bis jetzt schnellsten Marathon habe ich nur geschafft, weil ich mich bei Kilometer 16 an eine Läuferin gehängt und sie als Schrittmacherin verwendet habe. Bei Kilometer 33 ist sie mir dann davongelaufen, aber zu meinem persönlichen Rekord hat es immerhin gereicht. Sie hieß, glaube ich, Barbara Herbst, und ich habe später erfahren, daß sie mindestens doppelt so viele Trainingskilometer zurückzulegen pflegte wie ich selbst, was mich mit meiner Niederlage wieder etwas versöhnt hat. – Das ist jetzt auch schon 11 oder 12 Jahre her. Wie die Zeit vergeht. Damals lebte Charmion noch, und ich wußte noch nichts von ihr…

Kurz vor dem Bahnübergang von Großhelfendorf, noch im Wald, bog ich nach Osten ab, um über einige Felder und am eingezäunten Wasserhäuschen mit dem Trafomast vorbei unsere Wohnung am südlichen Rand

von Großhelfendorf zu erreichen. Nach knapp 800 Metern geht es dann in einem kurzen Hohlweg einen kleinen Hang hinauf, bei dem ich nach längeren, anstrengenden Läufen immer versucht bin, aus dem Laufschritt herauszufallen. Dieser Lauf war aber etwas kürzer als ich es eigentlich vorgehabt hatte, und so gibt es keine Ausrede: Die paar Meter bergauf werden gelaufen.

Ich hätte es auch wohl getan, wenn nicht, kurz bevor ich oben ankam, ein trockenes Husten an mein Ohr gedrungen wäre.

Es kam aus großer Nähe, keine zweihundert Meter entfernt! Wer treibt sich hier rum, zu dieser Zeit?

Der Hohlweg, den ich hinauflaufe, wird innerhalb weniger Meter das Niveau der Felder rundherum erreichen. Von da an habe ich nur noch 300 Meter bis nach Hause. Und es ist ein günstiger Punkt, um zu beobachten – ich falle augenblicklich aus dem Laufschritt heraus und bewege mich lautlos weiter. So schiebt sich mein Kopf langsam über das Niveau des Wegerandes hinaus. Ich kann rundherum beobachten, ohne gesehen zu werden. Wenn ich mich halbwegs geschickt anstelle.

Jetzt ist es still, aber die wahrscheinliche Quelle dieses Geräusches ist leicht auszumachen: Zur Rechten sitzt eine Gestalt auf dem Feld, knapp 200 Meter entfernt.

Eine merkwürdige Gestalt. Bei der Entfernung und im Mondlicht erkennt man nicht viel. Es scheint, als ob die Gestalt auf den Knien hockt, leicht nach Osten vorneüber geneigt, und völlig reglos. – Wenn ich eben nichts gehört hätte, und wenn ich diese Gegend zum ersten Mal sähe, dann würde ich diese Gestalt für einen Gegenstand halten, für irgendein landwirtschaftliches Gerät, das ich zwar nicht kenne, aber was sollte auf einem Feld in einer kalten Mondnacht auch anderes stehen?

Naja, es ist natürlich möglich, daß jemand einen ungewöhnlichen Einfall hat. Mir fällt ein, daß wir kurz vor Ausbruch des ersten Golfkrieges vor sieben Jahren vielleicht 40 Meter von der Stelle, an der diese Gestalt sitzt, ein Iglu gebaut haben, das den ganzen Golfkrieg lang Bestand hatte. Erst nach der irakischen Kapitulation ist es zusammengeschmolzen. Aber das, was dort sitzt, hat eine entfernt menschenähnliche Gestalt. Sie hat ja eben gehustet.

Sie erinnert mich an einen alten Indianer, der sich zum Sterben mit Blick nach Osten nierdergelassen hat. Alberne Assoziation, natürlich, aber so etwas bleibt hängen, wenn es das erste ist, was einem einfällt. Natürlich ist es kein Indianer. Und kein Iglu. Und auch niemand, der gerade ein Iglu baut. Vielleicht Irene? Nein. Sie kommt selten auf die Idee, alleine spazieren zu gehen. Und dann sitzt sie nicht auf einem Schneefeld herum und starrt nach Osten.

Ich denke an andere Möglichkeiten. Jugendliche aus Großhelfendorf? Da ist mir nie jemand aufgefallen, der die Unannehmlichkeiten eines reglosen Aufenthaltes in kalter Winternacht für eine Art Geländespiel in Kauf genommen hätte. Die jüngsten Töchter unseres Vermieters und unseres Nachbarn sind mit 18 eigentlich auch schon zu alt dazu, und die Gabi und die Lydia waren in den jüngeren Jahren auch nicht gerade kältefest oder sportbegeistert oder hatten gar Ambitionen als Naturbeobachter.

Minutenlang beobachte ich. Ich möchte, daß die Gestalt sich noch einmal bewegt, damit ich weiß, daß ich tatsächlich keine akustische Halluzination hatte. Und sie tut mir den Gefallen: Sie bewegt sich.

Die Bewegung ist aber deutlich genug interpretierbar: Sie hat einen Feldstecher an die Augen gehoben und sieht nach Osten.

Was kann man von dort sehen, wenn man einen Feldstecher benutzt? Es ist natürlich albern, aber ich habe den Eindruck, daß der- oder diejenige uns zu den Fenstern hineinschaut. Das ist weit hergeholt, schon weil wir alle Vorhänge zugezogen haben. Aber außer unseren Südfenstern gibt es kein einziges Fenster in Großhelfendorf, das man von dort aus, wo diese Gestalt hockt, sehen kann.

Andererseits weiß ich auch, was für ein mächtiges Instrument ein gutes Nachtglas ist. Wenn die Austrittspupille groß genug ist, und die Transmission fast 100 Prozent, dann kann man in dieser mondhellen Nacht mit einiger Übung unglaublich viel sehen. Die Übung braucht man aber, weil man das Glas ruhig halten muß und weil man verhindern muß, daß die vom Auge verdunstende Feuchtigkeit sich auf den Okularen niederschlägt, wo sie viel zu langsam wieder wegsublimiert. Das ist bei dieser Kälte nicht einfach.

Wenn ich jetzt weiterlaufe, dann kann man mich von dort mit einem Nachtglas also bestens sehen, die ganze Zeit, bis ich um unser Haus herumlaufe. Wer mich kennt, würde mich erkennen. Das ist mir unangenehm. Natürlich kann jeder sich die Landschaft zu dieser Zeit so lange ansehen wie er mag, und wenn es dabei so aussieht, als ob ich beobachtet werde, dann ist das eben Zufall. Es gibt nämlich keinen Grund, sich für mich zu interessieren. Wir sind nicht reich, wir sind nicht in bedeutender Stellung, weder Irene noch ich. Kein Grund zur Sorge. Niemand kann etwas von uns wollen.

Einen Moment lang denke ich an den Wagen auf dem Waldweg. Ist da ein Zusammenhang? Dieses ist schließlich die zweite ungewöhnliche Beobachtung auf diesem nächtlichen Waldlauf. Eine gewisse Häufung. Die meisten Waldläufe sind ereignisloser. Was ist denn schon Aufregendes passiert, auf den etwas mehr als 26.000 Kilometern, die ich bisher in meinem Leben erlaufen habe? Ein paarmal sind mir Füchse in unmittelbarer Nähe über den Weg gelaufen, deren unnatürlich gleichgültiges Verhalten eine Tollwutinfektion vermuten ließ. Es ist aber in keinem Fall ein Angriff erfolgt. Zwei- oder dreimal hatte ich mich mit der Temperatur so verschätzt, daß ich fast nicht mehr lebendig nach Hause gekommen wäre. Einigemale sind mir auf Nebenstraßen PKWs begegnet, deren Fahrer offenbar nicht mehr fahrtüchtig waren – das waren vielleicht noch die gefährlichsten Vorfälle. Ein paarmal traf ich im Wald unerwartet Menschen, was bei dieser Laufstrecke zu erwarten ist. Dann wurde ich, etwa vor zehn Jahren, kurz vor Weihnachten von einem langsamfahrenden PKW beschattet – ich nehme an, einer der lokalen privaten Waldbesitzer hat einen Weihnachtsbaumdiebstahl vermutet.

Alles Situationen, die mit mehr oder weniger geringer Wahrscheinlichkeit eintreten, die aber eintreten müssen, wenn man ihnen lange genug Gelegenheit dazu gibt. Und jetzt ist eben eine Gestalt auf einem nächtlichen, mondbeschienenen und schneebedeckten Feld dran, eine Gestalt, die aussieht wie ein toter Indianer, dessen nichtsehende Augen auf den nächsten Sonnenaufgang warten, der aber ab und zu einen Feldstecher benutzt. – Es kann nichts zu bedeutet haben.

Ich laufe weiter. Innerhalb von Sekunden bin ich wieder im vollen Mondlicht und auf dem Niveau des Feldes rundherum. Aus den Augenwinkeln und eine deutliche Kopfwendung vermeidend beobachte ich die Gestalt weiter. Sie bleibt reglos. Minuten später bin ich zu Hause.

Als ich Irene erzähle, was ich gesehen habe, zuckt sie die Achseln: Ein Nachtspaziergänger – na und? Was ist daran besonderes?

Vor mehr als zwei Jahren wäre Irene vielleicht beunruhigter gewesen. Aber sie war mit mir in der Welthöhle. Nach dieser Erfahrung kann sie ein einsamer Spaziergänger, der sich vielleicht etwas seltsam verhält, kaum noch aufregen. Wir sind schließlich beide durch ganz andere Abenteuer ‘gestählt’ worden.

Und sie hat ja recht. Ein seltsamer, nächtlicher Spaziergänger bedeutet keine Bedrohung. Und wenn es eine Bedrohung gäbe, dann wüßten wir auch, wie wir damit fertig werden: Jeder von uns weiß, wo die extra geschliffene Axt liegt, und die Sprühflasche mit der Natronlauge, die eine noch fürchterlichere Waffe darstellt, wenn man weiß, wohin man einem Angreifer das Zeug am zweckmäßigsten spritzt. Und seit unseren Erlebnissen in der Welthöhle weiß ich auch, daß ich diese anwenden würde, um Schaden von Irene oder mir abzuwenden. – Niemand will uns etwas tun, und niemand wird uns etwas tun.

Es dauert nicht lange, bis ich den Vorfall auch vergessen habe.

Hacker und Lauschangriffe

Bis ins Frühjahr 1998 passierte nichts weiter, was uns irgendwie Grund zur Beunruhigung gegeben hätte. Der Verlag, der 'Welthöhle – Die Granitbeißerinnen' herausgebracht hatte, fragte wiederholt nach, ob ich tatsächlich einen Nachfolgeroman schreiben würde – ich hatte das seinerzeit in Aussicht gestellt. Aber ich wollte nicht. Es schien mir wenig sinnvoll, dieser tatsächlichen Reisebeschreibung eine reine Fiktion hinterherzuschicken. Ich lehnte mit dem Hinweis auf gesundheitliche Schwierigkeiten ab und verwies auf einen späteren Zeitpunkt.

'Welthöhle – Die Granitbeißerinnen' verkaufte sich zwar ganz ordentlich, aber als Buchautor kann man Buchhonorare vergessen. Leben kann man jedenfalls nicht davon, und sowohl ich als auch Irene behielten unsere beruflichen Tätigkeiten bei, auch wenn ich meine Arbeitszeit gleich nach unserem Abenteuer in der Welthöhle auf 30 Stunden pro Woche reduziert hatte. Meine Vorgesetzten waren damals zwar dagegen, aber ich sagte klipp und klar: 'Entweder man kommt gehaltlich weiter, oder man erhält Gelegenheit, sich neue fachliche Horizonte zu erschließen. Wenn beides nicht der Fall ist, dann darf sich niemand darüber wundern, daß man den Beruf nur noch als Brötchenerwerb ansieht und jede darüber hinausgehende Motivation vermissen läßt.'

Das wurde akzeptiert. Es ist ein offenes Geheimnis, daß bei meinem Arbeitgeber die sogenannte 'Innere Kündigung' der Normalzustand ist, ganz besonders sogar im mittleren und im oberen Führungskreis. Aber auch die Sachbearbeiterebene ist davon stark betroffen: Wo Leistung sich nicht auszahlt, ist das eine mit Sicherheit eintretende Folge. Fast alle bis auf die Naivsten wissen das. In diesen Dingen sind Großfirmen den alten sozialistischen Planwirtschaften sehr ähnlich.

Das war ein Grund. Der andere war der, daß sich übertriebenes Engagenment, das sich tatsächlich finanziell auszahlte, einfach nicht mehr lohnte. Das Finanzamt sorgte schon dafür. Die politischen Wechselwinde der Neunziger Jahre kosteten überall Geld, und das nahm der Staat natürlich von uns. Unter diesen Bedingungen ist es einfach nicht mehr sinnvoll, mehr zu arbeiten als unbedingt notwendig. – Und dann muß man sich

natürlich fragen, ob man es bei den vielen Arbeitslosen wirklich verantworten kann, einen ganzen Arbeitsplatz zu belegen.

Diese 30 Arbeitsstunden pro Woche hatte ich schon immer so aufgeteilt, daß mir der Mittwoch frei blieb. Das hat zur Folge, daß ich manchmal am Donnerstag irgendwelche brandneuen Entwicklungen – Kundenanfragen und so weiter – noch nicht kannte. Natürlich kommt es dann auch schon mal vor, daß ein Kollege einen Blick auf meinen Schreibtisch werfen muß, um sich über den Stand meiner Arbeiten zu informieren, oder daß er die mir zugeordneten Dateien auf unseren Rechnern ansieht. Das ist okay – wir haben in diesem Punkt ja keine Geheimnisse voreinander, und die, die wir hätten, würde keiner auf den Rechnern unseres Arbeitgebers aufbewahren.

Deshalb wunderte ich mich auch nicht, als ich eines Donnerstages feststellte, daß am Mittwoch vorher mein gesamter Dateienbestand gelesen worden war. Wie jeder Kenner von UNIX weiß, trägt jede Datei das Datum und den Zeitpunkt des letzten lesenden Zugriffes. Entweder, irgendjemand hatte dort etwas gesucht, oder eine Sicherung war gelaufen. Letzteres war nicht der Fall, wie ich bald erfuhr. Aber ich fragte nicht nach, wer denn nun was in meinen Dateien gesucht hatte. Deshalb dauerte es einige Tage, bis ich per Zufall erfuhr, daß niemand sich erinnern konnte, in jüngster Zeit meine Dateien inspiziert zu haben. Niemand hatte einen dienstlichen Grund dazu gehabt.

Natürlich dachte ich an das Naheliegende: jemand hat sich aus Langeweile auf allen Benutzerkennungen umgesehen. Ich tat das, was man immer tut, wenn man rauskriegen will, ob jemand hackt und mit welchen Berechtigungen: Ich kreierte einige Dateien mit variablen Schutzattributen und beleidigendem Inhalt. Mal sehen, ob sich jemand verrät.

Flüchtig dachte ich daran, daß ich eigentlich die vom Betriebssystem verwalteten Dateien, in denen viele Aktivitäten protokolliert werden, durchsuchen sollte. Aber da steht zuviel drin. Zu unübersichtlich. Das würde in Arbeit ausarten, und dazu hatte ich keine Lust.

In den nächsten Tagen ließ keiner meiner Kollegen erkennen, diese Dateien gelesen zu haben. Es fand auch tatsächlich kein Lesezugriff statt. Damit waren meine Möglichkeiten beschränkt, denn es war ja im Prinzip

möglich, daß ein Zugriff von überall her erfolgen konnte. Sämtliche Rechner am Standort sind vernetzt. Wenn man dann noch das Paßwort des Systemverwalters kennt, dann kann man mit den Rechnern machen, was man will. Ich habe aber schon immer vermutet, daß der beste Schutz für unsere dienstlichen Rechner einfach daher kommt, daß das meiste, was man dort finden kann, sterbenslangweilig ist.

Ich war schon wieder dabei, die ganze Angelegenheit zu vergessen, bis ich eines Tages, einige Minuten nach dem Einloggen, feststellte, daß bestimmte Dateien in meinem 'HOME'-directory, die bei jeder Anmeldung an das System gelesen werden müssen, erst vor Sekunden gelesen worden waren. Da war gerade eben jemand am Werke!

Ich forschte sofort nach. Von meinen Kollegen, die in Rufweite saßen, war es keiner. Das war auch glaubwürdig, denn alle hatten mehr oder weniger dringende Arbeiten zu tun. Also mußte es jemand von außen sein.

Ich meldete mich bei dem Rechner unter der Kennung des Systemverwalters an, um die 'remote-login's der letzten Zeit überprüfen zu können.

Diesen ganzen Tag lang hatte sich niemand von außen an diesem Rechner angemeldet!

Also entweder log einer meiner Kollegen, oder ich hatte irgendwo einen Prozeß laufen, der auf meine Dateien zugriff – ich war sicher, daß das nicht der Fall war, denn davon sollte ich ja wissen – oder jemand mit ganz erstaunlichen Fähigkeiten, das System zu manipulieren, war von irgendwoher eingedrungen.

Ich forschte weiter. Der Fremde war immer noch da. Die dadurch hervorgerufene Systembelastung war nicht sehr groß, denn offenbar verwendete der Fremde bloß den Systemeditor, um irgendwelche Dateien zu lesen – meine Dateien! Ich konnte verfolgen, wie der Zugriffszeitpunkt einiger Dateien immer wieder auf den aktuellen Zeitpunkt sprang!

„Jungs, wer ist es? Vielleicht kann ich euch helfen, bei dem, was ihr sucht!" sagte ich so laut, daß jeder im Büro es hören mußte. Erstauntes Kopfschütteln.

Ich kenne meine Kollegen. Von denen ist es keiner. Aber wer dann?

„Wir haben einen Eindringling auf HAL! Hat jemand was dagegen, wenn ich ihn herunterfahre?"

‘HAL’ ist einer unserer UNIX-Rechner. Alle unsere Rechner haben irgendwelche Namen bekommen, die man sich merken kann, und die Namen von Computern aus bekannten SF-Werken liegen da natürlich nahe.

Lauter Protest. Auf HAL wird gearbeitet, warum sollte man ihn also runterfahren? Insbesondere, weil, selbst wenn ich recht habe, dieser Eindringling im Moment niemanden stört.

Außerdem könnte es ja auch sein, daß ich mich irre.

Also beobachte ich weiter. Ich versuche, die Sprünge in den Zugriffszeiten auf die Dateien mit dem Geklapper der Tastaturen meiner Kollegen zu korrelieren. Fehlanzeige – es ist tatsächlich niemand in diesem Raum.

Der Spuk dauert noch eine halbe Stunde. In dieser Zeit stelle ich fest, daß wieder alle meine Dateien inspiziert werden, aber nicht die Dateien meiner Kollegen. Nach dieser halben Stunde ist der Fremde weg.

Und im ganzen System gibt es keine Spur, daß jemand da war! Wenn ich den Mund gehalten hätte, hätten meine Kollegen gar nichts bemerkt.

Als ich das zu Hause Irene erzählte, erntete ich nur mildes Interesse. Sie hatte selbst ungewöhnliche Dinge zu berichten: Anonyme Anrufe an ihrem Arbeitsplatz, bei denen der Anrufende sich nicht meldete, und außerdem hatte sie durch Zufall erfahren, daß jemand Einblick in ihre Personalakte genommen hatte. Es war ihr aber nicht möglich gewesen, herauszufinden, wer das war.

Natürlich witterte ich einen Bruch des Datenschutzgesetzes – in unseren Personalakten hat niemand herumzuschnüffeln, und wenn unsere Arbeitgeber das zulassen, dann ist das ein Grund, mit ihnen Schlitten zu fahren – das ist keine arbeitsrechtliche Sache mehr, so etwas gehört vor eine Strafkammer!

Aber wie es so ist – man ist träge. Wir waren es auch und verfolgten die Sache nicht weiter. Ich versuchte auch nicht, herauszufinden, ob jemand sich für meine Personalakte interessiert hatte.

Die wirklich interessanten Dinge stehen da nicht drin – dafür hatte ich schon seit Jahren gesorgt.

Auch zu Hause gab es anonyme Anrufe, bei denen sich niemand meldete. Das passiert immer mal wieder, und wir ärgerten uns nicht einmal ansatzweise. Es ist natürlich immer die Gefahr vorhanden, daß sich jemand

ein Bild darüber machen will, wann wir da sind und wann nicht. Aber wozu dieser Aufwand, in einem Haushalt, wo eigentlich nichts zu holen ist? Außer Vandalismus haben wir nichts zu befürchten – Wertgegenstände gibt es bei uns nicht.

Erwähnenswert ist ein Anruf, den Irene bei ihrer Schwester Sylvia machte, die in der Nähe des Tegernsees in Waakirchen lebt. Während die beiden miteinander redeten, mischte sich plötzlich jemand ein. Es war nur eine Bemerkung, die sich aber auf den Inhalt des Gespräches zwischen Irene und der Sylvia zu beziehen schien. Der Fremde hielt sofort wieder den Mund. Irene legte auf und wählte noch einmal.

Später erklärte ich ihr das induktive Übersprechen zwischen parallelen Telefonleitungen. Sie meinte, daß die Stimme noch deutlicher gewesen wäre als die ihrer Schwester, es könne also kein Übersprechen gewesen sein. Es ist mir unklar, seit wann Irene soviel über die elektromagnetische Induktion zu wissen glaubt, aber ich hielt den Mund. Es gab ja noch andere Erklärungen. Bei der teilweise immer noch veralteten Dampfelektronik – oder Elektrik? – der TELEKOM konnte eine versehentliche Konferenzschaltung immer mal wieder vorkommen. Wozu sich aufregen? Freuen wir uns lieber darüber, daß mit unseren Steuern modernste elektronische Vermittlungssysteme für den ganzen ehemaligen Ostblock finanziert werden! Wenn der letzte Russe in Kamtschatka oder Kasachstan mit einem modernen Telefonapparat versorgt ist, dann können wir die nächste Generation von Telefonapparaten und Vermittlungstechnik wieder selbst kaufen!

Diese ganzen Vorgänge schienen jedenfalls so vereinzelt, daß sie nichts miteinander zu tun haben konnten. Wir waren deshalb auch nicht besonders beunruhigt.

Heimsuchung und Literaturdiskussionen

Im Frühjahr 1998 gab es weitere vereinzelte Lauschangriffe auf meine dienstlichen Dateien, aber es gelang mir nie, etwas über den Verursacher zu erfahren. Ich fand nicht heraus, von woher er kam und wer er war. Aber er war gut. Er kannte sich im System aus. Er wußte, wie man seine Spuren verwischt. Wahrscheinlich wäre mir die Sache überhaupt nie aufgefallen, denn wer behält die Dateiattribute der eigenen Dateien schon so genau im Auge? Ich nahm auch an, daß der Eindringling nicht bemerkt hatte, daß ich etwas gemerkt hatte.

Ich hatte allerdings den Eindruck, daß er zwar exklusiv an mir interessiert war, aber daß er bereits wußte, daß auf den dienstlichen Rechnern nicht das zu holen war, was er haben wollte.

Aber was wollte er denn haben?

Dann kam der 17. April. Ein Freitag. Letzteres war für mich eine wichtigere Tatsache als der traurige Tatbestand, daß es sich um meinen 47. Geburtstag handelte. Irgendwann hört man auf, zu feiern, daß die einem verbleibende Zeit immer mehr zusammenschmilzt. Aber ein Wochenende ist immer ein positives Ereignis an sich.

Die Irene war vor mir nach Hause gekommen. Sie erwartete mich oben auf der Treppe, nachdem ich die Haustür abgeschlossen hatte. Ihr Gesichtsausdruck war nicht der Da-kommt-ja-das-Geburtstagskind-Gesichtsausdruck. Stand Ärger ins Haus? Ich war mir keiner Schuld bewußt.

„Da ist jemand, der dich besuchen will!“ sagte sie.

„Wo?“

„In der Küche!“

„Du hast ihn reingelassen? Wir hatten doch vereinbart, daß Fremde…“

„Das ist ein Kommissar oder so etwas.“ Unsere Stimmen sind gedämpft. „Der kann sich ausweisen!“

„Das kann ich auch.“ Trotzdem bin ich neugierig.

Als ich die Küche betrete, erhebt sich ein Mann in mittlerem – also meinem – Alter und streckt mir die Hand entgegen. Widerwillig schüttele ich sie – ich mag dieses Austauschen von Hautpilzen nicht.

„Grohmann. Doktor Grohmann. Ich komme vom Innenministerium."

Dieser Grohmann trägt einen Nadelstreifenanzug, was ihn in unserer Küche deplaziert aussehen läßt. Außerdem assoziiert Nadelstreifen Manager, und das weckt sofort meine Abneigung. Ich versuche, es mir nicht anmerken zu lassen.

„Bonn oder Berlin?" frage ich. Es ist im Moment etwas unübersichtlich, wo in unserem Lande welche Behörde und welches Ministerium zu finden ist.

„Brüssel. Herr Playton, wenn ich mich nicht irre?"

„Aha. Was kann ich für Sie tun? Äh – wie haben Sie mich eben genannt?"

Wir setzen uns alle. Auch Irene sieht noch eine Spur beunruhigter drein.

„Playton. Das ist doch ihr Pseudonym, nicht wahr? Josella Playton!"

„Woher wissen Sie das? Ich kann mich nicht erinnern, daß der Verlag befugt ist, dieses nach außen mitzuteilen. Wir haben einen Vertrag…"

„Den der Verlag nicht gebrochen hat. Wir haben es anders in Erfahrung gebracht. Es gibt viele Leute, die um Ihr Pseudonym wissen."

„So viele sind es nicht," sage ich, „aber es spielt ja auch keine Rolle. Was kann ich für Sie tun, Herr Grohmann?"

Den 'Doktor' lasse ich weg. Ich verwende nie Titel in der Anrede. Wenn ein Gegenüber das übelnimmt, dann handelt es sich nicht um jemanden, mit dem ich länger zu tun haben möchte.

„Das müssen wir jetzt noch herausfinden."

„Ich verstehe nicht."

„Können Sie es sich nicht denken?"

„Nein, ich kann mir nicht denken, was das europäische Innenministerium von mir will."

„Herr Playton. Ich darf Sie doch weiter so nennen, ja? Wir verwenden diesen Namen intern, auch nachdem wir Ihre wahre Identität in Erfahrung gebracht haben. – Wir haben uns so daran gewöhnt."

„Bitte. Mit Vornamen reden wir uns ja nicht an."

„Ja. Also, Herr Playton. Sie haben ein Buch geschrieben. Vor zwei Jahren."

„Dessen Ertrag ordnungsgemäß versteuert wurde. Außerdem – soviel war es nicht!“

„Gewiß, gewiß. Deshalb bin ich nicht hier – ich bin nicht vom Finanzamt. Sie haben dieses Buch geschrieben: ‘Welthöhle – Die Granitbeißerinnen’“

„Ja. Nach ihrer Vorarbeit könnte ich es kaum noch leugnen. Aber was interessiert es Sie?“

„Wir haben es sorgfältig gelesen.“

„Oh. Schön! Ein Leser! Kommt jetzt Literaturkritik?“

„Wenn Sie so wollen.“

„Aha. Und wie sieht die aus?“

„Es ist zu realistisch.“

„Naja. Das ist doch Absicht. Abenteuergeschichten sind sehr schwer zu verkaufen. Wer liest denn noch, heutzutage? Ich mußte etwas schreiben, das im Prinzip wahr sein könnte.“

„Das wahr war.“ Lange Pause. Grohmann sieht mich lauernd an. „Nicht?“

Schweigen. Irene sieht von einem zum anderen. Hat sie schon etwas gesagt?

„Das wahr sein könnte.“ wiederhole ich, „Lesen Sie ein Geologiebuch.“

„Haben wir.“

„Ein Buch über Paläobiologie.“

„Paläontologie. Haben wir auch.“

„Na also.“

„Wir haben viel nachgedacht.“

„Ich auch. Ich mußte das Buch so hinkriegen, daß bescheidenere Geister tatsächlich glauben könnten, daß es sich um die Beschreibung wahrer Begebenheiten handeln könnte.“

Zu spät fällt mir ein, daß diese Formulierung als Beleidigung aufgefaßt werden könnte. Aber Grohmann läßt sich nichts anmerken.

„Und wo waren Sie Ende 1995? Drei Monate lang?“

„Das haben wir unseren Arbeitgebern lang und breit erklären müssen. Und der Polizei. Und allen unseren Bekannten. Ich hatte eine Krise. Hatte die Schnauze voll. Wollte aussteigen – wie man das so nennt. Wollte ir-

gendwo in Schottland zurückgezogen leben, den Rest meiner Tage vielleicht. In irgendeinem Cottage. Die Irene – meine Frau – ist hinterhergereist und hat auf mich eingeredet. Wochenlang. Bis ich wieder soweit war, meine zivile Existenz weiterzuführen. – Ich reduzierte dann meine Arbeitszeit und schrieb etwas. Unter anderem dieses Buch."

„Sehr schöne Cover-Up Story."

„Wieso? Was ist daran so unglaubwürdig?"

„Noch nichts. Aber das Buch ist zu gut."

„Das ist jetzt nicht der Zeitpunkt für falsche Komplimente. Was wollen Sie wirklich?"

„Das Buch läßt erkennen, daß es keine Fiktion ist."

„Wieso denn?"

„Wir haben es lange analysiert. Konsistenzchecks, zum Beispiel. Jede Beschreibung fiktionaler Ereignisse enthält Fehler, die den meisten Lesern nicht auffallen. Ihr Buch enthält auch Fehler, aber die sind von einer anderen Art. Das sind eher die Fehler, die man aus Gründen einer ungenauen Erinnerung macht."

„Das wollen Sie festgestellt haben?"

„Ja. – Es gibt Expertensysteme, die für so etwas spezialisiert sind. Sie analysieren und extrahieren etwas, was man sich am ehesten als Spektrum von Fehlern, Inkonsistenzen und Ungenauigkeiten vorstellen kann. Damit kriegt man raus, welcher Text tatsächliche Dinge beschreibt und welcher nicht."

„Spricht doch für mich als Autor, wenn ich das so realistisch hingekriegt habe, ja?"

„Vielleicht. Nur – diese Systeme kann man nicht täuschen. Schon gar nicht bei einem Text dieser Länge. Ein Autor, der das als fiktiven Text geschrieben hat, ist ein Genie. Es sei denn, diese Dinge sind wirklich passiert. Dann ist er Durchschnitt. – Oder die Autorin. Ähem."

Ich hole tief Luft.

„Na gut. Dann gehen Sie doch auf die Zugspitze, durch's Höllental. Suchen Sie das Höllentalplatt ab, mit hundert Mann! Wenn die Geschichte wahr wäre, dann müßten Sie den Eingang finden! Suchen Sie doch!"

„Haben wir schon."

„Und?“ Einen Moment atemlose Spannung. Ich halte die Luft an. Haben sie es etwa tatsächlich gefunden?

„Nichts.“

Erleichterung. „Na, sehen Sie. Kein Eingang zur Welthöhle. Keine Welthöhle. Kein Tatsachenbericht. Es ist ein Roman.“

„Sie deuteten in ihrem Roman an, daß Sie verschiedene Dinge gezielt verfälschen würden, um den Kontakt zwischen dieser Zivilisation und den Granitbeißern zu verhindern. Der Eingang kann also auch ganz woanders sein.“

„Na klar,“ sage ich, „Die Alpen haben eine Ost-West-Ausdehnung von…“

Grohmann holt eine Photographie aus seiner Brieftasche heraus.

„Das wurde am 19. August 1995 aufgenommen!“ sagt er.

Ich betrachte mir die Photografie und gebe sie dann Irene. Es ist ein Schnapschuß. Jemand hat seine Freundin aufgenommen – ich kenne die Dame nicht. Aber der Hintergrund läßt erkennen, wo diese Aufnahme aufgenommen wurde: Vor der Hütte am Eingang zur Höllentalklamm. Und im Hintergrund klar zu erkennen sitzen Irene und ich auf einer Holzbank vor der Hütte. Das Ganze findet auf der schmalen, schwindelerregenden Terasse der Höllentalklammhütte statt. Dort haben wir seinerzeit tatsächlich Pause gemacht, wie ich mich erinnere.

„Es ist ein großer Zufall,“ sagt Grohmann, „ein sehr großer Zufall, den man als Autor in einem Roman nicht konstruieren würde. Ein Schwager von mir hat in Garmisch 1995 Urlaub gemacht. Am 19. August ist er auch durch’s Höllental rauf.“

„Hat er’s geschafft? Diese Dame sieht nicht sehr durchtrainiert aus.“

„Natürlich nicht. Es gab einen Wettersturz, erinnern Sie sich nicht? Gleich hinterm Brett sind sie umgekehrt. Im Gegensatz zu Ihnen. – Mein Schwager ist übrigens Photoamateur. Und SF-Romane liest er auch. – Zufälle gibt’s, gell?“

„Hmh.“ sage ich, „Na und? An diesem 19. August haben wir einen Ausflug auf die Zugspitze gemacht. Da ist mir ja die Idee mit dem Roman gekommen – oder sagen wir mal, ein früher Anstoß dazu.“

„Wo Sie doch dann gleich nach Schottland reisten, um ‘auszusteigen’? – Sie sind am 19. August nicht wieder zurückgekommen, das steht fest! Und da wollen Sie solche Pläne gemacht haben?“

Ich hole Luft. Die Existenz eines Beweises, daß wir am 19. August 1995 uns tatsächlich ins Höllental aufgemacht haben, war mir unbekannt. Jetzt wird die Cover-Up-Story komplizierter. Und es sieht nicht so aus, als ob Grohmann sich durch eine neue Cover-Up-Story – oder die alte mit mehr Details – abspeisen lassen würde.

„Also nur mal angenommen,“ sage ich, „nur mal angenommen, daß wir an jenem Tage tatsächlich in diese Ereignisse hineingestolpert sind. Was dann? Was interessiert Sie das? Was interessiert sich das europäische Innenministerium dafür?“

„Wasser.“ sagt Grohmann, „Luft. Bodenschätze. Energie. Platz. Forschung. Lebensraum für Millionen. Handel. Wirtschaftliche Entwicklung.“

Das alte, leidige Thema. Ist er naiv, oder tut er nur so? Oder ist die offizielle Haltung seiner Behörde so naiv? Wie oft habe ich gegen diesen Blödsinn schon argumentiert!

„Müll.“ sage ich, „Deponieraum. Kolonisierung. Ausbeutung. Zerstörung. Verschmutzung. Ausrottung. – Alles Scheiße!“

„Herwig!“ dämpft Irene.

„Wir wissen, daß Sie so denken.“ fährt Grohmann fort, „Sie haben es deutlich genug geschrieben. Aber wir haben keine Wahl. Bei der gegenwärtigen ökonomischen Situation der Europäischen Gemeinschaft müssen wir einfach alle Resourcen, deren wir habhaft werden können, nutzen.“

„Müssen wir das? Europa ist die reichste Region der Erde – immer noch!“

„Bedenken Sie unsere Zuströme! Die Millionen aus dem Osten und der dritten Welt! Die Verantwortung, die wir als wirtschaftsstärkste Region dem Rest der Erde gegenüber haben!“

„Das ist doch alles nur wieder die alte Wachstumsideologie!“

„Wachstum ist zur wirtschaftlichen Entwicklung notwendig! Stillstand ist Rückschritt!“

„Quatsch! Das sind doch Phrasen, und Sie wissen es! Ich habe es schon hundertmal gesagt: Es gibt sowas wie qualitatives Wachstum, und es gibt

das relative Wirtschaftswachstum: Gleichbleibende wirtschaftliche Aktivität bei immer weniger Menschen. Eindämmung der Bevölkerungsexplosion! Das gibt Wohlstand für alle! Für die ganze Welt. Aber was sie wollen ist doch nur, sich noch ein kleines, neues Stück Resourcen zu greifen. Begreifen Sie das denn nicht? Die Welthöhle – ich meine, wenn es sie gäbe – ist zwar immens groß, aber sie ist ein viel kleineres Ökosystem als die Erdoberfläche! Bei dem derzeitigen weltweiten Bevölkerungswachstum würde sie nur für ein paar Jahre verhindern, daß Resourcen und Platz abnehmen. Dann sind wir aber genau da, wo wir jetzt sind. Und die Welthöhle wäre in ihrer Einmaligkeit für immer dahin!“

„Und Sie maßen sich an, diese Meinung stellvertretend für alle festzuschreiben und selbstherrlich zu entscheiden, ob die Menschheit Zugriff auf diese Resourcen bekommt oder nicht?“

Grohmann’s Ton ist auch schärfer geworden.

„Das maße ich mir allerdings an. Ich maße mir an, zwei und zwei zusammenzuzählen und dabei vier herauszubekommen!“

„Wissen Sie, wieviele Menschen weltweit jedes Jahr an Hunger sterben?“

„Wissen Sie, wieviel noch sterben werden, wenn das weltweite Bevölkerungswachstum nicht zum Stillstand gebracht wird? Die Welthöhle nützt da nichts! Außerdem – nur die reichen Länder haben die Mittel, sie auszubeuten. Die dritte Welt hat nichts davon. Die fahren fort, zu verhungern!“

„Profitieren dann nicht ihrer Meinung die richtigen davon? In unseren Ländern haben wir kein Bevölkerungswachstum!“

„Ausgenommen durch Zuwanderung. Was kein wesentlicher Unterschied ist. Und dann: Was glauben sie, was ein kleines Kind, das in der Sahelzone gleich von der Mutterbrust weg verhungert, an Resourcen verbraucht, wenn wir es mal mit einem Kind in Europa vergleichen?“

Grohmann will etwas sagen, aber ich erzwinge mir das Wort durch Lautstärke. In unserer Wohnung teile ich das Wort zu.

„Wollen wir mal einen Vergleich machen? Wissen Sie, daß ein Bürger dieses Landes von der Wiege bis zur Bahre drei Millionen Kilowattstunden an Primärenergie verbraucht? Drei Millionen Kilowattstunden, das ist ein Sechstel der Energie, die eine Bombe vom Hiroshima-Typ freisetzt!“

„Es gibt kaum noch Nuklearwaffen!“ wendet Grohmann ein.

„Darum geht es nicht! Was ich sagen will ist, daß die friedliche Nutzung der Resourcen immens mehr verschlingt als ein Krieg mit starkem Bevölkerungsverlust! Soweit haben wir es gebracht! Zählen Sie doch zusammen, was ein einzelner Bürger im Laufe seines Lebens verbraucht und an Dreck erzeugt…“

„Es gibt Recyclingkonzepte…“

„Jajajaja! Die gibt es. Aber die lösen das fundamentale Problem nicht! Vielleicht kann man erreichen, daß ein Bürger dieses Landes im Laufe seines Lebens nur noch eine Millionen Kilowattstunden verbraucht, oder dreihunderttausend. Aber irgendwann werden intelligente Nutzungsmethoden der Resourcen zu teuer. Können Sie ein Haus mit hundert Watt heizen? Wollen sie dem Bürger auferlegen, seinen Müll in dreißig verschiedene Kategorien zu unterteilen? Und wenn, wo wollen Sie den Platz dafür hernehmen, wo die durchschnittliche Wohnungsgröße seit Jahren wieder rückläufig ist? – Oder nehmen Sie die Beleuchtungstechnik! Die Energiesparlampen, die man seit zehn Jahren verwendet! Fünfmal soviel Licht für denselben Strom wie eine Glühlampe. Nochmal der Faktor fünf geht nicht. Es verstößt gegen die physikalischen Gesetze. – Oder, nehmen Sie zum Beispiel…“

„Sie sind zu pessimistisch…“

„Bin ich nicht. Überhaupt nicht. Das Problem wird sich irgendwann von selbst lösen. So oder so. Der große Atomkrieg ist unwahrscheinlich geworden, aber da sind ja noch diese vielversprechende Seuchen. Die klassische Cholera hat den ganzen südamerikanischen Kontinent im Griff, AIDS ist gerade dabei, Afrika und den Mittleren Osten auszurotten, und in den USA und in Europa zeigt es auch schon Wirkung. Vielleicht hilft uns das. Vielleicht. Sonst ist der ganze Planet in einigen Jahrzehnten eine weltweite Müllhalde, auf der 20 Milliarden Menschen nach etwas Eßbarem suchen, wenn sie gerade nicht mit irgend einem schmutzigen Bürgerkrieg beschäftigt sind. – Und der alte Mann in Rom redet immer noch von der Würde des Menschen und seiner göttlichen Bestimmung.“

„Das ist doch alles übertrieben. Uns geht es doch gut, das müssen Sie zugeben. Oder wollen Sie das ändern?“

„Nein, das will ich nicht! Hören Sie, ich habe eine Vision. Wohlstand für alle, weltweit! Das geht! Saubere Umwelt für alle, weltweit, das geht! Aber nicht mit so vielen Milliarden Menschen. – Ich weiß nicht mit wievielen – vielleicht 130 Millionen, vielleicht eine halbe Milliarde."

„In Europa?"

„Auf der ganzen Welt! – Ehrlich, ich weiß es nicht."

Ich hole Luft, um weiter fortzufahren. Wie oft habe ich diese Argumente schon vorgebracht?

„Ich weiß es nicht. Es ist eine Zahlenmystik. Wieviele Menschen sollten es sein, die auf der ganzen Erde leben dürfen? Oder in jedem Land? Eine Zahl von höchster politischer Brisanz! Wer soll es festlegen? Wer erzwingt es? Das muß doch einmal geklärt werden! – Aber niemand interessiert sich dafür. Nicht einmal Greenpeace, oder die Grünen, als es sie noch gegeben hat. Um dieses Problem zu lösen, gibt es noch nicht einmal vernünftige ethische Axiomsysteme! – Ein Bier?"

Während ich im Eisschrank herumsuche, rede ich weiter. Grohmann macht die ganze Zeit den Eindruck, als ob er mich nur aus Höflichkeit reden läßt und nicht wirklich zuhört.

„Ich habe mal einen Roman geschrieben, in dem ich ein Konzept vorgestellt hatte, das funktionieren könnte: Jedes Land nimmt die Hälfte seines Territoriums aus jeglicher Nutzung heraus. Keine Industrie, keine Verkehrswege, keine Landwirtschaft, keine Forstwirtschaft, keine Deponien. Kein gar nichts. Sich selbst überlassener Urwald. Wenn es für dieses Land dann zu teuer wird, diese Ökoreserven nicht zu nutzen, dann ist das ein untrügliches Kriterium dafür, daß sie eine zu hohe Bevölkerungsdichte erreicht haben. Dann müssen sie politisch gegensteuern: Absenken der Kindergelder und so weiter. Da gibt es Möglichkeiten. – Und sehen Sie: Das ist die Welthöhle: Eine Ökoreserve! Sie sind hier, um mir klarzumachen, daß diese Ökoreserve genutzt werden soll. Weil es angeblich zu teuer ist, sie nicht zu nutzen. Das ist das Kriterium! Das beweist die Notwendigkeit, die Bevölkerungsdichte zu senken! Das ist der wirkliche Nutzen der Welthöhle!"

Grohmann nickt: „Wo es sie doch gar nicht gibt!"

Ich bin nur einen Moment sprachlos. „Wenn man sie nicht nutzen darf, dann ist es genaugenommen egal, ob es sie gibt oder nicht!“

Und ich werde eindringlicher, wie immer bei diesem Thema: „Zu hohe Bevölkerungsdichte wird selten direkt wahrgenommen. Das weitestgehende, was viele Menschen, denen die Knappheit bestimmter Resourcen auffällt, sich erlauben, ist eine Fremdenfeindlichkeit. Als ob es nur die anderen wären, von denen es zu viele gibt. Nein nein, alle demographischen Gruppen müssen abspecken. Müßten. Aber sie werden es nicht. Und jetzt soll von der Welthöhle die ökologische Entspannung kommen. So ein Unfug!“

Plötzlich schwenkt Grohmann auf meine eigene Argumentation ein: „Ich habe alles gelesen, was Sie geschrieben haben. Ich kenne dieses Konzept schon. Sie haben eines vergessen: Die stabilisierende Wirkung der Ökoreserven auf das Gesamtökosystem. Oder irre ich mich? Und das ist doch bei der Welthöhle gar nicht der Fall, weil jene Biosphäre von der unseren getrennt ist!“

„Natürlich“ sage ich, „ist die Welthöhle von der Erdoberfläche abgeschottet. Diese spezielle Wirkung einer Ökoreserve gibt es nicht. Jedenfalls nicht unmittelbar. Aber wenn Sie alles gelesen haben, was ich geschrieben habe, dann wissen Sie auch, daß die Möglichkeit besteht, daß die Welthöhle ab und zu genetisches Material mit der Erdoberfläche austauscht.“

„Wenn es sie gäbe!“ wirft Grohmann ein.

„Wenn es sie gäbe. Ganz richtig. Also. Wechselwirkung der Genpools. Vielleicht. Wir wissen es nicht. Es kann sein, es muß nicht sein. Erinnern Sie sich, daß ich die Möglichkeit erwähnte, daß nach gewissen, weltumspannenden Katastrophen von der Welthöhle aus das Leben die Erdoberfläche eventuell zurückeroberte? Daß es eventuell so sein könnte, daß es gar nicht möglich ist, daß sich das Leben auf einem Planeten über Jahrmilliarden ungestört entwickeln kann? Daß für das Erreichen eines gewissen Entwicklungsstandes des Lebens auf einem Planeten eventuell so etwas wie eine Welthöhle unbedingt erforderlich ist? Auf jedem Planeten im Universum? Weil diese weltumspannenden Katastrophen häufiger eintreten als wir das bisher glauben? – Stellen Sie sich vor, der Shoemaker-

Levy-9 wäre vor dreieinhalb Jahren nicht auf den Jupiter, sondern auf die Erde geknallt! Dann wäre genau jetzt die Welthöhle ein Refugium des Lebens. Das würde meinen Standpunkt deutlich demonstrieren."

„Wenn wir bei dem Beispiel bleiben – solche Katastrophen sollten doch auch recht häufig die Integrität der Welthöhle schädigen – sie vielleicht lokal einstürzen lassen, oder?"

„Kann sein. Weiß ich nicht. Ich weiß nicht, wie und wie häufig sich Welthöhlen bilden, wie viele es überhaupt gibt, und wie stabil sie sind. – Vielleicht bilden sie sich ganz routinemäßig, in Subduktionszonen, durch Plattentektonik, durch eine besondere Art von Vulkanismus, was weiß ich."

„Hatten Sie das schon in den 'Granitbeißerinnen' geschrieben? Ich erinnere mich nicht…"

„Vielleicht nicht genau so. Ich habe ja nicht aufgehört, nachzudenken, seitdem ich dieses Buch verfaßte. Aber wie auch die Welthöhle entstanden ist – daß sie für das Leben wichtig ist, ist eine prinzipielle Möglichkeit, das müssen Sie zugeben! Herr Grohmann! Die Welthöhle ist zu wertvoll, um sie für kurzfristige Zwecke zu nutzen!"

Grohmann nickt: „Wollen Sie jetzt immer noch behaupten, daß es sie nicht gibt?"

„Vielleicht habe ich über dieses rein literarische Konzept sehr genau nachgedacht!"

„Wollen wir vielleicht etwas essen?" unterbricht Irene und beginnt schon, den Inhalt des Eisschrankes zu durchwühlen, „Ich jedenfalls habe Hunger. Und wenn ihr noch weiter reden wollt…"

„Vielleicht geht Herr Grohmann bald…" sage ich ganz undiplomatisch.

„Sie könnten tatsächlich darauf bestehen. Aber ich käme wieder. Mit einer amtlichen Vorladung."

„Was?"

„Oder so etwas Ähnliches. – Herr Homberg. Oder Herr Playton. Wie Sie wollen. – Was Sie sagen ist ja vielleicht ganz schön und richtig. Aber es ist auch sehr hypothetisch. Ökoreserve, Genpool. Naja, vielleicht. Aber unsere wirtschaftlichen Schwierigkeiten haben wir heute schon, und die sind alles andere als hypothetisch. Sie wissen so gut wie ich, bei welcher im-

mensen Aufbauarbeit die EG zwischen hier und Kamtschatka assistieren muß. Sie wissen so gut wie ich, daß selbst so etwas wie klares Trinkwasser im globalen Durchschnitt eine Mangelware ist. Und Sie wissen auch, welch ökologisch gut verträgliche Anwendungen die Welthöhle ermöglichen würde. Denken Sie nur an das Wasser da unten. Fast Körpertemperatur. Ideal für das umweltfreundliche Heizen! Umweltfreundlichkeit liegt ihnen doch am Herzen, wenn ich Sie richtig verstehe, oder?“

„Wollen Sie Heizwasser für hundert Millionen Menschen aus der Welthöhle abpumpen? – Immer mal angenommen, es gibt sie wirklich, haben Sie dann an die technischen Probleme gedacht, dieses Wasser über mehr als zehn Kilometer heben zu müssen?“

„Mit der potentiellen Energie des abgekühlten Heizwassers, das wieder nach unten gebracht werden kann. Sollten Sie als Physiker eigentlich drauf gekommen sein!“

„Aha. Die Welthöhle kühlen. Mit Hunderten und Tausenden von Megawatt. Bis sich das Wettermuster da unten ändert. Vielleicht hört die Leuchtende Wolkenschicht auf, zu existieren. Wissen Sie, was es für die Welthöhle bedeuten würde, wenn diese Lichtquelle erlischt? Die Welthöhle lebt von einem Wärmestrom von nur etwa einem Watt pro Quadratmeter! Mehr nicht! Sie machen die Ökosphäre kaputt, wenn Sie da solche Energiemengen entnehmen wollen!“

„Vielleicht, vielleicht. Das wissen wir doch nicht! Wenn etwas passiert, würde man gegensteuern.“

„Gegensteuern. Als ob man alles in der Hand hätte. – Herr Grohmann, wenn Sie meinen, jedes komplexe System so gut in den Griff zu kriegen, warum ist dann die EG überhaupt in den wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die angeblich die Nutzung der Welthöhle erforderlich machen?“

„Das kann man doch überhaupt nicht vergleichen!“

„Ich kann es! Beides sind komplexe Systeme…“

„Die Nutzung der Welthöhle würde Milliarden erwirtschaften…“

„Sie haben meine Frage nicht beantwortet!“

„Die Nutzung der Welthöhle würde Milliarden erwirtschaften, und darauf können wir nicht verzichten. Millionen Arbeitsplätze. Umweltschutz…“

„Nein, eben nicht!“

„Umweltschutz. Kampf gegen den Hunger in der Welt…“

„Der sowieso verloren werden wird!“

„Wir haben einfach die moralische Verpflichtung.“

„Wer ist ‘wir’?“

„Wir alle. Ich. Sie.“

„Nein. Ich nicht. Ich habe keine moralische Verpflichtung, das falsche zu tun. Keine Verpflichtung, das Saatgut aufzuessen und damit die Ernte zu riskieren. Was gucken Sie? Ist dieses Bild nicht deutlich genug? Die Welthöhle kann eine immense Bedeutung für uns haben, wenn man sie in Ruhe läßt, und nur dann. Punkt.“

Schweigen. Atempause. Irene wartet immer noch auf eine Entscheidung wegen des Essens.

„Herr Grohmann,“ sage ich, „Ich weiß immer noch nicht genau, mit welchem Recht Sie hier auftreten. Aber das ist auch egal. Ich behaupte weiter, daß es die Welthöhle nicht gibt. Das müssen Sie mir bis zum Beweis des Gegenteils schon abkaufen. Und wenn Sie mir mit irgendwelchen behördlichen Maßnahmen drohen – noch sind wir ein Rechtsstaat!“

„Im Gegensatz zu Ihren Granitbeißerinnen…“

„Noch sind wir ein Rechtsstaat! Sie können mich zu überhaupt nichts zwingen! Ich zeige Ihnen jedenfalls nicht, wo die Welthöhle ist, weil sie nämlich entweder gar nicht existiert – das ist auch weiterhin meine Behauptung – oder weil ich aus genau dem gleichen Grunde, der es Ihnen bisher verwehrt hat, den Eingang zu finden, diesen auch nicht finden würde.“

„Klingt logisch.“

„Es ist logisch. Ich muß Sie nun bitten, zu gehen. Ich möchte nicht mehr über die Welthöhle diskutieren. Es gibt sie nicht. Haben Sie das verstanden? Es gibt sie nicht.“

Grohmann steht auf. Also bleibt er nicht zum Essen. Wie schön.

„Ich finde den Weg hinaus.“ sagt er, als er zur Tür geht.

„Sicher,“ sage ich, „Aber ich muß mitkommen, weil ich unten abgeschlossen habe.“

Ohne ein Wort gehen wir die Stiege hinunter. Irene bleibt oben.

Als Grohmann auf den Hof tritt, wendet er sich noch einmal an mich:

„Sie hören noch von uns. Übrigens – erinnern Sie sich an den Similaun-Mann?“

„Diese Tiroler Gletscherleiche, die sie vor einigen Jahren gefunden haben?“

„1991. Ja. Es ist noch eine gefunden worden. Eine Frau. Aber keine 6000 Jahre alt. Nur etwa zwei.“

„Das passiert doch öfter, denke ich. Eine Touristin?“

„Vielleicht.“ Grohmann fummelt etwas aus seiner Tasche. „Das hat sie getragen. Keine Angst, wir haben es gründlich gesäubert. Ich denke, es gehört Ihnen. – Guten Abend!“

Er entfernt sich schnell. Ich warte nicht ab, ob er zu einem bereitstehenden PKW geht oder ob er in Richtung S-Bahnhof marschiert. Ich schließe ab und gehe nach oben.

„Was hast du denn da?“ fragt Irene und sieht auf das Stück Tuch in meiner Hand.

Ich entfalte es. „Hat der mir gegeben. Sie haben es bei einer weiblichen Gletscherleiche gefunden. Sagt er.“

Bei dem Wort ‘Gletscherleiche’ überfliegt ein Ausdruck des Ekels Irene’s Gesicht, so wie über meines wahrscheinlich auch, erst wenige Sekunden früher. Aber das Textil in meiner Hand ist tatsächlich makellos sauber.

Es ist ein weißes T-Shirt. Auf der Vorderseite ist ein Bild. Die Münchner Olympiahalle. Der Fernsehturm. ‘München’ steht oben, und unten vier Zeilen:

3. Internationaler Olympia City Marathon
28. April 1985
4. Internationaler Olympia City Marathon
4. Mai 1986

Einen Moment sagen wir gar nichts. Beide denken das gleiche.

Chreich.

„Die sind damals zu Tausenden verkauft worden!“ sage ich, „Hat damals eins gefehlt, als – sie – weggegangen ist?“

„Ich weiß nicht," sagt Irene, „Du hattest doch so viele davon. Wir hatten doch einen ganzen Schwung gekauft, als Trainings-T-Shirts!"

„Ja. Hatten wir."

Eine wenig beruhigende Aussage. Grohmann kann sich das ja nicht ausgedacht haben. Niemand weiß, daß wir von diesen T-Shirts eine ganze Reihe haben.

Und wenn ein solches T-Shirt bei einer Gletscherleiche gefunden wurde, dann sagt das ja eigentlich noch gar nichts. Wenn sie es aber mit uns in Verbindung bringen, dann kann das nur eins bedeuten:

„Sie haben eine Autopsie gemacht." sage ich.

„Unterscheiden sich denn die Granitbeißerinnen so von uns?" fragt Irene, „Du hattest doch…"

„Ja doch. Hatte ich." Ich werde nicht gerne an meine Erfahrungen als Kannibale erinnert. „Ich konnte nichts auffälliges feststellen. Aber ich bin kein Mediziner. – Denk an die höhere Körpertemperatur der Granitbeißerinnen. Nein, nein, wenn sie sie gefunden und untersucht haben, dann wissen sie, daß der Roman auf Tatsachen beruht. Und dann lassen sie nicht mehr locker."

„Aber – eine Gletscherleiche – Im Höllental sind doch kaum nennenswerte Gletscher!"

„Ein bißchen schon. Und ein paar Gletscherspalten auch. Zum Reinfallen, Genickbrechen oder Erfrieren reicht es. Und um nach zwei Jahren wieder zum Vorschein zu kommen, auch. – Vielleicht haben sie sie auch zuerst gefunden und sind erst deshalb auf die Idee gekommen, daß der Roman auf Tatsachen beruht."

„Aber der Höllentalferner ist doch viel höher am Berg!"

„Sie kann sich restlos verirrt haben."

„Hat er gesagt, wo sie gefunden worden ist?"

„Nein. Nicht einmal, ob es überhaupt im Höllental war. Sie kann sogar einen falschen Berg bestiegen haben. Im Prinzip wenigstens. Glaube ich aber nicht, weil es soviel gletschertragende Berge in den Bayerischen Alpen nicht gibt. – Ist ja auch egal."

Den Rest des Abends sitzen wir ziemlich schweigend beim Abendbrot. „Arme Chreich," sagt Irene einmal.

Und ich erinnere mich, wieviele Menschen da unten mittelbar durch unsere Anwesenheit in der Welthöhle zu Tode gekommen sind. Arme Chreich. – Arme Charmion.

Ich habe das dumpfe Gefühl, daß wir von Grohmann tatsächlich noch hören werden.

Daß ich an jenem Abend eigentlich Geburtstag hatte, fiel uns erst drei Tage später am Montag wieder ein.

Carola

An diesem Montag, dem 20. April, untersuchte ich als erstes, kaum in der Firma um eine für mich ungewöhnlich frühe Uhrzeit angekommen, wieder meine Dateien auf nicht durch mich autorisierte Zugriffe. Jetzt hatte ich ja einen Anhaltspunkt, wer das gewesen sein könnte, der da bei uns herumgehackt hat.

Es war aber nichts Auffälliges zu finden – der Eindringling schien endlich eingesehen zu haben, daß da nichts zu finden war, was ihn interessieren könnte.

Kurz dachte ich daran, daß er eventuell ja auch das gefunden haben konnte, was er suchte, und daß er deshalb seine Aktivitäten eingestellt hatte – aber ich hatte keine Idee, was das sein könnte. Also ließ ich diesen Gedanken wieder fallen.

Bevor die Mehrzahl meiner Kollegen erschienen, verließ ich das Labor wieder. Ich wollte Carola an ihrem Arbeitsplatz aufsuchen.

Carola hatte in den alten Zeiten des längst vergangenen Ada-Compiler-Projektes ebenso wie ich an diesem Projekt mitgearbeitet. Mit der unrühmlichen Beendigung dieses Projektes wurden sämtliche Mitarbeiter dieses Projektes auf andere Projekte verteilt, soweit sie es nicht bereits vorgezogen hatten, sich einen ganz anderen Arbeitgeber zu suchen und auf diese Weise mal richtig Geld zu verdienen.

Carola war etwa acht Jahre jünger als ich, mindestens ebenso intelligent und objektiv wahrscheinlich gutaussehend, was man aber praktisch nicht bemerkte – wenn man mit ihr zu tun hatte, hatte man es sofort immer mit der fachkompetenten Kollegin und nicht mit der Frau zu tun. Keine Ahnung, wie sie das machte, und ob da eine unbewußte Absicht war.

Ihre Einstellung zur Informatik war ganz anders als die meine. Während ich mich immer noch nicht der Faszination dieser Maschinen entziehen konnte und an die vielen ästhetischen Dinge dachte, die man mit Computern machen kann, war Carola Programmen und Maschinen gegenüber respektlos, immer bereit, deren Nichtfunktionieren nachzuweisen und so die Inkompetenz der Hersteller zu belegen. Sie hatte mir einmal erzählt, daß sie als Kind technisches Spielzeug, vorwiegend das Spielzeug anderer

Kinder, auseinandernahm, um rauszukriegen, wie es funktionierte. Genaugenommen war es genau das, was sie jetzt immer noch tat, um damit ihre Brötchen zu verdienen.

Ihr Disrespekt erstreckte sich nicht nur auf die Technologie, sondern auch auf die Verwalter derselben. Ihre Bemerkungen über die Fähigkeiten unserer Manager waren von erfrischender Deutlichkeit, und sie hielt sich auch nicht besonders zurück – sie war gerade noch vorsichtig und diplomatisch genug, einen Vorgesetzten so mit seiner eigenen fachlichen Inkompetenz zu konfrontieren, daß er es nicht gleich merkte. Anders ausgedrückt – Ihre Bemerkungen waren schon etwas davon abhängig, wer sich in Hörweite befand und wer nicht.

Carola war immer noch unverheiratet. Das wunderte keinen von uns. Die Präsenz eines derartigen Intellektes, der vor wenigen Dingen halt machte, hält privat niemand lange aus. Ich denke auch, daß sie selbst mit der Durchschnittlichkeit eines normalen Mannes sich nicht lange zufrieden geben würde. Für sie gab es einen Charakterfehler, den ein Mann sich nicht leisten durfte, und das war Dummheit. Ich fürchte, daß, nach diesem Kriterium, die meisten Männer für sie völlig uninteressant waren.

Nichtsdestoweniger hatte sie auch ihre Beschränkungen. Von Physik und Technik verstand sie wenig, medizinisch hatte sie kaum mehr als eine rudimentäre Allgemeinbildung. Immerhin wußte sie um diese Begrenzungen.

Sie ist immer kollegial gewesen, auch wenn man sie dreimal hintereinander dasselbe fragte und die Antwort immer noch nicht verstand. Man kann mit ihr alles besprechen – private wie dienstliche Dinge. Ich habe nie nachweisen können, daß sie mich – oder einen anderen Mitarbeiter – jemals angelogen hat oder vorgegeben hat, anders zu denken als sie es tatsächlich tat. Dem widerspricht nicht, daß sie wohl eine Privatsphäre hat, über die wir nichts erfahren, und private Gedanken, die sie niemals zum Ausdruck bringt. Man muß sie erst mehrere Jahre kennen, bevor man indirekte Hinweise darauf bemerkt.

Auch muß man sie genauer kennen, um zu wissen, womit man sie beleidigen kann und womit nicht. Vor Jahren habe ich mir einmal in ihrer Gegenwart erlaubt, darauf hinzuweisen, daß ihr Vorname bei den alten Rö-

mern vermutlich nicht nur ein Name, sondern auch eine Berufsbezeichnung war. Erst nach einer Woche war ich sicher, daß sie mir das nicht übelgenommen hat. Oder sie hat es nicht verstanden – ich weiß nicht, ob sie rudimentäre Lateinkenntnisse hat.

So produktiv, wie die Arbeit mit ihr zusammen war, wenn man am selben Problem arbeitete, so schwer erträglich war sie aber auch, wenn sie im selben Raum an etwas anderem arbeitete als man selbst. Sie redete ein bißchen viel. Oder, sagen wir mal, sie dachte gelegentlich laut. Und das ist der Konzentration nicht förderlich, wenn man etwas anderes zu tun hat. Aus diesem Grunde habe ich auch oft genug ihre Anwesenheit verflucht, als wir noch in demselben Raum saßen.

Das ist nun nicht mehr der Fall. Sie sitzt ein paar Räume weiter, und so spielt dieser ernsthafteste Grund des Dissens zwischen uns keine Rolle mehr. Abgesehen davon ist laut zu denken kein Charakterfehler – die Ausstattung des Arbeitsplatzes hat auf solche Dinge Rücksicht zu nehmen. Darin tat sich unser Konzern aber schwer.

Sonstige Gründe für Abneigung zwischen mir und ihr gibt es nicht, und vielleicht aus diesem Grunde ist sie die Mitarbeiterin, mit der ich noch am allerbesten klarkomme. Und daß ist der Grund, warum ich sie als einzige vor zwei Jahren über die wahre Natur meiner mehr als dreimonatigen Abwesendheit ins Vertrauen gezogen habe.

Ob sie mir wirklich je geglaubt hat, weiß ich nicht. Sie müßte wissen, daß auch ich sie noch nie angelogen habe – vielleicht noch weniger als Irene. Warum hätte ich ihr also diese Räuberpistole erzählen sollen? Um mich interessant zu machen? Um sie ins Bett zu kriegen? Nachdem ich das jahrelang nicht einmal ansatzweise versucht habe? Nein, im Prinzip hat sie Verstand genug, zu erkennen, daß ich keinen Grund habe, ihr irgendein Märchen zu erzählen außer dem, einfach mit jemandem zu sprechen, der zuhören und mitdenken kann. Wahrscheinlich hat sie mir geglaubt – und wenn es in der Form war, daß sie mir geglaubt hat, daß ich glaube, bestimmte Dinge erlebt zu haben. Und bis jetzt hat sie – wahrscheinlich – Dritten gegenüber den Mund gehalten.

Und was sie da zu hören bekam, ist phantastisch genug. Ein Kollege, der behauptet, auf einer Bergwanderung mit seiner Frau im Zugspitzgebiet

zufällig den Zugang zu einem gewaltigen, der geologischen Fachwelt bis dahin unbekannten Höhlensystem gefunden zu haben, in das er dann abstieg. Ein Höhlensystem, das große Teile von Mitteleuropa untertunnelt, in dem geothermische Vorgänge Wettererscheinungen erzeugen, in der biologische Vorgänge in den Wolken Licht erzeugen, und in dem dieses Licht eine gewaltige, ausgedehnte Biosphäre am Leben erhält, eine Biosphäre, die Pflanzen und Tieren aus allen Erdzeitaltern Lebensraum bietet. Ein Kollege, der behauptet, da unten sogar prähistorische Saurier gesehen zu haben, der behauptet, daß diese Tiere offenbar seit den Erdzeitaltern Trias, Jura und Kreide noch weiter auf der Stufenleiter der Evolution vorangeschritten sind. Ein Kollege, der behauptet, daß da sogar Menschen leben, und der über viele Abenteuer unter diesen zu berichten weiß.

Natürlich kennt Carola die Indentität hinter meinem Pseudonym. Natürlich besitzt sie auch das Buch – ich habe es ihr geschenkt. Sie hat es offenbar auch durchgelesen, weil sie Rückfragen gestellt hat. An diesen Rückfragen habe ich gemerkt, daß sie es immer noch für nicht ganz ausgeschlossen hält, daß dieses Buch nur ein Ausfluß meiner schriftstellerischen Ambitionen sind. Einige Zweifel sind ihr geblieben. Die Realität dieser Geschichte ist für sie ein nichtentscheidbares Problem. Vielleicht ist das auch ganz gut so.

Auf jeden Fall versteht sie sofort meine Lage, als ich ihr – auch sie ist früh zum Dienst gekommen – von Grohmann's Besuch vorgestern erzähle.

Da niemand weiß, daß ich sie ins Vertrauen gezogen habe, sollte sie nicht in Gefahr sein, daß man auch sie heimsucht, um in Erfahrung zu bringen, was sie über mich weiß. Sinnvoll wäre das ohnehin nicht. Sie hat auch keine Erlebnisse, wie ich sie hatte und wie ich sie jetzt mit Grohmanns Besuch in Zusammenhang bringe, gehabt – keine nächtlichen Beobachter bei nächtlichen Waldläufen, keine Zugriffe auf ihre Dateien, kein Besuch von irgendwelchen EG-Beamten.

„Vielleicht ist es unfair von mir," sage ich, „dir darüber etwas zu erzählen. Aber ich habe es ja schon längst getan."

„Warum soll das unfair sein?" fragt sie.

„Du könntest in etwas hereingezogen werden – trotz allem."

„Es weiß doch niemand, was du mir erzählst!"

„So?“ Ich zeige nach oben: „Was siehst du da?“

„Nichts. Die Decke!“

„Und dahinter?“

„Irgendwelche Installationen. – Aber die sehe ich nicht mehr!“

„Unter anderem die Lautsprecher der Rundrufanlage. In jedem Raum gibt es die.“

„Na und?“

„Jeder Lautsprecher funktioniert auch als Mikrophon, wenn man ihn an den Eingang eines Verstärkers schaltet statt an den Ausgang. Im Prinzip kann man in dieser Firma jeden Raum abhorchen. – Und ob die Mikrophone in den Telefonapparaten korrekt beschaltet sind, wissen wir auch nicht.“

„Du solltest Kriminalromane schreiben. – Nein, besser – Agentenstories.“

„Geht nicht mehr. Der böse Gorbatschow hat seinerzeit den Markt für Agentenstories ziemlich versaut. Außerdem interessiert mich das weniger.“

„Sondern die Welthöhle.“ Keine Frage. Eine Feststellung.

„Ja.“

„Was glaubst du, was jetzt als nächstes passiert?“

„Ich weiß es nicht. Es gibt keinen Zugang zur Welthöhle mehr. Den übers Höllentalplatt nicht – das ist ja schon versucht worden – und den durch’s Loch Ness auch nicht. Das ist ja auch technisch noch viel schwieriger.“

„Wenn man das Loch Ness nicht auspumpt.“

„Warst du schon einmal da? Weißt du, wie groß dieses Loch ist? Weißt du, wieviel Leute da vom Touristik-Business leben? – Das pumpen die nicht aus. Sie würden ein neues ausgraben, wenn ein Erdrutsch das alte verschütten würde. Da kannst du Gift drauf nehmen.“

„Was können sie denn sonst noch wollen? Das einzige ist doch, daß sie dich dazu bringen, daß du zugibst, daß die Welthöhle wirklich existiert. Und was haben sie davon, wenn du sie auch nicht hinführen kannst? – Nichts.“

Perfekte Analyse. Carola hat es auf den Punkt gebracht. Ich kann die Welthöhle gar nicht mehr verraten, als ich es jetzt schon getan habe.

„Es sei denn," fährt Carola fort, „sie sind aus einem anderen Grunde sicher, einen Eingang bald zu finden. Oder sie haben es schon getan. Und dann bist du nützlich. Du bist nämlich ortskundig."

„Ja, ich weiß. In meinem Kopf sind noch viele Dinge, die ich in dem Roman gar nicht geschrieben und beschrieben habe. Wenn man neunzig Tage lang ein solches Abenteuer erlebt, dann kann man das auch in dreieinhalb Megabytes nicht vollständig aufschreiben. Wenn eine Expedition runtergeht – und das wäre das, worauf alles hinauslaufen könnte – würden sie uns zwingen wollen, mitzugehen."

Andere Mitarbeiter betreten den Raum. Wir können nicht mehr so offen weitersprechen.

„Ich halte dich auf dem Laufenden!" sage ich. Wie üblich verabreden wir uns zum Mittagessen. Dann fällt mir noch etwas ein:

„Hattest du gestern nicht…"

„Ja, hatte ich." knurrt sie.

„Und war das nicht der…"

„Nein, der war es nicht! – Erst im nächsten Jahr."

„Achso. Mmh. Trotzdem: Glückwunsch! Wann gibt's denn den Kuchen mit der '39' drauf? Oder mit den 39 Kerzen? – Den darfst du auch selber backen, mein Magen ist ja einiges gewöhnt!"

Ich verlasse den Raum, weil Carola Rhetorik an meiner Person ausprobiert, die sie von mir selbst gelernt hat.

Erpressung und Köderung

Die Entwicklung ist schneller, als wir dachten. Am Mittwoch taucht Grohmann schon wieder auf, und das erst um 21 Uhr abends. Eine Unverschämtheit.

Er ist von einem zweiten Herren begleitet, den er als De Haan vorstellt. Auch Europäisches Innenministerium. De Haan ist jünger – in den Dreißigern vielleicht – und farblos. Darüber hilft ihm auch sein Boß-Maßanzug nicht hinweg. Er beschränkt sich zunächst aufs Zuhören.

Wir bieten ihnen diesmal kein Bier an. Wir schütteln auch keine Hände. Irene entschuldigt sich nicht für die nicht abgeräumten Reste des Abendessens – das ist unsere Wohnung: Wir können soviel Essensreste auf dem Küchentisch stehen lassen, wie wir wollen, und so lange, wie wir es für richtig halten.

Platz bieten wir ihnen auch nicht an, aber sie setzen sich auf die beiden Küchenstühle, die zufällig bereit stehen.

„Haben Sie nachgedacht, Herr – Homberg?“ eröffnet Grohmann nach den Eingangsformalitäten das Gespräch.

„Sicher. Aber Sie sind immer noch nicht damit herausgerückt, was Sie eigentlich wollen. Selbst, wenn ich zugäbe, daß es die Welthöhle gibt – was haben Sie davon?“

„Wir wollen nur Ihre Kooperation.“

„Wobei?“

„Bei einer Forschungsexpedition.“

„In die Welthöhle?“

„Natürlich.“

„Sie haben sie doch nicht. – Oder doch?“

„Nein. Wir haben sie nicht. Aber wir werden sie finden. Wir sind zuversichtlich.“

„Naja. Dann lasse ich ihnen ihren Glauben. Aber ich werde nicht mitsuchen, wenn es das ist, was Sie sich vorgestellt haben.“

„Brauchen Sie auch nicht. Was wir wollen ist, uns mit ihnen unterhalten. Wie man so eine Expedition ausrüsten sollte, zum Beispiel.“

„Sie haben doch das Buch gelesen, oder? War doch ausführlich genug? – Wie oft hat mir der Verleger erzählt, daß es zu ausführlich ist! Was kann ich Ihnen noch erzählen, was nicht da drinnen stand?“

„Das wird sich zeigen.“

Grohmann sieht De Hahn von der Seite an, und dieser packt darauf ein Blatt Papier aus seinem Diplomatenkoffer aus und gibt es ihm.

„Sind Sie einverstanden, wenn wir unser Gespräch mitschneiden? Wir müssen Sie fragen, denn sonst machen wir uns strafbar.“ fragt Grohmann.

„Ich kenne das Strafgesetzbuch. Paragraph 201, Absatz 1, nicht?“

„Oh, wie das? Haben Sie eine juristische Vorbildung?“

„Nein nein. Manchmal muß man nur für den Hausgebrauch einen Blick in die Gesetzbücher werfen. – Übrigens, Hausfriedensbruch wird nach 123 oder 124 bestraft. Und mit der Ausspähung von Daten befaßt sich 202. Ich denke, da sind noch einige Dinge im StGB, die sicher sehr interessant für Sie sind.“

„Zum Beispiel Paragraph 109 e, Absatz 2.“ stellt Grohmann fest.

„Den kenn ich nicht. Worum geht es da?“

„Sabotagehandlungen an Verteidigungsmitteln. Speziell die fehlerhafter Herstellung solcher.“

„Da bin ich mir keiner Schuld bewußt. – Sie vielleicht?“

„Betrügerische Validation eines Ada-Compilers. Reicht das?“

„Was wollen Sie damit sagen? Ich habe mal in einem Ada-Compiler-Projekt mitgearbeitet. Und dieser Compiler ist ordnungsgemäß validiert worden. Da ist nichts…“

„Da ist eine ganze Bibliothek mit internen Testprogrammen, die von Ihrem Compiler nicht korrekt behandelt werden! Bis heute nicht! Reicht das?“

Grohmann ist unheimlich gut informiert. Jetzt weiß ich endlich, was auf unseren Firmenrechnern gesucht wurde. Aber so einfach kommt er mir nicht weg:

„Die eigentlichen Testprogramme sind ordnungsgemäß vom Compiler bearbeitet worden. Die Validation ist ordnungsgemäß abgelaufen!“

„Das ist sie nicht!“ erwidert Grohmann.

„Das ist sie wohl. Jeder Compilerhersteller hat so seine Problemfälle. Sie werden keinen Compiler finden, von keinem Hersteller, für keine Programmiersprache, der vollständig korrekt ist."

„Vielleicht. Aber bei Ada ist das anders. Ada ist erstens für den Verteidigungsbereich wesentlich, und zweitens ist die erfolgte Validierung ein Qualitätsmerkmal, das nicht mit der Existenz bekannter Compilerfehler vereinbar ist. Bei einem Ada-Compiler muß man sich schon etwas mehr Mühe geben!"

Ich hole tief Luft: „Selbst, wenn es so wäre. Wenn das eine haltbare Rechtsauffassung wäre. Dann wäre das immer noch das Problem unserer Manager, die…"

„Das auch," unterbricht Grohmann, „Aber Sie wußten doch von Ihren Problemfällen?"

„Ja, natürlich. Jeder Mitarbeiter im Team wußte davon."

„Und wenn Sie im Strafgesetzbuch so gut Bescheid wissen, dann wissen Sie auch, daß da etwas über die Nichtanzeige geplanter oder ausgeführter Straftaten steht, nicht wahr?"

Mir fällt im Moment nichts mehr ein. Grohmann fährt fort:

„Weiterhin haben wir Hinweise – verstehen Sie, nur Hinweise – daß das ganze Ada-Projekt seitens ihrer Firma nur in die Wege geleitet wurde, um von Brüssel Subventionen zu kassieren. Zu keinem Zeitpunkt ist beabsichtigt worden, den fertigen Compiler auch zu vermarkten. Nennt man das nicht Subventionsbetrug?"

„Fragen Sie unsere Manager!"

„Natürlich, natürlich. Für diesen Punkt können Sie nichts. Aber auch diese Argumentationsschiene kann doch sehr nützlich sein, nicht?"

Nützlich für wen, denke ich. Ich sage dazu lieber nichts. Wenn man nicht weiß, welche Position man beziehen sollte, dann sollte man vielleicht überhaupt keine Position beziehen.

Grohmann's Ton wird eine Spur versöhnlicher:

„Also, Herr Homberg, wir wollen jetzt keine Erbsen zählen. Sie haben jetzt das Thema auf strafrechtliche Aspekte gebracht – ich wollte das eigentlich gar nicht. Natürlich, Sie könnten uns jetzt untersagen, daß wir unser Gespräch auf Band aufnehmen, und wenn wir es doch tun, dann

machen wir uns strafbar. Aber ihre Position ist auch nicht so blendend, nicht wahr? – Ich meine, vielleicht wird es ein bißchen schwierig, Ihr ganzes Team wegen, ja gewissermaßen wegen Sabotage strafrechtlich hereinzureiten. Aber schon die bloße Tatsache, daß jemand dieses Verfahren anstößt, bringt eine Menge Unannehmlichkeiten, nicht wahr? Für Sie, für Ihren ehemaligen Chef, für Ihre ehemaligen Kollegen. Gar nicht gut für Ihre weitere berufliche Zukunft. Wollen Sie das?“

Mir fällt immer noch nichts ein. Ich könnte sagen, daß es bei meinem derzeitigen Fortkommen ziemlich egal ist, was gut für meine berufliche Zukunft ist und was nicht. Ich habe keine Aufstiegschancen mehr – das Fortkommen in unserem Hause ist Seilschaften-gesteuert. Und ich bin in keiner Seilschaft drin.

Andererseits werden gute Fachleute immer gebraucht. Ich komme zwar nicht mehr weiter, aber einen Arbeitsplatz finde ich immer, egal, was passiert. Jedesmal, wenn ich probeweise eine Stellenanzeige losgelassen habe, ist ein reicher Strom von Angeboten hereingekommen, sogar noch in den letzten Jahren.

Aber ich denke auch an meine Kollegen, die andere Ambitionen haben. Ich kann denen nicht die berufliche Zukunft leichtfertig vermasseln. Also halte ich den Mund.

„Wir wollen das auch nicht.“ fährt Grohmann fort, „Es ist sinnlos, da etwas zu tun. Niemandem ist damit gedient. Ich meine nur, daß es eigentlich nicht so ganz weit hergeholt ist, wenn Sie uns ein bißchen assistieren. Sie wissen, warum wir hier sind – bei meinem letzten Besuch haben wir drüber gesprochen. Ausführlich. – Ich weiß, wir wissen, daß Sie einige Dinge anders sehen. Aber wir leben in einer Demokratie, oder? Die europäischen Verwaltungsbehörden sind letzten Endes durch Wahlen demokratisch legitimiert. Und als deren Vertreter betreiben wir die Nutzung von Resourcen im Interesse aller Bewohner Europas. 400 Millionen Menschen, Herr Homberg! Die meisten wären der Meinung, die Welthöhle nutzen zu müssen, wenn das überhaupt möglich ist. Und wir müssen das dann tun. So ist es doch, oder?“

„Die meisten Europäer fahren auch mehr PKW als unbedingt nötig. Es ist nicht richtig, bloß, weil es alle machen! – Außerdem – die Existenz der

Welthöhle ist nicht allgemein bekannt! Woher wollen Sie wissen, wie die Mehrheit der Europäer denken würde?“

„Jaja, Sie haben recht! In beiden Punkten. Zum ersten Punkt: Das ist Demokratie. Der erste Souverän des Staates ist die – vielleicht in einigen Dingen völlig inkompetente – Masse. – Wenn wir den Wählerauftrag hätten, den Bevölkerungsdruck dadurch zu kompensieren, daß jede Familie ihr drittes Kind durch den Fleischwolf drehen müßte, – mein Gott, wir müßten es tun!“

„Sie haben geschmacklose Vergleiche.“

„Nicht geschmackloser als ihr Buch. Sie geben da relativ sachlich zu, daß Sie auch Menschenfleisch gegessen haben – mehrfach! Übrigens auch ein Straftatbestand, nur, um es zu erwähnen.“

Ich setze mich auf die Küchenbank. Irene hat sich längst gesetzt – sie will sich aber offenbar nicht mehr als notwendig in die Unterhaltung einschalten – also am liebsten überhaupt nicht. Wahrscheinlich hat sie wieder einen schweren Tag gehabt. Sie hat da eine etwas paranoide Vorgesetzte, die schwer zu ertragen ist. Verständlich, daß ihr jetzt diese Diskussion zuviel wird.

„Also gut,“ sage ich, „schalten Sie Ihr Bandgerät ein. – Was wollen Sie wissen?“

Grohmann sieht auf das Blatt, das De Haan ihm gegeben hat:

„Die meisten Dinge gehen ja relativ klar aus ihrem Buch hervor. Oder haben Sie systematisch Dinge verfälscht oder weggelassen?“

„Nein. Ich habe alles so geschrieben, wie ich es erlebt habe.“

„Wirklich alles? Zum Beispiel diese sexuellen Übergriffe unter den Granitbeißerinnen auf dem Saurierfänger – Sie beschreiben ein paar Fälle, und irgendwo sagen Sie, daß diese Dinge eigentlich dauernd vorkommen. Warum haben Sie nicht mehr dieser Vorkommnisse beschrieben?“

„Warum sollte ich? Man nimmt es mit der Zeit gar nicht mehr wahr, was an diesen Dingen um einen herum vorgeht. Es wird völlig uninteressant. Es passiert eben. Es sei denn, man ist selbst beteiligt. Aber dann habe ich es ja auch beschrieben. – Es ist ganz genau dasselbe mit dem Essen von Menschenfleisch. Das habe ich so oft gemacht, daß ich das doch nicht jedesmal erwähnen konnte. Die meisten Fälle habe ich auch vergessen.“

„Sehr viel," sagt Grohmann, „haben Sie aber nicht vergessen. Neunzig Tage. Und für jeden Tag wissen Sie, was passiert ist. Sie haben es hingeschrieben – nachdem Sie aus der Welthöhle zurückgekehrt sind. Wie haben Sie das alles behalten können?"

„Ist das nicht klar?" sage ich, „Ich hatte Angst um mein Leben. Und um das Leben meiner Frau. Fast immer. Naja, manchmal nur latent. Aber es war ein ganz besonderes Erlebnis, da unten zu sein, und ich wußte, es kann in jeder Sekunde zu Ende gehen. – Wenn man in einer so ganz anderen Welt ist, dann nimmt man alles viel intensiver wahr. Nach Jahren hätte man sich, hätte ich mich auch daran gewöhnt. Aber in den neunzig Tagen ist soviel passiert – ich habe gar nicht mal alles hingeschrieben. Später ist mir noch viel eingefallen, und einige Dinge kann ich chronologisch gar nicht richtig einordnen."

„Was haben Sie dann gemacht, wenn Sie das nicht tun konnten? Ich meine, beim Schreiben des Buches?"

„Die wichtigen Dinge habe ich alle zeitlich einordnen können. Die Besteigung von Casabones, Charmion's Tod, der erste Gleitschirmflug, die Flucht von Casabones, die Wasserstraße, das Erreichen der Gabelsäuleninsel und so weiter. Das ist alles exakt. Ich glaube, daß so kleine Beobachtungen am Rande eventuell nicht genau dann passiert sind, wo ich sie im Buch zeitlich hingeschrieben habe. Das ist aber nie absichtlich passiert – aber ich muß die prinzipielle Möglichkeit einräumen."

„Hatten Sie immer Angst?"

„Ja. Immer."

„Das schreiben Sie aber nicht."

„Doch. Es ist schon aus dem Text zu entnehmen. Ich kann natürlich nicht schreiben 'Ich habe Angst,' und im nächsten Absatz 'Ich habe immer noch Angst'. Das kann man dem Leser nicht anbieten."

„Nein, das kann man wohl nicht," sagt Grohmann, „Sie haben diese ganze Reisebeschreibung aber sehr auf eine Leserschaft hingeschrieben, die normalerweise zu Abenteuerbüchern greift, oder?"

„Ja, natürlich! Oder – wie meinen Sie das?"

„Hätte es nicht ausgereicht, einen wissenschaftlichen Bericht zu schreiben? Für Science? Oder Scientific American? Nature? Bild der Wissenschaft?“

„Machen Sie Witze? Erstens hätte das niemand geglaubt. Die hätten das nicht gedruckt. Und zweitens wollte ich mehr Leser erreichen.“

„Warum denn? Gerade noch sagten Sie, daß es Ihnen alles andere als recht ist, wenn die EG eine Expedition in die Welthöhle ausrüstet!“

„Ja. Es ist mir nicht recht. – Aber, verdammt noch mal, ich habe nicht damit gerechnet, daß jemand den Roman für bare Münze nimmt!“

„Sie konnten aber doch auch nicht damit rechnen, daß ALLE Leser in dem Roman eine Fiktion sehen würden, oder?“

„Doch, konnte ich! Es ist zu unwahrscheinlich, all das, was ich da geschrieben habe. Das glaubt doch niemand. Ein Re-Make von Jules Vernes ‘Reise zum Mittelpunkt der Erde’, das wird der durchschnittliche Leser glauben. Die allermeisten haben es ja auch wohl getan. Oder gibt es jetzt überdurchschnittlich viele Bergwanderer, die auf dem Höllentalplatt den Eingang zur Welthöhle suchen?“

„Nein,“ sagt Grohmann, „die gibt es nicht. – Es war also Ihre Überzeugung, daß niemand den Roman für einen Tatsachenbericht halten würde, ist das richtig? Sie wollten der Welthöhle – oder den Granitbeißerinnen oder diesem ganzen Erlebnis eben ein literarisches Denkmal setzen, ohne das Geheimnis preiszugeben? Ist das richtig?“

„Ja.“

„Was, wenn der Verlag den Roman nicht genommen hätte?“

„Anderer Verlag.“

„Was, wenn kein…“

„Auf Diskette. Freikopierbar. Ist für Romane ein unüblicher Vertriebsweg, aber man kann es ja mal versuchen. Wie Public Domain Software oder Shareware.“

„Da hätten Sie nicht sehr viel verdient.“

„Habe ich so auch nicht. Sie sehen ja – ich arbeite noch.“

„Jaja. Gut.“ Grohmann geht seine Liste weiter durch. Ich schiele auf die Uhr.

„Würden Sie gerne mehr verdienen? An dem Buch, meine ich?“

„Sicher. Aber ich wüßte nicht, wie das gehen sollte. Lesen ist nicht mehr ‘in’. Selbst Autoren von solchen Spitzenromanen wie zum Beispiel ‘Jurassic Park’ müssen immer noch berufstätig leiben. Ich weiß wirklich nicht, wie man mit der Schreiberei reich werden sollte.“

„Ist das nicht klar? Wenn die Existenz der Welthöhle allgemein bekannt wird, dann ist Ihr Buch der authentische Bericht des ersten Menschen, der diese besucht hat! Der Bericht des Entdeckers! Wissen Sie, was das heißt?“

„Was?“

„Millionen verkaufter Exemplare!“

„Ja?“

„Klar! Ach, was sage ich: Dutzende von Millionen! – Wie Tolkien, oder Simmel, oder Konsalik, oder alle zusammen! – Und wie Crichton, selbstverständlich.“

„Das habe ich mir noch gar nicht überlegt.“ Der Vergleich mit Crichton und Tolkien geht mir warm runter. Der mit Konsalik und Simmel nicht. Das neutralisiert sich gegenseitig.

„Das sollten Sie aber. Sie können reich werden. Richtig reich – auch nach Steuern!“

„Wenn die Welthöhle bekannt wird. Wenn sie erschlossen wird. Wenn sie allgemein und jedermann bekannt wird.“

„Ja.“

Pause. Dann sage ich:

„Und Touristen stolpern über den Grabhügel von Charmion!“

„Da machen wir eine Zaun drum! – Na, im Ernst. Die Welthöhle ist doch so groß – da treten sich Touristen nicht auf die Füße. Die kommen gar nicht überall hin.“

„Ich weiß nicht. – Zu dem Grabhügel käme man hin. Im Prinzip. Jeder kann nachlesen, wo der zu finden ist. – Also, ich weiß nicht.“

„Was wissen Sie nicht?“

„Es wäre wie Verrat.“

„Ist es das? Hat Kolumbus die neue Welt verraten, als er sie entdeckte?“

„Ja, hat er. Wissen Sie, wie vielen Indianern zwischen Feuerland und Alaska dieser Tatbestand in den letzten 507 Jahren das Leben gekostet hat?“

Diese Argumentation wollte Grohmann nicht haben. Also versucht er es anders herum, bevor ich ihm die bekannten acht- bis fast neunstelligen Zahlen über dieses Thema auftischen kann:

„Irgendjemand ist immer der erste. Und wenn Sie sich nicht dazu bekennen, dann macht es jemand anders. So einfach ist es.“

„So einfach…“

„Ja, so einfach. Herr Homberg, ich will Sie motivieren. Mit diesem Hinweis auf die möglichen Verkaufszahlen Ihres Romans. Sie schreiben doch, daß positive Motivation mehr bringt.“

„Ja.“

„Und was verlangen wir dafür schon? Nur ein paar zusätzliche Informationen, Antworten auf spezielle Fragen, die uns die Expedition leichter machen. Sie ungefährlicher machen. Für die Teilnehmer und, natürlich, für die Welthöhle und ihre Bewohner. Beratung bei der Ausrüstung.“

„Ja.“

„Deshalb fragen wir einfach noch einmal einiges nach. Wenn Sie wollen, können wir morgen wiederkommen. Oder übermorgen? Ihre Frau ist müde, ich sehe es ihr an. Sie hat noch kein Wort gesagt, den ganzen Abend lang!“

Sie sagt auch jetzt nichts, weil ich ihr zuvorkomme:

„Ich soll also nur noch weitere Fragen beantworten? So wie vorhin?“

„Ja. Alles, was uns ein bißchen unklar ist. – Naja, und es ist da ja eigentlich noch die Erwartung, daß sie etwas mehr tun könnten! – Sie beide, übrigens.“

„Nämlich?“

„Sie können diese Sprache. Dieses Xonchen. Nicht wahr?“

„Da kannst du Gift drauf nehmen, du Arschloch!“ sage ich in Xonchen. Irene lacht kurz. Sie hat es verstanden.

„So hört sich das also an? Beeindruckend. Und Sie können das, ohne sich die Zunge abzubeißen? – Was haben Sie denn eben gesagt?“

Ich übersetze ihm das letzte lieber nicht. „Das kann man lernen. Wie jede Sprache."

„Das ist der Punkt. Wollen Sie Xonchen-Unterricht halten? Sie beide?"

„Ich habe einen Beruf! Meine Frau auch!"

„Doppeltes Gehalt. – Nach Steuern doppeltes Gehalt."

„Emppfh." sage ich. Manche Argumente Grohmann's ziehen wirklich.

„Es gibt Kündigungsfristen…" wende ich ein.

„Nein. Nicht für Sie. Das erledigen wir. Wenn Sie wollen. – Wenn Sie wollen, Herr und Frau Homberg, hören Sie, wenn Sie wollen, dann waren Sie heute den letzten Tag bei Ihren alten Arbeitgebern im Dienst! Der neue Vertrag gilt rückwirkend, vom Anfang dieses Quartals an!"

'Vom Anfang des Monats an' wäre, jetzt im April, dasselbe gewesen, aber 'vom Anfang des Quartals an' klingt natürlich besser. Irene sieht mich an. Ich sehe sie an. Bei diesem Stellenangebot ist sie hellwach geworden.

„Nur Sprachunterricht?" frage ich.

„Und generelle Unterstützung, was die Vorbereitung der Expedition betrifft."

„Aber keine Teilnahme?"

„Nein, nein. Keine Teilnahme. Nicht, wenn Sie nicht wollen. Wenn Sie natürlich doch wollen, erhöhen sich die Bezüge um – ich weiß nicht. Wir können es ja nachlesen. Wie es der Zufall will haben wir die Verträge ja schon dabei!"

„Müssen wir umziehen?" fragt Irene. Hat sie schon innerlich zugestimmt? Das ging ja schnell.

„Nein. Sie können hier wohnen bleiben. Das Beratungszentrum entsteht hier in München."

„Beratungszentrum?"

„Ausbildung. Koordinierung. Und so weiter. Leute rekruitieren. Wir brauchen gute Leute."

„Ja sicher."

„Denen Sie unter anderen Dingen dieses Xonchen beibringen!"

Ich überfliege die Verträge. Zuviel gedrucktes. Ich kann nicht alles auf einmal erfassen. Es ist jedenfalls deutlich anders als unsere Tarifverträge.

„Eine Frage.“ sage ich.

„Ja?“

„Was, wenn sich herausstellt, daß es die Welthöhle doch nicht gibt? Daß es wirklich nur ein guter Roman war? Das könnte ja noch sein – Sie haben keinen wirklichen Beweis!“

„Unser Risiko,“ sagt Grohmann, „dann müssen wir uns eben eine andere Erklärung für das Mädchen im Gletscher ausdenken.“

„Ach, Chreich. Die habe ich vergessen.“

„Wie sprechen Sie das aus?“

„Chreich!“

„Im Buch schreiben Sie aber…“

„Chreich. Genau das schreibe ich. Wie soll man es sonst schreiben?“

Grohmann nickt. „Ich muß es ja nicht lernen. Wollen Sie sich die Verträge ansehen? – Ich lasse sie Ihnen da. Morgen kommen wir wieder. Tagsüber. Ich nehme an, Sie gehen nicht zum Dienst. Melden Sie sich krank. Arztbescheinigung brauchen Sie nicht mehr – bis die erforderlich wird, haben wir alles geregelt – wenn Sie morgen diese Verträge unterschreiben. Also gehen wir?“

Er steht auf. De Haan auch.

„Wir sehen uns morgen. Nicht? ‘Rufen Sie uns nicht an, wir rufen Sie an!’ so sagt man doch. Aber wir kommen wirklich. Ist Ihnen 14 Uhr recht?“

„Ist es uns recht?“ frage ich Irene. Sie nickt.

Als die beiden gegangen sind, stehen wir eine Weile schweigend in der Küche.

„War das nun eine Erpressung, oder sind wir geködert worden?“ frage ich.

Irene liest den Vertrag. „Guck dir das an. Da komme ich in der Bank ein Lebtag nicht hin. Warum zahlen die soviel?“

„Sie zahlen es nicht,“ sage ich. „die Granitbeißerinnen werden es bezahlen.“

Ich nehme ein Buch von einem Stapel auf dem Küchenschrank. Ein Stapel gleichartiger Bücher. Belegexemplare. Ich blättere durch die Seiten.

Josella Playton: ‘Welthöhle – Die Granitbeißerinnen’. – Ich war so stolz darauf.

„Die Granitbeißerinnen werden es bezahlen,“ wiederhole ich, „sie werden es teuer bezahlen. Wie bei jeder Kolonisation.“

Und nach einer Weile:

„Was habe ich getan? Mein Gott, was habe ich getan?“

Unerwartete Kollegen

„Es muß nicht so kommen, wie du denkst.“ hat die Irene gesagt. Und noch viele Argumente. Ich habe schnell gemerkt, daß sie unterschreiben wollte, nachdem auch aus dem Vertrag hevorging, daß wir nicht höchstselbst an der Expedition in die Welthöhle teilnehmen müssen, wenn wir dies nicht selber wollen.

Natürlich haben wir unterschrieben. Jeder hat seinen Preis. Ich habe meinen Preis vorher nicht gekannt, aber in den Vertrag stand er drin. Bei Irene war es genauso. Was soll man tun? Nie mehr die Gefahr der Arbeitslosigkeit. Auch nicht bei Krankheit. Rente gesichert. Wohlstand für den Rest unseres Lebens. Mit Arbeit allein kann so etwas nicht schaffen. Und so haben wir unterschrieben. Grohmann kam zwar am nächsten Tag, aber er war in Eile, weil ihm irgendwelche anderen Verpflichtungen dazwischen gekommen waren. So holte er nur die Verträge ab.

Noch einen Tag später habe ich meine Sachen in der Firma abgeholt. Schnell, in der Mittagspause. Mit niemandem reden, schon gar nicht über das, was vor uns lag. Da war so eine Floskel im Vertrag. Wir hatten Stillschweigen zu wahren. Noch.

Ich ging zu Carola in das andere Labor hinüber. Vielleicht war sie da. Ich wollte mich verabschieden. Außerdem wollte ich wissen, welche Cover-Up Story man über uns in Umlauf gebracht hatte, und ob sich die Kunde unter den Mitarbeitern schon verbreitet hatte. – Wenn man eine Firma verläßt, in der man so lange tätig war, dann möchte man natürlich schon ganz gerne wissen, warum.

Carola war dabei, ihre persönlichen Dinge aus ihrem Schreibtisch herauszuräumen!

„Was machst du denn da?“ fragte ich ganz überrascht.

„Ich habe gekündigt!“

„So plötzlich? Und dann ziehst du gleich ab? Da sind doch Fristen zu wahren, wenn ich mich nicht irre…“

„Tust du doch auch nicht!“

„Bei mir ist das etwas anderes.“

„Wieso?“

„Ich habe da einen speziellen neuen Arbeitgeber… Woher weißt du überhaupt, daß ich…“

„Den speziellen neuen Arbeitgeber habe ich auch.“

„?“

„Da staunst du, was? Wir bleiben Kollegen!“

„Aber warum denn du?“

„Sie haben mir ein gutes Angebot gemacht. Da konnte ich nicht ‘nein’ sagen. – Außerdem – du hast mir ja diesen Job beschafft!“

„Ich?“

Sie zeigt nach oben auf die Decke: „Erinnerst du dich?“

„Nein. Woran?“

„Die Lautsprecher. Als Mikrophone!“

„Das habe ich nicht gewußt. Mir haben sie auch gar nichts darüber gesagt.“

„Haben sie wohl vergessen. Seit ein paar Monaten horchen sie.“

„Aha.“ Mehr weiß ich nicht zu sagen. Ist sie sauer auf mich, weil ich sie da mittelbar hineingezogen habe? Sie hätte doch eigentlich Grund dazu, aber sie macht einen heiteren Eindruck. Aufbruchstimmung. Unverkennbar.

„So haben sie gewußt, daß du mich ins Vertrauen gezogen hast.“

„Oh. – Ja, und was machst du bei dem Projekt? Wir sollen die…“ ich sehe mich kurz um, aber wir sind im Moment allein in diesem Raum „… wir sollen die Expedition vorbereiten. Sprachunterricht und so.“

„Ich soll es lernen.“

„Xonchen?“

„Ja!“

„Warum du denn?“

„Ich gehe mit!“

„In die Welthöhle?“

„Ja, wohin denn sonst?“

„Ja, aber gerade du – bloß weil du zufällig etwas weißt. Haben sie dich auch zum Stillschweigen vergattert?“

„Natürlich.“

„Tut mir leid.“

Carola hält ein:

„Wieso denn?“

„Es kann gefährlich werden. Du kannst ums Leben kommen.“

„Du hast es auch überlebt.“

„Ja, gerade eben. – Es war knapp. Manchmal.“

„Und sie brauchen jemand für die Rechner an Bord, und da kommt ihnen eine Informatikerin gerade recht.“

„Was soll das heißen: ‘An Bord’?“

„Weißt du das nicht?“

„Nein, ich weiß nichts!?“

„Es ist ein Spezial-U-Boot. Damit wird es gemacht!“

„Ich weiß nichts davon. Ist das schon entschieden? Der Grohmann hat gesagt, es muß erst noch entschieden werden, wie wir am besten vorgehen. Von einem U-Boot war nicht die Rede. – Wie soll das überhaupt gehen? Es gibt keinen geeigneten Zugang zur Welthöhle! Nicht für ein U-Boot!“

„Doktor Grohmann – soviel Zeit muß sein! – Aber im Ernst. Dann hat er dir nicht alles gesagt. – Also, ich weiß nicht viel darüber. Das Boot ist für andere Zwecke gebaut worden, und jetzt sollen Untersuchungen im Loch Ness gemacht werden. Was für Untersuchungen das sind, weiß ich nicht. Aber ich muß mich eben mit den Rechnern vertraut machen.“

„Bist du tropentauglich?“

„Wir werden es erfahren.“

„Carola, ich kenne dich doch! Das ist nicht dein Job! Für so etwas bist du nicht gebaut! Da unten ist es heiß und schwül! Dauernd muß man klettern. Du hast dich doch sogar bis jetzt geweigert, an einem Ausflug teilzunehmen, wo man einen Klettersteig verwenden muß. Keine Alpspitze, kein Mittenwalder Eisenweg, kein Höllental, kein Plankenstein. Nicht mit der Carola. Und jetzt willst du in die Welthöhle! – Das ist doch Wahnsinn!“

Sie schüttelt den Kopf. „Sie denken an etwas anderes. Der Grohmann hat gesagt, er rechnet auch damit, daß wir beide gut zusammenarbeiten können – wegen der alten Compiler-Zeiten.“

„Wieso ‘wir’? – ich komme doch gar nicht mit! Wenn ich es selbst nicht will.“

„Komisch. Ich hatte den Eindruck, daß Grohmann fest damit rechnet, daß du mitkommst."

„Da weiß er mehr als ich. Ich habe nur einen Beratervertrag unterschrieben."

„Mit einer Option? Falls du doch mitkommst?"

„Ja."

„Aha. Und was wirst du tun?"

„Ich weiß noch nicht. Ich…"

Wir müssen das Gespräch unterbrechen, weil Carola's Kollegen vom Mittagessen zurückkommen.

Trotzdem – ich werde noch mit ihr sprechen müssen. Seit wann hat die Carola Anflüge von Abenteuerlust? Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie nur durch das Gehalt geködert worden ist. Sie ist einfach nicht der Typ dazu. Ich habe immer gedacht, daß sie sich genau die Art von Existenz aufgebaut hat, die sie haben will: Sicherer, leidlich interessanter Job, und sonst das Leben genießen. Urlaub. Reisen. – Aber doch nicht in die Welthöhle!

Ob man sie auch auf die etwas unsauberen Aspekte bei unseren letzten Validierungen des Ada-Compilers hingewiesen hat? Oder warum will sie sonst mit? – Ich muß es noch herausfinden.

8. Ein Evolutionär

Nun kam erst einmal ein Wochenende – das letzte Wochenende, an dem wir nichts von der ganzen Angelegenheit hörten. Ich versuchte, Carola anzurufen, um noch einige Dinge mit ihr zu diskutieren, und herauszukriegen, was sie wußte und wir nicht. Aber offenbar war sie weggefahren, vielleicht heim zu ihrer Mutter. Außerdem konnte ich nicht zu oft anrufen, weil Irene schon wieder eine Spur mißtrauischer guckte.

„Sie ist unsere Kollegin – von jetzt an auch deine!" sagte ich. Irene zeigte keinen Begeisterungsausbruch.

In der Anfangszeit unserer Ehe hatte sie manchmal gemutmaßt, daß ich mit der Carola etwas hätte, oder daß ich dabei wäre, es doch ab und zu wenigstens zu versuchen. Das lag aber eigentlich nur daran, daß Carola die einzige Kollegin weiblichen Geschlechts war, mit der ich im alten Ada-

Projekt Umgang hatte. Ihr Name war also der einzige weibliche Name, der ab und zu fiel. Und er fiel nicht selten, wie die Namen meiner anderen Kollegen auch. Auf dieser statistischen Verteilung baute Irene ihren Verdacht auf.

Inzwischen aber sollte sie gemerkt haben, daß das damals nicht der Fall gewesen war und jetzt auch nicht: Erstens fängt man mit einer Kollegin nichts an. Das könnte sehr komplizierte Verhältnisse im Dienst schaffen. Zweitens habe ich während unseres Aufenthaltes in der Welthöhle – und nur dort – einige Seitensprünge gemacht. Mit Charmion sind diese sogar ziemlich leidenschaftlich gewesen. Und Irene weiß, daß ich ihr, als es denn nun passiert war, nichts verschwiegen habe. Warum sollte ich das also jetzt tun?

Ich dachte also, daß sie sich an den Gedanken gewöhnen würde, daß sie in Zukunft von Carola nicht nur gelegentlich etwas hören, sondern mit ihr sogar öfter zu tun haben werde. Außerdem – wir würden noch mehr Kollegen haben. Da konnten noch ein paar Frauen mehr drunter sein. Vielleicht sogar außergewöhnlich attraktive. Was würde sie dann machen? Wir werden sehen, dachte ich.

Wir hatten eine Adresse – die vom europäischen Innenministerium angemieteten Räume in München. Dort hatten wir uns am Montag einzufinden. Es war der 25. April. Und was uns dort genau erwarten würde war noch restlos unklar.

Die Räume entpuppten sich als ein Flachbau am Rande des Ostparkes. Wir erfuhren später, daß dieser Flachbau vor vier Jahren für etwas anderes, was dort abgerissen worden war, gebaut worden ist. Es sollte eigentlich ein Kindergarten werden. Aber der Architekt hatte einen Fehler gemacht, und der Bau war einsturzgefährdet. Es muß wohl ein sehr großer Fehler gewesen sein, denn um einen einstöckigen Bau so zu konstruieren, daß er vom Einsturz bedroht ist, braucht man schon Genie.

Jedenfalls sind weitere Trägerkonstruktionen eingezogen worden, um den Bau sicherer zu machen. Jetzt kann angeblich ein Hubschrauber auf dem Dach landen, aber als Kindergarten war er nicht mehr geeignet, weil in manchen Räumen Metallgitterkonstruktionen so im Wege standen, daß man sich dran stoßen konnte. Deshalb wechselte er ein paarmal den Besit-

zer. Im Moment war das europäische Innenministerium der Hauptmieter. Und das hatte schon einiges an Einrichtung investiert.

Insbesondere gab es, wie wir bald sehen sollten, einen Vortragssaal, der vierzig oder fünfzig Personen fassen konnte. Als Irene und ich in der Frühe ankamen, war aber nur ein junger Mann anwesend, der gerade dabei war, auf einer Leiter stehend ein Schild über dem Haupteingang anzuschrauben:

Deutscher Alpen Verein – Sektion Rammersdorf

„Hier sind wir nicht richtig," stelle ich fest, „wo steht denn hier die Hausnummer?"

Der junge Mann dreht sich um, sieht uns und beginnt, von seiner Leiter herunterzusteigen:

„Hier sind Sie richtig. Darf ich Ihre Ausweise sehen?"

Der bayerische Einschlag ist unverkennbar. Wir holen unsere Ausweise heraus und zeigen sie ihm. Er ist zufrieden.

„Mein Name ist Gastinger. Servatius Gastinger. Ich kümmere mich hier um alles. Haus und so. Ich lasse sie rein."

Ich zeige auf das Schild, das erst an zwei Schrauben hängt:

„Was hat denn der Alpenverein mit der ganzen Sache zu tun?"

„Nichts. Oder fast nichts. Er soll das Gebäude nach Projektende eventuell übernehmen. Die Verhandlungen sind im Gang."

„Und jetzt schon das Schild?"

„Gute Tarnung, nicht? Keine Angst, niemand wird hierherkommen und vom Alpenverein etwas wollen. Es gibt gar keine Sektion Rammersdorf!"

„Raffiniert!" sage ich, „Das wäre auch etwas viel Aufmerksamkeit für die paar Hügel im Ostpark gewesen!"

Drinnen, in dem Vortragssaal, fangen wir erst einmal an, zu warten, während der junge Mann sich draußen weiter um sein Schild kümmert.

Eine Viertelstunde lang geschieht nichts. Wir reden fast nichts. Ich warte nur darauf, daß Irene erwähnt, daß wir auch eine spätere S-Bahn hätten nehmen können. Bevor sie das tut, führt Gastinger den nächsten Mitarbeiter herein.

„Doktor Thomas Reinhardt – Die Familie Homberg. Alias Playton.“ sagt Gastinger und verzieht sich wieder.

Der Herr Reinhardt ist etwas jünger als wir, wenn man genau hinsieht. Wenn man nicht so genau hinsieht, dann könnte man ihn wegen seines grauen Bartes, der sein Gesicht umrahmt und irgendwie an Darstellungen des Gottes Zeus erinnert, für älter halten. Er ist kleiner als ich und athletisch gebaut. Seine Gesichtshaut verrät den häufigen Aufenthalt im Freien. Ich vermute, er ist Geologe.

„Freut mich, Sie kennezulernen!“ sagt er, umd mich freut es, daß er keine Anstalten macht, unsere Hände zu schütteln, „Wir sind etwas früh, nicht? – Schade. Ich habe meine Zeit nicht geschenkt bekommen. Ich hätte soviel zu tun.“

„Grüß Gott. – Wir haben unsere Zeit auch nicht zum Verplempern übrig. Wissen Sie, was heute hier geschieht?“

„Allgemeine Einführung, vermute ich. Vielleicht Vorstellung der Expeditionsteilnehmer – jedenfalls die, die schon bestimmt sind. – Vielleicht kommt es auch gar nicht dazu. Zu der Expedition, meine ich.“

„Warum nicht?“

„Weil keine Expedition stattfinden wird.“

„Und warum das nicht?“

„Weil man keine Expedition in eine Höhle schicken kann, die es nicht gibt.“

„Dann sind Sie Geologe!“ stelle ich fest.

„Nein. Ich bin Paläontologe. – Aber wahrscheinlich wäre ich auch, wenn ich Geologe wäre, der Meinung, daß es die Welthöhle nicht gibt.“

„Ja. Ich bin weder Geologe noch Paläontologe, aber…“ setze ich an, aber Schneider unterbricht: „Das merkt man.“

„Ja – Woran?“

Er wird direkter: „Ich habe Ihr Buch gelesen. Lesen müssen. Teilweise wenigstens. Ich sagte schon, ich habe wenig Zeit. Eigentlich bin ich mit Ausgrabungen in Montana beschäftigt. – Ich habe noch nie so einen Unsinn gelesen.“

Ich entscheide mich, nicht den Beleidigten zu spielen: „Wieso Unsinn?“

„Welches sind die Unterklassen der Sauropoden?“

„Das weiß ich nicht."

„Was ist das gemeinsame Merkmal der Saurischier?"

„Keine Ahnung."

„Wann ist der Carnotaurus ausgestorben?"

„Das weiß ich auch nicht. Wird das eine Prüfung?"

„In Ihrem Buch wimmelt es – Entschuldigung, es ist aber so – von sachlichen Fehlern und von Ungenauigkeiten in der Wahl der Bezeichnungen der Spezies, die Sie beobachtet haben wollen. Und verschiedene Dinge, die Sie beobachtet haben wollen, sind völlig unmöglich."

„Kann sein. Ich habe nur beobachtet. Von Paläontologie verstehe ich nichts. Ich kann vielleicht gerade eben einen Apatosaurier von einem Trilobiten unterscheiden. Mehr nicht. Ich habe das nicht studiert. – Aber gesehen ist gesehen. Ich habe nichts erfunden, wenn Sie das meinen!"

„Es hätte nicht viel gefehlt, und Sie hätten auch Trilobiten in Ihrer Geschichte untergebracht, nicht wahr?"

„Wir haben keine gesehen, also habe ich es nicht getan. Ich sagte eben…"

„Trilobiten sind von den Apatosauriern durch einige hundert Millionen Jahre getrennt."

„Das weiß ich."

„Aber Sie haben andere Spezies in Ihrer Geschichte erwähnt, die durch ähnlich lange Zeiträume voneinander getrennt sind. Vom Perm bis zur Kreidezeit haben Sie alles bunt durcheinandergemischt."

„Ich habe beobachtet! Festgestellt! Konstatiert! In der Welthöhle sind offenbar Spezies Zeitgenossen, die es auf der Erdoberfläche nie waren! Dafür kann ich nichts!"

„Das ist alles unglaubwürdig. Wissen Sie, was ich glaube? Sie haben sich das alles ausgedacht."

„Das ist es, was ich zunächst auch behauptet habe. – Aber wenn Sie das glauben, warum sind Sie dann hier?"

„Sanfter Zwang. Der Etat meines Institutes wird zum Teil durch EG-Projekte dargestellt."

„So ein Pech aber auch."

„Spotten Sie nur."

„Ich meine das ernst. Wir sind auch nicht ganz freiwillig hier."

Reinhardt sieht uns eine Spur genauer an: „Nein?"

„Nein. Sie sind nicht ganz vollständig informiert. Ich wollte das Buch weiterhin als pure Fiktion verstanden wissen. Irgendein hohes Tier in den EG-Behörden hat mir das nicht abgekauft. – Jetzt wissen Sie, wie es ist. – Wenn Sie von ihrer eigentlichen Arbeit abgehalten werden, dann tut mir das leid. Aber ich habe keinen Einfluß mehr darauf. Hatte ich nie gehabt."

„Hmh. Sie wollten das alles hier also gar nicht?"

„So ist es."

„Und Sie sagen definitiv, das Buch ist Fiktion?"

„Das habe ich immer versucht, zu sagen. Im Moment wird das in Zweifel gezogen."

Und nach einer Pause, in der Reinhardt von mir zu Irene und zurück sieht, setze ich noch hinzu:

„Also an der Tatsache Ihres Hierseins bin ich unschuldig. Ob mein Buch auf Tatsachen beruht oder nicht, hat da überhaupt keine Rolle gespielt."

„Also ist ihr Buch Fiktion?"

„Nein. Das ist es nicht. Es tut mir leid. – Aber es ist mir auch recht, wenn Sie weiterhin glauben, es wäre Fiktion."

Ich weiß nicht, was Reinhardt noch weiterhin gesagt hätte, aber Gastinger führt schon wieder jemanden herein.

Nun kommen die Neuankömmlinge dicht hintereinander, und wir haben nicht mehr die Möglichkeit, Einzelgespräche zu führen. Auch die Vorstellungen und Selbstvorstellungen sind sporadisch, mit einer Ausnahme: Über kurz oder lang wirft jeder, auch diejenigen, mit denen wir kein Wort gewechselt haben, Blicke in unsere Richtung. 'Das ist der, der das Buch geschrieben hat.' scheinen diese Blicke zu sagen. Die Wertungen reichen von Ablehnung – wie bei Reinhardt – bis zu offener Neugier und Interesse.

Manche Blicke konzentrieren sich auch mehr auf die Irene. Bei diesen ist die Spannweite zwischen Ablehnung, Neugier und Bewunderung größer – wenn ich richtig beobachte. Ich nehme an, das sind die, die auf Grund des weiblichen Pseudonyms Irene für die Autorin halten. Und wie ich schon früher festgestellt habe, geht die vermutete Geschlechtszugehörigkeit eines

Autors immer in die Bewertung eines Werkes mit ein. Das ist einer der Gründe, warum ich dieses Pseudonym gewählt habe.

Carola kommt erst, als bereits zwanzig Leute anwesend sind. So können wir kaum mehr als ein paar Worte miteinander reden. Insbesondere kann ich bei ihr keine tiefgehende Motivationsanalyse machen, so wie ich es vorhatte.

Als Grohmann endlich auftaucht und gerade auf das Rednerpult zusteuert, beginnen alle, sich auf die Stuhlreihen zu verteilen. Ich sitze zwischen Carola und Irene. Aber Grohmann moderiert diese Veranstaltung gar nicht. Noch nicht. Er legt nur irgendwelche Papiere auf das Pult.

Dann aber betritt jemand den Raum, den ich sofort als Versammlungsleiter einordne. Selbstsicher. Arrogant. Von sich eingenommen. Irgendwie eine Ausgabe von Grohmann – nur schlimmer. Ich überlege, ob es von 'Nadelstreifen' einen Komparativ gibt. Da war doch vor vier Jahren dieses Buch mit dem Titel 'Nieten in Nadelstreifen' im Spiegel auf der Bestschenkerliste. Keine neuen Erkenntnisse, dachte ich damals, als ich es gelesen hatte, aber der Titel ist irgendwie hängengeblieben. Allerdings könnte es Nadelstreifenträger geben, denen man so Unrecht tut. Könnte.

Der Mann stellt sich als Dr. Gropius vor. Natürlich Doktor. Doktor von was, das erfahren wir nicht. Natürlich ist er auch vom europäischen Innenministerium.

Ich erwartete eigentlich, daß er jetzt das Projekt vorstellt, um alle Anwesenden auf denselben Kenntnisstand zu bringen. Weit gefehlt. Es erfolgt eine Einführungsvorlesung über europäische Wirtschaftsstrukturen.

Nach acht Minuten sage ich leise: „Wir sind hier doch nicht richtig!" Das war nicht leise genug. Gropius wirft einen bösen Blick in meine Richtung. Wir machen sofort alle brave Gesichter.

Nach weiteren fünf Minuten wissen wir, worauf es hinausläuft: Die alte Volk-ohne-Raum Ideologie. Nur eben in europäischen Dimensionen. Volk-ohne-Raum propagiere ich zwar gelegentlich auch. Nur die daraus resultierenden Resultate sind bei mir andere. Ich weiß jetzt, was Gropius will: Er baut ein Bild der wirtschaftlichen Ausbeutung neu entdeckter Gebiete auf. Dieses ist ein Vortragsthema, dem auf diesem Planeten seit hundert Jahren keine Realität gegenübersteht, weil es eben keine neuen

Regionen zu entdecken und auszubeuten gibt. Jetzt, mit der Welthöhle, ist das anders.

Gropius – und wer weiß wie viele noch – scheint zu glauben, daß ausschließlich Rohstoffe den Reichtum eines Volkes ausmachen. Arbeitskraft und Qualifikation ist sekundär. Die naive Vorstellung eines Betriebswirtschaftlers, der Volkswirtschaft offenbar als Nullsummenspiel verstanden hat und alles, aber auch wirklich alles durch diese Brille sieht. – Das sind die Leute, denke ich mir, denen in den Anfangsvorlesungen in der Mathematik, die die Betriebswirtschaftler und Volkswirtschaftler auch besuchen müssen, von den Mathematikern gesagt wird, daß Skalare, Vektoren und Tensoren doch die einfachsten Dinge der Welt sind, und bei denen nur ein ungefähres Verständnis für Skalare hängenbleibt – weil nämlich Geld ein Skalar ist.

Die wissenschaftlichen Sensationen der Welthöhle, das Wunder ihrer bloßen Existenz, so vermute ich, interessieren Gropius überhaupt nicht, und er wird sie nicht erwähnen, sowie er in seinem Vortrag dort angelangt ist.

Er langt nicht dort an, sondern schließt sein Vortrag vorher ab. Nicht nur das – er verläßt sogar den Raum. Wir wissen nicht, ob ihn die eigentliche Welthöhle nicht interessierte, ob er nichts darüber erzählen durfte, oder ob er es nicht wollte. Fazit seines Vortrages: Wir brauchen Platz und Geld und eins kommt vom anderen oder das andere von dem einen. Oder so ähnlich. Und dazu ist die Welthöhle gut, aber das versteht sich von selbst und brauchte nicht extra erwähnt zu werden. Für die eigentlichen Projekte sind andere zuständig.

Etwas fiel mir erst lange Zeit später auf: Obwohl Gropius alles durch die Volk-ohne-Raum – Brille sah, vermied er es, Schuldige zu benennen. Es fehlte der Hinweis auf die Bevölkerungsexplosion in der Dritten Welt und die dadurch ständig unterhaltenen Flüchtlingsströme, es fehlte der Hinweis auf die bevölkerungsdrucktreibende Politik des Vatikans, und, seltsam genug, es fehlte der Hinweis auf die starken Bevölkerungszuwächse in den islamischen Staaten. Damals dachte ich noch, daß Gropius zu denen gehörte, in deren Horizont ein möglicher Eingriff in das Bevölkerungswach-

stum, welcher Volksgruppe auch immer, nicht vorkam, weil dieses eben eine gottgegebene Größe war.

Dieses würde sich noch als ein gigantischer Irrtum erweisen.

Jemand neben Grohmann steht auf. Grohmann wollte auch aufstehen, aber der andere schüttelt den Kopf. Ich interpretiere das so: Grohmann wollte den nächsten Vortragenden vorstellen, aber dieser wollte das nicht. Er geht zum Rednerpult.

Vielleicht 35, Stirnglatze, Jeans, und ein Rollkragenpullover in pink – aber nicht genuines pink, sondern wie der Haushaltsfachmann sofort sieht, hat dieser Herr offenbar einmal unüberlegt verschiedenfarbige Kleidungsstücke zusammen in die Waschmaschine geworfen und vielleicht noch eine unzweckmäßige Waschtemperatur gewählt. Habe ich auch schon gemacht. Aber die Irene hätte mich daran gehindert, zu dieser Veranstaltung so etwas anzuziehen. Fazit: Der Mann ist Junggeselle.

„Meine Damen und Herren," fängt der pink-pulloverte an, „ich – ähm – bin heute aus zwei Gründen hier, um zu Ihnen zu sprechen. Der eine ist der, daß wir vielleicht mit einer der größten wissenschaftlichen Sensationen zu tun haben – werden – die je entdeckt worden ist. Und weil dieses so ein aufregendes Ereignis ist, ist das auch ganz genau der zweite Grund, warum ich hier bin."

Nachdem sich das pflichtschuldige Lachen gelegt hat, fährt er fort:

„Mein Name ist Seltsam." Er sieht sich um, als warte er auf etwas. „An dieser Stelle werde ich immer aufgefordert, ihn trotzdem zu sagen. Aber das ist der Name schon. Ich heiße so: Seltsam. Alfred Seltsam. Ich bin Evolutionär."

Diese Berufsbezeichnung habe ich noch nie gehört. Aber niemand läßt Erstaunen erkennen – also bin ich entweder der einzige Ahnungslose, oder es ist der Vorlesungseffekt: Bloß nicht auffallen, indem man erkennen läßt, etwas nicht verstanden zu haben.

Letztere Verhaltensweise war mir auch mal zu eigen. Ganz früh, am Anfang des Studiums. Noch früher, in der Schule, sowieso. Aber später habe ich erkannt, daß man kaum einen Vortragenden mehr aus dem Konzept bringen kann als mit dem lauten Zwischenruf: 'Das habe ich aber nicht verstanden'. Die Aura der Unwissenheit fällt merkwürdigerweise dann

nicht auf einen selbst, der so dumm fragt, zurück, sondern eher auf den Vortragenden, wenn dieser es nicht ganz schnell zustande bringt, daß man es doch noch versteht.

Jetzt will ich das aber nicht machen, weil ich annehme, daß dieser Seltsam gleich erklären wird, was ein Evolutionär ist.

Tut er auch. Was ich nachher von seinen Erläuterungen behalte ist dies:

In erster Linie geht es ihm nicht um die biologische Evolution, sondern um die Evolution von Industrieprodukten. Der Beruf des Evolutionärs wurde definiert – oder er entwickelte sich evolutionär unter den Anforderungen bestimmter Firmen – um systematisch herauszufinden, woran es liegt, daß manche Produkte sich am Markt durchsetzen und andere nicht. Genaugenommen ist der Industrie-Evolutionär also jemand aus der Abteilung Marketing. – Jemand aus der Abteilung Marketing, der richtig denken kann, meint Seltsam – aber er sagt es natürlich nicht so.

Jedenfalls ist ein Evolutionär etwas anderes als zum Beispiel ein Evolutionsbiologe, erklärt Seltsam. Auch wenn es natürlich Querverbindungen gibt.

Eigentlich, sagt er, braucht man einen Evolutionär ja gar nicht. Genaugenommen ist die bloße Bezeichnung sogar schon ein Widerspruch in sich. Der Markt entscheidet sowieso, welches Produkt Erfolg hat und welches nicht, und welche Firma scheitern wird. Aber da natürlich keine Firma scheitern möchte, wäre es schon sinnvoll, etwas über Evolutionsvorgänge am Markt zu wissen, bevor sie eintreten, damit man sich nicht auf der Verliererseite wiederfindet. Am besten wäre es, wenn dieses Verfahren eine Aussage liefern würde, wie man Produkte weiterentwickeln muß, damit sich ihr Erfolg am Markt verbessert, beziehungsweise welche neuen Produkte erforderlich sind. Der Evolutionär pfuscht also den Evolutionsvorgängen des Marktes zugunsten seiner eigenen Firma ins Handwerk – also tut er letztlich das, was Marketing-Abteilungen sowieso tun.

Ganz so einfach, sagt Seltsam, geht das natürlich nicht. Insbesondere ist ein Evolutionär auch nicht in der Lage, ein grundsätzlich neues Produkt zu erfinden. Etwas besser kann er schon auf die Frage antworten, wie ein Produkt, was andere neu entwickelt haben, am Markt ankommen wird. Am besten kann er aber mit Modifikationen von schon am Markt einge-

führten Produkten umgehen. Allerdings sind nicht alle Erwartungen an den Beruf des Evolutionärs erfüllt worden, sagt Seltsam – das liegt aber weniger an diesem neuen Beruf, sondern daran, daß die Erwartungen zunächst einmal zu hoch gesteckt worden sind – das zum einen – und daß natürlich ein Evolutionär in einem Angestelltenverhältnis keine Entscheidungen trifft. Das machen die Manager. Und die sind ja durchaus nicht an die Vorschläge ihrer Evolutionäre, wenn sie überhaupt solche beschäftigen, gebunden. Dazu kommt, daß Evolutionäre im Angestelltenverhältnis natürlich auch oft dazu neigen, die Einschätzungen von sich zu geben, die ihre Vorgesetzten hören wollen – wie es bei jedem anderen Arbeitnehmer auch vorkommt. Das neutralisiert natürlich den Nutzen eines Evolutionärs für seine Firma.

Es gibt da ein paar neue, mathematische Methoden, die Seltsam aber nicht erläutert, oder nur ansatzweise. Da ist von Merkmalsräumen die Rede, und von Erfolgsgradienten, und von Variabilitätsbreite. Das ganze funktioniert auch nur mit massiver Rechnerunterstützung, weil nur dort das 'Appetenzverhalten' eines heterogenen Marktes simuliert werden kann.

Seltsam erzählt, daß er früher in der Industrie gearbeitet hat, sagt aber nicht, in welcher Firma. Dann ist er zum europäischen Wirtschaftsministerium gegangen. Das ging irgendwie um Unternehmensberatung im ehemaligen Ostblock. Er hat aber zu der Zeit, als sich der Begriff des 'Evolutionärs' manifestierte und als selbstständiges Berufsbild etablierte, begonnen, sich auch für die biologische Evolution zu interessieren – das liegt bei diesem Thema fast nahe, vermute ich. Da wurde aus einem Hobby sehr rasch eine Besessenheit. Und das merkt man auch, wenn er anfängt, auf das Thema einzugehen.

Seine eigentlich für Marketing-Zwecke entwickelten mathematischen Methoden konnten auch verwendet werden, um zum Beispiel zwischen Fossilien zu interpolieren, noch nicht gefundene Fossilien vorauszusagen, ökologische Nischen zu finden, die dann wahrscheinlich auch von einer Spezies besetzt gewesen sind, von der man bloß noch keine Fossilien gefunden hat, und ganz generell die Entwicklung der Arten zu beschreiben und Fehler aus dem paläontologischen Faktenbestand zu entfernen.

Er, sagt Seltsam, war es, der auf mein Buch aufmerksam wurde. Da er bei diesen Sätzen nicht in meine Richtung sieht, nehme ich an, daß er uns noch nicht identifiziert hat, so wie viele andere hier.

Seltsam hat also die 'Granitbeißerinnen' zunächst mit der Absicht gelesen, sich ein bißchen über die Schreiberin zu amüsieren. Er hat auch sehr schnell festgestellt, daß die Autorin in der Tat nicht sehr viel Ahnung über Paläontologie hat – damit stimmt er mit einem Kollegen überein. Ob er damit Reinhardt meint? Er sagt es nicht. – Aber, so fährt Seltsam fort, dann hat er sich selber überlegt, wie die biologische Evolution in der Welthöhle laufen würde, wenn es eine solche gäbe, und wie Wechselwirkungen mit Evolutionsvorgängen auf der Erdoberfläche aussehen müßten. Und dabei passten plötzlich Puzzle-Stücke zusammen, bei denen er bisher Schwierigkeiten hatte.

Seltsam meint, daß er mit seinen Untersuchungen noch am Anfang steht. Aber schon jetzt sei er überzeugt, daß es diese Welthöhle tatsächlich geben müsse – vor allem, nachdem ihm soviele Kollegen aus der Paläontologie und der Geologie versichert haben, daß das völlig unmöglich sei. Ein weiterer Grund seiner Zuversicht ist, daß er von der paläontologischen Inkompetenz der Autorin dieses Buches überzeugt ist – die kann sich das alles nicht ausgedacht haben.

Mit diesem festen Glauben an die Existenz der Welthöhle steht er, Seltsam, ziemlich allein. Die Fachleute aus Geophysik, Geologie und Paläontologie sind dagegen. Das Außenseiter-Syndrom, sagt er, zeigt sich da ganz deutlich. Denn was habe er als Marketing-Mann überhaupt in Wissenschaftlerkreisen zu suchen?

Bei diesen Randbemerkungen gibt es ein gewisses Gemurmel im Saal. Ich nehme an, das geht von den anwesenden Geophysikern, Geologen und Paläontologen aus.

Jedenfalls, sagt Seltsam, habe ihn das Thema nicht wieder losgelassen. Und da er ein paar wichtige Leute kannte, konnte er die Idee, doch einmal zu untersuchen, ob dieser Roman einen realen Hintergrund haben könne, erfolgreich verbreiten. Und als ehemaliger Marketing-Mann wußte er auch, wie man Interesse an Großprojekten weckt: Indem man auf das Geld

hinweist, das man damit verdienen kann. Die wirtschaftliche Bedeutung einer Nutzung der Welthöhle.

Damit ist er am Ende seines Vortrages. Er setzt sich wieder, unter zögerndem Applaus. Ich erinnere mich, daß Gropius gar keinen Applaus bekommen hat – eine kleine Genugtuung im Nachherein.

Plötzlich kommt mir ein unangenehmer Gedanke: Als indirekter Veranlasser dieser ganzen Angelegenheit hier könnte jemand auch auf die Idee kommen, daß ich ein paar Worte an die Versammlung richten sollte. Ich habe nichts vorbereitet. Ich habe auch wenig Lust, etwas zu sagen. Und welche Strategie sollte ich einschlagen? Ich könnte natürlich immer noch behaupten, daß alles Fiktion ist – allerdings redet meine eigene Unterschrift unter dem neuen Arbeitsvertrag eine andere Sprache.

Zunächst scheint meine Befürchtung gegenstandslos. Grohmann erhebt sich schon wieder, um sich gleich darauf wieder zu setzen. Und nun marschiert jemand ans Rednerpult, den ich zu kennen glaube. Ich weiß auch, woher: Der ist mir in den letzten Wochen einmal irgendwo in der Firma begegnet. Ich erinnere mich daran, weil dieser untersetzte, kleine Mann in vorgerücktem Alter einen Moment lang den Eindruck machte, als erkenne er mich. Ich kannte ihn aber nicht. Der Ausdruck des Erkennens verschwand auch so schnell aus seinem Gesicht, wie er dorthin gekommen war. Ich dachte dann eben, daß er mich mit jemandem verwechselt habe. Soll ja vorkommen.

Er heißt Erftling. Hat irgend etwas mit Logistik zu tun. Seine Rhetorik-Fähigkeiten sind schauderhaft. Erst nach mehr als zehn Sätzen wird klar, daß er mehr die Kosten eines Projektes beschreibt, das selbst noch gar nicht detailiiert wurde. Wenn man aufpaßt, kriegt man aber schon raus, worum es geht. Es ist eben nur schade, daß der falsche Redner das richtige Thema aufgreift.

Es ist geplant, ein ehemals für militärische Zwecke entwickeltes U-Boot zu modifizieren – diese Modifikationen sind bereits in die Wege geleitet worden, wenn ich richtig verstehe – um mit diesem Boot Unterwassermessungen im Loch Ness vorzunehmen. Es handelt sich dabei im wesentlichen um seismische Messungen mit nachfolgender Computer-Auswertung.

Der Grund, daß man sich für das Loch Ness entschieden hat, ist weniger mein Buch – der dortige Zugang zur Welthöhle könnte sich den Suchbemühungen ja ebenso erfolgreich und hartnäckig entziehen wie der Zugang über das Höllentalplatt – sondern die Tatsache, daß dort, im und um den Kaledonische Kanal vor kurzem auf seismischem Wege Höhlungen nachgewiesen worden sind, die dort geologisch nicht hinpassen. Es handelt sich zwar nach wie vor nicht um Höhlen mit den Abmessungen der Welthöhle – für die gibt es nirgends irgendwelche Hinweise – aber eben um Höhlen, die man sich nicht erklären kann.

Das ist also alles, was dieses Boot machen soll: Seismische Sprengungen, Messungen der Schallereignisse mit verteilten Sonden – Auswertung mit Rechnern und graphische Darstellung, um gleich die nächste Versuchsserie planen zu können.

Es sei auch möglich, Druckkammern am Seegrund vorzubereiten, wenn man dort etwa Grabungen vornehmen möchte. Aber darüber wird erst viel später entschieden – nämlich in Abhängigkeit davon, was man dort findet.

Das Verfahren, denke ich mir, würde wohl auch im Zugspitzgebiet funktionieren – aber man braucht das Boot für den Transport der Rechner, der Hydro- und der Geophone und der Sprengladungen. Das ist vielleicht der Grund, warum man sich für das Loch Ness als ersten Ansatzpunkt entschieden hat.

Erftling ist schnell wieder zu Ende. Jetzt ist endlich Grohmann dran. Es gibt organisatorische Einzelheiten. Das war auch Zeit.

Es werden noch Monate vergehen, bis das Boot einsatzbereit ist. In dieser Zeit werden alle vorgesehenen Expeditionsteilnehmen Kurse machen: Geologie, Paläontologie und Xonchen für jeden, dazu U-Boot-Betriebstechnik, soweit dies erforderlich ist. Da es sich bei dem betreffenden U-Boot nicht um ein großes, strategische Waffen tragendes handelt, können nicht allzuviele Personen an Bord sein. Deshalb sind mehrfache Aufgabenzuweisungen notwendig. Andererseits, sagt Grohmann, sei dieses U-Boot eines der modernsten, das je entwickelt worden ist. Die Ähnlichkeit zu dem, was man aus alten Filmen aus dem zweiten Weltkrieg kennt, sei gering. Es regnet rein, wenn man die Luke aufläßt und dann

taucht, sagt Grohmann. Das sei alles, was ein Autor wie Buchheim wiedererkennen würde.

Nach diesen Ausbildungsmonaten, wo also jeder zeitweise Schüler und zeitweise Lehrer sein wird, heißt es für die Projektdauer, einen Zweitwohnsitz in Inverness zu beziehen. Das müßte etwa Ende Herbst der Fall sein. Dort würden wir uns aber nicht ewig lang aufhalten. Das Boot würde zu diesem Zeitpunkt bereits in das Loch Ness transportiert und einsatzbereit gemacht worden sein. Dann heißt es also, alsbald an Bord gehen.

Eine kleine Komplikation gäbe es dann noch: Die Öffentlichkeit würde informiert werden müssen, weil man die Operationen eines solchen U-Bootes im Loch Ness ja nicht geheimhalten kann. Das wäre aber kein Problem, denn wie jeder weiß, ist das Loch Ness für sein sagenhaftes Monster 'Nessie' bekannt. Genau das wäre die Cover-Up-Story: Ein von finanzstarken Mäzenen gesponsertes Suchunternehmen. Grohmann meint, das wäre ja auch eigentlich gar nicht gelogen. Jedenfalls wäre dies die Version, die wir weiterverbreiten dürften, etwa im Gespräch mit Verwandten.

Der eigentliche Zweck des Unternehmens sei natürlich streng geheim zu halten.

Dann das übliche: „Wer hat noch Fragen?" Es hat auch jemand noch Fragen: Dr. Thomas Reinhardt.

Er richtet sie nicht an mich, sondern an Seltsam. Der Fachmann an den Laien. Oder das Streitgespräch zweier Fachleute, deren unterschiedliche Fachgebiete sich in einem Punkte überdecken. Der Paläontologe und der Evolutionär. Beide nicht mit allzuviel Verständis für den fachlichen Ausblick der jeweiligen Gegenseite.

Reinhardt versucht, die Beobachtungen, die ich in meinem Buche notiert habe, im Lichte seiner Paläontologiekenntnisse ins Lächerliche und Absurde zu ziehen. Offenbar kennt er jedes wesentliche Fossil, das Paläontologen je entdeckt haben, persönlich, und zieht daraus den Schluß, daß er weiß, welche Lebewesen es jemals auf der Erde gegeben haben könnte und welche nicht.

Da ist Seltsam natürlich in einer schlechteren Position. Er kennt sich in der Paläontologie zwar besser aus als ich, aber bei weitem nicht so gut wie

Reinhardt. Dafür ist es Seltsam natürlich überhaupt nicht möglich, in einem Wortgefecht auch nur die Spur eines Verständnisses für seine mehr mathematischen Evolutionsanalysen zu vermitteln. Sie reden also über völlig verschiedene Dinge: Reinhardt kennt die Bausteine und Seltsam kennt die Spielregeln.

Grohmann muß nach einer Weile dieses fruchtlose Wortgefecht abbrechen. Das ist auch gut für mich, weil Reinhardt mehrfach hat durchblicken lassen, daß jemand, der sich nicht in der Paläontologie auskennt, auch nicht die Frechheit haben sollte, sich über Evolutionsprinzipien zu äußern. Ich weiß nicht, ob er damit mehr Seltsam oder mehr mich meint. Aber ich bin sauer. Aber noch nicht sauer genug, um mich selbst in die Diskussion einzuschalten. Diese Zurückhaltung bekommt aber meinem Magen nicht.

Es dürfen noch mehr Fragen gestellt werden. Die nächste Frage bezieht sich auf die Identität der Autorin.

Ich rechne damit, daß Dutzende von Gesichtern sich in meine Richtung drehen. Das ist aber nicht der Fall. Ich weiß also nicht, wer informiert ist und wer nur vermutet, wer die Autorin sein könnte. Mein Eindruck von vorhin, daß sehr viele der Anwesenden Bescheid wissen, war also nicht ganz richtig. Oder viele der Anwesenden sind einfach zu höflich, einfach in meine Richtung zu starren.

Trotzdem – es gibt ja keinen Grund, den Projektmitgliedern die wahre Identität der Autorin noch länger zu verheimlichen. Im Gegenteil. Soll ich jetzt selber aufstehen und mich zu erkennen geben, oder soll ich, mehr in Passivität, die Vorstellung Grohmann's abwarten? Irgendwie ist mir das unangenehm – es sind zu viele Personen anwesend, die ich nicht persönlich kenne.

Die Entscheidung wird aufgeschoben. De Haan betritt den Raum und geht schnell auf Grohmann zu. Zu schnell. Da ist etwas Unerwartetes passiert. Ich warte ab. Ein gedämpftes Murmeln liegt im Saal.

Grohmann studiert die Papiere, die De Haan ihm gereicht hat. Da es sich dabei vom Rednerpult hinwegbegibt und wieder seinen Platz in der ersten Reihe einnimmt, kann ich seine Gesichtszüge nicht erkennen.

Fast zwei Minuten dauert es, bis er wieder aufsteht und ans Pult geht.

„Meine Damen und Herren, wir haben da einige Neuigkeiten, die das Projekt nicht unwesentlich beeinflußen."

Wie schön. Die Identifikation der Autorin ist erst einmal aufgeschoben.

„Mir wird gerade mitgeteilt, daß die CHARMION nicht in das Loch Ness überführt werden kann und nicht überführt werden darf."

Der Schreck läßt mich einiges von dem Folgenden überhören. Wer, zum Teufel, hat die Projektleitung ermächtigt, das Boot nach Charmion zu benennen? Und wenn schon, wieso fragt mich niemand, wie man das ausspricht? Es ist mir, als sei ein Stück meiner ureigensten Privatsphäre verletzt worden. Irene muß es mir anmerken. „Reg dich nicht auf!" flüstert sie mir zu. Ich rege mich aber auf.

Ich will nicht, daß das Boot so heißt. Nicht CHARMION.

Das Problem ist, so wie ich es gerade eben mitkriege, daß es technisch zu aufwendig ist, das Boot in das Loch Ness zu bringen. Dazu ist es zu groß. Es wären sehr teure Arbeiten notwendig, entweder, um den Kanal, der die drei Seen im Kaledonischen Kanal, nämlich das Loch Ness, das Loch Oich und das Loch Lochy miteinander verbindet, auszubauen, oder um die Straßen zu den Enden des Sees, nämlich entweder von Inverness nach Dores oder von Fort William nach Fort Augustus, so auszubauen, daß der Schwertransport über Land möglich ist. Beides wäre bei der Größe des U-Bootes technisches Neuland. Hat sich das denn niemand vorher überlegt?

Als prinzipielle Möglichkeit wäre da noch das Auseinanderbauen des U-Bootes und das Wiederzusammensetzen am Loch Ness, was dann aber in einer noch zu errichtenden Werft geschehen müßte. Auch dagegen sprechen Zeit- und Geldargumente.

Dazu kommt, daß sich das schottische Parlament jetzt gegen das Unternehmen sperrt. Warum, das weiß man nicht, denn eigentlich bringt so ein Projekt ja auch Geld in die Region. Aber das schottische Parlament gibt es ja erst seit ein paar Jahren, und die müssen immer wieder beweisen, daß sie im eigenen Land etwas zu sagen haben. Vermutlich hat man einfach vergessen, sie vorher zu fragen, oder noch schlimmer, man hat über das Projekt in London gesprochen statt in Edinburgh. Dann ist es natürlich klar, daß Schottland erst einmal voll in die Bremseisen steigt.

Komisch – seit die Regionalregierungen mit der politischen Einigung Europas wieder viel mehr Zuständigkeiten haben, zieren die sich manchmal wie in fernsten, weit zurückliegenden nationalstaatlichen Zeiten. Die Umstellung von Linksverkehr auf Rechtsverkehr zum Beispiel, die auf den britischen Inseln schon mehrfach angedacht wurde, scheiterte an nichts anderem als daran, daß die Regierungen von England, von Schottland, von Wales und von den beiden Irlands sich nicht auf einen gemeinsamen Zeitpunkt dafür einigen konnten. – So einfach sich dem Vorschlag einer anderen Regionalregierung anzuschließen geht natürlich nicht. Und mit dem Boot ist es jetzt das Gleiche.

Wie Kleinkinder, diese Politiker, wie Kleinkinder!

Also Fazit jedenfalls: Das Boot ist im Moment nicht in das Loch Ness zu bringen, sowohl aus technischen als auch aus administrativen Gründen. Und 'Im Moment' heißt: wenigstens für einige Jahre. Egal, wieviel Geld die EG hinzuschießt.

Die administrativen Gründe könnten nicht einmal durch Schmiergeldzahlungen beseitigt werden, weil dazu Europa wieder zu sehr integriert ist: Es gibt keine Methode, zuverlässig herauszufinden, wen man denn nun alles schmieren müßte und wen nicht. Wenn der Europäische Rechnungshof herausfindet, daß jemand Falsches geschmiert wurde, dann gibt es unheimlichen Ärger.

„Das alles" sagt Grohmann, „wäre fast der Todesstoß des Projektes. So wie ich es sehe. Oder wir müßten etwas ganz anderes tun – ohne U-Boot."

Warum eigentlich nicht, denke ich. Wir waren ja auch ohne U-Boot unten. Es fehlt bloß die Formalität des Auffindens eines Zuganges zur Welthöhle. Ohne einen solchen geht es eben nicht. – Es ist mir sowieso immer noch völlig unklar, wozu man, außer zum Transport von meßtechnischen Einrichtungen und Computern, ein U-Boot braucht. Reicht nicht ein Überwasserschiff?

„Wir haben jedoch soeben auch Kenntnis von etwas anderen erhalten. Ein Zufallsbefund, gewissermaßen. Und dieser läßt alles wieder in einem anderen Licht aussehen."

Grohmann macht eine Pause. „Der macht's aber spannend!" sagt Carola an meiner anderen Seite.

„Es sind größere Unterwassergrotten an der Westküste Schottlands entdeckt worden. So große Höhlen, daß Geologen dafür zunächst im Erklärungsnotstand sind. Es handelt sich um einige Buchten nördlich vom Kaledonischen Kanal. Um das Loch Broom, um genau zu sein. – Das ist kein See, sondern eine Meeresbucht – das Word 'Loch' wird, wie Sie wissen, im Schottischen für beides verwendet, Meeresarm und Hochlandsee."

„Ullapool!" sage ich leise zu Irene. Sie nickt. Wir waren während desselben Urlaubes dort, in dem wir vorher auch in Foyers waren. 1988 war das – vor fast zehn Jahren. Irene kennt es also.

„Die CHARMION wird also zu gegebener Zeit von Greenock bei Glasgow nach Ullapool verlegt werden." bestätigt Grohmann, „Das sollte dann ja keine Schwierigkeiten machen. Unser schottischer Stützpunkt wird also nicht Inverness sein, sondern Ullapool. – Jedenfalls sieht es jetzt so aus. Sie alle werden natürlich noch über entgültige Entscheidungen informiert. – Ja, Herr Homberg?"

Alle sehen mich an, weil ich aufgestanden bin. Ich werde jetzt mal etwas 'Selbstbewußtsein trainieren', wie Irene das nennt. Deshalb gehe ich nach vorne. Grohmann gibt das Rednerpult frei. Da mein wirklicher Name schon gefallen ist, verschwende ich da keine weiteren Formalitäten.

„'Charmion'" sage ich, „spricht man nicht 'Charmion' aus. Sondern 'Charmion'. Das kann man im Schriftdeutsch nicht unterscheiden. Mit den Feinheiten der Xonchensprache werde ich vermutlich noch einigen von Ihnen auf den Nerv fallen. Also. 'Charmion'. Nicht 'Charmion'."

Einge der Anwesenden lachen. Ich nicht.

„Das zum ersten. Zum zweiten: Es ist mir nicht recht, daß das Boot so genannt wurde. Ich wurde nicht gefragt, und ich habe vermutlich auch jetzt keinen Einfluß mehr darauf. Aber ich halte diese Namenswahl für geschmacklos."

Das war alles. Niemand stellt Rückfragen, als ich zu meinem Platz zurückgehe. Grohmann macht ein Pokergesicht.

Ich auch.

Die nächsten Wochen und Monate wurden rasch zu einer Routine, wie immer, bei jedem noch so spektakulären Projekt. Mir war das nichts Neues. Ich hatte schon öfter bei besonderen Projekten mitgearbeitet.

1982 zum Beispiel habe ich mich dem Ada-Compiler-Projekt angeschlossen. Damals war es durchaus nicht sicher, daß man für diese Programmiersprache einen Compiler würde bauen können. Wir – und viele andere Teams in der ganzen Welt – zeigten, daß es doch möglich war. Gescheitert ist das Projekt später an ganz anderen Dingen, aber zu Anfang war es doch ein bißchen wie die Mitarbeit am Mondprogramm der Amerikaner in den Sechziger Jahren. Es war etwas Besonderes – die Kathedrale unter den Programmiersprachen, wie manche ihrer Verfechter sich ausdrückten. Dagegen war FORTRAN ein Werkstattschuppen, BASIC ein Kinderzimmer, COBOL ein Lohnbüro, und C und PASCAL ein Zweckbau einer Universität. Erst mit C++ ist dann wieder eine wirklich konzeptionell ernstzunehmende Programmiersprache erschienen, an deren Implementierung ich leider nie selbst mitgearbeitet habe.

In der täglichen Arbeit verschwindet das Besondere, und es bleibt die Arbeit. Manchmal auch die Langeweile. Die Erfahrung machten wir auch jetzt wieder.

Wir waren Lehrer und Schüler. Lehrer für Xonchen. Schüler für fast alles andere. Paläontologie zum Beispiel. Tutor für die meiste, Gott sei Dank nicht für die ganze Zeit: Dr. Thomas Reinhardt. Es war nicht direkt angenehm. Besonders zu Anfang ließ er gerade mich immer wieder spüren, wie entsetzlich wenig über das Thema ich doch wußte. Und uns wurde klar, wie entsetzlich langsam man in unserem Alter noch neue Stoffe aufnimmt, wenn das Interesse so stark nicht ist. Weil Reinhardt eben nicht der Mann war, der die Spielregeln als das Wesentlichste auffaßte, sondern die Bauklötze, bestand sein Unterricht aus der Vermittlung einer Menge von Fakten. Ich denke, ein Studium einer so systematischen Wissenschaft wie die Physik oder die Mathematik hätte Reinhardt nicht geschafft. Nicht mit diesen Denkgewohnheiten. Aber natürlich muß es in einer arbeitsteiligen Industriegesellschaft jede Art von Denkgewohnheiten geben.

Schade nur, daß so viele Mitmenschen dazu neigen, ihre eigenen Denkgewohnheiten für allgemeinverbindlich zu halten.

Dann: Die Baupläne der CHARMION. Vorwärts, rückwärts, in allen Ebenen. Als ob wir in die Lage versetzt werden sollten, das Boot auseinanderzunehmen und wieder zusammenzusetzen. Und das betraf nicht nur die sichtbare Einrichtung, sondern sogar die Software, die allerdings so umfangreich war, daß wir nur über einen kleinen Teil etwas erfuhren. Der Name CHARMION blieb übrigens. Ich konnte nichts dagegen tun. Vielleicht, dachte ist, ist es auch immer noch besser, als wenn sie das Boot OSONT genannt hätten.

Das Vertrautmachen mit der CHARMION wurde dadurch kompliziert, daß sich, zum Einen, die Baupläne immer noch änderten, denn sie wurde ja zu dieser Zeit für zivile Operationen umgerüstet. Nicht nur das. Die militärische CHARMION war auf den Weltmeeren zu Hause, und nur dort. Die zivile CHARMION mußte auch in Süßwasser manöverieren können, und, wenn nötig, in Wasser mit wesentlich höherem Salzgehalt als der Ozean. Auch das erforderte Modifikationen – Ein Gegenstand von 1700 Tonnen Wasserverdrängung hat schließlich in Meerwasser einen um etwa 34 Tonnen größeren Auftrieb als in Süßwasser.

Und zum Anderen waren die Baupläne nicht vollständig. Da waren Dinge, die wir nicht zu sehen bekamen. Zunächst dachte ich an die Dinge, die rein militärisch genutzt werden, und die jetzt ausgebaut wurden, um zivilen Einrichtungen Platz zu machen. Aber das war es nicht – die Hauptmaschinen zum Beispiel, über die bekamen wir überhaupt keine Pläne. Und die wurden definitiv nicht ausgetauscht. Indirekt konnte ich erschließen, daß es sich um einen Reaktor handeln mußte. Ungewöhnlich für ein Schiff mit nur 1700 Tonnen Wasserverdrängung, aber das ist doch kein Grund, so etwas geheim zu halten, oder? Vor allen Dingen, wenn die übrige Einrichtung des Schiffes darauf schließen läßt, daß an Energie kein Mangel sein wird, und das offenbar für unbegrenzte Zeit. Außerdem fand ich bei den Elektrolyseeinrichtungen Geräte, die Schwerwasser aus dem elektrolysierten Wasserstoff gewinnen sollten, und wozu braucht man wohl Deuterium, wenn nicht als Moderator für einen Reaktor?

Damals dachte ich übrigens noch, daß es nur Gründe der technischen Umrüstungen waren, daß wir weder die gesamte Software noch die gesamten Baupläne vollständig kennenlernten. Vielleicht noch Organisationsfehler, und natürlich Zeitmangel – niemand lebt lange genug, um jede Schraube und jede Maschineninstruktion in einem solchen technischen Gerät wie einem U-Boot kennenzulernen. Inzwischen weiß ich, daß uns absichtlich eine Reihe von Dingen vorenthalten wurden. Und keiner von uns hat es gemerkt. Wenigstens nicht, solange wir noch in München waren.

Wir bekamen jetzt schon unser Bordpäckchen – oder wie man die Bordkleidung nennt. Eine Art praktischer Overall in Grün – eine Spur grüner als das Olivgrün, das ich vor einem Vierteljahrhundert bei der Bundeswehr so schätzen gelernt habe – jeder Overall mit Brustschildern und Schulterzeichen bestickt, die den Namen des Schiffes und den Namen des Trägers zeigten. Funktionsbezeichnungen würden später angebracht werden, so erfuhren wir, und weiterhin wurde es uns auch freigestellt, diese Spezialkleidung jetzt schon zu tragen oder auch nicht, solange wir noch in München arbeiteten. Das war auch gut so. Ich trug es nicht, Irene tat es nicht, und Carola auch nicht. Die meisten taten es noch nicht, trotz der vielen praktische Taschen in diesem Overall. Irgendwie wäre man sich in der S-Bahn seltsam vorgekommen, wenn jeder auf meiner Brust lesen kann:

C H A R M I O N

Herwig Homberg

Weiße Schrift, auf samtschwarzem Grund, das Ganze auf dem grünen Stoff aufgestickt. Unauffällig auffällig. Was hätte man denn sagen sollen, wenn man gefragt wird? Schließlich hatten wir doch den Mund zu halten. Eigentlich.

Außerdem erfuhren wir, wie wir an Bord unterkommen würden. Es würde natürlich nicht mehr so schlimm sein wie seinerzeit auf den U-Booten im Zweiten Weltkrieg. Also, es würde niemand gezwungen sein, auf Torpedorohren oder unter den E-Maschinen zu schlafen. Es gab Kabinen – ein

bißchen geschickter ist der Raum auf der CHARMION schon ausgenutzt worden.

Aber es gab wahrscheinlich keine Einzelkabinen. Zumindestens Platz zum Schlafen sollte an Bord doppelstöckig genutzt werden. Also Doppelkabinen für jeden. Es gab zwar noch ein Denkmodell, das etwa darauf hinauslief, daß Einzelkabinen eingebaut würden, die einen winkelförmigen Querschnitt hatten, so daß die Betten von benachbarten Einzelkabinen sich tatsächlich übereinander befanden, aber nicht zu derselben Kabine gehörten. Das wäre fast so platzsparend wie Doppelkabinen gewesen. Wie ich erfuhr, war auch noch nicht restlos entschieden, in welcher Weise de Umbauten nun erfolgen würden. Vielleicht würde es sogar eine Hybridlösung geben, die aber dann den Nachteil hätte, daß es an Bord, was die Kabinenunterbringung betrifft, eine Zweiklassengesellschaft geben würde. Wir konnten fast nichts anderes tun als abwarten und auf das wegen der Größe der CHARMION technisch Machbare zu hoffen. Ich schrieb ein Memorandum an die Projektleitung in Brüssel, um meine Vorliebe für Einzelkabinen und deren Vorteile anzumelden, aber ich erhielt darauf nicht einmal eine Antwort.

Wenigstens kriegte ich schon am Tage der Einführungsveranstaltung heraus, wie sie Carola geködert hatten. Wir reden während einer Kaffeepause zwischen den Vorträgen länger miteinander.

Ich hätte es mir denken können. Sie fühlte sich in ihrem Beruf festgefahren, genau wie ich. Wer nach zehn Jahren Zugehörigkeit zur Firma nichts geworden ist, so heißt es, der oder die wird auch nichts mehr. Das traf auf sie genauso zu wie auch auf mich. Und wenn man karrieremäßig so festsitzt, dann nützt einem fachliche Kompetenz gar nichts. Wie sowieso Fachkompetenz in unserem Hause nicht gerade das Merkmal ist, das einem das Fortkommen erleichtert. Ich sage immer, man muß in der richtigen Seilschaft drin sein. Gewisse soziale Kontakte pflegen. Die richtigen Leute kennen. Aber doch nicht unbedingt etwas von Informatik verstehen. Wer lange genug im Hause ist, der pflegt mir zuzustimmen – wenn es sich um einen Sachbearbeiter handelt.

Die Carola hätte auf das Fortkommen noch etwas mehr Wert gelegt als ich. Und genau das hat man ihr in Aussicht gestellt. Ein gut bezahlter Job

im europäischen Innenministerium. Welchen genau, das weiß sie nicht. Aber wenn dieses Projekt ein Erfolg wird, das weiß sie, dann ist man nicht mehr auf Versprechungen angewiesen. Dann bekommt man überall etwas. – Versprechungen von Vorgesetzten, das weiß sie so gut wie ich, sind der Komperativ des Begriffes ‘Lüge’.

Eine indirekte Drohung hat man bei ihr nicht versucht. War wahrscheinlich nicht nötig.

Nicht an diesem Tag, aber doch bald darauf brachte ich dann das Thema auf den Punkt, der mir besonders am Herzen lag: Sollte man denn überhaupt mitmachen?

„Ja wieso denn nicht?“ fragte Carola zurück, „Und wieso fragst gerade du das? Du hast das Ganze doch in die Wege geleitet!“

Sie kennt meine Einstellung zum ungehemmten Pronatalismus. Sie versteht ihn vielleicht sogar noch eher als die Irene, sieht aber selbst kein Problem darin. Wahrscheinlich glaubt sie, daß gesellschaftliche Lernprozesse das Ruder weltweit noch rechtzeitig herumreißen werden, bevor es soweit kommt, daß der ganze Planet eine einzige Müllkippe ist, auf der 20 Milliarden Menschen zu leben versuchen.

„Natürlich habe ich das,“ sage ich, „aber du weißt genau, daß ich das nicht ganz freiwillig getan habe. So aufmerksame Leser habe ich mir nicht gewünscht!“

„Wenn das hier vorbei ist, was meinst du, wieviele Bücher du dann verkaufen wirst!“

„Dieses Argument habe ich schon gehört! Aber wie wird es dann den Granitbeißerinnen gehen?“

„Wenn wir in einer übervölkerten und verschmutzten Umwelt leben, warum sollten sie ein Recht auf etwas Besseres haben?“

Ich bin einen Moment sprachlos. „Glaubst du das wirklich?“

„Sonst müßte man, zum Beispiel, die beiden Amerika wieder den Indianern zurückgeben. Genaugenommen.“

„Genaugenommen müßte man das tun, ja. Habe ich nie bestritten. Nur wird das nicht mehr gehen. Schon deshalb nicht, weil man die 70 Millionen, die seit Columbus umkamen, kaum wieder zum Leben erwecken

kann. Aber die Kolonisierung der Welthöhle kann man vielleicht noch aufhalten."

„Und so die Menschenfresserei unter Naturschutz stellen!"

Mit Carola kann man gut streiten, weil, ganz gleich, welchen Standpunkt man vertritt, sie nimmt immer den Standpunkt der Opposition ein. Manchmal ist das dann gar nicht ihr ureigenster Standpunkt. Bei dem vorliegenden Problem geht sie aber offenbar davon aus, daß sie sich eben entschieden hat, mitzumachen, und damit darf die Sache als Ganzes nicht mehr in Frage gestellt werden, um so mehr, da sie weiß, daß eigentlich ich beim Infragestellen der allererste bin.

Außerdem hat sie inzwischen die 'Bibel' ein zweitesmal gelesen. Die 'Bibel', das ist im Projektsprachgebrauch mein Buch. Da kann sie fast alles belegen, was sie denkt, und das Gegenteil auch. Wenn ich noch einmal ein Buch schreibe, dann werde ich es etwas mehr auf formelle Widerspruchsfreiheit überprüfen. Oder ganz auf persönliche Meinungen verzichten. Oder es ihr nicht zu lesen geben.

Das Sabotieren des Projektes kommt für sie jedenfalls nicht in Frage. Da steht viel Geld dahinter, das viele Menschen erarbeitet haben. Geld ist Lebenskaft von Menschen, sagt sie. Diese Lebenskraft hat ein Recht auf Resultate. Auch, wenn es zum Nachteil der Granitbeißerinnen ist, frage ich. Das muß ja nicht sein, sagt sie. Wird es aber, sage ich. Wie kann das sein, sagt sie – natürlich, wenn die Welthöhle flächendeckend 'zivilisiert' worden ist, dann gibt es dort keine Menschenfresserei mehr. Keine Vollstreckungskreuze. Das müßte doch in meinem Sinne sein, oder? Keine Vollstreckungskreuze?

Ich gebe auf. Ich muß meine Bedenken präziser formulieren. Alles, was ich ökologisch sagen könnte, wird auf die Reduzierung der Lebensräume von ein paar Sauriern um ein paar Prozent umgedeutet werden, und dagegen dürfe ich ja nichts haben. So ähnlich wird die Argumentation laufen. Und alle möglichen Parallelen zur Eroberung der beiden Amerika in den letzten fünf Jahrhunderten bleiben Möglichkeiten unter vielen. Und ebenso alle möglichen Parallelen zum Aus-dem-Ruder-Laufen unserer eigenen Ökosphäre, das wir gerade erleben. Bis dies alles eingetreten und sich manifestiert geworden ist. Bis es zu spät sein wird.

Dabei braucht man doch eigentlich gar keine Phantasie, um dies alles einzusehen, sondern nur offene Augen.

Das Gespräch nimmt danach eine unverbindliche, weniger grundsätzliche Wendung. Ich erfahre noch, daß jemand Carola erzählt hat, daß man jemanden aufgetrieben hat, der diese Kerzen-Illuminierung, die ich vor fast dreißig Jahren in der Jettenhöhle im Harz veranstaltet habe, selbst gesehen hat. Wahrscheinlich hat derjenige Leser direkt den Verlag angeschrieben, und ich habe aus irgend einem Grunde nichts davon erfahren. Carola meint, daß auch solche Dinge die Beweiskraft meines Romanes erhöht haben. Das halte ich aber für völlig falsch, denn bei einem fiktiven Roman könnte ich ja richtig autobiographische Dinge untergemischt haben. So fiktiv kann ein Roman ja gar nicht sein, als daß nicht elementare, autobiographische Dinge drin sind: Das Beherrschen der betreffenden Sprache, Alltagssituationen. Carola zuckt die Schultern. Diesmal weiß sie kein Gegenargument. Die Einzelheiten des Schriftstellerhandwerkes interessieren sie auch nicht so besonders, und sie ist im Moment auch gar nicht an einer so richtig kontroversen Diskussion interessiert.

Sie ist so ein bißchen in der Neue-Horizonte-tun-sich-auf-Euphorie befangen. Ich kann es ihr nicht einmal verdenken – das ist unvermeidlich, wenn man im Begriff ist, etwas ganz anderes zu tun als das ganze bisherige Leben. Sie wird schon noch merken, daß es auch hinter neuen Horizonten Fußpilz gibt. Wie wir alle es merken werden.

Die Irene macht in der Hauptsache Xonchen-Unterricht. Es wird ihr schon bald Routine, da sie eine weitergehende Teilnahme am Projekt nicht wünscht. Sie weiß noch nicht einmal, ob sie während unserer Mission in Ullapool wohnen wird oder hier. Naja, sie wird ja auch ein paarmal hin- und herreisen können, so alternativ ist die Entscheidung also gar nicht. – Außer ihrem Xonchen-Unterricht bleibt sie immer, genau wie ich, als Experte für die Welthöhle in Rufweite. Wenn immer jemand eine Frage hat, die aus dem Buch heraus nicht beantwortet werden kann, dann wird einer von uns direkt befragt werden.

Im Übrigen lernte ich im Laufe der Zeit die meisten weiteren Projektmitglieder kennen. In der ganzen Zeit in München war aber noch nicht restlos entschieden worden, wer nun mitfahren würde und wer nicht.

Dafür wurden wir über die weiteren geologischen Untersuchungen am Loch Broom auf dem Laufenden gehalten. Diese sahen vielversprechend aus: Die Einwohner von Ullapool lebten auf Höhlen und wußten es noch gar nicht! – Ich meine, auf bescheidenen Höhlen nahe der Erdoberfläche. Auf der Welthöhle lebt ja ganz Mitteleuropa, und niemand weiß davon. Noch nicht.

Diese Höhlen, die bei Ullapool und die Welthöhle, waren für unseren Lehrer für Geologie und Geophysik zweifellos am interessantesten. Doktor Gerald Amurdarjew war Geologe und Geophysiker. Er stand noch ganz am Anfang seiner Karriere und war erst 33 Jahre alt. Wir erfuhren, daß er eine Habilitation in Göttingen unterbrochen hatte, weil er sich, im Gegensatz zu Reinhardt, diesem Unternehmen mit fliegenden Fahnen angeschlossen hatte.

Im Gegensatz zu dem, was sein Nachname suggerierte, sah Amurdarjew wie ein normaler Mitteleuropäer aus, Typ nicht mehr ganz junger, aber sympathischer, offener und vertrauenerweckender Jugendlicher. Er sah so ähnlich aus wie Neil Armstrong zur Zeit seiner Mondlandung. Von seinem privatem Umfeld erfuhren wir zunächst kaum etwas. Er kam jedenfalls nicht aus Russland, und er konnte auch kein Russisch.

Natürlich war man an ihn zuerst herangetreten. Und das kam so: Er hatte, ohne andere Absichten als der Wunsch nach bloßer Unterhaltung, mein Buch in einer Bahnhofsbuchhandlung gekauft. Ein Zufall – er hätte auch ein anderes aus dem Regal nehmen können. Da waren ein paar Dienstreisen nach Mailand, und da fährt der ICE ganz schön lange. Er wollte also nur leichte Unterhaltung.

Mit der leichten Unterhaltung war es nichts. Es ging ihm so, wie ich vermutet hatte, daß es einem Geologen als Leser gehen würde: Erst Unglauben. Skepsis. Nachsichtiges Lächeln über die Autorin. Stellenweise schallendes Gelächter. Vielleicht auch stellenweise Verärgerung.

Und dann ließ es ihn nicht mehr los: Was wäre, wenn? Ginge es nicht doch? Und wie? Man müßte es näher durchdenken.

Amurdarjew war durchaus mit den numerischen Simulationsmethoden seiner Wissenschaft vertraut. Er kannte die verschiedenen Modelle der Konglomeration planetarer Körper und alle gängigen Vorstellungen über

die Strömungsvorgänge im Erdmantel und deren Auswirkungen auf die Kontinente und den Meeresboden. Es war gerade die Zeit, wo in der Geologie die prähistorischen Magma-Plumes diskutiert wurden, jene heißen Magmaströme, die sich vom Erdkern ablösen und nach oben driften und dann in einem begrenzten Gebiet für eine gewisse Zeit einen solch heftigen Vulkanismus auslösen, daß dieser als Ursache für prähistorische Massenextinctionen in Frage kam. Auch an diesen Theorien hatte er gearbeitet.

Und er hatte sich immer noch eine gesunde Portion Neugier bewahrt, die einem im modernen, universitären Wissenschaftsbetrieb ja normalerweise rasch abhanden kommt, weil man ständig damit beschäftigt ist, den nächsten Vertrag an Land zu ziehen und besetzbare Positionen auszuspähen – an deutschen Universitäten hat man für die echte wissenschaftliche Neugier ja nun wirklich keine Zeit.

Er hatte auch einen eigenen, schnellen Rechner. Es war für ihn keine große Tat, ein paar vereinfachende Annahmen zu machen und eine einfache, parametrisierbare Simulation zu programmieren. Natürlich sieht ein solches numerisches Modell etwas anders aus, wenn man auf etwas Bestimmtes hinarbeitet. Dann kann es durchaus schon passieren, daß so ein Modell in dieser Form noch von niemandem durchgerechnet worden ist. Und daß Dinge rauskommen, die bisher bei numerischen geologischen Experimenten noch nicht beobachtet wurden.

Amurdarjew fand die Bildung von Welthöhlen. Sie traten bei einer bestimmten Kombination von Parametern auf: Wassergehalt der Litosphäre, bestimmte chemische Zusammensetzung des Gesteins, bestimmte Menge der Energieerzeugung im Erdkörper durch radioaktiven Zerfall und so weiter. Auch die Magma-Plumes spielten eine Rolle. Zwar sahen die Dinge, die er auf der graphischen Bildschirmdarstellung dieser Simulationen beobachtete, noch etwas fremdartig aus. So gelang es ihm zum Beispiel nicht, die Bildung dieser mächtigen Säulen aus gewachsenem Fels zu erklären, die wir überall in der Welthöhle beobachtet haben. Aber die Möglichkeit der Bildung von langgestreckten Höhlen mit Volumina von Tausenden von Kubikkilometern wurde erhärtet.

Der Mechanismus, der bei diesem Modell die Welthöhlen bildete, mußte natürlich noch nicht genau derselbe Mechanismus sein, der in der geologi-

schen Wirklichkeit am Werke war. Es handelte sich in der Simulation im Wesentlichen um gewaltige Gasvulkane, die in prähistorischer Zeit gebildet worden waren und die in einigen Fällen nicht die Erdoberfläche durchbrochen hatten.

An so ungefähr diesen Mechanismus hatte ich ja auch schon gedacht. Aber Amurdarjew bremste uns: Die für dieses Problem notwendige Rechenleistung hatte sein Rechner nicht. Er hatte in sehr großen Integrationsschritten rechnen müssen. Genaugenommen könnte das, was er herausgekriegt hatte, auch der purer Blödsinn sein. Könnte. Mußte nicht.

Wenn ein Wissenschaftler so etwas findet, dann gibt es immer die naheliegende nächste Aktion: Veröffentlichen. Aber wer veröffentlicht so etwas weit hergeholtes? Andererseits – wenn an dieser Welthöhle etwas dran war, wenn es sie also wirklich gäbe, wie die Autorin an mehreren Stellen suggerierte, dann wäre er schon gerne der erste, die die geologische Realität dieser Welthöhle in der Fachpresse diskutierte. Nur würde das nicht möglich sein – kein ernsthaftes wissenschaftliches Blatt würde so etwas abdrucken. Er hatte ja keine Fakten in der Hand, und etwas aus einem Fantasy-Roman zu analysieren ist ja reichlich unseriös.

Ausgenommen in der Aprilausgabe. Er verkaufte es an ein renomiertes, geologisches Journal – ich weiß nicht welches – als durchdachten Aprilscherz. Die Redaktion nahm es mit Handkuß.

Jemand irgendwo im Innenministerium der EG laß durch Zufall diesen Artikel – und schon war Amurdarjew in diesem Projekt. So schnell geht das.

Mit Gerald Amurdarjew verstand ich mich eigentlich ganz gut. Er war offen für Neues. Findet man auch unter Wissenschaftlern nicht allzu häufig. Natürlich war sein Hauptinteressengebiet die Geologie. Aber er redete mit uns nicht so, daß man das Gefühl hatte, man müsse sich ständig verteidigen. Und es wäre ihm gleichgültig gewesen, wenn ich nicht den Unterschied zwischen Basalten und Sedimengesteinen gekannt hätte – wo notwendig, hätte er mir eben das Nötige erklärt. Er war kein Pabst der Wissenschaft. Ein himmelweiter Unterschied zwischen ihm und Reinhardt.

Dann war da noch Doktor Mary Morton, eine Irin, erwähnenswert. Auch sie würde definitiv Mitglied der Expedition sein. Hauptaufgabe natürlich medizinische Betreuung des Teams. Darüber hinaus Mitarbeit an den biologischen Untersuchungen, die in der Welthöhle anfallen würden.

Als ich das erste Mal ihren Namen erfuhr, erinnerte ich mich an eine Mary Morton, die ich 1983 auf einer Radtour durch Irland kennengelernt hatte. Auch diese war, nach ihren eigenen Aussagen, Ärztin gewesen. Sie war damals 25 Jahre alt. Alter, Nationalität und Beruf stimmten also überein.

Aber diese Mary Morton war eine andere. Aussehen und Wohnort passten nicht. Diese kam aus Cork, jene aber wohnte seinerzeit in Dublin und hatte die Absicht gehabt, nach Sligo zu ziehen.

Diese Mary Morton meinte, ohne weiteres feststellen zu können, wo jene, die ich damals kennengelernt hatte, abgeblieben sei. Da gibt es ein Register aller zugelassenen Ärzte in Irland, vermute ich. Aber diese Mary Morton brachte in Erfahrung, daß es eine andere Ärztin des gleichen Namens nicht gab. Jedenfalls nicht in Irland. – Ich legte diese Information erst einmal zu den Akten.

Unsere Dr. Morton war blond, geschieden und sie hatte harte Linien im Gesicht. Sie muß mal hübsch gewesen sein, und vielleicht hat sie mal ein Alkoholproblem gehabt. Für so etwas habe ich einen Blick. Diese Phase muß sie aber überwunden haben. Ihre Haltung dem Projekt gegenüber war indifferent. Keine Begeisterung, aber auch keine Ablehnung. Sie lehrte uns die kleine Notfallchiurgie, also erste Hilfe, Verbände anlegen, Wunden sanieren und schließen. Was man eben so braucht.

Auch sie hatte mein Buch lesen müssen, und das war Anlaß genug, sich mit ihr darüber zu unterhalten, was passiert wäre, wenn Osont mich damals, in der Welthöhle, tatsächlich gezwungen hätte, bar aller chiurgischen Kenntnisse eine Appendektomie zu unternehmen. Die Chancen wären sogar für einen ausgebildeten Arzt unter den beschriebenen Bedingungen schlecht gewesen, meinte sie, besonders, da der betreffende Mann – Obanque hieß er, glaube ich – später ja ohnehin gestorben ist, und zwar unter Bedingungen, die ein ganz anderes zugrunde liegendes medizinisches Problem als Appendizitis vermuten lassen.

Ob sie es schaffen würde, fragte ich. Sie meinte ja. Vorausgesetzt natürlich, sie hätte ein paar leidlich sterile Schneidwerkzeuge, heißes Wasser in Reichweite, und einen Patienten, der tatsächlich Appendizitis hat. Außerdem müßte sichergestellt werden, daß die Gaffer, die in dieser Situation rundherum das Geschehen verfolgt hätten, ihren Nasendreck und wer weiß was sonst nicht gerade in die Wunde fallen lassen würden, und daß das Schiff leidlich ruhig liegen würde. Ohne Komplikationen würde sie den Patienten wahrscheinlich durchbringen.

Dann sagt sie aber auch, daß man, unter den beschriebenen klimatischen Bedingungen, dem Patienten mehr zu trinken hätte geben müssen, insbesondere, da eine Operation ja nicht erfolgte. Aber ich solle mir keine grauen Haare darüber wachsen lassen, sagt sie – kein Arzt hätte das Privileg, nach einigen Berufsjahren immer noch das Bewußtsein haben zu dürfen, noch nie Fehler gemacht zu haben. Es gibt Berufe, sagt sie, die das gute Gewissen nicht eingebaut haben. Ärzte haben es jedenfalls nicht. Und Welthöhlen-Entdecker wohl auch nicht.

Mit der letzten Bemerkung hat sie zwischen uns eine Brücke gebaut, die vielleicht noch lange hält.

Von den weiteren Projektmitarbeitern, die sich der Expedition anschließen würden, fielen mir einige zunächst wenig auf. Da war zum Beispiel eine Natalie Yay, die etwa so um die 25 alt sein mußte – viel jünger kann man mit einem Universitätsabschluß in Biologie eigentlich nicht sein. Sie sah unheimlich gut aus – jedenfalls auf den ersten Blick. Ungemein üppige, weibliche Formen, volles, langes, brünettes, mit einigen blonden Strähnen durchsetztes Haar, ein mädchenhaftes und undifferenziertes und manchmal offenes Gesicht. Die Art von Frauen, die man nicht beschreiben kann, ohne die Hände zu benutzen. Deren bloßer Anblick einem den Saft in die Lenden treibt. Sie hätte auch für den PLAYBOY posieren können.

Hätte sie es doch getan. Ihr Aussehen war nämlich das einzige, was bemerkenswert war. Ich hörte nie eine originelle Bemerkung von ihr. Immer waren es nur irgendwelche, aus der Situation heraus verständliche Floskeln. Oder war sie nur gehemmt, was man auf den ersten Blick nicht gleich erkennen konnte? Wenn man ihr zuhörte, käme man nicht auf die Idee, daß sie mal studiert haben könnte. Im Xonchenunterricht war sie das

Schlußlicht, was aber nicht viel besagte, weil die durchschnittlichen Lernleistungen gut waren – Die Projektmitarbeiter hatten einen durchschnittlich hohen Standard, und das ließ die Yay leistungsmäßig eben nicht besonders aussehen – objektiv war sie im Mittelfeld. Aber bei uns wurde es hinter dem Mittelfeld eben leer.

Ich verstand nicht, wer sie für die Expedition ausgewählt hatte und warum. Aber in diesem Punkte waren die letzten Entscheidungen ja noch nicht gefallen. Vieleicht gab es eine Warteliste mit Lückenspringern, und vielleicht gehörte sie dazu. Ich wußte es nicht. Nach den ersten paar Versuchen vermied ich jeden Kontakt mir ihr, und sie suchte keinen mit uns. Mit keinem von uns. – Ja, das war doch am bemerkenswertesten: Sie hatte keine Neugier. Die meisten anderen Projektmitarbeiter wollten wenigstens einmal mit uns, also mit Irene und mir, gesprochen haben, mit den Menschen, die tatsächlich selbst in der Welthöhle gewesen und von dort lebendig zurückgekehrt sind. Natalie Yay wollte das nicht.

Sie schien Britin zu sein. Aber sogar die Aussicht, mein Englisch zu trainieren, brachte mich nicht dazu, ihre Nähe zu suchen. Außerdem ist so etwas kompliziert, wenn die Irene in der Nähe ist: „Die gefällt dir wohl!“ zischte sie einmal, als ich meine Augen länger als ein paar Sekunden auf Natalie verweilen ließ. Ich zischte zurück und sah dann gehorsam woanders hin. – Man hat ja so sein photographisches Gedächtnis, für manche Dinge.

Natalie’s Aussehen war nichts für den Ästhetiker. Es war die Attraktion der bloßen Weiblichkeit, die, pur genossen, auf Dauer ebensowenig schmeckt wie purer Alkohol. Sie pflegte sich sehr geschickt zu kleiden, so daß ihre Formen noch unterstrichen wurden. Zurschaustellung von dem, was sie eben hatte. Ich hatte jedoch den Verdacht, daß ihre Üppigkeit schlampig aussehen würde, wenn sie nackt war – ihre Nacktheit war nicht für die Unbefangenheit im Freien, für den Strand gemacht, sondern für das Bett.

Man hätte sie einmal nackt sehen müssen – dem sportmedizinisch geschulten Blick fällt dann gleich eine ganze Menge auf. So ist es zum Beispiel ein Unterschied, ob eine Frau ihre weiblichen Formen mehr aus Muskulatur an den richtigen Stellen oder aus Fett an den richtigen Stellen

rekrutiert. Insbesondere wird es zehn Jahre später ein Unterschied sein – die Muskeln werden dann immer noch an den richtigen Stellen sitzen, das Fett aber nicht. Diesen Unterschied kann man bei einer bekleideten Frau aber nicht feststellen – oder vielleicht nur sehr rudimentär: In der Art, wie sie sich bewegt, zum Beispiel. Manchmal sieht man zwanzigjährige, die trotz guten Aussehens bereits in Ansätzen den Watschelgang einer alten Oma haben.

Meiner Meinung nach sind mehr als die Hälfte aller Frauen, die sich für PLAYBOY oder PENTHOUSE ablichten lassen, dieser Gruppe zuzurechnen. Allerdings kann man das nicht nachprüfen, da beide Zeitschriften keine Vergleichsaufnahmen herausgeben, die zehn Jahre später aufgenommen wurden. Es wäre sehr instruktiv – aber weder PLAYBOY noch PENTHOUSE sind Zeitschriften für Sportmedizin oder Geriatrie.

Für Männer treffen diese Betrachtungen wohl genauso zu – aber bei Männern sehe ich selten so genau hin. Dazu kommt, daß die physische Erscheinung von Männern im Extremfall die sportmedizinische Bewertung durch Augenschein leichter in die Irre führen kann – Berge von Muskeln zum Beispiel müssen durchaus nicht auf protzende Gesundheit hinweisen, weil ein Mann solche Muskelmassen mit viel weniger Aufwand entwickeln kann als eine Frau.

Bei Frauen habe ich noch eine andere Methode gefunden, die eine Aussage über Fitness geben kann: Man nimmt das Bild einer leicht oder gar nicht bekleideten Frau und stellt es einfach auf den Kopf. Es ist wichtig, daß diese Frau auf dem Bild steht und nicht liegt oder sitzt, damit ihr Körper dem vollen Einfluß der Schwerkraft unterliegt. Wenn man sich dieses Bild dann so falsch herum ansieht, sieht man mit einem Blick, ob ihre Körperform ausgewogen ist, oder ob Hecklastigkeit deutlich wird und überhaupt alle weiblichen Rundungen dem Erdmittelpunkt zustreben. Schon weiß man wieder etwas über die körperliche Verfassung dieser Frau. Das fällt einem bei der normalen, aufrechten Betrachtungsweise nämlich gar nicht so auf.

Das Verfahren geht natürlich nur mit Photos. Von der Yay hatte ich kein Bild, daß diese Bewertung erlaubte. Das wenige, was man von ihr sah, erlaubte keine sichere Einschätzung ihres Fitnesszustandes. Blieben di-

gentlich nur meine Vorurteile – ich bin leicht geneigt, Menschen, die mehr auf den Schein als auf das Sein Wert legen, eine Vernachlässigung des eigenen Körpers zu unterstellen. Ein eigentlich zwingendes Vorurteil: Eine Frau, die möchte, daß ihr Busen wohlgeformt aussieht, kauft sich einen geeigneten BH. Eine Frau, die möchte, daß ihr Busen wohlgeformt ist, macht Liegestütze und Bankdrücken. Mit breitem Griff.

Wie die Yay wohl in der Bordkluft aussehen würde? Würde sie so etwas überhaupt je tragen? Das waren im Moment natürlich müßige Spekulationen.

Und bei alle dem diese Uninteressiertheit und diese gewisse Gleichgültigkeit. So, als ob sie sich zum Beispiel nur deshalb aufreizend kleidet und Makeup anlegt, weil 'man' das eben so tut. Sie hatte wohl gar nicht die Absicht, jemanden 'anzumachen'. Ihre bloß vermutete, aber, jedenfalls von mir, nie beobachtete Erotik war wie die fehlende Erotik einer Granitbeißerin. Aber da hörte der Vergleich auch schon auf. Muskeln, Gewandtheit und Kraft würde man bei Natalie ja nicht finden. Wenn sie nackt laufen würde, würde ihr ihr eigenes Fleisch ins Gesicht schlagen. – Wenn sie überhaupt in der Lage war, zu laufen.

Obwohl ich Carola's Neigung, über andere Menschen zu schwatzen, gut kenne, habe ich damals nicht mit ihr über die Yay geredet. Ich habe nicht versucht, rauszukriegen, ob ihre Vorurteile den meinen entsprechen, oder ob Carola mich wegen meiner Vorurteile über die Yay rügen würde.

Aber das mit den Vorurteilen ist so eine Sache. Manche bestätigen sich immer wieder. Langjähriges S-Bahn-Training in München und Umgebung bestätigen zum Beispiel immer wieder dieselbe Beobachtung: Wenn die S-Bahn in einen dicht bevölkerten Bahnsteig einfährt, dann halten sich die gut aussehenden Frauen immer in der Nähe des Einganges auf. Sie haben also eine möglichst geringe Strecke zur Bahnsteigkante zurückgelegt. Sie haben nicht überlegt, welche Abteile vielleicht weniger voll sein könnten – da gibt es ja in ein und demselben S-Bahnzug deutliche Unterschiede. Es ist, als ob gutaussehende Frauen immer erwarten, daß die besten Abteile der S-Bahn gerade vor ihren Füßen halten. Als ob man die kleinen Vorteile im Leben ohne Anstrengung erreichen kann, bloß, weil man eine gut aussehende Frau ist.

Mit diesen Formulierungen hätte ich mit Carola wunderbar einen Streit anfangen können. Auch, wenn ich diese Überlegungen am Beispiel von Natalie Yay ausgeführt hätte. Aber ich habe mit Carola eben nicht über sie gesprochen, und mein Vorurteil, daß die Yay zu der Gruppe von Frauen gehören würde, die sich auf einem Bahnsteig überhaupt nicht aktiv um ein leeres Abteil bemühen, für mich behalten. Streitvermeidung schont Nerven.

Das war also Natalie. Ein traumhaftes Mädchen – für feuchte Träume. Andere Träume kann ich mir mit ihr nicht vorstellen. Ein entsetzlicher Gedanke: Was macht man mit ihr, wenn man mit dem Bumsen fertig ist?

Man kann auch durch Lautstärke auffallen. Dr. Günther Cohausz, zum Beispiel. Wenige Jahre älter als ich, rothaarig, aber Westfale und nicht Ire, Chemiker, unverheiratet. Neigte zu Grundsatzdiskussionen. Neigte nicht dazu, wieder damit aufzuhören. Hat deshalb immer mal wieder Schwierigkeiten im Beruf. Freundlich. Nicht formel freundlich, sondern richtig wohlmeinend freundlich. Kameradschaftlich. Meint es gut mit allen. All das natürlich wurde ausgesetzt, wenn man mal kontroverse Standpunkte durchdiskutieren mußte. Athletisch, aber das Alter setzte seiner mehr ehemaligen Sportlichkeit bereits zu. Seine Wampe war unübersehbar.

Er hatte bunte Punkte im Gesicht. Keine Sommersprossen – er erwähnte mal, daß ihm während seiner Studienzeit in einem Chemiepraktikum etwas in der Hand explodiert war. Was es war, hat er nie erzählt, und auch nicht, warum die Hand nichts abgekriegt hat. Die bunten Punkte waren das Andenken an diesen Vorfall.

Dieser Vorfall hatte jedoch nicht sein berufliches Verhältnis zu Explosivstoffen trüben können. Tätigkeit in der pyrotechnischen Industrie, dann Bundesamt für Wehrtechnik in Koblenz. Später Wechsel zu der entsprechenden EG-Behörde. Und so kam auch er zum Projekt.

Gabi Gohlmann. 42 und geschieden. Laborantin und DV-Assistentin. Sie ist auch auf Umwegen, die ich nicht verstanden habe, zum Projekt gekommen. Ihre umfassende Ausbildung beschränkte sich immer auf den Assistentinnen-Level. Auch wenn man zugleich Chemie- und Physiklaborantin und EDV-Assistentin und Statistikerin ist, eine Kombination, nach der man auf dem Arbeitsmarkt lange suchen muß, so kommt man doch

damit gehaltlich in keiner Firma weiter. So, wie ich es verstand, war ihr in der Scheidung das Haus, das sie mit ihrem Mann in Höhenkirchen erworben hatten, zugesprochen worden, was allerdings mit finanziellen Altlasten verbunden war – es war ja noch nicht abbezahlt. Wer in und um München lebt, weiß, was das bedeutet. Wenn man in der Situation ist, greift man zu, wenn einem ein gut bezahlter Job über den Weg läuft.

Gabi war klein und zierlich. Sie hatte mal erwähnt, daß sie manchmal Schwierigkeiten hat, ihr Gewicht von 45 Kilo zu halten – wenn sie nicht aufpaßte, dann nahm sie ab. Mit dieser Art von Problemen steht man natürlich ziemlich alleine da. Ich mochte sie, aber das kann ein rudimetärer Vater-Instinkt sein. Wenn es so etwas gibt. Und wenn man bei sechs Jahren Altersunterschied von so etwas reden kann.

Stephen Spaliter. 30, Biologe und Zahnmediziner. Brite. Irgendwie farblos. Frisch von der Uni weg. Der einzige Kahlköpfige im Projekt, trotz seiner jungen Jahre.

Mario Wondrachek. 34. Der Name läßt auf entweder italienischen oder polnischen Pass schließen. Aussehen tendiert nach italienisch. Alles falsch. Auch Brite. Mathematiker, Spezialgebiet Spieletheorie. Mir war rätselhaft, wie er zum Projekt gekommen ist – Spiele interesieren ihn wirklich. Die Welthöhle nicht.

Wenigstens hat er keinen Doktortitel. Das bedeutet bei mir immer ein Vertrauensvorschuß, da gerade der Doktortitel viel häufiger als das Diplom mit unredlichen Mitteln erworben wird: Vielleicht hat man schon einen Beruf, und es fehlt nur noch der Titel zum gesellschaftlichen Ansehen, das man so dringend nötig zu haben glaubt. Dann läßt man eben eine Doktorarbeit schreiben. Und wenn man in einer etwas gehobenen Stellung in einem Konzern arbeitet, etwa bei dem, der bis vor kurzem auch noch mein Arbeitgeber war, dann ist es sogar möglich, daß man die eigene Doktorarbeit von jemandem schreiben läßt und auf diese Weise nicht nur keine Zeit und keinen Intellekt investieren muß, sondern vielleicht auch kein eigenes Geld. Ein kleiner Forschungsetat für eine kleine Universität wirkt bei der Erzeugung von Doktortiteln manchmal Wunder.

Eugen Serpinski, 28, Biologe. Sein Hobby sieht man ihm an: Boddybuilding. Ein bißchen selbstverliebt, aber er soll sich hervoragend in Paläon-

tologie auskennen und dort auch seine Diplomarbeit geschrieben haben. Es hatte etwas mit der Rekonstruktion von Muskeln bei fossilen Skelettfragmenten zu tun. Da haben sich Hobby und Berufung mal wieder ungefähr getroffen, dachte ich gleich, und wenn man mit ihm sprach – wie die meisten von uns hielt jeder auch einmal Vorträge über seine Arbeitsgebiete, wonach die Zuhörer Gelegenheit zur Diskussion hatten – wenn man mit ihm sprach, wurde man, sowie das Thema auf die Rekonstruktion von Muskeln kam, von seiner Begeisterung nahezu angesteckt. Ich habe Carola mal vorgeschlagen, daß wir einmal Eugen einen seltsam geformten Stein bringen sollten, mit der Behauptung, daß das ein Fossil sei, bewiesen durch einen Doktor so und so. Mal sehen, wo Eugen die Muskeln hinrekonstruieren würde!

Und dann war da noch Dr. Ulrich Solzbach. Deutscher, 44, abgebrochenes Physikstudium, danach Einstieg in die Medizin. Der einzige Bartträger im Team außer mir selber.

Erst mit der Zeit bekamen wir heraus, wieso er einer der schweigsamsten war. Vor einigen Jahren war seine ganze Familie bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Danach hat er seine glänzende Karriere in einer Klinik in Freiburg abgebrochen und ist eine Weile aus den Bahn geworfen worden. Später Anstellung in einem Institut in Genf, das von der EG betrieben wurde. Theoretische medizinische Forschung. Oder irgend so etwas.

Der praktischen medizinischen Arbeit ist er abhold. Das wird also schwerpunktmäßig die Aufgabe von Dr. Mary Morton bleiben. Aber natürlich wird jeder mit medizinischen Grundkenntnissen im Notfall mit Hand anlegen. Dr. Solzbach würde mehr in Richtung Paläontologie forschen, und von Meteorologie verstand er auch etwas. Das war ein Überbleibsel aus der Zeit, als seine Familie noch lebte. Da pflegte er das Drachenflughobby. Wenn man das macht, muß man etwas über Meteorologie wissen, sonst lebt man nicht lange.

Aber dieses Drachenfliegen hatte auch etwas mit dem Unfall seiner Familie zu tun. Wir erfuhren nur ungefähr, daß sich dieser schreckliche Unfall auf einer Wochenendfahrt ereignet hatte, die er, gegen den erklärten Mehrheitswillen seiner Familie, arrangiert hatte. Seine Kinder wollten

schwimmen, und dazu braucht man nicht in die Berge zu fahren. Er wollte Drachenfliegen. Auf der Hinfahrt ist es dann passiert. Er selber hat keinen Kratzer abbekommen.

Danach hat Solzbach nie wieder einen Flugdrachen angefaßt. Wir erfuhren, daß er Orgel spielen konnte, eine Fertigkeit, für die er während der glücklicheren Jahre, wo seine Familie noch lebte, kaum Zeit gefunden hatte. Nun war es wieder seine Hauptbeschäftigung, wenn er nichts anderes zu tun hatte. Vielleicht seine Waffe gegen die Erinnerung. Niemand, der eines Tages auf einer Landstraße leicht benommen wieder zu Bewußtsein kommt und um sich herum die zerfleischten Reste der eigenen Familie wiederfindet – der ganzen Familie – wird je wieder ein normales Leben führen können.

In der ganzen Zeit in München haben wir nur wenige persönliche Worte mit Dr. Solzbach wechseln können, aber ich glaube, herausgefunden zu haben, warum er sich der Welthöhlenexpedition anschließen wollte: Wem der Tod bereits so zugesetzt hat wie ihm, der muß einen Sinn im Tod finden. Und wer nicht in einen metaphysischen Glauben flüchten kann, der findet den Sinn nur noch darin, in der vergleichenden Evolution zu beobachten, wie der Tod im Laufe der Äonen ganze Arten verändern kann und so die Evolution antreibt. Der Tod des Individuums, insbesondere der frühe Tod, ist eines der zahllosen Testexperimente der Evolution, um die Frage nach dem Sein immer wieder neu zu beantworten, und die weniger guten Antworten immer wieder beiseite zu räumen. Bis eines Tages wir Menschen da waren, und uns für die Ultima Ratio aller Antworten der Evolution hielten. Und den Autoverkehr erfanden.

Vielleicht ist Alfred Seltsam derjenige, der die Spielregeln der Evolution am besten kennt. Aber Ulrich Solzbach ist derjenige, der diese Kenntnis persönlich am dringensten braucht.

Ullapool

Die Verlegung des gesamten Teams nach Ullapool wurde erst für das Ende des Jahres 1998 entschieden. Die Streckung des Projektes – welches Großprojekt wird eigentlich nicht zeitlich gestreckt? – hatte wenigstens den nachprüfbaren Vorteil, daß unser Einkommen dabei war, uns vermögend zu machen. Noch ein paar Jahre, und wir würden uns vorzeitig in den Ruhestand begeben können. Naja, eine erfolgreiche Expedition in die Welthöhle wäre dabei schon hilfreich, denn es waren weitere, kriteriengesteuerte Prämien in unseren Arbeitsverträgen festgelegt. Erreichen der Welthöhle, Bodenproben, Videoaufnahmen, Anzahl der Photos, Tierpräparate und dergleichen – von allem würde jedes Mitglied der Expedition profitieren. Durch dieses gestaffelte Prämiensystem – das erst im Laufe der Zeit detailiiert wurde, weil es offenbar in Brüssel eine Abteilung gab, die den ganzen lieben langen Tag lang solche Dinge ausarbeitete – würden wir während der ganzen Expedition motiviert werden.

Nur für die Stufen des Zurückkehrens gab es keine Prämien. Da verließ man sich offenbar auf unseren natürlichen Wunsch, wieder lebendig heimzukommen.

Irene hatte sich entschieden, für die Dauer des Projektes die meiste Zeit in Ullapool zu sein. Sie würde nun definitiv nicht mitkommen, während bei mir eigentlich schon klar war, daß ich mitkommen würde – es war mir deutlich genug nahegelegt worden. Wenn schon nicht anders, dann über dieses Prämiensystem.

Es hatte über diesen Punkt natürlich zwischen uns Streit gegeben. Dann war es mir aber gelungen, für uns – und nur für uns – eine Sondervereinbarung zu treffen: Irene würde so prämiert werden wie ich, wenn nur ich mitfahren würde. Diese Bevorzugung war ja eigentlich auch in gewissem Sinne berechtigt: Erstens ist Irene ja schon in der Welthöhle gewesen, und zweitens würde sie, wenn wir unterwegs waren, die einzig verfügbare und greifbare sachkundige Fachkraft sein, die etwas aus eigener Anschauung über die Welthöhle wußte. Und die motiviert sein würde, daß wir zurückkehren.

Auf diese Weise zählte meine Teilnahme prämienmäßig doppelt. Und für den Fall, daß wir nicht zurückkommen würden, schloß ich auf Kosten der EG eine ordentliche Lebensversicherung für sie ab. – Finanziell sollte es also keine Probleme geben, egal, wie das Projekt lief.

Es war am 5. Januar 1999, einem Dienstag, als wir in Ullapool eintrafen. Die genaue Adresse war

Electric Boats Company,
Research Department,
World Cavern Quay,
Ullapool,
Scotland,
United Kingdom

aber dahinter verbargen sich keine neuerichteten Gebäude dieses Unternehmens. Die Adresse bezeichnete einfach das am Kai liegende Boot.

Ob die Bewohner von Ullapool wissen, daß ihr Hafenanleger so einfach umbenannt wurde?

Weihnachten hatten wir also noch zu Hause verbracht. Nicht, daß wir üblicherweise Weihnachten feierten – Weihnachten ist für uns als kommerzielle Heiligsprechung der Großfamilie, ein Vorgang, der mit dem Christentum nichts zu tun hat, bedeutungslos. Auch haben wir im Laufe der Jahre gelernt, daß Weihnachten sehr leicht Streit ausbrechen kann, weil irgendwelche unbewußten frühkindlichen Erwartungen mit der Wirklichkeit kollidieren. Aber man kann in diesen Tagen einsame Wanderungen unternehmen, weil alle anderen vor dem Weihnachtsbaum hocken. – Allerdings hätte man die Wanderungen in Ullapool vielleicht auch unternehmen können.

Ullapool zur Weihnachtszeit lernten wir also nicht kennen. Aber wenigstens Ullapool im Winter. Schottland im Winter. Eine ganz neue Erfahrung. Statt Regen gab es viel Regen, oft Schneeregen, und meistens war es windig. Wenn es nicht gerade stürmisch war. Wenn das alles gerade nicht der Fall war, dann war es nebelig.

Drei Tage hatte die Fahrt gedauert. Sonntag der Flug von München nach Düsseldorf und von dort nach Edinburgh, am Montag die Bahnfahrt von Waverly Station nach Inverness, und am Dienstag die Busfahrt nach Ullapool. Es wäre vielleicht auch schneller gegangen, aber Irene und ich hatten uns entschieden, dieselben Verkehrsmittel zu nehmen wie bei unserem Urlaub vor zehneinhalb Jahren. So konnten wir Erinnerungen aufwärmen. Erinnerungen aus einer Zeit, in der es die Welthöhle für uns noch nicht gegeben hatte. Erinnerungen an einen Urlaub, nach dessen Ende uns nichts Schlimmeres als die Arbeit drohte.

Ein Urlaub, der uns in goldener Erinnerung geblieben war, weil sich Schottland drei Wochen lang mit sonnigem Wetter getarnt hatte. Eine Woche Sonne in Foyers am Loch Ness, eine Woche Sonne auf den Orkney-Inseln, und eine Woche Sonne in Ullapool. Es war das erste Mal gewesen, daß ich Irene nach Schottland gelotst hatte, und wegen dieses ungewöhnlich schönen Wetters dachte ich, daß es mir vielleicht noch einmal gelingen könnte. Aber unser nächstes Wiedersehen mit Schottland war ja das Auftauchen aus der Welthöhle durch das Loch Ness vor drei Jahren. Dieser Aufenthalt in Schottland war unbeabsichtigt gewesen.

Kein Vergleich mit jetzt, wettermäßig. Wir hatten schon vor unser Ankunft ein B&B buchen lassen – ebenfalls das, wo wir vor zehn Jahren gewohnt hatten. Die anderen Team-Mitglieder, die ungefähr um diese Zeit ebenfalls in Ullapool eintreffen würden, machten es vermutlich ebenso. Aber wir hatten auf der Herfahrt niemanden gesehen.

Als wir am Hafen aus dem Bus ausstiegen, wollte ich eigentlich zunächst einen Blick auf unser Boot werfen. Inzwischen hatte ich mich mit dem Namen CHARMION abgefunden und war fast ein wenig stolz drauf: Immerhin war es ja eine weitere Erinnerung an Charmion, der auf diese Weise Dauer verliehen wurde. Aber es goß in Strömen, und Irene bestand darauf, so schnell wie möglich unser B&B aufzusuchen.

Die Pension der Missis Peukert hatte sich in den zehn Jahren nicht verändert. Die Missis Peukert auch nicht. Aus den Fenstern konnte man auf den Meeresarm hinaussehen, und am Hause selber gab es ein großes Schild: ‘THE OLD SURGERY’. War das schon damals dagewesen? Ich konnte mich nicht erinnern.

Was den Meeresarm betrifft, das Loch Broom, so sagte mir lediglich die Erinnerung und die Karte, daß dort hinter dem Nebel und dem Regen ein Meeresarm war, und auf der anderen Seite sogar ein Ufer und das Allt na h-Airbhe Inn, die man beide sicher im Frühjahr wiedersehen würde. Den Hafen konnte man von unserer Pension aus nicht sehen.

Irene schlug vor, am Abend in dem 'Far Isles' – Restaurant der Peukerts zu essen, obwohl uns das nicht gerade als billig in Erinnerung war. Aber es hielt mich nicht. Ich mußte zum Boot, bevor es dunkel wurde. Da Irene nicht selbst mitgehen sollte, war sie einverstanden. Die Missis Peukert erzählte uns dann, daß ihnen das Restaurant schon lange nicht mehr gehörte – sie hatten es schon vor Jahren verkauft, um sich voll dem B&B-Geschäft widmen zu können.

Auf einem der Piers ging eine Gestalt, die mir der Haltung nach bekannt vorkam. Es war Carola. Sie erkannte mich im gleichen Augenblick.

„Wo ist es?" fragte ich statt einer Begrüßung. Bei Carola kann ich mir das leisten. Sie steht nicht auf Formalia.

„Seid ihr erst heute angekommen?"

„Ja. Wo…"

„Da. Du stehst direkt davor!"

Einen Moment lang erkenne ich nicht, worauf sie zeigt.

„Das ist es. – Unser Boot!" sagt sie.

Ich hatte ganz vergessen, daß das Boot keinen Turm hat. Deshalb habe ich die gewölbte, graue Metallfläche da unten im Wasser mit dem aufgesetzten Metallgitter-Laufdeck und den robusten Kollisionsschienen, über die man sicher hervorragend stolpern kann, nicht gleich als das erkannt, was es ist. Keine Luke ist offen. Kein Lebenszeichen. Nur eine Metallinsel, die, ein paar Dutzend Meter lang, flach ins Wasser fällt und den Wasserspiegel um nicht viel mehr als einen Meter überragt. Die graue Farbe läßt nicht erkennen, um welch hochwertige Legierung es sich hier handelt. Auch die richtige Größe kann man schwer abschätzen, da das meiste unter Wasser ist.

Und auch die uniformierten Posten, die in einigen Dutzend Metern Entfernung scheinbar gleichgültig und wie zufällig herumlungern, fallen mir jetzt erst auf. Wahrscheinlich läuft hier auch Sicherungspersonal rum, das nicht auf den ersten Blick als solches kenntlich ist. Dieses Boot hat schließlich mehr gekostet als sämtliche Schiffe, die im Moment in Ullapool vor Anker liegen, und die Hafeneinrichtungen zusammen!

„Sie mußten hier ausbaggern, damit das Boot hier überhaupt liegen kann!“ sagt Carola.

„Ja? Woher weißt du das?“ frage ich abwesend.

Ich versuche, diese Metallfläche mit dem in Verbindung zu bringen, was ich über das Boot weiß.

Es ist 66 Meter lang, und der Druckkörper hat einen Außendurchmesser von 6.6 Metern. Dieser ist aus hochfester Titaniumlegierung gefertigt und hat eine Form, die einem präzisen Elipsoiden entspricht. Die stützende Innenstruktur stellt zusätzlich sicher, daß keinerlei Verformungen auftreten können, um die ständige maximale Druckfestigkeit zu gewähren. Das, und die enorme Wanddicke von bis zu 15 Zentimetern garantieren die Druckfestigkeit bis zu vermuteten 1200 Bar. Das entspricht 12 Kilometern Wassertiefe – Diesem Boot stehen alle Winkel der Ozeane offen, es sei denn, es gibt noch unentdeckte und deutlich tiefere Tiefsee-Rinnen als den Mariannengraben!

Allerdings ist dieses Boot auf statische Drucke optimiert. In diesen Tiefen sollten keine Druckwellen auf das Boot treffen, und es sollte nicht durch Rammstöße und dergleichen erschüttert werden. Keine Wasserbomben in 12 Kilometer Meerestiefe! – Wasserbomben sind natürlich weit hergeholt, aber es gibt unterseeische Vulkanausbrüche und echte Steuerungsfehler, mit denen man das Boot gefährden könnte.

Die Werftgarantie liegt bei nicht ganz so hohen Drucken. Das liegt hauptsächlich daran, daß es keine Möglichkeit gibt, die Druckfestigkeit experimentell zu bestimmen. Es sei denn, man taucht bis in diese Tiefen. Nach dem, was wir wissen, sind bis jetzt nur 4000 Meter ausprobiert worden – Das Boot ist voll von Meßsensoren, um zum Beispiel ständig über die Verformung des Rumpfes im Bilde zu sein, und bei diesem Tieftauchversuch waren die Verformungen exakt wie vorausberechnet.

Dann gibt es natürlich noch juristische Gründe, aus denen man gern etwas untertreibt – wenn dem Boot an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit etwas passiert, dann ist es besser, wenn diese Grenzen juristisch schon überschritten worden sind. Deshalb die konservativen Werftgarantien.

Das Boot hat eine Wasserverdrängung von bloß 1700 Tonnen, bezogen auf Süßwasser. Das sind fast 195 Tonnen mehr als es die genau 1505.33 Kubikmeter des Druckkörpers vermuten lassen. Bei dem Rest handelt es sich um die technischen Einrichtungen, die man beiderseits außerhalb des Druckkörpers angebracht hat und die deshalb dem vollen Wasserdruck ausgesetzt sind, und natürlich um die äußeren Schwimmtanks.

Ein 1700-Tonnen Boot ist kein Luxusdampfer. Es ist damit nur wenig größer als die Weltkrieg-Zwei-U-Boote und bei weitem kleiner als die großen, strategische Raketen tragenden U-Boote, die in der Zeit des Kalten Krieges auf den Kiel gelegt wurden. Man hat uns aber gesagt, und aus den Plänen haben wir es auch entnommen, daß die Raumaufteilung in der CHARMION wesentlich geschickter ist, ganz besonders nach der zivilen Umrüstung. Dazu kommt, daß viele Aggregate an Bord auf sparsamen Raumverbrauch hin konstruiert worden sind.

Die frühere militärische Aufgabenstellung war nicht sehr scharf definiert – oder wir haben sie nicht sehr genau erfahren. Es sollte ein Boot für Spezialeinsätze werden. Es sollte überall hinkommen und jedes andere U-Boot

untertauchen können. Der nichtmagnetische Titanstahlrumpf ist schwer zu orten, und das ganze Boot ist unter dem Designprinzip konstruiert worden, sowenig Geräusche wie möglich zu erzeugen und weiterzuleiten, wenn sie nun mal doch erzeugt worden sind. Wir würden es merken, wenn wir an Bord kommen, hat es geheißen: Keine lauten Maschinengeräusche. Im Normalfall eigentlich gar keine Maschinengeräusche. Sogar die Klimaanlage sollte lautlos sein. Ich war neugierig, ob das wirklich der Fall sein würde – lautlose Klimaanlagen habe ich noch nicht gesehen.

Es ist sogar erzählt worden, daß die Schallisolierung so gut sei, daß dieses Boot im zweiten Weltkrieg unter einem feindlichen Zerstörer hindurchfahren und gleichzeitig eine rauschende Fete an Bord gefeiert werden konnte – das wäre auf dem Zerstörer nicht wahrzunehmen gewesen. Wenn der nicht gerade sein ASDIC eingeschaltet hatte, dann merkte der von dem U-Boot nichts. Die Bilder von sich krampfhaft und angstvoll leise verhaltenden Seeleuten an Bord eines U-Bootes im Kampfeinsatz, die man aus manchen Filmen über den U-Boot-Krieg kennt, wären an Bord der CHARMION niemals entstanden, wenn sie jemals für derartige militärische Zwecke eingesetzt worden wäre.

Ein solches Boot eignet sich hervorragend, um etwa an einer feindlichen Küste aufzutauchen, Agentengruppen ein- oder auszuschleusen oder Nahaufnahmen von militärischen Küsteneinrichtungen zu machen. Optimierte Antennen und zahllose spezialisierte Empfänger im Boot konnten sich um jedes elektromagnetische Energiequant kümmern und die Computer konnten alle Signale umfassend analysieren. Dronen konnten ausgeschleust werden, um Ortung und Aufzeichnungen aller Art zu unterstützen. Sowie der Feind es doch einmal geortet hätte, wäre es ein leichtes gewesen, sichere Tauchtiefen zu erreichen – wenn man nicht gerade gezwungen gewesen wäre, im Wattenmeer oder anderen, flachen Gewässern zu operieren.

Ein solches mehr auf Aufklärungsaufgaben spezialisiertes Boot hat natürlich keine spektakulären Waffen an Bord. Keine großen Torpedos, um gegnerische Flugzeugträger zu versenken. Aber kleine Spezialtorpedos, die Kameras und alles mögliche transportieren konnten. Die Öffnungen für

große Torpedos hätten in einem solchen Druckkörper auch zu viele konstruktive Schwierigkeiten gemacht.

Das gleiche galt für die Luken des Bootes. Ein Turm und große Einstiegsluken hätten den Druckkörper zu sehr geschwächt oder durch ihre aufwendige Druckmanschettierung zuviel Zusatzgewicht verursacht. Außerdem legte man Wert darauf, die Vertikaldimensionen des Bootes nicht durch einen Turm noch zu vergrößern. Das hat natürlich Konsequenzen für die Hochseefestigkeit des Bootes: Es kann zwar überall auf der Erde hinfahren, aber in einem ordentlichen Nordatlantiksturm kann man die Luken nicht aufmachen. Der Atlantik wäre sofort im Boot und das Boot für immer im Atlantik.

Genaugenommen waren schon recht niedrige Wellen aureichend, das Öffnen der Luken problematisch zu machen.

Aber im Gegensatz zu früheren U-Booten hatte dieses Boot wenig Grund, in einem Oberflächensturm die Luken zu öffnen. Frische Luft zum Beispiel. Die wurde an Bord hergestellt und rezykliert. Wo Wasser ist, kann man dieses reinigen und elektrolysieren, und dann hat man schon den Sauerstoff. Und wo ein U-Boot ist, ist meistens Wasser. Sonst hat man das Problem, ein U-Boot verwenden zu müssen, ja nicht. – Die anderen atmosphärischen Gase konnten immer wieder extrahiert und neu verwendet werden, und sogar eine Gewinnung der im das Boot umgebenden Wasser gelösten Gase war möglich.

Was die Luken betrifft, so gab es auf der CHARMION insgesamt vier davon: Zwei Turmluken, nur eben ohne Turm, und ein vorderes und hinteres Luk für größere Verladeoperationen, die auf einem klassischen U-Boot mit Torpedo- und Kombüsenluk bezeichnet worden wären. Diese beiden großen Luken waren jedoch nur für das Öffnen auf der Werft gedacht – man braucht umfangreiche maschinelle Hilfe dazu. Jetzt waren diese beiden Luken unter dem Laufdeck gar nicht zu sehen. Sie werden auch auf der Werft fest verschlossen und sind, genaugenommen, Segmente des Druckkörpers, die auch die Kraftflüsse durch die Druckkörperwand weiterleiten.

Die beiden Turmluken befanden sich in der Bootsmitte dicht hintereinander – jede einen Meter und zwanzig Zentimeter im Durchmesser. Und

das waren auch wirklich nur Luken zum Ein- und Aussteigen – das Boot von dort zu fahren und zu steuern war zwar möglich, aber im allgemeinen nicht vorgesehen.

„Wellington hat es mir erzählt." unterbricht Carola meine Gedanken.

„Was hat dir Wellington erzählt?" frage ich zurück.

„Das hier für das Boot extra ausgebaggert wurde."

„Ach ja. Entschuldige. Ich war in Gedanken. Es sieht so – unbedeutend aus."

„Nur von außen. Von innen wirkt es sehr, sagen wir mal, 'überlegt geräumig'. Das ist nicht dasselbe wie 'geräumig', wenn du verstehst."

„Ich glaube ja. Warst du schon drinnen?"

„Ja. Wellington hat schon eine persönliche Führung gemacht."

Es ist in diesem Projekt eine gewisse Inflation von Doktoren festzustellen, Doktor Irvin Wellington ist auch einer. Er ist Physiker, und er wird Expeditionsleiter sein und, soweit es das Boot betrifft, Kapitän. Ich habe ihn noch nie gesehen. Er hat den größten Teil seiner bisherigen Zeit im Projekt in Greenock verbracht und sich dort höchstselbst um den Umbau des Bootes und dessen Erprobung gekümmert.

„Wellington ist also auch schon hier?"

„Im Moment nicht. Der fliegt dauernd herum – zwischen hier und Brüssel und Glasgow und München."

„Aha. Was macht er denn jetzt noch in München?"

„Weiß ich nicht. Willst du mal an Bord?"

„Geht das?" Ich kann im Moment nicht erkennen, wie man das Laufdeck auf der gewölbten Oberfläche des U-Bootes betreten kann, ohne sich nasse Füße zu holen. Die Wasseroberfläche ist zwei Meter unter der Kai-Oberkante, und dann wäre noch ein fünf-Meter Spreizschritt notwendig, um einen Fuß auf das Boot zu setzen. Ich sehe keine Gangway, und es ist auch keine Luke offen. Das Boot könnte ein riesiges, aber lebloses Stück Metall im Wasser sein.

Carola tritt an die Kante des Kais. „Da unten!" sagt sie und winkt. Wem, weiß ich nicht genau, aber in den nächsten Sekunden sind plötzlich Leute da, die für uns an einer der Niedergangtreppen eine Gangway auslegen.

Und wo die herkommt, das habe ich nicht genau mitgekriegt – sie muß in einem toten Winkel unter der Kaimauer gelegen haben.

„Diese Leute," sagt Carola, „sorgen nicht nur dafür, daß niemand unbefugt das Boot betritt. Sie helfen auch den Befugten hinüber."

„Woher wissen die denn, daß wir befugt sind?"

„Die haben alle unsere Konterfeis sehr genau studieren müssen. Außerdem weiß dauernd jemand, wo wir sind. Sagt Wellington. Seit wir im Projekt sind."

„Ach!"

Carola zuckt die Schultern. „Sie vermuten eben eine gewaltigen ökonomischen Schub aus der Welthöhle. Das wollen sie nicht riskieren, indem sie zulassen, daß einer von uns in einer Seitenstraße im schlimmsten Viertel von Glasgow überfallen und umgebracht wird."

„Meinst du, die passen so lückenlos auf uns auf?" frage ich. Wir haben das Deck erreicht und gehen dahin, wo wir die Luken vermuten. Unsere Schritte auf dem Deck klingen nicht wie Schritte auf hohlem Stahl, sondern wie Schritte auf massivem Stein. Das muß an der Festigkeit des Bootes liegen. Trotzdem treten wir vorsichtig auf, um nicht versehentlich in das vermutlich eiskalte Wasser abzurutschen. Erst auf dem Laufgitter kann man einigermaßen sicher stehen.

„Wellington hat gesagt, daß wir schon seit Monaten kein echtes Privatleben mehr haben. Niemand aus dem Projekt. Du übrigens am allerwenigsten."

„Dann haben sie es aber geschickt gemacht. Seit unserer Einstellung habe ich nichts davon gemerkt."

„Du ahnst gar nicht, wie geschickt sie sind. Wenn du in München oder in Glasgow versucht hättest, in ein Puff zu gehen, dann wärst du entweder davon durch irgend einen Zufall abgehalten worden, oder du wärst bei einer 'sachkundig ausgebildeten' Agentin der EG gelandet – nur damit du nicht in 'irgendwelche' Hände fällst und damit dir nichts passiert!"

„Ich war in keinem Puff, weder in…"

„Ich weiß. Daß heißt, Wellington weiß es. Er hat es erwähnt."

„Ich mag das nicht, diese Überwachung. Selbst, wenn es zu unserem besten ist – aber daß ich so überhaupt nichts gemerkt habe – Hätte ich eigent-

lich etwas bezahlen müssen, ich meine, bei einer Nutte, die in Wirklichkeit Angestellte der EG ist?"

„Mal sehen, ob die da im Boot merken, daß wir rein wollen!" wechselt Carola das Thema.

Sie merken es. Ob jemand vom Land aus per Funk die Bootsbesatzung, die schon an Bord ist, informiert hat, oder ob die da drinnen von sich aus gemerkt haben, daß jemand über ihren Köpfen auf dem Boot herumtrampelt, weiß ich nicht. Aber vor uns öffnet sich eine der stabil aussehenden Luken, die kaum von Hand bewegt werden kann, obwohl sie durch ein Gegengewicht austariert ist. Sie wird wohl auch nicht von Hand bewegt, so gleichmäßig, wie sie aufschwenkt. Das strahlende Licht im Boot läßt die Dämmerung rundherum wie Nacht erscheinen.

„Vergiß alles, was du darüber weißt, wie ein U-Boot von innen aussieht!" sagt Carola, als sie den Niedergang vor mir absteigt.

„Ich kenn doch die Pläne!" sage ich, während ich im Vorbeiklettern versuche, die Dichtungsringe der Luke zu identifizieren. Wie in der Hochvakuumtechnik kann man bei so hohen Drucken nicht mehr mit irgendwelchen Kunststoffen bei der Herstellung von Dichtungsringen arbeiten. Dichtungen müssen aus Metall sein. Und am allerbesten ist es, wenn Metallkanten so perfekt auf Metallkanten stoßen, daß da einfach nichts mehr durchkommt, ohne daß es notwendig ist, daß sich irgend etwas elastisch verformt, um hermetisch dicht abzuschließen.

„Du warst noch nicht drin!"

Sie hat recht. Es ist alles anders. Und es ist hell. Blendend hell.

Unten begrüßt uns Mark Dauphin, von dem wir wissen, daß sein Aufgabengebiet etwa das eines Bootsmanns sein wird oder schon ist. Technische Betreuung aller Systeme des Bootes. Und schon im Dienst. Er und Carola kennen sich schon. Er ist vielleicht 28, und er macht den Eindruck, als sei er so stolz auf das Boot, als sei es sein eigenes. Das ist die beste Haltung, wenn man für eine technische Anlage verantwortlich ist, wie ich immer wieder festgestellt habe. Beide zusammen, Herr Dauphin und Carola, fangen umgehend an, mich herumzuführen.

Der Raum, wo wir heruntergekommen sind, ist gewissermaßen die Eingangsschleuse. Von hier aus kann man das vordere und das achtere Ober-

deck betreten. Niedergänge ermöglichen, die Eingänge zu den vorderen und hinteren Mitteldecks und Unterdecks zu erreichen.

Der Raum direkt unter den beiden Luken ist als abgeschlossene Schleuse ausgebildet. Diese ist im wesentlichen ein Auffänger für Spritzwasser, aber immerhin bis in ein paar Dutzend Meter Tiefe druckfest.

Zum vorderen Mitteldeck wollen wir zuerst hin, deshalb müssen wir noch einen Niedergang absteigen, gerade, als ich anfange, einen technisch interessierten Blick auf die Pumpen in der Eingangsschleuse zu werfen, die hereinkommendes Spritzwasser gleich wieder absaugen sollen – diese sehen robust und leistungsfähig aus – offenbar soll niemand mit nassen Füßen durch das Schiff laufen. Verborgende Gebläse lassen uns warme, trockene Luft um die Füße wehen.

Da sind noch weitere interessant aussehende Einrichtungen. Ich kenne sie zwar von den Plänen, aber trotzdem hätte mich mal die Manschette interessiert, die man durch die Lukenöffnung der vorderen Luke nach oben schwingen kann, um wenigstens einen leichten Seegang davon abzuhalten, Wasser in das Schiff zu werfen. Statt dessen schwingt die Luke wieder zu, als wir weiter absteigen. Aber ich merke nicht einmal eine Druckschwankung in den Trommelfellen.

Der erste Eindruck der Helligkeit an Bord war korrekt. Man hat Wert darauf gelegt, daß überall die Leuchtdichte für feinste, mechanische Arbeiten zu jeder Zeit vorhanden ist. Nichts von der Dämmerung, die in den Weltkriegs-U-Booten üblich war. Und die Beleuchtung ist weitaus heller als das, was wir in der Welthöhle haben werden.

Eine andere Absicht, die hinter dieser reichlichen Beleuchtung steckt, ist eine psychologische: Viel Licht hält depressive Stimmungen fern. Und Mitarbeiter, die sich in einer optimistischen Grundhaltung befinden, sind leistungsfähiger.

Der zweite Eindruck ist, daß man sich kaum ernsthaft stoßen kann. Man kann normalerweise überall hingehen, ohne sich zu bücken. Keine Kugelschotts, die einen zwingen, sich mit Kinn und Knien auf der Brust dort hindurchzuzwängen. Auch das macht Sinn: Wäre dieses Boot so unterteilt, daß einzelne Abteilungen vollaufen und die Zwischenschotts den Maximaldrucken standhalten könnten, dann wären diese Zwischenschotts so

schwer, daß das Boot nicht mehr schwimmfähig wäre. Oder sie wären nicht druckfest und damit nicht sehr sinnvoll.

Dieses Boot säuft als Ganzes ab, oder überhaupt nicht. Es geht technisch nicht anders.

Allerdings sind die Konstrukteure des Bootes wohl von einer maximalen Körperlänge von knapp unter zwei Metern ausgegangen, und eine gewisse Gelenkigkeit der Besatzungsmitglieder haben sie wohl nicht restlos ausgeschlossen. Ich bin einen Meter vierundachtzig groß, und obwohl ich nirgends an die Decke anstoße, ist sie doch immer knapp über meiner Stirn. Ob wir unter der einschränkenden Randbedingung einer maximalen Körperlänge ausgesucht worden sind, oder ob die Umbauten im Boot mit Rücksicht auf die Körperlängen der Projektteilnehmer erfolgt sind? Dauphin weiß es auch nicht. Was sie wohl gemacht hätten, wenn ich zwei Meter fünfzig groß gewesen wäre?

„Nichts." meint Carola, „Wer die Welthöhle überlebt hat, ist fit genug, um sich robbend durch das Boot fortzubewegen." Sie meint das völlig ernst, im klaren Bewußtsein der Tatsache, daß sie nicht das Problem einer übertriebenen Körpergröße hat.

Immerhin – wo doch einmal eine Stahlkante im Wege steht, ist sie so mit Polstern bewehrt, daß man sich nicht ernsthaft verletzen kann.

Der dritte Eindruck: Die Luft ist trocken und hat gerade die richtige Temperatur. Nichts von dem Wetter draußen wirkt sich hier aus. Die Klimaanlagen scheinen wirklich gut zu sein. Und das ist der vierte Eindruck: Diese hören wir nicht. Wir hören überhaupt keine Maschinen. Geräusche machen höchstens wir selbst, wenn wir durch das Boot gehen. Und sonst gar nichts.

Dabei sind die Maschinen allgegenwärtig. Die Außenwand ist zum Beispiel nirgends direkt zu sehen. Überall eine Isolierschicht, in der die Rohre der Klimaanlage eingearbeitet sind. Ich weiß, daß durch diese hochreines Wasser fließt, daß entweder kühlt oder heizt.

Feuchtkalte Wände wie in den alten U-Booten wird es hier nicht geben. Und es versteht sich von selbst, daß in diesen Rohren keine Blasen glukkern – bei britischen Schiffen durchaus keine Selbstverständlichkeit: Wer häufiger in britischen Häusern zu Gast war, der weiß, daß es mit der In-

stallationskunst in diesem Lande nicht weit her ist. Habe ich doch schon Bed & Breakfast-Pensionen erlebt, in denen ein Wasserhahn nur mit großer Kraft geöffnet werden konnte – danach aber fing es im ganzen Hause an zu rattern und zu glucksen. – Diese Anlage aber arbeitet in lautloser Perfektion.

Eindruck Fünf: Sollten wir je vergessen, daß dieses Schiff zwar im Auftrag der EG, aber doch unter britischer Flagge fährt, hier merken wir das an verschiedenen Dingen recht deutlich. Da ist zum Beispiel der 'Situation Screen', der auch kurz 'SISC' genannt wird. Überall, wo man geht und steht, ist ein Situation Screen. Es gibt keinen Ort an Bord, wo man einen solchen nicht im Blickfeld hat – sogar in der Koje, versichert Dauphin uns, und auf dem Klo.

Der Situation Screen sorgt dafür, daß wir nicht blind sind, so blind wie die Seeleute, die in Weltkrieg-Zwei U-Booten Dienst taten. Die wußten nicht, wie tief sie getaucht sind. Der Situation Screen zeigt diese Zahl ständig an. Die wußten nicht, wie kalt das Wasser draußen ist. Der Situation Screen sagt es. Die konnten nicht durch die Stahlwände nach draußen sehen, selbst, wenn das Boot an der Oberfläche manöverierte. Wenn hier auch nur eine einzige Kamera ein Bild von außen liefert, dann wird wenigstens das auf dem Situation Screen in einem geeignet positionierten Fenster eingeblendet.

Selbstverständlich wird die Zeit und das Datum angezeigt, und, sowie wir unterwegs sein werden, die Zeit nach Missionsbeginn. Geschwindigkeit und Fahrtrichtung versteht sich von selbst. Natürlich die Dichte des Wassers. Lokale Abweichung von Magnetisch Nord gegen Geographisch Nord. Auch den vertikalen Inclinationswinkel des lokalen magnetischen Erdfeldes, falls das jemanden interessieren sollte.

Dann gibt es noch eine Angabe, die ich mir von Dauphin erklären lassen muß, um mich danach darüber zu ärgern, daß ich nicht von selbst drauf gekommen bin, was die mit dem aktuellen Datum assoziierte Anzeige '11:00:s 20:00:w' bedeuten soll:

„Ist doch klar!" sagt Dauphin, „Der 27 Stunden-Rhythmus in der Welthöhle. Kann natürlich korrigiert werden, wenn wir selbst etwas von diesem Rhythmus bemerken sollten und dabei feststellen, daß der Rhythmus sich

verschoben hat, aber unter der Annahme, daß es ganz genau 27 Stunden sind, ist das die exakt von 1995 an hochgerechnete Lage der Schlafperiode: Um 11 Uhr Einschlafen, um 20 Uhr Aufwachen. Morgen steht da '14:00:s 23:00:s'."

Einen Moment lang überlege ich mir, warum ich wohl, seitdem wir die Welthöhle verlassen haben, noch nie selbst auf die Idee gekommen bin, über diesen Rhythmus, der unser Schlafen und Wachen dort synchronisiert hat, Buch zu führen, um jederzeit zu wissen, 'wie spät' es in der Welthöhle gerade ist. Es sind ja schließlich nur ein paar Rechnungen notwendig, denn neun oberirdische Tage entsprechen acht 'Tagen' in der Welthöhle.

Eine Unterzeile verrät uns, daß dieses Schiff die CHARMION ist, und dem Schiffsnamen ist ein kleiner Union Jack vorangestellt. Auch diese Angabe gehört zu denen, die ständig sichtbar sind.

Ich nehme mir vor, herauszufinden, ob projektintern eine der im ASCII-Zeichencode nicht genormten 8-Bit Kombinationen zwischen 128 und 255 extra dem Symbol für den Union-Jack zugeordnet worden ist. Im oberen Teil des ASCII-Codes macht ja jeder EDV-Hersteller, was er will, – obwohl es eine ANSI-Norm gibt – warum soll nicht auch eine Werft da ihre eigenen Ideen haben?

Weniger wichtige Informationen werden zyklisch angezeigt, so daß man eventuell eine Weile warten muß, bis man das Gewünschte sieht: Chemische Zusammensetzung des Wassers rundherum. Wichtige Mitteilungen für alle. Speiseplan. Sprechzeiten der Bordärztin. Versammlungstermine. Fundsachen.

Bei dem Situation Screen hat man sich ziemliche Mühe gegeben, all diese Informationen über einen einzigen Schirm zu verteilen, ohne die Übersichtlichkeit zu kompromitieren. Das ist manchmal gar nicht so einfach. Wenn die Zentrale sich zum Beispiel entscheidet, drei verschiedenen Außenansichten in drei verschiedenen Fenstern zu verteilen, dann muß das System so umordnen, daß die wichtigsten Informationen trotzdem immer noch ständig sichtbar sind.

Natürlich kann man sich viele Informationen detailiert auf die Bildschirme der zahllosen Computerkonsolen holen, wenn man will. Das ist der Eindruck Sechs: Wo immer man sich im Boot aufhält, ein Terminal ist

mindestens in Reichweite. Eines vom Feinsten: Hochauflösende Farbgraphik, Tastatur, doppelter Trackball. Wie es sich gehört. Das ist doch etwas anderes als die ärmliche Ausstattung an unserem alten Arbeitsplatz!

Selbstverständlich haben wir auch ein solches Terminal in jeder Kabine. Die sehen wir uns als nächstes an. Eindruck Sieben: Hurra, Einzelkabinen! Eindruck Acht: Gütiger Himmel – sind die klein.

Die Kabinen befinden sich im vorderen Teil des Bootes, den wir jetzt vom Niedergang unter der Schleuse aus betreten. Dabei müssen wir an zwei gekennzeichneten Duschzellen und zwei Toiletten vorbei, die noch in der Niedergangssektion stehen.

Man hat sich den Kabinentrakt so vorzustellen: Von dem zentralen Niedergang unter der Schleuse in der Bootsmitte aus gibt es einen Quader von zwei Metern Höhe, vier Metern Breite und sechzehn Metern Länge, der mitten im vorderen Teil des Bootes, gleich hinter dem Niedergang, zu denken ist. Diese 128 Kubikmeter bieten 32 Kabinen Platz – das sind bloß vier Kubikmeter für jede Kabine!

Am besten, man stellt sich einen Würfel von zwei mal zwei mal zwei Metern vor. Dieser Würfel enthält zwei Kabinen. Jede Kabine besteht aus einem vertikalen Raum von zwei Metern Höhe und einer quadratischen Grundfläche von einem Quadratmeter. Eine Telefonzelle also. Diesem Volumen ist ein gleich großes, aber liegendes Volumen angeschlossen, und zwar bei der einen Kabine in Bodenhöhe, und bei der anderen daneben einen Meter höher. Diese liegende Telefonzelle enthält die Koje und einigen Stauraum unter, neben und über derselben. Macht zusammen vier Kubikmeter für jede Kabine.

Die Kojen von zwei einander so zugeordneten Kabinen liegen also übereinander, die senkrecht stehenden ‘Aufenthaltsräume’ stehen nebeneinander. Wenn man durch die Türen reinguckt, dann hat von zwei so miteinander verschränkten Kabinen immer die linke die Koje oben, die rechte unten. Diese zwei Kabinen sind aber räumlich völlig getrennt. Um den Zugang nicht zu einfach zu machen, geht die 50 cm schmale Tür jeder Kabine natürlich nach innen auf. Das, und der Stauraum um jede Koje sind natürlich nicht die einzigen Dinge, die Kabinenvolumen verbrauchen. Da gibt es die Zuführungen der Klimaanlage, ein Waschbecken, auf das ein

Tischchen heruntergeklappt werden kann, und dann erscheint aus einem Einbauschrank auch das Terminal, das man etwas vorziehen kann, daneben ist in der Wand natürlich noch Platz für den unvermeidlichen SISC, den Situation Screen, und in Kopfhöhe gibt es noch weitere Einbauschränke für persönliche Ausrüstung. Dann ist da noch ein Panel, wo man sich für diese Kabine individuell Temperatur und Luftfeuchtigkeit einstellen kann. Und zusätzlich zu dem Stauraum unter den Kojen gibt es dicht über den Kojen auch noch seitlich eingebaute Deckenfächer.

Ich erfahre, daß jede Kabine fünf Öffnungen zu den Nachbarkabinen hat, die man aber nur von beiden Seiten gemeinsam öffnen kann. Sonst schließen sie so dicht ab wie die Wand. Zwei von diesen Öffnungen an Fuß- und Kopfende der Koje – außer natürlich bei den vier Kabinen am Ende der Kabinenzeile – eine an der Längsseite der Koje in Richtung zur anderen Seite der Kabinenzeile und eine an der verkürzten Längsseite der Koje zur Türseite. Dann ist da noch eine an der Seite des 'Stehteils' der Kabine, und zwar unter der Koje, wenn diese oben ist, und umgekehrt. Diese Öffnungen haben etwa rechteckige Abmessungen von 25 mal 45 Zentimetern, so daß man dort gerade eben mit Mühe durchklettern kann. Auf diese Weise können nebeneinanderliegende Kabinen miteinander verbunden werden, wenn die Bewohner dies wünschen, oder einander in den beiden Kabinenzeilen entsprechende Kabinen, oder die, deren Kojen übereinander liegen – die können sogar über zwei solche Öffnungen miteinander in Kontakt treten. Sie hätten also die Wahl zwischen drei Wegen, wenn sie vom 'Stehteil' der einen Kabine in den 'Stehteil' der anderen wollen: Über die untere Koje der einen Kabine, über die obere Koje der anderen Kabine, oder ganz normal über den Gang.

Diese Öffnungen sind natürlich nicht nur im Hinblick auf Kabinennachbarn, die sich eventuell besonders gut verstehen, gemacht worden, sondern sie könnten erstens für einen Notfall eine Bedeutung haben, und zweitens hat man dort auch Zugang zu allerlei Installationen in den Kabinenwänden.

Weiterhin sehe ich einige Griffe, an denen man sich bei heftigen Bewegungen des Bootes festhalten und an denen man auch Kraftübungen machen kann. Wenn man eine solche Übung erfindet, die unter den beengten

räumlichen Verhältnissen überhaupt ausführbar ist. Es gibt, erwähnt Dauphin, tatsächlich noch irgendwo einen Sachbearbeiter, der sich genau darüber Gedanken macht.

„Hat der schon was herausgefunden?“ frage ich.

„Ja. Gedanken machen, das geht in dieser Kabine.“

„Diese Kabinen,“ erklärt Carola, „betritt man nicht. Man zieht sie an.“

„Claustrophie sollte man wohl nicht haben.“ stelle ich fest. „Angenommen, das Betriebsklima unter den Expeditionsteilnehmern wird zu gut. Wie bumst man in diesen Kojen?“

Bevor Carola antworten kann – sie hat da keine Berührungsängste, was die Diskussion solcher Themen betrifft – meint Dauphin mit infamen Grinsen: „Dauernd. Man kann sich nicht zu zweit in diesen Kojen aufhalten, ohne zu bumsen!“

„Ist das getestet worden? – Von diesem Sachbearbeiter vielleicht?“

„Sieht man doch! – Und außerdem – äh – diese Kabinentüren kann man nicht abschließen. Aus Sicherheitsgründen. Nur zur Information. – Und sie sind schalldicht. Auch zur Information.“

Wir gehen weiter. Mir fallen alle vier Meter – also nach jeweils vier Kabinentüren – massive Edelstahlkanten auf, die einen zwingen, doch etwas den Kopf zur Seite zu beugen. Die Polster können die mechanische Stärke dieser Konstruktion nicht verbergen. Ich weiß, worum es sich handelt:

Der Rumpf ist alle vier Meter durch eine kreisförmige Stützkonstruktion versteift worden. Diese braucht man sowohl für die Sensoren, die die Verformung des Rumpfes messen, als auch für die aktive, rechnergesteuerte Erzeugung von Ausgleichskräften. Im Gegensatz zu den Spantenringen der Weltkriegs-U-Boote tragen diese Konstruktionen aber nicht wesentlich zur Kompensation der Druckkräfte auf den Druckkörper bei, sondern sorgen nur dafür, daß dieser das jederzeit selbst tun kann, indem er genau seine symmetrische Form behält. Die Technologie dieser aktiven Formstabilisation hat sich bereits bei den Metallspiegeln großer Teleskope bewährt, die ihre Form auf Bruchteile einer Lichtwellenlänge beibehalten müssen.

Diese Stützkonstruktion sieht wie ein sechs Meter dreißig – zu den Enden des Schiffes hin wird es weniger – durchmessende Stahlscheibe aus,

die durch sieben Löcher durchbrochen ist. Diese Konstruktion kann man, so fertig im Boot eingebaut, natürlich nicht als Ganzes sehen. Aber es fallen einem doch alle zwei Meter die Ränder dieser Löcher auf, die in der Bootsmitte noch einen Durchmesser von fast zwei Metern haben. Es gibt dann eben eine Stufe am Boden und eine ebensolche Stufe an der Decke – diese Scheiben sind so positioniert, daß hier die Gänge zwischen den Kabinen und der Schiffswand gerade durch die zwei seitlichen Löcher führen. Und zwischen zwei solcher Scheiben sind acht Kabinen – vier an dieser Seite, vier an der anderen.

Der Raumverbrauch durch diese Spantenscheiben hält sich in Grenzen. Zur Bootswand hin sind es fast zwanzig Zentimeter Dicke, aber schon wenige Dezimeter von dieser entfernt sind es nur noch zehn. Noch weiter innen – an dieser Stelle also zwischen den Kabinen – sind es nur noch acht. Als ich nachfrage, erfahre ich, daß sie nach wie vor 'Spantenringe' genannt werden, obwohl 'Spantenscheibe' der Geometrie vielleicht angemessener wäre.

Achselzuckend gehen wir weiter. Ich sehe an den Türen der Kabinen auswechselbare Namensschilder: „Ist schon festgelegt worden, wer welche bekommt?"

„Teilweise." sagt Dauphin. „Sie können es sich noch aussuchen. Die 16 Kabinen zum Steuerbordgang sind schon zur Hälfte vergeben, die 16 hier sind noch fast alle frei. – Die Kabinen nach vorne hin sind weniger beliebt, weil der Gang hier zwischen Schiffswand und Kabinentüren immer schmaler wird. Das betrifft so ungefähr die Kabinennummern 11 bis 22. – Es ist zwar nicht so geplant worden, aber es sieht aus, als ob das nautische und betriebstechnische Personal hauptsächlich an der Steuerbordseite Logis nehmen wird, und das wissenschaftliche hier."

Er deutet auf die Türschilder: „Die Kabinen sind durchnumeriert. Drüben, an Steuerbord, beginnt die Numerierung an der Schiffsmitte mit 1, geht bis zu 16, das ist dann die letzte Kabine vor der Kantine, 17 ist die letzte vor der Kantine auf dieser Seite, und 32 ist wieder der Schiffsmitte am nächsten."

„Also durchnummeriert wie die Beinchen eines Chips?" frage ich. Zu spät fällt mir ein, daß ich nicht einfach Kenntnisse voraussetzen sollte und

auf diese Weise jemanden, desssen fachlichen Hintergrund ich noch nicht kenne, in Verlegenheit bringen könnte. Aber Dauphin kennt sich aus:

„Ja. Genau. Aber wenn Sie wüßten, wie lange man sich überlegt hat, ob man die Kabinen vielleicht nicht von 0 bis 31 durchnumerieren sollte – weil so viele Computerexperten an Bord sind!“

„Ich versichere Ihnen,“ sage ich, „daß wir nicht nur bis drei zählen können, sondern dabei im Allgemeinen auch bei eins anfangen!“

„Jedenfalls können Sie sich noch unter den meisten Kabinen aussuchen.“ stellt Dauphin fest. „Sie sehen an den Türschildern, welche noch frei sind. Kabine 1 ist für den Kapitän, weil er dann am schnellsten in der Zentrale ist. 32 auf dieser Seite wird vielleicht der Erste haben wollen, wenn er nicht 2 haben will. Oder 31, oder 3, weil die ungraden immer die Kojen oben haben.“

„Aha.“ Ich sehe Carola an: „Wollen wir Kabinen nebeneinander nehmen, oder wollen wir die Entfernung zwischen uns maximieren?“

„Jetzt möchte ich dir die Arbeitsräume zeigen!“ entgegnet sie. Sie hat ja recht – es ist völlig egal, so gut, wie diese Kabinen gegeneinander isoliert sein sollen.

Die grobe Aufteilung des Raumes in der CHARMION kenne ich ja. In der Schiffsmitte ist der Innenquerschnitt ein Kreis von 6 Metern und 30 Zentimetern Durchmesser. Zu den Schiffsenden hin wird das erst allmählich, dann immer stärker weniger – wie das bei einem Ellipsoid eben so ist.

Die vordere Hälfte des Bootes ist fast durchgehend in drei Stockwerke eingeteilt. Das mittlere, das sind diese Kabinen, davor und dahinter jeweils zwei Toiletten – die zwei am zentralen Niedergang, wo auch die zwei Duschzellen sind, die wir gesehen haben, und noch zwei an der anderen Stirnseite des Kabinentrakts, die jeweils noch durch zwei enge Niedergänge zum Oberdeck und zum Unterdeck flankiert werden. Dann, weiter vorne, kommt ein Vielzweckraum – Besprechungszimmer, Messe, Kantine. Dieser Raum reicht von Außenwand zu Außenwand, und wegen seiner Größe fällt der Spantenring, der ihn in eine vordere und eine hintere Hälfte trennt, viel mehr auf als in den schmalen Gängen zwischen den Kabinen und der Außenwand. Als wir ihn betreten, sehe ich vier Tische – ein mal zwei Meter groß – und zahllose kleinen Hocker. Sie stehen dicht an dicht.

„Das wird eng, wenn hier alle zweiunddreißig essen!“ sage ich.

„Kaum. Erstens essen nicht alle gleichzeitig, und zweitens wird die Gesamtbesatzung bei diesem Unternehmen wahrscheinlich weniger als 32 sein.“

„Aha.“ Ich schreite den Kantinenraum ab, wobei ich jetzt schon aufpassen muß, nicht über die Schemel zu stolpern. Wie soll das erst werden, wenn dieser Raum voll ist und man sich bis zur Küche und Speiseausgabe durchkämpfen muß?

„Und drittens“ fährt Dauphin fort, „kann man auf einem halben Quadratmeter essen, wenn es sein muß. Ein halber Quadratmeter zum Sitzen, und ein halber Quadratmeter auf dem Tisch.“

„Und die Ellenbogen haben ja im Nachtisch des Nachbarn Platz!“ beende ich die Überlegung. Dauphin lächelt höflich.

Der Vielzweckraum ist von den Türen der beiden Toiletten bis zu den Pfeilern, die Bestandteil des Spantenringes sind, drei Meter lang und fünf Meter breit. Der Raumabschnitt dahinter ist noch einmal vier Meter lang und deutlich weniger breit, nicht nur, weil sich das Boot nach vorne verjüngt, sondern weil an der Steuerbordseite ein kleiner Raum von vier Metern Länge und etwa einem Meter Breite abgetrennt ist.

„Diese Küche ist ja nicht viel größer als unsere zu Hause!“ sage ich, „Und das für 32 Leute?“

„Das geht.“ sagt Dauphin nur, „Sind eine Menge moderner Geräte drin. Und unten im Unterdeck gibt es Fertiggerichte, die sich jeder selbst rasch heißmachen kann. Mit dem Gerät da.“ Er zeigt auf eine Apparatur in der Küchenwand, die aussieht wie eine Mischung zwischen britischem Briefkasten, Videorecorder und Heizlüfter. „Es ist nicht so kompliziert, wie es aussieht.“

„Nein?“

„Nein. Es ist viel komplizierter! – Ich zeigs Ihnen noch.“

Noch weiter vorne gibt es bloß technische Betriebsräume – Die Vorrichtungen für die Kleintorpedos sind da, die Wasseransauganschlüße der Frischwassergewinnung, der Regelzellen und die Durchführungen der Wärmeaustauscher, die Trimmtanks und dergleichen Einrichtungen mehr. Da werfen wir nur einen kurzen Blick rein. – Obwohl diese entlegenen,

technischen Räume selten betreten werden, sind auch sie ununterbrochen taghell beleuchtet.

Das untere Stockwerk beherbergt, wie ich weiß, auch noch technische Betriebseinrichtungen, wie Klimaanlagen und die Luftreinigung, ebenso die Wasserreinigungsautoklaven und die Elektrolyse, dazu die vorderen Haupttauchtanks, die sich innerhalb des Druckkörpers befinden. Dann sind da aber auch die Vorräte – Lebensmittel und Ersatzteile. Weiterhin stehen da einige Werkzeugmaschinen, die man eben manchmal braucht: Fräse und Drehbank zum Beispiel.

Die während einer Fahrt freiwerdenden Vorratsvolumina können für andere Dinge genutzt werden. Die Kühleinrichtungen können sich auf jede gewünschte Temperatur einstellen, und wenn es die Siedetemperatur verflüssigten Stickstoffes ist. Es gibt nichts, was man da nicht haltbar machen kann.

Im unteren Stockwerk befinden sich weiterhin, nicht nur im vorderen, sondern auch im hinteren Teil des Bootes, die Wassertanks für die Trimmung, die ständig durch die Bordrechner korrigiert wird. Wir haben erfahren, daß diese automatische Korrektur so effektiv ist, daß, im Prinzip, der Schwerpunkt des Bootes über dem Schwerpunkt des verdrängten Wassers sein könnte. Ohne die automatische Trimmung würde das Boot sich dann ja auf den Kopf stellen. Mit ihr merkt man nichts davon, daß das Boot unstabil wäre – bis auf die Mitteilung der Schiffsrechner an den Kommandanten.

Das obere Stockwerk im vorderen Teil des Bootes enthält die Labors mit den Computern und der ganzen Schiffselektronik. Da gehen wir jetzt über den steilen Aufgang zwischen Messe und Kabinentrakt, also an den beiden Toiletten vorbei, hinauf. Ich bin zwar auch neugierig, aber so ungefähr weiß ich ja, was mich da erwartet. Interessanter wäre der hintere Teil des Bootes mit der Zentrale, dem Reaktor und den Antriebsmaschinen, die Räume, von denen wir noch keine Pläne gesehen haben. Kommt wohl noch, hoffe ich.

Der Arbeitsraum im vorderen Oberdeck ist so lang wie die Kabinenflucht und der Mehrzweckraum darunter zusammen, also ganze 24 Meter. Außerdem ist er natürlich wie ein Gewölbe geformt, so daß man nur in der

Mitte aufrecht stehen kann, und auch das nur in dem Teil, der sich ungefähr über den Kabinen befindet. Weiter vorne nimmt die Höhe dieses langen Raumes schließlich auf 80 Zentimeter ab. Seitlich stehen die Sitze, die elektronische Ausrüstung und die Computer.

An sich habe ich Großraumbüros ja gefressen. Aber wie die Arbeit hier in der täglichen Praxis aussehen wird, das muß sich ja erst noch herausstellen. Nur ein kleiner Teil der Expeditionsteilnehmer wird sich hier zu einem gegebenen Zeitpunkt aufhalten. Und wenn man sich seitlich zwischen die Konsolen hinsetzt, dann ist der Blick in Längsrichtung des Raumes durch die Geräteschränke versperrt. So ist man leidlich gut von Kollegen abgeschirmt, wenn sie nur etwas weiter als drei oder vier Meter entfernt sitzen.

„Das wird dann wohl hauptsächlich dein Arbeitsplatz, oder?“ sage ich zu Carola. Dauphin, den ich gar nicht gefragt habe, nickt.

„Ich habe gehört, Sie kennen sich hier aus?“ fragt Dauphin und deutet auf die verschiedenen Konsolen. Ich sehe an den Kontrolllichtern, daß alle Maschinen laufen. Und trotzdem ist es sehr leise – nicht einmal die Festplatten sind zu hören. Die müssen das Feinste vom Feinen installiert haben – da kommt Neid auf, wenn ich an meine heulenden Festplatten zuhause und die noch lauteren in der Firma denke!

„Nein,“ sagt Carola, „wir haben in München nur Trockenschwimmen gemacht. Unterlagen studieren und so. Eine direkte Verbindung zum Boot hat man nicht aufgebaut, und wir hatten auch keine Rechner zum Üben. Erschien dem Management wohl unnötig. – Dabei wäre es wirklich notwendig gewesen, sich mit dem PRO-UNIX auszukennen.“

„Das stimmt,“ pflichte ich bei, „wenn ich nicht eigene Rechner hätte, dann hätte ich seit acht Monaten kaum einen Computer zu Gesicht bekommen!“

„Aber Sie kommen doch ins System rein?“

„Nein. Ich kenne nicht einmal die Paßworte!“

„Man hat mir gesagt, Sie“ Dauphin nickt mir zu „kennen sie!“

„Ich? Wieso gerade ich? Woher denn?“

„Sie hätten sie sich ausgedacht!“

„Mich hat nie jemand gefragt!“

„Halt!“ sagt Carola, „ich weiß!“

„Was denn?“

„Du hast doch erzählt, daß sie bei dir rumgestöbert haben! In deinen Dateien!“

„In der Firma, ja. – Ja, und? Ist schon lange her, und sie haben nichts gefunden!“

Carola setzt sich vor eine der Konsolen. Kaum, daß sie den linken Trackball versehentlich berührt, leuchtet der große Bildschirm vor ihr auf. Der Begrüßungsbildschirm des PRO-UNIX erscheint.

„Ich gehe unter ‘root’ rein.“ sagt sie.

„Wenn du das Paßwort doch nicht weißt?“

„Deins! Sie werden deins genommen haben! Das wette ich.“

„Bitte. Warum sie das getan haben sollten ist mir zwar unklar, aber wir können es ja ausprobieren.“

Pause. Carola sieht mich fragend an. „Und wie war das noch?“

„Ich überlege ja schon! Lichtgeschwindigkeit in sedezimal. Oder negative Lichtgeschwindigkeit in sedezimal. Herrgott, wie lange ist das jetzt her, daß…“

Dauphin zückt einen Taschenrechner. „Umrechnen könnte ich es, aber ich kenne die Lichtgeschwindigkeit nicht. Dreihunderttausend Kilometer pro Sekunde oder so?“

„Oder so. 299.792.458 Meter pro Sekunde sind es genau.“ sage ich, „Das weiß ich wenigstens noch.“

Dauphin rechnet nach: „11DE784A!“

Carola probiert es aus: „Nichts. Weder groß- noch kleingeschrieben. Und negativ?“

„EE2187B6!“ Dauphin steckt den Rechner weg, und Carola fingert wieder über die Tastatur.

„Wieder nichts!“

„Es war deine Idee!“ stelle ich fest.

„Jaja.“

„Vielleicht ist es das Paßwort eures Systemverwalters?“

„Das wäre dumm. Jeder in unserer Abteilung hat es gekannt. Warum sollte ausgerechnet in diesem Meisterstück von Hochtechnologie so ein

simples Paßwort verwendet werden? Und was hat es mit mir zu tun? Und mit diesem Projekt? – Wir können ganze Tage damit verbringen, Paßworte zu erraten. Wir können…“

„Wie heißt es denn?“ unterbricht Carola mich.

„Welche kanadische Provinz stellt an die Orthographie-Virtuosität eines jeden Mitteleuropäers die größten Anforderungen?“

„Aha. Und wie schreibt man das?“

„Ich habe immer im Wörterbuch nachgesehen. Ich probiere mal: S-A-S-K-A-T-C-H-E-W-A-N. Glaube ich. Aber das ist es bestimmt nicht.“

„Das war es. Ich bin drin!“ Carola’s Laune hat sich um etliche Grade gebessert. „Aber sicher ist das System nicht, wenn man so einfach reinkommt!“

„Sie sind so einfach reingekommen.“ betont Dauphin, „Kommt drauf an, was Sie damit machen. Wenn der falsche Mann sich an diesen Rechnern zu schaffen macht, und wenn er Daten mitnehmen will, dann wird er auch kriteriengesteuerte Vergeltungsviren mitnehmen!“

„Was wird er mitnehmen?“

„Kriteriengesteuerte Vergeltungsviren. Parasitäre Programme, die erkennen können, wenn sie auf einem anderen Rechner zum Ablauf gebracht werden. – Wir haben hier Vergeltungsviren für alle Systeme und alle Hardwarearchitekturen. Die würden auf anderen Rechnern sehr unheilvoll tätig werden!“

„Und die analysieren Kriterien, an denen sie erkennen, ob die Programme hier ablaufen oder woanders?“

„Ja. So ist es. Existenz bestimmter Dateien, Prozessoridentifikationen und auch Komplizierteres. Und dann gibt es natürlich trojanische Pferde, die für andere Prozessoren geschrieben worden sind, die uns hier deshalb nicht gefährlich werden können. Wir wissen uns zu wehren. – Aber Hakker kommen hier ja gar nicht erst rein.“

„Schön,“ sage ich, „das haben wir ja schon gemerkt. Sonst hätten wir uns ja von München aus einloggen können. – Aber ich bin angenehm überrascht, daß diese Systeme schon alle einsatzfertig installiert worden sind. Ich hatte schon die Befürchtung, daß wir alle Rechner erst hochfahren müssen, oder – noch schlimmer – erst die Software einspielen müssen!

– Aber die haben hier wirklich die leisesten Platten ausgesucht, alle Achtung!“

„Haben sie nicht,“ sagt Dauphin.

„Nein?“

„Nein. Es gibt an Bord der CHARMION keine einzige Festplatte.“

„Gestatten Sie, daß ich kurz lache! PRO-UNIX ist aus der Verschmelzung von UNIX, LINUX, Windows-95, WINDOWS-NT, X-Windows, MS-DOS, OS/2-Warp, Kairo, Chikago, Pink, Next-Step und noch einigen anderen Dingen hervorgegangen. Das System ist immens umfangreich. So etwas kann man nicht von einem Diskettenlaufwerk booten!“

„Eine Diskette,“ sagt Dauphin, „werden Sie an Bord der CHARMION auch nicht finden. Keine einzige. Und kein Band. Und keine optische Platte, kein CD-ROM.“

Er geht zu einem kleinen Schrank hinüber. Als er zurückkommt, hat er einen kleinen, metallenen Gegenstand in der Hand. Er gibt ihn mir.

„Jetzt, wo Sie in Ullapool angekommen sind, dürfen Sie ja einige Dinge wissen, die man Ihnen in München noch nicht verraten hat. – Was glauben Sie, was das hier ist?“

Carola sieht von ihrem Terminal auf.

„Was glauben wir, was das ist, Carola?“ frage ich sie.

„Ich weiß nicht.“ stellt sie fest und wendet sich wieder dem Bildschirm zu. Der ist interessanter als ein Metallstück von 11 Zentimetern Länge, 15 Millimetern Breite und 5 Millimetern Dicke und einem Gewicht von vielleicht 60 Gramm.

„Wir wissen es nicht.“ sage ich.

„Dann hören Sie zu. Ich habe es schon häufiger erzählt. Die Einzelheiten finden sie in der Online-Dokumentation üder die Hardware-Grundlagen der hier verwendeten Rechner. – Dieses ist ein Chip.“

„Sieht aber aus wie Eisen. Und hat keine Beinchen! – Entschuldigung. Ich habe Sie unterbrochen!“

„Dieses ist ein Chip.“ setzt Dauphin noch einmal an, „Und der hat ein Speichervermögen von 2 hoch 39 Byte, organisiert als 64-Bit-Worte. Davon sind es also 2 hoch 36. – Andere Sprechweise: Es sind 512 Gigabyte. – Von dieser Organisation des Speicherinhaltes kommt auch die Bezeichnung: Das ist ein Sechsunddreißig-Vierundsechziger.“

Dauphin macht eine Pause, um diese Information auf mich wirken zu lassen. Sie wirkt auch:

„Nein,“ sage ich bestimmt, „das ist unmöglich. Das ist rein physikalisch unmöglich. Welche Technologie sollte das sein? Die Speichermatrizen müßten dreidimensional sein.“

„Das sind sie auch!“

„Sie nehmen mich auf den Arm!“

„Es ist kein Halbleiterchip.“

„Ferromagnetisch?“

„Auch nicht. Das Prinzip ist ganz anders. Darf ich mal erklären, ja, so wie ich es verstanden habe? Ich weiß, daß Sie Physiker sind und daß ich vielleicht einiges ungenau erzähle.“

„Bitte. Erklären Sie! Ich bin auch nicht mehr aus der Höhe, was Festkörperphysik betrifft. Ist schon so lange her."

„Stellen Sie sich einen Isolator vor. Einen leidlich guten Isolator mit schöner, ungestörter Kristallstruktur, oder, genauso gut, amorpher Struktur. Meinetwegen Silizium, oder Siliziumoxid. Oder Glas. Oder irgendetwas anderes. Da nehmen Sie jetzt ein paar Atome heraus, so daß eine winzige, längliche Höhle entsteht. Dann nehmen Sie ein polarisiertes, längliches Molekül, Salzsäure vielleicht, oder Flußsäure, oder vielleicht Wasser – geht auch. Geht fast alles. Das tun Sie in diese winzige Höhle. Das paßt gerade. Nur umdrehen kann das Molekül sich nicht."

„Weil es selbst, genauso wie diese Höhle, länglich ist?"

„Genau. Dazu müßte es Energie aufwenden, weil das umgebende Kristallgitter verformt werden müßte. Ein paar Elektronenvolt. Ein paar zig Elektronenvolt. Je nachdem. Solange es diese Energie nicht bekommt, bleibt es in einer der beiden möglichen Positionen. Und speichert damit ein Bit. Auf einem Volumen von nur wenigen hundert Kubik-Angström!"

„Das soll ich glauben? Das wäre ja phantastisch! – Wenn es machbar wäre. Aber wie soll man so etwas herstellen? – Und da muß man doch irgendwie Anschlüsse legen, denn das Ganze ist nur sinnvoll, wenn man so ein Bit auch setzen und löschen kann!"

Diese Einwände formuliere ich. Andere nicht, weil ich wirklich nicht ganz sicher bin. Wenn ich mich nicht irre, dann ist ein System, das zwei stabile Zustände annehmen kann, die durch einen Potentialwall von nur einigen Elektronenvolt getrennt sind, eben nicht allzu stabil. Es könnte entweder durch den Tunneleffekt oder durch thermische Fluktuationen von selbst den Zustand wechseln. Und so etwas ist kein zuverlässiger Speicher für Informationen. – Aber ich lasse Dauphin erstmal weiterreden, weil er so stolz auf diese Technologie zu sein scheint, als hätte er sie sich selbst ausgedacht.

„Lese- und Schreibvorgang sind im Prinzip einfach. Man führt in die Nähe dieser Höhlung elektrische Anschlüsse. Wenn man da eine Spannung anlegt, dann kann das elektrische Feld eventuell dieses Molekül gerade umwerfen, wenn es in einer der beiden Positionen liegt. Diesen kleinen Ladestrom kann man messen, und durch einen zweiten Impuls

bringt man das Molekül wieder in die vorherige Lage. Ist doch ganz einfach, oder?“

„Ja, schon, aber – ich sehe immer noch nicht, wie man auf dieser kleinen Größenordnung gezielt große Mengen solcher Bauelemente herstellen kann, und nur dann hat es doch Sinn, oder?“

„Es ist auch nicht ganz einfach,“ sagt Dauphin, „genaugenommen ist es aufwendig und teuer. Jedenfalls noch. Man muß sich ein Aufdampfverfahren vorstellen. Rasterförmig werden verschiedene Substanzen auf das Substrat aufgebracht – wie eine Fernsehröhre, nur werden statt Elektronen eben irgendwelche Moleküle mit fein fokussierten Strahlen aus Ionen aufgetragen.“

„Und solches Aufdampfen kann man auf Angstöm genau steuern?“

„Nein. Nur auf Mikrometer genau. Aber das reicht, weil man ja ins Dreidimensionale gehen kann.“

„Das verstehe ich nicht. Wenn man nur auf ein Mikrometer genau ist, wie kann man dann gewissermaßen ein einzelnes Molekül kontaktieren?“

„Tut man nicht und kann man nicht. Ein Bit wird nicht durch ein einziges solches Molekül gespeichert, sondern durch eine ganze Menge davon. In das Volumen eines Kubikmikrometers passen nämlich eine ordentliche Anzahl rein. Das ist im Moment der Stand der Technik: Ein Bit pro Kubikmikrometer. Und so ein Volumen kann man kontaktieren – es ist immens zuverlässig! Viel zuverlässiger als Disketten und Halbleiterschips, oder was sonst je zur Speicherung einer 1-Bit Information ausgedacht wurde!“

„Und wieso – Sie haben doch von polaren Molekülen wie Salzsäure geredet – wieso reagiert das nicht mit dem Substrat?“

„Ich habe nicht gesagt, daß es gerade Salzsäure ist. Das war nur zur Illustration. Ich weiß nicht, was für ein polares Molekül verwendet wird. Betriebsgeheimnis. Jedenfalls gibt es keine chemischen Reaktionen, die den Chip altern lassen – und, im Gegensatz zum Halbleiterspeicher, behält er seine Informationen ohne Energiezufuhr. Und die Rohstoffe sind Allerweltsstoffe – wenn der Herstellungsprozeß einmal voll beherrscht wird und billig geworden ist, wird das der meistverwendete Träger von Daten sein – für alle Anwendungen. Archiv wie Arbeitsspeicher eines Rechners.

Ersetzt Videoband und Bildplatte. Ersetzt alles, was je zur Datenspeicherung erfunden wurde, bis auf ein paar Anwendungen mit extremen Anforderungen."

„Tatsächlich? Dann sehen die Hersteller der 256-Megabitchips aber alt aus!"

„Noch nicht ganz. Diese hier sind nämlich noch sehr teuer, wie ich eben sagte. Natürlich nicht pro Bit, da sind sie heute schon bedeutend billiger. Ja, und die Technologie ist noch nicht freigegeben."

„Was soll das heißen: 'ist noch nicht freigegeben'?"

„Das heißt genau das, was es heißt. Man kann die Dinger noch nicht kaufen. Sie sind noch nicht einmal in öffentlich zugänglichen Fachzeitschriften beschrieben worden. Die EG möchte ihren Technologievorsprung nicht aufs Spiel setzen."

„Ach? Die sind von hier, aus Europa? Nicht aus Japan? Oder aus den USA?"

„Nein. Sind sie nicht. Eine rein europäische Entwicklung! Und die EG möchte das Monopol behalten, deshalb diese Geheimhaltung. Außerdem sind immer noch eine Menge technische Hürden zu überwinden, bevor man an eine Massenproduktion denken kann."

„Welche denn? Also, wenn ich mir so vorstelle, so eine kleine Höhlung in einem Kristall zu formen, nur ein paar Atome groß, wenn man das technisch beherrscht, dann kann man doch alles!"

„Nein," belehrt mich Dauphin, „gerade das ist noch am allereinfachsten. Man dampft das polare Molekül gleichzeitig mit dem Substrat auf. Dann entstehen diese Höhlungen automatisch. – Jedenfalls für die meisten dieser polaren Moleküle, und das reicht ja."

„So einfach ist das? Warum ist noch niemand vorher drauf gekommen?"

„Weiß ich auch nicht. Es ist komplizierter – Ich kenne ja nur das Prinzip und nicht die fertigungstechnischen Einzelheiten. Tatsache ist zum Beispiel, daß, selbst, wenn man mit einer so zuverlässigen Technologie so eine immense Menge von Bit-Zellen herstellt, dann gibt es Millionen davon, die nicht funktionieren. Man muß also ständig den Aufdampfvorgang unterbrechen, die schon vorhandenen Speicherareale kontaktieren und testen und defekte Speichergruppen durch Reservegruppen ersetzen – so,

wie man es mit den klassischen Silizium-Speicherchips auch macht. Die Ansteuerelektronik in jedem dieser Speicherchips ist aus diesem Grunde unterschiedlich konfiguriert."

„Aha. Und wie schnell sind diese Dinger?"

„Nicht besonders. Wenn Sie dieses Ding da genau ansehen, dann erkennen Sie auf jeder Seite kleine Zonen, die in vier Reihen angeordnet sind. Das sind Kontaktzonen. Auf jeder Seite 5 mal 42 solche Zonen. Abstand untereinander ein zehntel Zoll, also 2.54 Millimeter. – Das kennen Sie, das ist der übliche Abstand der Beinchen in DIL-Gehäusen. – Macht insgesamt auf beiden Seiten zusammen 420 Kontaktzonen. Damit ist dieser Chip in der Lage, 256 Bit auf einen Schwung einzulesen und auszugeben. Also vier Wörter. Plus Prüfbytes, plus Kontrollinformationen. Was ein Chip und sein Controller sich eben so erzählen. Mit diesem breiten Informationsstrom kommt man auf ansehnliche Datenraten"

Ich sehe mir den kleinen Metallbarren genau an. Dauphin hat recht: Wenn man es nicht weiß, dann sieht man es nicht, aber wenn man ganz genau hinsieht, dann ist die netzartige Struktur der Kontaktflächen gerade eben erkennbar.

Carola ist jetzt doch aufgestanden, um sich das Ding auch anzusehen. „2 hoch 39 Byte?" sagt sie ungläubig, „Das sind 512 Gigabyte! Ein halbes Terabyte."

Das hat Dauphin zwar schon gesagt, aber Carola ist ja meistens mit ihrem Terminal beschäftigt. Wahrscheinlich hat sie jetzt aufgehorcht, weil sich so etwas wie Begeisterung in Dauphin's Stimme geschlichen hat.

„Richtig! Das ist ein bißchen mehr als auf einer Diskette, nicht wahr!"

„Das ist es," sage ich, „Aber – wie schnell sind die Dinger denn nun?"

„Ich sagte es schon – nicht sehr schnell. Schließlich muß laufend kontrolliert werden, ob alle Kontaktflächen wirklich Kontakt haben – das geschieht im normalen Betrieb etwa jede Millisekunde einmal – und für die übertragenen Daten muß sowohl dieser Chip als auch der Controller umfangreiche Prüfsummen ausrechnen. Die Taktrate ist im Burst-Modus 64 Megahertz. Dabei wird er aber auf Dauer zu heiß, das geht also nur einige Sekunden lang gut – im Dauerbetrieb sind es gerade 8 Megahertz. Also haben wir eine maximale Übertragungsrate von 32 Millionen Worten

pro Sekunde im Dauerbetrieb. – Weil immer vier Worte gleichzeitig übertragen werden."

Ich versuche, nachzurechnen:

„Das heißt also, daß das Ding in – Moment, 2 hoch 36 Worte sind es, 2 hoch 25 Worte pro Sekunde können übertragen werden – in 2048 Sekunden vollständig gelesen oder geschrieben werden kann!"

„Richtig!" sagt Dauphin, „In 35 Minuten!"

„So langsam?" fragt Carola.

„Denk nach," sage ich, „bei dieser Speicherkapazität ist das immens schnell! Das ist ein Viertel Gigabyte pro Sekunde! Da kommt keine Festplatte mit! Keine, die ich kenne!"

„Genauso ist es," sagt Dauphin, „wenn Sie die üblichen Übertragungsraten zugrunde legen, dann ist diese Datenmenge nur in vielen Wochen übertragbar!"

„Und diese Dinger" frage ich, „sind auch in den Rechnern eingebaut?"

„Nicht ganz." erklärt Dauphin weiter, „Die fest eingebauten Chips haben Beinchen zum Anlöten – da gibt es verschiedene Bauformen, mit 84 oder 168 oder 210 Beinchen. Und wenn es sich um Speicherchips für den Arbeitsspeicher handelt, dann sind diese auf Geschwindigkeit optimiert. Ein typischer Speicherchip kann dann nur 2 hoch 32 solche 64-Bit-Worte speichern, oder noch weniger, aber er ist auf Dauer mit 64 Megahertz ansprechbar. Diese Chips haben dann eingebauten Cachespeicher und dergleichen. Und die Speicher, die in den Prozessorchips mit drinsitzen, sind natürlich noch um einiges schneller, weil die Signale nicht über den externen Bus gehen müssen. Da ist man im Moment bei 4 Gigahertz, glaube ich."

„Wieviel?"

Ich habe so laut gefragt, daß Carola einen Schritt zurücktritt.

„Vier Gigahertz!"

„Das – glaube – ich – nicht." stelle ich fest. Ich glaube es wirklich nicht.

„Und die meisten Instruktionen laufen – in – einem – Taktzyklus – ab!" stellt Dauphin fest, fast meinen Tonfall nachmachend, ohne dabei aber unhöflich zu scheinen.

„Nein!"

„Doch!“

„Nein! Vier Gigahertz, das heißt, daß während eines Taktes das Licht – und der elektrische Strom – nur sieben Zentimeter weit kommen! – Das heißt, bei Rechteckimpulsen, daß solche Impulse höchstfrequente Anteile haben – im Zentimeter- oder Millimeterwellenbereich!“

„So ist es!“

„Wie beherrscht man das, schaltungstechnisch?“

„Weiß ich auch nicht,“ sagt Dauphin, fast hilflos, „aber ich glaube, die Prozessortechnologie ist eine andere als die in diesem Ding hier. Das geht innerhalb eines Prozessors teilweise mit Licht. Und zwischen verschiedenen Chips gibt es auch dedizierte Chip-zu-Chip-Busse, die aus wellenwiderstandsmäßig abgeglichenen Lecherleitungen bestehen – bündelweise Lecherleitungen, die in die Platinen integriert sind. Die erlauben große Datenübertragungsraten. Da sind in diesen Maschinen eine Menge technischer Tricks angewendet worden. Aber ich weiß da wirklich keine Einzelheiten. Ich habe aber mal gehört, daß…“

„Wir können ja leicht rauskriegen, ob es stimmt,“ sagt Carola, „lassen wir doch mal ein kleines Zählprogramm laufen!“

„Gleich,“ sage ich, und wieder zu Dauphin gewandt: „Man kann doch heute schon einzelne Atome mit dem Tunnelkraftmikroskop positionieren. Hat man diese Technologie eventuell verwendet?“

„Glaube ich nicht. Einzelne Atome, um so ausgedehnte Strukturen herzustellen…“

„Man könnte an einen Kamm-artigen Aufbau denken! – Oder so nur gezielte Eingriffe an Defekt-Stellen.“

„Ich weiß es wirklich nicht. – Jedenfalls sind die Dinger schnell.“

„Lassen wir nun ein kleines Zählprogramm laufen?“ fragt Carola ungeduldig dazwischen.

„Tun wir das.“ stimme ich zu, „Aber kennst du dich schon so gut mit dem System aus, daß du weißt, wo welcher Compiler ist?“

„Wir werden sehen. Ich habe mir eben ein Home-Directory eingerichtet.“

Sie setzt sich wieder vor den Bildschirm. Ich sehe, daß sie in einem Fenster eine UNIX-Shell aufgerufen hat.

„Von einer graphischen Bedienung hälst du nicht viel!“ stelle ich fest. Mit einer Shell tippt man die Kommandos an den Rechner so ein, wie man es vor dreißig Jahren auch schon gemacht hat, sogar schon zu der Zeit, als man statt Bildschirmen noch Fernschreiber verwendete.

„Das geht so am schnellsten.“ sagt sie. Rasch tippt sie ein:

```
$vi test.c
```

„Meinst du, es gibt nicht bessere Editoren als diesen blöden vi?“ frage ich, aber Carola reagiert nicht darauf. Der Editor hat den Bildschirm im Augenblick für sich eingabebereit gemacht.

„Emacs, zum Beispiel.“ fahre ich fort, aber ich merke schon, daß meine Beratung im Moment nicht gefragt ist.

Das Programm, das sie entwickelt, ist wirklich nicht sehr schwierig:

```
#include <stdio.h>

main ()

{
long i, ii;
ii = 1.000.000;
printf („Jetzt fängt er an, bis %D zu zählen… \n“, ii);
for (i = 0; i < ii; i++);
printf („Jetzt ist er damit fertig.\n“);
}
```

„Ich mag C nicht.“ sage ich.

„Das weiß ich. Aber es gibt mit Sicherheit überall da einen C-Compiler, wo es UNIX oder einen seiner Ableger gibt!“

„Einen C++-Compiler gibt es auch überall, wo…“ fange ich an, halte dann aber den Mund. Carola ist leicht unwirsch. Mit

```
$cc test.c -o test
```

stößt sie die Compilation an. Ohne die kleinste merkbare Zeitverzögerung erscheint wieder der Shellprompt, so daß man im Zweifel darüber bleibt, ob der Rechner wirklich etwas getan hat.

„Also beim Compilieren ist er schnell!“ sagt sie, „Nun wollen wir mal:“ Sie tippt ein:

```
$test
```

Und augenblicklich erscheint:

```
Jetzt fängt er an, bis 1.000.000 zu zählen…
Jetzt ist er damit fertig.
```

„Ich habe keinen Zeitverbrauch gemerkt.“ stelle ich fest. Carola tippt:

```
$time test
```

Auf diese Weise mißt das System den Zeitverbrauch dieses Programmes. Wir lesen:

```
Jetzt fängt er an, bis 1.000.000 zu zählen…
Jetzt ist er damit fertig.
real: 00:00:00.000.244
user: 00:00:00.000.244
sys: 00:00:00.000.000
```

„Donnerwetter,“ sage ich, „es stimmt!“

„Woran siehst du das so schnell?“ fragt Carola, „vielleicht hat der Compiler irgend etwas weg optimiert, und dieses Programm zählt gar nicht bis zu einer Million, wie es soll!“

„Doch,“ sage ich, „da ist nichts wegoptimiert worden. Eine Million Schleifendurchgänge brauchen eine Viertel Millisekunde. Das sind vier Milliarden in einer Sekunde. Stimmt genau! Ein Schleifendurchgang pro

Taktzyklus, mit Addition, Schleifentest und Sprungbefehl. Also der Instruktionssatz von diesem Prozessor würde mich interessieren!“

„Dokumentation darüber ist auch im System.“ wirft Dauphin ein.

Carola probiert noch eine Weile rum, bis sie auch Compiler für andere Sprachen gefunden hat. Sie programmiert rasch ganz genau dasselbe Problem in Pascal:

```
program count;

var i, ii: longint;

begin
ii:= 1.000.000;
writeln (‘Jetzt fängt er an, bis ‘, ii, ‘ zu zählen…’);
for i:= 1 to ii do;
writeln (‘Jetzt ist er damit fertig.’);
end.
```

Und in Ada:

```
with TEXT-IO; use TEXT-IO;

procedure COUNT is

II: LONG-INTEGER;

begin
II:= 1-000-000;
PUT („Jetzt fängt er an, bis „);
PUT (LONG-INTEGER’IMAGE (II));
PUT („ zu zählen…“);
NEW-LINE;
for I in 1 . II loop
null;
```

```
end loop;
PUT („Jetzt ist er damit fertig.“);
NEW-LINE;
end COUNT;
```

Mehr Programmiersprachen probieren wir nicht aus. Es muß noch einen Modula-Compiler auf dem System geben, aber diese Sprache liegt mit ihren Eigenschaften ungefähr zwischen Ada und Pascal – ein Experiment damit würde keinen neuen Erkenntnisse bringen. Ebenso kümmern wir uns nicht um FORTRAN, ALGOL, C++, BASIC und FORTH. Smalltalk kennen Carola und ich nur vom Hörensagen, das könnten wir nicht ausprobieren, wenn es das hier geben sollte.

COBOL gibt es wahrscheinlich nicht – Gottseidank. Ich habe mir bei meinem alten Arbeitgeber nicht nur Freunde gemacht, wenn ich gegen COBOL polemisiert habe: ‘Betriebswirtschaftler sind die Bremsbeläge des Fortschrittes – COBOL ist die Programmiersprache für betriebswirtschaftliche Aufgaben – ergo?’ Außerdem wüßte ich wirklich nicht, was COBOL an Bord eines U-Bootes zu suchen hat.

Die Zeitmessungen mit den ablauffähigen Programmen, die sie so erzeugt, sehen ganz genauso aus wie die mit dem C-Programm. Jedes Programm braucht eine viertel Millisekunde. Und auch diese beiden Compiler sind so schnell, daß man keine Zeitverzögerung durch das Compilieren bemerkt.

„Ich fange an, ihnen zu glauben!“ sage ich. „Sagenhaft. Mein alter ATARI-Computer braucht dafür 10 oder 20 Sekunden! Und mein uralter APPLE][wahrscheinlich einige Minuten. Auch mein EISA-Hochofen bräuchte da noch eine halbe Sekunde oder so.“

„Ich glaube es aber noch nicht,“ wirft Carola ein, „wieso ist die verflossene Zeit genauso groß wie die verbrauchte CPU-Zeit? Ist denn sonst keine Aktivität auf dem System?“

„Doch doch,“ meint Dauphin, „die anderen Prozesse werden sich um die anderen Prozessoren balgen.“

Ich muß lachen: „Andere Prozessoren! – Wieviele sind es denn?“

„Ich weiß es nicht. Genug für jeden Expeditionsteilnehmer, für jede Aufgabe an Bord, und noch einige mehr!“

Dann läßt Dauphin sich noch etwas über den Befehlsvorrat dieser Prozessoren aus. Alles, was ich mitkriege, ist, daß es die reinste Wundertechnologie zu sein scheint – Traum eines jeden Programmierers, ob für anwendungsnahe Aufgaben oder für die Systemprogrammierung. So kennen diese Prozessoren eine sehr effektive Adressenrechnung – ob ein Maschinenbefehl nun eine absolute Adresse enthält, oder ob noch einiges gerechnet werden muß, weil sich die Adresse über Register-Indirektionen ermittelt oder über Offsets errechnet, das macht in der Geschwindigkeit keinen Unterschied.

Weiterhin gibt es hardwaremäßig alle Datentypen, die man so braucht – ganze Zahlen, zum Beispiel, oder Integer-Zahlen, wie der Programmierer sie im allgemeinen nennt, haben nicht nur eine Länge von 16, 32 und 64 bit, wie man das erwarten würde, sondern alle bit-Längen, die Potenzen von 2 sind, kommen vor. Wenn ein Programmierer zwei Zahlen mit einer Länge von 262.144 bit durcheinander dividieren will, dann braucht er dazu nur einen einzigen Maschinenbefehl! – Allerdings, bei dem Beispiel, gibt Dauphin zu, brauchen diese Prozessoren schon ein paar Taktzyklen mehr, weil nicht mehr alles in die Register hineinpaßt.

Selbstverständlich können diese Prozessoren auch ganz hervorragend mit Gleitkommazahlen aller Längen umgehen. Selbstverständlich sind für alle Gleitkommadatentypen sämtliche Operationen fest einprogrammiert – auch die technisch-naturwissenschaftlichen Funktionen. Auch einen Tangens von einer 1.048.576 bit langen Gleitkomma-Zahl auszurechnen erfordert nur einen einzigen Maschinenbefehl. Und wenn die Zahl nicht ganz so lang ist, so daß sie vollständig in die Register paßt, dann geht das auch ordentlich schnell. So gesehen lassen diese Prozessoren alles hinter sich, was ich an Coprozessoren kenne.

Ich denke an die vielen Firmen, die Coprozessoren für die PCs der ganzen Welt herstellen. Alle schon abgehängt – und sie wissen es noch nicht!

„Ich weiß noch etwas, aber ich bin überhaupt nicht sicher, ob diese Information stimmt.“ sagt Dauphin. „Jedenfalls habe ich es mal gehört.“

„Nämlich?“ frage ich.

„Daß diese Prozessoren alle einen internen Takt von vier Gigahertz haben, stimmt vielleicht nicht."

„Sie meinen, es gibt doch noch ein paar langsamere?"

„Es gibt noch ein paar schnellere. Im Labor kann man schon mit Lichtpaketen rechnen, die nur 2 Millimeter lang sind. Das ist ein Takt von 128 Gigahertz."

Ich rechne schnell nach: „Kommt hin. Aber das ist doch völlig unglaublich. Wo kommt die Abwärme hin?"

„Die laufen mit Fredkin-Gattern – fast verlustlos. An einer Seite geht Licht rein, an der anderen Seite kommt es raus. In den Dingern selbst ist damit gerechnet worden. Das geht."

„Und die sind hier…"

„Weiß ich nicht. Glaube ich eigentlich nicht. Zu teuer. Die meisten Prozessoren hier an Bord laufen wohl mit vier Gigahertz. – Aber es ist schon nicht mehr das allerneueste."

128 Gigahertz, denke ich. Was könnte man damit alles anstellen.

„Ich weiß auch, daß sie es mit den ein Millimeter langen Lichtpaketen noch nicht hingekriegt haben. Definitiv. 256 Gigahertz geht nicht." fährt Dauphin fort.

„Vielleicht hat er doch recht," sagt Carola, die die ganze Zeit mit dem System herumexperimentiert hat, jetzt, „sieh mal hier – wenn ich das Fenster mit dem Trackball verschiebe, dann ist es dauernd vollständig sichtbar – nicht nur ein Rahmen, wie in den frühen Windows-Versionen. Das heißt, wenn sich das Fenster ständig bewegt, dann muß die Grafik doch 70 Mal pro Sekunde vollständig neu ausgerechnet werden!"

„128 mal." sagt Dauphin, „So oft pro Sekunde kann das Bild neu dargestellt werden. Bei diesem Bildschirm sind es übrigens 32.768 mal 32.768 Bildpunkte. – Sehr kleine Bildpunkte, natürlich – 64 auf den Millimeter."

„Nein," sage ich, „Nein, nein, nein und nochmals nein! Ein so hochfrequentes Videosignal kann keine Elektronik auf der Welt verarbeiten! Das können Sie mir jetzt nicht erzählen! Das nicht! – Das wäre etwas im Bereich von – von über hundert Gigahertz! – Und es gibt auch keine Bildröhre, die einen Elektronenstrahl so fein fokussieren kann! Es ist einfach…"

„Richtig," sagt Dauphin trocken. „so eine Bildröhre gibt es nicht. Weder hier noch anderswo."

„Ah?"

„Das sind Festkörperbildelemente. So etwas ähnliches wie LCD, aber nur so ungefähr. Und jeder Bildschirm wird von einer Menge Grafikprozessoren unterstützt. – Also, wenn sie jetzt so ein Fenster da verschiebt, dann hat ihr Prozessor kaum etwas damit zu tun. Das machen alles die Grafikprozessoren."

Ich halte den Mund. „Schwankt dein technologisches Weltbild?" fragt Carola besorgt.

„Ja. Ich muß das alles erst einmal verdauen. – Das ist hier ein technologischer Wunderpark – in München hieß es immer nur, für alle notwendigen Zwecke seien 'genug' Computer an Bord, aber es hat nie jemand spezifiziert, was 'genug' ist. – Sind diese Grafikprozessoren vielleicht auch 'noch nicht freigegeben'?"

Dauphin geht darauf nicht ein – vielleicht hält er es für eine rhetorische Frage. „Jeder von Ihnen bekommt einige von diesen Speicherchips, von diesen 36-64-er, für Ihre persönlichen Daten. In dem Schrank da liegen sie. Für alles, was sie nicht auf dem System aufbewahren wollen." zeigt er.

„Jetzt gleich?"

„Wenn Sie wollen."

Wir hören, wie jemand den Aufgang von der Kantine heraufkommt.

„Das ist David Aldingborg. Sein Hobby heißt aber Tuborg." sagt Dauphin, „Auch technischer Bootsdienst. Auch schon länger in Ullapool. Genauso lange wie das Schiff. Wie ich. – Die Dame in seiner Begleitung kenne ich aber nicht."

„Ich kenne sie," sage ich, „es ist meine Frau."

„Ah!" sagt Dauphin, „Sehr erfreut!"

Es juckt mich, zu sagen, 'Warum denn?', aber ich weiß auch nach 12-jähriger Ehe nie genau, wann die Irene Anflüge von Humor zeigen könnte und wann nicht. Außerdem ist, dem Tonfall nach, Dauphin wirklich erfreut, weil er so einmal die andere Hauptperson des Romans zu Gesicht bekommt.

„Wo bleibst du denn?“ fragt Irene vorwurfsvoll, aber mit einem heiteren Gesicht, von dem ich weiß, daß es nicht für mich bestimmt ist. „Weißt du, wie spät es ist? Draußen ist es dunkel!“

„Uns werden gerade Boot und Rechner vorgeführt!“

„Wer ist ‘uns’?“

„Hier, Carola! Erkennst du sie nicht mehr? Soviel ist sie doch nicht älter geworden, in den paar Tagen, vor denen ihr euch in München zum letzten Male gesehen habt!“

Nun folgt erst einmal eine Diskussion zwischen Carola und Irene, die sich im wesentlichen um das Älterwerden dreht, und um die Folgen für das Aussehen. Hätte nicht gedacht, daß Carola so ausdauernd darüber reden kann – ich denke, sie ist gerade so fasziniert von den Schiffsrechnern, daß sie für nichts anderes mehr Augen hat?

„Wollen wir die anderen Decks ein andermal begehen?“ fragt Dauphin, „Ich meine, uns ist es egal, aber Landgang wäre nicht schlecht.“

„Also ist es Ihnen nicht ganz egal!“ stelle ich fest, „Gehen Sie nur. Aber wie kommen wir nachher vom Schiff herunter?“

„David zeigt es Ihnen dann. Er ist in der Zentrale. Das wissen Sie ja: die ist gleich hinter dem zentralen Niedergang, auf dem hinteren Mitteldeck. Ich denke, Sie wollen sich jetzt weiter ein bißchen mit den Rechnern vertraut machen!“

„Ja.“ sage ich, in klarem Bewußtsein, daß Irene das nicht will. Aber Carola und ich sind in der Mehrheit.

„Wie gefällt dir das Boot?“ frage ich Irene, als Aldingborg nach unten verschwunden ist. Dauphin hat sich auch zum Gehen gewandt, bleibt dann aber noch stehen, so, als wollte er noch etwas sagen, was ihm momentan entfallen ist. Es fällt ihm aber nicht ein, und so geht er auch nach unten.

„Klasse! Gemütlich!“ meint Irene.

„Gemütlich? – Mmh. – Hast du die Kabinen gesehen?“

„Nein.“

„Sonst würdest du das auch nicht sagen. Wenn wir zurückgehen, werfen wir noch einmal einen Blick in eine.“

„Ich mag bald zurückgehen. Ich bin müde!“

„Irene, wir möchten hier noch ein bißchen hacken! – Da! Da ist doch so ein schöner Sitz!“

Irene murrt, aber sie fügt sich – erst einmal. Das macht Carola’s Anwesenheit.

„Ich bin lange allein, wenn ihr unterwegs seid!“ stellt sie fest. Was immer sie damit andeuten will.

„Du kannst dich immer noch entscheiden, mitzukommen!“

„Nein danke. Ich mag nicht unter Wasser sein.“

„Nein? Was glaubst du, wo du jetzt bist? Da oben“ ich zeige an die Dekke „ist jetzt der Wasserspiegel!“

„Das ist noch nicht dasselbe. Das Boot guckt noch aus dem Wasser raus.“

„So, meinst du? Wenn jetzt jemand auf die Idee käme, mit offener Luke und offener Eingangsschleuse die Tauchtanks zu fluten, bis das Wasser über den Lukenrand hereinläuft, dann kommen wir nicht mehr lebendig hier raus!“

„Herwig! Ich mag das nicht hören!“

Carola hat die ganze Zeit, während ich und Irene uns dieses harmlose Wortgefecht liefern, an dem Terminal weitergearbeitet. Jetzt blickt sie auf.

„Da ist ein Dateiverzeichnis mit Schrott. Es sind keine Binaries.“

„Ja und?“

„Was sind ‘Binaries’?“ fragt Irene dazwischen.

„Ausführbare Programme. Im Gegensatz zu etwa Textdateien oder anderen Daten.“

„Aha.“ sagt Irene und tut so, als habe sie es verstanden.

„Ich glaube, da will jemand etwas geheimhalten.“ meint Carola.

„Soll er doch,“ sage ich, „da es zu deinen Aufgaben gehören wird, Systemverwalter für diese Rechner zu spielen, kannst du dir alles ansehen. Da helfen die Schutzattribute nicht. Also muß, wer etwas für sich behalten will, chiffrieren. – Wer ist es denn? Ich meine, welches Dateiverzeichnis ist es?“

„Kein Benutzerverzeichnis. Es ist ein Verzeichnis in /etc.“

„Frechheit," sage ich, „da hat niemand private Daten zu halten. Das mußt du als Systemverwalter unterbinden. Wie heißt denn das Verzeichnis?"

„/etc/mission-instructions."

„Hört sich interessant an. Aber es kann irgend etwas sein, was das System braucht."

„Ist es aber nicht." sagt Carola, „weißt du, was ich mir hier gerade ansehe?"

„Nein."

„Eine Datei namens 'typescript'."

„Oh. Ein Sitzungsprotokoll. Vielleicht ist das unabsichtlich entstanden?"

„Das weiß ich nicht. Aber sieh doch her: Diese Kommandos. 'vi -x', und dann einige der Dateinamen. Völlig klar. Da hat irgend jemand Geheimnisse. Da hat sich jemand verschlüsselte Texte angesehen oder welche erstellt."

„Und alles unter der Kennung des Systemverwalters."

„Was uns nichts nützt, denn jeder, der hier zu tun hat, kennt die System-Paßworte. Wir wissen nicht, wer das gemacht hat. Es kann jeder sein. – Und das Sitzungsprotokoll zeichnet nicht die Paßworte auf, die derjenige verwendet hat."

„- was besonders schade ist." ergänze ich.

Wir schweigen eine Weile. Irene steht auf und kommt näher.

Plötzlich taucht Dauphin wieder im Niedergang auf: „Fast hätte ich noch etwas vergessen!" sagt er, „Schauen Sie mal her!"

Er holt aus dem Schrank, wo auch die 36-64-er liegen, etwas, was auf den ersten Blick so wie eine kleine, okerfarbene Aktentasche aussieht. Diese Tasche ist so groß, daß gerade eine DIN A4 Seite hineinpassen könnte, und ein Trageriemen vervollständigt den Eindruck einer Tasche. Es ist aber keine Tasche:

„Dies" sagt Dauphin, „ist ein VICOMP. Jedem von Ihnen steht eins zu – es ist schon in der Kabine – und wir haben auch noch ein paar mehr davon an Bord."

Er klappt die Tache auf. Ich sehe einen Flachbildschirm und eine normale Tastatur ohne numerischen Block.

„Ein Notebook?“ frage ich.

„Auch. Und eine Videokamera. Und ein Wiedergabegerät. Und ein Walkman. Und vieles andere.“ Er zeigt uns die Aufnahmeschlitze für acht 36-64-er Speicherbausteine und die Interfacebuchsen, mit denen eine Verbindung zum Hauptrechner hergestellt werden kann.

„Wo sind denn da die Kontaktstifte?“ frage ich.

„Optisch, natürlich!“ sagt er, „Ist doch viel betriebssicherer, auch bei leichter Verschmutzung!“

„Natürlich.“ Wie konnte ich etwas anderes annehmen?

Seitlich, links an der Tastatur, kaum zu sehen, auch wenn es nicht gerade versenkt ist, das Zoom-Objektiv, die Trackballs zum Einstellen der Kamera, die aber auch für den Betrieb als Computer gebraucht werden, der Sucher an der anderen Seite, denn, so erfahre ich, es ist zwar möglich, in aufgeklapptem Zustand den Bildschirm als Sucher zu verwenden, aber nicht ganz so praktikabel.

„Man kann das Ding auch gleichzeitig als Videokamera und als Rechner benutzen – das ist mehr ein Problem der eigenen Geschicklichkeit denn ein technisches.“

Ich erfahre, daß die Bildqualität weit über dem liegt, was bei Videokameras üblich ist, wenn sie auch nicht das erreicht, was die Flachbildschirme an Bord leisten. „4096 mal 4096 Pixel.“ sagt Dauphin, „Der Bildschirm hat 12.800 mal 19.200 Bildpunkte. Bei der Wiedergabe kann man also zwischen verschiedenen Bildgrößen wählen. Oder auch mehrere Aufzeichnungen gleichzeitig in verschiedenen Fenstern wiedergeben, wenn Sie wollen.“

„Was ist denn da für ein Prozessor drin?“

„Derselbe wie im Schiffsrecher. Allerdings eine Low-Power-Version!“

„Und wie lange hält das Ding mit dem Akku durch?“

„Ein paar Tage, wenn es im Dunkeln betrieben wird. Das Gehäuse ist jedoch mit einer Schicht bedeckt, die die Eigenschaften einer Solarzelle mit hohem Wirkungsgrad hat. Im Normalbetrieb muß man die Akkus also nie laden, und wenn doch, dann meldet sich das Ding rechtzeitig.“

„Phantastisch.“ sage ich, „Wenn ich das mit meiner Videokamera zu Hause vergleiche…“

Carola unterbricht mich: „Also, ich möchte wissen, was das hier ist. Wirklich. – Das gehört nicht hierher!“

Ich erinnere mich wieder daran, daß sie gerade ein paar geheimnisvolle Dateien gefunden hat. Ich habe es ganz vergessen, als Dauphin mir den VICOMP erläutert hat – das ist schließlich auch ein faszinierendes Gerät! Dauphin legt das Gerät zurück und wendet sich endgültig zum Gehen.

„Naja,“ sage ich und nehme den VICOMP wieder zur Hand, als er weg ist, „vielleicht bringen wir es in einer der nächsten Projektbesprechungen zur Sprache. Das Zeug ist am falschen Ort, aber sonst ist ja nichts Schlimmes passiert. Es kann jeder verschlüsseln, soviel er will. Gerade, weil wir offenbar soviel Platz haben. Ist ja nicht einmal ein Megabyte. – Und vielleicht ist es ja doch etwas dienstliches. – Sieht dir mal dieses VICOMP an, Carola!“

Sie geht nicht darauf ein: „Es ist fast ein Megabyte,“ stellt sie fest, „soviel schreibt man nicht zum Spaß.“ Irene sieht ihr über die Schulter.

„Wir sind nicht zum Spaß hier.“ sage ich, „Außerdem weiß ich, daß man ein Megabyte nicht zum Spaß schreibt. An den mehr als drei Megabyte von den ‘Granitbeißerinnen’ habe ich 18 Monate geschrieben.“

„Jaja. Das weiß ich. Hast du schon erzählt. Von mir aus kann auch jeder schreiben und verschlüsseln, was er will. Aber da wissen wir nicht einmal, wer es ist!“

„Was ist ‘vi -x’?“ fragt Irene. Ich versuche, ihr eine kurze Einführung in einige elementare Funktionen des PRO-UNIX zu geben und kurz zu erläutern, was für ein Editor der ‘vi’ ist. Dabei merke ich aber, daß sie müde ist und nicht richtig zuhört.

Carola hackt derweil auf der Tastatur herum. Sie analysiert mit dem ‘file’ Kommando die Dateien. Ich weiß aber, daß das nichts bringt: Das ‘file’-Kommando ist dazu da, aus dem Inhalt der ersten paar Dutzend Bytes einer Datei möglichst intelligent zu erraten, um was es sich handeln könnte. Es erkennt zum Beispiel ziemlich zuverlässig ausführbare Programme. Aber Programmtexte, Scripts, also Kommandodateien, und umgangssprachliche Texte verwechselt es ziemlich häufig. Wenn es gar nichts herausfindet, dann sagt es einfach, daß es sich bei den untersuchten

Dateien um ‘Daten’ handelt. Das einzige, was niemand bezweifelt – was sonst sind denn Dateien?

„Ich kriege ihn!“ sagt Carola plötzlich, „Hier: Aus den Dateiattributen wissen wir ja, wann diese Dateien das letzte Mal angefaßt worden sind. Mal sehen, wer da am System eingelogt war.“

„Einfach genial, und genial einfach.“ sage ich. „Wäre ich nicht drauf gekommen. Bin wohl auch schon müde.“ Irene wirft mir einen dankbaren Blick zu.

Carola’s Hände fliegen über die Tastatur. Dann kriegt sie große Augen.

„Niemand!“ sagt sie.

„Niemand? Das ist unmöglich.“

„Doch. Sieh selbst.“

„Ich kenne mich mit diesen Protokolldateien nicht aus.“

„Aber ich. Und zu diesem Zeitpunkt war niemand drin. Stunden vorher nicht, und Stunden danach auch nicht.“

„Vielleicht war es ein Script, das alleine lief?“

„Ein Script, das den vi bedient? Das glaubst du doch wohl selber nicht! Wenn man im Batch etwas verschlüsseln möchte, dann verwendet man den ‘crypt’!“

„Ich verstehe überhaupt nichts mehr!“ sagt Irene, „Ich will ins Bett!“

„Ja, gleich!“ winke ich ab, „Carola, kannst du die periodischen Systemprozesse abchecken? Da gibt es doch, glaube ich, diesen crontab…“

„Das heißt bei PRO-UNIX anders. Aber ich bin schon dabei. Und die laufenden Dämonen muß ich mir auch ansehen.“

„Die laufenden was?“ fragt Irene.

„Stör sie nicht!“ sage ich, „Sie denkt.“ Während dieser ganzen Diskussion versuche ich, mit dem VICOMP ein paar Aufnahmen zu machen.

Dämonen sind Prozesse, die in UNIX dauernd laufen und die irgend etwas Nützliches tun. Außerdem müssen sie nicht unbedingt einem Ein- oder Ausgabegerät zugeordnet sein. Jeder UNIX-Benutzer hat sich an diese Bezeichnung gewöhnt, aber Laien muß diese Wortwahl natürlich seltsam vorkommen.

Es vergeht eine halbe Minute. Dann faltet Carola ihre Finger hilflos zusammen. „Ich versteh es nicht,“ sagt sie, „ich verstehe es nicht.“

„Vielleicht," schlage ich nach einer Weile vor, „hat jemand direkt im Dateisystem herumgefummelt, um die Dateiattribute auf Bit-Ebene zu manipulieren!"

„Meinst du, hier laufen noch mehr solche Kindsköpfe herum wie du einer bist? – Kannst du nicht einmal diese verdammte Kamera wegnehmen?"

Zwei Anschisse auf einmal. Das muß ich jetzt erst einmal verdauen. Irene freut sich – so müde ist sie also doch noch nicht.

Zwei Minuten später: „Also gut," sage ich, „wir können es nicht entschlüsseln, und wir wissen nicht, warum die Dateien benutzt wurden, als niemand auf dem System war. Was sagt das schon? Hier ist eine Menge Software installiert, die wir nicht verstehen. Die ganze Schiffssteuerung – wenn du dich bis zu diesen Rechnern durchschaltest, wirst du wahrscheinlich überhaupt nichts Vertrautes mehr wiedererkennen!"

„Ich will aber wissen, was da los ist!"

„Wenn zufällig gleichzeitig ein Audit gelaufen wäre – aber da hat der große Unbekannte sicher aufgepaßt, daß das nicht der Fall war."

„Ein was?" fragt Irene.

„Ein Audit. Mitschneiden des gesamten Datenverkehrs mit allen anderen Rechnern, Peripheriegeräten und allen Terminals."

„Und warum macht man das nicht dauernd?"

„Weil dabei eine immense Menge an Daten entsteht, die letztlich niemanden interessiert, und weil das System dadurch heruntergebremst wird."

„Aha." sagt Irene und gähnt. Carola fängt an, einige Paßwörter zu erraten. Das führt bekanntlich nirgendwo hin – die Menge der möglichen Paßwörter ist immens groß. Einzige Hoffnung ist, daß der Unbekannte etwas genommen hat, was er sich leicht merken kann. Vielleicht etwas projektspezifisches. Carola probiert den Schiffsnamen aus, den Namen der Stadt Ullapool, 'Nessie' genauso wie 'Welthöhle' genauso wie 'Lohnsteuerrückerstattung'. Und 'Grohmann', und 'Greenock', und 'Schiffszwieback'.

„Probier doch sein Pseudonym!" schlägt Irene vor.

„Blödsinn!" sage ich, „niemand verwendet Paßwörter, die gerade andere besonders leicht erraten könnten! – Das ist hier ein ernsthaftes und teures

Projekt! Da werden doch alle Mitarbeiter wissen, wie man Sicherheitslükken zu vermeiden hat!“

„Dann werdet ihr es nie finden!“ Irene gähnt demonstrativ. Sie hat ja recht. Paßwörter-Raten bringt einfach nichts.

Carola tippt müde auf der Tastatur herum. Dann bekommt sie Glotzaugen. Für einen Moment jedenfalls. „Das ist es!“ sagt sie.

„Was?“

„‘Josella Playton’. Das Zeug hier ist mit ‘Josella Playton’ verschlüsselt!“

Ich sehe ihr über die Schulter. Sie hat recht. Da ist Klartext.

„Irene,“ sage ich, „du bist ein Genie!“

„Das weiß ich,“ sagt Irene, bar jeder Bescheidenheit, „gehen wir jetzt heim?“

„Moment noch, wir wollen mal kurz gucken, was drin steht, wo wir es jetzt lesen können!“

Carola ist schon dabei, es zu lesen. „Blätter noch einmal zum Anfang zurück!“ bitte ich sie.

Es sind offizielle Schreiben einer Dienststelle der EG, die ich nicht kenne. Carola kennt sie auch nicht. An wen sich die Schreiben richten, ist auch nicht klar, da der Name nie genannt wird. Manche Schreiben klingen wie Anweisungen an jemanden hier an Bord, andere sind Papiere zwischen verschiedenen Dienststellen der EG. Ich lege den VICOMP in den Schrank zurück, nachdem ich den 36-64-er, auf dem ich eben Aufnahmen gemacht habe, herausgenommen habe, und wir lesen weiter.

„Herwig,“ sagt Carola nach einer Weile, und in dieser Weile wird mir bewußt, wie verdammt still das Boot ist, „da ist etwas faul. – Da ist etwas oberfaul.“

Sie spricht meine Gedanken aus.

Und schon bin ich am Terminal nebenan. „Geht schneller so!“ sage ich, „Hast du’s Root-Paßwort schon geändert?“

„Nein.“ sagt Carola und liest konzentriert weiter.

„Was ist denn jetzt los?“ fragt Irene. Wir können nicht antworten. Schon bin ich auch im System drin.

Das Bild ist unklar. Es geht um Vorhaben der EG in der Dritten Welt. Um etwas, was als ‘demographisch korrigierende Maßnahmen’ beschrieben wird. Und womit die Welthöhlenexpedition etwas zu tun hat. Sicherung der wirtschaftlichen Stellung der EG. Bewahrung der natürlichen Resourcen der Dritten Welt. Eindämmung der Flüchtlingsströme. Zurückdrängen des Einflußes der großen Fremdreligionen – ganz besonders der fundamentalistischen Strömungen des Islams. Als ob der Katholizismus in Laufe der Geschichte nicht eine ähnliche Virulenz bewiesen hätte, denke ich.

Aber ‘Virulenz’ – das Wort taucht auch auf. Nicht im Zusammenhang mit historischen Betrachtungen, sondern mit etwas, was jemand in der Welthöhle tun soll.

„Merkst du was?“ sage ich zu Carola, „Der hat alles mit demselben Paßwort verschlüsselt. Von Cryptologie hat der keine Ahnung!“

„Jaja.“ sagt Carola, „habe ich schon längst gemerkt.“

Da ist sie endlich. Ein Befehl, oder eine Anweisung. Es nennt sich Directive q78q99q. Die Anweisung, sich in der Welthöhle besonders um das Aufspüren von Krankheitskeimen zu kümmern. Bakterien und Viren – selbst von gesunden Menschen und Tieren. Die Genetiker der EG, in bestimmten, streng geheimen Labors, brauchen neues genetisches Material. Neue DNS-Sequenzen. Die sollen wir mitbringen. Oder besser derjenige, an den sich diese Direktive wendet.

Und wir lesen auch: Der Auftrag ist unter allen denkbaren Umständen geheim zu halten. Das Leben der Expeditionsmitglieder ist sekundär. Sogar die anderen Zielsetzungen der Expedition – die Rohstoffe der Welthöhle, die wissenschaftlichen Erkenntnisse – alles kann der Adressat dieser Anweisungen aufs Spiel setzen, um diesen Auftrag zu erfüllen. Die

Beschaffung provirulenten genetischen Materials aus der Welthöhle. Um jeden Preis. Steht sogar wörtlich da.

„Sie bereiten einen genetischen Krieg vor!“ sagt Carola. Sie spricht es aus, in demselben Moment, in dem sich in meinem Kopf dieser Gedanke und dieser Begriff zu formen beginnt. „Einen genetischen Krieg gegen die Dritte Welt. Die Ultima Ratio der Waffen gegen die Bevölkerungsexplosion.“

Wenn Carola das so schnell erkennt, dann ist es richtig. Sie hat kein Faible für Schauermärchen. Sie interpretiert das, was sie sieht, so, weil eine andere Interpretation kaum noch möglich ist. Die Dokumente sprechen eine klare Sprache.

„Ich glaube, du hast recht.“ sage ich. „Und ich glaube, der genetische Krieg ist schon im Gang.“

„Und wenn das hier stimmt,“ fährt Carola fort, „dann sind wir jetzt in Lebensgefahr. Wir wissen zuviel.“

„Ein genetischer Krieg?“ fragt Irene beunruhigt, „Was ist das?“

„Ein biologischer Krieg mit genetisch manipulierten Krankheitskeimen.“

„Und wer will so etwas machen?“

„Sie wollen nicht nur, sie sind schon dabei. Sieh diese Schreiben hier – unser Unbekannter muß Biologe sein, oder Mediziner – und er arbeitet bereits für diese Dinge.“

„Aber wie kann man sich dafür hergeben?“

„Alles eine Frage des Geldes. Fünf Jahre ein schlechtes Gewissen, und dann ein Ruhestand in Wohlstand. Da findest du viele.“

Irene schüttelt den Kopf: „Ihr müßt euch irren. Sowas macht die EG nicht. Da gibt es Staaten in der Dritten Welt, die sowas machen. Aber nicht diese EG. Nicht die Länder Europas.“

„Ich kann es mir auch kaum vorstellen,“ sagt Carola, „aber hier steht es! – Es läßt sich nicht anders auslegen!“

Sie hat recht. So etwas kann man sich doch nicht vorstellen. Nicht in Europa, mit seinen demokratisch legitimierten Regierungen und mit seiner ziemlich demokratisch legitimierten Gesamtadministration.

„Paßt auf,“ sage ich schnell, „vielleicht haben wir nicht sehr viel Zeit. Diese Dateien können gelöscht werden. Wenn das wahr ist, was wir jetzt

befürchten, brauchen wir diese Beweismittel noch. Wir müssen sie sicherstellen. Hat Dauphin nicht vorhin gesagt, wir können uns für den persönlichen Gebrauch diese Speicherchips, diese 36-64-er, aus dem Schrank dort nehmen?“

„Das hat er.“ sagt Carola. „Außerdem hast du dir doch eben schon einen eingesteckt, oder? – Aber wir sollten diese Dateien so schnell wie möglich und so früh wie möglich lesen, solange wir hier noch reichlich ungestört sind. Später ist vielleicht zuviel Aktion, und hier laufen dann zuviel Leute rum.“

„Unsinn. Man kann immer ein extra Fenster für Spiele aufmachen, warum soll man nicht in einem Fenster ein verbotenes Dokument lesen? Wir müssen das Zeug sicherstellen, das ist wichtig!“

„Ich glaube nicht, daß du dann mitfahren solltest, wenn das alles wahr ist!“ sagt Irene zu mir.

„Ach nein? Und mit welcher Begründung?“

„Früher hat Herwig sich immer um die armen Bewohner der Welthöhle Sorgen gemacht, um die Folgen der Kolonisation.“ sagt Carola zu Irene, „Jetzt kann er sich um uns Sorgen machen. Und um die Bewohner der Dritten Welt.“

„Das müssen wir doch jetzt nicht ausdiskutieren! Carola, kannst du mit diesen Speicherchips umgehen? – Dieser VICOMP hat automatisch draufgeschrieben, aber den habe ich ja auch als Kamera benutzt.“

„Nein. Kann ich nicht. Ich hatte sie ja auch noch nie in der Hand.“

„Dann werden wir das jetzt lernen. Irene, komm her, das mußt du auch können!“

Wir müssen einen kurzen Moment herumexperimentieren, aber das Chip-Laufwerk kann den Speicherschip mit seinem viertel Terabyte Speichervermögen nur auf eine einzige Weise annehmen, genau, wie die Aufnahmeschlitze des VICOMPs. Da gibt es einige rechteckige Löcher von 5 mal 15 Millimeter Durchmesser, in die man den Chip reinsteckt. Kaum ist er zu einem Drittel drin, wird er einem aus der Hand gezogen und ist augenblicklich verschwunden.

Dann stellen wir fest, daß der Rechner mit diesem Chip nichts anzufangen weiß.

Unten, aus der Messe, hören wir Schritte. Vielleicht Aldingborg. Oder Dauphin. Wer immer es ist, er kommt aber nicht rauf.

„Wahrscheinlich muß man es erst formatieren. Dateisystem drauf einrichten oder so etwas.“ vermutet Carola flüsternd. Sie tippt ein:

```
$man format
```

Und es gibt tatsächlich einen Manualeintrag über die Formatierung dieser Speicherchips.

Das Formatierungsprogramm würde allerdings den gesamten Speicherplatz überprüfen, und das würde Stunden dauern. Aber, so lesen wir, man kann ein Dateisystem mit reduzierter Größe einrichten. Das geht dann schneller. Den Rest kann man später immer noch formatieren. Das Formatierungsprogramm vermerkt auf dem Chip, welche Speicherbereiche noch nicht geprüft wurden.

„In unseren Kabinen wären wir unbeobachtet, und einen Terminalanschluß mit Laufwerk haben wir da auch.“ sagt Carola. Ich halte den Mund, weil ich weiß, daß sie genausogut wie ich weiß, daß eine Teamarbeit in den Kabinen nicht möglich ist. Dazu sind sie zu klein.

„Habe ich das richtig verstanden, daß man nachweisen kann, daß ihr diese Dateien heute gelesen habt?“ fragt Irene besorgt.

„Ja. Gelesen oder kopiert. Aber ob wir das erfolgreich dechiffriert haben, das kann man nicht erkennen. Unser großer Unbekannter kann das jedenfalls nicht. – Wir wissen ja ohnehin schon, daß er nicht besonders viel von Cryptologie versteht.“

Was mir viel mehr Sorgen macht, sage ich nicht: Jetzt richten wir auf diesem Chip ein Dateisystem ein, kopieren diese verschlüsselten Dateien drauf, und dann finden wir nicht raus, wie man den Rechner überzeugt, daß er uns diese Chips zurückgeben soll.

„Macht schnell.“ drängelt Irene.

„Wieviele Kopien?“ fragt Carola.

„Für jeden eine.“ schlage ich vor, „Falls einer der 36-64-er verloren geht.“

„Gut. Ich habe zwei weitere Shells aufgemacht. Steckt eure Dinger da bei mir rein!“

Pikante Wortwahl, aber jetzt ist nicht die Zeit, darauf hinzuweisen. Carola’s Terminal kann, wie jedes Terminal hier, gleichzeitig auf acht solchen 36-64-er Chips arbeiten.

Aus der Messe kommen schon wieder Geräusche. Ich gehe ein paar Schritt in die Richtung der Niedergänge und lehne mich an einem der Mittelpfeiler. Immer noch kommt niemand hoch.

„Fertig!“ sagt Carola und nimmt die drei Chips aus den Laufwerken heraus.

„Wie hast du das denn gemacht? – Ich meine, daß er die Chips wieder herausrückt?“

„‘unmount’, natürlich!“

„Ach ja, natürlich. Hätte ich mir denken können!“

„Gehen wir jetzt endlich?“ fragt Irene.

„Ja, jetzt gehen wir. Wie schaltet man die Bildschirme aus?“

„Weiß ich noch nicht. Tun sie vielleicht von selber. Ich melde mich ja gerade ab. Mußt du auch noch tun!“

Als wir wenig später wieder den Niedergang zur Treppe herabsteigen, kommt zufällig gerade Aldingborg in die Messe. „Haben Sie alles gefunden, was sie gesucht haben? Tolles System, was! – Ich sage Ihnen, man braucht Wochen, bis man weiß, welche Möglichkeiten man hier hat! Monate!“

„Jaja,“ sage ich, „aber müd sind wir. Jetzt gehen wir heim!“

Die ganze Zeit, während wir aus der vorderen Hauptluke heraussteigen, über das Boot und die Gangway zu der Treppe am Kai hinüberturnen und dann durch den nachtdunklen Hafen nach Hause gehen, überlege ich, welche Spuren wir auf dem System hinterlassen haben. Auf jeden Fall die Dateizugriffsattribute.

„Ich hätte ein ‘touch’ auf alles im Verzeichnis ‘/etc’ machen sollen!“ sage ich, als Carola plötzlich stehen bleibt.

„Fällt dir reichlich spät ein! – Ich muß hier rüber!“

„Wo wohnst du denn?“

„Im ‘Habour Lights Motel’, da hinten!“

„Ah. Im Habour Lights! Das kenne ich! Da bin ich vor 20 Jahren abgestiegen! Da hatten die gerade aufgemacht. Ich glaube, das hat damals 10 Pfund für eine Nacht gekostet!“

„Dafür würdest du heute gerade mal ein paar Worte mit der Rezeption wechseln dürfen!“

„Das denke ich mir! – Also, bis morgen!“

Als Carola in dem dunklen Zwielicht des Hafens verschwunden ist, fragt Irene: „Was ist ‘ein touch machen’?“

„Das ‘touch’ ist ein Systemprogramm, mit dem man die Dateiattribute so verändern kann, als sei die Datei gerade geschrieben und gelesen worden. Sie wird aber dabei sonst nicht verändert. – Wenn wir das eben gemacht hätten, dann wäre es nicht mehr möglich gewesen, herauszukriegen, daß wir eben diese Dateien kopiert haben, weil nämlich alle Dateien so aussähen, als seien sie gerade eben manipuliert worden.“

„Das hätte doch viel zu lange gedauert! Das waren doch Tausende von Dateien!“

„Zehntausende sogar. Oder noch mehr – ich weiß ja nicht, wieviele Dateiverzeichnisse wir gar nicht zu Gesicht bekommen haben. Aber da gibt’s in jedem UNIX ein paar Abkürzungen. Das wäre eine Sache von wenigen Sekunden gewesen.“

Irene denkt eine Weile nach.

„Da hättet ihr wirklich dran denken können!“ sagt sie schließlich.

Auf dem Nachhauseweg durch das verschlafene Ullapool sehe ich mich häufiger als notwendig um. Nicht, daß ich damit rechne, daß uns jemand folgt. Warum sollte uns jemand folgen? Niemand kann ein Grund dazu haben. In diesem treibenden Schneeregen schon gar nicht. Aber daß wir niemanden sehen, sagt überhaupt nichts – sogar die Leute, die auf das Boot und diesen Abschnitt des Kais aufpassen sollen, halten sich sehr geschickt verborgen. Irgendwo, über den Bergen im Nordosten, liegt das Geräusch schwerer Motoren. Es ist nur ganz schwach zu hören, schwellt an und ab. Bewegung der Geräuschquelle oder Beugungsphänomen? Sind es LKW? Panzer? Helicopter? Ich weiß nicht. Aber es ärgert mich. Schottlands Berge sollten nicht in Motorenlärm getaucht werden.

Es klingt irgendwie drohend.

Edwin

Wenn wir gedacht haben, daß wir in Ullapool etwas Zeit für uns haben, dann haben wir uns getäuscht, wie wir bald erfahren sollten. Am nächsten Tag sitzen wir unten im Frühstücksraum und genießen unser 'beacon and egg' – ernährungswissenschaftliche Erkenntnisse sind in der britischen Gastronomie noch nicht sehr verbreitet – und überlegen uns, während wir unseren heißen Tee schlürfen und in den Nebel hinaussehen, was wir mit dem Tag anfangen können. Vielleicht braucht uns ja keiner.

Weil sich der Tourismus in Ullapool im Winter in Grenzen hält, sind wir die einzigen im Frühstücksraum, der versuchsweise von einem elektrischen Kamin erwärmt wird. Vielleicht gelingt diesem das, bis wir mit dem Frühstück fertig sind.

Trotzdem reden wir nicht viel. Ich sage einmal „Ich glaube, ich nehme Kabine 31. Was meinst du? Die steht mir doch zu! Die ist an der Backbordseite dem Ausgang am nächsten."

„Ich denke, 32?" fragt Irene.

„31 hat die Koje oben. Du hast doch gesehen: Die ungraden haben alle die Kojen oben."

„Ach so."

„Ich hätte es schon gestern in die Wege leiten sollen. Am Ende kommt mir noch jemand zuvor."

„Dann nimmst du eben eine andere ungerade!" sagt Irene mit vollem Mund.

Wir schweigen wieder. Es ist ja nicht nur die Kabinenwahl, die mir – oder uns – durch den Kopf geht. Beunruhigender ist die Direktive q78q99q, die wir gelesen haben. Es heißt zwar, daß ein Morgen die Gespenster der Nacht vertreibt – wie oft habe ich mir schon vor dem Einschlafen die Symptome schwerer Krankheiten eingebildet, die dann am anderen Morgen völlig vergessen waren, oder über die ungelösten Probleme unserer Zeit gebrütet – aber die Direktive q78q99q können wir ja jederzeit erneut einsehen. Das war kein Gespenst. Und wir haben die Kopien dieser Dateien ja sichergestellt.

Es ist jetzt nur noch eine Sache der Interpretation. Glauben wir das, was wir da gelesen haben? Computerdateien sind geduldig – da kann alles mögliche drinstehen. Vielleicht schreibt jemand einen tollen SF-Roman, und wir haben Bruchstücke davon gesehen? Ist das nicht plausibel, daß jemand seine literarischen Gehversuche mit cryptographischen Methoden vor neugierigen Blicken zu schützen versucht? Und das einfach gewählte Paßwort, spricht das nicht auch dafür?

Und überhaupt, was für eine aberwitzige Idee? Ein genetischer Krieg gegen die Dritte Welt, um dieser bei der Bewältigung der Überbevölkerung zu 'helfen'! Erstens ist die Einsicht in dieses Problem nicht sehr verbreitet, so daß auch legale und legitime Maßnahmen für die Bevölkerungskontrolle in unserer Entwicklungshilfe keine sehr hohe Priorität haben. Und zweitens ist AIDS bereits dabei, in vielen Ländern das Bevölkerungswachstum umzukehren. Man braucht ja gar nicht mehr einzugreifen – allerdings hängt das wieder mehr davon ab, wer solche Hochrechnungen durchführt und was dabei herausbekommen möchte. Wie immer.

Ich weiß nicht, was wir davon halten sollen.

„Erinnerst du dich noch," frage ich, aus einer Eingebung heraus, Irene, „als wir vor zehn Jahren in genau diesem Raum gesessen haben, und einer der anderen Gäste uns gefragt hat, wie wir die Wahrscheinlichkeit für die deutsche Wiedervereinigung einschätzen? Und wie ich dann erklärt habe, daß der Unterschied zwischen Westdeutschen und Briten zum Beispiel viel geringer sei als etwa der zwischen Westdeutschen und DDR-Deutschen, und daß deshalb eine Wiedervereinigung absolut unwahrscheinlich sei und wenigstens für viele Jahrzehnte nicht eintreten werde? Erinnerst du dich noch an dieses Gespräch?"

„Nein." sagt Irene, mit vollem Mund. Nun gut. So weiß ich wenigstens, daß ich damals nichts Dummes gesagt habe, und nichts, was Irene völlig anders sieht. Sonst würde sie sich daran erinnern. Mit Sicherheit. – Vielleicht hat sie aber auch keine Lust zum Reden.

Weil das Gespräch am Frühstückstisch nicht so sehr in Gang kommt, starren wir beide zum Fenster hinaus. Der Nebel ist im Moment dünner und könnte es ermöglichen, daß wir einen Blick auf das Linienschiff nach Stornoway auf den äußeren Hebriden erhaschen. Sie heißt jetzt, glaube ich

‘FORTRESS OF CALEDONIA’. Das klingt nach schottischem Nationalstolz. Wie hießen noch die Vorgängerinnen dieser Fähre? War es nicht die ‘SUILVEN’, oder war es die ‘CALEDONIAN’? Ich weiß es nicht mehr. Als ich Irene frage, ist sie sich erstaunlich sicher:

„1988 war es jedenfalls die CALEDONIAN MACBRAYNE – SUILVEN – aber ‘SUILVEN’ stand ganz klein weiter vorne dran.“

„Woher weißt du das jetzt noch so genau?“

„Wir haben doch damals Photos gemacht, auf diesem Urlaub!“

„Wann hast du die denn zum letzten Male angesehen?“

„Vor ein paar Tagen! Wir wissen doch schon länger, daß wir hierher fahren!“

„Ach so. Komisch. Ich hatte es auch vor. Aber ich bin nie dazu gekommen. – Dann war das ‘SUILVEN’ wahrscheinlich der Schiffsname, und das andere die Reederei.“

Ich vermute das, weil es, glaube ich, hier irgendwo einen Berg mit diesem Namen gibt. Muß mal auf der Karte nachsehen. Wieder erstickt das Gespräch.

„Die fährt jeden Tag, nicht?“ fragt Irene nach einer Weile, als sie so ziemlich mit ihrem Frühstück ferig ist und mit beiden Händen die Kaffeetasse vor den Mund hält, „Wohin eigentlich?“

„Nach Stornoway, auf den Äußeren Hebriden. Und deshalb glaube ich nicht, daß sie jeden Tag fährt. Dieses Eiland ist fest in der Hand der Presbyterianischen Kirche. Die halten den Sonntag militant heilig. Da kriegst du am Sonntag nicht einmal ein B&B.“

„Woher weißt du das?“

„Ich war doch da! 1974, mit dem Jörg. Den ganzen Tag sind wir durch den Ort gewetzt. Am Vortag waren noch jede Menge B&B-Schilder draußen. Am Sonntag waren alle weg. Wir haben nichts gekriegt!“

„Und was habt ihr gemacht?“ fragt Irene. Hatte ich ihr das wirklich noch nie erzählt?

„Wir sind auf das Schiff gegangen und konnten in der Lounge schlafen.“

„So.“ kommentiert Irene. Sie leert den Rest der Kaffeetasse aus. Ich überlege, ob wir für die Zeit unseres Hierseins einen Abstecher nach Stornoway einplanen sollten.

„Vielleicht ist es heute auch schon anders.“ sage ich. Keine Reaktion. Irene sieht in den Nebel raus. „Ich muß meiner Schwester eine Karte schicken.“ stellt sie fest, mehr mit sich selber redend, „Was ist heute anders?“

„Früher haben sie auf den Äußeren Hebriden die Ehefrauen, die beim Frühstück dem Mann nicht zuhören, bei Ebbe und Westwind immer im Uferschlick vergraben, um herauszufinden, ob sie sich bis zum Eintreffen der Flut selbst befreien konnten. Das war so eine Art Gottesurteil. Vielleicht ist das heute anders.“

„Ach du!“ sagt Irene und strahlt mich an. Genausogut hätte sie jetzt sauer sein können.

Draußen geht ein Mann vorbei – langsam schlendernd, sich die Gegend betrachtend. Hände in den Taschen, Kragen hochgeschlagen. Ein Tourist. Das sieht man richtig an der Haltung. Grauhaarig, aber noch überraschend jung. Irgendwie zu jung. Wenn er nur etwas mehr in Richtung dieses Hauses sehen würde – aber der nebelverhangene Meeresarm ist natürlich interessanter. Als wir ihn im Profil sehen, bleibt mir die Luft weg:

„Irene – das ist doch der – Nein, das kann doch nicht sein!“

„Wer?“ fragt Irene verwundert, „Kennst du den?“

Statt einer Antwort springe ich auf, renne aus dem Frühstücksraum heraus, über den Flur und raus in den nieselnden Nebel. Der Mann ist schon einige Meter weitergegangen und wendet mir seinen Rücken zu. Ist er es wirklich? Wenn nicht, wird es gleich ein bißchen peinlich.

„Edwin!“ rufe ich, „bist du es?“

Der Mann dreht sich um. Er ist es. Edwin Daum. Auch Mitarbeiter im Ada-Projekt. 1991 schon vom Compiler-Projekt und von der Firma weggegangen, gerade als das Projekt beendigt wurde. Er ist es mit Sicherheit, denn er erkennt mich auch.

Es ist nicht nur das ehemalige Kollegenverhältnis, das mich mit ihm verbindet. Etwa ein Jahr vor seinem Weggang aus der Firma habe ich mit ihm das erste mal das Höllental durchstiegen und so den Zugspitzgipfel erreicht. Diese gelungene Bergwanderung war ja auch letzten Endes der Grund, warum ich Irene immer wieder zu ganz genau derselben Tour zu überreden versuchte, was mir dann am 19. August 1995 endlich geglückt

ist – an dem Tag, an dem wir den Zugang zur Welthöhle fanden. Ohne diese Ereigniskette wären wir ja jetzt nicht hier.

„Ja, hallo!“ sagt er, überrascht – aber nicht allzusehr überrascht: „Hier also wohnst du!“

„Wieso – wußtest du, daß ich hier irgendwo wohne?“

„Ja!“ nickt er.

„Komm rein!“ sage ich, „in unserem Frühstücksraum ist es nicht so ein Sauwetter wie hier draußen!“

Drinnen reden wir weiter. Rasch erfahre ich, daß er durchaus nicht zufällig hier ist. Hätte mich auch gewundert – Schottland als Urlaubsland, das hätte ich ihm vielleicht noch zugetraut, aber nicht im Winter.

„Carola hat mich angerufen!“ sagt er. Ich habe unsere Landlady überredet, ihm auch einen Orangensaft und einen Kaffee hinzustellen, auf unsere Kosten, selbstverständlich.

„Hat sie?“

„Ja. Sie hat mir alles erzählt.“

„Wie kann sie das? Ist doch alles geheim!“

„Ich sollte natürlich auch den Mund halten. Aber ich habe mir dann doch einige Tage Urlaub genommen, weil ich dieses Boot mal sehen wollte. Und ob das alles wahr ist. – Also ist auch dein Buch tatsächlich wahr?“

Natürlich habe ich auch Edwin ein Exemplar der ‘Granitbeißerinnen’ zugeschickt, als es gerade herauskam. Nur habe ich ihn, im Gegensatz zu Carola, nicht ins Vertrauen gezogen. Damals. Jetzt hat Carola ihn offenbar ins Vertrauen gezogen.

„Ja. Es ist alles wahr. – Ich habe dir damals erzählt, daß mir auf jener Wanderung die Idee zu diesem Buch gekommen war, und daß ich dieses Vorhaben erst einige Jahre später verwirklichen konnte. Das war gelogen. Die ganze Geschichte ist wahr. So, wie ich sie aufgeschrieben habe. – Aber trotzdem war Carola nicht berechtigt – hoffentlich gibt das keine Schwierigkeiten!“

„Sie hat zunächst auch nichts gesagt. Sie hat nur gesagt, daß sie sich beruflich verbessert hat – gehaltlich sogar ganz erheblich. Und da habe ich nachgebohrt. Irgendwann hat sie sich in Widersprüche verwickelt, und

dann ist sie mit der ganzen Wahrheit herausgerückt. – Ist sie auch schon hier?“

„Ja, im Habour Lights Motel. Das ist an der Straße nach Inverness. Wo bist du untergekommen?“

„Irgend so ein Guest House mitten im Ort.“

„Mit Familie?“

„Nein. Ich wollte mal alleine verreisen.“

„Denke ich mir. Bei diesem Wetter den Unternehmungsdurst von drei Kindern zufrieden zu stellen…“

„Vier.“

„Vier? Himmel! Vier Kinder und eine Frau! Wie hälst du das aus?“

„Tja. – Indem ich manchmal alleine vereise!“ grinst Edwin.

„Und nie an Scheidung gedacht?“

„Nein. Nie. Schon wegen der Kinder nicht. Aber auch sowieso nicht. – Vielleicht liegt das daran, daß meine Frau mich gelegentlich alleine verreisen läßt!“

Manche Leute sind eben anders als Irene und ich. Uns würden Kinder sehr auf die Nerven gehen. Anderen sind sie primärer Lebensinhalt. Nunja, es gibt so’ne und so’ne, wie es im Liede heißt.

„Mmh. – Also Edwin, die Sache ist die: Wir wissen nicht, wie lange wir noch hier an Land einquartiert sind. Wir wissen auch nicht, wann es losgeht. Das kann fast jederzeit der Fall sein. Und vorher werden wir wahrscheinlich auch noch irgendwie beschäftigt werden. Es kann sein, daß wir uns nicht sehr häufig treffen können – wenn du an gemeinsame Unternehmungen gedacht hast. Wanderungen oder so.“

„Jaja,“ nickt Edwin, „das ist mir völlig klar. Ich wollte nur einen Blick auf das Boot werfen.“

„Das liegt am Hafen. Seit etlichen Tagen schon.“

„Ich hab’s schon gesehen. Gestern Abend.“

„Ja? – Daß wir uns da nicht über den Weg gelaufen sind! – Wir waren gestern abend auch da. Am Hafen, meine ich.“

„Nur Carola habe ich noch nicht getroffen. Am Hafen nicht, und sonst nirgends.“

„Weiß sie, daß du hier bist?“

„Nein. Ich bin im Urlaub. Den verbringe ich nur zufällig hier."

„'Zufällig'!"

„Naja."

Einen Moment schweigen wir. Edwin sieht Irene an:

„Und Sie gehen auch mit?"

„Du kannst 'du' zu Irene sagen. – Nein, sie will nicht. Sie bleibt hier. In Ullapool, die meiste Zeit.

„Dann kann ich Ihnen Gesellschaft leisten, wenn Sie noch länger bleiben!" schlägt Irene vor, „niemand weiß, wie lange diese Messungen dauern!"

„Du kannst auch 'du' zu Edwin sagen. Wir haben doch so viele Jahre in demselben Raum zusammen gearbeitet. Weißt du noch, Edwin? In alten Compiler-Zeiten?"

„Natürlich! – Was für Messungen?"

„Ach, diese Projektzielsetzung ist so unscharf." Ich erzähle Edwin, daß zunächst ja im Loch Ness Untersuchungen gemacht werden sollte, einschließlich der Vorbereitung von Baumaßnahmen auf dem Seegrund, um eventuell zu den Wippsteinhöhlen durchzustoßen, und daß sich dann jede Menge technischer und administrativer Hindernisse in den Weg gestellt haben.

„Das Projekt wäre gescheitert, wenn sie nicht, zufällig, gleichzeitig hier, in dieser Gegend, Grotten gefunden hätten. Große Grotten. Jetzt sollen die vermessen werden, weil sie – vielleicht – etwas mit der Welthöhle zu tun haben könnten."

„Das Boot fährt also gar nicht in die Welthöhle?" fragt Edwin verwundert, „ich dachte…"

„Du dachtest nicht alleine. Denk doch mal nach! In zehneinhalb Kilometer Tiefe ist die Oberfläche der Meere in der Welthöhle. Also Druck Null. Oder vier Bar, wegen der Atmosphäre darüber, aber das können wir vernachlässigen. Wenn, ich wiederhole, wenn es eine Verbindung von diesem Meer an der Erdoberfläche nach da unten gäbe, dann wäre da ein Druck von über tausend Atmosphären. Bar, um korrekt zu sein. Also, es wäre ein ständiger starker Wasserstrom vorhanden. Der hätte sich irgendwie schon lange bemerkbar gemacht, sowohl in den Meeren der Erdoberfläche als

auch in der Welthöhle. Soll ich dir ausrechnen, welch immense Menge Wasser pro Sekunde bei diesem Druckunterschied durch eine lichte Weite schießen würde, durch die dieses U-Boot fahren könnte?“

„Aber dann ist doch die ganze Expedition sinnlos!“ sagt Edwin.

„Ist sie auch! Aber, erstens, gibt es in der Verwaltung der EG vielleicht Leute, die sich über die physikalische Tatsachen nicht so im klaren sind. Und zweitens kann man natürlich etwas über diese Grotten in dieser Gegend in Erfahrung bringen. Naja, das ist ja auch nicht uninteressant. Nur, normalerweise, würde man sich nicht mit solchem Aufwand um diese Grotten kümmern. Wenn nicht die Vorstellung dahinterstände, daß man doch irgendwie in die Welthöhle gelangen könnte. – Oder wenigstens etwas über sie in Erfahrung bringen könnte.“

Edwin denkt nach. Dann fragt er, warum man so dringend in die Welthöhle möchte, und ich erläutere ihm die möglichen ökonomischen Folgen. Soviel hat Carola ihm also noch nicht erzählt, aber nun ist es egal. Jetzt darf er alles wissen. Er würde sowieso von selbst drauf kommen. So intelligent wie gewisse Bonzen in der EG ist er allemal.

Die Zeit vergeht dabei. Draußen geht ein Mädchen vorbei, das ich nicht kenne, aber schon bevor sie ihre Hand auf die Vorgartentür der Peukerts legt, weiß ich, daß sie genau das tun wird. Sie trägt nämlich den offiziellen Bordoverall der CHARMION.

„Wir kriegen Besuch!“ sage ich. Mehr nicht, denn da steht sie schon im Raum.

„Doktor Herwig Homberg?“ Ihr Tonfall ist herausfordernd.

„Oh,“ sagt Edwin, „hast du inzwischen einen…“

„Nein, habe ich nicht!“ sage ich, „die meisten vom wissenschaftlichen Personal an Bord haben einen Doktortitel. Ich aber nicht. Einfach ‘Herwig Homberg’.“ Das letzte sage ich zu dem eingetretenen Mädchen, „Und mit wem haben wir die Ehre?“

„Ich bin Esther Petersen. Allgemeiner technischer Betriebsdienst.“

„Aha.“ Ich hätte es auch auf ihrem Namensschild lesen können. Liegt das am Alter, daß man den Mädchen nicht mehr zuerst auf den Busen, sondern in die Augen sieht? An meiner Wohlerzogenheit bestimmt nicht.

„Herr Wellington ist untröstlich. Aber er legt, trotz der frühen Stunde, Wert darauf, einmal die gesamte Belegschaft an Bord begrüßen zu dürfen.“

„Jetzt gleich?“

„Vor einer Stunde.“

„Uns hat niemand Bescheid gesagt.“

„Ist heute Samstag oder Sonntag?“

„Nein, Miss Petersen.“

„Madam. Oder ist sonst ein Feiertag?“

„Nein, Madam Petersen.“

„‘Esther’ genügt. Aber Sie sollten dann doch schon kommen. Wenn schon ein gewöhnlicher Arbeitstag ist.“

„Ja. – Esther. – Ich bin untröstlich. Auch ich. Daß wir uns so verspäten konnten.“

„Sie haben sich verspätet. Ihre Frau braucht nicht unbedingt mitzukommen. – Wer ist dieser Herr?“

Esther Petersen ist vielleicht 23. Sie ist ein Beispiel dafür, daß Selbstbewußtsein nicht proportional zum Lebensalter sein muß. Wozu sonst es proportional sein könnte weiß ich nicht – ich habe sie ja jetzt eben zum ersten Male gesehen, auch wenn ich mich erinnere, ihren Namen bereits früher auf irgendwelchen Listen gesehen zu haben.

„Dieser Herr ist ein Tourist. Er gehört zu den Leuten, die Nebel und nasse Füße lieben.“

„Aha. Gehen wir gleich?“ fragt sie. Irene steht auf. Sie will wohl mit. Edwin macht sich auch fertig zum Aufbruch. Nur Minuten später sind wir auf dem Weg zum Hafen.

Edwin geht in die Richtung weiter, in die er gegangen ist, als ich ihn entdeckte. Als ich mich später noch einmal umsehe, habe ich den Eindruck, daß jemand an ihn herangetreten ist und mit ihm spricht, aber in den inzwischen einigen hundert Metern Entfernung kann ich nichts genaues erkennen.

Betriebsversammlung

Wir bekommen nicht wesentlich mehr vom Boot zu sehen als gestern, weil Esther uns gleich bis in die Kantine bringt. Unterwegs stellt sich heraus, daß ihr Tonfall nicht immer so aggressiv ist, wie es zunächst den Anschein hatte. Sie hilft Irene sogar über die Gangway – das heißt, daß ich irgendwann wieder auf die Nase gebunden bekommen werde, daß ich es nicht getan habe.

Die Kantine ist brechend voll. Übervoll, denn es sind mehr Menschen da, als mitfahren werden. Irene zum Beispiel. Einen Platz zum Sitzen kriegen wir nicht mehr. Also stellen wir uns vor den Toilettentüren auf. Das führt dazu, daß ich gleich eine der Toilettentüren in den Rücken kriege, weil jemand herauskommt.

Alle, die wir in München kennengelernt habe, scheinen jetzt da zu sein. Von dem nautischen Personal kennen wir ja erst Dauphin und Aldingborg und jetzt auch Esther.

Ich stelle mit einem Blick fest, daß es bereits eine Cliquenbildung gegeben hat. Das nautische Personal ist schon länger an Bord, während das wissenschaftliche Personal in den letzten Monaten in München war. Eine deutliche Zweiteilung. Wenn man es nicht wüßte, würde man es bemerken, wenn man diese Versammlung einige Minuten unvoreingenommen beobachtete.

Das nautische Personal sitzt im vorderen Teil der Kantine, also näher an der Küche. Ob da eine Absicht hintersteckt, oder ob sie einfach zuerst da waren, kann ich nicht erkennen. Sie tragen auch zum größten Teil die Bordoveralls, während das wissenschaftliche Personal sich bis jetzt mehrheitlich nicht dazu durchringen konnte, sowenig wie wir selbst.

Einer vom nautischen Personal ist dabei, mit einem VICOMP Aufnahmen von der Besatzung zu machen. Was für die Geschichtsbücher, denke ich, aber bevor ich mir überlegt habe, welchen Gesichtsausdruck ich mir selber für diese Gelegenheit leisten sollte, ist die Kamera, die für acht Sekunden auf mir geruht hat, weitergeschwenkt. Sie wird die gelangweilt dreinblickende Yay genauso dokumentieren wie Stephen Spaliter und Eugen Serpinski, die sich leise über irgendetwas sehr Lustiges unterhalten,

den vor sich hinbrütenden Ulrich Solzbach genauso wie Günther Cohausz, der bereits mit einigen vom nautischen Personal Bekanntschaft gemacht hat und 'leise' auf diese einredet – wie üblich.

Ich habe nicht den Eindruck, daß diese Versammlung schon länger hier sitzt, wie Esther behauptet hat, und nur noch auf uns gewartet hat.

Mit dem Rücken an der Küche sitzen die Herren der Schiffsführung, auch alle in den Schiffsoveralls. Ein weißhaariger Mann in den Fünfzigern steht auf. Es ist Wellington, vermute ich. Ich habe ja auch schon Photos von ihm gesehen, aber für Gesichter habe ich eben kaum ein Gedächtnis. Es wird still.

Wellington sieht sich um. Man hat den Eindruck, daß er in wenigen Sekunden jeden ansieht. Seine ersten Worte scheinen das zu bestätigen.

„Ich darf Sie alle im Namen der Europäischen Gemeinschaft und der Projektleitung an Bord der CHARMION begrüßen. Sie alle wissen, warum wir hier sind und was wir vorhaben. Ich verliere darüber deshalb keine weiteren Worte. Gehen wir gleich zur Tagesordnung über."

Er sieht auf einige Papiere vor sich.

„Es ist das erste Mal, daß alle, die mitfahren werden, zusammen sind. Die meisten kennen sich schon. Fangen wir trotzdem an, eine kurze Rund-um-Vorstellung zu machen. Als Kapitän darf ich anfangen. Mein Name ist Irvin Wellington. Ich habe das U-Boot Handwerk bei der britischen Marine gelernt. Danach zog es mich zur Physik. Metallphysik und Festkörperphysik. Nach einigen Jahren auf der Hochschule ging ich in die Industrie zurück. Werftindustrie. U-Boote. Es hat mich offenbar nicht losgelassen. In den letzten Jahren, als die EG eine gemeinsame Verteidigungspolitik definierte, hatte ich viele Kontakte mit EG-Behörden. Außerdem war ich zu diesem Zeitpunkt mit dem Bau von U-Booten dieses Types beschäftigt. So muß es wohl gekommen sein, daß man mich eines Tages fragte, ob ich Interesse an der Leitung dieser Expedition habe."

Wellington macht noch einen Moment Pause. Ich kann mir denken, warum: Manchmal ist es bei solchen Vorstellungen üblich, daß man noch etwas über Familie, soweit vorhanden, und Hobbies sagt. Glücklicherweise entscheidet sich Wellington dagegen.

„Es heißt zwar, der Kapitän führt ein Schiff. In unserem Falle jedoch haben wir, gewissermaßen, einen Scout. Damit sind wir bei dem nächsten."

Wellington, der mich zuvor noch nie persönlich gesehen hat, sieht mich jetzt auffordernd an. Es ist kein Zweifel, daß ich dran bin.

„Ja," sage ich und komme mir sehr albern vor, „ich glaube, der Scout bin ich. Ich heiße Herwig Homberg und nicht Josella Playton. Aber das wissen ja schon alle. Und alle wissen, daß eigentlich ich es bin, der uns dieses Unternehmen eingebrockt hat. – Eigentlich – ich habe ja gehört, daß jeder im Projekt mein Buch hat lesen müssen – eigentlich gibt es deshalb kaum noch etwas, was ich über mich sagen könnte, was neu für irgendjemanden wäre. Außer, daß ich – äh – Kabine 31 haben möchte. Wenn das noch geht!"

Ein leichtes Lachen verebbt gleich wieder. Ich sehe kurz Irene an – ich bin ja noch nicht fertig.

„Dies ist die Irene. Sie ist auch 'Scout' in der Welthöhle gewesen – das wissen ja auch alle. Aber sie will nicht mit uns fahren. Sie bleibt in Ullapool. Ich verstehe das. Bitte – es soll niemand versuchen, sie umzustimmen. Die Zeit in der Welthöhle war schwer, und es sollte niemand gegen seinen Willen dorthin müssen."

Ein paar nicken. „Würden Sie mein Exemplar des Buches signieren?" fragt Wellington, vielleicht nur aus Höflichkeit.

„Ja, natürlich. Und alle anderen Exemplare auch, wenn es gewünscht wird. – Ich nehme an, es sind mindestens 32 Stück an Bord."

„Weniger," sagt Wellington, „wie so vieles andere haben wir natürlich den Gesamttext Ihres Buches in unseren Rechnern. Manche haben deshalb darauf verzichtet, ein eigenes Exemplar mitzunehmen, da unser Platz ja beschränkt ist. Und außerdem sind wir keine 32, sondern bloß 28. Ich bin sicher, wir werden etwas für ihre Präferenz bezüglich der Kabine tun können, Herr Homberg."

Er blickt noch einmal in die Runde: „Vielleicht haben einige schon gemerkt, daß sich bereits eine Kabinenverteilung herausgebildet hat: Das nautische und technische Personal interessiert sich mehr für die Steuerbordseite, und das wissenschaftliche Personal für die Backbordseite – das ist die linke Seite. Ich möchte bekanntgeben, daß wir da kein vorgegebe-

nes Schema haben. Wer eine freie Kabine beziehen möchte, kann dieses auf jeder Seite tun. Auch ist es unterwegs immer noch möglich, umzuziehen oder Kabinen zu tauschen. – Ja. Der nächste – machen wir mal mit dem nautischen Personal weiter. Herr Amerlingen. Bitte."

Nun lerne ich endlich das ganze nautische Personal kennen. Wolf von Amerlingen ist der erste, Ralf Fahlenbeek der zweite Offizier. Der Leitende Ingenieur heißt Jeffrey Garner, ihm zur Seite stehen die Schiffsingenieure Eduard Chapman, Joseph Priest und Ronald Makenzie. Bis auf Garner, der Mitte dreißig ist, sind alle in den Zwanzigern, auch die Offiziere.

Dann ist da Ernst Kufferath und Sebastian Colbert, die sich als Reaktoringenieure vorstellen. Colbert ist von der Ausbildung her Physiker, Kufferath Maschinenbauingenieur und dem Aussehen nach über fünfzig. Die Bootsmänner Aldinborg, Dauphin und Petersen kennen wir schon. Insgesamt sind es sechs: Peer Elderman und Rolf Sydekum, beide knapp über zwanzig, und Vivian Grail, die mit 19 die jüngste an Bord sein wird. Unscheinbar, blaßblond und niedlich zugleich, wie ich feststelle. Aber sehr viel Einzelheiten erfahren wir über keinen. Ob die Mitglieder des nautischen Personals gegenüber den vielen jetzt anwesenden Wissenschaftlern gehemmt sind? Diese Haltung sollte doch jetzt eigentlich nicht mehr üblich sein, denke ich.

Dann kommen die 'wissenschaftlichen' dran, die sich mit Einzelheiten über sich selbst auch zurückhalten. Mit der gesamten Vorstellung sind wir deshalb ziemlich schnell fertig.

„Gut." sagt Wellington und steht wieder auf, „Jetzt kennen wir schon unsere Nasenspitzen. Der nächste Tagesordnungspunkt."

Er macht eine umfassende Geste:

„Meine Damen und Herren. Dieses ist ein U-Boot. Jeder von Ihnen weiß, daß es kein militärisches U-Boot mehr ist. Es wurde ursprünglich als militärisches Fahrzeug entworfen, aber bei der derzeitigen politischen Lage sind gelegentlich andere Anwendungen dringender. Wir werden auf einer rein wissenschaftlichen Expedition fahren. Ich möchte Sie jedoch bitten, daraus nicht den Schluß zu ziehen, daß unser Vorhaben ungefährlich ist.

„Wir werden uns dort aufhalten, wo sich aufzuhalten von seiten der Evolution für uns keine Absicht bestand. Wasser ist nicht giftig, es ist kein

Sondermüll, wir selbst bestehen zu 60 Prozent aus Wasser. Und doch ist eine Umgebung von hundert Prozent Wasser für uns absolut tödlich.

„Ein U-Boot ist eine Art Behälter, der die Umgebung für uns schafft und erhält, die für uns zuträglich ist. Man könnte darüber philosophieren, daß wir unser ganzes Leben in Behältern verbringen. Wohnhäuser wie Raumstationen, Schnellbahnen wie PKW, ja sogar unsere eigene Kleidung, vom Bikini bis zum Raumanzug. All das sind spezielle Behälter. Behälter, deren Versagen manchmal bloß den momentanen Verlust gesellschaftlichen Ansehens zur Folge hat, in anderen Fällen jedoch wesentlich ernster ist. Manchmal tödliche Folgen.

„Bei einem U-Boot sind die Folgen des Versagens dieses Behälters immer tödlich.

„Um damit so gut wie möglich fertig zu werden, gibt es bewährte Spielregeln, die sich in der Seefahrt, und ganz besonders in der Unterwasserseefahrt, im Laufe der Geschichte entwickelt haben. Diese Spielregeln müssen alle an Bord kennen und befolgen. Erlauben Sie mir, diese kurz zu umreißen, da noch nicht alle hier an Bord eines U-Bootes gefahren sind.

„Erster Maßstab des Handelns für jeden einzelnen von uns ist die Sicherheit aller. Das rangiert vor jedem wissenschaftlichen Resultat, vor jeder Beobachtung und vor jeder Messung. Was das Boot und damit alle an Bord in Gefahr bringt, das darf nicht gemacht werden. Auf dieser Expedition sind der Kapitän und seine Offiziere eingesetzt, um genau das sicherzustellen. Wenn es um Belange der Schiffssicherheit geht, gilt an Bord ein militärisch strenges Reglement. Der Kapitän oder seine Stellvertreter haben in solchen Dingen immer das letzte Wort. Und dieses Wort ist Gesetz.

„Das betrifft natürlich nicht die generelle Zielsetzung. Die ist uns vorgegeben und wird von den Wissenschaftlern an Bord immer wieder überprüft und neudefiniert, so, wie diesen letzten Endes von unseren Auftraggebern eine generelle Richtlinie erteilt worden ist. Wohin wir fahren, was wir untersuchen, wo wir uns wie lange aufhalten – solange das nicht mit der Schiffssicherheit in Konflikt kommt, solange ist der Kapitän nur ausführendes Organ des Auftrages. Mit anderen Worten: Ich fahre Sie, wohin sie

wollen! Ich bin ihr Chauffeur. – Nur Trinkgelder zu nehmen ist mir nicht erlaubt."

Wieder ein kurzes, allgemeines Lachen. Ich sehe aus den Augenwinkeln eine Bewegung. Die Irene meldet sich. Was will die denn?

„Ja bitte?"

„Und was ist mit der Direktive q78q99q? Wie verhälte es sich da mit der Sicherheit?" fragt die Irene.

Mir läuft es heiß und kalt den Rücken hinunter. Ist sie denn wahnsinnig geworden?

„Was ist das?" fragt Wellington ungerührt und mit nur gemessener Neugier. Irene sieht mich an und muß den Schrecken in meinen Augen lesen.

„Ach nichts, ich – äh – dachte, ich hätte da etwas gefunden, was sich auf die Mission bezog, auf die Mission als Ganzes. Ist wohl doch nicht so wichtig. Glaube ich. Ich seh noch mal nach."

„Tun Sie das," sagt Wellington höflich, „natürlich, das muß ich wohl hier sagen, stehen alle Unterlagen jedem Teilnehmer der Expedition offen. Nur nach außen haben wir, aus verständlichen Gründen, Geheimhaltung wahren müssen. Intern haben wir untereinander keine Geheimnisse."

Er fährt ungerührt fort. Was jetzt kommt, sind Details des Bordbetriebes, soweit sie jeden betreffen. Wacheinteilungen, Prozedere der Müllentsorgung, Reinigung gemeinsamer Einrichtungen und der eigenen Kabine und so weiter. Ich kann mich kaum konzentrieren: Die Irene hat vor aller Augen und Ohren zu erkennen gegeben, daß sie um die Direktive q78q99q weiß! – Ich muß ihr so schnell wie möglich ins Gewissen reden, sowie sich die Gelegenheit dazu ergibt.

Außerdem sehe ich in die Runde: Wer hat Irene's Bemerkung mit mehr Aufmerksamkeit als die anderen zur Kenntnis genommen? Ich kann nichts Signifikantes erkennen – alle scheinen den weiteren Ausführungen Wellington's zu lauschen und Irene's Einwurf vergessen zu haben.

Ich selbst höre erst wieder genauer hin, als Wellingten anfängt, einige technische Eigenschaften des Schiffes zu erläutern. Druckfestigkeit zum Beispiel, obwohl wir das alle wissen sollten, und die Nautischen erst recht. Dann geht er noch etwas auf die Ausstattung des Schiffes mit Messinstrumenten und Computern ein. Dann jedoch kommt das Thema Reaktor.

„Während fast alle von Ihnen wissen, daß unsere EDV-Ausrüstung auf einem technischen Stand ist, der weit über das hinausgeht, was heute auf dem Markt allgemein erhältlich ist, ist es noch nicht allgemein bekannt, welches Herz unser Schiff mit Leben erfüllt. Das gilt ganz besonders für unsere wissenschaftlichen Mitarbeiter, die erst in den letzten Tagen in Ullapool angekommen sind. Man hielt es aus bestimmten Gründen nicht für sinnvoll, Ihnen schon in München bestimmte technische Details mitzuteilen, und ich muß Ihnen auch sagen, daß Sie gehalten sind, nichts von dem, was ich Ihnen jetzt gleich erzählen werde, nach außen dringen zu lassen."

Er macht es spannend, denke ich. Ein Sinn für Rhetorik und Dramatik.

„Sie alle wissen, oder glauben, zu wissen, daß es sich um einen Kernreaktor handelt. In dieser allgemeinen Form ist die Aussage auch richtig. Aber es ist keine Kernspaltung, die in diesem Moment alles hier an Bord mit Energie versorgt."

Er macht eine verhaltene Pause. Dann läßt er die Bombe platzen:

„Wir haben einen Fusionsreaktor an Bord."

Es gibt einige im Raum, die jetzt ungläubig gucken, darunter auch ich. Wenn man jetzt ein Photo von der Versammlung schießen würde – der mit dem VICOMP macht zwar Aufnahmen, aber im Moment macht er eine formatfüllende Großaufnahme nach der anderen, und im Moment hat er die Kamera auf die Yay gerichtet, der man wahrscheinlich sogar erzählen könnte, daß das Schiff schwanger ist, ohne daß auf ihrem Gesicht sich so etwas wie Erstaunen zeigte – wenn man jetzt ein Photo von der gesamten Versammlung schießen würde, dann brauchte man sich nur die mit den dümmsten Gesichtern herauszusuchen, und man wüßte, wer Physiker ist.

Jeder Physiker weiß, daß die Energiegewinnung in Fusionsreaktoren erstens noch weit von jeder Wirtschaftlichkeit entfernt ist, und zweitens sind die experimentellen Fusionsreaktoren große technische Anlagen, die man nicht an Bord dieses Bootes unterbringen kann.

„Sie glauben mir nicht. Ich sehe es Ihnen an. Einigen von Ihnen." fährt Wellington fort, „Aber es ist so. Es handelt sich um einen FP-Reaktor."

Ich überlege, was ‘FP’ heißen könnte: Irgend etwas mit ‘Fusion’: Fusions-Partikel… Fusions-Proto-Irgendwas… Fusions-Power… Ich weiß es nicht.

„Um einen Fleischmann-Pons-Reaktor.“ fährt Wellington fort.

„Nein!“ sage ich unwillkürlich. Jeder hat es gehört, aber keiner nimmt daran Anstoß. Die Nautischen, die schon etwas länger Bescheid wissen, schielen amüsiert zu den Wissenschaftlichen rüber.

Natürlich fällt mir bei dem Stichwort ‘Fleischmann-Pons’ etwas ein. Eine der größten, physikalischen Zeitungsenten, die je auf die Fachwelt losgelassen wurden. Ich erinnere mich noch, wie ich vor dem Fernseher saß, vor vielleicht zehn Jahren, und der Nachrichtensprecher ungerührt verkündete, daß jemandem die Kernfusion mit einem kleinen, experimentellen Aufbau gelungen sei. Genauso gut hätte er sagen können, daß eine Methode gefunden worden wäre, Geld auf Bäumen wachsen zu lassen. In den Tagen darauf versuchte ich, alles an Informationen über diesen angeblichen Durchbruch zu bekommen – so wie vermutlich die meisten Physiker auf der Welt. Es war unglaublich: Jemand steckt Palladium-Elektroden in schweres Wasser, schickt einen Strom hindurch und mißt Exzesswärme und Neutronen, die durch Fusion erzeugt sein müssen. Konnte das sein?

Ja, es war so um 1989, im März, glaube ich, als der sogenannte Fleischmann-Pons-Effekt gefunden wurde. Den beiden Entdeckern, Fleischmann und Pons, ist es jedoch nicht gelungen, ihre Versuchsbedingungen so präzise anzugeben, daß andere Autoren und später sie selbst die kalte Fusion von Deuteronen im Kristallgitter des Palladiums nachweisen geschweige denn die hohen behaupteten Leistungsdichten nachvollziehen konnten. Was man nachweisen konnte waren einige – für Physiker und Chemiker unverzeihliche – Schlampereien im experimentellen Aufbau und in der Meßmethodik. In demselben Jahr, in dem die Schlagzeilen von der Kalten Fusion um die Welt rasten, ernüchterte sich die physikalische Fachwelt wieder gründlich. Die einhellige Meinung war: Den Effekt gibt es nicht. Alles Plunder. Zu frühe Veröffentlichung. Unwissenschaftlich. So schafften es Fleischmann und Pons, einerseits bekannt zu werden und andererseits ihren wissenschaftlichen Ruf so gründlich zu ruinieren, daß man ihnen sogar eine Veröffentlichung einer Tabelle mit dem kleinen Einmal-

eins nicht mehr geglaubt hätte. Später hat man nie wieder etwas von ihnen gehört, geschweige denn, daß sie den Effekt, den sie zu sehen geglaubt hatten, ansatzweise ein zweites Mal reproduzierten. Und auch sonst hat es nie jemand getan. Dachte ich.

Und nun steht dieser Wellington da und behauptet, daß dieses Schiff durch einen Reaktor, der auf diesem Effekt beruht, angetrieben wird.

Wellington spricht noch weiter, erläutert nur in groben Zügen, warum es diesen Effekt doch gibt, und verweist auf Einzelheiten in der Bordliteratur. Für die Situation wesentlich ist, daß für Energie in hinreichender Menge für beliebige Zeit gesorgt ist, und daß dieser Reaktor keine Strahlung abgibt.

Dann geht er zum nächsten Tagesordnungspunkt über.

„Ich weiß, daß die meisten von Ihnen wissen möchten, wann es nun endlich losgeht. Das kann ich verstehen. Ich möchte es auch wissen. Aber Sie werden verstehen, daß wir mit den bestmöglichen Vorbereitungen losfahren sollten. Das Boot ist zwar schon voll ausgerüstet, verproviantiert und in bestem technischen Zustand, aber wir warten noch auf die Ergebnisse einiger Prospektorenteams, die in den umliegenden Bergen tätig sind. Die Ergebnisse seismischer Messungen an Land, die wir vom Boot aus natürlich nicht unternehmen können, sollten verfügbar sein, sowie wir selbst mit unseren Meßfahrten beginnen. – Wir sind ja nicht direkt in Eile.

„Um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, werden wir einem solchen Team bei seiner Arbeit zuschauen – in Form eines Wandertages. Übermorgen."

„Bei dem Wetter?" Das war die Gabi Gohlmann. Ich kann mir vorstellen, daß für klein und zierlich gebaute Menschen, die leicht frieren, dieser schottische Winter wenig Reize hat. Vor siebzehn Jahren hatte ich auch mal eine solche Kollegin, die schon beim Anblick eines offenen Fensters im Sommer Frostschäden bekam.

„Morgen ist eine Kaltfront fällig, die den Regen durch Schnee ablösen wird – das Wetter wird noch etwas feuchter als es jetzt schon ist. Und für übermorgen ist Zwischenhocheinfluß vorausgesagt. Klarer Himmel und Frost. Pulverschnee in der Nacht davor. Ideales Wanderwetter. Wir alle können sicher die Bewegung gebrauchen."

Der Gohlmann ist es anzusehen, daß ihre Vorstellungen von idealem Wanderwetter anders sind, aber sie sagt nichts mehr.

„Den Rest von heute“ fährt Wellington fort, „verbringen wir damit, für die Neuangekommenen eine Führung durch alle Sektionen des Bootes zu veranstalten. Das tun wir am Nachmittag. Außerdem werden alle Kabinen verteilt, damit Sie anfangen können, ihre Sachen hier unterzubringen. Das kann sofort losgehen. Und morgen, wo sowieso ein so ungemütliches Wetter sein wird, werden wir unseren ersten Ausflug unternehmen, um das Boot in Betrieb kennenzulernen. Eine kleine Probefahrt. Dabei dürfen auch Projektmitarbeiter mitfahren, die nicht im eigentlichen Einsatzteam sind.“ Bei den letzten Worten schaut er Irene an.

„Noch etwas. Da dieses kein militärisches Schiff ist, und da alle Mitarbeiter ja überdurchschnittlich qualifiziert sind, können wir auf den üblichen Kommandotonfall an Bord verzichten – ganz abgesehen davon, das dieser unter den Spezialisten auf militärischen Einrichtungen ja auch nicht üblich ist. Reden Sie sich untereinander oder mich so an, wie sie wollen und wie Sie es für richtig halten. Auch was diesen kleidsamen Overall betrifft – den können Sie tragen oder auch nicht. Es liegt an Ihnen, ob Sie ihre Privatklamotten abnutzen wollen. Machen Sie es so, wie Sie sich am wohlsten fühlen. – So. Das wär’s eigentlich. Hat noch jemand Fragen?“

Das ist nicht der Fall.

„Jeder kann fast jederzeit sich mit allen dienstlichen und privaten Problemen an mich wenden. Ich weiß, daß das eine übliche Floskel ist, aber ich meine es so und es verhält sich so. – Wenden Sie sich wegen der Kabinen an Herrn Chapman oder Herrn Fahlenbeek. Die machen alles, was nach Papierkram riechen könnte. Also allgemeine Verwaltung. Alles, was dem Schiffskommandanten zu lästig ist. – Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen!“

Die beiden letztgenannten finden sich sofort von den meisten, die noch keine Kabine bekommen haben, umringt. Da spielt wahrscheinlich die Befürchtung eine Rolle, daß alle anderen ähnliche Präferenzen haben könnten wie man selbst. Dabei sind die Präferenzen durchaus unterschiedlich – ich erinnere mich an einen der wenigen innerdeutschen Flüge von München nach Hannover, die ich gemacht habe, etwa um 1984. Da gab es

keine Platzreservierungen, und ich war spät dran und bestieg die Maschine so ziemlich unter den letzten Passagieren. Auf einen Fensterplatz wagte ich unter diesen Umständen nicht mehr zu hoffen. Es waren noch wenige Plätze frei – und es waren nur Fensterplätze!

So auch hier. Die Präferenzen für Koje hoch – Koje niedrig sind etwa gleich verteilt. Und wer Wand an Wand mit wem wohnen wird, spielt auch eine zweitrangige Rolle – die Wände sind ja absolut schalldicht, wenn man sich nicht entscheidet, die Zwischenöffnungen aufzumontieren.

Ich bekomme meine Kabine 31. Carola wird 29 haben, Yay und Gohlmann wohnen übereinander, Yay oben in 27 und Gohlmann unten in 28. Soweit ich weiß, wohnen auch die beiden Damen vom nautischen Personal, Vivian Grail und Esther Petersen, übereinander in 7 und 8 auf der anderen Seite, Grail oben, Esther unten.

Die Kabine 32 mit der Koje unter mir bezieht Dr. Morton, weil sie eventuell schnell zum Krankenrevier muß, das sich hinter der Zentrale befindet. Spaliter und Serpinski beziehen 19 und 20, Dr. Solzbach und Dr. Cohausz 21 und 22, Dr. Amurdarjew und Seltsam in 25 und 26, gleich neben den beiden Mädchen in 27 und 28, Wondrachek zieht unter Carola in 30 ein, und zum Schluß entscheidet sich Dr. Reinhardt für 23. Auf unserer Seite bleiben 17, 18 und 24 frei.

Auf der anderen Seite müßten demnach alle Kabinen bis auf eine belegt sein, aber da weiß ich noch nicht, wer wo untergekommen ist, außer daß Wellington Kabine 1 hat. Ich frage Fahlenbeek, und er zeigt mir die Kabinenliste:

1 IW Dr. Wellington 32 MM Dr. Morton
2 WA von Amerlingen 31 HH Herwig
3 RF Fahlenbeek 30 MW Wondrachek
4 JG Garner 29 CR Carola
5 EC Chapman 28 GG Gohlmann
6 27 NY Yay
7 VG Grail 26 AS Seltsam
8 EP Petersen 25 GA Dr. Amurdarjew
9 MD Dauphin 24

10 DA Aldingborg 23 TR Dr. Reinhardt
11 EK Kufferath 22 GC Dr. Cohausz
12 SC Colbert 21 US Dr. Solzbach
13 JP Priest 20 ES Serpinski
14 RM Makenzie 19 SS Spaliter
15 PE Elderman 18
16 RS Sydekum 17

„Ist noch nicht endgültig, vielleicht will noch jemand tauschen!“ sagt er.

„Was sind das für Buchstabenkombinationen?“

„Ihre Namenskürzel!“

„Ach ja, natürlich.“

Nachdem sich der Trubel mit der Kabinenverteilung gelegt hat und die ersten wieder zur Schleuse streben, um damit anzufangen, ihre Sachen aus den Unterkünften an Land hierherzuholen, taucht Esther Petersen auf. Nacheinander sagt sie Carola und mir Bescheid, daß wir in die Zentrale kommen möchten. Wellington möchte noch ein paar Worte mit uns wechseln. Wir folgen ihr – endlich bekomme ich auch einmal die Zentrale zu sehen!

Es ist mir kaum möglich, die Zentrale mit einem Blick zu erfassen, als wir sie hinter Esther betreten. Denn das, was in der Mitte der Zentrale steht und da eigentlich überhaupt nicht hingehört, hat sofort unsere ganze Aufmerksamkeit.

Es ist Edwin Daum. Und er sieht gar nicht glücklich aus.

Wellington, von Amerlingen und Fahlenbeek sind da, außerdem sitzt Ronald Mackenzie vor einer Computerkonsole. Wellington sieht Carola an:

„Wie, Frau Rau, würden Sie sich die Anwesenheit dieses Herrn erklären?“

Es ist interessant, Carola von der Seite zu beobachten. Es fällt mir jetzt ein, daß ich eigentlich noch nie erlebt habe, daß sie etwas Grundsätzliches falsch gemacht hat und dann ertappt worden ist. Das, was sie jetzt aufsetzt, muß ihre Version von ‘Pokergesicht’ sein.

„Sie werden diesen Herrn an Bord geholt haben.“

„Kennen Sie ihn?“ Wellington’s Tonfall ist sachlich und untersuchend. Kein Vorwurf, keine Anklage.

„Natürlich. Wir waren langjährige Kollegen. – Wir haben uns auch schon in Ullapool getroffen. Er macht hier Urlaub.“

„Zufällig.“

„Nein,“ sagt Carola, „nicht zufällig. Ich habe ihn von diesem Projekt erzählt.“

„Und ihn herbeordert?“

„Nein, das war seine eigene Idee.“

„Das stimmt.“ wirft Edwin ein.

Tapfere Carola. Versucht gar nicht erst, zu leugnen.

„Sie kennen natürlich unsere Geheimhaltungsbestimmungen, denen Sie mit Unterzeichnung des Vertrages zugestimmt haben.“

„Ja.“

„Gut.“ Mehr sagt Wellington nicht dazu. Warum soll er sich über das Unvermeidliche aufregen? Außerdem wird er längst einige Fakten überprüft haben oder durch die Behörden der EG überprüft haben lassen. Vielleicht kennt er schon Edwin’s Lebenslauf von seiner Geburt an.

„Es gibt jetzt verschiedene Möglichkeiten. Herr Daum sichert uns Stillschweigen für die Dauer des Projektes zu. Und damit hat es sich.“

Edwin nickt.

„Andererseits – jeder im Projekt ist vertraglich zum Stillschweigen verpflichtet – im Prinzip drohen empfindliche Konventionalstrafen, wenn man dagegen verstößt.“

Er sagt dies nicht speziell zu Carola, aber sie weiß schon, wie es gemeint ist. Sie kommt diesmal noch davon. Wahrscheinlich.

„Herr Daum ist aber nicht unter Vertrag. Er ist kaum daran zu hindern, etwas weiterzuerzählen – jedenfalls nicht mit legalen Möglichkeiten.“

Er macht eine längere Pause und geht ein paar Schritt auf uns ab.

„Frau Rau, wie beurteilen Sie eigentlich Ihre Aufgabe – die Wartung aller Software an Bord?“

„Ich habe bis jetzt nur einen sehr flüchtigen Blick auf die Systeme werfen können. Die ganze Prozeß-Steuerung der CHARMION selbst habe ich noch überhaupt nicht gesehen.“

„Ordentlicher Brocken, was?“

„Ich glaube, ja.“

„Mit Herrn Daum können Sie zusammenarbeiten?“

„Das habe ich jahrelang getan.“

„Was meinen Sie dazu, Herr Homberg?“

„Ich meine,“ sage ich, „ich habe selten jemanden gesehen, der so verbissen ein Problem verfolgen kann, bis es endgültig zur Strecke gebracht worden ist. – Schade, daß viele Probleme seiner Aufmerksamkeit einfach nicht wert waren.“

„Mmh.“ Wellington denkt nach. „Die Projektleitung hat nach unseren ersten Erfahrungsberichten Bedenken geäußert, daß wir die umfangreiche Software an Bord wirklich in den Griff kriegen. Man überlegt, uns für das Unternehmen eine weitere Fachkraft zur Verfügung zu stellen. – Das ist natürlich ein bißchen spät. Die ganze Einarbeitung müßte nachgeholt werden, und es haben ja auch nur die Xonchen gelernt, die für den aktiven Teil des Projektes von Anfang an vorgesehen waren.“

„Die ‘Bibel’ wird er aber gelesen haben, nicht wahr?“ wirft von Amerlingen ein.

„Die Bibel?“ fragt Edwin verwundert.

„Das Buch. Die ‘Granitbeißerinnen’!“ sage ich, „Das heißt hier so.“

„Ach so. Natürlich.“ Allmählich begreift Edwin: „Meinen Sie, daß ich – hier?“

„Es wäre doch zumindestens eine Überlegung wert, nicht wahr?“

„Daran habe ich überhaupt noch nicht gedacht.“

„Sie haben Familie, nicht wahr? Und Probleme mit dem Gehör?“ Wellington weiß wirklich schon eine ganze Menge.

„Dafür ist er praktisch kein Brillenträger!“ sag Carola, „Wenn ich hier als halbblinde mit vier Minus-Dioptrien mitmachen kann…“

„Das ist es weniger. Gehörprobleme können große Probleme machen, wenn man sich schnell an andere Druckverhältnisse anpassen muß. Gerade an Bord eines U-Bootes ist man häufiger kurzfristigen Druckschwankungen ausgesetzt. Wir haben kein genaues medizinisches Dossier über Sie. Eigentlich steht eine eingehende Eignungsuntersuchung noch aus. – Andererseits – so richtig gesund ist niemand an Bord. Wenn man hochqualifi-

zierte Leute haben will, muß man anderes eben in Kauf nehmen. Das ist nicht mehr so wie seinerzeit in den Sechziger Jahren, als die amerikanische NASA für ihr Raumfahrtprogramm ganz gewöhnliche Supermänner suchte. – Was würde denn Ihre Familie sagen, wenn Sie sich für dieses Projekt verpflichteten?“

Edwin will sich darauf noch nicht festlegen. Es kam alles etwas überraschend für ihn – der Fremde, der ihn angesprochen hat, wenige Minuten, nachdem er unseren Bed & Breakfast verlassen hatte, dessen bohrende Fragen, ein Dienstausweis, der weitgehende Vollmachten rechtzufertigen schien, dann weitere Fragen. Eigentlich hatte er gedacht, diesem Projekt, von dem er nur durch Carola’s Indiskretion etwas wußte, als entfernter Zaungast zu folgen. Er war nach Ullapool gekommen, um das Boot zu sehen, zu wissen, daß diese phantastischen Dinge, die Carola behauptet hatte, Wirklichkeit waren, dazu ein paar Tage Ruhe. Jetzt stand er in der Zentrale genau dieses U-Bootes, und ihm war eine Teilnahme vorgeschlagen worden.

Die Entscheidung mußte ja nicht gleich fallen. Er sollte auch die Probefahrt am morgigen Tage mitmachen, die Wanderung am Tage drauf, und dann war immer noch Zeit, sich zu entscheiden und die nötigen Formalitäten in die Wege zu leiten.

„Herr Homberg, am besten, Sie zeigen Herrn Daum die Kabinen, die noch frei sind. Damit er schon ganz genau weiß, was ihn erwartet. – Ja, und – wir sollten schon die Spielregeln befolgen: Rechner und Reaktorraum sind für Außenstehende natürlich tabu!“

Besichtigungstour: Maschinen für die Ewigkeit

Es kam nicht ganz so, wie Wellington sich das vorgestellt hatte. Er wurde nach Brüssel beordert. Das hing wahrscheinlich auch mit Edwin zusammen, aber genaues erfuhren wir nicht. Edwin brauchte jedenfalls nicht mit nach Brüssel zu kommen.

Die Probefahrt am nächsten Tag, dem 7. Januar, würde deshalb natürlich ausfallen.

Edwin entschied sich für die Kabine 24. Er fand es bequemer, die Koje unten zu haben, und damit hätte er die Auswahl unter drei Kabinen gehabt. Kabine 18 war aber direkt vor der Kantine, und der Gang vor dieser war dort schon sehr schmal, und Kabine 6 war auf der anderen Seite, bei den Nautischen.

Der erste Offizier, von Amerlingen, kam auf die Idee, Edwin eine Erklärung unterschreiben zu lassen, in der er sich zum Stillschweigen über alles an Bord gesehene verpflichtete. Auf diese Weise mußte ihm nicht auf Schritt und Tritt jemand folgen, um aufzupassen, was er sehen durfte und was nicht.

Dann gab es weitere, ad-hoc anberaumte Führungen, weil von Amerlingen auffiel, daß, mit Ausnahme von Edwin, die meisten vom Wissenschaftlichen Personal zwar die Pläne der CHARMION weitgehend kannten, aber noch nicht alles mit eigenen Augen gesehen hatten. Außerdem hatte Welington ja selbst so etwas angekündigt.

„Wenn er selber sein Boot vorführen möchte, dann hat er eben Pech gehabt." erklärte von Amerlingen. Als wir losstiefelten, bemerkte er noch, daß man das 'von' in seinem Namen weglassen sollte, wenn man ihn anredete: „Ich habe es mir nicht ausgesucht – ich bin damit geboren worden!" sagte er. Sofort rutscht er in meinem Ansehen ein bißchen höher.

Die Zentrale befand sich im Mitteldeck gleich hinter den Niedergängen unter der Einstiegsschleuse. Sie füllte die gesamte Breite des Bootes aus und war acht Meter lang, wurde also durch eine der Spantenscheiben in eine vordere und eine hintere Hälfte geteilt.

Sie sah überhaupt nicht wie eine U-Boot-Zentrale aus, sondern, auf dem ersten Blick, etwa genauso wie unser Computer- und Auswerteraum im

Oberdeck des vorderen Teils des Schiffes. Das heißt, jede Menge Computerkonsolen. Die üblichen hochauflösenden Bildschirme, Tastaturen, Trackballs. Die bequemen, verstellbaren Sitze waren wie in unserem Auswerteraum in Führungsschienen im Boden befestigt, hatten aber zusätzlich Gurte zum Anschnallen. Das macht Sinn, dachte ich – in der Zentrale muß ja noch gearbeitet werden, wenn es um die Existenz des Bootes geht – und dann ganz besonders. Da hat man eventuell keine Hand frei, um sich irgendwo festzuhalten. Als ich Amerlingen darauf ansprach, klärte er mich darüber auf, daß ich die Sitze in unserem Arbeitsraum hätte genauer ansehen müssen – sie haben sehr wohl Anschnallgurte. Nur da es sehr unwahrscheinlich ist, daß man dort tätig ist, wenn das Boot sich in turbulenten Situationen befindet, seien die Gurte hinter den Sitzen verschnallt, so daß sie im Normalfall weder auffallen noch stören.

Was ebenfalls fehlte, war die Säule des Sehrohrs – die CHARMION hatte ja kein Periskop. Druckfeste Außenkameras waren zuverläßiger und benötigten nur Durchführungen für Energie- und Signalleitungen. An sich war diese Designentscheidung leicht verständlich, wenn man sich klarmacht, daß in zehn Kilometer Tiefe auf ein ausfahrbares Rohr von bloß 10 Zentimeter Durchmesser eine Kraft von fast 80 Tonnen wirkt und versucht, dieses Rohr wieder in das Schiff zurück zu rammen. Eine schwere Mechanik müßte die Bedienung eines solchen Periskopes unterstützen, und da wäre eine zusätzliche Schwachstelle im Druckkörper, zusätzliche Hochdruckdichtungsringe, die auch noch gleitfähig sein mußten, und so weiter. Alles technisch praktisch unlösbare Probleme.

Ein weiterer Unterschied zu unserem Arbeitsraum war, daß die meisten Bildschirme ständig in Betrieb waren. Alles, was technisch an Bord vor sich ging, wurde dort in Graphiken und Zahlenangaben dargestellt, zu jeder Zeit. Es gab auch Anzeigen und Meßgeräte, die nicht von Rechnern verwaltet wurden – für den äußersten Notfall, wie uns erklärt wurde. Ein Notfall, der alle Rechner lahmlegte, würde aber praktisch das Ende des Bootes bedeuten.

In der Mitte der Zentrale gab es einen zwei mal drei Meter großen Tisch, der in der Spantenscheibe verankert und in Längsrichtung des Bootes positioniert war. Ich hatte einmal etwas von einem ‘Koppeltisch’ gehört,

der an Bord von Schiffen verwendet wird, um dort die Karten auszubreiten und dem Navigationshandwerk nachzugehen. Ich lag gar nicht so falsch – dieser Tisch konnte als Tisch verwendet werden, und er hatte eine Oberfläche, die stabil genug war, um darauf zu tanzen, wenn das bei der niedrigen Raumhöhe an Bord möglich gewesen wäre. Aber der Tisch war ein Bildschirm – noch höher auflösend als alle anderen an Bord. Natürlich wurden auch der CHARMION auch die gesamten Karten in den Computern gehalten – alle Karten, die jemals von den Vermessungsbehörden der ganzen Welt herausgegeben worden waren, sagte Amerlingen.

„Sie können auf das Kartenmaterial natürlich über jeden Bildschirm zugreifen, aber dieser Tisch hat wesentlich mehr Bildpunkte. Hier, die Tastaturen an den Stirnseiten funktionieren so wie bei allen anderen Terminals an Bord. Das gleiche gilt für jenen Bildschirm dort."

Mit gewissem Stolz in der Stimme wies er auf den raumhohen Bildschirm in Fahrtrichtung, der mit drei Metern Breite und zwei Metern Höhe dieselbe Fläche wie der Tisch hatte und sich etwa einen Meter vor der vorderen Stirnwand der Zentrale befand. Der schmale Raum zwischen Bildschirm und Wand beherbergte noch allerlei Geräte, Schränke, eine Spüle, Kaffeemaschine, einen kleinen Eisschrank, diverse Lebensmittel und Getränke. Eine sehr enge Miniaturküche. Das machte Sinn – wenn wenige oder nur einer Wache hatte, dann sollte derjenige nicht gezwungen sein, einen leeren Magen zu erdulden oder sich in die weit entfernte Kantine zu begeben, oder gar bis zu den Vorratsräumen im Unterdeck.

„Diese beiden Bildschirme haben etwa dieselbe Pixelgröße wie die üblichen Terminals hier an Bord," fügte Amerlingen hinzu, „daraus können Sie ausrechnen, daß es sich um 131.072 mal 196.608 Pixel handelt. – Sie kriegen sicher raus, wie diese Zahlen zustande kommen!"

Zur Demonstration ließ er auf beiden Bildschirmen Karten der näheren Ugebung auftauchen. Beeindruckend. Der Detailreichtum war besser als der eines Meßtischblattes. Man konnte diese Karten näherzoomen oder wieder verkleinern – stufenlos. Dabei war leicht festzustellen, daß diese Karten nicht etwa pixelweise gespeichert waren, sondern daß man offenbar eine eigene Symbolsprache für Landkarten geschaffen hatte, eine Art maßstabsabhängiges Postscript, und daß man eine immense Menge von

Kartenmaterial in diese Sprache überführt hatte. Wenn man auf einen Kartenausschnitt zufuhr, dann tauchten immer mehr Details auf – neue Höhenlinien, genauere Umrisse der Ortschaften, neue Namen, schon vorhandene Namen wechselten kontinuierlich ihre Schriftgröße. Amerlingen zeigte uns noch weitere Kunststücke: Jeder hat es sicher schon einmal erlebt, daß ein großer Buchstabe auf einer Landkarte ein Detail verdeckt. Hier konnte man Ortsnamen verschieben, selbst weitere Dinge in die Karte einfügen, Schriften und Symbole transparent machen, wenn es der Übersichtlichkeit dienlich war, und all diese Differenzinformation mit der Karte zusammen abspeichern. Fortan hatte man dann mehr als eine Version der Karte.

„Es hat noch sehr viel mehr Möglichkeiten, als ich es Ihnen jetzt zeigen kann. Sie können in ihren Kabinen und auf jedem anderen Terminal beliebig mit dem System herumspielen! Nur hier werden wir unterwegs etwas anderes zu tun haben. – Mit dem Kartographie-System kennt sich Herr Makenzie am besten aus. Ihn können Sie über Einzelheiten befragen."

Gedankenlos sagte ich: „Bei Gebirgen wäre eine perspektivische Darstellung interessant!"

„Habe ich gesagt, daß das nicht geht?" fragte Amerlingen, „Da! Jeder Beobachtungsort, jeder Blickwinkel. Ja, und für die, die schon mal einen Flugsimulator auf einem PC kennengelernt haben – sowas haben wir natürlich auch. Über diesen Karten können Sie fliegen üben!"

Ich nahm mir vor, mich damit noch näher zu befassen. Amerlingen hatte uns aber noch mehr zu zeigen.

Das Boot konnte praktisch mit einem Finger gesteuert werden, wenn nötig, von jedem Arbeitsplatz aus, nicht nur in diesem Raum, sondern auch von jedem anderen Terminal. Neben den technischen Darstellungen des Reaktors, der Schiffsmaschinen und der Lage des Bootes und seiner unmittelbaren Umgebung wurden auch ständig Bilder der Außenkameras gezeigt. Ich war überrascht, wie detailreich das dreckige Fundament der Kaimauer zu sehen war. Das lag daran, daß das Boot dicht neben der Kaimauer lag, wir erfuhren aber, daß auch wesentlich verschwommenere Bilder numerisch aufbereitet werden konnten, bis sie unter besten Sichtbedingungen aufgenommen zu sein schienen. Man konnte auch Bilder aus

dem Inneren des Bootes einblenden, etwa aus dem Maschinenraum oder aus dem Reaktor oder aus jedem anderen Raum.

Von Amerlingen hielt sich nicht lange mit der Zentrale auf – unterwegs würde das interessanter sein. Wir gingen eine weitere Abteilung nach hinten.

Die nächste Sektion des Bootes im Mitteldeck war zunächst ein zentraler, vier Meter langer Gang. Rechts und links war das Krankenrevier – steuerbord Operationssaal mit Operationstisch und Zahnarztstuhl, backbord ein Raum mit vier Krankenliegen. Verglichen mit unseren Kabinen unheimlich geräumig. Amerlingen bemerkte, daß es gelegentlich vorkam, daß jemand hier nächtigte, solange es keine stationäre Kranken gab. Auch konnte man sich während einer langen Nachtschicht in der Zentrale hier ausruhen und das Luk zur Zentrale offenlassen. Aber jetzt, wo Dr. Morton an Bord war, würde dieses wohl unterbunden werden.

Wenn nötig, sagte Amerlingen, könnte man hier mehr als vier Kranke unterbringen, und in der Zentrale konnte man Lager einrichten, und viele Kranke konnten auch in ihren eigenen Kojen betreut werden, wenn nicht gerade intensivmedizinische Betreuung notwendig war. Aber mit einem solchen Anfall an Krankheitsfällen war unter den 28 Besatzungsmitgliedern nicht so schnell zu rechnen.

„29!“ bemerkte ich, und Edwin grinste verschämt.

„Das wissen wir noch nicht. In Brüssel malen die Mühlen langsam.“ stellte Amerlingen fest, „Übrigens, falls es Sie interessiert – wir haben auch die gesamte medizinische Literatur der Welt an Bord! So, wie jede andere Literatur auch. Wenn der Bordarzt etwas nicht weiß – in unseren Rechnern findet er alles. Sie können ganz beruhigt schwerkrank werden.“

Ich hörte, wie Carola etwas zu Edwin flüstert. Vielleicht versichert sie ihm, daß sie seine fachliche Mitarbeit braucht und mit Nachdruck darauf hinweisen wird.

Dann die nächste Sektion. Darauf bin ich am neugierigsten:

Der Fleischmann-Pons-Reaktor!

Dieser vier Meter lange Abschnitt, der in der vollen Höhe und Breite des Bootes den Reaktor und die meisten seiner Nebenaggregate beherbergt, ist das Reich der Reaktoringenieure Sebastian Colbert und Ernst Kufferath.

Colbert ist anwesend und gibt die Erklärungen. Er wartet zunächst noch, bis alle sich auf dem zentralen Gang gesammelt haben. Es wird etwas eng auf diesen bloß vier Quadratmetern des Ganges, weil jeder nur ungefähr einen viertel Quadratmeter zum Stehen hat.

Mir direkt gegenüber steht die Gabi Gohlmann. Sie ist in Ansätzen schüchtern und schaut einem nicht in die Augen, es sei denn, man spricht mit ihr. Wenn ich die verschiedenen Mitglieder der Expedition durchgehe, an wen mit welcher Wahrscheinlichkeit die Direktive q78q99q gerichtet sein könnte, dann wäre sie sicher auf dem unteren Ende der Wahrscheinlichkeitsskala. Aber so richtig traue ich das ja niemandem zu: Das obere Ende der Wahrscheinlichkeitsskala ist leer. Und irgend jemand muß es sein.

Und ich muß herausfinden, ob die Direktive echt ist und an wen sie gerichtet ist. Denn derjenige oder diejenige bedroht jeden an Bord, ganz besonders Irene, die vor aller Ohren erkennen ließ, daß sie die Direktive kennt. – Ich behalte Irene deshalb besonders im Auge, auch wenn ich nicht damit rechne, daß gerade jetzt jemand sie über das Geländer stößt, in der Hoffnung, daß sie dabei zwischen den Eingeweiden des Reaktors umkommt. Die Fallhöhe wäre bloß zwei Meter, und man würde auch riskieren, daß sie keine spannungsführenden Teile berührt und daß sie auf keiner scharfen Kante aufschlägt und deshalb gar nicht zu Schaden kommt – nein, hier ist ein Anschlag unwahrscheinlich.

Immerhin – sobald wir erst losgefahren sind, ist die Irene sicherer. Bis dahin sollte ich sie eigentlich dauernd im Auge behalten. Und noch perverser: Ich muß mich selbst in die Situation desjenigen hineinversetzen, der Irene vielleicht aus dem Weg räumen will. Nur dann kann ich zeitgleich mit diesem erkennen, wann die Gelegenheit dazu günstig ist und Gegenmaßnahmen treffen.

Nur hier und jetzt würde ich, als Adressat der Direktive q78q99q, nichts unternehmen. Nicht vor aller Augen.

Dieser Gang ist eine Verlängerung des Ganges, der durch das Krankenrevier führte und genau in der Bootsmitte verläuft. Damit läuft er auch mitten durch den Reaktor hindurch. Die Geländer sorgen dafür, daß niemand herunterfällt. Rund um uns herum ist eine verwirrende Vielfalt von

großen Metallgefäßen, Rohren aller Durchmesser, Kabel und Abstandhalter. Kaum, daß man die Bootswand in irgendeiner Richtung sieht.

Manche der Rohre strahlen eine bedrohliche Hitze aus, und in der Luft ist der Duft von 'Volt und Ampere', wie die Physiker und Ingenieure sagen, wenn die den Geruch von betriebswarmen Isolationsmaterialien und sprühentladungserzeugten Stickoxiden und Ozon meinen.

Colbert erzählt zunächst etwas über die Geschichte des FP-Reaktors. Nicht alles, was wir hören, ist in der Öffentlichkeit allgemein bekannt.

Als Fleischmann und Pons mit ihren Experimenten und voreiligen Veröffentlichungen im Jahre 1989 so spektakulär gescheitert waren, wuchs allmählich Gras über die Sache. Aber natürlich blieben Zweifel. So, wie manche unverbesserliche Optimisten bis zum heutigen Tage dem Perpetuum Mobile zweiter Art nachjagen, so reizte der Gedanke an die Kalte Fusion jeden, der mit Fleisch und Blut Physiker war.

War es nicht sehr plausibel, daß in einem Kristallgitter eindiffundierte Deuteriumkerne, ihrer elektrischen Abstoßung durch die Wechselwirkung mit dem Kristallgitter weitgehend beraubt, durch quantenmechanische Effekte, also ganz besonders durch den Tunneleffekt, tatsächlich mit großer Wahrscheinlichkeit fusionieren konnten? Und mehr noch: War es nicht sogar denkbar, daß man mit reinem Deuterium sogar eine Fusion mit Helium als Endprodukt bekommen konnte? Reines, umweltfreundliches Helium, keine Neutronen, keine sonstige Radioaktivität, die Abgabe der erzeugten Energie direkt an das Kristallgitter des Palladiums? Schweres Wasser rein – Wärme und Helium raus. Was kann einfacher sein?

Die Suche ging weiter, in vielen Labors, auf der ganzen Welt. Heute weiß man, daß geringe Fusionsraten sehr leicht zu erzielen sind, sogar mit dem Original-Versuchsaufbau von Fleischmann und Pons. Aber der Nachweis von Wärmemengen im Mikro- und Nanowattbereich ist natürlich schwierig, und der Nachweis von entstandenem Helium, das sich ausgerechnet in jenen Kristallfehlstellen festsetzen möchte, die die Kalte Fusion katalysieren, ist auch nicht einfach. Festkörpergebundenes Helium ist spektroskopisch nicht nachzuweisen. Wenn man jedoch die Elektrodenprobe in einem Lichtbogen verdampft, dann kann man eigentlich immer nachweisen, daß das Helium, das sich durch rudimentäre Spektrallini-

en verrät, sich noch auf anderem Wege in die Versuchsanordnung geschlichen haben könnte.

Die seit einigen Jahren von der EG geförderte, inzwischen recht hochentwickelte Halbleiterschaltkreistechnologie ermöglicht, Metalle und Metallegierungen sehr gezielt zu manipulieren, und zwar im allerkleinsten, auf der Designebene der Kristallgitter und ihrer Defektstrukturen. Aufbauend auf Arbeiten, die bereits in den Siebziger Jahren in einer kleinen Universität in Deutschland gemacht worden sind, gelang es, in Palladium-Titan-Mischkristallen Kristalldefekte zu erzeugen, die eingedrungene Wasserstoff- und Deuteriumkerne mit immensen, mikroskopisch kleinen Potentialwällen im Kristall komprimierten. Dabei stellte sich ein thermodynamisches Gleichgewicht zwischen dem Partialdruck des Wasserstoffes oder des schweren Wasserstoffes außerhalb des Kristalles und der Konzentration dieser Kerne in den besagten Fehlstellen im Kristall ein. Eine Änderung des Druckes außen bewirkte eine Änderung der Wasserstoff- und Deuteriumkonzentrationen im Kristall, bei höheren Temperaturen schneller, bei tiefen langsamer. Das war schon fast alles, was den Weg zur Konstruktion des F-P-Reaktors ebnete.

Während Colberts Erklärungen sehe ich mich ein paarmal um. Für jemanden ohne physikalische Vorkenntnisse ist jetzt wahrscheinlich nur noch Bahnhof zu verstehen. Aber niemand läßt sich das anmerken.

Es ist tragisch, sagt Colbert, daß weder Fleischmann und Pons noch die Mitarbeiter jener kleinen Universität in Clausthal im Oberharz wegen der von der EG verfügten Geheimhaltung jemals erfuhren und erfahren werden, welche Ergebnisse ihre Arbeiten schon wenige Jahre später zeitigten. Aber welcher Zeitgenosse hätte um 1970 bis 1990 die richtigen der vielen verschiedenen Wege in der Forschung zu jener Zeit zusammenführen können? So hatte man in Clausthal niemals Energieerzeugung im Auge – die Intentionen, die hinter der Forschung in Sachen Kristallfehlstellen standen, bezogen sich ausschließlich auf die Mikroelektronik. Vielleicht aus diesem Grunde hat sich die Bezeichnung Fleischmann-Pons-Sarkowski-Labusch-Doeding-Seuter Reaktor, die eigentlich angemessen gewesen wäre, nie durchgesetzt – aber vielleicht liegt das auch an der Länge dieser Bezeichnung.

Nachdem die ersten Palladium-Titansplitter Leistungsdichten von mehreren Milliwatt pro Gramm erreicht hatten, begann sofort gezielt die Entwicklung der F-P-Reaktoren. Zunächst wurde die Anzahl der geeigneten Kristalldefekte stark erhöht, bis man bei achtzehn bis fünfundzwanzig Watt pro Gramm Palladium-Titan-Legierung anlangte. Es zeigte sich allerdings, daß die mögliche Dichte der Defekte mit steigender Temperatur wieder abnahm. Bei den für eine Energieerzeugung interessanten Temperaturen konnten pro Gramm aktives Material höchstens drei Watt erzeugt werden. Diese maximale Leistung nahm dann nur noch langsam im Laufe der Zeit ab – nach vielen Jahren kontinuierlicher Energieproduktion waren es noch zwei Watt, nach vielen Jahrzehnten nur noch ein Watt pro Gramm.

Kurzfristig sinkt die Energieproduktion allerdings aus einem anderen Grunde: Das erzeugte Helium besetzt die aktiven Kristalldefekte. Unternimmt man nichts, dann fällt die Leistung eines F-P-Reaktors nach wenigen Stunden auf unmeßbar geringe Werte. Die Deuteriumkerne gelangen nicht mehr dahin, wo sie fusionieren können, weil ihnen die Heliumkerne im Wege stehen.

Das Helium treibt man genauso aus den Kristalldefekten heraus wie man das Deuterium hineingetrieben hat: Man hält einfach die Außenkonzentration des Heliums so niedrig wie möglich. Um die Ausdiffusion von Helium aber noch zu beschleunigen, läßt man einen F-P-Reaktor in regelmäßigem Rhytmus etwas heißer arbeiten. Dieses geht allerdings nur sehr kurzzeitig, da bei zu hoher Temperatur auch die Dichte der aktiven Kristalldefekte weiter abnimmt – die Kristalldefekte ‘heilen aus’. Daraus folgt, daß die ideale Konstruktion des aktiven Palladium-Titan-Materials eine sehr dünne Folie ist, die das Ausdiffundieren des Heliums auch bei kurzzeitigster Temperaturerhöhung in den Ausheizungszyklen erleichtert. Deshalb besteht bei modernen F-P-Reaktoren das aktive Material, das bei großen Leistungsreaktoren ja einige hundert Tonnen umfassen kann, aus einem Gewebe feinster Palladium-Titan-Folien, die von schwerem Wasser mit hoher Strömungsgeschwindigkeit umspült werden. Dadurch ist die Temperatur über den gesamten Reaktorkern sehr konstant und läßt sich präzise und schnell regeln. Ein F-P-Reaktor verträgt schon wenige Grad Übertemperatur sehr schlecht, weil dann die Qualität des aktiven Materials schnell

abnimmt. Deshalb kann man ihn auch nicht ohne leistungsfähige Computer bauen, insbesondere auch dann, wenn die Lastanforderungen häufig wechseln.

Auch das, sagt Colbert, ist einer der Gründe, warum die CHARMION ohne Computersteuerung nicht auskommt. In jeder Sekunde werden Milliarden und Abermilliarden Rechneroperationen nur für den Reaktor verbraten, und noch vor wenigen Jahren hätte die benötigte Rechenleistung nur von einem Computerkomplex erbracht werden können, der mehr Strom verbrauchte als der Reaktor erzeugte!

Die Notwendigkeit einer effektiven Regelung ist auch durch die starke Druckabhängigkeit eines F-P-Reaktors bedingt. Eine Erhöhung der Leistung führt zu einer Temperaturerhöhung, die, wenn man sonst nichts weiter unternimmt, auch den Druck ansteigen läßt. Das bedeutet aber, daß die Leistung sofort weiter steigt. Man hat blitzartig die Temperaturen erreicht, bei denen das aktive Material durch Ausheilung der Kristalldefekte seine Aktivität verliert. Praktisch von einer Sekunde zur anderen hat man nur noch ein Druckgefäß mit heißem Wasser drin, das langsam abkühlt. Schon dieser Effekt alleine bewirkt, daß man einen F-P-Reaktor ohne computergesteuerte Druckregelung gar nicht in Betrieb nehmen kann, ohne ihn sogleich kaputtzumachen.

Es gibt aber noch mehr konstruktiven Schwierigkeiten. Wegen der Heliumvergiftung des aktiven Materials muß das Helium sehr effektiv aus dem Primärkreislauf entfernt werden. Und nicht nur das Helium. Es muß auch peinlich genau darauf geachtet werden, daß sich kein normalschwerer Wasserstoff in den Primärkreislauf verirrt. Der diffundiert nämlich auch sehr gerne in das aktive Material und geht mit Deuteriumkernen Fusionen ein. Es entsteht dann entweder Helium-3, ein Isotop des Heliums, oder Tritium unter Erzeugung eines Positrons. Das Positron reagiert mit irgendeinem Elektron und erzeugt dabei harte Gammastrahlen. Und der Tritiumkern verliert auch seine Unschuld: Unter den Bedingungen der Kristalldefekte fusioniert er auch mit einem anderen Deuteron. Dabei entsteht ein freies Neutron. Und das treibt in dem aktiven Material allerhand Unfug. Unter anderem können die Palladium- und die Titan-Atomkerne selbst dieses Neutron einfangen und dabei Kernreaktionen auslösen, die eine

ganze Reihe neuer Stoffe erzeugt, die meisten davon radioaktiv. Auch das Helium-3, das bei der Anwesenheit von normalschwerem Wasserstoff entsteht, ist noch bei einer ganzen Reihe ungewollter und störender Nachfolgereaktionen beteiligt.

Unter dem Strich bewirkt also die Anwesenheit geringster Spuren normalschweren Wasserstoffs eine radioaktive Verseuchung des aktiven Materials, das außerdem seine Eigenschaft als aktives Material verliert – die Kristalldefekte werden zerstört. Fremdatome haben in dem aktiven Material überhaupt nichts zu suchen. Das ist der Grund, warum der Primärkreislauf eines F-P-Reaktors reinstes Schweres Wasser – oder in einigen früheren Bauformen reinstes Deuteriumgas – enthalten muß und auch dauernd von allen neuentstandenen Fremdstoffen gereinigt werden muß. Auch die Anlage, die die Abscheidung von Fremdatomen macht, ist rechnergesteuert – sie ist nämlich noch viel komplizierter als der eigentliche Reaktor.

Nichtdestoweniger hat ein F-P-Reaktor auch sehr viele angenehme Eigenschaften. In früheren Modellen wurde die Deuteriumkonzentration im aktiven Material noch durch Elektrolyse künstlich erhöht. Das hatte den Vorteil, insbesondere bei kleinen Elektrodenabmessungen, daß die Leistung sehr rasch verändert und damit auch schnellstens abgeschaltet werden konnte. So eine Eigenschaft ist der Sicherheit durchaus förderlich.

Allerdings stellte sich dann heraus, daß Stromkonzentrationen an manchmal nur mikroskopisch kleinen scharfen Kanten des aktiven Materials die lokale Temperatur zu stark ansteigen ließen und auf diese Weise die Kristalldefekte ausheilten. Das aktive Material wurde gerade da inaktiv, wo durch hohe Stromdichten die höchsten Deuteriumkonzentrationen erreicht worden waren – auch dieses war in den frühen Experimenten ein Grund gewesen, daß viele im Prinzip funktionsfähige Versuchsaufbauten schon kurz nach Inbetriebnahme nicht mehr funktionieren konnten.

Außerdem mußte die Leitfähigkeit des schweren Wassers durch Zugabe von chemisch reinster Kalilauge oder einem anderen Elektrolyt erhöht werden. Das machte die Schwerwasserreinigung viel schwieriger und führte zu unübersehbar vielen chemischen Nebenreaktionen im Reaktor. Dazu kam, daß sich lokal doch immer wieder echte Elektrolyse-

Reaktionen abspielten, so daß man auch dauernd freien Sauerstoff und freien Schweren Wasserstoff im System hatte. Das wiederum machte die Druckregelung aufwendig und den gesamten Betrieb bei größeren Anlagen gefährlich.

Deshalb ist man in modernen F-P-Reaktoren dazu übergegangen, die Eindiffusion von Deuterium in das aktive Material allein durch hohen Druck zu bewerkstelligen. Es hat sich herausgestellt, daß das die sauberste Lösung ist. Es ist immer noch möglich, die Energieerzeugung im Reaktor in Sekunden runterzufahren, indem man den Druck von weit über 2000 Bar auf etwa 300 Bar zurücknimmt.

Eine andere – die teuerste – Möglichkeit der Schnellabschaltung ist einfach die, den Reaktor heißlaufen zu lassen. Wenn das aktive Material nur für Minuten um fünfzig Grad heißer ist als die normale Betriebstemperatur, oder nur für Sekunden um achtzig Grad heißer, dann sind alle Kristalldefekte kaputt. Es wird keine Energie mehr erzeugt. Der Reaktor kühlt aus – einfach so. Dann kann man das Schwere Wasser wieder in Vorratsbehälter umfüllen, das nicht mehr aktive Material ausbauen und als Rohstoff verwenden, für dieselbe Menge neuen aktiven Materials.

Das ist der Grund, warum man keine Angst vor einer Explosion eines F-P-Reaktors haben muß. Ein F-P-Reaktor geht unauffällig kaputt. Eine Leistungsexkursion kann er nur haben, wenn diese vermehrte Leistung auch sofort abgeführt wird. Das hieße aber, daß alle beteiligten Regelsysteme völlig in Ordnung sind.

Es gibt allerdings eine Methode, einen F-P-Reaktor zu demolieren, indem man nämlich die Druckabhängigkeit der Reaktion ausnutzt: Man fängt mit einem kalten Reaktor an und setzt den Primärkreislauf unter den höchsten Druck, den die Zuführungspumpen aufbringen können. Das sind etwa 3500 Bar. Dann schließt man alle Ventile und legt auf diese Weise die Druckregelung lahm.

Der Reaktor wird schnell seine Betriebstemperatur und etwas darüber erreichen. Dann geht das aktive Material zwar kaputt, aber der Druck steigt weiter auf über viertausendfünfhundert Bar. Und da liegt irgendwo die Grenze dessen, was der Primäre Druckbehälter aushalten kann. Bei einer gesunden Reaktorkonstruktion würden jetzt schon eine Vielzahl von

Sicherheitsventilen den heißen, aber sonst harmlosen Schwerwasserdampf ins Freie gelassen haben. Wenn das aber nicht geht, dann bricht der Druckbehälter auseinander. Dann allerdings wird das überhitzte Schwerwasser explosionsartig verdampfen und alles in der unmittelbaren Umgebung zertrümmern – eine ganz normale Kesselexplosion eben. Wie bei einer Dampfmaschine.

Colbert faßt zusammen:

„Das also sind die Schwierigkeiten beim Betrieb eines FP-Reaktors: Erstens braucht man einen höheren Druck im aktiven Medium als der Außendruck, für den dieses Boot gebaut ist, zweitens die immense Reinheit des Schwerwasserkreislaufes und drittens der hohe Bedarf an Rechenleistung. Richtige Gefahren gehen von ihm nicht aus."

„Und was passiert, wenn die Schwerwasserreinigung nicht so hundertprozentig ist?" Das war Dr. Cohausz. Die naheliegende Frage eines Chemikers, denke ich.

„Dann wird das Schiff in Neutronen gebadet. – Wenn das jetzt passierte, etwa wenn jetzt einige Liter Leichtwasser in den Primärkreislauf gelangten, dann kämen wir alle nicht schnell genug aus dem Raum heraus. In ein paar Tagen wären wir alle tot. Wer in diesem Raum drinbliebe, hätte es nach 10 Minuten hinter sich."

„Und das nennen Sie 'keine richtigen Gefahren'?"

„Der Reaktor wird dauernd überwacht. Beim kleinsten Anzeichen einer Fremdmaterialverseuchung wird er abgeschaltet. Aber es dürfte sehr schwer sein, Fremdmaterial in einen Flüssigkeitskreislauf zu bringen, der unter einem Druck von mehr als 2000 Bar steht."

Ich möchte auch etwas wissen: „Dieses Überhitzen, das die Kristallfehlstellen ausheilen lassen kann, wie kann man das rückgängig machen?"

„Mit Bordmitteln gar nicht. Diese Palladium-Titanfolien müssen in spezialisierten Labors hergestellt oder re-aktiviert werden."

„Und wenn einem dieses Mißgeschick doch passiert ist?"

„Es passiert nicht – die Rechner lassen es nicht zu!"

„Und wenn doch?"

„Ist der Reaktor hin."

„Und das Boot muß mit Batterien betrieben werden."

„Soviel Batterien hat das Boot nicht, daß damit ein längeres Betreiben möglich ist. Schon aus Gewichtsgründen kann die CHARMION nicht solche Batterien an Bord haben, wie dies bei den alten, nichtnuklearen U-Booten nötig und üblich war. Der Reaktor MUSS funktionieren! – Und er wird funktionieren. Ist das beste Stück Technologie in Europa."

Eingebildet ist dieser Sebastian Colbert gar nicht. Aber ich habe den Eindruck, daß man sich hier etwas zu sehr auf das Funktionieren vieler ineinander greifender technischer Systeme verlassen hat.

„Dieser Reaktor," sagt Colbert, „ist nur das zweitschwerste Stück Ausrüstung an Bord. Das schwerste ist der Druckkörper selber, der den größten Teil der Bootsmasse bildet."

Dann redet er noch etwas über die verwendete Hochdrucktechnologie. Ich verstehe, daß man Druckbehälter mit einer Herstellergarantie von über 3000 Bar gar nicht gescheit bauen kann. Druckleitungen bis ein paar hundert Bar – da kennt man sich aus. Jede Stahlflasche für technische Gase ist für diese Drucke gebaut. Also bleibt man konstruktiv bei Druckdifferenzen in dieser Größenordnung.

Und so ist es auch im wesentlichen gemacht: Das aktive Material befindet sich in konzentrischen Druckrohren, wobei jedes Druckrohr maximal weitere 360 Bar zum Gesamtdruck hinzufügt. Auf diese Weise hat man eine ganze Reihe von Kühlmittelkreisläufen, die sorgsam druckgeregelt werden müssen, damit keine Druckdifferenz größer als 300 Bar wird, und die alle variable Anteile an der erzeugten Wärme abführen. Auch das ist alles ohne Rechnersteuerung nicht zu schaffen.

Dann gibt es noch ein Problem. Der FP-Reaktor arbeitet bei nicht allzuhohen Temperaturen. Das heißt, wie jeder Physikstudent weiß, daß der thermodynamische Wirkungsgrad bei der Herstellung elektrischer Energie nicht besonders groß ist. Für jedes Kilowatt Strom entstehen noch einmal drei Kilowatt Wärme. Und die müssen abgeführt werden.

Dazu, sagt Amerlingen, gibt es nur die Möglichkeit, Wärmetauscher außerhalb des Druckkörpers zu verwenden. Diese Wärmeaustauscher, für den Raktor und für die Klimaanlage, die wir noch kennenlernen werden, bilden den umfangreichsten Teil der Maschinerie außerhalb des Druckkörpers, neben den Schwimmtanks, oder genauer, den äußeren Tauchtanks.

Ihre Konstruktion ist sehr einfach – da draußen seien hunderte von Kilometern Rohrleitungen in dicken Batterien angebracht, um rechts und links des Schiffes einen intensiven Wärmeaustausch des Kühlmittels mit dem Meerwasser zu ermöglichen. Diese Rohre haben einen geringen Durchmesser und sind deshalb sehr druckfest. Für die maximalen Tauchtiefen reicht es jedenfalls. Auch die Durchführungen machen wenig Probleme.

„Was ist das für ein Kühlmittel?“ frage ich.

„Wasser. Reinstes Wasser. Purissimum. Ist immer noch das beste, wegen der hohen Wärmekapazität. Und wenn das Wasser rein und de-ionisiert ist, dann hat man keine Probleme mit Korrosion. Schon gar nicht bei den Werkstoffen, die wir verwenden.“

„Und das Meerwasser? Bei den Austauscherrohren draußen?“„

„Ich zahle Ihnen ein Jahresgehalt, wenn Sie einen technischen Gegenstand an Bord finden, den Sie mit Meerwasser zum Rosten bringen können!“

„Auf das Angebot komme ich zurück!“ sage ich, und die meisten lachen.

„Einen Gegenstand, der zum U-Boot gehört!“ detailiiert Colbert seine Aussage.

Er versucht uns noch, einige Dinge im Reaktor zu identifizieren. Wir stellen nur mit Bewunderung fest, daß er sich auskennt – Einzelheiten kann ich mir nicht merken. Wir alle nicht, und als wir diese Sektion verlassen und die nächste betreten, werden die meisten schon vergessen haben, wo die Reaktionsrohre liegen, und wo die Zuleitungen zu den Kompaktturbinen und Stirlingmaschinen.

Auch diese Abteilung nimmt noch die ganze Höhe des Bootes ein, und die Zwischenböden der Decks existieren nur als Gänge mit Geländern, die quer durch die ganze Maschinerie führen.

Auch noch Aggregate für den Reaktor. Und Pumpen, jede Menge Pumpen. Wasser, Druckwasser, und Druckschwerwasser für den Reaktor. Heiß-, Kalt- und Warmwasser aus der Klimaanlage, für das gesamte Boot. Ionenaustauscher.

„Die großen Aggregate da unten, die wie Transformatoren aussehen, das sind unsere vier Vortriebsenergiewandler. Vier mal ein Megawatt. Das

reicht ja. Es sind auch Transformatoren, im Prinzip, und sehr schnell schaltende Leistungshalbleiter."

„Wo sind denn die Schraubenwellen?" Das war wieder der Cohausz. Gerade hatte ich auch begonnen, mich das zu fragen.

„Haben wir nicht. Für Schraubenachsen hätte man große Bohrungen im Druckkörper gebraucht. Dichtungsringe. Schwere Achsenlager. Und die andere Möglichkeit, über Druckrohre Wasser von außen an Turbinen heranzuführen und wieder über Druckrohre auszuwerfen, wurde von den Konstrukteuren auch für unsicher gehalten. Nicht geeignet für diese Tauchtiefen. Da wären auch wieder zu große Rohrdurchmesser notwendig gewesen."

Ich erinnere mich an ein Konzept, ein U-Boot dadurch lautlos zu machen, indem man die Vortriebsschrauben in Tunneln, die das Boot längs durchzogen, unterbrachte. Die Schraubengeräusche – Kavitationsgeräusche und dergleichen – wurden dann abgeschirmt. Aber es zeigte sich, daß andere Geräuschquellen entstanden, etwa Flüssigkeitsschwingungen in diesen Rohren, die dann von einem gegnerischen U-Boot genauso gut geortet werden konnten. Das, der geringere Wirkungsgrad und die konstruktiven Schwierigkeiten hatten dafür gesorgt, daß sich das Konzept bei militärischen U-Booten doch nicht durchsetzte. Immerhin war die Idee gut genug, in einem Roman verwendet zu werden, der vor etwa acht oder neun Jahren erschienen war. Als ich Clancy's 'The Hunt for Red October' das erste Mal las, gab es die große Ost-West-Konfrontation gar nicht mehr, und das ganze laß sich deshalb schon wie ein Geschichtsbuch.

„Nein, die CHARMION hat etwas besseres." fährt Colbert fort und lenkt meine Aufmerksamkeit wieder auf die Wirklichkeit.

Was er erklärt, dürfte für viele Laien wieder schwer verständlich sein, oder wenigstens nur halbverständlich. Die Schrauben befinden sich außerhalb des Druckkörpers, und das Achsenstück, auf dem sie sitzen, auch. Immer zwei Schrauben auf einer Achse. Dazwischen Versteifungsstreben, die ein Flügelprofil haben. Das ganze ist gleichzeitig der Käfig eines Asynchron-Drehstrom-Käfigläufermotors. Rundherum sind die monolithischen Magneten des Ständers. Absolut druckfest und absolut wartungsfrei.

Die ‘Doppelschraubenkäfigläuferwelle’, oder wie immer man dieses Bauteil korrekt bezeichnet, natürlich auch.

Was in früheren Zeiten Schwierigkeiten gemacht hätte, wären die Lager gewesen. Auch das ist nicht mehr so. Die Achsenenden sind ferromagnetisch und werden durch weitere Elektromagneten in einer Position gehalten, in der sie gar nichts berühren. Einige Millimeter Wasserschicht ist immer zwischen dem rotierenden Metall und den Polschuhen. Und hier erfolgt auch die Übertragung der Vortriebskräfte.

„Auch das geht nicht ohne elektronische Regelung. Aber die Vorteile sind enorm,“ sagt Colbert, „Es gibt nur ein mechanisch bewegtes Bauteil: Die Achse-Propeller-Käfigläufereinheit. Und die berührt im Betrieb Wasser und sonst gar nichts. Die Elektromagneten sind monolithisch, ebenso die Abstandssensoren – die könnten Tausende von Atmosphären aushalten, also weit mehr als nötig ist. Und alles ist im Wasser und wird so optimal gekühlt.“

„Und alles aus korrosionsfestem Material, vermute ich?“ frage ich dazwischen.

„Natürlich.“ sagt Colbert. Er hält einen Moment ein, weil er sich nicht ganz sicher ist, ob ich ihn auf den Arm nehme. Vielleicht vermeidet er es auch deshalb, weitergehende Erläuterungen abzugeben, etwa über den Grad der Lautlosigkeit, den man mit diesem Vortriebsystem erreichen kann, sofern das überhaupt ein wesentliches Design-Ziel war, und über die Bewältigung der Materialerrosionsprobleme an den Schrauben durch Kavitation. Schade – hätte mich eigentlich interessiert.

Die Aggregate unter uns, so kommt er jetzt auf diese zurück, erzeugen den Drehstrom für diese Propeller da draußen, in der richtigen Stärke und der richtigen Frequenz. Es wird natürlich einiges an Energie gebraucht, was dazu führt, daß noch mehr Energie über die Wärmeaustauscher an das Meer abgegeben werden muß. Aber der Wirkungsgrad der Wärmeaustauscher da draußen wird besser, wenn die Propeller laufen und das Boot sich bewegt. Außerdem kommt die Abwärme nur aus dem Reaktor – wenn man den Strom erst einmal hat, so Colbert, dann kann man ihn mit der modernen Leistungselektronik fast verlustlos umwandeln. Er meint, diese Aggregate da unten wären in der Lage, aus sinusförmigen Wechselstrom von

50 Hertz einen Drehstrom von 7.1.299.874 Hertz herzustellen, und das Resultat wäre in allen drei Phasen mindestens genauso sinusförmig. Und selbstverständlich gibt es in diesen Wandlern keine mechanisch bewegten Teile.

„Es sind natürlich genügend Propellereinheiten vorhanden, daß ein paar davon ausfallen können. – Aber es werden keine ausfallen!“

Dann erläutert er noch, daß eigentlich ständig ein paar Lagekorrekturschrauben in Betrieb sind. Wie wir bemerkt haben werden, hat das Boot keine Fender – es hält aktiv ständig den gleichen Abstand zur Kaimauer.

Colbert erläutert nicht, was ein Fender ist. Ich weiß es zufällig, weil ich den Buchheim gelesen habe: Ein Fender ist irgendetwas, was man draußen an der Bordwand hängen hat, um zu verhindern, daß Schiff und Kaimauer sich gegenseitig etwas tun. Meistens sind es alte Autoreifen. Aber einigen dieser Landraten hier dürfte der Begriff Fender sicher fremd sein – und keiner fragt nach!

„Wie schnell ist das Boot eigentlich?“ will Gabi Gohlmann wissen.

„19 bis maximal 20 Knoten. Wir könnten vielleicht schneller sein, aber die Wärmeaustauscher haben einen hohen Strömungswiderstand. Im Trokkendock sieht das Boot deshalb auch nicht sehr schnittig aus. Mit 20 Knoten fahren wir aber den meisten anderen nichtnuklearen Booten unter Wasser davon.“

„19 bis 20 was?“ fragt Gabi. Wie kann jemand nicht wissen, was ein Knoten ist, denke ich – wir haben in München doch auch darüber genügend erfahren – oder hatten wir etwa keine U-Boot-Betriebskunde und elementare Navigation?

„Ein Knoten ist 1.851851851851851851 und so weiter Kilometer pro Stunde.“ erklärt Colbert geduldig, „Kann man sich ganz leicht merken. 20.000 Kilometer geteilt durch 180 mal 60 Längenminuten. Kann man sich auch ganz leicht merken. 19 bis 20 Knoten sind also 35 bis 37 Stundenkilometer. Das ist aber keine Dauerleistung, weil dann die gesamte Energie des Reaktors in den Vortrieb geht. 4 Megawatt elektrischer Leistung bei 16 Megawatt thermischer Leistung. Mehr gibt der Reaktor nicht her. Klimaanlage und Rechner brauchen ja auch etwas.“

„Gibt es nicht ein Boot, das 49 Knoten kann?“ frage ich.

„Ja. Das waren die Boote der Alfa-Class der ehemaligen Sowjetunion. Die hatten eine Wasserverdrängung von 2760 t und konnten auch leidlich tief tauchen, wenn auch nicht so tief wie wir. Die Qualitäten dieses Bootes liegen nicht so sehr im Rennsport als in der Tauchtiefe und der elektronischen Ausrüstung. Außerdem – wenn wir einen Fissionsreaktor an Bord hätten, dann wären noch ein paar Megawatt mehr möglich. Aber die EG hat soviel Geld in die Entwicklung des FP-Reaktors gesteckt, daß sie das Ding wenigstens irgendwo einsetzen mußten. Eine Aufgabe der CHARMION ist ja auch, mit Reaktoren dieses Types Erfahrungen zu sammeln."

„Wieviele FP-Reaktoren sind denn schon im produktiven Einsatz?" frage ich mißtrauisch.

„Dieses ist der einzige. Soweit ich weiß."

„Ach du liebe Zeit! Ein Prototyp!"

„Das ganze Boot ist ein Prototyp!"

„Mit Einzelanfertigungen in meinem alten Job als Softwareingenieur habe ich schlimme Erfahrungen."

„Nana," wiegelt Colbert ab, „diese Werft versteht ihr Handwerk!"

„Wieso ausgerechnet diese? Was macht sie so sicher? Haben Sie schon mal ein Großunternehmen gesehen, daß herausragende Produkte herstellt, wenn diese Produkte sich nicht einem Wettbewerb unterziehen müssen?"

Vielleicht sollte ich nicht gerade jetzt anfangen, mich über die planwirtschaftliche Ineffektivität von Großunternehmen auszulassen. Colbert nimmt das persönlich, als meine ich speziell die Werft in Greenock, die dieses Boot gebaut hat, und ganz speziell dieses Boot selbst und diesen FP-Reaktor.

„Die besten Leute der EG haben an diesem Boot gearbeitet!" Er sagt das mit einem Tonfall, als ob er mir deutlich machen will, daß ich nicht zu diesen Leuten gehöre. „Dieser Reaktortyp wird eines Tages DAS energiepolitische Standbein der ganzen Welt sein!"

Wir verfolgen das Thema nicht weiter. Colbert kennt sich in der Reaktortechnik aus, und für ihn ist dieser Reaktor eine Ideallösung. Ist er auf den ersten Blick ja auch. Wenn er trotz des hohen Komplexitätsgrades eines Tages die Welt problemlos mit Energie versorgen kann, dann werden wir eine Menge Probleme nicht mehr haben, die uns heute noch be-

drängen. Treibhauseffekt und nukleare Endlagerung. Diese Gespenster der bisherigen konventionellen und der bisherigen nuklearen Energieerzeugung wird es nicht mehr geben.

Aber es werden andere Probleme kommen, weil man sich dann eine Zeitlang wirtschaftliches und bevölkerungspolitisches Wachstum leisten kann, bis andere Grenzen deutlich werden. Bis vielleicht die bloße Menge dieser ach so sauber erzeugten Energie das Klima dieses Planeten vollständig verändert, bis die großen Menschenmengen an anderen ihrer hausgemachten Probleme ersticken, Probleme, die sie mit der bisherigen gefährlichen Reaktor- und Energietechnologie gar nicht erreichen konnten. Das stabilisierende Ökoreservoir Erde wird es dann nicht einmal mehr in Spuren geben.

Muß man nicht auf dem ersten Blick sehen, daß die Illusion, das wir Menschen vermöge unserer Technik zu einer Lebensform werden, der die Bewältigung der Existenz zunehmend leicht fällt, nicht stimmen kann? Keine andere Lebensform auf diesem Planeten hat das erreicht. Alle haben ihre ökologischen Nischen, in denen sie gerade eben existieren können. Solche Nischen ändern sich, und die Bedingungen für jede Lebensform ändern sich auch. Wenn sie schlechter werden, dann kann das zu lokalen oder globalem Aussterben einer Lebensform führen, und es ist dazu nur nötig, daß die Bedingungen nur ein bißchen schlechter werden.

Werden sie besser, dann beobachtet man in der Natur ein Einpendeln der Populationsdichten einer Lebensform auf etwas höherem Niveau. Wenn sie ein bißchen besser werden. Das geht genau soweit, bis die Verbesserung der ökologischen Nische durch die Folgen der höheren Bevölkerungsdichte gerade wieder kompensiert wird.

Werden jedoch die Lebensbedingungen zu gut, dann gibt es kein stabiles Populationsniveau mehr. Chaotisches Schwanken der Bevölkerungsdichten ist die Folge, weil sie durch ihre eigene effektive Fruchtbarkeit übersteuerte Regelkreise geschaffen haben. Jeder Schüler kann das mit seinem Computer nachprogrammieren. Das allereinfachste Modell erhält man schon mit der einfachen Annahme, daß der Zuwachs der Population proportional zur Populationsdichte ist, und daß noch ein Verlust entsteht, der proportional zum Quadrat der Populationsdichte ist. Wenn der erste Koef-

fizient zu groß wird, dann wird dieses einfache System unstabil und entwickelt ein völlig unvorhersehbares Verhalten. Für die an einem solchen System Beteiligten ist das katastrophal, auch wenn die mathematische Darstellung der Gebiete stabilen und unstabilen Verhaltens einiger Parameter solcher Systeme Grundlage von graphisch sehr ansprechenden Graphiken sind, etwa der bekannten Mandelbrotmenge.

Bei so einer starken Schwankung eines solchen unstabilen Systems kann die Bevölkerungsdichte auch einmal auf Null schwanken. Dann ist es passiert. Die Art ist ganz plötzlich ausgestorben. – Vielleicht ist das auch eine Hypothese für das Aussterben der Saurier auf der Erdoberfläche: Irgendwann waren sie tatsächlich die unüberwindlichen Herrscher aller anderen Lebensformen. Und dann sind sie in diese Chaos-Falle getappt. Weil sie eine zu erfolgreiche Lebensform waren. Und nicht obwohl.

Und nun sind die Menschen dran. Seit Jahrhunderten bewältigen sie mit ihrer Technologie ein Problem nach dem anderen. Und jedesmal wird es schwerer, wenn danach doch wieder neue Probleme auftauchen. Jetzt ist es die Umwelt. Wohin mit der Nuklearentsorgung? Was tun gegen den Treibhauseffekt? Der FP-Reaktor könnte die absolute Lösung bedeuten. Eine Zeitlang. Vielleicht ermöglicht erst er, daß tatsächlich die gesamte Weltbevölkerung in Wohlstand leben kann. Dutzende von Milliarden von Menschen. Und in jeder Generation eine Zunahme von ein paar weiteren Dutzend Milliarden. Bloß, weil es ein Energieversorgungsproblem nicht mehr gibt. So ähnlich muß Colbert denken. Denke ich.

Aber sicher ist nur der Wandel. Es werden andere Probleme kommen, an die wir noch gar nicht denken. Irgendwann wird eines dieser Probleme nicht mehr rechtzeitig gelöst werden können. Und dann erlebt der Mensch seine letzte Fluktuation der Bevölkerungsdichte. Ab unter die Nulllinie. Ab zu den Fossilien.

Vielleicht bin ich zu pessimistisch. Diese Denkweise hieße, daß letztlich das Lösen eines Problems doch immer wieder neue Probleme auftischt. Natürlich machen wir trotzdem weiter, weil wir dieses vernünftige Vorurteil haben, daß Leben an sich und Überleben ein erstrebenswertes Ziel ist.

Ich habe dieses Vorurteil auch. Ohne dieses gäbe es diese wahnsinnig interessanten Maschinen wie die ganze CHARMION gar nicht.

Aber vielleicht hatten die Erbauer der Toten Städte dieses Vorurteil auch. Irgendwelche Probleme werden sie mit ihren hängenden Burgen, ihren Städten und ihren phantastischen Klettersteiganlagen gelöst haben. Und was hat es ihnen genützt? Gerade, daß sie für die Granitbeißerinnen noch eine vergangene Legende sind. Obwohl sie ihnen vielleicht in mehr als einer Hinsicht überlegen waren.

Und wieder überlege ich: Was tun: Wo mitmischen, zu welchem Ziele? Welches Ziel ist es wert? Soll ich diese Expedition zum Scheitern bringen, damit wenigstens die Welthöhle die sicherlich kommenden Zeitalter des Chaos der menschlichen Zivilisation unbeschadet überlebt? Soll ich also echte Sabotage üben? Oder soll ich kooperieren, und sogar nichts gegen den Unbekannten unternehmen, der im Rahmen eines größerern, offenbar schon laufenden genetischen Krieges der EG gegen die Dritte Welt diese provirulenten Keime aus der Welthöhle beschaffen soll? Wäre das nicht etwas, was die Menschheit braucht, um zu überleben? Bei genetischen Kriegen freigesetzte Seuchen, deren man sich erwehren muß und die die Weltbevölkerung auf ein vernünftiges Maß zurückführen? Ist dieses geplante Verbrechen vielleicht die unbedingt notwendige Therapie?

Und auf welcher Seite stehe ich?

In der Vergangenheit war schon gemutmaßt worden, daß auch AIDS, als es etwa 1985 immer mehr öffentliche Aufmerksamkeit erregte, eine künstliche Seuche war. Das ist nie bestätigt worden, und ich glaube auch nicht daran, weil dieses Virus schon zu einem Zeitpunkt generiert worden sein muß, als man von Gentechnologie noch keine Ahnung hatte. Aber ich habe schon häufiger gemutmaßt, daß AIDS das im Moment dringenste Problem der Menschheit lösen könnte, nachdem der 'Abrüstungswahnsinn' der Neunziger den globalen Krieg immer unwahrscheinlicher machte. AIDS war das ideale Mittel dazu: Die Seuche schritt und schreitet rascher voran als das Bevölkerungswachstum, wird dieses also irgendwann umkehren. Aber sie schreitet auch langsam genug voran, um aus dem neuigkeitsorientierten Bewußtsein der Öffentlichkeit immer wieder herauszurutschen, genau wie die Bevölkerungsexplosion selbst. Aus diesem Grunde wurde und wird mit nur wenig Nachdruck an AIDS geforscht.

AIDS ist ein strenger Selektionsmechanismus. Menschen, die rational die Ausbreitungsmechanismen einer Seuche und die Relevanz des eigenen Verhaltens zur eigenen Infektionswahrscheinlichkeit kennen, haben eine viel größere Chance, am Leben zu bleiben. Insofern ist es eine gerechte Seuche – wer die medizinischen Grundlagen nicht kennt und nichts darüber lernen will, der wird mit größerer Wahrscheinlichkeit abserviert als andere.

Immer, wenn ich diese Gedanken geäußert habe, habe ich natürlich starken Widerspruch geerntet. Sogar intelligente Menschen haben mir vorgeworfen, daß meine Besorgnis wegen der Überbevölkerung dem Wunsch entspringe, die Menschheit aussterben zu lassen. Daß das genaue Gegenteil der Fall ist, können nur wenige nachvollziehen. AIDS könnte langsfristig die Existenz der Menschheit sichern helfen. Das gleiche gilt für die Dinge, die mit den provirulenten Keimen, die aus der Welthöhle beschafft werden sollen, vielleicht gemacht werden können. Vielleicht sind die kommenden, demographisch korrigierenden Kriege unbedingt notwendig. Das humanste für diesen Planeten, sein Ökosystem und tatsächlich auch das humanste für die Menschheit. Damit es in tausend und zehntausend Jahren noch Menschen gibt, in einer lebenswerten Umwelt und in Wohlstand.

Am allersinnvollsten wäre natürlich eine verantwortungsbewußte Politik des Nullwachstums der Bevölkerung und des langsamen Zurückführens der Menschenzahlen. Jedem einzelnen Bürger auf der ganzen Welt müßte klar sein, daß es keinen entschuldbaren Grund gibt, mehr als zwei Kinder zu zeugen oder zu gebären. Dann wäre es möglich, auf Kriege und auf AIDS und auf vieles andere zu verzichten. Aber an absolute Utopien glaube ich nicht mehr.

Überhaupt: Utopien. Jeder Ansatz, jeder Versuch, Utopien wahrzumachen, hat bis jetzt einen Holocaust verursacht. Was war denn die Idee des Kommunismus anderes als eine Utopie? Eine auf den ersten Blick bestechende Utopie. Und siebzig Jahre lang wurde das Leben jedes zweiten Menschen auf der Erde negativ beeinflußt. Hunderte von Millionen vertaner, individueller Entwicklungschancen. Viele andere Ideen von Weltverbesserern tragen ebenfalls den Keim des Fehlschlagens oder des Holo-

causts in sich. – Manchmal provoziere ich mit der Behauptung, daß, wenn schon jede Utopie bei zahllosen Menschen Leid verursacht, man vielleicht einmal versuchen sollte, mit dem Leid anzufangen, um dann zur Verwirklichung einer Utopie zu gelangen. Erst der Holocaust, dann die bessere Welt. Zweifellos wäre die gewaltsame Reduktion der Menschenzahlen auf diesem Planeten ein Weg dazu. Das ist natürlich Zynismus in Reinkultur. Wirkt immer, wenn man Lebhaftigkeit in Gesprächsrunden bringen möchte. Und keinen Wert auf weitere Einladungen legt. Besonders, wenn die Gastgeber mehr als zwei Kinder haben.

Aber wo stehe ich, wenn ich die Frage ernsthaft angehe? Ich weiß es nicht. Es gibt keine eindeutigen Antworten, selbst, wenn ich mal voraussetze, daß ich mich in meinen Erkenntnissen nicht irre. Was ja auch möglich ist. Wenn unsere Welthöhlenexpedition erfolgreich sein wird, dann kann es zum Nutzen der Menschheit sein, weil das Verbrechen an der Welthöhle, das ich befürchte, möglich wird. Für die Welthöhle und die Biosphäre in ihr wird es sicher ein Nachteil, auf jeden Fall.

Wahrscheinlich gibt es nur eine Loyalität, der man beständig mit Überzeugung folgen kann: Das eigene Wohlergehen und das eigene Leben, und die Menschen, die einem nahestehen. Wieso sollte gerade ich den Lauf der Menschheitsgeschichte beeinflußen? – Ich bin jetzt 48. Sollte ich meine restlichen 20 bis 30 Jahre hinter Idealen herrennen, die sich dann vielleicht doch nicht als der Mühe wert erweisen könnten?

Die Evolution entscheidet doch, auch ohne mein Eingreifen, welche Zeit unserer Spezies noch beschieden ist. Wenn wir uns selbst ausrotten, egal, ob mit unserer Fruchtbarkeit oder mit Waffengewalt, dann waren wir es einfach nicht wert. Punktum.

Also gehört meine Loyalität Irene und mir. Und deshalb muß ich mir Gedanken machen, an wen diese Direktive gerichtet sein könnte. Um Irene zu schützen, und vielleicht auch mich selbst. Andere, größere, 'übergeordnete' Überlegungen sind für mich nicht wichtig. Ich bin nicht dazu berufen, das große, in sich widerspruchsfreie Ethiksystem aufzustellen und daraus alle Patentrezepte abzuleiten.

Ich war eine Zeitlang unaufmerksam. Wir sind Colbert in den nächsten Raum gefolgt. Wir kommen allmählich zum Ende des Bootes: Die Wände rücken einander näher und krümmen sich stärker.

Hier gibt es noch einige periphere Einrichtungen und eine Wartungsbühne für schwere Maschinenteile. Es kann zwar nicht alles mit Bordmitteln repariert werden, sagt Colbert, aber viel. Und so zuverlässig, wie die Bootssysteme sind, wird kaum etwas repariert werden müssen.

In dieser Sektion sind auch die Pumpen, um Wasser an Bord und von Bord zu bringen, was ja eventuell gegen hohen Außendruck geschehen muß. Das ist technisch auch nicht einfach, weil auch das Dreckwasser, das zum Beispiel die organischen Reste des Bordbetriebes in durch Ultraschall fein verteilter Suspension enthält, so von Bord kommt.

'Organische Reste des Bordbetriebes' – schöne Umschreibung für 'Scheiße', denke ich. Kann man das als Interjektion benutzen? 'Schöne organische Reste des Bordbetriebes'. Da sträubt sich die Feder oder der Computer des Schreibers. Aber ich frage nach:

„Dadurch ist doch eine biologische Verseuchung der Umgebung möglich, wenn man in ein fremdes Biotop einfährt!"

„Nicht, wenn man diese Suppe leidlich gut verdünnt und in optisch dünnen Schichten immens hohen Dosen von Ultraviolettstrahlung aussetzt. Das, und die nebenbei durch diesen Prozeß erzeugte Hitze bauen alle organischen Stoffe so gründlich ab wie Feuer."

Colbert hängt an diesem Thema Betrachtungen über 'Maschinen für die Ewigkeit' auf. Er sagt, daß dieses ein grundlegendes Design-Prinzip für die CHARMION war, um unterwegs wenig oder nichts warten zu müssen – da hat man keine Kosten gescheut. Naja, denke ich, warum auch nicht – sind ja unsere Steuergelder.

Die Lebensdauer zu maximieren geht leider nicht bei allen Arten von technischen Einrichtungen gleich gut. Pumpen jeder Art gehören da noch zu den problematischsten Geräten. Ebenso Ventile, die man in jeder Pumpeinrichtung braucht. Ganz besonders bei den hier vorkommenden Drucken. Aber auch die gewöhnlichen Alltagsinstallationen, wie man sie in allen sanitären Einrichtungen findet, sind für den Konstrukteur eine

technische Herausforderung, wenn man auf langen, störungsfreien Betrieb Wert legt.

Das ist auf der CHARMION aber weitgehend erreicht, sagt Colbert. Die Installationen hier darf man auf keinen Fall etwa mit den Toiletten auf dem amerikanischen Space-Shuttle vergleichen, bei denen es in fast zwanzig Jahren nicht gelungen ist, einen einwandfreien Betrieb zu gewährleisten. – Ich denke mir im stillen, daß er da den amerikanischen Shuttle-Konstrukteuren Unrecht tut: Auf diesem Schiff ist es nicht notwendig, Toiletten für den Gebrauch unter den Bedingungen der Schwerelosikeit zu entwerfen. Aber ich sage nichts.

Bei manchen technischen Dingen ist man in Sachen Dauerhaftigkeit ja enorm weit gekommen. Halbleiter zum Beispiel, ob ein Einzeltransistor oder ein Prozessor, und die Technologie in den Computern, die wir an Bord haben. Die altern nicht, egal, ob sie in Betrieb sind oder nicht. Genauso wenig wie ein Klingeldraht, durch den ein schwacher Strom fließt. Vorausgesetzt natürlich immer, da die Betriebstemperaturen nicht zu hoch werden. Transformatoren können uralt werden, ohne ihre elektrischen Eigenschaften zu ändern, und unsere Vortriebskäfigläuferdoppelschrauben da draußen nutzen sich auch nicht ab, wenn wir nicht gerade mit voller Kraft durch aufgelösten Schleifsand fahren. Aha, denke ich: Die Materialerrosion durch Kavitation gibt es bei diesem Schiff also offenbar nicht.

Auch bei der Beleuchtung ist man in Sachen Dauerhaftigkeit weit gekommen. War die alte Glühbirne schon nach 1000 Stunden hin, so war man mit der Halogenlampe schon bei 2000 bis 3000 Stunden. Und wegen der besonders bei Niederspannungslampen höheren Leuchtfadentemperatur stieg der Wirkungsgrad von müden 10 Prozent auf bis zu 30 Prozent. Dann gibt es die Leuchtstoffröhre, inzwischen schon seit mehr als 50 Jahren. Mit all ihren verschiedensten Spielarten hatte man bis Ende der Achtziger Jahre diese auf eine Lebensdauer von 9000 Stunden gebracht, einen Wirkungsgrad von ungefähr 50 Prozent erreicht und man konnte jeden gewünschten Farbton erzeugen. – Ich weiß, daß er recht hat: Einige unserer Energiesparlampen, die wir für die Beleuchtung unseres Flurs zuhause gebraucht haben, haben über drei Jahre ununterbrochenen Betrieb geschafft – über 25-000 Stunden!

Trotzdem, sagt Colbert, kann man von Langlebigkeit eines Produktes erst reden, wenn seine Lebensdauer die Lebensdauer eines Menschen deutlich überschreitet. 9000 Stunden sind etwa ein Jahr. Alle Ingenieure waren sich darüber klar, daß man da noch mehr herausholen kann.

Das, was eine Leuchtstofflampe altern läßt, sind ganz besonders die abgesputterten Elektrodenmaterialien – an alten Leuchtstoffröhren sieht man die dunklen Flecken an den Enden. Da hat man noch einiges an Materialforschung reingesteckt. Außerdem erfolgt die Zündung moderner Leuchtstoffröhren schon lange nicht mehr mit einem kurzen Anheizen der Elektroden, sondern durch noch kürzere Hochspannungsimpulse. Die seit einigen Jahren auf dem Markt erhältlichen Leuchtstofflampen haben eine Lebensdauer von 50.000 bis 150.000 Stunden – das sind 6 bis 17 Jahre. Mit ein bißchen mehr Elektronik und bei etwas höheren Frequenzen braucht man keine Elektroden mehr, sondern kann die elektrische Energie kapazitiv in das Röhrenplasma einkoppeln – man muß bloß die Hochfrequenz gut abschirmen, damit sie nicht andere Geräte stört. Mit dieser Technologie erreicht man zur Zeit die besten Wirkungsgrade, und die Alterung dieser Lampen ist unter die Meßbarkeit gesunken. Das ist der Stand der Beleuchtungstechnologie an Bord. Allerdings, sagt Colbert, ist das keine Technologie, die geheimgehalten wird wie etwa unsere Rechnertechnologie. Es sind nur die Kosten dieser Lampen, die die Markteinführung bisher verhinderten.

Allmählich frage ich mich, ob wir eine Führung durch ein U-Boot machen oder eine Vorlesung über Beleuchtungskörper hören. Aber Colbert macht es sehr interessant und sieht Zusammenhänge, die andere vielleicht nicht so sehen. Und das Thema ‘Maschinen für die Ewigkeit’ muß mich wohl auch einmal fasziniert haben – bin ich nicht auch deshalb seinerzeit in die Softwaretechnologie gegangen, weil ein Programm eigentlich eine ‘Maschine’ war, die sich nicht abnutzte? Das man deshalb nie warten mußte?

Leider, sagt Colbert, sind es mehr die elektrischen Geräte, die die großen Fortschritte in Richtung von Geräten ‘für die Ewigkeit’ ermöglichten. Bei der Mechanik tut man sich nach wie vor schwer. Unsere Kabinentüren seien zum Beispiel so konstruiert, daß man sie zwanzig mal häufiger zu-

schlagen kann als eine gewöhnliche Wohnungstür. Danach schließt sie nicht mehr dicht. – Das, sagt er, entspricht einem Ehekrach, dessen Länge die Lebensdauer der beiden Ehepartner deutlich übertrifft. Dabei grinst er diabolisch. Ich nehme an, daß er verheiratet ist und weiß, wovon er spricht.

Colbert geht dann noch ein bißchen auf Pumpentechnologie ein, aber ich höre nicht genau zu, weil ich versuche, herauszukriegen, wer an den Ausführungen nicht interessiert ist und wer nur interessiert tut.

Dr. Reinhardt sieht Irene an. Irene sieht Carola an. Carola sieht Edwin an. Edwin sieht den Boden an. Weniger als die Hälfte der dichtgedrängt stehenden Anwesenden folgen mit den Blicken Colbert's Erklärungen. Ich versuche, zu erraten, wer was denkt.

Irene: Ihr sind zuviele Frauen an Bord. Denkt sie ernsthaft, daß ich unterwegs streune? Warum sieht sie dann die Carola an und nicht die Yay? Andererseits grenzt ihr Gesichtsausdruck an Gleichgültigkeit, und Carola steht eben in ihrer Blickrichtung.

Das gilt auch für Dr. Reinhardt. Irene steht zufällig in seiner Blickrichtung. Glänzende Augen, das habe ich schon bemerkt, kriegt er bei der Gabi Gohlmann und bei Vivian Grail. Er steht offenbar auf zerbrechliche und schüchterne Frauen. Der manchmal zu selbstbewußten Esther Peterson begegnet er mit betonter Distanz, und bei Carola ist es dasselbe. Irene ist ihm gleichgültig. Ist er es, an den die Direktive gerichtet ist? Mustert er sie unter dem Gesichtspunkt, wie er sie beseitigen kann?

Ich glaube es nicht. Dr. Reinhardt hat das Problem, daß nicht gleich jeder einsieht, daß er der beste Paläontologe aller Zeiten ist. Wenn er einen persönlichen Feind hat, dann ist es Alfred Seltsam, der nach seiner Meinung nicht einmal qualifiziert ist, das Wort 'Paläontologie' auszusprechen. Nein, Dr. Reinhardt will Weltruhm. Er will der bekannteste Paläontologe der Welt werden, und er will, daß die Öffentlichkeit nicht den Namen 'Seltsam' erfährt. Jedenfalls nicht im Kontext Paläontologie.

Nein. Reinhardt kann es auch nicht sein. Oder?

Seltsam betrachtet Natalie Yay, die vor ihm steht. Seinen Blicken ist anzusehen, was er denkt: Er sähe sich jetzt lieber zwischen ihren weit gespreizten Beinen in ihr steckend und glücklich ihren Busen küssend. Kann

man ihm ja nachfühlen. Im Moment jedenfalls hat er, wenn sie an ihn gerichtet sein sollte, die Direktive q78q99q nicht im Sinn. Und wenn er sich nicht gerade mal in die Yay hineinwünscht, dann kümmert er sich um seine Evolutionsmathematik.

Die Yay folgt Colberts Erklärungen. Aber ich denke, daß sie das nur tut, weil ihr nichts einfällt, was man sonst tun oder sich durch den Kopf gehen lassen sollte. Sicher versteht sie fast nichts. Diese Technik ist jenseits ihres fachlichen Horizontes. Und wenn ihre Blicke die hungrigen Augen von Seltsam kreuzen, dann reagiert sie in keinster Weise. Uninteressiertheit auf allen Ebenen. Was muß man eigentlich tun, damit es ihr mal geziemend feucht zwischen den Beinen wird?

Edwin hat sein Interesse wieder vom Boden auf Colbert's Erklärungen gelenkt. Er interessiert sich wirklich, und wenn er die Wand und den Boden anstarrt, dann folgt er den Erklärungen akustisch. Edwin und Carola kenne ich so lange und so gut – sie kann ich natürlich aus meinem Kreis der Verdächtigen streichen, genauso wie Irene und mich selbst.

Mario Wondrachek. Er erinnert mich immer wieder an einen Pizzaverkäufer. Ist auch einer der Stillen im Lande, und ich weiß wenig über ihn. Verdächtig? Ich weiß nicht. Im Moment folgt er aufmerksam Colbert's Erklärungen, auch, wenn es sich nicht um sein ureigenstes Fachgebiet handelt.

Ebenso Dr. Solzbach. Er wird durch jede Tätigkeit von den Erinnerungen an seine Familie abgelenkt. Vielleicht hat er Rachegedanken an dieser Zivilisation, die vermöge ihres Individualverkehrskonzeptes an der Schlachtung seiner Familie schuld ist? Welche persönlichen Konsequenzen zieht jemand aus einem solchen Schicksalsschlag? Verdächtig? Keine Ahnung.

Dr. Günther Cohausz. Nein. Er macht aus seinen Weltanschauungen keine Geheimnisse. Wenn er der Meinung wäre, daß man in großem Maßstab Babies vergiften sollte, dann hätte er das schon längst jedem klargemacht. Bis zum Überdruß. Ich glaube, Dr. Cohausz, oder 'Cohäuszchen', wie ihn schon viele nennen, ist über jeden Verdacht erhaben.

Vivian Grail. Zu jung für die große, schurkische Tat. Wenn sie nicht dazu gezwungen wird. Warum ist sie überhaupt hier, als Mitglied des nautischen Personals sollte sie das Boot doch schon länger kennen?

Gabi Gohlmann. Mmh. Die Ausbildung hätte sie. Sie ist ja vielseitig. Aber ihre finanziellen Belastungen werden bei diesen Gehältern auch so überwunden. Bestechung ist also kaum denkbar. Ihre Ehescheidung liegt schon eine Zeitlang zurück, und ich habe nicht den Eindruck, daß das eine sehr traumatische Erfahrung für sie war. Sie spricht kaum drüber. Eigentlich spricht sie kaum über etwas. Ich habe bei ihr nie Fanatismus in irgendeiner Richtung bemerkt.

Dr. Gerald Amurdarjew. Echtes wissenschaftliches Interesse, an seiner Geologie und an vielem anderen. Auch jetzt, an Colbert's Erklärungen. Kann ich jemanden verdächtigen, der auf eine so kauzige Idee gekommen ist, einen wissenschaftlichen Artikel als Aprilscherz zu veröffentlichen, nur damit er überhaupt gedruckt wird? Ich glaube nicht. Vielleicht mein Vorurteil: Ich mag diese Haltung. Deshalb hat mir Richard Feynman auch immer imponiert.

Eugen Serpinski. Lebt auch für seine Wissenschaft, wenn er nicht schwere Hantel leichtaussehende Bewegungen machen läßt. Unkomplizierte Persönlichkeit. Er ist alleine, wenn er alleine sein will, und er ist es nicht, wenn er Gesellschaft sucht. Er soll schon unter den Töchtern von Ullapool einige Treffer gelandet haben, heißt es. Es dürfte ihm nicht schwergefallen sein, jedenfalls nicht von seinem Aussehen her. Es gibt immer Mädchen, die auf Muskelberge fliegen. Wenn man ihn selbst nach den Erfahrungen mit den lokalen Stadtschönheiten fragt, wiegelt er so ab, daß das Gerücht eigentlich stimmen muß. Ich glaube nicht, daß er es ist.

Stephen Spaliter. Jemand, der Zahnarzt ist, muß deshalb nicht grausam sein. Außerdem ist die Zahnmedizin heute keine Folterwissenschaft mehr – wir haben die modernsten Ausrüstungen an Bord, die ein Zahnarzt sich wünschen kann. In seiner Eigenschaft als Zahnarzt hatte ich noch nicht mit ihm zu tun. Eine Zeitlang dachte ich mal, er trinkt, aber es ist wohl im Rahmen des Üblichen. Asket ist er in dieser Beziehung nicht, und auch in keiner anderen.

Sein Beruf bedeutet ihm nicht viel – er hat Zahnmedizin studiert, weil man damit viel Geld verdienen kann. Vielleicht nicht soviel wie man sich wünschen kann – ich erinnere mich, daß er mal darüber gesprochen hat, daß es tatsächlich Zahnärzte geben soll, die Schwierigkeiten haben, ihre dritte Villa im Tessin zu finanzieren, und wir hatten das Gefühl, er war echt besorgt um die Zukunft seines darbenden Berufsstandes. Fast hätten wir ihm ein Taschentuch gereicht. – Jedenfalls war der Gehaltsaspekt für ihn eine wichtige Motivation, sich dem Projekt anzuschließen. Außerdem würde er hier nicht jeden Tag zehn Stunden am Behandlungsstuhl sitzen, so wie ein niedergelassener Zahnarzt das tun müßte. – Ein aufrichtiger Egoist. Nicht sehr sympathisch, aber Egoismus ist eigentlich immer vertrauenswürdig. Würde er das Risiko und die nervliche Belastung eines Spezialauftrages auf sich nehmen?

Dr. med. Mary Morton war im Moment nicht bei uns, weil sie zu tun hatte. Dabei war ihr das Schiff ja auch noch unbekannt.

Mit ihr stand ich mich inzwischen recht gut, obwohl wir immer noch nicht beim 'du' angekommen waren. Solange wir uns aber auf englisch unterhielten, spielte das keine Rolle.

Ich hatte schon sehr zu Anfang in München gemutmaßt, daß sie mal stark getrunken hat. Inzwischen wußte ich, daß das tatsächlich so war. Mit ihrer Scheidung hatte es wohl nichts zu tun, aber genaues wußte ich nicht. Sie hatte dunkle Flecken in ihrer Vergangenheit, und sie erläuterte diese nicht. Es müssen sehr persönliche Dinge gewesen sein. Ihre Motivationsstruktur schien in etwa darauf hinauszulaufen, auf anständige Weise weiterzuleben, niemandem zur Last zu fallen, keine Bindungen einzugehen, nicht zuzulassen, daß man sie ausnutzt, ausschlafen zu können und ihre Arbeit gut, aber schnell und effektiv hinter sich zu bringen. An den großen Probleme in der Welt war sie entweder nicht interessiert, oder sie hatte längst resigniert. Da es keinen Hinweis gab, daß sie unter irgendeinem Zwang stand, hielt ich sie auch über jeden Verdacht erhaben. Sie war es auch nicht.

Nun gab es noch die andere Hälfte der Expeditionsteilnehmer, die 'Nautischen'. Die hatten wir aber zum größten Teil erst jetzt kennengelernt, so daß ich mir kaum eine Meinung bilden konnte. Allerdings war ich geneigt,

David Aldingborg, Mark Dauphin und Esther Petersen aus jedem Verdacht herauszunehmen. Von den anderen wußte ich nichts, bis auf – naja, ein Expeditionsleiter ist schon im besonderem Maße prädestiniert, nebenher weitere Spezialaufträge verfolgen zu müssen. Dr. Wellington war deshalb nicht über jeden Verdacht erhaben. Aber war es nicht gerade deshalb wieder unwahrscheinlich?

Die Besichtigungstour endete nun, nicht weil wir schon alles gesehen hatten – das war bei weitem noch nicht der Fall – sondern weil der Dienstschluß drohte. Die Zeit war schnell vergangen – Colbert hatte sehr viel zu erzählen gewußt, und ich denke, daß ich gar nicht alles memorieren kann. Als wir von Bord gingen, war es tatsächlich schon dunkel.

Aber eine Überraschung sollte es an diesem Abend doch noch geben. Carola, Irene, Edwin und ich standen noch am Kai zusammen und hatten gerade entschieden, daß wir das Einräumen unserer Kabinen auf morgen verschieben würden, da es ja doch den ganzen Tag schneien würde. Diesen Abend wollten wir zusammen essen gehen – vielleicht wieder in das Restaurant 'Far Isles', das früher den Peukerts gehört hat.

Da hörten wir plötzlich aus dem Südosten, vom Ende des Loch Brooms her, ein dumpfes, anschwellendes Dröhnen.

„Hubschrauber?" fragte Edwin. Es hörte sich ganz so an.

„Mitten in der Nacht?" fragte ich.

Sekunden später waren sie über uns, donnerten im Tiefflug über den Hafen und Ullapool hinweg und nahmen Kurs auf das offene Meer. In der Dunkelheit und den Nebelfetzen konnten wir kaum etwas erkennen, aber das, was wir zu erkennen glaubten, bevor sie wieder verschwunden waren, war phantastisch genug:

Es waren schwere Maschinen – waffenstarrende Ungeheuer. So etwas hatten wir noch nie gesehen. Ein gedrungener Rumpf, rechts und links statt Flügeln ausladende Tragearme, an denen jeweils ein Rotor und ein großer Motorblock montiert war, darunter Batterien von Raketen und Bomben. Es mußte sich um eine ganz neue Form von Kampfhubschraubern handeln.

„Ist ja klar," sage ich, „die sind nicht zufällig hier: Sie passen auf das teure Boot auf. – Ich wette, mit ihrer Aufklärungselektronik an Bord haben sie uns besser gesehen als wir sie!"

„Ist das ein Grund, ganz Ullapool aus dem Schlaf zu scheuchen?" fragt Edwin.

„So spät ist es noch nicht. Und im Winter sind kaum Touristen da, die man verscheuchen kann!"

„Da irrst du dich. Ski-fahren im Winter in Schottland ist ein Massensport!"

„Wo will man hier Ski-Fahren? Siehst du hier irgendwo Schnee?"

„Morgen soll doch welcher fallen. Und übermorgen ist Freitag – da fängt das Wochenende an! Es sind Touristen da."

„Stimmt auch wieder," überlege ich, „sonst wären ja auch nicht soviele B&B's offen."

Über den Bergen liegt noch immer das Donnern dieser schweren Kampfmaschinen. Eine ambivalente Drohung liegt in der Luft. Dieses waren die Zeugen einer kriegerischen Vergangenheit – oder einer kriegerischen Zukunft? Eine zahlenmäßig überbrodelnde Menschheit, die sich anschickt, um die letzten schönen Plätze auf ihrem Planeten zu kämpfen. Und die noch nicht weiß, daß sie kämpfen wird. Die meisten Menschen wissen es jedenfalls noch nicht. Die Illusion, daß sich nach dem Ende des Kalten Krieges vor zehn Jahren ein Zeitalter des Friedens und des weltweiten Wohlstandes anschickt, über die Menschheit herzufallen, ist noch in vielen Köpfen drin – trotz Jugoslawien und Kaukasus und Südafrika und wie all diese ständigen Bürgerkriegsherde heißen.

Es werden mehr solche Maschinen fliegen, und sie werden Angst und Schrecken verbreiten. Nicht Bomben, nein, mehr die Nebel mit potenten Erregern, die sie abwerfen werden. Und deren Prototypen einer von uns in der Welthöhle beschaffen soll. Es ist nicht mehr lange hin. Ob der Krieg auch nach Ullapool kommen wird? In dieses entlegene Nest? Und wer hier gegen wen kämpfen wird?

Auf dem Wege zum Restaurant sind wir alle schweigsam, aber ich weiß nicht, ob die anderen von ähnlichen düsteren Vorahnungen geplagt werden wie wir.

An diesem Abend weihen wir Edwin in das, was wir an Bord gefunden haben, ein: Die Direktive q78q99q. Damit er nicht etwa denkt, an einer Vergnügungsfahrt teilzunehmen.

Wandertag

Dieser Freitag, der 8. Januar, sieht genauso aus, wie die Meteorologen es vorausgesagt haben. Gestern noch haben wir unsere Sachen durch das Schneetreiben zum Kai geschleppt und uns in das Boot helfen lassen. Bis auf die Knochen sind wir durchgeregnet. Und es wurde immer kälter. Letzte Nacht hat sich dann die arktische Hochdruckwetterlage festgesetzt und eine letzte Schicht aus feinkörnigem Pulverschnee gebracht. Es soll sogar noch kälter werden, in den nächsten Tagen.

Heute ist die Temperatur bei minus sechs Grad, und der Himmel ist makellos blau. In der Tat, ein idealer Wandertag. Um zehn Uhr morgens soll es losgehen. Treffpunkt ist der Kai vor dem Boot. Aber erst um fast elf sind alle zusammen.

Wellington ist noch nicht dabei. Er wird immer noch von Bürokraten in Brüssel festgehalten. Aber die restliche Bootsbesatzung ist vollständig. Die meisten tragen die Bordkluft mit ordentlich was darunter – vielleicht, weil ein Overall den besten Schutz gegen Schneebälle verspricht. Bei einer so großen Gruppe kommt immer jemand auf die Idee, eine Schneeballschlacht einzulegen. Allerdings wird wohl nur Serpinski aus Pulverschnee Bälle kneten können, und vielleicht nicht einmal der.

Ich und Irene gehen in ‘Zivil’, Edwin auch, aber Carola hat sich für das kleidsame Grün entschieden. Irgendwie sieht sie enorm militärisch aus, streitbar, energisch und stark, trotz ihres auch schon merkbaren Hangs zum Übergewicht. Trotz letzterem würde man ihr die Kompanieführerin abkaufen, wenn sie sich dafür ausgäbe. Ein ganz neuer Aspekt an ihr – als sie vor 15 Jahren in unser Compiler-Projekt kam, hatte sie das Stadium der mädchenhaften Niedlichkeit noch gar nicht abgelegt. Daran merkt man, daß man selber auch älter wird.

Die Straßen von Ullapool sehen wie in einem Wintersportort aus. In den Nebenstraßen ist der Boden noch weiß, und unter dem Schnee ist es glatt. Unsere Gruppe ist vielleicht ein bißchen auffällig, als wir uns in Marsch setzen und das Boot in der Obhut anderer Mitarbeiter der EG zurücklassen.

Hinter Ullapool erhebt sich ein kahler Berg – die Ginsterbüsche sind im Winter nicht als solche zu erkennen – und von einer bergseitigen Nebenstraße der Hauptstraße kommt man durch ein Gatter, und dahinter geht ein Weg diesen Berg hinauf. In leidlich regelmäßigen Abständen ist dieser durch dicke Pfähle markiert, deren Zweck ich nicht erraten kann – als wir vor zehn Jahren hier waren, gab es die auch schon. Als Wegemarkierung für Schnee sind sie übertrieben dick, außerdem dürfte der Schnee in diesem Gebiet selten so hoch liegen, daß man sie tatsächlich braucht – glaube ich. Genau weiß ich es nicht, denn dieses ist ja unser erster Schottlandaufenthalt im Winter.

Je höher wir kommen, desto weiter können wir in der klaren Luft sehen. Schottland bietet nicht die Großartigkeit der Alpen im Winter, sondern, unter diesen Wetterbedingungen, den öden Charm der Antarktis. Kahle Berge, soweit das Auge reicht. Im Süden, hinter dem Loch Broom, steht der trapezförmige Beinn Ghobhlach unter einem gleißenden Himmel – diesen charakteristischen Berg kann man noch von weit hinten im Glen Achall sehen, wie ich mich erinnere.

Der Schnee knirscht unter unseren Füßen. Ein Geräusch, das frühe Kindheitserinnerungen von winterlichen Harzwanderungen heraufbeschwört – schöne Erinnerungen, meistenteils.

Damals war der Harz noch ein unendlich großes Gebirge, am Rande der Welt gelegen, denn da war die Grenze, und von da an bis Kamtschatka reichte der mächtige und unheimliche Einfluß der Sowjetunion. Eine Terra inkognita. Als kleiner Junge glaubte ich, daß man durch die Schneeverwehungen in Clausthal und St. Andreasberg in die Wälder gehen kann, und von dort immer weiter nach Osten, bis in das unbekannte und weite Sibirien.

Die Träume von unbekannten Ländern gibt es nicht mehr – oder fast nicht mehr. Mir ist schon lange klargeworden, daß ich sie den Menschen – wenigstens manchen Menschen – zurückgegeben habe: Die Welthöhle. Wer weiß, wie viele in der Organisation dieses Unternehmens von unbewußtem Entdeckerdrang getrieben werden. Von dem Wunsch, große und neue und fremdartige Länder zu erschließen. Wie in alten Zeiten. Die Suche nach dem Eldorado.

Fast romantisch. Wenn dabei doch nicht soviel Blut geflossen wäre. Und wenn das doch nur nicht dauernd totgeschwiegen würde.

Ich betrachte meine Mitwanderer. Wer von diesen genießt die Gelegenheit, die vielleicht eine der letzten für lange Zeit ist, die eigenen Muskeln zu bewegen, und wer ist der körperlichen Anstrengung abhold? Irene tut sich bei unseren Steigtempo schwer, aber sie bemüht sich – in langen Ehejahren hat sie von mir genug über Trainingsphysiologie erfahren, um zu wissen, daß jede Anstrengung letzten Endes ein Bonus für den Körper ist, und daß Schweiß nicht unweiblich ist. Carola scheint etwas besser durchtrainiert zu sein und läßt sich nichts anmerken, vermeidet aber wie Irene das Reden, solange es steil bergauf geht.

Serpinski zeigt, wie kraftvoll und stark er ist und steigt mit bloßem Oberkörper. Das wird ihm noch vergehen, wenn der Weg erst wieder flacher wird und der Berg den seichten, aber stetigen Nordost nicht mehr abschirmt. Ob er einer der Frauen imponieren will oder nur sich selbst? Dr. Reinhardt, obwohl einer der älteren Mitarbeiter, ist die häufige Arbeit im Freien anzumerken. Er steigt problemlos und mit unauffällig kraftvollen Schritten. Alfred Seltsam scheint da eher Probleme zu haben. Untrainiert. In mittlerem Alter müßte eigentlich jeder Mensch merken, daß man etwas für sich tun muß – vor 50 ist der Verfall der Kräfte noch lange nicht gottgegeben. Vielen kommt diese Erkenntnis etwa um die 30. Noch mehr Menschen kommt die Erkenntnis nie.

Die anderen steigen stetig und meistens schweigend. Wegen unseres flotten Marschtempos bin ich aber im Moment auch nicht zu sehr eingehender Bewertung der Steigleistungen meiner Mitwanderer in der Lage.

Oben, als es flacher wird, passieren wir eine Hütte. Drinnen stehen die Gerippe von Metall-Geräteschränken, Gehäuse elektronischer Geräte liegen herum, manche auch außerhalb der Hütte. Dicke Drähte in unförmig großen Gehäusen, Abschirmungen für Elektronenröhren, runde Spannungsmessgeräte, vielleicht Dreheiseninstrumente – dieser Krempel muß bald fünfzig Jahre alt sein. Aufgegebene Seefunkstelle, oder Einrichtungen aus dem Krieg? Wenn es so ist, wird kaum jemand unten im Ort jetzt noch wissen, was dieses mal gewesen ist. Auf dem Boden im Eingang liegt ein Kurzschlußstecker, und verwundert stelle ich fest, daß es sich um den

genormten Abstand der Schukosteckerstifte handelt – die britischen sehen anders aus. Ich kann mir keinen Reim darauf machen.

Während die meisten einen Moment neugierig stehenbleiben und durch die Fensterhöhlen in die Hütte gucken, höre ich wieder das Dröhnen dieser zweischraubigen Hubschrauber. Inzwischen weiß ich, daß man sie 'Duocopter' nennt, oder auch 'Stratocopter', wenn sie besonders hoch fliegen können. Wieviele Maschinen es sind, weiß ich nicht, weil sie so tief fliegen, daß wir sie nicht mehr sehen können, also tiefer als wir. Sie fliegen offenbar denselben Kurs wie vorgestern abend, von Südosten längs des Loch Brooms nach Nordwesten, auf das Meer hinaus. Erst, als sie Ullapool passiert haben und weiter auf dem Weg in Richtung Äußere Hebriden sind, können wir sie im Westen von uns sehen. Es sind zwei Maschinen, und sie fliegen keine hundert Meter hoch.

„Heute morgen war auch schon eine da!" sagt Irene.

„Tatsächlich? Ich habe nicht darauf geachtet. – Das werden die Touristen nicht mögen!" antworte ich.

„Das hast du gestern abend auch schon gesagt!"

„So? – Stimmt's vielleicht nicht?"

Irene verfolgt das Thema nicht weiter.

Weil ich inzwischen auch erfahren habe, daß dieses Gebiet, solange die CHARMION hier liegt, mit allen militärischen Mitteln, die der EG zur Verfügung stehen, aufgeklärt wird, suche ich den Himmel nach den Kondensstreifen hochfliegender Jäger ab. Aber im Moment sind keine da. Was und wieviel aus dem Weltraum observiert wird, das erfährt unsereiner ja nicht. Allerdings wird die Weltraumaufklärung gemeinsam von der EG, den USA und den Staaten der ehemaligen Sowjetunion betrieben, und ich habe schon begriffen, daß die EG die Existenz der CHARMION und ihrer Möglichkeiten nicht in die Welt hinausposaunt hat. Also wird die Aufklärung durch militärische Satelliten in diese Aufgabe nicht mit eingebunden sein. Andererseits läßt sich ein U-Boot wie die CHARMION kaum geheimhalten, weder der Bau noch der Aufenthalt am Kai in Ullapool. Jeder Einwohner von Ullapool wird wissen, daß da etwas besonderes vor sich geht. Was werden die EG-Behörden nach außen verlautbart haben, damit

niemand zuviel Interesse zeigt? Und wer, von den Touristen in Ullapool, ist hier, weil man diesen Verlautbarungen nicht vollständig glaubt?

Der zweite Offizier, Ralf Fahlenbeek, steht plötzlich neben mir. Ich hatte bisher kaum mit ihm zu tun. Ohne Einleitung sagt er:

„Herr Homberg, ich habe heute morgen Nachricht von Herrn Wellington erhalten. Wir bekommen noch einen Mitreisenden. Ich soll ihm eine Kabine aussuchen. Welche würden Sie vorschlagen?“

„Es sind doch noch drei Stück frei! Bisher hat sich doch jeder von uns seine Kabinen unter den Freien beliebig aussuchen können!“

„Ja, das ist schon richtig. Aber Wellington mein, daß Sie sich mit dem Neuen nicht vertragen werden.“

„Wieso das denn?“

„Es handelt sich um einen Herrn Dr. Jeremias Palmer.“

„Noch ein Doktor. Hat er vielleicht Angst, daß ich ihn nicht mit seinem Titel anrede? – Das könnte mir wohl gelegentlich passieren, das ist wohl wahr.“

„Unwahrscheinlich, daß er darauf Wert legt. Wenn überhaupt, dann läßt er sich wohl mit ‘Hochwürden’ anreden. Oder auch ‘Pater’. Vielleicht auch einfach ‘Herr Pfarrer’. Ich weiß es nicht.“

„Was?“ Einige der anderen drehen sich nach uns um, so laut war ich.

„Tja.“ sagt Fahlenbeek, „Wellington sagt, er kanns nicht ändern. Man hat es ihm – und uns – in Brüssel aufs Auge gedrückt.“

„Ein Priester? Was soll denn ein Priester auf der CHARMION?“

„Ich weiß es nicht. Aber wir wissen ja mehr oder weniger, wie Sie zu diesen Dingen stehen. Sie haben in Ihrem Buch keinen Hehl daraus gemacht. Wellington will keinen Streit an Bord haben.“

„Man wird doch noch kontrovers diskutieren dürfen!“

„Schon. Aber ich glaube, er hat diesen Jeremias Palmer – dieser Vorname, der zwingt einen ja schon in diesen Beruf hinein! – schon kennengelernt und schätzt die Verträglichkeit von Ihnen beiden gering ein. Vielleicht.“

„Ja, aber – ich versteh nicht! Was soll ein Priester auf einer wissenschaftlichen Mission?“

„Bitte, Herr Homberg! Es war doch nicht meine Idee!“

Vielleicht war ich im Tonfall Fahlenbeek gegenüber jetzt fast grob. „Ich verstehe es nur nicht!“ sage ich noch einmal, in neutralem Tonfall.

„Ich auch nicht. Wellington wohl auch nicht. Ich kenne ihn nicht gut, aber ich glaube kaum, daß er fanatisch religiös oder bigott ist. Was er angedeutet hat ist, daß sich die Kirchen irgendwie massiv an der Finanzierung dieser Mission beteiligen und dafür Bedingungen gestellt haben.“

„Und uns so einen Pfaffen mitschicken!“

„Genau diese Wortwahl bittet Herr Wellington Sie, unterwegs zu vermeiden. Beide kommen übrigens gleichzeitig hier an. Sagt Wellington.“

Wir sind inzwischen weitergegangen, und es ist still in der Gruppe: Die meisten haben mitbekommen, worüber wir reden. Allgemeines Kopfschütteln und Unverständnis.

„Wieviel haben die Kirchen denn zugeschossen?“

„Ich weiß es nicht. Wellington weiß es auch nicht.“

In mir kocht alles. Einen Umstand, ein einziger Umstand, der die Geschichte der Kolonisationen in den vielen vergangenen Jahrhunderten charakterisiert hat, einen einzigen Umstand glaubte ich bisher bei unserer Welthöhlenexpedition nicht mehr im Spiel: Die Kirchen halten sich raus. Und nun das! Und, so, wie ich mich in den ‘Granitbeißerinnen’ geäußert habe, muß jeder meine diesbezügliche Einstellung kennen. Es ist, als ob ich überfahren werde. Spielt alles keine Rolle, was ich darüber denke.

Wer hat denn die ganze Sache ins Rollen gebracht, wenn nicht ich?

„Ich kann mich, laut Vertrag, immer noch dazu entscheiden, nicht mitzufahren.“

„Sicher können Sie das.“ sagt Fahlenbeek, „Aber wollen Sie denn diesen Priester mitfahren lassen, und Sie bleiben hier? Diese Expedition findet auch ohne Sie statt, das wissen Sie.“

„Ja, das weiß ich.“

Nun kommt das Loch Achall in Sicht, und das lange, nach Osten führende Tal. Ich hatte mich so auf dieses Wiedersehen mit diesem Stück Landschaft gefreut – jetzt nagt in mir der Ärger.

„Wollen Sie wirklich ganz kampflos das Feld räumen? – Es ist wirklich nur unser Bemühen, die Häufigkeit, daß sie sich über den Weg laufen, zu minimieren!“

„Auf der Steuerbordseite, bei den Nautischen, ist noch eine Kabine frei!“

„Der Mann zählt zum Wissenschaftlichen Personal. Hat Wellington gesagt.“

„Was hat denn Theologie mit Wissenschaft zu tun? – Oder hat er eine Zweitqualifikation?“

„Ich weiß es nicht. – Da war doch vor einigen Jahren in Deutschland der Fall dieses Priesters, der erst die Lehrerlaubnis verlor, danach alles andere, bis er exkommuniziert wurde. Vielleicht ist es so einer!“

„Da hätte ich nichts dagegen. Aber wenn die Kirchen uns jemanden mitschicken, der sie repräsentieren soll, dann wird es ein Dogmatiker sein, wie er im Buche steht.“

„Mag sein. Also welche Kabine?“

„Auf unserer Seite sind nur noch die beiden am Gangende, vor der Kantine, frei. Es ist eigentlich egal. – Aber das wissen Sie doch.“

„Natürlich weiß ich das. Jeder weiß das. Aber der Herr Palmer weiß das noch nicht.“

Es dauert einen Moment, bis ich begreife. Fahlenbeek präzisiert:

„Ich meine, wenn in diesen beiden Kabinen zufällig ein paar persönliche Gegenstände lägen, und wenn zufällig da vorübergehend Namensschilder an den Türen wären, dann brauchte ich doch nichts davon zu wissen, oder?“

Dieser Fahlenbeek ist doch ein Kumpel. Das schafft uns zwar nicht den Priester von Bord, aber diese ‘Waffenbrüderschaft’ macht es leichter.

„War das Wellington’s Idee?“ frage ich lachend.

„Naja, nun – so ungefähr.“

„Wissen Sie, was ich am liebsten ganz zufällig in diesen Kabinen auf den Kojen liegen lassen würde? Ich habe da so ein paar prachtvolle Bände über die Kriminalgeschichte des Christentums. Leider habe ich sie nicht mitgenommen. – Vielleicht gib’s in Ullapool einen gut sortierten Buchladen!“

„Genau das wollen wir vermeiden. Waffenstillstand. Keine Provokation. Ist das ein Angebot?“

„Es hat ja noch keine Auseinandersetzung angefangen!“

„Wir wollen auch keine haben. – Überlegen Sie doch mal – was kann er schon machen? Stellen Sie sich mal vor, er geriete in einen Hinterhalt von Granitbeißerinnen!“

Ich stelle es mir vor. Ob so eine hypothetische Situation mehr peinlich oder mehr köstlich ist, kann ich nicht sagen. Aber Fahlenbeek hat recht: Was kann ein einzelner Priester schon ausrichten – vielleicht wird das von seinen Auftraggebern völlig falsch eingeschätzt. Er ist ja auf uns angewiesen. Nicht einmal Xonchen wird er können, und unterwegs werden wir genug zu tun haben – ich fürchte, es wird ihm niemand beibringen können.

„Wie alt ist der denn?“

„Über fünfzig, sagt Wellington.“

„Prima. Dann wird er keine Feldgottesdienste halten wollen. Nicht draußen in der Welthöhle. Das wäre für manchen jüngeren zuviel.“

„Er soll in den Tropen gewesen sein.“

„Das ist schlecht.“

„In seinen jungen Jahren.“

„Das ist gut.“

„Warten wir es doch erst einmal ab. Vielleicht ist er ja ganz umgänglich.“ beendet Fahlenbeek das Gespräch. Auch er möchte sich lieber der Landschaft widmen. „Am Ende des Sees, ein paar Kilometer weiter, ist eines der Geologen-Teams an der Arbeit. Sie sind in den letzten Tagen etwas näher auf Ullapool zugerückt. Wir werden heute Abend noch gerade eben im Hellen zurückkommen.“

Ich geselle mich zu Irene, um über etwas anderes zu sprechen und Erinnerungen auszutauschen. Damals, als wir hier das erste Mal gingen, war es Juni, und das Tal lag im Sonnenschein und sah völlig menschenleer aus. Daß sich in dem Wäldchen auf seiner Nordseite ein offenbar feudales Landhaus versteckte, wußten wir noch nicht – erst wenn man vorbeikommt, kann man es sehen. Es ist das Rhidorroch House, und irgendjemand hat damals behauptet, daß da ein MP wohnt.

Aber die Straße, auf die wir jetzt bald kommen werden, ist asphaltiert, war es damals schon, also wußten wir schon von da an, daß da doch häufiger irgendein Verkehr ist. Wenn ich mich recht erinnere, war damals ein Surfer auf dem Wasser, der den ganzen See für sich hatte.

Manchmal gibt es hier auch Rinder, von einer Art, wie man sie in Deutschland nicht kennt: Geduckt, langes braunes zottiges Fell, vielleicht agressiv – letzteres herauszufinden habe ich damals vermieden, indem ich bei einer Begegnung eine Zeitlang mehr im Wasser als auf dieser Straße gegangen bin.

Über einen flachen Berghang nähern wir uns dem westlichen Seeende, wo über dessen Abfluß eine alte, halbzerstörte Bohlenbrücke führt. Die war schon damals für Fahrzeuge unpassierbar.

„Erinnerst du dich? Vor der Brücke auf dem linken Böschungshang lag ein kleines, rotes Taschenmesser, das jemand verloren hatte. Ob es jetzt noch da liegt?"

„Nach mehr als zehn Jahren?" fragt Irene. Es ist auch eine rein akademische Frage – bei dem Schnee könnten wir es nicht finden, wenn es noch da wäre.

„Und hinter der Brücke lag ein Boot am Wegesrand. Glaube ich."

„Ja. Es ist auf unseren Photos zu sehen!"

„Siehst du! Meine Erinnerung."

Die Brücke ist zu Fuß immer noch passierbar, wenn man aufpaßt, wo man seinen Fuß hinsetzt, allerdings gibt es jetzt auf beiden Seiten ein Schild, das unmißverständlich 'CLOSED' sagt. Außerdem müssen wir einen Zaun übersteigen, da das Südende der Brücke von einer Art Gehege versperrt wird – das war vor zehn Jahren noch nicht da.

Alfred Seltsam reicht Natalie Yay völlig überflüssigerweise die Hand, und ehe sie begriffen hat, daß das eigentlich nicht nötig ist, sind sie mit vorsichtigen Schritten hinüberbalanciert – was eigentlich auch nicht nötig ist. Sie bedankt sich mit einem flüchtigen Lächeln – was erst recht nicht nötig ist – und entläßt ihn – was er für unnötig hält. Ein Gespräch mit ihr anzufangen gelingt ihm auch hier nicht – aber das ist ja auch nicht nötig.

Dr. Cohausz marschiert jetzt neben Dr. Reinhardt, und beide reden miteinander. Ich kann nicht verstehen, was sie sagen. Sowie sie geringfügig verschiedener Meinung sein werden, werden wir alle verstehen können, was sie sagen – dann wird man im ganzen Tal hören können, worum es geht.

Vivian Grail unterhält sich mit Gabi Gohlmann. Trotz des Altersunterschiedes verstehen sie sich gut. Es geht um Rezepte, den wenigen, verständlichen Wortfetzen nach. Sie stehen vor dem Abenteuer ihres Lebens und tratschen über Rezepte!

Esther Petersen marschiert ganz vorne und alleine, den Blick direkt vor die eigenen Füße gerichtet. So wird sie von der Landschaft nicht viel sehen. Woran denkt sie? Direktive q78q99q? Dazu hat sie doch gar nicht die Ausbildung. Ich tendiere immer noch dazu, den Adressaten dieser Direktive unter den 'Wissenschaftlichen' zu suchen.

Neue Idee: Der Priester, der kommen soll? Ist es der? Eigentlich kaum nachzuvollziehen, daß Kleriker heute solche Pläne schmieden sollten. Wenn diese Direktive echt ist, dann ist sie auch eher in mehreren technisch orientierten Köpfen gewachsen. Außerdem haben die Kirchen in der bisherigen Geschichte auch ohne Genetik viel Unheil anrichten können. Andererseits – in der Direktive war auch von dem bedrohlichen Einfluß von Fremdreligionen die Rede. Und der laienhafte Schutz der Dateien mit der Direktive wies auch auf Beteiligte hin, deren technische Ausbildung unvollständig ist. Was soll ich nun glauben?

Fahlenbeek redet jetzt mit Amerlingen. Dinge, die das Schiff betreffen. Auch sonst überall Cliquenbildung: Die beiden Reaktoringenieure, Kufferath und Colbert, reden miteinander, und ebenso bilden Priest, Chapman und Makenzie eine Palavergruppe. Ebenso die Gruppe der Bootsleute.

Carola, Edwin und Irene bilden auch eine Gruppe für sich. Wahrscheinlich helfen sie Edwin auf diese Weise sehr effektiv über seinen Wissensrückstand von Monaten versäumter Lehrgänge in München hinweg.

Alles unauffällige, unverdächtige Leute. Meistens nette Leute.

Wir marschieren weiter. Als wir das östlichen Ende des Sees passiert haben, steigen wir über ein 'cattle grid', eine Einrichtung, die einige der Mitarbeiter noch nicht kennen. Man findet diese über einer Grube im Boden eingelassene Gitter auf Schottlands Straßen häufig – Huftiere könne da nicht hinüber, ohne sich die Haxen zu brechen, Menschen schon eher, wenn man den Fuß nicht gerade parallel zu den Gitterschienen aufsetzt – aber wozu haben wir unser Großhirn, – und PKW's können es problemlos.

„Eigentlich," bemerke ich zu Carola, Edwin und Irene, „ist es unlogisch. Da machen die so einen Aufwand, um in jeder Sekunde unseres Seins auf uns aufzupassen, damit uns ja nichts passiert, aber an der alten Brücke da hinten und jetzt hier, auf diesem Gitter, da dürfen wir uns ungehindert unsere Füße brechen."

Keiner kommentiert das, auch nicht, als die nächste Gelegenheit kommt, sich die Füße zu brechen, wenn man sich Mühe gibt: Eine kleine Straßenbrücke über einen ausgetrockneten Bach – soweit man von 'ausgetrocknet' bei einem Bach reden kann, in dem zwar kein Wasser fließt, der aber voll Schnee liegt.

„Jetzt haben wir es nicht mehr weit bis zum Geologencamp!" sage ich, „Irene, erinnerst du dich? Bis hierhin sind wir vor zehn Jahren gekommen – ungefähr. Dann sind wir umgekehrt." Sie erinnert sich. Aber sie sagt es nicht. Und die anderen interessiert es nicht.

Ein paar hundert Meter weiter kommt hinter einem flachen Hügel im Talgrund das Camp in Sicht. Es liegt rechts neben der Straße, und schon von weitem sehe ich, daß da, nicht weit von den Zelten, zwei Duocopter stehen. Kurz hinter dem Camp sind auf der linken Seite der Straße zwei kleine Cottages.

„Ich hätte wohl Lust, damit zu fliegen!" sagt Irene, die wieder neben mir geht, „Jetzt kommen doch bloß wieder technische Vorträge für euch!"

„Ich werde sehen, was sich machen läßt." verspreche ich, „Wir wissen noch gar nicht, ob Piloten im Camp sind."

Rundflug

Wenn ich gedacht habe, daß die Irene mich nach diesem Versprechen in Ruhe läßt, so habe ich mich getäuscht. Kaum, daß wir in eines der überraschend großen Zelte nacheinander eingetreten sind, geht sie auf 'Pilotensuche'. Wenn sie einen gefunden hat, wird sie diesen nerven, bis er sie zu einem Rundflug mitnimmt.

Sie findet auch einen jungen, blonden Mann namens Ottmar Malström. Trotz seines Namens ist er Brite und gehört der britischen Luftwaffe an. Unter anderem – die meisten hier, in diesem Camp, haben etwas mit Geologie zu tun. Er auch.

Der Herr Malström ist, als er hört, wer Irene ist, zu einem Rundflug bereit. Wahrscheinlich hat er, wie so viele, das Buch gelesen oder wenigstens davon gehört. Wenn er Deutsch kann: Es ist noch nicht ins Englische übersetzt worden. Beide gehen gleich zu einer der Maschinen rüber, Malström erklärt Irene aber noch, daß er erst über Funk die Erlaubnis zu diesem Sonderflug einholen muß, von welcher übergeordneten Dienststelle auch immer. Aber dann können sie durchaus, in der Zeit, wo wir hier tätig sind, die Westküste nach Norden fliegen und die Nordküste nach Osten, bis nach Thurso, das Irene auf unserem Urlaub vor zehn Jahren überhaupt nicht gefallen hat, von dort aus eine Kurve über den südlichen Orkney-Inseln, und dann zurück. Vielleicht reicht es danach sogar noch zu einem Abstecher nach Südosten, zum Loch Ness. Diese Duocopter sind sehr schnell.

Sonst will keiner mitfliegen. Es soll auch keiner, denn die Expeditionsmitglieder sollen hier die Augen und Ohren aufsperren, weil uns etwas über die neuesten Ergebnisse erzählt werden wird. Man ist bereits dabei, dieses große Zelt in eine provisorischen Hörsaal umzuwandeln. Trotz des Ostwindes draußen ist das Zelt gut geheizt – muß viel Heizöl kosten. Naja, mit dem Bewußtsein im Hinterkopf, daß es den FP-Reaktor gibt, sehe ich diese Heizölverschwendung etwas lockerer.

Draußen fängt ein mächtiger Bär an zu brummen. Der Ton heult immer höher. Die Arbeitsturbinen von Irene's Duocopter fahren an. Auch dieser Ein-Passagier-Flug ist eigentlich eine Verschwendung, denn diese Ma-

schine kann einen vollbesetzten Bus heben. Sie ist ungewöhnlich laut – solange sie noch nicht abgehoben hat, ist hier, im Zelt, keine Verständigung möglich. Ob die Fachleute sich hier so sicher sind, daß die elektronische und meßtechnische Ausrüstung des Camps bei den Erschütterungen keinen Schaden nimmt?

Endlich das immer schnellere Flattern und Knallen der Rotoren. Das dauert eine Minute, bis diese ihre Nenndrehzahl erreicht haben, dann wird das Flattern noch lauter und noch sonorer, und plötzlich ist das Dröhnen über uns – in einem Zelt kann man das gut verfolgen. Dann wird es rasch immer leiser und wir können endlich anfangen.

Bin neugierig, ob ich nachher von Irene Vorwürfe kriege, weil ich den Start nicht beobachtet habe!

Ein Herr Trap trägt vor. Ich vermute, daß er Geologe oder Geophysiker sein könnte, später erfahre ich, daß er Physiker ist.

Wir erfahren, daß es mehr als nur dieses eine Camp gibt. Rund um Ullapool herum, in den Bezirken Ross and Cromarty und Western Ross, gibt es insgesamt siebzehn solche Lager. Jedes Lager hat etwa 200 bis 300 Geophone in seiner Umgebung installiert und verfügt über die notwendige, technische Infrastuktur, um die Signale auszuwerten: Große Computer, Energieversorgung, und alles, was man so braucht, wenn man ein Lager im Freien betreibt.

Sehr schnell merken wir, daß es sich bei diesen Messungen auch um ein sehr teures Unternehmen mit aufwendiger Infrastruktur handelt. Ich hatte mir alles eine Nummer kleiner vorgestellt. Aber ich hätte es mir eigentlich denken können – die CHARMION hat die EG so viel gekostet, daß es herausgeworfenes Geld wäre, wenn man nicht auch naheliegende, flankierende Maßnahmen genauso gründlich durchführen würde. Diese Lager machen zu Land das, was wir auch im Meer machen werden – unter anderem. Wenigstens ein Missionsziel, das wir mit Sicherheit durchführen können.

Jedes dieser Lager verfügt auch über Bohrteams und deren Geräte. Bei seismischen Sprengungen ist es notwendig, daß die Energie einer Explosion möglichst vollständig in den Untergrund eingekoppelt wird, außerdem möchte man das Frequensspektrum der Druckwelle der Explosion mög-

lichst gut beeinflußen können. Selbstverständlich ist eine präzise Bestimmung des Explosionszeitpunktes. Für all das sind die Bohrteams verantwortlich. Die Sprengkörper müssen in harte Felsschichten eingebracht und verdämmt werden – Eine Explosion im Moor ist sinnlos, auch wenn man dann sehr starke Sprengungen macht: Die Wellenfronten wären dann zu undefiniert. Überdies ist es oft notwendig, gleichzeitig eine ganze Zeile solcher Sprengsätze zu zünden, und die Explosionsorte müssen dann genau auf einer geometrischen Linie liegen und untereinander den gleichen Abstand haben. Auch das läßt sich am besten in massivem Fels erreichen.

Bei solchen Vorhaben arbeiten die Bohrteams mehrerer Lager gemeinsam. Manchmal vergehen Tage, bis eine Sprengung vorbereitet ist. Meistens macht man sie in den frühen Morgenstunden, da dann am wenigsten Lärm aus anderen Quellen zu erwarten ist.

Die Rechner, die diese Geologenteams verwenden, basieren auf derselben Technologie, wie sie auch bei den Rechnern in der CHARMION verwendet wird – also das Feinste vom Feinen. Trotz dieser hohen Rechenkapazitäten müssen sie bei manchen Experimenten tagelang rechnen, und als Bestätigung dieser Rechnungen erhält man nicht nur das, was man sucht, sondern auch ein Oberflächenprofil in weitem Umkreis um die Explosionsorte. Wenn dieses Profil mit den Karten übereinstimmt, dann kann man annehmen, daß auch die Informationen über die Gesteinsschichten in größerer Tiefe stimmen.

Eine so genaue seismische Vermessung dieser Gegend ist noch niemals vorgenommmen worden.

Trotzdem wird die Auswertung immer schwieriger, in je größere Tiefen man vorstößt, weil die Beugungen und Brechungen in höheren Gesteinsschichten die Wellenfronten der Explosionswellen immer weiter verzerren.

Nun kommt Trap zu dem, was uns am meisten interessiert. Das sind ja nicht irgendwelche Gesteinsschichten, sondern Hohlräume. Und solche hat man gefunden – leider liegen sie in Tiefen, die sich der präzisen Auswertung immer noch entziehen.

„Was wir vorhaben ist eigentlich nichts weiter als folgendes: Wir hätten ganz gerne Sprengungen in ein, zwei oder drei Kilometer Tiefe. Das ist mit vernünftigem Aufwand nicht zu schaffen.“ erklärt Trap, „Aber wir

können folgendes tun: Wir suchen uns einen Punkt in der Tiefe aus, bei dem wir wenigstens genau sagen können, wann dort die Druckwelle bei einem bestimmten Explosionsort und -zeitpunkt ankommt. Wenn wir für diesen Punkt genügend oberflächennahe Explosionsorte mit dieser Eigenschaft kennen, dann kann man in all diesen Explosionsorten Ladungen zeitlich so versetzt zünden, daß in diesem Punkt die Stoßwellen alle gleichzeitig ankommen. Damit haben wir eine neue, fiktive seismische Sprengung da unten. Und die hilft uns weiter. Ein bißchen wenigstens."

Das Ganze hört sich nach viel Arbeit an, vor allen Dingen auch deshalb, weil direkt unter dieser Gegend offenbar keine direkten Ausläufer der Welthöhle liegen, die man ja am liebsten finden würde. Aber sogar diese Aussage ist unsicher, weil man die Welthöhle mit seismischen Mitteln einfach noch nirgends gefunden hat, trotz ihrer immensen Ausdehnung, von der ich in meinem Buch berichtet habe.

Wenigstens deutet Trap in seinem Vortrag nicht die Möglichkeit an, daß ich mir das alles ausgedacht haben könnte!

Also, große Hohlräume – Kubikkilometer und mehr – sind nicht gefunden worden. Aber Ketten von kleinen Hohlräumen. Trap befestigt an einem Dreibein computergezeichnete Skizzen.

„Es ist ja alles dreidimensional, müssen Sie sich vorstellen. Zweidimensional ist die Anordnung dieser Höhlen nur sehr unvollkommen zu erkennen!"

Die Zeichnung zeigt Ketten von Höhlen. Wenn man den Maßstab berücksichtigt, dann sieht es so aus, als ob etwa in 1400 Meter unter dem Meeresspiegel im Westen diese Höhlenkette beginnt – von da an wird sie jedenfalls nachweisbar – und sich quer in Richtung Nordost unter Westschottland hinzieht. In über 5000 Metern Tiefe verlieren sich die Signale wieder vollständig.

Diese Höhlen selber haben Abmessungen im Bereich von 50 bis 200 Metern und sehr unregelmäßige Formen, aber das, sagt Trap, kommt wahrscheinlich durch Beugungserscheinungen zustande. In Wirklichkeit könnte es sich bei diesen Höhlenketten auch um durchgehende Tunnels handeln – im Prinzip jedenfalls.

Weiterhin ist bemerkenswert, daß gerade in den Regionen, in denen diese Höhlenketten auftreten, der akustische Brechungsindes stark schwankt. Der Grund dafür ist unbekannt, aber es erschwert die Auswertung beträchtlich.

Trap zeigt uns auf diesen Diagrammen auch einige Höhlen, von denen er sicher ist, daß sie gar nicht wirklich existieren, sondern nur durch komplexe Beugungsphänomene zustande gekommen sind.

„Warum hat das früher niemand gefunden?“ fragt Gerald Amurdarjew.

„Das ist bloß eine Sache des Aufwandes. Mit einer Sprengladung und einem Geophon und einer Stoppuhr kann man solche Details bei weitem nicht ermitteln. Und viel Geld hat früher niemand für seismische Messungen in diesem Gebiet ausgeben wollen.“

Gerald rümpft die Nase. Wahrscheinlich ist die Unterstellung, jemand werte seismische Sprengungen mit eines Stoppuhr aus, in Geologenkreisen eine Unverschämtheit. Aber hier unterhalten sich Geologe und ein geologisch tätiger Physiker, und da wird es wohl nicht zu Tätlichkeiten kommen.

Wir bekommen Karten der gefundenen Höhlenketten – wenn es denn tatsächlich welche sein sollten – in jeder Projektion zu sehen: Von Süden, von Westen, von oben. So richtigen Überblick bekomme ich nicht, aber die Daten werden ja ständig in die Schiffscomputer der CHARMION eingespielt. Je länger wir noch in Ullapool am Pier liegen, desto genauer werden die Karten.

„Wir nehmen an, daß diese Höhlenketten unter dem Meer sehr oberflächennah auftreten werden – aber das werden Sie ja herausfinden!“ sagt Trap, „Unsere Zelte sind weder schwimm- noch tauchfähig.“

Es kommt von den Zuhörern die Frage, woran es seiner Meinung als Geologe und Physiker nach liegen könnte, daß die viel größere Welthöhle selbst noch nie gefunden wurden, selbst jetzt nicht, wo man ihre Existenz aus anderen Quellen kennt.

„Das überlegen wir uns oft.“ sagt Trap, „Es ist ein sehr erstaunlicher Umstand. Praktisch ist es nicht möglich. Ich kann es mir nur so erklären, daß, was immer zur Entstehung der Welthöhle geführt hat, in ihrer Umgebung zu ungewöhnlichen Verhältnissen für seismische Wellen sorgte.“

Na, so weit war ich mit meinen Überlegungen auch schon. Eine wohlformulierte Umschreibung von: ‘Wir haben nicht die geringste Ahnung.’ Aber ich halte den Mund.

Nun machen wir einen Rundgang durch das Lager, auch wenn nicht viel zu sehen ist: Eine Sprengung liegt gerade nicht an, und die Rechner kauen noch an der Auswertung des letzten Experimentes herum. Ein Rechner, der nur rechnet und sonst nichts, ist aber nur eine Kiste, die Strom verbraucht und dabei warm wird. Wären diese Auswertungsprogramme ein kommerzielles Produkt, dann würde man auf irgendwelchen Grafiken auf den Bildschirmen sehen, wie die Rechnung fortschreitet. Aber diese Programme sind teilweise an Universitäten entwickelt worden, und das mit zuwenig Personal und zuwenig Zeit. Da war ein solcher Luxus nicht mehr drin.

„Sie haben an Bord andere Programmpakete!“ sagt Trap, als ich ihn darauf anspreche, „Die dürfen wir aber hier nicht verwenden. Wegen Geheimhaltung.“

Manchmal, denke ich, tut die EG immer noch so, als wären wir in den finstersten Zeiten des kalten Krieges.

In dem Zelt, wo die Computer stehen, ist auch die Funkausrüstung. Ein junger Mann unterhält sich dort mit jemandem. Er redet ziemlich hektisch auf das Mikrophon vor sich ein. Ich kann englisch, aber so schnell, wie der redet, verstehe ich kaum etwas. Außerdem ist das Gemurmel zu laut, denn es ist kaum genug Platz für uns alle, als wir uns nacheinander in das Zelt hineindrängen.

Der junge Mann spricht mit Trap, dann wieder mit dem Funkgerät. Trap sieht in meine Richtung. Dann schiebt er sich an den anderen vorbei auf mich zu.

„Herr Homberg?“

„Ja?“

„Kommen Sie bitte einen Moment mit nach draußen!“

Verwundert folge ich ihm. Der Wind draußen ist schneidender geworden, aber vielleicht kommt mir das nach der Wärme im Vortragszelt und jetzt im Computerzelt nur so vor. Trap sieht mich an:

„Es tut mir leid, Herr Homberg, aber – wir haben keine Verbindung mit Malström mehr."

„Ist das nicht der…"

„Ja. Das ist der Pilot, mit dem Ihre Frau vorhin abgeflogen ist."

„Heißt das, daß…"

„Nein, nein, nicht so schnell. Das muß nichts bedeutet. Jedenfalls nicht unbedingt."

Er sieht mich an, und ich weiß, daß er lügt. Und er weiß, daß ich es weiß.

Diese Duocopter gehören der britischen Luftwaffe. Die haben nicht nur ein Funkgerät an Bord. Jedes fliegende Fahrzeug kann auf Ultrakurzwelle, im Dezimeterwellenbereich, aber auch auf Kurzwelle senden und empfangen. Außerdem sind automatische Geräte an Bord, die Kontakt halten. Telemetriesender, Datenkanäle, Transponder. Die VOR-Geräte. Die können doch nicht alle ausgefallen sein.

Die letzte Routineverbindung des Duocopters war zustandegekommen, als er das Gebiet zwischen Cape Wrath und dem Kyle of Durness überflog. Malström meldete nur, daß er jetzt nach Osten abdrehen werde und jetzt über den Kyle und den Ort Durness hinweg die Nordküste entlang fliegen würde. Kurz nach dieser letzten Meldung hat irgendeine automatische Funkbake versucht, den Transponder an Bord des Duocopters anzusprechen. Das hat bereits nicht mehr funktioniert, und wenig später tauchte auf irgendwelchen Konsolen in wer weiß welchen Luftverkehrsleitstellen bereits die Problemmeldung auf. Es wurde sofort versucht, die Funkverbindung mit Malströms Duocopter wieder aufzunehmen: Nichts.

Das ist jetzt erst elf Minuten her. Trotzdem sind bereits andere Maschinen auf dem Wege zur Nordwestspitze von Schottland, erfahre ich. Dann läßt mich Trap im Wind stehen und geht wieder ins Zelt. Ich folge ihm nicht.

Jetzt ist der Wind erst recht kalt geworden. Wir wollten nach Ullapool zurückmarschieren, wenn die Sonne dem südwestlichen Horizont deutlich näherrückt und das Licht röter wird, so daß wir gerade eben bei Sonnenuntergang über den Berg nach Ullapool absteigen werden. Etwas Zeit ist

noch, bevor wir aufbrechen. Aber dann – ich möchte, daß Irene bei mir ist, wenn wir über den Berg da in der Abendsonne gehen!

Es muß sich um ein technisches Problem handeln. Diese Duocopter sollen sehr zuverläßige Fluggeräte sein. Da kann doch nicht gerade jetzt…

Minuten vergehen. Die Zelttür bewegt sich. Edwin und Carola kommen heraus.

„Da drinnen ist es wärmer, du solltest…"

„Ich mag nicht. – Gibt's was neues?"

Carola und Edwin sehen sich an.

„Also was ist es?"

„Dieser Ort da…" fängt Edwin an,

„Durness?"

„Nein, anders. Bal…"

„Balnakeil?"

„Ja, genau so. Der liegt im Nebel."

„Und?"

„Die Leute da haben eine Explosion im Westen gehört. – Aber sie haben nichts gesehen."

„Eine Explosion?"

„Ja."

Ich beobachte den feinen Schnee, der vom Wind dicht über den Boden getrieben wird, jetzt, hier und in ganz Schottland. Der Schnee sieht aus wie immer.

„Und in Durness? Hat man da etwas gehört?" frage ich.

„Ich weiß nicht, wen die da jetzt anrufen. Vielleicht haben die ja kein Telefon!"

„Im schottischen Hochland hat heutzutage jeder ein Telefon. Also eine Explosion? Und nur gehört, nicht gesehen?"

Das letzte hat Trap gehört, der auch gerade wieder das Zelt verläßt.

„Ja. Das ist die Lage, bis jetzt. Der erste Duocopter ist jetzt in dem Gebiet angekommen und sucht die Gegend zwischen Durness und Cape Wrath ab. Aber das ist eine ganze Menge Gegend. Das kann – vielleicht – lange dauern."

„Und keine neue Funkverbindung?"

„Nein.“ Trap räuspert sich. „Sie werden – den Kyle selber und dessen unmittelbare Umgebung genauer absuchen. Der Pilot des Duocopters hat berichtet, daß hoch über dem Kyle Reste einer Rauchwolke nach Süden ziehen und dabei sind, sich aufzulösen.“

Trap verschwindet wieder im Zelt. Carola und Edwin nicht. Ich drehe mich um, gehe auf die Straße zu, als ich sie erreiche, gehe ich die Straße entlang in Richtung Ullapool.

Ich will meine Irene wiederhaben! – sage ich mir immer wieder. Wir hatten doch noch so viel vor. Da kann doch nicht jetzt ein so unnötiger Unfall dazwischen kommen. Das kann doch nicht sein. So ein absolut unnötiger Unfall.

Oder ist es wegen der Direktive q78q99q? Aber wer könnte einen Duocopter vom Himmel holen? Von uns keiner, und wir waren alle bei Trap’s Vortrag. Und wer sonst? Und was macht es für einen Unterschied, ob es ein Unfall war, oder etwas anderes?

Vielleicht ist er notgelandet. Es besteht immer noch die Möglichkeit. Ja, so ist es. Daher die Rauchwolke. Daher der Geräteausfall. Der Duocopter steht irgendwo da in der Einöde, und Malström und Irene versuchen, sich durchzuschlagen. Das ist in Schottland im Winter gefährlich – Scottish Mountains can be Killers, sagen die Touristenbroschüren – aber suchen nicht inzwischen mehrere Maschinen nach ihnen? Man wird sie finden, oder sie erreichen Durness – wie kommen sie über den Kyle rüber? Liegt da nicht ein Boot an einem Pier an der Westseite des Kyle? Kann Irene den umwandern? Bei dieser Kälte? In ein paar Stunden ist die Dunkelheit da. Aber, Herrgott noch einmal, ein paar Stunden kann doch auch Irene durch den Schnee marschieren! So zerbrechlich ist sie nicht.

Und man wird den Duocopter finden – auch, wenn es gelandet ist, ist ein Fahrzeug dieser Größe leicht zu finden. Besonders in einer Einöde, in der sonst kein technisches Gerät herumsteht.

Der Schnee knirscht neben mir. Carola und Edwin.

„Wißt ihr, ob die Notverpflegung an Bord dieser Duocopter haben? Wenn man sie erst nach einiger Zeit findet, dann könnten sie ziemlich erschöpft sein!“

„Ich weiß nicht.“ sagt Edwin, „Herwig. Sie haben Trümmer gefunden. In Balnakeil. Von einem Duocopter.“

Ich weiß nicht mehr, wie ich an jenem Tag nach Hause gekommen bin. Edwin's Gesicht, wie er mir das mit den Trümmern erzählte, ist das letzte, woran ich mich erinnere. Dann nichts mehr.

Ich glaube, ich bin gelaufen, und niemand hat mich aufgehalten. Niemand hat es mir nachher erzählt. Ich bin wohl gelaufen, am See entlang, auf der vereisten Straße, bis nach Ullapool, und habe die beiden, Carola und Edwin, einfach stehenlassen. Aber ich erinnere mich nicht mehr. Oder doch: Da war ich auf dem Berg, von wo man gerade wieder Ullapool sieht, und es war noch zu früh für den Sonnenuntergang. Und immer, die ganze Strecke lang, habe ich mich, glaube ich, erinnert, wie ich vor zehn Jahren und dann wieder vor einigen Stunden diesen Weg am See entlang mit Irene gegangen bin, und dann bin ich schneller gelaufen, um mich nicht zu erinnern.

In unserem B&B. Irene's Sachen. Unaufgeräumt. Als ob sie noch selbst da wäre. Nur einen Moment rausgegangen wäre. Gleich wiederkommen würde. Ich räume auf, damit sie nicht so viel zu tun hat, wenn sie wiederkommt. Hätte ich das nicht öfter tun sollen? – Oder ist es der Versuch, das Schicksal zu bestechen – ihre Sachen aufräumen, damit ich es nicht hätte tun müssen, wenn wie doch wiederkommt. Weil auf Murphy's Gesetz ja Verlaß ist.

Aber Murphy's Gesetz bedeutet auch, daß es gerade dann nicht funktioniert, wenn man es braucht.

Hat sie sich nicht so oft beschwert, daß wir viel zuwenig zusammen unternehmen? Gewiß, nach den Erlebnissen in der Welthöhle hat sie mir das nicht mehr zum Vorwurf gemacht, aber sicher wäre sie mit mir gerne häufiger zum Essen gegangen. Oder Kino. Museum. In eine Ausstellung. Gleich gehe ich runter, zu der Frau Peukert, und bestelle ein Tisch in dem 'Far Isles Restaurant'. Sie sieht mich an, als ob ich bekloppt wäre. Sie weiß es, Herrgott, sie weiß es! – Dann erst fällt mir wieder ein, daß die Peukerts das Restaurant ja gar nicht mehr besitzen – ich bringe alles durcheinander.

Die Sonne ist untergegangen. Niemand kommt. Niemand kommt, und niemand sagt, es ist so oder es ist anders. Was denn auch. Ich weiß ja schon alles. Trümmer in Balnakeil. Die wachsen nicht auf Bäumen. Und nichts macht mitten in der Luft Rauchwolken.

Ich würde gerne mit jemandem reden, aber wenn soll ich belästigen, und was wird es helfen? Sie lebt oder sie lebt nicht, und nichts, aber auch gar nichts, was ich tue, kann daran noch irgendetwas ändern.

Ich bin wieder draußen, auf den kalten Straßen von Ullapool. Es ist saukalt geworden. Minus 12 Grad mindestens. Wer jetzt noch durch die Nacht irrt, nach einer Notlandung – wenn es doch nur eine Notlandung wäre, auch bei minus zwölf Grad hat man Chancen! – Trotzdem, ich kann nicht drinnen im Warmen sitzen, wenn sie sich da draußen irgendwo durchkämpft. Sollte klare Nachtluft nicht die Gedanken genauso klar halten? Ich habe das Gefühl, daß ich keine logischen Gedankengänge verfolgen kann, daß ich keine formalen Ereignis- und Wahrscheinlichkeitsbäume im Geiste aufmalen kann, weil ich Angst vor dem habe, was dabei rauskommt, und das blockiert das Denken. – Was denken! – Nur denken können, und nichts tun. Aus was bist du gemacht, Herwig, daß du nichts tust?

Wer aus anderem Holz wäre als ich, der würde über Berge und Täler wandern und sie suchen, wie ein Geist unter kaltem Mondlicht, von dem niemand in den schlafenden Hütten merkt, wenn er vorbeikommt und weiterzieht, getrieben und ruhelos, auf Graten und Zinnen und über zugefrorene Moore, wie ein Wolf seine Beute jagt, aber dieser Wolf bringt nicht den Tod sondern das Leben, wer aus anderem Holz geschnitzt wäre, ja, aber dieser hier nimmt nur zur Kenntnis, und er hört, daß er keine Hilfe bringen kann, niemandem, denn sie ist zu Stücken zerrissen, und du würdest doch nur in der Nacht stehen und frieren und dich selbst bedauern, also laß es an dich herankommen, damit du begreifst und trauern lernst denn wenigstens das bist du ihr schuldig ja das ist es du hättest sie zurückhalten müssen deshalb bist du schuldig schuldig schuldig.

Oder war es nicht zu verhindern? Doch ein Mord, wegen dieser Direktive? Es müssen noch mehr davon wissen. Dann mußt du sie rächen. Herrgott, ja, das werde ich, sie rächen. Charmion hast du nicht gerächt, jedenfalls nicht so richtig, denn dieser Osont lag sowieso schon im Sterben und

es war doch nur eine Wohltat für ihn, ihm die Luft zum Atmen wegzunehmen – aber Irene ist doch deine Frau! Herwig! Hast du nicht gelernt, in der Welthöhle, wie man, und womit, zahlt? Wenn jemand schuld ist, echt schuld, ein Mord, wegen dieser Direktive, dann jammer nicht! Tu was! Willst du nicht Vergeltung üben? Ach was, willst – es ist ein 'muß'.

Stehe auf und töte.

Das ist es. Halt dich daran fest. Finde es heraus. Sie ist noch nicht ganz tot, solange du dich erinnerst. Und solange du machst, daß sich jemand anders noch einmal an sie erinnert. Stehe auf und töte. Halte dich daran fest. Glaube. Dieses und nichts anderes. Der Feinde sind viele. Die ganze Organisation der EG. Irgendwo sitzen die Leute, die sich die Direktive q78q99q ausgedacht haben. Kommst du an sie ran? Oder nur an die Handlanger an Bord? Egal. Alte Tradition der Granitbeißer. Du auch, Herwig. Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen. Tu es: Stehe auf und töte.

Ich werde dich ausfindig machen, und ich werde nicht eher ruhen als bis du längseits liegst und die rote Flagge zeigst! Du wirst dich verraten – niemand geht mit einem solchen Auftrag in die Welthöhle und verrät sich nicht irgendwie. Wenn wir überhaupt dahin gelangen. Aber wenn – sie haben Schwerter dort und Bögen – hast du nicht selber sie benutzt, Herwig? Du weißt doch, wie man einen Kopf abschlägt, und ein Vollstrekkungskreuz herrichten, das kannst du wohl auch. Für deine Frau kannst du das.

Ihr da unten, in der Welthöhle. Ihr sollt an uns nicht leiden. Ich bringe einen Schurken. Er ist eben bei uns – ich kann es im Moment nicht ändern. Ich brauche eure Hilfe. Einmal nur. Aber mehr soll nicht sein. Wir werden sehen. Irgendwie. Aber das betest du jetzt, und es sei dein letzter Gedanke am Abend und dein erster am Morgen: Stehe auf und töte.

Theatralischer Gedanke. Pathos. Aber schön. Er wärmt mich, und ich möchte mir einbilden, daß Irene etwas davon hat, von dem Feuer in mir. – Aber vielleicht bilde ich mir sogar das Feuer ein. Wie kann denn jemand echt trauern, der immer noch beherrscht genug ist, beim Überqueren der Straße erst nach rechts und dann nach links zu gucken, sogar in der richti-

gen Reihenfolge, was nicht einfach ist, weil hier noch immer Linksverkehr ist?

Sie wären jetzt schon zu mir gekommen, wenn Irene doch noch am Leben wäre. Sie hätten mich gefunden, um es mir zu sagen – so groß ist Ullapool nicht, als daß man nicht einen nächtlichen Spaziergänger in seinen Straßen ausfindig machen könnte, wenn man es nur will. – Also ist es wahr. Es wird immer wahrer. Die weiße Wahrheit. Die Wahrheit, so klar und kalt wie diese Winternacht. Alle müssen sterben. Der eine stirbt bei Flut, der andere bei Niedrigwasser, dann wieder einer, wenn das Wasser steigt. Auch ich, eines Tages. Aber vorher will ich noch etwas tun. Einen Schnitt führen. Mehr bedarf es nicht. Ist das zuviel verlangt? Für meine Frau?

Ich bin müde. Ich gehe nach Hause. Schlafen und vergessen. Mir ist kalt. Aber Irene ist kälter. Dort, wo sie jetzt ist – wenn sie irgendwo ist. Warum, Bursche, hast du zugelassen, daß sie mitfliegt? Warum hast du nicht die Spur einer Ahnung gehabt? Du bist doch sonst so mißtrauisch, vermeidest jede PKW-Fahrt, wo es irgend geht. Du bist mißtrauisch, was den FP-Reaktor betrifft, hast andere vor den Kopf gestoßen mit deinen vorschnellen Äußerungen. Nur den Duocopter – Hergott, du hast das Ding doch nie zuvor gesehen, vor zwei Tagen zum ersten Male. Die Öffentlichkeit weiß kaum etwas über diese neue Helicopter-Bauform. Und dann läßt du deine Irene da einsteigen.

Du hast dich nicht einmal verabschiedet.

Jetzt muß ich am Leben bleiben. Zu Kräften kommen. Schlafen. Ich habe einen Auftrag. Wenn ich doch mein Schwert hier hätte. – Oder Irene's Schwert. Ich weiß doch noch, wo wir unsere Waffen zurückgelassen haben, da unten, auf unserem Aufstieg aus der Welthöhle. Welcher Trost wäre jetzt in dieser Waffe, in ihrer Schärfe, die ich liebkosend schleifen würde. Immer wieder. Für ihren Mörder.

Ich werde euch alle prüfen. Jeden einzelnen. Ich werde ihn finden.

Und dann werde ich töten.

Am nächsten Tag flog ich mit einem Duocopter nach Cape Wrath. Es war nicht zum Identifizieren einer Leiche – man hatte keine gefunden. Und es gab nur wenige Trümmer. Was immer den Duocopter und Irene erwischt hat, es muß enorm schnell gekommen sein.

Der Flug mit einem Duocopter war ein bißchen unangenehm. Nicht, weil ich selber Angst um mein Leben hatte – ich war in einem Zustand, wo mir das zeitweilig egal war. Außerdem glaubte ich nicht an eine echte Gefahr für mich selbst.

Aber diese Duocopter sind bei hoher Geschwindigkeit ziemlich laut. Es sind Arbeitstiere. Schwerlasten und Wendigkeit. Dafür braucht man sie. Sie können die Ausrüstung eines ganzen Camps in die Wüste bringen, oder sie können genug Bomben tragen, um ein ganzes Dorf unterzupflügen. Sie können sich auch verteidigen, jederzeit – aber natürlich, wenn ein Pilot völlig arglos ist…

Kaum, daß ich die Geräumigkeit des Passagierraumes wahrnehme, kaum einen Blick, den ich zum Fenster hinauswerfe. Diese weißen Berge da draußen, die Sonne, die sich in den Buchten spiegelt, ganz selten und nur für das geübte Auge erkennbar, ein Weg, eine Straße, Häuser oder Hausruinen, dann wieder die dunklen Flecken flacher Lochs, die noch nicht Zeit hatten, zuzufrieren – all das ist auch das letzte gewesen, was Irene in diesem Leben gesehen hatte.

In Balnakeil gibt es wenig zu sehen. Experten der britischen und der europäischen Luftwaffe machen die Gegend unsicher, suchen mit Metallsuchgeräten am Boden und aus der Luft. Vielleicht streiten sie sich auch um die Kompetenzen, aber diese Dinge kriege ich nicht mit. Es sind Trümmer in Balnakeil heruntergekommen, und südlich davon bis zum Keoldale Hotel. Einige hat man auch im Loch Borralaidh gefunden. Das sind fast drei Kilometer, über die die Trümmer verstreut sind. Bei der geringen Flughöhe des Duocopters bedeutet das, daß diese Teile mit enormer Wucht in alle Richtungen weggeschleudert worden sind. Im Laufe des Tages findet man an den Trümmern genügend Hinweise darauf. Man kann heute ermitteln, ob eine Explosion durch Amatol, TNT, Nitro-

glyzerin, Schwarzpulver oder sonst einem Explosivstoff erzeugt wurde. Diese Explosion war die Explosion eines militärischen Sprengkörpers, wie sie dieser Duocopter selbst routinemäßig an Bord hatte.

Der Duocopter ist also explodiert. Das steht schnell jenseits allen Zweifels fest. Da es aber unwahrscheinlich ist, daß die britische Luftwaffe ihre eigenen Maschinen abschießt, muß einer der mitgeführten Sprengkörper hochgegangen sein. Einfach so. Vielleicht eine der Luft-Luft-Raketen. Ein unglaublich unwahrscheinlicher Vorgang, sagt man mir, aber man werde selbstverständlich alle Maschinen dieses Typs und ihre Bewaffnung überprüfen.

Viele Trümmer müssen ins Meer oder in den Kyle gestürzt sein. Man weiß, welches der Sprengstoff der Explosion war, und man weiß, welchen Typs die Maschine war. Aber schon die Seriennummer des Duocopters kann aus den vorhandenen Resten nicht mehr ermittelt werden – es sind zu wenige. Daraus folgt aber nicht, daß man noch Hoffnung haben kann – es gab in dieser Gegend keinen anderen Flugverkehr. Und die britische Luftwaffe und die Einheiten der Streitkräfte unter EG-Kommando vermissen keine anderen Maschinen.

Ich frage nach, ob es nicht eine militärische Übung gewesen sein kann – von früheren Schottlandreisen weiß ich, daß das Gebiet zwischen dem Kyle of Durness und Cape Wrath als 'DANGER ZONE' auf den Karten markiert ist. Da probiert die britische Marine ihre Artillerie aus.

Das war einmal, wird mir erzählt. Zuviele Proteste. Diese Praxis ist schon seit Jahren eingestellt worden.

Den ganzen Tag treibe ich mich am Kyle rum. Meistens allein. Der asphaltierte Fahrweg vom Keoldale bis dahin, wo er an dem Pier endet und wo der Wohnwagen steht. Immer noch – er stand schon vor zwanzig Jahren da, wie ich mich erinnere. Von da aus kann man sich mit einem Boot übersetzen lassen und dann das Cape Wrath erreichen. Im Sommer jedenfalls – jetzt ist der Betrieb eingestellt. Zuwenig Touristen.

Damals hatte ich es auch nicht gemacht, weil ich mein Fahrrad nicht allein lassen wollte. Ich war schließlich drauf angewiesen. Meine erste große Radtour, allein, vom Harz aus nach Bremerhaven, dann von Harwich aus die ganze Länge der britischen Halbinsel lang nach Norden, an der Ostkü-

ste rauf nach Thurso, ein bißchen Orkney-Inseln, dann hier rüber, dann wieder nach Süden. Immer allein, ein Junge auf seinem Fahrrad, ach was, Junge, gerade hatte ich mein Physikdiplom in der Tasche – so jung kann ich da wohl nicht mehr gewesen sein. Zwanzig Jahre ist das her – Da wußte ich noch nichts von Irene, die ich erst vier Jahre und ein paar Monate später kennenlernen sollte, noch nichts von der Welthöhle, noch nichts von Charmion, die zu dem Zeitpunkt noch ein Kind war. Ein Kind, irgendwo in der Welthöhle.

Damals war ich oft in Schottland. Mal nachzählen: 1974, da noch per Anhalter, mit dem Jörg zusammen, dann 1979, 1980, 1981 – dann wieder 1984, mit Irene, auch auf dem Fahrrad. Da sind wir aber nur bis zum Lake District gekommen: War nichts mit Schottland. Irene schaffte das nicht. Dann 1988, die drei sonnigen Wochen. Dann Ende 1995, auf dem Rückweg aus der Welthöhle. Auch mit Irene. Und jetzt. Auch mit Irene – bis gestern.

Am Ufer entlang, zum Meer hin oder in Gegenrichtung. Der flache, steinige Strand. Ein Stolper-Parcours, weil man die Steine unter dem Schnee nicht so genau sieht. Der Sandstrand der Halbinsel Faraid, die Ruinen der alten Early-Warning Horchstation. Auch die Gebäude von Balnakeil selbst waren einmal militärisch genutzt, und man sieht es ihnen noch an, obwohl sie schon viele Jahrzehnte lang von Handwerkern und Künstlern bewohnt werden. Das Ganze ist schon weiter nördlich, als bisher die nördlichsten Fundstellen der Trümmer. Und dann gehe ich wieder zurück, immer wieder dieselben Strecken. Der Wind ist hier im Norden stärker, weil er ungehindert übers Meer heranweht. Manchmal wirft er mich fast um. Kalt ist mir, und ich fühle mich so alt.

Irgendwann tritt jemand auf mich zu und berührt mich an der Schulter. Zeit, zum Duocopter zurückzugehen. Ein paar Experten werden noch ein paar Tage lang hier vor Ort tätig sein, aber niemand verspricht sich noch irgendwelche neuen Erkenntnisse.

Wieder in Ullapool. Mechanisch tue ich das, was nötig ist, und nicht viel mehr. Sonntag – Freizeit für alle. Brütende Gänge für mich, kreuz und quer durch Ullapool. Edwin und Carola finden heraus, daß ich alleine sein will und respektieren das. An der Küste entlang nach Nordwesten, den

Geröllstrand entlang und über die Uferfelsen. Morefield. Was für ein ungewöhnlich schöner Tag war das damals, als wir hier entlanggingen und uns auf den Felsen am Ufer des Loch Broom in der Sonne schlafen legen konnten! War es nicht die Zeit des großen Seehundsterbens in der Nordsee? Aber bis hierher war die Krankheit nicht gekommen, wie wir auf einer Rundfahrt zu den Summer Isles feststellten. – Ich merke, daß ich mir keinen Gefallen mit diesen Erinnerungen tue und gehe schnell wieder zurück.

Montag. Meine restlichen Klamotten kommen aufs Boot. Wellington ist schon längst wieder da. Wenigstens hat er es vermieden, mir noch offiziell sein Beileid auszudrücken. Er soll es mir und sich nicht antun.

Der Pater ist in seiner Begleitung. Ein Mann in den frühen Fünfzigern, trotzdem noch jugendliche Figur. Grauhaarig, ein nahezu 'rustikales' Aussehen, in normaler, ziviler Kleidung, nicht in Soutane. Sonst komme ich nicht mit ihm in Berührung und erfahre auch nichts über ihn. Hoffentlich bleibt das auch so: wenn ihm jemand von der Besatzung steckt, daß ich geistlichen Beistand benötigen könnte, dann könnte ich mich vergessen. – Wie wir es verabredet haben, stellt sich heraus, daß zufällig nur noch die Kabine 6 auf der anderen Seite frei ist. Schön, daß jemand dran gedacht hat.

Das Zimmer bei den Peukerts gebe ich für den folgenden Tag, den Dienstag, auf. Da sollte Irene ja während unserer Mission wohnen. Ich packe ihre Sachen und schicke sie an unsere eigene Adresse nach Hause. Ihre Eltern leben nicht mehr, aber ich muß wohl ihrer Schwester Bescheid sagen – Es fällt mir erst jetzt ein, daß das wohl angemessen wäre. Als sie sich meldet, höre ich an ihrer Stimme, daß sie schon längst Bescheid weiß. Das Gespräch ist nur kurz. Was habe ich ihr sonst schon zu sagen? Außerdem ist da der unausgesprochene Vorwurf, daß ich Schuld an Irene's Tod sei, und darauf kann ich verzichten.

Sonst brauche ich nicht viel zu tun. Von dem üblichen Papierkrieg bei einem Todesfall nimmt mein neuer Arbeitgeber mir sehr viel ab – das hätte mein alter Arbeitgeber vermutlich nicht getan, aber ich nehme an, es geht auch darum, die Expedition nicht mehr als notwendig zu verzögern. Ich bin sowieso Alleinerbe, und es gibt nicht viel zu vererben. Und was zu

vererben ist, steht in unserer Wohnung in Großhelfendorf. – Es wird noch schlimm genug, wenn ich, wieder zuhause angekommen, die Sachen von Irene umräumen muß. Es wird ein schwerer, posthumer Eingriff in ihr Privatleben sein – wir haben nie gegenseitig unsere Nasen in die persönlichen Sachen des jeweils anderen gesteckt.

Am Montag abend erfahren wir über den Situation Screen endlich die Neuigkeit, auf die wir alle schon lange warten: Das erste Auslaufen ist für Mittwoch früh angesetzt. Punkt acht Uhr. Wir halten uns nicht länger als notwendig an Bord auf.

In dieser Nacht liege ich lange wach und sehe die Decke an. Ich lasse die Fenster auf, so daß die wenigen Straßenlampen von Ullapool und ab und zu draußen vorbeifahrende Autos Muster auf die Decke malen. – Diese Decke ist fast zwei Meter von mir entfernt – welcher Luxus! Morgen werden es weniger als 50 Zentimeter sein.

Mittwoch, der 13. Januar 1999 soll es also sein. Naja, von uns ist ja niemand abergläubisch. Oder will Wellington auf diese Weise herausfinden, wer an Bord es vielleicht doch ist? Glaube ich kaum – er legt den Termin wohl nicht ganz alleine fest.

Am Tag zuvor, dem Dienstag, gibt es wenig zu tun. Edwin schlägt einen gemeinsamen Gang durch Ullapool und Umgebung vor – wo der Zufall uns eben hintreibt. Wer weiß, wie lange wir unter den beengten Verhältnissen der CHARMION werden leben und unseren Bewegungsdrang einschränken müssen – der notorische Hang zum Übergewicht bei den Besatzungen moderner U-Boote ist bekannt. Außerdem haben wir soviel von der Gegend ja noch nicht gesehen, und Edwin hat vor kurzem durchblikken lassen, daß er noch nie Gälisch gehört hat. Ich habe ihm da gesagt, daß ein Blick auf die Karte einen ersten Eindruck von der Sprache liefert – insbesondere unwichtigere Ortsnamen haben keine englische Umschreibung. Und die Straßenschilder in Ullapool sind alle zweisprachig angegeben. – Aber davon weiß man natürlich nichts über die Aussprache. Vielleicht haben wir heute ja Glück, und wir treffen unterwegs jemanden, mit dem wir ein paar Worte wechseln können.

„Ist jetzt mit deiner Teilnahme am Projekt alles gebongt?“ frage ich Edwin, als wir vom Kai aus losmarschieren.

„Jaja, alles in Ordnung," lacht er, erleichtert, daß ich nicht das Thema Irene anspreche, „Das war in Brüssel einfacher als in Gonbach."

„Du mußtest deine Frau überzeugen?"

„Jaja. Ich mußte sie überzeugen, daß das ganz ungefährlich ist und daß man dabei nicht zu Schaden…"

Kurze Pause. Edwin schluckt. Nicht das Thema. Das war doch unsere unausgesprochene Übereinkunft.

„Hast du's ihr gesagt?" fragt Carola ihn, mit einem Wink in meine Richtung. Trampel!

„Nein. Eigentlich nicht."

„Zensur, wohin man sieht." Vielleicht ist mein Lachen gezwungen. „Wißt ihr, wozu ich Lust habe? Mich mal wieder richtig volllaufen zu lassen!"

„Warum hast du's nicht längst getan?" fragt Carola.

„Ich habe nicht dran gedacht. Wirklich nicht. – Ich bin jetzt erst auf die Idee gekommen! – Aber das war nur eine prinzipielle Idee. Heute wollen wir mal ein bißchen marschieren. Es ist immer noch so ein Kaiserwetter – das muß man hier ausnutzen. Außerdem möchte ich unsere Bewacher ärgern. Wir müßten so wandern, daß es nicht möglich ist, sich irgendwo mit einem Feldstecher bequem hinzuhocken und uns zuzusehen, wie wir mühsam einen Berg raufkraxeln."

Unsere Wanderung an diesem Tag wird nicht sehr ausgedehnt. Kaum paßt man ein paar Tage nicht auf, ist schon wieder sehr viel passiert. Das soziale Leben an Bord beginnt – der Alltagshickhack. Als wir den Bergrücken zwischen dem Glen Achall und dem Loch Broom besteigen, wobei wir zunächst denselben Weg wie vor vier Tagen nehmen, wenn auch deutlich langsamer – erfahren wir von Carola, daß sie bereits mit der Natalie Yay aneinander geraten ist. Es war in der Schiffskantine. Carola wollte sich eines der Fertiggerichte warm machen.

Mark Dauphin hatte ja schon darauf hingewiesen, daß dieser Apparat in der Schiffsküche sehr kompliziert zu bedienen ist. Also wollte Carola, als sie sah, daß ihr die Bedienung nicht auf Anhieb klar war, vermeiden, daß sie etwas kaputt macht. Also jemanden fragen.

„Das ist vernünftig." werfe ich ein.

„Das meinst du!“ sagt sie und erzählt weiter.

Eine Handvoll Leute saßen in der Kantine, darunter nur eine Frau: Natalie Yay. Sie aß alleine. Carola fragte sie um Hilfe.

„Die hat mich angesehen, als ob ich blöd wäre. Dann hat sie mir die Bedienung der Maschine erklärt – aber wie einem kleinen Kind. Als sie sich wieder hingesetzt hat, hat sie noch eine Bemerkung darüber losgelassen, daß ihr Essen kalt geworden ist. Aber so laut, daß alle es hören konnten!“ erzählt sie.

„Sieht so aus, als ob das ein Fehdehandschuh war!“ sage ich.

„Aber was habe ich ihr denn getan?“

„Vielleicht war es gar kein Fehdehandschuh. Vielleicht geht sie immer so mit anderen um?“ schlägt Edwin vor.

„Ich werde es herausfinden,“ sage ich, „ich frage sie einfach auch. Und wenn sie das überwunden hat, dann fragt Edwin sie noch einmal. – Vielleicht können wir noch jemanden finden, der sie nach der Bedienung dieses Gerätes fragt!“

„Ja,“ sagt Edwin, „und dann, wenn sie den ersten Bissen in den Mund steckt, geht Carola noch einmal zu ihr und sagt, sie hat es schon wieder vergessen, wie man das macht, und ob sie es ihr nicht noch einmal zeigen könnte!“

Eine erheiternde Vorstellung. An sich sollte man vermeiden, daß in so einer Gruppe wie in dieser Besatzung jemand zum Sündenbock für alle wird – die Tendenz dazu ist immer da. Aber diese Unterhaltung bleibt unter uns, und außerdem glaube ich nicht, daß es die Yay wird. Zu attraktiv. Ein attraktives Mädchen ist nie lächerlich, egal, was sie Blödes anstellt. Und sie würde sofort einen Verteidiger finden, wenn man über sie lacht.

„Und wenn es Seltsam sein wird!“ sagt Edwin, als ich meine Gedanken formuliere.

„Mit großem ‘S’, nicht wahr! – Aber im Ernst: wer wird es werden? Der allgemeine Sündenbock, meine ich. Wollen wir vorher eine Wette machen?“

Wir sind uns darüber einig, daß niemand so richtig für diese Rolle prädestiniert ist. Außerdem sind die Expeditionsmitglieder ein Heer von Individualisten.

„Ich glaube nicht, daß es sowas geben wird.“ sagt Carola und bleibt wieder mal stehen, „Seht doch, wie unscheinbar unser Boot ist!“

In der Tat. Wie wir auf der Karte feststellen, haben wir jetzt die Südflanke des Gipfels des Maol Calaisceig erreicht und damit eine Höhe von 302 Meter über dem Meer gewonnen, wie die Karte sagt – fortschrittlicherweise tatsächlich in Metern und nicht in Fuß. Es war ganz schön anstrengend, weil wir uns selbst erst einen Pfad durch den Schnee bahnen mußten – da ist jeder Vorwand, stehenzubleiben, willkommen. Die CHARMION, die als einziges von den Schiffen da unten im Hafen von Ullapool fast vollständig unter Wasser ist, ist kaum zu erkennen. Der Kai, an dem sie liegt, scheint leer.

„Viel mehr als der potentieller Sündenbock interessiert mich ein anderer.“ sage ich. Die beiden wissen, wer gemeint ist.

„Nehmen wir mal an,“ sagt Edwin, „wir wüßten in dieser Sekunde, wer es ist. Was machen wir? Gehen wir zum Käptn…“

„Wenn der’s nicht selber ist!“ wirft Carola ein.

„Jaja. Auch möglich. Aber was würden wir überhaupt tun können? Wo beschweren wir uns – so ganz ohne Beweise?“

„Das möchte ich auch wissen.“ murmelt Carola.

Die beiden haben verdammt recht. Diese Dateien sind keine Beweise. Die hätte ich selber schreiben können. Computerspeicher sind geduldig, vielleicht sogar noch geduldiger als Papier, da eine Information in einem Computer mit noch geringerer Wahrscheinlichkeit überhaupt je angesehen wird als vergleichsweise etwas auf Papier gedrucktes, und so die Wahrscheinlichkeit einer nachträglichen Korrektur noch geringer ist. – Bits und Bytes sind geduldig, muß es heute heißen.

Dabei fällt mir ein, daß Irene auch eine 36-64-er Speichereinheit mit diesen Dateien mit sich führte. Die liegen jetzt wahrscheinlich auch auf dem Grunde des Kyle of Durness. Es macht für uns keinen Unterschied.

„Ich glaube,“ sage ich, „wir können nichts tun. Entweder, man wird uns, ohne richtige Beweise, nicht glauben – also Polizei und Staatsanwaltschaft

– oder wir landen mit unseren Eingaben ausgerechnet bei der Dienststelle, in der das alles ausgebrütet wurde. Wissen wir, wer dahinter steht? Und wieviele es sind? In welchen Positionen?“

„Jedenfalls wissen wir, wozu sie in der Lage sind.“ stellt Edwin fest. Er glaubt also auch nicht an einen Unfall.

„Ja. Genau. Ich glaube nicht, daß wir jetzt etwas tun können. – Die Augen offenhalten – das können wir. Vielleicht fällt uns unterwegs etwas ein.“

„Oder dem fällt etwas ein, wie er uns zum Schweigen bringen kann. Ich bin nicht dafür, einfach abzuwarten!“ protestiert Carola.

„Ja, was willst du denn tun? Einen Bericht für den SPIEGEL oder FOCUS oder TIME schreiben? Das probiere mal!“

„Willst du dich denn überhaupt nicht wehren?“

„Wir können nicht! Wir wissen nicht, wer der Gegner ist! – Überleg doch mal: Was die Behörden der EG wie die Pest fürchten ist, daß jetzt jemand diese Dinge in die Welt hinausposaunt. Wir reden nicht so schnell unüberlegt daher wie Irene das getan hat, und wir sind demnächst aus der Welt. Für eine ganze Zeit. Vielleicht kommen wir sowieso nicht zurück. Bei uns eilt es nicht mit dem Beseitigen. Aber die Irene sollte die ganze Zeit über hierbleiben! Wer weiß, was ihr alles eingefallen wäre, was sie hätte weiterverbreiten können! Spätestens, wenn wir ihr nicht schnell genug zurückgekommen wären! – Der Unbekannte kannte sie nicht, also mußte er auf Nummer Sicher gehen!“

„Aber es war keiner von unserer Besatzung. Die waren alle im Zelt. Außer Wellington. Der war noch nicht wieder zurück.“

„Carola, das wissen wir auch nicht so genau. Mir wäre nicht aufgefallen, wenn einer gefehlt hätte. Und den Pater vergißt du zum Beispiel auch, der war auch noch nicht in Ullapool. Aber ich glaube, daß niemand von der Besatzung seine eigene Hand im Spiel hatte. Daß die Irene sich so verplappert hatte, ist schon eine ganze Weile her. Diese Information, daß da jemand ist, der oder die zuviel weiß, kann durch Dutzende von Dienststellen gelaufen sein. – Vielleicht hat – oder hätte – unser Mann vor Ort gar nicht so drastische Maßnahmen unternommen. Es ist ganz woanders entschlossen worden, und jemand anderes hat es gemacht!“

„Das bestätigt doch, was ich sage! Wir müssen etwas tun, um am Leben zu bleiben!“

„Tun wir ja auch! Ich glaube, wenn wir unterwegs sind, sind wir sicherer. Carola, ich verstehe dich ja. Gestern hätte ich den Adressaten von q78q99q mit eigenen Händen umgebracht, wenn er sich mir zu erkennen gegeben hätte. Aber der ist ein Handlanger, ein kleines Licht wie wir! Das ist mir jetzt aufgegangen. Der macht seine Arbeit, hat vielleicht noch nie darüber so richtig nachgedacht! Oder fast nie. Und es kann sogar sein, daß er selbst diese Direktive gar nicht gutheißt. – Ich glaube, solange wir ihm nicht im Wege sind, sind wir sicher. – Hoffe ich. Ziemlich sicher, weil – der ist ja jetzt Mitwisser einer Straftat und macht sich auch deshalb schon strafbar. Ich weiß wirklich nicht genau, was wir von dem zu erwarten haben. Ich glaube, er hält erst einmal still. – Ja, das glaube ich.“

„Und wenn wir wieder zurück sind? Zu Hause?“ fragt Edwin, „Dann sind wir ja eigentlich immer noch gefährdet!“

„Vielleicht mehr als jetzt!“ sage ich.

„Jetzt wissen wir immer noch nicht, was wir tun.“ faßt Carola zusammen.

„Beweismittel sammeln. So sicherstellen, daß es nichts nützt, wenn wir umkommen. – Nebenbei, der Unbekannte kann bis jetzt noch gar nicht wissen, wer außer Irene konkret etwas wußte. Er muß nur annehmen, daß ich als ihr Ehemann etwas weiß. Aber ihr beide seid eigentlich noch viel weiter von jedem Verdacht entfernt.“

„Wenn wir nicht abgehört worden sind.“ sagt Carola, „Denk an unsere alte Firma!“

„Wenn wir nicht gerade abgehört werden. Auch in diesem Moment ist das möglich. Hast du noch nie etwas von Richtmikrophonen gehört? – Also, ohne Risiko geht jetzt gar nichts mehr. Aber wir können’s minimieren. Augen offenhalten. Informationen sammeln und sicherstellen. Mehrfach sicherstellen. Carola, und du auch, Edwin: Denkt euch Schlüssel aus. Schickt sie zu euch nach Hause. Damit können wir Dinge in den Bordrechnern verschlüsselt aufbewahren, die man auch entschlüsseln kann, wenn wir nicht zurückkommen – sollten.“

„Ne, das mach ich nicht," sagt Edwin entschieden, „ich habe Familie. Wenn diese Leute rauskriegen, daß bei uns zu Hause ein Schlüssel oder gar richtiges Belastungsmaterial rumliegt… und gerade hast du gesagt, genau jetzt könnte jemand ein Richtmikrophon auf uns gerichtet haben!"

Carola hat ähnliche Bedenken. Eigentlich haben sie ja auch recht – in erster Linie wollen wir selbst leben und nicht nur Beweismittel hinterlassen, die sich am Ende niemand ansieht, weil wir nicht mehr dabei sind, um darauf hinweisen.

Weil wir einen wirklich genialen Einfall nicht haben, steigen wir weiter, in Richtung Osten. Vielleicht erreichen wir heute noch den Gipfel des Beinn Eilideach. Das sind bloß 260 Meter mehr.

Dabei fällt mir ein, daß ich seit unserer Ankunft in Ullapool vor einer Woche ziemlich faul war: Keinen einzigen Lauf habe ich gemacht. Dabei bin ich eigentlich ziemlich diszipliniert in diesen Dingen, und kaum ein Monat vergeht, ohne daß ich meine 127 Kilometer laufe. Etwa drei Läufe mit je 10 Kilometer pro Woche, oder drei Marathonstrecken in jedem Monat. Früher, vor 1991, waren es sogar 167 Kilometer in jedem Monat.

Letzten Donnerstag hätte ich Zeit gehabt, aber da war das Wetter so schlecht. Und am gerade vergangenen Sonntag war Irene schon tot, und ich habe überhaupt nicht daran gedacht. Was, wenn nicht das, entschuldigt das Ausfallenlassen eines Laufes?

Laufen. Da tue ich ja nicht nur für mich, weil ich Angst vor der Unfitness habe, die eine Vorstufe zum Siechtum ist. Das tue ich – das tat ich – für Irene, damit sie nie einen kranken Mann zu bemuttern hat. Soweit man das mit einem gesunden Lebensstil in der Hand hat. – Jetzt ist diese Motivation nicht mehr da. Ist der Rest an Motivation tragfähig genug? Ich weiß es nicht. Ich habe 1983 angefangen, zu laufen – dasselbe Jahr, als ich Irene kennenlernte: als Alleinstehender hatte ich noch nie Sport getrieben.

Jetzt wäre das Wetter ideal zum Laufen, aber es wäre natürlich Carola und Edwin gegenüber unhöflich, sie an diesem Tage allein zu lassen, wenn sie ihn besser in Gesellschaft genießen können. Außerdem – wo läuft man in Ullapool wohl hin? Die Hauptstraße entlang, nach Norden oder nach Südosten? – zuviel Verkehr. Der einzig gescheite Weg ist der an den Steinbrüchen vorbei und nach Loch Achall.

Da will ich jetzt aber nicht hin.

Wir erreichen den Gipfel des Beinn Eilideach am frühen Nachmittag, obwohl er nur wenige Kilometer Luftlinie von Ullapool entfernt ist. Von hier aus sieht man von unserem Boot gar nichts mehr, und Ullapool sieht so aus, als sei es auf einer zufälligen, flachen Anschwemmung einer kleinen Sandhalbinsel gebaut – so, als ob ein nur mittelmäßiger Tidenhub es schon wieder hinwegschwemmen könnte.

Und wie so oft denke ich, wie es wäre, gerade hier aufgewachsen zu sein und von diesen komplizierten Dingen nichts zu wissen, seit frühester Kindheit Inverness für den Anfang der großen Welt zu halten und Edinburgh für den Mittelpunkt derselben, von den unbedeutenden Ländern am Rande der Welt schon mal gehört zu haben, etwa von Europa und den USA, und im übrigen mein Leben von Wind und Wetter bestimmen zu lassen und jeden in Ullapool persönlich zu kennen.

Heute aber fällt es mir schwer, diesen Klimmzug der Phantasie zu machen – wir sind mitten in unserer eigenen Existenz drin. Damit haben wir im Moment genug zu tun. Und weil wir das haben, sind wir auf dem Rückweg, den wir bald antreten müssen, weil es früh dunkel wird, ziemlich still.

Diese Nacht werden wir schon an Bord verbringen. Und morgen wird vor dem Frühstück kein Landgang möglich sein. Deshalb entscheiden wir uns, ein Pub aufzusuchen. Wir trinken wenig und reden noch weniger. Trotzdem wird es sehr spät, als wir endlich zum Kai gehen und das Boot betreten. David Aldingborg läßt uns ein und erzählt nebenbei, daß noch lange nicht alle im Boot sind. Das Sicherheitspersonal am Kai wird diese Nacht noch zu tun haben.

Einen Moment noch gehen wir zusammen in die Schiffkantine. Leer. Wer jetzt Gesellschaft sucht und sonst nichts zu tun hat, ist an Land.

Ohne weitere Worte verziehen wir alle uns in unsere Kabinen.

Ich hatte es solange wie möglich hinausgeschoben, aber in dieser Nacht war ich das erste Mal vollständig in dieser lächerlich kleinen Kabine zuhause. Weil ich meine Sachen schon vorher eingeräumt hatte, blieb wenig zu tun übrig als sich schlafen zu legen.

Ausziehen und Klamotten verstauen geht in einem Volumen einer Telefonzelle. Dann Rumexperimentieren mit der Einstellung der Klimaanlage und der Beleuchtung – ich pflege bei Licht zu schlafen. Als ich feststellte, daß ich mir jede Temperatur und Luftfeuchtigkeit, die ich mir wünschen könnte, einstellen kann, war ich es zufrieden. Nicht einmal Fehlbedienungen waren möglich, man konnte zum Beispiel den Luftdurchsatz nicht versehentlich auf Null stellen, aber wer wollte, würde sich eine leichte Brise durch die Kabine wehen lassen können. Auch mit dem Waschen würde ich wohl bald soweit sein, instinktiv zu wissen, bei welchen Bewegungen man sich wo die Knochen anstößt und wie man die Verteilung der nassen und der blauen Flecken optimieren kann.

Dann kletterte ich in mein Bett hinauf. Als ich lag, fiel mir das erste Mal auf, wie still dieses Schiff war. Ich hörte weder etwas von Dr. Morton, die die Koje unter mir hatte, noch von Carola, deren Koje in der Verlängerung des Fußendes meiner Koje war, noch von Wellington, dessen Koje zwar in der anderen Kabinenzeile war, der aber nur einen Meter von mir entfernt schlief. Hervorragende Schallisolierung. Ich konnte mich also in der Koje hin- und herwerfen, wie es mir beliebte.

Ich überlegte mir, ob ich das Interkom ausprobieren sollte, um mit Carola zu sprechen, aber eventuell würde sie das falsch auffassen. Sie lag ja auch schon im Bett. Außerdem war ich zu müde.

Befriedigt stellte ich fest, daß mich der Gedanke, jetzt etwas mehr als zwei Meter unter dem Wasserspiegel zu schlafen, nicht im geringsten störte. Es hatte ja auch dauernd jemand Wache – demnächst auch ich, denn mit Beginn der eigentlichen Fahrt wird das wissenschaftliche Personal in solche Aufgaben mit einbezogen.

Im Einschlafen dachte ich an eine Kissenschlacht. Vielleicht war so etwas möglich, wenn man die Verbindungsöffnungen zwischen den Kabinen

aufmontieren würde. Aber zum Werfen ist hier einfach nicht genug Platz. Ich erinnerte mich auch an eine Szene aus dem Film 'Manche mögen's heiß', in der ein halbes Dutzend echte Mädchen und ein nicht ganz so echtes in einem einzigen Bett eines Schlafwagens eine Party feiern – jetzt, in der Retrospektive, kommt mir das sehr geräumig vor.

Dann dachte ich daran, daß ich diese Nacht sowieso alleine geschlafen hätte – aber das Irene doch noch irgendwo gewesen wäre. Keinen Kilometer entfernt. Wenn ich eine Neigung zu Wirklichkeitsfluchten hätte, könnte ich jetzt versuchen, mir genau das einzubilden. Aber ich versuchte es nicht. Es wäre eine Art Verrat an Irene gewesen, ihren Tod so einfach wegzuleugnen. Und dann springt mich die Erinnerung wie aus einem Hinterhalt an, und ich liege wie erstarrt. Und trotzdem schlafe ich irgendwann ein.

Ein sanfter Glockenschlag. Der Situation Screen. Aufwachen, die Alpträume sind wieder weg, aber nicht die Erinnerungen an Tatsächliches. – Wenn ich doch dreißig jahre jünger wäre, und an dieser Expedition mit der Unbeschwertheit der Jugend teilnehmen könnte! Die Erwartung des großen Abenteuers – das geht nicht mehr so richtig. Oder liegt das daran, daß wir das große Abenteuer ja tatsächlich schon gehabt haben? Welche Steigerung ist noch möglich, wenn man tatsächlich schon in der Welthöhle gewesen ist?

Es ist 06:30 Uhr. Wer hat eigentlich entschieden, daß wir so lange vor dem Ablegen aufstehen müssen?

Eine halbe Stunde später bin ich in der Kantine. Sie ist brechend voll. Der größte Teil des wissenschaftlichen und des nautischen Personals ist da. Einigen sieht man die durchzechte Nacht an. Ich setze mich, nachdem ich mich mit einem Fertigfrühstück versorgt habe, zu Edwin und Carola, die mir einen Platz freigehalten haben. – Die Yay durch dumme Fragen zu ärgern, wie wir uns das gestern überlegt haben, dazu habe ich jetzt keine Lust. Außerdem sieht sie auch wie ein ungemachtes Bett aus – ein Blick auf jemanden, der gerade aufgestanden ist, zeigt, was für ein Widerspruch in sich der Begriff 'Schönheitsschlaf' ist.

„Was tun wir eigentlich – jetzt, wenn es losgeht?" fragt Edwin mit vollem Mund.

„Das ist in unseren Verträgen nicht sehr genau spezifiziert.“ sage ich, „Ich glaube, unsere Verträge sind da auch etwas unterschiedlich. Wenn wir hier mit dem Essen fertig sind, gehen wir in unser Labor hinauf, suchen uns einen bequemen Stuhl und schlagen die Zeit tot. Ihr beide werdet gebraucht, wenn irgend etwas mit der Bordsoftware schief geht. Solange nichts akutes anliegt, könnt ihr hacken oder knacken.“

„Oder was?“ fragt Edwin.

„Knacken! Umschreibung für ‘Schlafen’! War das bei euch in euren Einheiten früher nicht üblich?“

„Ich war nicht beim Bund!“ sagt Edwin.

„Ach so. Carola vermutlich auch nicht. Naja. Es reimte sich ja nur so schön. – Also. Ihr steht in Lauerstellung. Ich eigentlich auch, aber bei mir ist es mehr die Kenntnis der Welthöhle. Ich habe also eigentlich überhaupt nichts zu tun. Erstmal. – Ja, und dann – verschiedene Routinetätigkeiten an Bord werden ausschließlich vom nautischen Personal erledigt, so daß wir damit nichts zu tun haben – ja, und dann habt ihr sicherlich schon gemerkt, daß alle bei Wacheschieben drankommen. Das sind immer acht Stunden. Wenn man die acht Stunden von Mitternacht bis acht Uhr morgens hat, dann kann man den darauffolgenden Tag durchschlafen.“

„Den ganzen Tag lang?“ fragt Edwin.

„Natürlich – außer, wenn etwas besonders Dringendes vorliegt. Aber ich wette, daß du in diesen Kabinen ruhiger schlafen kannst als bei dir zu Hause, wo vier Kinder über dich hinwegturnen!“

Fast hätte ich mir die Zunge abgebissen – zwei Plätze weiter sitzt Dr. Solzbach, der seine Familie bei diesem Verkehrsunfall verloren hat. Er kann uns hören. Da sollten wir vielleicht das Gespräch nicht gerade auf Familie und Kinder bringen. Aber er scheint nicht zu reagieren und beschäftigt sich mit großem Ernst mit seinem Frühstück, als ob es das Wichtigste auf der Welt ist. Vielleicht ist es das für ihn im Moment auch. Vielleicht, wenn man vergessen will – wie ich in diesem Moment Irene. Ich schiebe den Gedanken rasch weg.

„Also,“ fahre ich fort, „ich lasse es auf mich zukommen. Alte Erfahrung: Niemals vordrängeln, wenn man glaubt, man hätte nichts zu tun und jeder

dürfe das wissen. Dann dauert es nicht lange, und man hat zu tun. Ihr wißt doch: 'Geh nicht zu deinem Fürst, wenn du nicht gerufen würst.'"

Einen Moment reden wir wieder nichts, weil bei ungefähr dreißig Personen manchmal ein interessanter Effekt eintritt, der bei wesentlich mehr Menschen schon nicht mehr möglich ist: Zufällig sagt in einer Sekunde niemand etwas. In das allgemeine Gemurmel bricht eine überraschende Stille ein, wegen dieser Stille aber redet keiner weiter, selbst, wenn er gerade mitten im Satz war. Das ist jetzt gerade passiert. Eine Sekunde, zwei, drei.

„In Ordnung," sage ich, so daß es jeder hören kann, „schweigen wir von etwas anderem!"

Und das reicht schon aus, den Bann zu brechen. Zwei oder drei lachen, andere nehmen in dieses Lachen hinein ihr Gespräch wieder auf, und schon ist das allgemeine Gemurmel, das die Privatheit unserer Gespräche leidlich sichert, wiederhergestellt.

Niemand scheint besondere Eile zu haben. Als es auf acht Uhr zugeht, verschwinden nach und nach die meisten. Um 07:45 taucht plötzlich Ralf Fahlenbeek auf, sieht sich genau um und verschwindet dann wieder.

„Ein bißchen spät, wenn er jetzt erst die Vollzähligkeit überprüft haben sollte!" meint Edwin, „Tja – gehen wir dann nach oben?"

„Das Ablegen können wir auch hier verfolgen." sage ich, „Aber du hast recht. Gehen wir nach oben."

Oben, im Computerraum, sind wir ganz für uns. Jeder andere an Bord hat entweder nichts oder woanders etwas zu tun. Ich rechne kurz nach, ob dieser Raum für ein so kleines Schiff ungewöhnlich leer ist. Aber das kann man eigentlich nicht sagen. Trotz seiner Länge hat dieser Raum weniger als ein Zehntel des Schiffsvolumens. Und wir sind ein Zehntel der Besatzung.

„Die Zentrale wird ziemlich voll sein, denke ich." stelle ich fest, „Ist das nicht paradox? Wir drei, hier allein – wie in alten Ada-Compiler-Zeiten! Nur der Alois fehlt noch."

„Der hat doch Familie!" stellt Carola fest.

„Na und? Edwin doch auch! Hättest den Alois anrufen und ein paar Geheimnisse verraten sollen – vielleicht hätten sie ihn dann auch einkassiert und zum Mitfahren gezwungen!“

„Sie haben mich aber nicht gezwungen!“ erwidert Edwin. Wir haben uns in drei der Sessel niedergelassen und beobachten nebenbei den Situation Screen. Ob Carola sauer ist wegen meiner Bemerkung?

„Das weißt du nicht, was sie getan hätte, wenn du nicht gleich mitgefahren wärest.“ sage ich, „Vielleicht hättest du es versuchen sollen, und sie hätten es erst einmal mit noch ein bißchen mehr Geld probiert!“

„Habe ich mir auch schon überlegt,“ sagt Edwin, „leider erst nachher.“

07:55 Uhr. Noch fünf Minuten bis zum planmäßigen Ablegen. Auf dem Situation Screen ist eine Unterwasseraufnahme der Kaimauer zu sehen. Sie bewegt sich nicht.

„Können wir nicht oben zusehen?“ fragt Edwin.

„Wo oben? Dieses Boot fährt nicht mit offenen Luken. Wir haben keinen Turm! Bei Schrittgeschwindigkeit würde uns schon das Wasser hineinstürzen, und bei Wellengang erst recht. Und in dieser Gegend ist immer Wellengang!“

07:58 Uhr. Eine Bemerkung auf dem Situation Screen belehrt uns, daß die Luken dicht sind.

„Der Alte will aber pünktlich losfahren!“ stelle ich fest, „Und mit dem SISC sorgt er dafür, daß das auch wirklich alle merken.“

„Welcher Alte?“

„Carola! Bis du denn nie zur See gefahren? ‘Der Alte’, das ist immer der Kapitän! – Außerdem ist er hier wirklich alt. – Wenn du mal ‘Das Boot’ von Buchheim lesen solltest, wirst du erfahren, daß die Alten der Kriegs-U-Boote um die 25 waren. Der ‘Alte’ auf Buchheim’s Boot, der war wirklich alt – der war nämlich schon 32! Und die Mannschaften waren in den frühen Zwanzigern. Rekruten eben. So jung ist kaum jemand an Bord!“

„Doch. Manche sind viel jünger. Vivian zum Beispiel. Sie ist 19.“ meint Edwin.

„Woher weißt du das, als verheirateter Familienvater?“

„Ihr habt es mir erzählt.“

„Haben wir das? Carola, haben wir das wirklich? Haben wir diesem verantwortungsbewußten Familienvater explizit und mit besonderem Nachdruck so auf das weibliche Jungvolk an Bord hingewiesen, daß ihm das gerade jetzt einfällt?“

Carola geht darauf nicht direkt ein: „Die meisten Bootsleute sind jünger als wir. Die ‘Wissenschaftlichen’, das sind im wesentlichen die ‘Gruftie’s’.“

„Ach ja. Danke.“ sage ich. So wird man wieder auf das eigene Alter hingewiesen. Es gibt zwei Theorien bezüglich des Ausdruckes ‘Gruftie’. Die eine sagt, daß alle dazu gehören, die über dreißig sind, die andere, daß man erst mit vierzig dazugehört. – In unserem Alter ist diese Unterscheidung natürlich absolut belanglos.

Punkt acht Uhr. Auf dem Situation Screen läuft die Missionszeit an. Und ganz langsam scheint die Kaimauer sich zu entfernen. Ein Fenster klappt auf und eine schematische Landkarte des Loch Broom wird sichtbar. Nach einer weiteren Minute ist es sicher, daß wir uns tatsächlich vom Kai entfernen. Er wird immer verschwommener. In einem weiteren Fenster wird jetzt das Bild einer Kamera eingeblendet, die sich ganz oben, gleich unter dem Laufsteg und neben einer der Kollisionsschienen, auf dem Boot befindet. Sie ist praktisch nur Zentimeter von der Wasseroberfläche entfernt und wird dauernd wieder überspült. Aber in den Intervallen dazwischen ist das Bild überraschend klar, und ich versuche, mich zu erinnern, mit welchen technischen Tricks die Frontlinse der Kamera klargehalten wird. Ich habe es doch bestimmt schon gehört, aber ich kann mich nicht erinnern.

Gerade will ich bemerken, daß jetzt in der Welthöhle die Schlafperiode anfängt – der SISC sagt es so. Aber ich sage nichts, denn das ist eine der vielen, kleinen, belanglosen Bemerkungen, wie man sie unter Eheleuten dauernd austauscht, wie ‘Es wird regnen. Die Schlafperiode in der Welthöhle fängt jetzt gerade an. Wir müssen mal wieder die Fenster putzen.’ Ich hätte es zu Irene gesagt, wenn sie jetzt da wäre.

Aber Irene ist nicht mehr am Leben.

Der Kai driftet nach rechts. Die CHARMION nimmt Fahrt auf.

Und man hört nichts. Der Boden vibriert nicht, und er schwankt nicht. Das Schiff rollt nicht und es stampft nicht. Was für ein Boot!

„Wie hast du damals gesagt, Carola? Als ich das erste mal dieses Boot betrat? ‘Vergiß alles, was du über U-Boote weißt!’ Wie recht du hattest!“

Edwin macht sich an einer der Konsolen zu schaffen. Ich auch, aber nur, um mir das betreffende Bild formatfüllend hereinzuholen. Die Kamera zeigt die Steuerbordaussicht, deshalb werden, wenn wir Ullapool umrunden und Kurs auf die offene See nehmen, die Berge hinter Ullapool in Sicht kommen, und der Einschnitt des Tales, in dem das Loch Achall liegt. Wenn Irene jetzt dort, in dem B&B der Peukerts, auf dem Balkon stehen und das Auslaufen des Bootes beobachten würde! Wir müßten sie auf den Bildschirmen gerade eben sehen können. Ich drehe meinen Sitz etwas zur Seite, so daß die anderen merken, daß ich nicht mehr sprechen möchte.

Es ist eine alberne Hoffnung, die da plötzlich aus einer Ecke meines Bewußtseins aufspringt. Sie ist doch nicht tot, sondern, nach langem Marsch vielleicht, wieder in der Zivilisation aufgetaucht, und jetzt, gerade nach unserem Ablegen, wieder in Ullapool angekommen. Früher ging es eben nicht. Sie hat das Zimmer wieder genommen und steht jetzt auf dem Balkon, um uns auslaufen zu sehen.

Ich brauche ja nur den Bildschirm anzusehen, um zu wissen, daß es nicht so ist.

Die CHARMION erreicht etwa zehn Knoten und hält diese Geschwindigkeit. Dabei hebt sie sich aus strömungsdynamischen Gründen etwas weiter aus dem Wasser, und die Kameras unter dem Laufsteg sind die meiste Zeit nicht mehr überspült. Gerade, als sich der Einschnitt des Glen Achall ins Bild schiebt, sprudelt das Wasser im Vordergrund auf. Sekunden später rauscht das Wasser über die Kamera, und die Aussicht ist weg: Die Tauchzellen außerhalb des Druckkörpers sind vollgelaufen. Das Boot taucht. Jetzt ist auch vorübergehend eine leichte Abschüssigkeit des Bodens in Richtung Kantine festzustellen.

Ein sehr sachter Tauchvorgang, nicht so etwas wie das panische Abtauchen verfolgter Kriegs-U-Boote. In diesem Boot gibt es zwei Typen von Tauchzellen: Diejenigen innerhalb des Druckkörpers, die das Gewicht des Bootes von etwas weniger bis etwas mehr als das Gewicht des verdrängten Wassers variieren können, und zwar sowohl für Süßwasser als auch für Meerwasser. Diese Tauchzellen können gegen hohen Außendruck ausge-

pumpt werden und funktionieren in jeder Tiefe. Ihr Vorteil ist auch, daß ihre Wirkung nicht wasserdruckabhängig ist, ihr Nachteil, daß sie wertvollen Platz innerhalb des Druckkörpers verbrauchen. Diese Tauchtanks, im Zusammenspiel mit den Trimmtanks, können das Boot in jede Position mit jedem Nick- Roll- und Gierwinkel bringen und halten.

Die Tauchzellen außerhalb des Druckkörpers hingegen werden normalerweise nur verwendet, um das Boot bei Überwasseraufenthalt oder im Hafen weit genug aus dem Wasser zu heben. Sie können durch Öffnen von wartungsfreien Magnetklappen sehr schnell geflutet werden. Ihr Inhalt von 160 Kubikmetern ermöglicht, das Boot etwa 1.35 Meter aus dem Wasser zu heben. Sie sind jedoch absolut ungeeignet, wenn man mit ihnen unter Wasser manöverieren wollte. Wenn zum Beispiel diese äußeren Tauchzellen teilweise mit Wasser gefüllt sind, und man erhöht die Tauchtiefe, dann wird die Restluftblase durch den höheren Druck zusammengedrückt, und der Auftrieb nimmt rapide ab. Das heißt, daß das Boot, mit dem man eben nur ein bißchen zusätzliche Tiefe gewinnen wollte, dazu neigt, jetzt erst recht abzusinken. Und wenn man steigen will, steigt der Auftrieb auch rascher als man das eigentlich möchte, weil sich die Restluftblasen ausdehnen und der Auftrieb so anwächst.

Erst bei sehr großen Tiefen fällt diese Wirkung zwar noch spürbar, aber nicht mehr sehr drastisch ins Gewicht. Wenn man aber in großen Tiefen mit den äußeren Tauchzellen manöverieren wollte, brauchte man immense Mengen Gas, um sie zu füllen. 50 Kubikmeter Luft unter Normaldruck sind unter dem Wasserdruck von 100 Metern Tauchtiefe nur noch fünf Kubikmeter, und in Tausend Metern Tiefe sind es nur noch ein halber Kubikmeter. Soviel Preßluft, um die äußeren Tauchzellen in großer Tiefe vollständig zu füllen, kann man gar nicht mitnehmen – diese braucht nämlich auch wieder Platz innerhalb des Druckkörpers.

Trotzdem wäre es natürlich im Notfall in jeder Tiefe möglich, auch die äußeren Tauchzellen vollständig mit Gas zu füllen, da das Boot über Einrichtungen verfügt, gelöste Gase aus dem Wasser zu extrahieren oder Wasserstoff und Sauerstoff durch Elektrolyse zu gewinnen. Mit genügend Zeit läßt sich so jede Gasmenge gewinnen. Und da die äußeren Tauchzel-

len nicht dicht sind, würde beim Auftauchen das überschüssige Gas aus ihnen einfach herausblubbern.

Entscheidet man sich für Elektrolyse, dann ist es natürlich unzweckmäßig, beide Gase gleichzeitig in die äußeren Tauchzellen zu pumpen. Das Boot würde sich in eine Bombe verwandeln. Man würde also entweder nur den Sauerstoff oder nur den Wasserstoff verwenden, wobei der letztere den Vorteil hätte, in doppelt so großer Menge bei der Elektrolyse anzufallen wie der Sauerstoff und auch bei höchsten Drucken ein vernachlässigbares Eigengewicht zu haben. Allerdings wäre das Erreichen der Oberfläche selber nicht ungefährlich. Für diesen Fall, wenn er denn doch mal eingetreten ist, ist die Methode der Wahl das langsame Ersetzen von dem Wasserstoff durch reinen Stickstoff, um zu vermeiden, eine Zeitlang Knallgas unter Normaldruck in den Tauchzellen zu haben. Dieses könnte bei einer Explosion den Druckkörper zwar nicht mehr beschädigen, aber alle Einrichtungen außerhalb desselben, und natürlich die Menschen, die sich auch gerade außerhalb des Druckkörpers am Boot aufhalten.

Das sind alle Möglichkeiten des Bootes, statisch seinen Auftrieb zu manipulieren. Die sogenannten 'Untertriebszellen' der alten Kriegs-U-Boote gibt es nicht. Diese Zellen pflegten bei Überwasserfahrt voll Wasser zu sein und wurden erst bei Erreichen der beabsichtigten Tauchtiefe ausgeblasen. Dadurch wurde der Vorgang des Abtauchens beschleunigt. Sowas ist nötig, wenn man sich durch Zerstören und Flugzeuge mit Wasserbomben verfolgt weiß. Aber schon ein Aufklärungs-U-Boot sollte sich nicht so weit vorwagen, daß solche überstürzten Manöver nötig werden. Und bei einem zivilen U-Boot ist das natürlich völlig unnötig.

„Sehr tief können wir nicht, solange wir noch im Loch Broom sind." sage ich. Dabei sehe ich die beiden ganz genau an. Zeigt einer Anzeichen von Beklemmung? So etwas kann man auch über sich selbst ganz überraschend erfahren. Ich erinnere mich an einen Ausflug in die Iberger Höhle im Westharz. Da hat der Führer irgendwann erwähnt, daß wir jetzt 80 Meter Fels über den Köpfen haben. Da geriet eine ältere Frau in Panik und mußte ganz schnell hinausgebracht werden. Hatte man ihr vorher nicht gesagt, daß es sich um eine Höhle handelt, die sie betreten würde?

Unsere Tauchtiefe ist nicht groß. In etwa 30 Metern pendelt sich das Boot ein. Die Geschwindigkeit steigt auf 12 Knoten – also 22 Kilometer pro Stunde. Mehr als mein doppeltes Dauerlauftempo.

Die Zeit vergeht jetzt ziemlich ereignislos. Auf dem Bildschirmen der optischen Kameras ist die meiste Zeit nichts zu sehen, und das Schiff ist wieder so ruhig als sei es ein Gebäude an Land. Um 09:00 Uhr sind wir auf der Höhe der Summer Isles, wie die schematische Karte zeigt. Nun haben wir nur noch die Äußeren Hebriden zwischen uns und dem Nordatlantik.

„Wenn es euch zu langweilig wird," sage ich, „Wie haben nicht nur die Weltliteratur in unseren Computern, sondern auch alle bekannten und weniger bekannten Filme in digitalisierter Form. Höchste Bild- und Tonqualität. Es reicht für Jahre!"

Das Public Announcment System gibt einen Gongton von sich. Dann sagt die Stimme des Alten: „Wellington. Wir werden in etwa einer Stunde unser erstes Operationsgebiet erreichen." Mehr nicht.

„Wenn wir Glück haben," sage ich, „werden wir häufiger nach Ullapool zurückkommen."

„Du meinst, wenn wir schnell etwas finden?" fragt Edwin.

„Nein. Ich meine, wenn wir überhaupt nichts finden. Das ist viel wahrscheinlicher."

„Warum?"

„Warum? Ist doch ganz einfach. In dem Geologencamp hat man es uns doch erklärt. Wenn man seismische Sprengungen machen will, dann muß man die Explosionen in festem Gestein vornehmen. Ebenso muß man die Geophone akustisch sauber an den Untergrund ankoppeln. – Hier werden sowohl Explosionen als auch die Geophone mitten im Wasser sein. Die Druckwellen werden also auf ihrem Weg nach unten erst das Wasser und dann den dämpfenden Grundschlamm passieren. Das Wasser wäre nicht so schlimm, aber was meinst du, was dann im Grundschlamm passiert?"

„Laß mich raten. Die Wellen werden gedämpft?" schlägt Edwin vor.

„Genau."

„Bist du sicher?"

„Ich habe mal Physik studiert. Ist lange her, aber…"

„Ja, und warum sind die denn so sicher, daß es was bringt?“

„Weil es kaum etwas anderes gibt, was man sinnvoll machen kann. Wir setzen die Arbeit der Geologencamps vor der Küste fort. Und zwar sehr viel schlechter. – Und teurer. Wenn das der Steuerzahler der EG wüßte, was wir hier treiben!“

„Nun übertreib nicht,“ sagt Carola, „da gibt es noch viel sinnlosere Projekte. Die SPIEGEL-Redaktion beschäftigt seit Maastricht mindestens einen halben Redakteur mit dem Thema!“

Ich überlege mir, ob ich die naheliegende Bemerkung darüber loslassen soll, daß man eigentlich keinen halben Redakteur beschäftigen kann, weil der an seinem Schreibtisch ja dauernd vom Stuhle fällt. Aber das grenzt ja schon an tiefstes Kalauer-Niveau, und so lasse ich es lieber. Außerdem kommt jemand aus der Kantine zu uns rauf. Es ist Gerald Amurdarjew. Er nickt uns zu und setzt sich, fast gleichgültig, an eine der Konsolen. Mit dem Schimpfen über Geologen oder über das Finanzgebaren der EG ist es erst einmal vorbei.

Wir schielen ihm über die Schulter. Auf seinem Bildschirm dreht sich eine dreidimensionale Darstellung, die sogar wir erkennen: Es sind die Höhlenketten, die die Geologen zu Land mit ihren hochauflösenden seismischen Messungen gefunden haben.

Gerald Amurdarjew sieht, daß wir neugierig sind: „Kommen Sie ruhig her. Schauen Sie sich das an.“

Als wir hinter seinem Sitz stehen, fährt er fort: „Da sind bis jetzt ja einige Höhlenketten gefunden worden. Manche sehr undeutlich, manche deutlicher. Das Gesamtbild ist sehr unklar. Und über die Entstehung wissen wir gar nichts. Aber eine dieser Höhlenketten ließ sich bis unters Meer verfolgen. Sie müßte etwa genau auf halbem Wege zwischen den Äußeren Hebrieden und dem schottischen Festland das Niveau des Meeresgrundes erreichen. – Wäre doch fein, wenn wir diese Kette finden, oder?“

„Mmh. – Und was machen wir, wenn wir sie haben?“

„Dann freuen wir uns.“ sagt Amurdarjew.

„Fein. – Um warum freuen wir uns?“ fragt Carola. Recht hat sie. Das möchte ich auch wissen.

„Weil das wahrscheinlich alles sein wird, was wir mit dieser Erkenntnis tun können. Die Höhlen werden nicht bis zur Oberfläche durchkommen. Längst verschüttet."

„Frustriert Sie das nicht?" frage ich.

„Mmh. – Eigentlich nicht. Ich erwarte nicht mehr. Wir arbeiten hier mit den feinsten Geräten, die Geld kaufen kann. Niemals vorher und niemals nachher wird der schottische Festlandsockel so genau untersucht werden. Das ist schon etwas. Ich werde Veröffentlichungen schreiben, die niemals jemand kommentieren wird. – Ja Zentrale?"

Das Interkom hat sich gemeldet, und Amurdarjew spricht sich mit Wellington wegen des Zielgebietes ab. Dann wendet er sich wieder uns zu:

„So denkt doch jeder hier. Wer denken kann, weiß, daß man mit diesem Boot nicht in die Welthöhle gelangen kann. Aber wer denken kann, weiß auch, daß unsere Geldgeber nicht durch die Bank auch denken können. Die wirtschaftliche Verlockung der Welthöhle ist zu groß. Und dann wird investiert. Sie versuchen eben alles. Und damit kann man schöne Wissenschaft machen. Ist doch ein schöner Nebeneffekt, oder?"

„Meinen Sie, Wellington denkt auch so?"

„Ich weiß es nicht. Offiziell natürlich nicht. Aber er ist ja nicht dumm."

„Sie glauben dann wohl auch nicht an die Welthöhle?"

„Das ist eine andere Sache. Aber ich weiß nicht. Wirklich nicht. Sie wissen ja um meine Simulationen. Es gibt Denkmodelle. Und seit ich Sie und Ihre Frau kenne, Herr Homberg – Entschuldigung. Ich habe Ihnen noch nicht mein Beileid ausgesprochen."

„Ist okay. Sie sind doch nicht verpflichtet…"

„Ich wollte nur sagen, ich kenne Sie jetzt seit einigen Monaten. Sie sind ganz normale Menschen. Sie beide. Sie wollen und wollten sich nicht interessant machen. Sie verteidigen ihre Welthöhle nicht einmal. Das paßt alles so zusammen. Sie müssen unten gewesen sein. – Nur werden wir bloß deshalb nicht hinkommen. Genausowenig, wie wir mit diesem U-Boot den Mond erreichen können."

Er wendet sich wieder seinem Bildschirm zu: „Die Welthöhle selber – ja, das wäre phantastisch. Wirklich phantastisch. Aber ich sehe keine Möglichkeit. Nicht so, wie wir es jetzt machen."

Ich versuche, das Thema wieder auf näherliegenderes zu bringen:

„Weiß man den etwas über den Meeresgrund in dieser Gegend?“

„Ja, natürlich. Auf jeder Seekarte sind die Tiefen eingezeichnet. Der Minch ist ein langweiliges Hügelgelände mit Tiefen bis zu 150 Meter, aber auch Untiefen wie etwa die Shiant East Bank mit weniger als 40 Meter.“

„Der was?“ fragt Carola.

„Der Minch ist der Meeresarm zwischen den Äußeren Hebriden und Schottland,“ erklärt Amurdarjew, „und normalerweise gibt es nichts, was einen Geologen hier interessieren könnte.“

Wir verfolgen das ständig auf den neuesten Stand gebrachte Echolotprofil, das Amurdarjew in einem Fenster geöffnet hat. Er hat recht: Es ist wirklich langweilig.

„Die Punkte da sind von der Metallortung eingezeichnet. Wahrscheinlich Wrackteile. Oder Müll. Was von der Fähre nach Stornoway so eben mal über Bord geworfen wird. Oder von anderen Schiffen. Höhlungen dicht unter der Oberfläche würden wir auch noch mit Leichtigkeit nachweisen können – nur sind da kaum welche zu erwarten.“

„Wie sähen die denn aus?“ fragt Carola.

„So wie das da, zum Beispiel.“ zeigt Amurdarjew auf eine rote Ringlinie, die dem Echolotbild plötzlich überlagert wird. Ohne besondere Aufregung greift Amurdarjew zum Interkom:

„Zentrale? Bei minus acht Sekunden sind wir über etwas interessantem gewesen.“

„Hält der Alte deswegen jetzt etwa an?“ fragt Edwin.

„Natürlich. Dazu sind wir hier!“ entgegnet Amurdarjew.

Das Manöver, zu dem Fleck zurückzukommen, dauert einige Minuten und geht so lautlos vor sich wie die ganze Fahrt bis jetzt. Die rote Ringlinie enthält plötzlich eine zweite, dann eine dritte. Es sieht aus wie Höhenlinien auf einer Karte, nur sind diese Höhenlinien ständig in Bewegung, weil permanent nachgemessen wird.

Amurdarjew prüft die Angaben: „Keine Höhle. Lockeres Gestein mit vielen kleinen Höhlungen.“

„Ach ja?“

„Ja. Wenn ein paar Meter unter der Grundfläche die Dielektrizitätskonstante die des Meerwassers ist, dann hätten wir eine Höhle. Hier ist es aber nicht ganz so."

Er greift wieder zum Interkom, damit wir weiterfahren können.

„Also war das nur eine weiche Stelle auf dem Grund?"

„Wenn Sie so wollen – ja."

Wieder vergeht Zeit, in der Amurdarjew konzentriert seine Echobilder inspiziert. Ultraschall mit unterschiedlichsten Wellenlängen und Radarimpulse mit unterschiedlichsten Wellenlängen beharken den Meeresboden unter uns. Außerdem werden ständig die Variationen des Erdmagnetfeldes registriert. Ebenso Variationen in der chemischen Zusammensetzung des Meerwassers. Letztere wird uns aber eher zu weiteren Müllablagerungen leiten als zu irgend etwas anderem.

10:00 Uhr. Wir sind im eigentlichen Suchgebiet für heute angekommen. Die CHARMION beginnt zu kreuzen, um das Gebiet rasterförmig aufzunehmen.

„Das" sagt Amurdarjew, „wird alles sein, was wir für lange Wochen machen werden. Das wette ich. Erst werden wir den Meeresboden im Minch vermessen, genauer als es je zuvor möglich war, dann kommen Gebiete weiter nördlich dran. Irgendwann habe ich meine Software hier dann so konfiguriert, daß ich selbst überhaupt nichts mehr tun muß, und dann werde ich mich langweilen, genauso wie alle anderen an Bord. Ich schreibe ein paar Artikel, denke mit Freude im Herzen an mein Konto, das ohne mein Zutun wächst und gedeit, und vielleicht werde ich mit dieser Biologin etwas anfangen."

„Mit Natalie? Da werden Sie nicht ganz ohne Konkurrenz sein." stelle ich fest. Amurdarjew kommentiert das nicht. Er sieht den Bildschirm an. Gespannt oder uninteressiert? Ich weiß es nicht.

„Was soll denn drin stehen, in Ihren Veröffentlichungen?" frage ich nach einer Weile. Die CHARMION ist jetzt in einer Tiefe von 150 Metern, und der Bildschirm zeigt ein absolut flaches Stück Meeresboden 35 Meter unter uns an. Noch langweiliger geht es nicht, obwohl wir hier eine der tiefsten Stellen des Minch vor uns haben. Einen Moment lang flackert die

rote Kringellinie auf und verschwindet wieder. Zehn Sekunden später passiert dasselbe noch einmal.

Amurdarjew greift in die Tasten, gleichzeitig greift er, ohne mir zu antworten, zum Interkom.

„Zentrale – da möchte ich einen Moment bleiben. – Genau da. Ja."

Das Fenster auf dem Bildschirm wird von einem zweiten teilweise überlagert.

„Radarechos aus größerer Tiefe. Das sehen wir uns mal in anderer Darstellung an. – Wahrscheinlich sind die Sedimentablagerungen hier besonders dick, aber die Diskontinuität zum festen Fels wird gerade noch von den Radarwellen erreicht. Wahrscheinlich gibt es sogar verschiedene Diskontinuitäten in verschiedener Tiefe – Änderungen der Dichte der Sedimente. Das kann der Rechner nicht mehr interpretieren, und deshalb sehen wir uns die Radarechos mal mit eigenen Augen an. Wir gehen auch ein bißchen in der Sendeleistung rauf."

„Und die akustischen Echos?" frage ich.

„Sie sehen ja – die kommen nicht durch. Diese Ablagerungen sind wie Watte. Eigentlich merkwürdig."

Ein paar Minuten später steht die CHARMION reglos 20 Meter über dem 185 Meter tiefen Stück Meeresgrund. Auf dem Bildschirm sehen wir ein zweidimensionales Zackengebirge, das ständig an Deutlichkeit gewinnt.

„Numerische Aufintegration der aufeinanderfolgenden Messungen!" sagt Amurdarjew und zeigt auf die Zacke ganz links: „Da. Das ist der Meeresboden unter uns. Das ist das deutlichste Signal. Alle anderen Signale sind schwächer, aber es gibt eine ganze Reihe davon. Das heißt, daß bis zum festen Meeresboden die Sedimente mehrfach ihre Eigenschaften ändern. Dazu kommen einige Mehrfachreflektionen, die die Auswertung nicht gerade einfacher machen: Nicht jedes Echo entspricht einer tatsächlichen Diskontinuität."

„Warum tun sie das, dieses Ändern der Eigenschaften? Sollten sich hier nicht immer ähnliche Stoffe ablagern? Die Sedimente kommen doch vom Land und werden von den Flüssen ins Meer getragen, oder?"

„Jaja, ungefähr. Aber das geschieht seit langer Zeit. Die Meerestiefe war vor langen Zeiträumen anders, die kaledonischen Gebirge waren vor Dutzenden von Millionen Jahren noch höher und so weiter. Alles ändert sich, wenn man lange genug wartet. Sie haben mich vorhin gefragt, was ich denn interessantes veröffentlichen könnte. Nun, diese Zacken hier reichen schon. Da kann man eine Veröffentlichung draus machen. – Mehrere, wenn es sein muß. Sind ja mehrere Zacken."

„Und nicht unbedingt in der Aprilausgabe?" sage ich.

Amurdarjew lacht: „Nein, das nicht! – Wir werden jetzt mal diese Ablagerungen durchschütteln."

Er greift wieder zum Interkom: „Zentrale? Ich hätte gerne eine Standardladung 50 Meter vor dem Bug und den Zündimpuls auf Synchronisationskanal. Meßprogramm läuft schon. Geht das? – Danke. Ja, ein paar Minuten können wir schon warten." Er lehnt sich zurück.

„Standardladung?" fragt Edwin.

„Kleine Torpedos, für seismische Zwecke. Spezialisiert auf sehr kurzzeitige Druckwellen und präzise Steuerbarkeit, um einen definierten Explosionsort sicherzustellen. Das hat nichts mit mit militärischen Anwendungen zu tun – die Dinger haben einen Durchmesser von 8 Zentimetern und einen Explosivkopf mit etwa drei Kilogramm Sprengstoff. Größere Objekte kann die Charmion unter Wasser nicht ausschleusen. Aber das braucht es ja auch nicht."

„Und wozu ist das jetzt gut?"

„Erstens wird die Druckwelle die Sedimente unter uns setzen. Zumindestens die oberen Schichten werden dadurch ihre elektrischen und akustischen Eigenschaften verändern. Zweitens ist die Explosion eine wesentlich stärkere akustische Emission als unsere Außenbord-Schallgeneratoren. Damit werden wir auch wieder Echos aus größerer Tiefe erhalten."

„Ah. Interessant." sagt Edwin. Er setzt sich, weil Carola das auch schon gemacht hat. Ich suche mir auch einen Sitz, von wo ich Amurdarjew über die Schulter schauen kann.

Einige Minuten lang passiert nichts. Es wird 11:00 Uhr.

„Ich brauche jetzt nichts zu tun, weil die Synchronisation automatisch den ganzen Meßvorgang…" setzt Amurdarjew an, wird aber von einem

merkwürdigen Geräusch unterbrochen, das aus Richtung Kantine, also von vorne kommt: Ein dumpfes 'Whuff'. Keine zwei Sekunden später ein dumpfer Knall. Sehr verhalten und von überall kommend. Der Fußboden zittert nicht. Die Fenster auf Amurdarjew's Bildschirm bauen sich neu auf.

„Das war es schon. Mal sehen."

Eine wirklich interessante Demonstration. Eine Explosion in dieser Nähe zum U-Boot würde uns in alten Weltkriegs-U-Booten ordentlich die Trommelfelle massiert haben, auch wenn diese seismischen Spezialtorpedos 20 bis 100 mal weniger Sprengstoff haben als etwa eine Wasserbombe. Aber die Stärke des Druckkörpers und die vielen schwingungsdämpfenden Einrichtungen an Bord der CHARMION sorgen dafür, daß von diesem Knall kaum etwas zu hören war.

Mindestens ebenso eindrucksvoll ist die selbstverständliche Effizienz, mit der die Rechner der CHARMION den Gewichtsverlust durch diesen Torpedo durch Umtrimmen und Wasseraufnahme in den Regelzellen wieder ausgleichen. Ich bin sicher, daß niemand in der Zentrale einen Finger rühren muß, um diese Dinge zu veranlassen – ganz im Gegensatz zu den Weltkriegs-U-Booten, wo das Umpumpen zwischen den Trimmtanks von Hand veranlaßt und wo die benötigte Wassermenge im Kopf ausgerechnet werden mußte.

Neue Fenster springen auf, mit alphanumerischen Meldungstexten. „Scheiße!" sagt Amurdarjew.

„Was ist denn?"

„Da ist irgendwo etwas in Bewegung gekommen. Das hat zusätzliche Geräusche gemacht. Nur ein paar Sekunden lang, aber die akustischen Echos sind versaut."

„Was soll denn hier in Bewegung kommen?"

„Erdrutsch!"

„Wo denn? Ist doch alles flach?"

Amurdarjew ist ungeduldig: „Es kann weiter weg sein – obwohl – nein, das glaube ich nicht. Die Reaktion war zu schnell da."

Er überfliegt die Bildschirme – er hat sich eine zweiten eingeschaltet, um gleichzeitig mehr sehen zu können.

„Es hat sich nicht viel geändert. – Hier – hört euch das an!"

Er legt das Signnal der Außenmikrophone an einen Verstärker und dreht auf. Zunächst hören wir nichts, dann fernes, dumpfes Rauschen.

„Das ist Brandung!“ sagt Amurdarjew, „Aber da ist doch noch etwas!“

Ich höre nicht, was er meint. Hat Amurdarjew denn soviel mehr Praxis als wir bei der Beurteilung akustischer Unterwasseraufnahmen? Er war früher doch genauso wenig wie wir an Bord eines geologisch tätigen U-Bootes! – Oder üben Geologen in ihrer Ausbildung, selbst die Signale von Geophonen anzuhören und so auszuwerten?

„Wie dem auch sei – da uns eine Störung dazwischen gekommen ist, machen wir das Ganze noch einmal.“ Er greift wieder zum Interkom, um der Zentrale seine Wünsche mitzuteilen.

„Wieviel von diesen Kleintorpedos haben wir denn an Bord?“ fragt Edwin. Genau weiß es keiner, aber der Torpedovorrat einschließlich aller Drohnen, Kamera- und Hydrophonträger braucht einige Kubikmeter. Das können immerhin einige hundert sein. Die Dinger haben eine Länge von bloß etwas mehr als einem Meter.

„Wenn wir den ganzen Tag so rumballern, sind am Abend keine mehr da!“ sage ich.

Amurdarjew scheint beleidigt: „Wir ballern nicht rum! – Normalerweise hat man mit der Auswertung eines einzelnen Schußes mehr zu tun, wenn einem nicht so ein Störsignal wie eben dazwischen kommt. – Außerdem können wir jedesmal, wenn wir nach Ullapool zurückkommen, neue an Bord nehmen.“

Einen Moment ist Stille. „So habe ich das doch nicht gemeint.“ sage ich. Amurdarjew geht darauf nicht ein. Vielleicht hat er es auch nicht so gemeint. „Nächster Schuß kommt gleich.“ sagt er.

„Müssen die die Torpedos vorne erst laden?“ fragt Edwin.

„Ich nehme an, einige hat man immer in den Rohren.“ vermute ich. Eigentlich sollten wir es genauer wissen – wir haben uns die Pläne ja lange genug ansehen müssen.

„Könnte es sein“ fahre ich fort, „daß diese Störgeräusche von der Explosionsblase herrühren, die ja gleich nach der Explosion aufsteigt? Ich habe so etwas in dem Buch vom Buchheim gelesen, und in einem Buch über Unterwasserexplosionen.“

„Sowas lesen Sie?“ Er meint wohl das zweite Buch. „Ja. Diese Gasblase macht Geräusche. Aber nur zum Teil. Sie hat ein viel geringeres Volumen als bei militärischen Torpedos, und das Rauschen aus der aufsteigenden Gasblase liegt in einem anderen Frequenzbereich. Zum Teil wenigstens. Dazu kommt, daß Teile der Explosionsgase in wenigen Dutzend Millisekunden zu festen Stäuben kondensieren, und die wiederum dämpfen die Geräuschbildung in der Gasblase.“

„Ist diese Gasblase der Grund, warum jetzt der Kohlensäuregehalt ansteigt?“ fragt Edwin und zeigt auf den Situation Screen. Einen Moment lang sind wir verblüfft. Keine von uns hat es gemerkt. Keiner von uns hat auch drauf geachtet.

„Zehn Punkte für dich, Edwin!“ sage ich.

Amurdarjew greift wieder zum Interkom: „Zentrale – haben wir irgend etwas gemacht, was COzwei freisetzt? – Nein? – Nein. – Ja, natürlich haben wir es gemerkt. – Nein, wir haben keine Erklärung. – Glaube ich nicht. Die Schichten unter uns sollten Kohlensäure höchstens chemisch gebunden haben, und das kann man durch eine Erschütterung nicht freisetzen. – Ja, danke, ich warte schon drauf.“ Er hängt wieder auf.

„Und?“ fragt Edwin.

„Ich weiß nicht. Naja, Gase aus der Erdrinde tauchen an vielen Stellen auf der Erde auf. Das kommt vor. Vielleicht war es wirklich nur die Explosionswelle. – Da, es steigt auch gar nicht weiter.“

„Moment mal,“ wende ich ein, „wenn der Kohlensäuregehalt um uns herum ansteigt, obwohl wir 20 Meter über dem Meeresboden sind, dann kann das nur heißen, daß das Gas in feinen Blasen bis zu uns raufgeblubbert ist. Andere Transportmechanismen wären doch viel zu langsam, oder?“

„Der Physiker.“ murmelt Carola, „Weiß alles besser!“

„Es ist doch bloß logisch!“ verteidige ich mich, „Die Kohlensäure muß schon in Gasform da gewesen sein! Und dann frage ich: Wieso hat sie sich nicht schon längst im Meerwasser aufgelöst?“

„Tut sie wahrscheinlich dauernd.“ vermutet Amurdarjew, „Es ist ein ständiges Gleichgewicht. Ständig löst sich Kohlensäure auf, und ständig kommt von unten neue nach.“

„Und wieso war die Konzentration nicht von Anfang an in diesem Gebiet höher?“

„Weiß ich nicht.“

„Ich auch nicht. Ich möchte es nur gerne wissen.“ ende ich.

Von vorne kommt wieder das ‘Wuff’, und wenig später der dumpfe Knall der Explosion. Amurdarjew hat vorübergehend die Lautstärke der Außenmikrophone runtergedreht und jetzt dreht er wieder auf. Deutlich hören wir das Rauschen der Explosionsgasblase. Genauso deutlich aber ein dumpfes Poltern.

„Schon wieder!“ sage ich, „Sie brauchen es mir nicht zu sagen. Ich höre es.“

„Sehen Sie mal!“ sagt Amurdarjew, „Die Radarechos. Sind ein paar hinzugekommen. Ich nehme an, die Schichten haben sich gesetzt, und es gibt andere Sekundärreflektionen. Und das akustische Bild sieht jetzt auch anders aus. Steigt die Kohlensäure wieder?“

Eine Weile beobachten wir die chemische Zusammmensetzung des Wassers draußen, die wir nicht nur auf dem Situation Screen sehen, sondern uns auch auf eine dritte Konsole geholt haben.

„Kaum.“ sagt Edwin.

„Warte ab. Wenn es Blasen sind, dann müssen die ja erst zu uns hochblubbern.“

Wir warten. Mitten in unser Schweigen hinein rumpelt es wieder in den Lautsprechern.

„Unheimlich.“ sagt Carola und sieht von einem zum anderen. „Was ist das?“

„Die Gasblase von der…“

„Nein. Schon längst oben angekommen. Von der ist nur ein Schaumfleck auf der Meeresoberfläche übrig.“ sagt Amurdarjew, „Es ist etwas anderes.“

Das Interkom schlägt an. Amurdarjew hebt ab:

„Ich weiß es auch nicht.“ sagt er und legt wieder auf.

„Lassen Sie mich raten, was Wellington gefragt hat.“ sage ich.

„Genau das hat er gefragt. – Es hat übrigens wieder aufgehört.“

Einen Moment Stille. Amurdarjew blättert durch seine Fenster und begutachtet die Zackengebirge der akustischen und elektromagnetischen Reflektion.

„Ich würde vorschlagen, eine Detonation direkt auf den Meeresgrund zu setzen!“ sage ich.

„Und was soll das bringen?“

„Damit sich alles, was locker geschichtet ist, setzt. Dann kriegen wir bei der vierten Explosion vielleicht klare Echos.“

Amurdarjew überlegt einen Moment. „Gut. Dann muß ich unseren Chauffeur bitten, etwas zurückzusetzen. – Aber vorher will ich noch einen direkten Blick auf den Meeresboden werfen.“ Er greift wieder zum Interkom.

Kurz darauf sind wir in 180 Metern Tiefe nur noch wenige Meter über dem Meeresgrund. Die starken Außenscheinwerfer der CHARMION beleuchten diesen, und wir haben ein klares Bild auf den Bildschirmen. Aber es ist nichts Aufregendes – keine der Außenkameras zeigt etwas anderes als eine leicht gewellte Schlammebene.

„Ich habe auch nicht mehr erwartet. Ich wollte es nur mal gesehen haben.“

Langsam zieht der Boden vorbei. Auf einem der Bildschirme sieht man einen offenbar neuen, zylindrischen Gegenstand. Das Interkom schlägt wieder an, und dann teilt uns Amurdarjew mit, daß das Ei bereits gelegt wurde.

„Wir haben es gerade gesehen. Ist es denn nicht vorne rausgekommen?“ fragt Edwin.

„Drohnen und Torpedos können wir auch an der tiefsten Stelle des Schiffes ausschleusen. Ein bißchen habe ich noch von den Plänen in Erinnerung.“ antworte ich. Wir warten.

„Lassen wir Bildschirme und Außenkameras an, ja? Ich möchte sehen, ob Sande aufgewirbelt werden.“

Amurdarjew nickt. Es dauert eine Weile. Dann huscht ein flauer, kaum wahrnehmbarer Lichtschimmer über den Bildschirm der Kameras, die nach vorne gerichtet sind. Fast gleichzeitig hören wir wieder den dumpfen Explosionsknall.

Es wundert mich nicht, daß diese Explosionskörper so wenig Licht erzeugen. Mit drei Kilogramm Blitzlichtpulver, also der notorischen Mischung von Magnesiumpulver und Kaliumpermanganat – Lieblingsspielzeug vieler heranwachsender Nachwuchspyromanen – kann man einen ganz ordentlichen Blitz erzeugen. Aber bei einer ganz anderen Zusammensetzung des Sprengstoffes, und bei einer Verdämmung der Explosion, die genauso lange hält, wie es nötig ist, um die kurzzeitigste Druckwelle zu erzeugen, wird nicht mehr sehr viel Licht erzeugt – der größte Teil des Lichtblitzes ist vorbei, bevor der Behälter des Sprengstoffes geborsten ist.

Nachdem das Rauschen der aufsteigenden Gasblase verklungen ist, murmelt Amurdarjew:

„Seltsam. Jetzt gab es keine Störgeräusche. Schade."

„Wieso ‘schade’?"

„Weil das Boot nicht in der am besten geeigneten Position für Messungen war."

„Warum sind wir denn nicht über dem Explosionsort geblieben?" frage ich und schon beiße ich mir auf die Zunge. Das war eine bemerkenswert blöde Frage: Es wäre jeder Messung abträglich, wenn sich das Boot gerade im Weg der aufsteigenden Explosionsblase befände.

Das Boot bewegt sich wieder auf seinen vorherigen Platz zu, allerdings in größerer Tiefe. Auf einem der Bildschirme taucht der Explosionskrater auf, eine flache Mulde von nicht einmal zwei Metern Durchmesser. Der nur wenige Zentimeter hohe Kraterwall ist sacht gerundet, so, als ob dieser Krater schon sehr alt wäre. Wahrscheinlich haben die Wasserwirbel unmittelbar nach der Explosion alle harten Formen wieder verschliffen.

„Also, große landschaftliche Veränderungen kann man mit diesen Torpedos nicht bewirken!" stelle ich fest.

„Dazu sind sie auch nicht da." sagt Amurdarjew kurz.

Carola beugt sich vor: „Da bin ich nicht so sicher. Was ist das denn?"

„Was?"

„Diese Kante hier!"

Amurdarjew steuert die Außenscheinwerfer in eine andere Richtung. Dann sehen wir es auch: etwa 12 Meter von dem Krater entfernt ist eine Kante von zwei Zentimetern Höhe auf dem Meeresboden. Eine lange

Kante – in beide Richtungen verschwindet sie jenseits der Reichweite der Scheinwerfer.

„War die vorher schon da?“ frage ich. Statt einer Antwort läßt Amurdarjew die optischen Aufzeichnungen von kurz vor der Explosion über einen weiteren Bildschirm huschen. Damit hat er jetzt seine vierte Computerkonsole in Betrieb.

„Carola,“ sage ich, „du holst auf. Auch zehn Punkte!“

Vor der Explosion war diese Kante noch nicht da.

„Okay,“ sagt Amurdarjew, „das ist interessant. Jetzt sehen wir uns mal die Reflexe an!“ Er wendet sich wieder den Bildschirmen mit den ständig laufenden Radar- und Echolotauswertungen zu.

In demselben Moment bricht ein Grollen los – und es kommt von allen Seiten.

Da das Signal verschiedener Außenmikrophone auf verschiedene Innenlautsprecher gelegt wird, haben wir einen Stereoeffekt. Der ist ziemlich nützlich. So kam bis jetzt das ferne Rauschen der Brandung von allen Seiten, während die Geräusche im Gefolge der Explosion von einer Stelle ausgingen. Dadurch konnte man die Geräuschquellen sehr gut trennen. Ich habe zu Hause eine Stereoaufnahme eines Stückes von Eduard Grieg, mit dem man das sehr schön demonstrieren kann: an einer Stelle fällt nämlich einem der Musiker im Orchester ein Notenständer um. In Stereo kann man das ganz genau hören – in Mono überhaupt nicht.

Was aber jetzt von allen Seiten zu hören ist, ist nicht lokalisiert. Und wenn man in diesem ansteigenden Grollen eine Lokalisierung wahrnehmen kann, dann kommt sie – von unten!

Ich hechte zum Interkom. „Zentrale!" rufe ich, ohne zu verifizieren, ob mich jemand hört, „Zentrale! Auftauchen! Sofort! Anblasen!"

Den Ausdruck 'Anblasen' für das Einlassen von Preßluft in die äußeren Tauchtanks habe ich irgendwo anders gehört. Wellington wird schon wissen, wie er das Boot hochbringt. Wenn er dieses für richtig hält.

Amurdarjew dreht die Lautsprecher leiser. Gleich hört es sich weniger bedrohlich an. Aber das denke ich nur einen Moment, denn das, was wir jetzt hören, dringt direkt durch die Schiffswände zu uns herein.

„Ich glaube, wir haben etwas losgetreten!" sagt er, „Seht euch das an!"

Wir sehen es auch: Auf den Bildschirmen ziehen sich Risse und Kanten über den Meeresboden, die aber, weil es sich um lockeres Material handelt, immer gleich wieder einflachen. Schlamm wirbelt auf, am Rande des Lichtkreises scheinen richtige Schlammfontänen zu entstehen. Träge entfernt sich der beleuchtete Meeresboden von uns – Sinkt er, oder steigen wir? Das erste Mal spüre ich, daß das Boot schwankt.

„Festhalten!" rufe ich. Als ich Carola ansehe, kriege ich einen noch größerern Schreck: Sie ist ganz weiß im Gesicht und krallt sich an ihrem Sitz fest. Entweder sie gerät in Panik, oder sie hat etwas Bedrohliches festgestellt, was mir noch gar nicht aufgefallen ist. Was nur? Das Boot ist doch noch ganz!

Auch Edwin sieht nicht gut aus. Ich selbst wohl auch nicht. Aber ich klammere mich an einem Gedanken fest: Diese Titanstahlhülle kann Drucke von 1200 Bar aushalten. Wir sind aber nur in 180 Meter Wassertiefe. Da kann nichts das Boot so einfach kaputt machen.

Amurdarjew ist im Moment noch der kühlste von uns allen. Das liegt vielleicht daran, daß er damit beschäftigt ist, die Echos der Ultraschall- und der Radarsingnale zu inspizieren. „Das ändert sich jede Sekunde!" sagt er, und weil wir ihn noch verstehen können, kann der Lärm so laut nicht sein. „COzwei steigt auch wieder."

Trotzdem, das Boot schwankt immer stärker. Die ruhige Stimme von Wellington dringt über das P.A.-System in jeden Winkel des Bootes: „Bitte jedermann festhalten. Wir haben ein paar Turbulenzen!" – Für die, die es noch nicht gemerkt haben.

Nun kann man von aufgeschleudertem Sand und Schlamm den Meeresgrund überhaupt nicht mehr erkennen, und wir entfernen uns rasch von ihm. 160 Meter – 140 Meter. Immer neue Fontänen spritzen auf, Gas bricht aus den Schlammspalten hervor und der CO2-Gehalt des Wassers steigt immer weiter an. Dann können wir den Grund schon nicht mehr sehen.

„Festhalten – Bitte festhalten!" kommt noch einmal Wellingtons Stimme, „Wir springen gleich!"

„Wir tun was?" fragt Carola entgeistert.

„Wenn das Boot an der Meeresoberfläche ankommt, ist es ganz plötzlich vorbei mit der Fahrstuhlfahrt. Wenn du dich dann nirgends festhälst, dann liegst du auf der Nase! Das ist alles!" sage ich und zeige auf den Situation Screen. Wir haben nur noch ein paar Dutzend Meter bis zur Oberfläche zurückzulegen, und die Bilder der Außenkameras zeigen bereits Tageslichtreste, die immer stärker werden.

Ein paar Sekunden später ist es soweit. Ein Fahrstuhl, der in seiner Aufwärtsfahrt zum Stillstand kommt. Jeder spürt es in der Magengrube, und einen Moment lang sehen wir auf einem der Bildschirme die Berge von Sutherland.

Das Grollen und Dröhnen läßt nach. Es bleibt das Zischen zahlloser Luftblasen im Wasser – unter Wasser können die Kameras jetzt nur einige

Meter weit sehen, und über Wasser ist ein aufgeworfener Sprühnebel aus feinsten Wassertropfen. In weitem Umkreis ist das Wasser weiß von Gasblasen. Interessanter Nebeneffekt: Dieses gasblasenhaltige Wasser dämpft alle Wellen, so daß die Kameras unter dem Laufsteg auf Deck praktisch kaum überspült werden. Trotzdem bleiben sie jetzt für Minuten wegen des Sprühnebels völlig blind.

„Ich fürchte, die Luken können wir nicht aufmachen!“ sagt Amurdarjew und zeigt auf den Situation Screen, „Seht euch mal diese CO2-Konzentration an!“

Er hat recht. Aber der frische Seewind wird das CO2 rasch weggeweht haben, sowie nichts mehr von unten nachgeliefert wird.

Carola scheint sich jetzt wieder gefangen zu haben. „War es schlimm?“ frage ich mitfühlend. Sie nickt.

„Ich glaube, wir waren nicht in wirklicher Gefahr. Aber ich habe auch Muffensausen gehabt. Das kannst du mir glauben.“

Die Stimme von Wellingten kommt wieder über’s PA: „Herr Amurdarjew und Herr Homberg. Bitte in die Zentrale. Besprechung.“

„Kriegsrat.“ sage ich, „Wellington will das weitere Vorgehen besprechen. Ich bin sicher, ihr könnt mitkommen. Es wird höchstens eng. Gehen wir?“

Kriegsrat

Es ist kurz nach 12:00 Uhr, als wir uns alle in der Zentrale versammelt haben. Alle, das heißt alle vom wissenschaftlichen und die meisten vom nautischen Personal.

Fahlenbeek und Amerlingen sind beide mit der Schiffssteuerung beschäftigt, was aber nicht viel heißt – das Boot liegt inzwischen schon wieder ganz ruhig und auf vollständig ebenem Kiel. Eigentlich könnte man das also dem Rudergänger überlassen, eine Aufgabe, die jeder vom nautischen Personal mehr oder weniger reihum erfüllt, oder gar nur dem Computer allein. Wellington steht hinter ihnen und sieht ihnen über die Schulter. Alle anderen gruppieren sich um den zentralen Bildschirm-Koppeltisch in der Mitte. Der zeigt gerade eine Seekarte von diesem Gebiet, und wir wissen wohl alle, daß die spätestens seit einer halben Stunde veraltet ist. Wir sehen auch, daß das Schiff selber sich in horizontaler Richtung nicht vom Ort des Geschehens wegbewegt hat. Offenbar schließt Wellington eine Gefahr aus. Das wäre diskutierbar, aber – naja. Vielleicht ist es auch vorteilhaft, diese neue Formation ständig mit dem Echoloten bestreichen und so im Auge behalten zu können.

Einige haben sich freie Sitze geschnappt. Es wird geredet, aber nicht viel, weil immer noch über die Außenmikrophone Geräusche übertragen werden. Das sind jetzt aber hauptsächlich die Geräusche der Wellen, die der frische und kalte Seewind auf den Rumpf der CHARMION aufwirft – andere Geräusche kann man kaum mehr vernehmen.

Die meisten blicken aber interessiert auf die Bildschirme, die die momentanen Tiefenortungen zeigen. Man braucht kein Fachmann zu sein: Das, was sich dort immer klarer darbietet, in dem Maße, wie das Wasser sich beruhigt und die restlichen Gasblasen abziehen, ist nicht mehr die Schlammebene in 185 Metern Tiefe, über der wir uns vor kurzem noch aufgehalten haben. Da ist eine Schlucht. Und sie scheint grundlos, denn aus größeren Tiefen kommen keine interpretierbaren Echos mehr zurück.

Rolf Sydekum steht von den Funkgeräten, mit denen er beschäftigt war, auf und zwängt sich zu Wellington rüber.

„Es werden noch einmal alle Stationen abgefragt, aber bis jetzt sieht es so aus, daß niemand wesentliche seismische Auswirkungen beobachtet hat."

„Also kein Seebeben? Gar nichts?" fragt Wellington verwundert.

„Nichts, was wirklich diese Bezeichnung verdient. Aber wie ich sagte, es liegen noch nicht alle Berichte vor." Sydekum streicht sich seinen Schnurrbart: „Wenn diese letzten Berichte noch irgend etwas anderes enthalten sollten, sage ich es Ihnen, sowie sie hereinkommen."

„Merkwürdig. Gut. Danke." Wellington dreht sich zu uns allen um:

„Sie haben ja alle mitgekriegt, was passiert ist. Wir haben eigentlich mit einer tagelangen, langweiligen Vermessungstätigkeit gerechnet – manche haben es befürchtet, manche haben darauf gehofft – und jetzt hat sich unter unserem Kiel dieses große Loch da geöffnet. Schneller, als wir alle es erwartet haben."

'Dieses große Loch da', wie er es nennt, ist eine Schlucht, deren Ränder bis zu dreißig Metern auseinanderklaffen, und die über dreihundert Meter lang zu sein scheint. Wie tief sie ist, wissen wir nicht. Und genau wie Wellington wundert sich jeder mit etwas geologischem Einfühlungsvermögen, wieso das plötzliche Auftauchen einer solchen Formation nicht mehr seismische Wellen bewirkt hat. Wir haben ja alle den Krach gehört.

Ich bin neugierig, ob Wellington einen impliziten oder expliziten Vorwurf über das fahrlässige Lostreten dieses Erdrutsches macht. Aber er tut es nicht. Niemand konnte erwarten, daß vergleichsweise kleine Explosionen auf dem Meeresgrund diese große Wirkung haben würden. Der Vorgang war völlig unerwartet.

Mir gibt dieser ganze Vorgang jetzt wieder einmal Gelegenheit, über die fraktale Natur der Geschehnisse in der Wirklichkeit nachzusinnen, auf die schon vor acht Jahren das erste Mal ein Autor der Belletristik hingewiesen hat – ich glaube, es war Michael Crichton in seinem Roman 'Jurassic Park'. Die Spannung und die Schnelligkeit, in der sich Ereignisse entwikkeln, ist ähnlich chaotisch wie die Küstenlinie eines Landes. Lange Sandstrände können plötztlich von abenteuerlichen, felsigen Steilufern abgelöst werden. Und das, was wir erleben, ist ja genauso. Zwei Jahre lang ein geruhsames Leben in Großhelfendorf, dann die Kontaktaufnahme durch

die EG Anfang 1998, die zunächst beunruhigenden, nächtlichen Beobachtungen bei einigen Waldläufen und der unauthorisierte Lesezugriff auf meine Dateien in unseren dienstlichen Rechnern in der Firma. Dann drastische Änderung der Lebensumstände, besonders in ökonomischer Hinsicht, gefolgt von monatelanger Tätigkeit in München – interessant, aber bar jeder Handlung. Dann die Anreise nach Ullapool. Und von da an ging es Schlag auf Schlag. Das Kennenlernen des Bootes und weiterer Expeditionsmitglieder, Edwin's Auftauchen, den ich ebensogut in meinem Leben nie wieder hätte sehen können, dann Irene's gewaltsamer Tod, dann unser Auslaufen – heute morgen erst – und jetzt, nur wenige Stunden später, haben wir schon etwas gefunden.

Wenn man das eines Tages aufschreiben oder verfilmen sollte, wo anfangen? Homberg veröffentlicht unter dem Pseudonym 'Josella Playton' den Roman 'Welthöhle – Die Granitbeißerinnen'? Oder unsere seismischen Sprengungen heute, die dann zum Einbruch des Meeresbodens geführt haben? Oder irgendwo in der Handlungskette dazwischen? Es gibt Dutzende von Möglichkeiten.

Ich habe da mal die These formuliert, daß man in einer Kurzgeschichte den Leser mit den ersten drei Sätzen packen sollte. Sonst liest er nicht weiter. Einem Roman stände diese Strategie auch gut an, und bei einem Film – oder einer Filmdokumentation bei tatsächlichen Ereignissen wie diesen – müßte man in den ersten drei Einstellungen etwas Interessantes haben, damit der Zuschauer nicht zu seiner Fernbedienung greift und auf 'Playboy-Late-Night-Show' umschaltet.

Aber wenn man so mitten in die Handlung hineinspringt, dann muß man irgendwie noch eine gewaltige Menge von Vorwissen irgendwie unterbringen. Ich sehe mich um – wenn dieses das erste Bild eines Filmes ist, woher weiß der Zuschauer, daß wir uns an Bord des vielleicht modernsten U-Bootes der Welt befinden? Wie vermittelt man den Grund unserers Hierseins? Jetzt wird nämlich keiner der Anwesenden einen Abriß der Projektgeschichte geben.

Ich weiß es nicht. Als ich das Buch schrieb, war es einfacher. Wir fanden diesen Höhleneingang, und von einer Minute zur anderen wurde aus einer

Bergwanderung ein Abenteuer. Da war es klar, wo man anfängt. Aber jetzt?

„Herr Homberg, wo sind Sie mit Ihren Gedanken? Haben sie eine Idee?“

Jetzt merke ich erst, daß Wellington mit mir spricht. Er muß mich schon mal gefragt haben. Er kann nicht wissen, daß ich gerade die Verfilmung unserer Erlebnisse plane. Aber er hat ja recht: Um Abenteuer verfilmen zu können, muß man sie zuerst einmal zu Ende erleben und überleben.

„Nein. Noch überhaupt nicht.“ sage ich.

„Und Sie, haben Sie eine Idee?“ Wellington sieht jetzt Amurdarjew an.

Amurdarjew schüttelt den Kopf. „Es wäre – vielleicht – erklärbar, wenn diese Schlucht da im wesentlichen schon vorher da war, und wenn sie nur durch eine dünne Schicht abgedeckt gewesen wäre. Allerdings weiß ich nicht, wie so eine Schicht aus offenbar locker geschichtetem Material eine solche lichte Weite überspannt haben soll. Das ist ja schließlich kein Backschnee.“

„Und wieso das der Echolotung und dem Radar entgangen ist.“ sagt Wellington.

„Genau.“

„Hat sonst jemand eine Idee?“

Allgemeines Kopfschütteln. Jeder denkt an die Höhlenketten, die in dieser Gegend das Niveau des Meeresgrundes erreichen sollen, aber niemand möchte etwas so naheliegendes formulieren. Außerdem beantwortet das nicht die Frage nach der nicht erfolgten Ortung. Also probiere ich, das Eis zu brechen:

„Eine sehr große Menge sehr weichen, lockeren Materials, die diese Schlucht bis in sehr große Tiefe angefüllt hat – also kein ‘Schneebrett’ aus diesem Material. Ganz unten müssen Hohlräume gewesen sein, die nicht von diesem Material erfüllt waren – vielleicht etwas seitlich gelegen oder so. Das würde doch eigentlich erklären, warum unser Radar und unser Echolot nicht gescheit durchkamen. Der Einbruch des Materials muß in großer Tiefe begonnen haben – an diesen Höhlen eben. Und diese müssen voluminös genug gewesen sein, um das ganze Material, als es denn in Bewegung gekommen war, aufzunehmen. – Ich glaube, dieser ganze Erdrutsch hat sehr viel von den Geräuschen, die er selber verursacht hat, selbst

weggedämpft. – Da war zuviel Gegenverkehr in der Schlucht: Wasser nach oben, Schlamm nach unten. Eine Mischung, die akustische Wellen wirklich nicht sehr gut leitet."

„Das würde aber nicht die Existenz dieser Schlucht selbst erklären. – Oder, Herr Amurdarjew?"

„Nein. Das nicht." sagt Amurdarjew, „Nur, daß wir sie vorher nicht gesehen haben."

„Mit anderen Worten: Die bloße Existenz dieser Schlucht ist bis jetzt das einzig merkwürdige – für alles andere hätten wir eine wenigstens denkbare Erklärung. Sehe ich das richtig?"

„Ja." sagt Amurdarjew.

„Aber mit noch anderen Worten," werfe ich ein, „Diese Schlucht ist auch nicht merkwürdiger als die Höhlenketten, die hier auftauchen sollen. Wir haben kein neues Rätsel. Nur ein altes, das jetzt anders aussieht."

„Sie meinen, das da ist der Anfang unserer Höhlenkette?"

„Das ist immerhin das, was mir am plausibelsten erscheint. Und wahrscheinlich den meisten anderen hier auch. – Diese Schlucht hat Millionen Jahre lang Zeit gehabt, sich mit Schlamm füllen zu lassen. Und es sind immer die lockersten Schlämme gewesen, die ihren Weg hierhin gefunden haben."

„Ist das auch Ihre Ansicht, Herr Amurdarjew?"

„Ja." sagt dieser, „Aber so merkwürdig diese Schlucht ist – es gibt noch einen Gesichtspunkt."

„Nämlich?"

„Wir denken jetzt – und auch ich denke jetzt – daß diese Formation hier außergewöhnlich ist, weil wir keine weitere derartige Formation gefunden haben – bisher. Aber sind wir denn sicher? Vielleicht ist der ganze Minch voll von solchen verschütteten Schluchten. Und eine davon haben wir eben gefunden."

„Ist das eine sehr wahrscheinliche Auslegung?"

„Es ist eine Auslegung. Wir müßten den ganzen Meeresboden umgraben, um es herauszubekommen."

Wellington sieht von einem zum anderen. Sonst hat sich niemand an dieser Diskussion beteiligt. Natalie Yay sieht eine Stufe aufmerksamer als

üblich aus. Der neue, Pater Palmer, steht ein bißchen steif in der Nähe der Eingangstür vom zentralen Niedergang her und hört betont interessiert zu. So interessiert, daß eigentlich jeder merken müßte, daß er interessiert aussehen möchte.

Dr. Solzbach, im Gegensatz dazu, ist wirklich interessiert. Vielleicht hat er im Moment seine Familie tatsächlich vergessen. Er steht direkt vor einem Bildschirm und sieht sich das Relief stirnrunzelnd an, sagt aber nichts.

Bei Gabi Gohlmann habe ich den Eindruck, daß sie zwischen Angst und dem Wunsch nach Vertrauen in eine kompetente Schiffsführung hin- und herschwankt. Vielleicht würde sie, wenn man sie jetzt fragte, vorschlagen, zurück nach Ullapool zu fahren und 'besseres Wetter' abzuwarten. Auf jeden Fall nichts zu riskieren.

Carola sieht man ihren Panikanfall nicht mehr an, aber ich weiß, daß sie sich selbst damit jetzt erst einmal auseinandersetzen muß. Wenn sie mehr von Geologie verstünde, hätte sie in der Diskussion jetzt sicher mitgemischt, und vielleicht tut sie das auch noch.

Dr. Mary Morton ist nicht erschrocken. Ich habe den Eindruck, daß sie die ganze Zeit auch nicht erschrocken gewesen ist, aber das kann ich natürlich nicht genau wissen. Hat sie dem vorübergehenden Anklopfen des alten Sensenmannes nur ein überraschtes, seichtes Interesse entgegengebracht, und jetzt, wo sich herausstellt, daß es gar nicht der Sensenmann war, ist sie auch gar nicht soviel erleichtert wie viele andere?

Mark Dauphin und David Aldingborg stehen zusammen und reden leise miteinander. Müssen sie sich Mut machen oder waren sie gar nicht erschrocken genug? Kann ich im Moment nicht sagen.

Dr. Thomas Reinhardt. Überlegt sich sicher, daß es eigentlich so sein sollte, daß der überlegene Intellekt eines überlegenen Paläontologen auch dieser Situation besser gewachsen sein sollte als andere Menschen, auch wenn Außenstehende das nicht gleich einsehen. Wenn er Angst hat, dann wohl nur darum, daß sein Ableben ihn am Erreichen wissenschaftlichen Ruhmes, der ihm doch nun zweifellos zusteht, hindern könnte.

Alfred Seltsam hat mehrfach während des Gespräches seinen Platz gewechselt. Nun hat er endlich den optimalen Blick auf Natalie. Okay, das sind also seine Sorgen.

Stephen Spaliter hat wohl dieselben Interessen, seiner Blickrichtung nach zu urteilen. Ich überlege mir wirklich, wie eine längere Mission sich auf den allgemein aufgestauten sexuellen Druck auswirken würde. Wird es Spannungen geben? Es sind nur wenige Frauen an Bord, und nur auf einige davon dürfte sich das Interesse konzentrieren.

Bevor ich weitere Gelegenheit habe, die Leute auf ihre Art, mit der Situation fertigzuwerden, durchzumustern, setzt Wellington an, weiterzureden. Irgendetwas muß ja nun entschieden werden. In die nur einen Bruchteil einer Sekunde lange Stille, die dem vorausgeht, fragt Edwin hinein:

„Wieso ist es gerade jetzt passiert? Das verstehe ich nicht."

Amurdarjew antwortet ihm: „Wir haben zwar kleine, aber doch ziemlich brisante Sprengsätze in unseren seismischen Torpedos. Sehr definierte Druckwellen. Die kommen so in der Natur nicht vor."

„Aber wenn diese Schlucht – oder Schluchten – Jahrmillionen gebraucht haben, sich mit diesem lockeren Schlamm füllen zu lassen, dann ist in dieser Zeit doch sicher schon einmal etwas anderes passiert – ein Seebeben oder so. Macht das nicht auch Erschütterungen? Ich versteh ja nichts davon, aber es kommt mir so vor, als ob das so sein sollte."

Ich komme ihm zu Hilfe: „Kommt mir fast auch so vor. Überlegen wir doch mal: Der Erwartungswert der Stärke der stärksten Seebeben in einem beliebig herausgegriffenen Zeitintervall von einer Million Jahren sollte ziemlich groß sein – auch in einem Gebiet, das geologisch so ruhig wie Europa ist. – Du hast da etwas wesentliches gesagt, Edwin! Wir haben zwar mit Sprengkörpern ordentliche Erschütterungen gemacht. In geologischem Zeitmaßstab müssen aber mindestens ebenbürtige Dinge passiert sein."

„Hätten Sie eine Idee, wie man das erklären könnte, Herr Amurdarjew?" fragt Wellington.

„Zufall. Aber das werden Sie nicht für eine Erklärung halten."

Wellingten wirft einen Blick auf die Anzeigen in den verschiedenen Fenstern auf den verschiedenen Bildschirmen und auf das Echolotrelief.

„Zufall. Vielleicht. Die ganze Physik basiert auf Statistik. Ohne das könnten wir keine experimentelle Wissenschaft machen. Ist es Zufall, daß Galilei seine Fallexperimente mit zwei unterschiedlichen Kanonenkugeln gemacht hat? Er hätte ja auch eine Kugel und eine Feder nehmen können. Zufällig hat er keinen methodischen Fehler dieser Art gemacht. Vielleicht ist es jetzt auch so bei uns. Wir haben zufällig etwas richtig gemacht, um diese Schlucht genau jetzt, mit bescheidenem Aufwand, freilegen zu können. Was könnte das sein?“

„Wir wußten ja,“ sagt Amurdarjew, „daß diese Höhlenkette hier irgendwo das Niveau des Meeresgrundes erreichen muß. Deshalb sind wir genau hier und nirgendwo sonst. Vielleicht gibt es noch andere verschüttete Schluchten, und vielleicht wären diese anderen Schluchten aus ganz genau diesem Grunde nicht so leicht freizulegen gewesen.“

Wellington sieht ihn ein paar Sekunden lang an. Ob er überzeugt ist?

„Jedenfalls,“ sagt er dann, „hat keiner von uns damit gerechnet, so schnell eine so interessante Erscheinung zu Gesicht zu bekommen. Ich muß auf die Sicherheit des Bootes achten, aber ich denke, es ist vertretbar, noch einen genaueren Blick auf und in diese Schlucht zu werfen. – Es ist jetzt bald 13 Uhr – Zeit zum Essen. Uns jagt ja keiner. Ich schlage vor, daß alle um 14 Uhr wieder auf ihren Stationen sind. Wir werden dann sehr defensiv und vorsichtig vorgehen.“

Das heißt aber auch, denke ich während des allgemeinen Aufbruches, daß wir überhaupt vorgehen werden. Ein U-Boot-Kommandant, der einer solchen Erscheinung rein zufällig begegnet wäre, würde sich hüten, näher ranzufahren.

Die Kantine ist in dieser Freistunde ziemlich voll, und ich brauche eine Weile, um mir mein Fertiggericht warmmachen zu können. Dann komme ich gegenüber von Gabi Gohlmann zu sitzen. Es ist nichts von dem Wellenschlag auf die Hülle der CHARMION zu bemerken, weil das Boot in etwa zehn Meter Tiefe getaucht ist und diese Position beibehält. Wie üblich liegt das Boot so ruhig wie ein Gebäude auf dem Festland.

„Wie geht's dem Haus?" frage ich, aus Höflichkeit und um von den unmittelbaren Problemen etwas abzulenken, „Schon abbezahlt?"

„Wo denkst du hin!" weicht sie aus, „Aber das kümmert mich jetzt nicht. Das läuft ja praktisch von selbst."

Sie sieht gut aus, in ihrer Bordkluft, denke ich. Manchen steht es mehr, manchen weniger. Dieses soldatische dieses Overalls ist ihrer Weiblichkeit nicht abträglich. Ob das an ihrer knabenhaften Figur und ihrer kleinen Statur liegt? – Ob jemand gut aussieht oder nicht wird nicht von rationalen Überlegungen entschieden. Es gibt einige Kriterien, von denen man mehr oder weniger weiß, daß sie mitwirken. Das ist alles. – Vielleicht liegt das bei Gabi auch daran, daß sie ihre verfügbare Kleidung häufig wechselt. Es gibt keinen Gewöhnungseffekt, selbst, wenn sie mal nach einigen Tagen wieder dasselbe trägt, was hier auf dem Boot unvermeidlich ist – eine Riesengarderobe kann ja niemand mitnehmen. Gabi hat eben den Bordoverall in ihre Kleidungsrotation mit einbezogen.

„Ich frage nur, weil ich mir überlege, was diese Spalte da jetzt finanziell bringt. Nach unseren Verträgen gibt es ja extra Prämien, wenn wir manche Dinge erreichen. Was ist aber, wenn wir nicht rauskriegen, ob diese Spalte etwas mit der Welthöhle zu tun hat oder nicht?"

„Ich dachte, das ist sicher?"

„Oh, Gabi! Es gibt soviele geologische Formationen. Da kann noch alles möglich sein. Und wenn, mal angenommen, wenn es mehr als eine Welthöhle gibt, und wir finden den Zugang zur falschen, was dann? Nach dem Buchstaben der Verträge kriegen wir dann keinerlei Prämien!"

„Steht denn in den Verträgen drin, daß genau die Welthöhle erreicht werden muß, in der ihr beiden wart?"

„Es ist schon eine Zeit her, daß ich den Text so genau gelesen habe. Bei Juristen muß man mit allem rechnen, weißt du!“

„Gut, daß wir keine an Bord haben!“

„Wieso?“

„Wenn du so von ihnen redest!“

„Würdest du mich denn verpetzen?“

„Vielleicht würde ich dich erpressen!“

„Dann würde ich behaupten, die Höhlen, die wir erreichen, noch nie zuvor gesehen zu haben! – Vielleicht gibt es ja zwei.“

So flachsen wir eine Weile weiter. An ihrer Reaktion merke ich, daß sie, trotz der Schlucht da draußen, das Erreichen der Welthöhle für unwahrscheinlich hält, und zwar deshalb, weil sie spürt, daß ich auch nicht so richtig daran glaube. Dabei muß ich ihr meine physikalischen Vorbehalte gar nicht erklären.

„Mir wäre es recht, auch wenn wir nicht hinkommen. Es ist sowieso schon ein Abenteuer. Dies ganze Boot hier und so. So etwas erlebt man nur einmal im Leben.“

Ob das, was sie sagt und wie sie es sagt, sie das von dem Verdacht, Adressat der Direktive q78q99q zu sein, reinwaschen kann? Aber sie ist intelligent. Sie würde mir auch etwas vormachen können.

„Für mich ist es mein zweites Abenteuer.“

„Und für deine Frau a… Entschuldigung.“

„Macht nichts.“

„Es ist mir nur so rausgerutscht.“

Vielleicht grinse ich etwas zu schief: „Wenn du so willst – sie hat auch ihr zweites Abenteuer gehabt. Aber es war wohl nur den Bruchteil einer Sekunde lang.“ Ich denke noch einmal über das, was ich gesagt habe, nach, und finde es dann geschmacklos. Gabi läßt sich nicht anmerken, ob sie das auch so sieht.

„Wenn es wenigstens schnell ging.“ sagt sie.

„Schneller als bei der Challenger.“

„Dem explodierten Space-Shuttle, vor 13 Jahren?“

„Ja. Die hatten noch etliche Sekunden zu leben. Heute weiß man das. – Wenigstens sind diese Astronauten nicht vorsätzlich umgebracht worden.“ Das letzte sage ich so leise, daß, außer Gabi, niemand es hören kann.

„Wieso? Wurde deine Frau denn vorsätzlich umgebracht?“ Sie müßte anders reagieren, wenn sie etwas damit zu tun hätte, denke ich. Aber wer weiß in jedem Falle, wie Menschen reagieren? Ich relativiere deshalb so, daß sie, auch wenn sie etwas weiß, nicht auf die Idee kommt, das ich etwas weiß:

„Ja, natürlich. Von den Herstellern der Luft-Luft-Raketen an Bord des Duocopters. Die dürfen nicht einfach von selbst losgehen. Das ist eine unglaubliche Schlamperei!“

„Ach so meinst du das.“ sagt sie.

Plötzlich wird es wieder still im Raum. Erst denke ich, es ist wieder so eine aus statistischen Gründen zustandegekommene Pause, wie schon heute morgen. Aber das ist es nicht. Alle Köpfe sind herumgefahren. Alle sehen den Pater Palmer an:

Der hat sich soeben eine Zigarette angesteckt. Es war das Geräusch des aufflammenden Streichholzes, daß, so leise es war, alle anderen Geräusche im Raum vorübergehend zum Erliegen gebracht hat.

Nun dürfte es zwar einige Raucher an Bord der CHARMION geben, und im Prinzip ist die Luftreinigung auch leistungsfähig genug, damit fertigzuwerden. Trotzdem würde der Wartungsaufwand an Filtereinrichtungen ansteigen, und in den kleinen Volumina der Räume an Bord kann eine einzige Zigarette die Luft sofort gründlich verpesten, egal, was die Klimaanlagen durchschleusen.

Rauchen ist deshalb, wie auf allen U-Booten der Welt, verpönt, auch, wenn es nicht explizit in den Bordvorschriften und in unseren Verträgen drin steht. Sogar die Verwendung von Parfüms ist aus denselben Gründen nicht gerne gesehen.

Pater Palmer hat das wohl noch nicht gewußt. Bis eben. Nun sieht er alle Blicke auf sich ruhen. Und zwar sind das entweder die Blicke der Nichtraucher, die da sagen ‘Schon wieder so ein Raucher, der…’, oder es sind die Blicke der anderen, verhinderten Raucher, die da sagen: ‘Wieso darf der das, wenn ich es nicht darf?’.

Augenblicklich drückt er die Zigarette aus. „Tschuldigung.“ murmelt er. Langsam kommt das allgemeine Gemurmel wieder in Gang.

Ich bemühe mich, die aufsteigende Antipathiewelle zu unterdrücken. Er hat seine Zigarette ja ausgemacht, und er wird es nicht wieder tun, jedenfalls nicht vor den Augen anderer. Raucher sind noch keine schlechten Menschen. Ja, einige der Menschen, die ich am allermeisten schätze, sind Raucher. Aber natürlich ist der Aufenthalt im selben Raum mit einem Raucher schwer erträglich – eigentlich überhaupt nicht erträglich. Und daß ein Raucher in fortgeschrittenerem Alter häufiger Krankheitsausfälle zeigt, die andere ja irgendwie kompensieren müssen, macht den Umgang mit ihnen auch nicht gerade leichter.

Ein Komilitone – lang ist's her – hat das einem Raucher gegenüber mal so ausgedrückt: 'Wenn wir beide zusammen in der Badewanne säßen und ich hätte Dünnschiß, würde dir das gefallen?' Ich fand den Vergleich sehr treffend und habe ihn in analogen Situationen Rauchern gegenüber immer mal wieder selbst gebraucht. Dabei stellt man schnell fest, wieweit Abstraktionsvermögen und Humor auf der Gegenseite reichen.

Ich habe den Vergleich gelegentlich noch präzisiert: Der Urin eines gesunden Menschen ist völlig steril. Also ist jemanden anzupissen auf jeden Fall weniger gesundheitsschädlich als Passivrauchenlassen. Bei diesem Vergleich hat nur ein einziger Raucher mir zugestimmt. Und weitergeraucht. Alle anderen waren stocksauer. Und haben auch weitergeraucht.

Dabei weiß ich, warum man raucht. Ich kann es schon verstehen. Die Anhebung der Assoziativität großer Neuronenareale durch Nikotin bewirkt ein schärferes Denken, ein rascheres Auffassen, ein schnelleres, geistiges Arbeiten. Das kann für einige Menschen den Unterschied zwischen Kreativität und stumpfer Tätigkeit bedeuten, so wie ich selber den Unterschied zwischen Wachheit und Müdigkeit empfinde. Wenn es all die Nebenwirkungen des Rauchens nicht gäbe, würde ich es deshalb ganz rational für mich in Betracht ziehen. Neurotransmitter-Engineering, so würde man es vielleicht nennen. Warum nicht?

Habe ich nicht, seinerzeit, aus ganz ähnlichen Gründen, getrunken? Der Alkohol wirkt etwas anders – die Assoziationen werden ein bißchen chaotisch und, am Anfang des Trinkens, steigt die Assoziativität auch. Bei mir

jedenfalls. Da kommen Ideen, die sonst nie gekommen wären. Die Fähigkeit, solchen Ideen gezielt nachzugehen, schwindet aber in demselben Maße, und gerade dieser Effekt wurde im Laufe der Zeit immer deutlicher. Das war der Grund, daß ich vor etwa 20 Jahren den Alkohol für lange Zeit aus meinem Leben verbannt habe. Der Preis war einfach zu hoch.

„Trinkst du eigentlich wieder?“ fragt Gabi.

„Kannst du Gedanken lesen?“

„Wieso?“

„Gerade habe ich an Nikotin- und Alkoholsucht gedacht. An Ähnlichkeiten und an Unterschiede. Was soll das eigentlich heißen, ‘Trinkst du eigentlich wieder’?“

„Du hast doch in deinem Buch von dieser zehnjährigen Wette geschrieben! Zehn Jahre ohne Alkohol – die ganzen Achtziger Jahre.“

„Habe ich das? Ist mir völlig entfallen. Vielleicht sollte ich mein Buch mal selber lesen.“

„Weißt du denn nicht mehr, was du geschrieben hast?“

„Ne. Nicht in Einzelheiten. Wenn man tatsächliche Gegebenheiten beschreibt, dann braucht man sich nicht soviele Fakten zu merken, die man sich ausgedacht hat. Dann weiß man nachher aber auch nicht mehr, welche von diesen Fakten nun tatsächlich ihren Weg in den Text gefunden haben und welche nicht. Bei einem Roman wäre das anders, da muß man sorgfältig Buch darüber führen, was geschehen und was gesagt worden ist. – Was habe ich denn geschrieben?“

„Na, daß du diese zehn Jahre gar nichts getrunken hast, und danach nur sehr sporadisch,“

„So stimmt das auch. Ganz genau so.“

„Vermißt du es nicht?“

„Vermisse ich Fieber? Zahnschmerzen? Durchfall? Kopfschmerzen? Müdigkeit? Afterjucken? Bauchschmerzen? Herzschmerzen? Magenschmerzen? Morgens den sauren Geschmack in der Speiseröhre?“

„Das ist doch etwas anderes!“

„Nur graduell. Beim Alkohol fängt alles mit einer – kleinen – ‘Initialeuphorie’ an. Danach kann man all den anderen Scheiß haben.“

„Also trinkst du nicht mehr?“ stellt sie fest.

„Nein. Aber vielleicht nicht aus Gründen meines überlegenen Charakters – so etwas habe ich nämlich nicht. Sondern, weil ich das Glück habe, daß meine Gesundheit schnell genug Schaden nimmt, wenn ich es doch tue, und weil ich Angst vor den Spätfolgen habe!“

Nach einer Pause, in der ich den Mund zu voll hatte, um etwas zu sagen, rede ich weiter: „Außerdem: Niemand – Niemand! – ist autorisiert, sich über Alkohol oder Drogen kompetent zu äußern, solange man nicht selbst von diesem Problem gestreift wurde. Deshalb bedauere ich es nicht, mal getrunken zu haben. Ich habe ja gewonnen! Ich habe den Feind gesehen, bin rechtzeitig weggelaufen und habe so gewonnen. Was will ich mehr? – Man wird stärker dadurch. Man hat eine ‘Kinderkrankheit des Gemütes’ durchgemacht. Das gehört dazu, zum Leben. – So wie die Liebe und der Tod dazugehört.“

Gabi denkt über das letzte lange nach. „Aber du hast das Problem doch nicht. Warum fragst du?“ frage ich, als sie nichts sagt.

„Ich kannte mal jemanden…“ sagt sie und stochert in ihren Essensresten.

Aha, denke ich. Ich weiß, wann ich das Thema nicht weiter verfolgen sollte.

„Wo warst du eigentlich, ich meine, vorhin?“ frage ich, als ich merke, daß es auf 14 Uhr zugeht. Außerdem will ich das Thema wechseln – auch Irene hatte mal mit dem Alkohol zu tun, und daran will ich jetzt nicht denken.

„Hier. Ich habe mir alles auf dem SISC angesehen.“

„Du kannst zu uns nach oben kommen, in unseren Arbeitsraum. Da ist mehr Platz, und wir können auf mehr Bildschirmen mehr zur gleichen Zeit sehen.“

Ein paar Minuten später sind wir alle wieder oben: Gerald Amurdarjew, Carola und Edwin, dann Gabi und ich. Kaum, daß wir unsere Plätze eingenommen haben, kommt noch jemand vom Niedergang zur Kantine zu uns hoch: Der Pater.

„Darf man sich zu Ihnen setzen?“ erkundigt er sich höflich.

Carola ist am schnellsten: „Sie dürfen. Wohin Sie wollen. Können Sie mit diesen Geräten umgehen?“

„Nein!“ sagt der Pater, „Ich verwende zwar einen PC bei meinen Studien. Aber diese Geräte scheinen ganz anders zu sein. Ist das Windows?“

„So etwas ähnliches,“ sage ich, „diese Geräte können etwas mehr als ein PC. – Sie sagten ‘bei Ihren Studien’?“

„Ja.“

„Forschungsarbeiten?“

„Ja. Aber Sie würden es nicht so nennen.“

„Was sind denn das für Forschungsarbeiten?“ frage ich, halb höflich, halb interessiert.

Wir werden von der Stimme Wellingtons unterbrochen, die durch alle Räume dringt: „Bevor wir uns wieder der Schlucht nähern, wollen wir den Meeresboden im Umkreis von einigen Kilometern begutachten. Ich bitte um die übliche Aufmerksamkeit!“

„Wir werden hier zum Sehen und Staunen spazieren gefahren!“ murmelt Amurdarjew. Ich weiß nicht, ob das kritisch gemeint ist – vielleicht will er lieber so schnell wie möglich einige Blicke auf die Schlucht werfen anstatt noch weiter den unberührten Meeresboden anzustarren.

Der Pater blickt verwirrt. Er weiß nicht, ob er meine letzte Frage noch beantworten soll. Ich baue ihm eine Brücke:

„Wenn der Alte gründlich genug ist, dann können Sie noch ihre ganze Doktorarbeit vorlesen, bevor wir diese Schlucht wieder zu sehen bekommen!“

„Ich beschäftige mich mit Eschatologie.“ sagt der Pater jetzt.

„Mit der was?“ fragt Edwin.

„Das ist die Lehre vom Endschicksal des einzelnen Menschen und der Welt.“ erklärt der Pater.

„Das ist vielleicht für einen Theologen etwas anderes als für einen Physiker!“ sagt Edwin und sieht mich an, „Herwig sieht immer rot, wenn sich ein Theologe zu solchen Themen äußert!“

„Das stimmt gar nicht,“ sage ich schnell, „ich bin schon völlig zufrieden, wenn man mich nicht totschlägt, bloß, wenn ich mal das Wort ‘Darwin’ in den Mund nehme!“

Jetzt ist der Pater sehr unsicher. Ich nehme an, daß er erst vor kurzem dazu aufgefordert wurde, sich dieser Expedition anzuschließen. Vielleicht

hat er nicht einmal mein Buch gelesen, wie es jeder andere hier hat tun müssen, und auch vieles von dem Vorwissen, daß wir anderen uns in München schon angeeignet haben, wird ihm fehlen. Vielleicht hat er auch gar keine genaue Vorstellung von seiner Aufgabe an Bord. Am besten, ich frage ihn direkt danach:

„Bitte entschuldigen sie, ich – Toleranz ist nicht meine Stärke. Mein Fehler. Aber die Kirchengeschichte sprüht auch nicht gerade vor Toleranz – deshalb bin ich da immer etwas auf dem Sprunge, mich gegen Angriffe zu verteidigen, die vielleicht gar nicht beabsichtigt sind. Entschuldigen sie bitte. – Seit wann wissen Sie denn, daß sie auf dieser Expedition dabei sind?“

„Ich habe keinen Angriff vorgehabt,“ beantwortet der Pater meine erste Frage, „und die Weisung, hier teilzunehmen, erhielt ich am letzten Freitag.“

„Am letzten Freitag!“ sagt Edwin, „An dem Tag, an dem Herwig’s Frau umgekommen ist! Dann wissen Sie es ja nicht länger als wir, daß Sie mitkommen!“

„Wessen Frau ist umgekommen?“ fragt der Pater.

„Das spielt jetzt keine Rolle,“ sage ich, „wir haben Anweisung, uns der Aussicht zu widmen. Gilt für alle, Herr Kollege Daum!“

Während wir geredet haben, hat das Boot seine Position verlassen und ist tiefer hinabgetaucht. Der Meeresboden kommt langsam wieder in Sicht der Scheinwerfer. In ovalen Schlingen, die immer weiter werden, führt uns Wellington im Uhrzeigersinn um die Schlucht herum. Zu Anfang sehen wir sie noch auf den Bildschirmen derjenigen Kameras, die rechts rausse-hen – ein grundloses, dunkles Etwas auf dem Meeresboden, hinter einem heller erleuchteten, abschüssigen Hang im Vordergrund. Dann führt der Weg nur noch über den Meeresgrund, der in geringer Entfernung völlig unberührt aussieht, so, als hätte es nie in unmittelbarer Nähe diesen Einbruch des Meeresbodens gegeben. Alles, was die Kameras je aufnehmen, wird in digitalisierter Form in den Rechnern gespeichert. Wir wissen, daß wir uns alles noch einmal ansehen können, wenn wir wollen. Jedes Pixel.

„Es ist immer noch viel COzwei im Wasser gelöst.“ stellt Amurdarjew fest, „Komisch. Ich glaube nicht an vulkanische Gase und dergleichen. Nicht hier.“

„Aber es wird weniger, je weiter wir uns von der Schlucht entfernen.“ stellt Edwin fest. „Ist doch zu erwarten.“ sage ich.

„Ist das immer Kohlendioxid? Vulkanische Gase, meine ich?“ fragt Carola.

„Eigentlich nicht,“ sagt Amurdarjew, „Meistens ist es ein Gemisch von sehr vielen Dingen: Schwefelwasserstoff, Schwefeldioxid, Wasserdampf, Stickoxide vielleicht auch – von allem etwas. Ist bei jedem Vulkan und jedem Geysir und jeder Fumarole anders.“

„Der Körpergeruch der Erde!“ ergänze ich, aber dann geht mir auf, daß das weder eine geistreiche noch eine witzige Bemerkung war.

Eine Weile sagt keiner was, aber dann beugt sich Amurdarjew vor:

„Zu erwarten: Die Abnahme der Kohlendioxidkonzentration: ja. Die Metallmasse da: nein.“

Ich sehe mir das Störecho an. Etwa 1500 Meter südlich von uns ist etwas, was Radarwellen reflektiert. Dabei sind unsere Sendeantennen gar nicht in die Richtung gerichtet, und Seewasser ist durchaus nicht das beste Medium, Radarwellen ungestörte Ausbreitung zu ermöglichen. Also muß es eine ordentliche Masse sein – eine steile Flanke eines Hügels, oder…

„Ein Wrack,“ sage ich, „es wird ein Wrack sein. Das ist eigentlich schon zu erwarten. Zehntausende von Schiffen liegen auf dem Meeresgrund aller Meere. Vielleicht Hunderttausende.“

„‘Peter Moosleitner’s Interessantes Magazin’!“ bemerkt Edwin, „Den Artikel habe ich, glaube ich, auch gelesen.“

„Ich lese gelegentlich auch richtige Fachliteratur!“ pariere ich, „Nicht nur ‘Frau im Spiegel’!“

„Mmh.“ sagt Amurdarjew, ohne auf unser Geplänkel zu achten. Da die CHARMION sich spiralig von der Schlucht mit der geringen Geschwindigleit von sechs Knoten entfernt und jetzt eine Entfernung von 2500 Meter von dieser hat, werden wir das Echo wiederfinden, wenn wir die Schlucht noch einmal umrundet haben. Das wird fast eineinhalb Stunden dauern. Das ist Amurdarjew zu lang. Er greift zum Interkom:

„An Kommandant: Da ist etwas Auffälliges, etwa vier Kilometer südlich von der Schluchtmitte." Er sagt nicht, daß er dahin möchte. Verläßt er sich darauf, daß Wellington auch neugierig ist, oder hofft er es nur?

Wellington ist neugierig. Langsam dreht die CHARMION nach Süden ab. Knapp eine Viertelstunde später sind wir da.

„Die haben es hinter sich." sagt Edwin. Er sieht angestrengt auf die Bildschirme, wie alle anderen auch. „Seit mehr als 50 Jahren."

Gabi beißt sich auf die Unterlippe. „Ob sie noch drin sind?" fragt sie.

Das Boot ist ein deutsches VIIC-Boot aus dem zweiten Weltkrieg. Weil wir seit Monaten gewußt haben, daß wir auf eine Unterseefahrt gehen werden, haben wir viel über die Geschichte des U-Boot-Baus gelesen und Bilddokumentationen gesehen. Über ein Boot dieses Typs hat der Buchheim nicht nur seinen Roman verfaßt, sondern auch einige Bildbände veröffentlicht: Kriegsberichtsfotos. Deshalb erkenne ich es genau wieder.

Da ist der Turm. Der Wintergarten mit dem kleinen Geschütz – stellenweise behangen mit faserigem Gewächs. Die Grätings oben auf dem Druckkörper. Die Satteltanks. Die CHARMION liegt jetzt parallel zu dem anderen Boot, etwas höher, aber sonst Breitseite an Breitseite.

Es ist nur ein Wintergarten und keine zwei, wie man es später gemacht hat, um versuchsweise die Luftverteidigung von aufgetauchten U-Booten zu verbessern. Daraus, und aus der Tatsache, daß so ab März 1941 die Lage für die deutschen U-Boote schwer und wenig später katastrophal wurde, weil der U-Boot-Krieg praktisch verloren war, spricht alles dafür, daß dieses Boot wahrscheinlich um 1941 gesunken ist, keinesfalls später als 1943.

„58 Jahre." sage ich nur, „Seht ihr irgend eine Beschädigung am Rumpf?"

Amurdarjew bastelt mit den Kontrollfeldern seines Echolotes herum. „Aber es ist voll Wasser. Keine einzige Luftblase."

„Wie sollte auch – nach der langen Zeit!" sage ich, „Das Turmluk ist aber zu. Kombüsenluk und Torpedoluk auch. Sie sind nicht ausgestiegen."

„Das heißt, sie sind noch drin?" fragt Gabi besorgt.

„Ich glaube ja."

Der Pater bekreuzigt sich.

„Das hätten sie vor 60 Jahren tun sollen, anstatt so reibungslos mit den Nazis zusammenzuarbeiten!“ sage ich grob.

„Herwig, das ist doch unmöglich, wie du dich jetzt benimmst! Was kann denn Herr Palmer dafür?“ Carola ist sauer.

„Habt ihr nicht genug Phantasie, euch vorzustellen, wie die da drinnen ersoffen sind?“

„Deshalb ist er noch lange kein Mittäter! Persönlich schon gar nicht – damals war keiner von uns geboren.“

Ich hole ein paarmal tief Luft. Der plötzliche Ärger flaut wieder ab.

„Entschuldigen Sie,“ sage ich zu Palmer, „Sie sind nicht Rechtsnachfolger der ganzen Organisation, der Sie angehören. So wie wir ja nicht Rechtsnachfolger der Nazis sind. – Aber wir sind in einem U-Boot, und die da waren es auch. Die beiden Boote sind annähernd gleich groß.“

Die CHARMION wird noch auf die andere Seite des Bootes manöveriert. Auch dort dasselbe Bild: Nirgends eine sichtbare Beschädigung. Die Torpedoklappen sind geschlossen. Das Boot liegt mit nur leichter Schräglage auf Grund.

„Wahrscheinlich,“ sage ich, „gibt es ein größeres Leck unter der Verkleidung, so daß wir es nicht sehen können. Kann man das mit dem Echolot irgendwie feststellen?“

„Ich finde nichts.“ sagt Amurdarjew, „aber auch durch ein sehr kleines Leck kann ein Boot rasch vollaufen.“

„Was ihnen wohl passiert ist?“ fragt Gabi.

„Das werden wir nie wissen. Ich weiß nicht einmal, ob es hier, im Minch, Geleitzüge gegeben hat, die das Ziel deutscher U-Boote waren. Was sonst hätte ein U-Boot hier zu suchen gehabt? – Vielleicht haben sie versucht, einer Wasserbombenverfolgung zu entgehen. In dieser Tiefe ist dann irgend etwas gebrochen – vielleicht die Abluftklappen für die Diesel. Irgend so etwas. Ein armdicker Strahl in fast zweihundert Metern Tiefe – das macht keiner mehr zu.“

„Wie tief ist den das Boot in dem Roman gewesen?“ fragt Edwin.

„In dem Roman von Buchheim, die Sache vor Gibraltar? 280 Meter glaube ich. Aber die haben ein Schweineglück gehabt. Und eine gute und eingespielte Mannschaft. Wenn du’s gelesen hast, dann weißt du ja, daß

sie es nur gerade eben geschafft haben. – Die hier haben es gerade eben nicht geschafft."

„Ich glaube, ich möchte nach Hause!" sagt die Gabi.

„Nanana! Wir sind doch nicht in derselben Gefahr. Nicht dieses Boot. Uns bewirft niemand mit Wasserbomben. Und unsere Werftgarantie ist ein bißchen mehr als die von dem Boot da. Das ist so, als ob du ein Stahlrohr mit einer Toilettenpapierrolle vergleichst."

Gabi sieht nicht überzeugt aus.

„Selbst, wenn wir uns vor fast 60 Jahren hier aufgehalten hätten, könnte uns in diesem Boot kaum etwas passieren." fahre ich fort.

„Allerdings hätten wir mit diesem Boot auch keine der Kriegsparteien besonders beeindrucken können." meint Edwin, „Nicht mit diesen kleinen Torpedos."

„Vielleicht," sage ich, „ein kleines Loch in eine Schiffswand müßte man schaffen. Aber etwas anderes kommt mir in den Sinn: Wenn wir hier gewesen wären, als dieses Boot da abgesoffen ist – was hätten wir tun können?"

„Hätte man sie nicht heben können?" fragt Gabi erstaunt.

„Wenn ihnen nur einige Tonnen Auftrieb gefehlt hätten, dann gerade eben noch. Wenn das Boot schon zu weit vollgelaufen wäre, dann nicht mehr – ein paar hundert Tonnen zusätzlichen Auftrieb kann die CHARMION nicht erzeugen, wenn man nicht lebensgefährliche Experimente mit den äußeren Tauchtanks machen will. Aber das ist nicht der Punkt: Womit hätten wir dieses Boot da greifen sollen, um es zu heben? Die CHARMION ist darauf eingerichtet, tief zu tauchen und zu beobachten. Ein bißchen schießen kann sie auch, aber da war dieses andere Boot da schon besser ausgerüstet. Aber was sonst können wir noch?"

„Du meinst, wir hätten nichts tun können? Gar nichts?"

„Genau das meine ich. Wir hätten zusehen können, wie sie absaufen. – Da, mit diesem Echolotrelief hätten wir sogar Bewegungen in dem Boot nachweisen können, je mehr Wasser drin war, desto besser. Wir hätten die letzten Zuckungen der Besatzung aufzeichnen können. Aber wir wären nicht in der Lage gewesen, ihnen zu helfen."

„Du hast eine perverse Phantasie.“ stellt Carola fest. Amurdarjew bespricht sich mit der Zentrale. Wir entfernen uns allmählich wieder von dem gesunkenen U-Boot.

„Das ist keine perverse Phantasie. Ich hoffe, wir werden nicht in die Lage kommen, externe Greifvorrichtungen jemals zu brauchen.“

„Und warum haben wir so etwas nicht?“ fragt Edwin.

„Ich kann das nur vermuten. Man hätte etwas bauen können, so wie unsere Antriebsaggregate. Sogar etwas, was sich kaum abnutzt, natürlich ohne jede Durchführung durch den Druckkörper, außer Elektrizität. Aber wahrscheinlich war für diese Entwicklung nicht mehr genügend Zeit, oder die Notwendigkeit wurde nicht gesehen – oder nicht rechtzeitig gesehen. Was weiß ich.“

Allmählich verschwindet das Boot wieder aus dem Blickfeld. Plötzlich kommt wieder Wellington’s Stimme über die Lautsprecher:

„Es ist jetzt 15 Uhr und 50 Minuten. Das heißt, daß wir uns in bedrohlicher Weise dem Dienstschluß nähern. Trotzdem denke ich, daß es im Sinne von Ihnen allen ist, wenn wir uns die Schlucht noch einmal etwas genauer ansehen.“

„Oh,“ sagt Gabi, „ich hatte schon gehofft, daß es diese Nacht noch einmal nach Ullapool zurückgeht.“

„Am Wochenende, wenn nichts dazwischen kommt. Um jeden Tag zurückzufahren sind hier die Anfahrtwege schon etwas zu lang.“ sage ich.

Kurz nach 16 Uhr stehen wir wieder über der Schlucht. Amurdarjew hat viel zu tun: Die optischen Bilder der Außenkameras ansehen, die Reliefs der Echolotungen, Radar und so weiter. Das Boot wird so ausgerichtet, daß es genau über der Schlucht steht und mit dieser parallel ist. Der Bug zeigt also nach Norden. Dann beginnt das langsame Sinken mit nicht mehr als 10 Zentimetern pro Sekunde. Ich weiß, daß man ein so präzises Einhalten der Sinkgeschwindigkeit ohne die Rechner gar nicht erreichen könnte, egal, ob man die Regelzellen oder die externen Propeller oder beide in Kombination verwendet.

Um genau 16:15 Uhr sind wir auf der Höhe des Schluchtrandes, in 185 Metern Tiefe. Kurz darauf versperren uns die Schluchtwände die Sicht auf den umgebenden Meeresgrund, der ohne das Licht aus den Scheinwerfern

der CHARMION wieder in völlige Dunkelheit zurückfällt – inzwischen ist nämlich das Tageslicht auch schon vergangen. In diesen Breiten wird es im Winter früh dunkel.

Ob man den Widerschein unserer Scheinwerfer an der Wasseroberfläche sehen kann – wenn da zum Beispiel jetzt gerade die Fähre zwischen Ullapool und Stornoway vorbeifahren sollte? Wenn, dann wird dieser jetzt verlöschen, wo wir in die Schlucht abtauchen, denke ich.

Die Felswände treiben rechts und links in 12 bis 15 Metern Entfernung langsam nach oben. Amurdarjew versucht, mit dem Echolot die Beschaffenheit dieser Wände zu ergründen.

„Hartes, massives Material," sagt er, „nur manchmal liegt auf einem Sims noch etwas Sand und kleineres Geröll."

„Wie tief geht es unter uns runter?" frage ich.

„Weiß ich noch nicht. Einige hundert Meter mindestens. Die Echos sind unklar."

„Oh."

Ich sehe der Gabi an, daß sie am allerliebsten wieder in Ullapool wäre. Auch Carola behagt der Gedanke nicht, in diesen Schlund der Erde einzufahren.

„Zum Einstürzen ist diese Schlucht zu stabil," sage ich, „es waren Ablagerungen in der Schlucht, die ins Rutschen gekommen sind – nicht die Schluchtwände selbst!" Carola sieht nicht wesentlich beruhigter aus. Was der Pater denkt, kann ich seinen Gesichtszügen nicht entnehmen.

16:30 Uhr. Tiefe 275 Meter, oder 90 Meter unter der oberen Schluchtkante. Die Wände sind einander auf 18 bis 20 Meter nähergekommen. Die Sinkgeschwindigkeit wird noch etwas gedrosselt. Lange Zeit sagen wir nichts, weil nichts Interessantes geschieht.

17:00 Uhr. Tiefe ist jetzt 500 Meter. 215 Meter unter der Kante. Die Schlucht hat sich leicht gedreht, so daß das Boot jetzt mit dem Bug nach Nordnordost zeigt. Die Wände sind einander auf 15 Meter nahegekommen. Immer noch ist es für den Rudergänger offenbar kein Problem, mit Computerhilfe die CHARMION ohne jede Wandberührung weiter in die Tiefe zu steuern.

Die Schlucht beginnt jetzt aber, etwas nach Osten abzubiegen, das heißt, die Ostwand wird ein Überhang und die Westwand ein normaler, sehr steiler Felshang. Es liegt jetzt immer mehr Geröll dort, insbesondere auch deshalb, weil beide Schluchtwände zunehmend unregelmäßiger werden. Schließlich sehen wir so große Felsen, die offenbar in labilem Gleichgewicht auf unregelmäßigen Simsen liegen, daß mir bei dem Gedanken, einer davon könnte sich lösen und beim Runterstürzen die CHARMION treffen, mulmig wird.

17:30 Uhr. Ich bin kurz auf der Toilette gewesen und habe versucht, mir vorzustellen, diese Toilette wäre in irgendeinem Gebäude auf der Erdoberfläche. Es hat mich nicht sehr beruhigt. Es war auch schwer, zu verdrängen, wo wir uns befinden, da ja auch auf den Toiletten ein Situation Screen ist.

Draußen zeigen sich inzwischen immer mehr Spuren des Erdrutsches, und die Schluchtwände sind einander zwischen 15 und 5 Metern nahe. Das heißt, es gibt immer wieder Stellen, wo die CHARMION nicht durch kann und wo wir um eine Bootslänge vor oder zurück müssen. Ohne Computerhilfe würden wir noch viel mehr Zeit brauchen. Die Tiefe ist jetzt 600 Meter.

Die Meßgeräte stellen auch Schwebestoffe, die noch von dem Erdrutsch übriggeblieben sind, im Wasser fest. Aber in den letzten Stunden haben sich die meisten davon schon wieder abgelagert, und die Sichtbehinderung ist unwesentlich – gerade, daß man vor dunklerem Hintergrund die Scheinwerferstrahlen im Wasser erkennen kann.

18:00 Uhr. Seit zwei Stunden diese zermürbende Sinkfahrt. Jetzt sind wir in 660 Metern Tiefe. Riesige Felsbrocken haben sich zwischen den Schluchtwänden verkeilt. Wellington hat zweimal über Lautsprecher verkündet, daß die Bewegungen der CHARMION so sachte seien, daß wir nicht befürchten müssen, etwas zum Rutschen zu bringen. Er sagte auch, daß wir uns jetzt einen Platz zum Übernachten aussuchen. Dabei habe ich Gabi angeschaut. Sie hat es schon vorher kommen sehen. Nichts mit Ullapool heute abend. Und Carola hat Schweiß auf der Stirn. Edwin ist unruhig, er ist aufgestanden und geht auf und ab. Der Pater hat seit einer Stunde kein Wort gesagt und nur den Bildschirm angesehen.

18:30 Uhr. 700 Meter Tiefe. Die Formen der Felsen rundherum sind sehr unregelmäßig. Ich kann jedenfalls nicht sagen, welche Felsen bei dem Erdrutsch bewegt wurden, und welche noch fest mit ihrer Umgebung verbunden sind. Wir haben jetzt auch dauernd Felsen über uns, und niemand weiß, wie fest diese liegen, und worauf.

Während der ganzen Zeit ist der Kohlendioxidgehalt des Wassers hoch geblieben. Es gab leichte Schwankungen im Salzgehalt, und Amurdarjew meinte, schwache Auf- und Abwärtsströmungen nachweisen zu können. Eine Erklärung dafür hat er nicht. Die Außentemperatur ist nur unwesentlich höher als oben auf dem Meeresgrund.

„Wahrscheinlich" sagt er, „ist es so, daß in dem lockeren Material Meerwasser mit einem anderen Salzgehalt drin war. Daher die Konzentrationsunterschiede. Die werden sich irgendwann ganz ausgleichen."

„Und warum" frage ich, „hat Meerwasser in diesem lockeren Material einen anderen Salzgehalt gehabt?"

Amurdarjew zuckt die Schultern. „Ionenaustausch. Wasser aus dem Boden. Ich weiß es nicht."

„Ich werde Dr. Cohausz fragen – der ist Chemiker." sage ich.

19:00 Uhr. 750 Meter Tiefe. Mir reichts allmählich. Jede halbe Stunde eine Bootslänge mehr nach unten. Die CHARMION bewegt sich so langsam, daß praktisch keine Wirbel auftreten können. Aber wir lesen auf dem SISC auch, daß ein ordentliches Ein- und Auspumpen in den Regelzellen erfolgt: Da sind deutliche Dichteschwankungen des Wassers – woher? Noch Nachwirkungen des Erdrutsches?

Wir fahren durch ein Felsentor, daß wie ein fast gleichseitiges Dreieck von 13 Metern Kantenlänge aussieht. Es ist im Moment der einzig mögliche Weg, wenn wir nicht zurückwollen – was jetzt genausoviel Zeit kosten würde. Die Seite, die den Boden dieses kurzen Tunnels bildet, ist mit Geröll übersät. Dann weitet sich dieser Tunnel wieder.

Inzwischen können wir nicht mehr sagen, daß dieses eine Schlucht ist. Wir haben echte Höhlen erreicht.

Ich sehe mir das Tunnelstück, durch das wir eben gekommen sind, auf dem Bildschirm an, der die Aussicht nach hinten raus zeigt. Mächtige Felsquader lehnen dort aneinander und bilden so das Tunneldreieck. Es

sieht unstabil aus: Der eine Quader könnte unter dem anderen durchrutschen, und dann ist dieser Tunnel für uns zu. Aber warum sollte er das gerade jetzt tun?

Es sieht auch so aus, als ob man weiteren Höhlen folgen kann, wenn wir die derzeitige Richtung beibehalten. Aber das ist jetzt nicht geplant. Wir bleiben erst einmal hier.

Diese Höhle bildet hinter diesem Dreieckstor einen Dom, so daß das Boot höher steigen kann als die Oberkante des dreieckigen Einganges und auch höher als die Oberkante der weiterführenden Höhlen. Da Wellington das Boot jetzt für die Nacht ruhig legen will, möchte er das Boot in eine stabile Position bringen. Ich weiß nicht, warum er meint, daß das Boot im oberen Bereich dieser Höhle sicherer ist – vielleicht könnte ein erneuter Erdrutsch große Felsen durch den Eingang werfen, und die sollten natürlich am besten unter dem Boot hindurchrollen. Die Höhlendecke scheint vertrauenerweckend stabil.

Aber eine Überraschung steht uns noch bevor: als das Boot die Oberkante des Einganges erreicht hat, sinkt der Salzgehalt deutlich. Er entspricht nun gewöhnlichem Meerwasser mit einer Zumischung von 20 Prozent Süßwasser.

„Das ist interessant!“ sagt Amurdarjew, „Ich glaube, wir haben es hier mit echten Süßwasserquellen zu tun, die wir natürlich noch finden müssen. Andere Erklärungen für dieses Konzentrationsgefälle gibt es nicht.“

Als wir uns in Richtung Kantine bewegen, von der bereits lauteres Stimmengewirr zu hören ist, hat Edwin noch eine wichtige Frage:

„Was macht man hier an Bord eigentlich nach Dienstschluß?“

„Das ist eine berechtigte Frage.“ sagt Amurdarjew. „Vielleicht kann man die dahingehend beantworten, daß wir immer im Dienst sind, solange die Mission andauert.“

„Außerdem gibt es viele Möglichkeiten,“ nehme ich den Faden auf, „zum Spielen sind jede Menge Computer da. Die Konzentration wird dir auch nicht abhanden kommen, weil Alkohol an Bord verboten ist, und die wenigen Damen an Bord sind vielleicht auch nicht in der Lage, ein bewegtes Nachtleben zu organisieren, so daß dich niemand ablenkt!“

„Tzzz!“ macht Carola mißbilligend.

„Ich gehe ja nur die prinzipiellen Möglichkeiten durch!“ sage ich. In der Kantine angekommen suchen wir uns freie Plätze.

„Eine der Möglichkeiten haben Sie vergessen!“ sagt Amurdarjew, „jeder von uns kann zur Wache eingeteilt werden. Dann ist man auch acht Stunden lang beschäftigt.“

„Womit?“ fragt Gabi.

„Mit Nichtstun.“ sage ich, „Das ist verdammt anstrengend. Wirst schon sehen. Wir haben ja Bundeswehrerfahrung – also eine gezielte Ausbildung zum Zeittotschlagen. Aber für dich wird das neu sein!“

Esther Petersen betritt die Kantine und tritt sogleich an unseren Tisch heran. „Herr Homberg? Schöne Grüße vom II WO!“

Es hat sich angehört wie ‘Zwei We-Oh’.

„Von wem bitte?“

„Vom zweiten Wachoffizier. Naja – vom zweiten Offizier halt!“

„Ich dachte, dies wäre ein ziviles Schiff.“ sage ich.

„Ist es auch. Aber manchmal kommt dieser alte Sprachgebrauch eben noch hoch. – Ich glaube, Wellington hat damit angefangen – der ist ja mal auf richtigen U-Booten gefahren. Marine steht eben auf Tradition.“

„Was soll das denn heißen,“ frage ich empört, „‘auf richtigen U-Booten’? Was ist dies denn für ein U-Boot?“

„Sie meint, auf militärischen U-Booten!“ versucht Amurdarjew zu beschwichtigen. Esther Petersen sieht einen Moment verwirrt drein. Ich will die Wortwahl nicht weiter verfolgen.

„Und was,“ frage ich, „will denn der Herr Fahlenbeek von mir? Soll ich in die Zentrale kommen?“

„Das ist jetzt noch nicht nötig. Erst um Mitternacht.“

„Warum das denn?“

„Der II WO teilt die Wachen ein. Sie haben heute nacht die Hundswache. Von Mitternacht bis morgens um acht Uhr.“

Edwin lacht laut. Auch Carola scheint irgendwie schadenfroh zu sein – ein Zug, den ich an ihr noch nicht kenne.

„Hätte man das nicht früher erfahren können?“

„Jeder kommt mal dran.“

„Das weiß ich. Das habe ich auch nicht gefragt. Ich meine, hätte man das nicht früher erfahren können, um sich drauf einzurichten? Vielleicht hätte ich mich dann noch etwas aufs Ohr hauen können!“

„Der II WO hat jetzt erst die Einteilung vorgenommen. Bis Mitternacht ist Amerlingen dran – der I WO. Der wird Ihnen dann zeigen, was man tun muß. Und morgen löst Sie der II WO selbst ab.“

Esther dreht sich um und setzt sich an den Nebentisch zu ihren Kollegen vom nautischen Dienst, die unsere Diskussion die ganze Zeit amüsiert verfolgt haben.

„Gerade noch haben wir davon gesprochen!“ grinst Amurdarjew. So lustig finde ich das im Moment nicht.

„Wieso ich – jetzt? Wieso gleich so zu Anfang?“

„Ich nehme an,“ sagt Amurdarjew, „daß jetzt erst einmal die wissenschaftlichen dran kommen, weil das Boot bis vor einigen Tagen nur von den Nautischen in Betrieb gehalten wurde.“

Ich stehe auf. „Das sind noch viereinhalb Stunden. Ich will versuchen, vorher noch etwas zu schlafen. – Tja. Kein Nachtleben.“

„Wieso?“ fragt Carola, „Was, wenn nicht die ganze Nacht Wachsein, ist denn Nachtleben?“

„Carola, ich werde die ganze Nacht Vorschriften lesen. Wahrscheinlich darf der Wachhabende – so heißt das wahrscheinlich – bei Bedarf weitere Mitglieder der Besatzung wecken. Ich finde es schon. Und dann wird mir schon etwas einfallen!“

„Du hast doch schon Wacherfahrung, oder?“ sagt Edwin dazwischen, „Da, auf diesen Schiffen in der Welthöhle! Dann kannst du es doch! – Und bitte keinen Alarm heute nacht, ja?“

Ich ziehe mich ohne weiteren Kommentar in meine Kabine zurück. Natürlich kann ich keinen Schlaf finden, so früh am Tage, und das ärgert mich dann wieder, weil ich weiß, wie ich mich in und nach einer durchwachten Nacht fühlen werde. Sollte gerade ich nicht bei heller Wachheit sein, wenn wir weiter durch diese Höhlen vorstoßen?

Um das Wecken kümmere ich mich nicht. Amerlingen wird schon einen Weg finden, mich aus der Koje zu schmeißen, wenn er selbst ins Bett will.

Buch 2

Pilger zur Welthöhle

Nachtwache

Ich habe kaum drei Stunden Schlaf zustande gebracht, als das Interkom kurz anschlägt. Eine Viertelstunde später, Punkt Mitternacht, stehe ich in der Zentrale. Nicht nur Amerlingen, sondern auch Wellington ist noch da. Sie müssen sich noch bis vor kurzem unterhalten haben und haben erst damit aufgehört, als ich die Zentrale betreten habe.

Einen Moment lang denke ich an eine Bemerkung in dem Buch von Buchheim: Es gehörte an Bord ‘seines Bootes’ zum guten Ton, der vorhergehenden Wache fünf Minuten zu schenken. Das habe ich jetzt nicht getan – ich bin pünktlich. Ob das schon ein Lapsus war?

Amerlingen kommt auf mich zu und läßt sich keinerlei Verstimmung anmerken, eher scheint er geradezu überrascht, als ich so plötzlich in der Zentrale stehe. Das kann natürlich nicht sein, denn wahrscheinlich war er es ja, der mich per Interkom geweckt hat.

„Entschuldigen Sie,“ sagt er, „aber auf so einem Schiff muß ständig jemand bei wachem Verstand sein, und jeder muß gleichhäufig immer wieder mal dran kommen. Nachtwachen, die Sie jetzt machen, brauchen Sie später nicht mehr zu machen.“

„Das ist mir klar,“ sage ich, „Ich beschwer mich ja auch gar nicht. – Was habe ich denn zu tun?“

„Praktisch nichts. Das heißt, sie können auch an den Rechnern arbeiten – oder spielen, oder die Aussicht bewundern. Da, auf den Bildschirmen, die Höhlenwand. Optisch, akustisch, Radar. Alles, was sie wollen. Das kennen Sie schon, ja? Die Außenscheinwerfer bleiben teilweise an. Das Schiff behält seine Position von selbst bei. Brauchen Sie sich überhaupt nicht drum zu kümmern. – Da, auf den Bildschirmen die Reaktorsteuerung. Sie können Dokumentation ansehen, soviel sie wollen, aber der Reaktor läuft auch automatisch. Genauso wie Klimaanlage, Frischwassererzeugung und Elektrolyse. Kein Eingreifen nötig. – Die einzige Spielregel ist: Wachbleiben.“

„Soll ich die ganze Zeit in der Zentrale bleiben?“

„Das ist auch nicht nötig. Sie müssen ja auch mal auf Toilette und etwas essen, zum Beispiel. Sie können durch das ganze Schiff wandern, wenn Ihnen das beim Wachbleiben hilft. Hier, die wichtigsten Dinge gehen auf den SISC, und den sehen Sie überall. Wenn Sie nicht in der Zentrale sind, dann lassen Sie einen Hinweis hier, wo Sie sind – Zettel, oder auf einem der Bildschirme. Besser auf Bildschirm. Oder auf dem SISC, damit man im ganzen Schiff weiß, wo Sie sich aufhalten. Wenn Sie jemanden wecken müssen, weil Sie Hilfe brauchen, dann übers Interkom."

„Gut," sage ich, „aber die Wache dauert ja bis acht Uhr, nicht?"

„Ja, natürlich."

„Da fängt doch der normale Tagesbetrieb an. Soll ich wecken?"

„Nicht nötig. Wer etwas zu tun hat, hat sich selbst den Wecker eingestellt. So ab kurz vor sieben werden Sie wieder Gesellschaft haben. – Noch Fragen?"

„Nein."

„Okay. Ah, ich habe noch etwas. Es gibt natürlich ein Schiffslogbuch, und das ist bei uns eine Datei. Da müssen Sie halt am Ende der Nachtwache eine Eintragung machen. 'Keine besonderen Vorkommnisse, Schiffszeit, Ihren Namen.' Ganz einfach. Das Werkzeug dazu ist der LOGEDITOR, den Sie einfach aufrufen. Der sorgt für das richtige Format.' Ist praktisch selbsterklärend. – Sie können einen ganzen Roman schreiben, aber bitte – kurz ist besser."

„Ja. Ich sehe es mir gleich an."

„Eilt ja nicht. Das ist jetzt wohl alles. Okay. – Dann haue ich mich hin. Nacht!"

„Nacht."

Wellington hat die ganze Zeit nichts gesagt. Ich habe das Gefühl, daß er nur gewartet hat, bis Amerlingen weg ist, um dann noch mit irgend etwas herauszurücken. Aber nun kommt nichts. Er geht ein paarmal um den Koppeltisch herum, wirft ein Blick auf jeden Bildschirm, verstellt den Kartenausschnitt auf dem Koppeltisch und bewegt sich dann zur Tür.

„Passen Sie gut auf unser Hotel auf!" sagt er, und: „Gute Nacht."

„Ja. Danke. Gute Nacht." Was Besseres fällt mir nicht ein.

Nun bin ich mit dem Schiff allein.

Mit dem Schiff und mit dem Rest der Welt, der so weit von uns entfernt ist. Mehr als ein halber Kilometer Fels über unseren Köpfen, dann noch einmal eine fast zweihundert Meter dicke kalte Salzwasserschicht. Da oben ist es jetzt genauso dunkel wie hier unten, wenn die Scheinwerfer der CHARMION nicht wären, und ein frostiger Wind bläst den Gischt über die See – sehr ungemütlich, wenn man jetzt in einem offenen Boot da draußen wäre. Welchen Luxus haben wir vergleichsweise doch hier. Und doch, inwieweit schiebt dieser Luxus, die Wärme an Bord und die Helligkeit das Gefahrenbewußtsein weg?

Auf anderen Schiffen hat mehr als ein Mann Wache, hier verläßt man sich auf das reibungslose Funktionieren der Computer und der Schiffseinrichtungen. Die meisten Fehlfunktionen würden sowieso einen Alarm auslösen, ebenso die meisten Veränderungen in der unmittelbaren Umgebung der CHARMION – wozu eigentlich muß noch ein Mensch wach sein? Welche Gefahren könnten den Computern entgehen, die ein Mensch mit seinen wachen Sinnen erkennen würde?

Da wird mir wohl so schnell nichts einfallen, denn alles, was anderen schon eingefallen ist, ist als Überwachungsfunktion schon programmiert worden. Wir können ja selber noch weitere Kriterien zufügen, wenn wir wollen. Was könnte also jetzt dem Schiff passieren, was nur ich jetzt rechtzeitig als Gefahr erkennen würde? Da muß ich meine Phantasie schon arbeiten lassen.

Das ist letztlich auch der einzige Grund für eine Wache. Verfügbares Mädchen für alles mit gesundem Menschenverstand. Die Gänse im Capitol. Genau so. Ich überlege, ob ich in einem der Sessel ein Nickerchen machen könnte, die Bildschirme vor Augen, jederzeit bereit, einen Blick auf sie zu werfen, mit nicht mehr Aufwand als dem Heben eines Lides. Nächste Stufe des Wachvergehens: Die Liegen im benachbarten Krankenrevier. – Ich glaube, das sollte ich besser sein lassen. Diese Wache noch nicht.

Außerdem könnte man, wenn man die Zentrale für sich hat, die Gelegenheit wahrnehmen, die beiden großen Bildschirme auszuprobieren, also den Koppeltisch und den raumhohen Bildschirm in Fahrtrichtung.

Eine Weile lang gehe ich ruhelos um den Koppeltisch herum. Wahrscheinlich sind noch ein paar Leute auf, in der Kantine oder so, und jederzeit könnte jemand reinkommen. Trotzdem gehört das Boot jetzt mir. Und es ist ganz anders, verglichen mit der Situation, als ich in der Welthöhle in Osont's Flotte Kapitän war oder dort Nachtwachen hatte. Hier, an Bord dieses Schiffes, geht zwar auch alles mit rechten Dingen zu – aber um mit allem mehr als nur oberflächlich vertraut zu sein ist eine lebenslange Beschäftigung mit Naturwissenschaften und Technologie und jahrelange Einarbeitung in die technischen Einrichtungen dieses Bootes notwendig. Es können viele Dinge passieren, die sehr rasch dahin führen, daß nicht mehr ich die Situation beherrsche, sondern die Situation mich. – Dann gehört das Boot nicht mehr mir, sondern ich gehöre dem Boot.

In Osont's Flotte gab es überschaubare Gefahren: Wetter, aggressive Saurier, der rüde, soziale Umgangston. Die Gefahren der Strandung, wenn man nicht aufpaßte, oder auch das Juckwasser, das damals mehrere von meinen Leuten umgebracht hatte. Aber alles überschaubar und im Prinzip verstehbar. Hier ist das nicht mehr so. Ich erinnere mich an eine Aussage über den bekannten Schriftsteller Tolkien, für den alles Teufelswerk war, was in seiner technichen Kompliziertheit über einen Blasebalg oder eine Öllampe hinausging. In seinem 'Herr der Ringe' wird man keine nuklearen U-Boote finden, obwohl die Bewohner von 'Mittelerde' vermöge ihres langen Lebens sicherlich die intellektuellen Resourcen für die Beherrschung von Technik gehabt hätten.

Aber 'Der Herr der Ringe' ist Fiktion, und dieses ist die Wirklichkeit. Die Wirklichkeit, die für mich ein zweites Mal Haken geschlagen hat. Schon 1995 war es so: Alles schien festgelegt, der weitere berufliche Lebensweg, die Ehe mit Irene, der Wechsel von Arbeit und Freizeit, das gemeinsame Altwerden in diesem Dorf im Süden von München. Abgesehen von irgendwelchen Katastrophen würde nichts Aufregendes mehr geschehen.

Und dann machen wir eine Wochenendwanderung auf die Zugspitze, suchen im Höllental Schutz vor Unwetter, finden den Eingang zur Welthöhle, und alles ist anders. Der Eintritt in ein neues Leben. Intensiv und gefährlich. Objektiv waren wir ja nur 90 Tage in der Welthöhle, aber es

schien soviel länger, ein ganzer Lebensabschnitt eben, und vor allem – die ganze Zeit wußten wir ja nicht, ob wir je wieder in unser altes Leben zurück kehren würden.

Wir kamen zurück. Aber wenn man so etwas erlebt hat, dann wird man nie wieder derselbe. Und man kann auch nicht einfach alles als ein bösen Traum ansehen, eine Arbeitshypothese, um bei klarem Verstand zu bleiben – das war deshalb schon nicht möglich gewesen, weil die erste Zeit ja Chreich noch bei uns war – eine lebende Erinnerung an unser Abenteuer.

Ich schrieb mir unsere Erlebnisse von der Seele, und es gelang mir, diesen Reisebericht als Werk der Abenteuerliteratur zu verkaufen. Für mich persönlich war es mehr ein Gedächtnisprotokoll, eine Hilfe, um mich auch nach einem oder zwei Jahrzehnten an Einzelheiten erinnern zu können.

Und dann, als unsere weitere Zukunft wieder drohte, überschaubar zu werden – also dasselbe, was wir vorher hatten, nur jetzt mit der Erinnerung an die Zeit in der Welthöhle – tauchten im letzte Jahr diese Leute von der EG auf und zwangen uns in ein neues, in dieses Abenteuer hinein.

Und jetzt ist alles anders. Nicht nur, daß wir diesmal ein Abenteuer mit Hilfe modernster Technologie antreten, zusammen mit anderen, qualifizierten Mitarbeitern und unter den Fittichen einer großen Organisation – das ist ja eigentlich nur ein gradueller Unterschied. Der wesentliche Unterschied ist ein ganz anderer: Wir stolpern jetzt nicht mehr zufällig in diese andere Welt hinein, mit keinem anderen Wunsch, als so schnell wie möglich und lebendig wieder hinauszukommen, sondern wir sind mit gezielten Aufträgen versehen dorthin unterwegs. Mit Aufträgen, deren Rechtfertigung wenigstens diskutierbar ist.

Und natürlich ist alles anders, weil Irene umgekommen ist, noch bevor es richtig losgegangen ist.

Daß Irene nicht mehr da ist, wird mehr als alles andere dafür sorgen, daß das Leben nie mehr so wird wie es vorher war. Der Verlust von Irene wird länger schmerzen als etwa der von Charmion. Die Zeit mit Charmion war zu kurz, obwohl wir sie so intensiv erlebt haben. Deshalb flaute auch die Trauer ab. Mit Irene ist es anders: Irene gehörte wirklich ganz und gar zu mir. Sie war mir treuer als ich ihr.

Ich versuche, diese trüben Gedanken zu verdrängen. Ich bin jetzt für 29 Menschen und deren Wohlergehen verantwortlich. 30, mit mir selber. Also, Herwig, tu das, wofür du bezahlt wirst: Einfach wach und aufmerksam bleiben. Das ist ja nicht schwer.

Ich könne lesen, denke ich. Fast alles, was lesenswert ist, befindet sich in den Bordcomputern – wenn nicht irgend jemand Zensur geübt hat. Lesen wäre wirklich eine gute Methode, die Zeit dieser Nachtwache sinnvoll zu nutzen. Und was das rein Ergonomische betrifft – mit einigen Handgriffen kann ich mir jeden Schriftgrad und jeden Font einstellen, den ich haben will. Daß ein interessantes Buch zufällig in einer zu kleinen Schrift gedruckt worden ist, kann einem hier nicht passieren.

Auch Filme könnte man sich ansehen – Die Qualität dieser Bildschirme ist besser als alles, was normalerweise so als Bildschirm bei den verschiedensten Geräten angeboten wird.

Aber zum einen ist es das potentielle Überangebot, daß meine Entschlußfreudigkeit, irgend etwas zum Lesen zu suchen, lähmt: Was immer ich finde, es wäre ja doch noch etwas besseres verfügbar. Das zum Einen. Zum zweiten weiß ich nicht genau, was das System von meinen Aktionen protokolliert. Wenigstens der letzte Zugriffszeitpunkt auf eine Datei wird immer protokolliert – das PRO-UNIX läßt es nicht anders zu. Vielleicht bleiben aber auch mehr Spuren zurück. Und ich mag einfach nicht, daß irgend jemand wenigstens prinzipiell herauskriegen kann, was ich gelesen habe und wie lange ich dazu gebraucht habe.

Ebenso ist es bei der zentralen Zurverfügungstellung von Literatur zu leicht möglich, Zensur zu üben. Das Buch, das seinen Inhalt ändert, in Abhängigkeit davon, welche Partei gerade an der Regierung ist – die zentrale Literaturverwaltung macht es möglich. Gerade das, was als immenser Schritt in Richtung auf eine belesene Gesellschaft verkauft werden kann, kann in Wirklichkeit die wahre Informiertheit untergraben.

Nach wie vor ist das Buch – oder auch der kleine, dezentrale PC, von dessen Daten niemand etwas weiß – die ideale Lesegrundlage. Die demokratischste Methode der Wissensaquisition. Vielleicht sogar der dezentrale PC noch mehr als das Buch, denn auf dem PC kann man, wenn wieder einmal ungünstige, totalitäre politische Winde wehen, die offiziell uner-

wünschte Literatur einfach verschlüsseln – und weg ist sie. Nur für einen selber nicht, wenn man nicht den Schlüssel vergißt.

Das ist mein Vorbehalt gegen die phantastischen Computerresourcen an Bord der CHARMION: Diese Rechner stehen mehreren Menschen zur Verfügung, und die Systeme sind so unübersichtlich, daß man eigentlich nie genau weiß, was sie machen.

Nur ein Trost habe ich bei dieser Sache: Wenn ein totalitärer Staat den gesamten Informationsbestand seiner Bürger verwaltet – natürlich angeblich zu deren besten Nutzen, wie es in solchen Fällen immer behauptet wird – dann ist das so unermeßlich viel Material, daß die Durchmusterung auf politisch Unerwünschtes einfach zu aufwendig wird. Man müßte ein Heer von Zensoren beschäftigen: das Orwell'sche Ministerium für Wahrheit. Diese aber müßten schon etwas gebildeter sein als das, was dieser totalitäre Staat seinem Durchschnittsbürger erlauben will, damit sie die unerwünschten Dinge überhaupt als solche erkennen können. Das führt automatisch zu großen, inneren Widersprüchen eines solchen Systems. Unfehlbar wird es jedenfalls nicht. Es wäre eine Situation, so ähnlich wie in 'Fahrenheit 451': Der Staat verbrennt die unerwünschten Bücher – aber er ist nicht in der Lage, alle zu finden. Und die Rebellen kommen auch aus den Reihen der eigenen Leute, wie etwa der Feuerwehrmann Montag in 'Fahrenheit 451', oder Winston in '1984'.

Es ist schon nach ein Uhr. Noch sieben Stunden Wache. 420 Minuten, 25.200 Sekunden. Ich habe immer noch nicht viel mehr getan als die Bildschirme anzusehen, die klar gezeichneten Höhlenwände, die ständig in ganz genau derselben Entfernung von der CHARMION gehalten werden. Das Wasser ist hier so vollständig frei von irgendwelchen Schwebestoffen, daß es die Sicht, jedenfalls auf so geringe Entfernungen, sowenig behindert wie Luft. Auch die Lichtbahnen der Scheinwerfer zeichnen sich kaum ab. Und daß, obwohl es erst knapp 12 Stunden her ist, daß hier in der Nähe ein gewaltiger Erdrutsch stattfand.

Plötzlich komme ich auf dieselben Gedanken, die mir auch schon während des Wachestehens bei der Bundesluftwaffe gekommen sind, vor etwa 27 Jahren: Was ist die beste Strategie, das Leben subjektiv lang erscheinen zu lassen: Wenn ich mich jetzt die ganze Wache lang langweile, dann

werden mir diese acht Stunden endlos vorkommen. Später aber wird es daran kaum eine Erinnerung geben, und in der Rückschau ist der Zeitraum verschwindend kurz. Wenn ich mich aber intensiv beschäftige – lesen oder programmieren oder spielen – dann fliegen diese Stunden vorbei, eventuell bleibt aber von dieser Beschäftigung etwas hängen, so daß sich die Zeit in der Erinnerung eben nicht auf Null reduziert.

Naja, damals, beim Wachestehen, hatte man ja keine andere Möglichkeit als gezielt nichts zu tun. Das ist jetzt anders. Solange ich nicht zu müde bin, irgend etwas zu tun, sollte ich mich geistig beschäftigen, egal, womit: Von Stunden, die sich aus purer Langweile endllos dehnen, habe ich ja eigentlich nichts.

Ich lasse die Kameras jede Raumrichtung abtasten, auch die genau nach oben und ebenso die genau nach unten. Die Felsdecke über uns sieht solide aus, soweit man das bei einer Felsdecke sagen kann. Unter uns liegen einige lose Felsbrocken, von denen ich nicht sagen kann, ob sie bei dem Erdrutsch durch den Höhleneingang hereingeschleudert wurden oder schon Jahrtausende dort liegen.

Ich könnte, denke ich mir, jetzt auch mit der Trägheitsnavigation des Schiffes herumexperimentieren, um herauszufinden, ob die wirklich so gut ist, wie behauptet wird. Ich weiß nicht, wie das konstruktiv gemacht worden ist. Eine Trägheitsnavigationseinrichtung macht nichts anderes, als ständig die mechanischen Beschleunigungen über die Zeit aufzuintegrieren, um die aktuelle Geschwindigkeit zu erhalten, und diese über die Zeit aufzuintegrieren, um ständig den Ort zu erhalten. Das ganze geschieht für alle Raumdimensionen, und die Drehbewegungen müssen natürlich ebenso behandelt und berücksichtigt werden.

Früher hat man das Verfahren der manuellen Aufintegration der täglichen vermuteten Schiffsversetzung mit ‘Koppeln’ bezeichnet – daran erinnert noch dieser Koppeltisch, der in diesem alten Sinne kein Koppeltisch mehr ist. Das hat man immer gemacht, erinnere ich mich, wenn die astronomische Navigation wegen schlechten Wetters nicht möglich war. Wenn man nach einigen Tagen mal wieder eine richtige Standortbestimmung machen konnte, dann stellte sich manchmal heraus, daß man sich im Laufe der Zeit um viele Seemeilen verrechnet hatte.

Auch bei der modernen Methode der Trägheitsnavigation ist das Problem, daß eine nur momentane, winzige Fehlmessung der Beschleunigung einen Fehler in dem errechneten Geschwindigkeitsvektor hinterläßt, und dieser winzige Fehlbetrag in der Geschwindigkeit wird ständig den errechneten Ort verfälschen – um so mehr, je mehr Zeit vergangen ist. Und ich weiß verdammt gut, daß es praktisch unmöglich ist, mechanische Größen wie etwa Beschleunigung so präzise zu messen, wie man das eigentlich tun müßte. Zusätzlich muß man die genaue Größe und Richtung des Gravitationsfeldes kennen, und zwar weltweit, denn sonst kommen auch daher systematische Fehler.

Welche technischen Tricks hat man sich da einfallen lassen? Welche raffinierte Vorgehensweise, auf die nicht einmal ein normaler Feld-Wald-Wiesen-Physiker wie ich auf Anhieb kommt? – Das einzige, was mir einfällt, was man tun kann, ist, die Trägheitsnavigation zu korrigieren, wenn zum Beispiel Situationen wie diese hier vorliegen, wo man weiß, daß man sich nicht bewegt. Wenn die errechnete Geschwindigkeit in so einer Situation ungleich Null ist, dann setzt man sie einfach auf Null, zusätzlich hat man eine wahrscheinliche Drift des Geschwindigkeitsvektors in der letzten Zeit, mit dem man nachträglich die Rechnung mit der korrigierten Geschwindigkeit bis zur gegenwärtigen Position noch einmal durchführen kann. Das sollte sicher möglich sein.

Außerdem stelle ich mir vor, daß man noch andere Größen in die Navigation mit hineinrechnen kann, mit Gewichtsfaktoren, die der Verläßlichkeit der betreffenden Meßinformation entsprechen. Wasserdruck zum Beispiel – damit haben wir schon einmal die Meerestiefe. Aber auch diese Information ist schon sehr ungenau. Schließlich haben wir die Schwankungen in der Salzkonzentration auf dem Herweg ja gemessen. Diese allein macht die Tiefenmessung hier bereits unsicher: Sie kann hier schon um ein paar Meter falsch sein.

Da habe ich einmal gedacht, daß die Beschäftigung mit der Physik wenigstens die Unverständlichkeit von technischem Gerät beseitigt. Aber eben weil ich mich damit beschäftigt habe, weiß ich um praktische Probleme, weiß, welche Größen man zum Beispiel mit welchem Aufwand wie genau messen kann. Wenn man aber dann mit einem Gerät konfrontiert ist,

das diese Grenzen weit überschreiten soll, dann ist man wieder auf die Stufe des Wunderglaubens zurückgefallen.

Würde ich diese Navigationseinrichtung verwirren können, indem ich zum Beispiel das Boot zehnmal um die eigene Achse drehe? Oder wenn ich das Boot mit der Spitze auf 10 Millimeter an die Felswand heranführe, dann soweit zurücksetze, wie es diese Höhle gerade eben erlaubt, und dann wieder das Boot um ebensoviel vorwärts bewege, wird dann die Spitze wieder genau 10 Millimeter von der Felswand entfernt sein? Oder werde ich solche Experimente überhaupt nicht durchführen können, weil der Schiffsrechner selbstständig die günstigste Navigationsmethode auswählt und in diesem Fall merkt, daß das Ergebnis eines solchen Manövers sein sollte, daß sich die Schiffsspitze 10 Millimeter von der Felswand entfernt befinden sollte, und dann das Schiff auch genau dahin steuert?

Zwei Uhr. Die Zeit vergeht in beruhigender Ereignislosigkeit. Die Navigationsexperimente, an die ich gedacht habe, mache ich natürlich nicht, damit nichts Unvorhergesehenes passiert. Meine Wache soll ereignislos bleiben.

Sie bleibt aber nicht ereignislos. An schwachen Geräuschen höre ich, daß jemand im zentralen Niedergang umhergeht. Wahrscheinlich geht jemand auf die Toilette.

Dann geht aber die backbordseitige Tür zur Zentrale auf, und Natalie Yay tritt ein. Einen Moment lang habe ich Mühe, meinen Puls innerhalb der Normwerte zu halten.

„Ich kann nicht schlafen!“ sagt sie, „Ich wußte nicht, daß hier noch jemand auf ist.“

„Es ist immer jemand hier, und wenn es der Wachhabende ist. Und das bin im Moment ich. – Sie werden auch noch Wache haben!“

Ich sehe ihr in die Augen, um nicht – wohlerzogen, wie ich bin – auf ihren nackten Busen sehen zu müssen. Wieso betritt sie so die Zentrale, wenn sie sich nicht sicher gewesen ist, ob sich jemand hier aufhält?

Sie trägt ein Mieder oder Korselett aus rotem Samt – was immer der Unterschied zwischen diesen beiden Begriffen sein mag. Dieses ist vorne mit weißen Bändern verschnürt und hebt so den Busen, der selbst nicht mehr in das Mieder paßt, an. Dieses Kleidungsstück ist sehr knapp und geht um

ihre Hüfte herum in ein durchsichtiges Röckchen aus weißer Spitze über. Darunter trägt sie bis auf einen Hüftgürtel, den man kaum sieht, nichts, so daß auch der weniger geschulte Kliniker mit einem Blick ihre Geschlechtszugehörigkeit feststellen kann. Falls darüber irgendwelche Zweifel bestehen sollten.

Das Korselett wird durch breite Träger, die auch aus rotem Samt sind, gehalten. Diese überkreuzen sich über ihren Busen. Auf diese Weise wird ihr Busen nicht nur angehoben, sondern auch durch eine etwas größere Ausrichtung nach vorne noch besser zur Geltung gebracht.

Rote Strapse verbinden den Hüftgürtel mit langen, durchsichtigen Strümpfen. Schuhe trägt sie keine. – Alles in allem ist das genau das, was jeden normalen Mann sofort in fiebrige Erregung versetzen kann.

Was hat sie vor?

„Die Kabine ist so entsetzlich klein!“ sagt sie.

„Daran werden wir alle uns gewöhnen müssen!“ stelle ich fest, „Das ist hier kein Hotel. Das ist ein Forschungs-U-Boot.“

Sie geht um den Koppel-Tisch herum, betrachtet mit mäßigem Interesse den Kartenausschnitt, dann setzt sie sich in einen der Sessel vor dem Bildschirmen an der Steuerbordseite. Die Außenbordansichten interessieren sie nur kurz. Ihre Bewegungen sind nicht anders als sonst. Sie ist nicht explizit darauf aus, verführerisch zu wirken. Aber ihr Make-Up ist frisch.

„Kann ich nicht hier ein bißchen schlafen?“

„Hier, in der Zentrale?“

„Ja! Hier ist mehr Luft.“

„Sie können sich in ihrer Kabine jeden Luftzug, den sie wollen, einstellen. Jede Temperatur, jede Luftfeuchtigkeit. Sogar eine andere Sauerstoffkonzentration!“

„Ja, aber es ist so eng!“

„Morgen früh um sechs,“ sage ich, „wird es hier wieder voll. Wollen Sie dann – so – hier gefunden werden?“

Sie sieht nur kurz an sich herunter und zuckt mit den Schultern: „Ich habe nur Sachen mitgenommen, die wenig Platz brauchen. Dieses Nachthemd paßt fast in eine Brieftasche.“

‘Nachthemd für offizielle Anläße’, denke ich, aber ich sage nichts. Vielleicht ist es ja logisch, was sie sagt. Aber wenn man schon eine Art Nachthemd trägt, würde dann nicht ein einfaches T-Shirt ausreichen? Oder, bei nur wenig höherer Kabinentemperatur, gar nichts?

Vielleicht liegt es daran, daß meine Vorstellungen von Zweckmäßigkeit nicht allgemeinverbindlich sind. Vielleicht ist ihr dieses Korsett so bequem wie ein T-Shirt – ich glaube es nicht, aber ich kann ja nicht wissen, wie sich dieser Fummel trägt. Die Wärmeisolation dieses knappen Kleidungsstückes dürfte so gering sein, daß es, verglichen mit der vollständigen Nacktheit, keinen Unterschied macht. Wozu das also? Will sie gefallen? Wem, wenn sie hier niemanden erwartet hat?

Manche Dinge bei Frauen verstehe ich eben nicht. Zum Beispiel hat Natalie Yay lange, rot lackierte Nägel – nicht nur jetzt, sondern immer. Ich finde das abstoßend – besonders die Länge – aber viele Frauen tragen ihre Nägel so. Ich habe sogar den entsetzlichen Verdacht, daß es sich dabei sehr häufig um aufgeklebte, künstliche Nägel handelt – Igittigitt! Die meisten manuellen Arbeiten sind doch so behindert, es kostet Zeit, die Nägel so herzurichten, und eine Verletzungsgefahr besteht auch – sogar auf einer gewöhnlichen Computertastatur kann man mit den Nägeln zwischen die Tasten geraten. Wie kann man sich nur selbst auf diese Weise so behindern? Wie kann man das nur schön finden?

Irene hat das mit den Nägeln nicht gemacht, Carola macht es nicht, selbstverständlich waren solche Dinge in der Welthöhle auch unbekannt. Einen echten Grund, der Frauen dazu zwingt, gibt es also nicht.

„Nur ein bißchen wärmer könnte es sein!“ sagt sie, „Könnten Sie die Temperatur etwas raufstellen?“ Sie rollt sich in dem Sitz zusammen.

Das hieße, daß es hier für mich zu warm wird. Da bin ich dagegen. Die alte Konfrontation der Großraumbüros: Nicht übereinstimmende Präferenzen für die Raumtemperatur. Abgesehen davon, daß es mit der Logik nicht klappt: Gegen Kälte kann man sich leichter schützen als gegen übermäßige Wärme: Sie braucht sich ja nur etwas mehr anzuziehen.

„Es wird sehr unruhig hier, in der Zentrale!“ sage ich.

„Das macht nichts,“ sagt sie schläfrig, „Hauptsache, die Decke fällt einem nicht auf den Kopf.“

Ich denke fieberhaft nach. Und ich komme rasch auf einen rettenden Einfall:

„Wie wär's mit dem Krankenrevier? Das ist gleich hier, hinter der Tür dort. Wir haben keine Kranken, also ist dort niemand. Und der Raum ist viel größer als eine Kabine. Sie können sich dort jede Temperatur einstellen, die Sie wollen! – Nur müssen Sie wieder raus, bevor Doktor Morton aufkreuzt – das wird sie heute Nacht aber wohl nicht tun."

Ich bin immer noch auf 'Sie' mit Natalie Yay, weil ich nie so besonders viel mit ihr zu tun hatte. Im Moment bin ich wirklich froh, daß ich diese zusätzliche Schranke habe – sie sieht wirklich aus wie die heißesten, pupertären Jugendträume.

Sie steht auf. „Sie sind wirklich nett zu mir. Ja, ich glaube, das ist eine gute Idee."

Das finde ich auch. Gemeinsam gehen wir in den Nachbarraum.

„Alles da," sage ich, „Liegen. Decken. Alles, was Sie wollen. Sie können hier die Temperatur ändern – aber das wissen Sie ja. Sie können mit Licht schlafen oder ohne – ganz wie sie wollen."

Sie wählt sich eine Liege. Dann hält sie, bevor sie die Decke zurückschlägt, inne und sieht mich mit ihrem Blick, der wie immer eine merkwürdige Mischung von Distanziertheit, Gleichgültigkeit, gemessenem Interesse, formeller Freundlichkeit und dienstlicher Aufmerksamkeit ist, an:

„Herr Homberg, ich meine, Sie – wegen ihrer Frau, das wollte ich Ihnen noch sagen…"

„Bitte, bitte," sage ich, „keine Beileidsformalitäten. Dazu sind Sie nicht verpflichtet. Trotzdem danke."

„Das meine ich nicht," sagt sie, „aber es ist doch so, daß ein Mann ohne Frau – ich meine, es ist nicht gesund. Sie sind sicher auch einsam. Wenn Sie wollen, dann können wir zusammen – ich meine, ich mache es gerne, für Sie! – Auch jetzt gleich, wenn Sie gerne möchten!"

Ich glaube, nicht richtig gehört zu haben. „Wie bitte?" frage ich perplex. Eigentlich ist die Frage schon überflüssig. Das scheint Natalie auch zu meinen. Sie steht einfach nur da und wartet auf eine Antwort.

„Wenn ich das Bedürfnis habe," sage ich, „dann hole ich mir wie jeder gesunde Junge einen runter. Weiter denke ich nicht!"

„Es war ja nur ein Angebot!"

„Dankend abgelehnt!" sage ich, und: „Wirklich dankend! Und wirklich abgelehnt."

Versteh einer die Frauen. Ist sie jetzt beleidigt? Ich will mir unter keinen Umständen eine Feindin an Bord schaffen, nicht einmal zulassen, daß es zu einer Stimmungsdissonanz kommt. Ich darf sie jetzt nicht einfach zurückweisen. Andererseits weiß ich nicht, wieweit ihr Angebot geht oder gehen wird. Gilt es nur jetzt? Gilt es immer? Gilt es allen anderen Männern an Bord auch? Bis jetzt jedenfalls schien das nicht der Fall zu sein – das Gerücht hätte mich wohl erreicht. Bis jetzt hatte ich den Eindruck, daß Natalie Yay sexuell wenig oder woanders aktiv ist. Innerhalb des Teams war wohl noch nichts. Komisch.

„Ich denke dran. Jetzt geht es nicht – ich darf nicht. Trotzdem – danke!" sage ich, ziemlich formell. Sie wartet immer noch.

„Später?" frage ich. Weil ich ja höflich bleiben will. Nach einigen Sekunden endlich der Anflug eines Lächelns. Sie steigt auf die Liege. „Gute Nacht!" sage ich beim Herausgehen.

Wenig später, wieder allein in der Zentrale, überdenke ich das Geschehene noch einmal. Da liegt im Nebenraum ein ganz duftes Mädchen, die ich eben – und wohl jetzt auch noch – hätte haben können – einfach so. Warum passiert einem das nicht in früher Jugend, wo der sexuelle Druck noch so groß und die Unerfahrenheit noch so erschreckend ist? Wo man noch so richtig 'im Saft' steht?

Oder verfolgt die Yay irgendeine unlautere Absicht? Wollte sie mich ablenken, an der Wache hindern? Schwer vorstellbar – das wäre unser aller Sicherheit und sogar der Direktive q78q99q abträglich. Und ob sie es ist, die etwas damit zu tun hat, weiß ich ja auch nicht.

Was also ist sonst ihre Absicht? Nur ein plötzliches, harmloses Aufflammen des sexuellen Verlangens? Zufälliges Zusammentreffen mit Schlafproblemen in der zu kleinen Kabine? Hätte sie dasselbe gesagt, wenn jemand anderes in der Zentrale anwesend gewesen wäre?

Und die Sache mit der Müdigkeit und dem Nicht-Schlafen-Können in der Kabine, wie paßt das mit dem perfekten Make-up zusammen? Naja, vielleicht ist es manchen Frauen zur zweiten Natur geworden, sofort nach jedem Aufstehen das Make-up zu richten. Ich weiß es nicht. Irene hat sich nie so kauzig benommen.

Plötzlich kommt mir noch eine Idee: Die Yay hat versucht, das zu tun, wofür sie bezahlt wird. Kann das sein? Die Projektleitung war sich darüber klar, daß sich in einer Besatzung, die mehrheitlich aus Männern besteht, ein großer, sexueller Druck aufbaut. Das könnte zu Spannungen führen, die der eigentlichen Arbeit abträglich sind. Andererseits ist es völlig unmöglich, daß jeder seine Ehefrau oder seine Freundin auf die Reise mitnimmt – dazu ist das Boot zu klein. Und eine geschlechtssymmetrische Besatzung aufzustellen war auch nicht möglich – die Qualifikationen müssen aquiriert werden, wie sie kommen. Wenn man wirklich befähigte Teams braucht, dann kann man keine Prinzipienreiterei auf einer Quotenregelung machen. Was liegt da näher, als explizit eine Dame des horizontalen Gewerbes in die Besatzung einzuschleusen? Am besten natürlich eine, die auch noch für andere Aufgaben qualifiziert ist.

Ist es so? Ist die Yay eine Edelnutte? Eine Nutte mit wissenschaftlicher Ausbildung? Natürlich hat man sie nicht mit dieser Tätigkeitsbezeichnung in die Besatzung integrieren können. Aber wäre es denkbar, daß sie tatsächlich den Auftrag hat, durch ihren persönlichen Einsatz kontraproduktive sexuelle Spannungen abzubauen?

Ich glaube nicht daran, auch wenn das Konzept in sich schlüssig ist. So weit denkt niemand in der Hierarchie der Projektleitung mit. Ich überlege mir schon, ob ich Natalie Yay direkt dazu befragen sollte. Wie macht man das, ohne unhöflich zu sein? 'Entschuldigen Sie, aber sieht ihr Dienstvertrag vielleicht vor, daß Sie sexuelle Spannungen in der Besatzung unter persönlichem Einsatz abbauen?' Sowas kann man doch nicht fragen!

Was für ein Konzept. Wenn mein alter Arbeitgeber das aufgegriffen hätte! 'Förderung des Betriebsklimas', oder so. Japaner machen morgens im Büro auch ihre Gymnastik, warum also eigentlich nicht? Die Mitarbeiter sind ausgeglichen, ja, ausgeschlafen, weil sie nicht am Vorabend auf die Pirsch gehen müssen. Niemandem kommen Streiks in den Sinn – statt

Aussperrung droht temporäre Abkopplung von dieser innerbetrieblichen Sozialmaßnahme! – Naja, und die verheirateten Mitarbeiter – da müßte man sich noch etwas ausdenken. Immerhin könnten diese Damen sich betriebswirtschaftlich durchaus tragen. Was für ein Konzept!

Dabei fällt mir der Ausdruck 'Lochschwager' ein. Buchheim hat in seinem Buch viele der obszönen Redereien unter den Mannschaftsdienstgraden notiert. Auf diese Weise sind einige Ausdrücke aus der Weltkriegszeit überliefert worden, die heute wohl nicht mehr gebräuchlich sind. 'Lochschwager' sind Männer, die mit demselben Mädchen schlafen. Ganz einfach. – Ich denke an unser Boot: Ein ganzes Schiff voller Lochschwager, ob nun von der Projektleitung so billigend in Kauf genommen oder sich so ergebend? Merkwürdige Vorstellung.

'Lochschwager'. Das Wort gefällt mir. Das muß man sich vorstellen – unsere Mission ein voller Erfolg, wir alle eines Tages mit dem Boot aus der Welthöhle zurück, und irgendein Journalist bekommt davon Wind, wie es an Bord zuging. Die Schlagzeile: 'Unsere Lochschwager sind wieder daheim!' – Nein. Ernst bleiben. Am besten, ich vergesse, was ich eben erlebt habe. Damit aus unserer Expedition nicht eine Vorlage für ein Drehbuch wird, daß dann nur in den privaten Kanälen gesendet wird.

Ich horche. Es ist absolut still im Krankenrevier – Natalie schläft wirklich. Aber natürlich ist die Tür schallisolierend, wie alle Türen hier.

Und ich weiß immer noch nicht, was ich denken soll. Irgend etwas stimmt nicht mit ihr. Sie ist nicht promiskuitiv, auch wenn sie so gut aussieht, daß sie jeden haben kann. So direkt wie ihr Angebot und ihr Aufzug war – sie war nicht so richtig bei der Sache. Ich verstehe es nicht.

Ich setze mich in den steuerbordseitigen Sessel, in dem sie gesessen hat. Augenblicklich spüre ich die Wärmereste, die dieser von ihrem Körper angenommen hat. Bevor es mich erregt, stehe ich rasch wieder auf. Ich muß an etwas anderes denken.

Ich entschließe mich, mir in den paar unbeobachteten Stunden, die mir in dieser Nachtwache noch zur Verfügung stehen, die Steuerung anzusehen. Das Programm ist ständig auf mehreren Konsolen geladen und leicht verständlich. Vor eine dieser Konsolen setze ich mich.

Ein Markierungsfeld zeigt an, daß keiner der in die Tastatur integrierten Trackballs eine Wirkung hat. Das Boot ist im Moment vollkommen automatisch und steuert sich selbst. Der momentane Modus erlaubt jedoch spezifische Einzelanweisungen an das Steuerungssystem. Jedenfalls sieht es so aus. Ich schiebe den Mauszeiger auf die Koordinatenbox und klicke sie an. Sofort springt eine Dialogbox auf, die mich fragt, ob ich neue Soll-Koordinaten einstellen möchte. Das Programm scheint in keiner Weise blockiert zu sein.

Die Neukoordinaten kann man auch als Differenzkoordinaten eingeben. Die voreingestellte Maßeinheit ist das Meter. Mal sehen. Wenn ich die CHARMION um einen Meter nach Osten versetzen will, dann muß ich eines der Felder mit einer '+1' ausfüllen. 'Enter'-Taste: Na also! Das Boot läßt mich nicht. Eine neue Dialogbox springt auf und fragt nach einem Paßwort. Das kenn ich natürlich nicht. Also tippe ich irgend etwas ein:

'Alkohol delectat – wenn man ihn trinkt, dann schmeckt dat. Hihi!'

Das sind genau 64 Zeichen – so lang soll das Paßwort sein.

Anstatt diesen Satz als falsches Paßwort zurückzuweisen, fragt die Dialogbox mich noch nach meinem Namen. Ich tippe ein:

'Kermit der Frosch.'

Die Antwort folgt auf dem Fuße:

NO KNOWN AUTHORIZATIONS FOR KERMIT DER FROSCH

Damit bin ich wieder aus dem Geschäft. Und die CHARMION bewegt sich um keinen Zentimeter.

Das ist auch gut so. Da könnte ja jeder kommen. Andererseits – ich habe hier Wache. Wenn sich die Notwendigkeit ergibt, daß der Wachhabende das Boot schnell bewegen muß – vielleicht, weil die Höhle einstürzt – dann ist es nicht mehr akzeptabel, erst jemanden wecken zu müssen, der weiß, wie man das Boot steuert. Ich könnte ja im Prinzip diese Fähigkeit haben! Und dann sollte ich eigentlich über die entsprechende Befugnis verfügen. Und jeder andere, der Wache hat, sollte das auch tun können.

Hinter mir ist ein Geräusch. Ist Natalie wieder aufgestanden? Ich drehe mich um.

Es ist Wellington, der, nackt bis auf einen Slip, offenbar hastig aufgestanden ist. Und er sieht unwirsch aus.

„Was tun Sie dort, Herr Homberg?“

„Ich habe mir das Steuerungsprogramm angesehen!“

„Sie haben versucht, in die Steuerung einzugreifen! Warum?“ Offenbar hat das Steuerungssystem ihn sofort geweckt, als es diesen unauthorisierten Zugriffsversuch feststellte.

„Ich wollte nur mal sehen, ob…“

„Mit solchen Spielereien bringen Sie das ganze Schiff in Gefahr!“

„Es ist keine Spielerei! Ich wollte sehen, ob der Zugriff hinreichend geschützt ist!“

„Das ist nicht Ihre Aufgabe!“

„Ach nein? Was dann?“

„Sie stehen uns ausschließlich in beratender Funktion zur Verfügung. Mit der Steuerung des Bootes haben Sie nichts, aber auch gar nichts zu tun!“

„Wozu habe ich dann hier Wache?“

„Um die Augen offenzuhalten – weiter nichts!“

„Und genau das ist meine Art, die Augen offenzuhalten!“

„Herr Homberg! Sie werden die Finger von der Steuerung lassen! Das ist ein Befehl! – Ich werde diesen Vorfall ins Logbuch eintragen müssen.“

„Tun Sie das,“ sage ich, „denn ich werde es auch tun.“

„Sie werden nur dienstliche Dinge in das Logbuch eintragen – keine Unsachlichkeiten!“ Wellington wird laut.

„Wenn ich die Zugriffssicherheit des Steuerungssystems überprüfe, dann ist das dienstlich!“ Ich werde auch laut. Wer bin ich denn, daß ich mir hier Vorhaltungen machen lassen muß? Entweder, das System ist sorgfältig geschützt – dann hätte ich nichts Schlimmes anrichten können, oder es ist nicht geschützt – dann ist mein Experiment berechtigt. Auch, wenn es zunächst nur aus Gründen meines Spieltriebes in die Wege geleitet wurde.

Aber Wellington will davon nichts hören. Ich bin nur ein dummer Junge an Bord, und es ist nicht meine Aufgabe, hier irgendetwas zu überprüfen. Er geht an eine der Konsolen, ruft den LOGEDITOR auf und macht seine Eintragung.

„Sie können auch eine Eintragung machen. Nur kann auch das gegen Sie verwendet werden. Wenn Sie ihren Vertrag gelesen haben, dann wissen Sie, daß jeder negativer Einfluß auf die Missionsziehle ihre Prämien schmälert. – Ich möchte für der Rest der Nacht keine Experimente mehr! Haben wir uns verstanden?“

Ich setze mich auch an eine der Konsolen und rufe den LOGEDITOR auf. Wellington sieht das.

„Sie werden sehen, was sie davon haben.“ sagt er und geht schnell raus.

Wenn ich eines bei meinem alten Arbeitgeber gelernt habe, dann ist es das Schreiben von Berichten. Ich muß jetzt gleich richtig formulieren, weil ich weiß, daß dem Logbuch nur hinzugefügt werden kann – es ist nicht möglich, eine Eintragung wieder zu löschen oder zu verändern. Meine Eintragung lautet etwa so, wie ich es versucht habe, Wellington vorzutragen: Überprüfung eines hinreichenden Zugriffsschutzes des Schiffssteuerungssystemes.

Was denkt Wellington sich eigentlich, mich wie einen Schuljungen herunterzuputzen? Er ist ein paar Jahre älter als ich und er hat das Kommando. Das sind aber auch schon alle wesentlichen Unterschiede.

Hinter mir ist schon wieder ein Geräusch. Ich wende mich auf meinem Sitz um: Natalie steht mitten im Raum.

„Können Sie immer noch nicht schlafen?“ frage ich.

„Ich habe etwas gehört!“ sagt sie.

„Wir haben uns eben angebrüllt, der Alte und ich. Haben wir Sie geweckt? – Ich muß diese Eintragung noch fertig machen.“

Ich schließe die Eintragung mit der Bemerkung ab, daß eigentlich jeder Wachhabende in der Lage sein sollte, schnell die Steuerung zu bedienen, wenn die Lage es erfordern sollte. Vielleicht ist das unsachlich – vielleicht bekommt jeder, der sich tatsächlich mit der Schiffsteuerung auskennt, die nötigen Paßwörter mitgeteilt. Aber dann frage ich mich, wieso jemand Nachtwache schieben muß, der im Notfall doch erst jemanden anderen aufwecken muß? Wertvolle Zeit kann dann verloren werden.

Als ich fertig bin, stehe ich auf. Irgendwie bin ich ziemlich auf der Palme. Wenn hier eine Hantelbank wäre, dann würde ich mich jetzt damit abreagieren, um den Ärger wieder loszuwerden.

Natalie hat sich auf den Koppeltisch gesetzt. Einen Moment lang überlege ich, ob das den Pixelarrays schaden könnte – aber dieser Tisch ist ein Mehrzwecktisch. Der hält das aus. Die Seekarte, die er immer noch anzeigt – seit Stunden, verändert sich nicht, bloß weil jemand drauf sitzt. – Nur Flecken wird es geben, denke ich: Sie hat ja kein Höschen an. Zwischen den Beinen ist bei jedem Menschen das Klima leicht tropisch. Aber was geht das mich an – ich muß in der Zentrale ja nicht saubermachen.

„Haben Sie alles mitgekriegt?“ frage ich.

„Ich hatte die Tür einen Spalt weit geöffnet. Er hat es nicht bemerkt.“

„Dann wissen Sie ja, was hier für ein Wind wehen kann!“

„Machen Sie sich nichts draus!“

„Ich mache mir nichts draus. Ich weiß, daß ich korrekt gehandelt habe – ich kann ohne die Steuerungspaßwörter nichts anrichten. Dann aber kann ich auch nach Belieben versuchen, es doch zu tun. – Wenn die Paßwörter leicht zu erraten gewesen wären, dann liegt der schwarze Peter ganz gewiß nicht bei mir.“

Natalie wippt mit den Unterschenkeln. Mit langen Armen hat sie sich an der Tischkante aufgestützt. So erinnert sie mich irgendwie an ein Schulmädchen, das auf dem Tisch vor der Schulbank sitzt. Ich weiß nicht, ob Diskussionen über die prinzipiellen Sicherungsmöglichkeiten bei Computersystemen sie interessieren.

„Soll ich mal dasselbe probieren? Dann schimpft er mich auch aus!“

„Großartige Idee!“ sage ich, „aber jetzt besser nicht. Das System weckt ihn dann wieder. Und jemandem den Nachtschlaf zu rauben, völlig ohne Grund, das ist allerdings nicht das, was ich will. – Hätte ich gewußt, daß dieses Experiment in seiner Kabine sofort die Alarmklingel schellen läßt, dann hätte ich es ja auch nicht gemacht!“

Sie schüttelt ihre lange Mähne, bis sie ihr perfekt über die Schulter fällt. Ein ganzer Schwall von Haaren fällt ihr dabei zwischen die Busen. Es sieht sehr verführerisch aus. Ich sehe hin, eine Sekunde zu lange vielleicht, und sie sieht, wo ich hinsehe.

„Nicht doch?“ fragt sie. Dabei sieht sie mir länger in die Augen als ich ihr.

„Nicht doch!“ sage ich. Ganz anderer Tonfall. Auf der ersten Silbe betont statt auf der zweiten. Verkehrt die Bedeutung ins Gegenteil.

„Sehe ich dieser Charmion ähnlich? Ich meine, der Frau, nach der dieses Schiff benannt worden ist?“

„Oh, wie soll ich darauf antworten? Das kann man so schwer vergleichen! – Sie haben das ganze Buch gelesen?“

„Ja.“

„Dann wissen Sie das meiste. Jedenfalls alles, was man mit Worten beschreiben kann.“

„War sie hübscher als ich?“

Ich werde mich hüten, jetzt mit ‘ja’ zu antworten.

„Anders war sie. Anders. Ganz anders. Sie war eine Granitbeißerin. Kräftig. Muskulös. Sie hatte auch weibliche Formen, aber das ist bei den Granitbeißerinnen eigentlich selten – die meisten sind hager und sehnig. Da war sie in dieser Hinsicht ein Ausreißer. Eine Ausnahme. – Wenn sie so dastand wie jetzt etwa ich, Arme verschränkt, Schwert griffbereit an der Seite, dann hat man manchmal eher an eine Gladiatorin vor dem Kampf gedacht. – Manchmal hatte sie so einen Zug im Gesicht – am Anfang jedenfalls – so einen Zug von Verachtung. Später nicht mehr.“

„Könnte ich eine Granitbeißerin sein? – Ich meine, das ist falsch ausgedrückt. Würde ich unter Granitbeißerinnen auffallen?“

Ich setze mich rechts neben sie auf den Koppeltisch, in derselben Haltung wie sie.

„Sie? Ja, ganz gewiß. Man sieht ihnen an – Entschuldigung, aber es ist so – daß sie nicht so kräftig und so gewandt sind. Andererseits – Sie würden nach einer gewissen Zeit genauso durchgeschwitzt wie die Granitbeißerinnen herumlaufen, mit verfilztem Haar, Essensresten um die Mundwinkel. Ich habe Granitbeißerinnen gesehen, denen eingetrocknetes Blut von der letzten Periode am Oberschenkel klebte – und sie haben’s nicht weggemacht. – Oder es waren Blutspritzer von anderen, von der letzten gewalttätigen Auseinandersetzung. Von der letzten Hinrichtung. Ich weiß es ja nicht.“

„Davon weiß ich nichts – steht das in Ihrem Buch auch drin?“

„Ich glaube nicht – es gab soviele Einzelheiten, die ich vergessen habe, aufzuschreiben. – Ich konnte auch nicht alles hinschreiben, die Lektoren hätten mir alles wieder weggestrichen."

„Lektoren?"

„So nennt man die Leute in einem Verlag, die ein Buchmanuskript lesen, um zu entscheiden, ob es gedruckt werden soll oder nicht."

„Ach so – ich habe noch nie ein Buch geschrieben."

„Vielleicht werden sie es tun, nach dieser Reise! – Wenn wir sie überleben und zurückkommen."

„Und worüber werde ich schreiben?"

„Über alles, was sie interessiert. Was ihre Arbeit betrifft – da machen Sie ja sowieso Aufzeichnungen, aber vielleicht wollen Sie darüber hinaus ihre ganz persönlichen Erlebnisse aufschreiben."

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich das tun will."

„Vielleicht wissen Sie das noch gar nicht. Schreiben ist eine Art Exhibitionismus. Seelischer Exhibitionismus. Eine Sucht. Man weiß es vorher nicht, ob man ihr erliegt. Und dann bildet man sich ein, man muß über alles schreiben, was man erlebt, ob es nun einmalig oder alltäglich ist. – Und wenn man dann in eine solche Situation gekommen ist wie wir in der Welthöhle, dann muß man ja eigentlich auch alles protokollarisch genau aufschreiben – die Größe der Saurier genauso wie den Körpergeruch der Granitbeißerinnen. Alles eben."

„Mögen Sie das, wenn Frauen dreckig sind – so wie die Granitbeißerinnen?"

„Ne, ganz gewiß nicht. Aber die sind eben so, und man gewöhnt sich tatsächlich daran. Mir persönlich sind gepflegte Frauen lieber. – Ich laufe ja auch nicht ungewaschen herum. Ich meine, jetzt – in der Welthöhle blieb uns nichts anderes übrig."

Dann fällt mir noch etwas ein:

„Die Granitbeißerinnen sind in ihrer Ungewaschenheit nicht einmal einmalig. Haben Sie mal 'Eaters of the Dead' gelesen, von Michael Crichton? – Das ist der, der auch 'Jurassic Park' geschrieben hat, und 'Andromeda Strain', und 'Sphere', und was weiß ich noch."

„Ich kenne diese Bücher nicht."

„Da haben Sie etwas versäumt. – Hier, wir haben es sicher in unseren Bordcomputern! – In ‘Eaters of the Dead’ beschreibt Crichton die Reisen eines Arabers, eines Ibn Fadlan, der von den Wikingern unterwegs gefangengenommen wurde und sie lange begleiten mußte. Die ganzen Erzählungen basieren auf historischen Manuskripten. Dieser Araber berichtet sehr genau, was er erlebt, und alles, was man nachprüfen kann, hat gestimmt. Unter anderem wußte dieser Mann zu berichten, daß die Wikinger es mit der Hygiene nicht so besonders genau nahmen – damals war der Sauberkeitsstandard in den arabischen Ländern viel größer. – Sie sehen, in diesem Punkte sind auch die Granitbeißerinnen nicht einmalig!“

„Haben Sie das alles gelesen?“ fragt Natalie mit einem völlig überflüssigen Augenaufschlag.

„Ich hatte früher mehr Zeit zum Lesen als heute. – Ich weiß nicht. Wenn man älter wird, dann drängeln sich soviel andere Dinge, die Zeit brauchen. – Irene hat immer gemeint, ich spinne, weil ich dauernd von Zeitknappheit rede. Aber es stimmt. Zeit ist die einzige Währung, in der man nichts hinzuverdienen kann. Man kann nur etwas verlieren. – Wie Irene. – Sie hat jetzt alles verloren.“

„Denken Sie nicht mehr dran!“

„Wie soll ich das.“

Natalie rückt näher an mich heran, aber das kann auch Zufall sein.

„Denken Sie noch oft an Sie? – An diese Granitbeißerin, meine ich.“

„Was glauben Sie denn! Wo ich doch gerade meine Frau verloren habe!“

„Entschuldigung, ich wollte nicht…“

„Lassen Sie nur. Das sind ja zwei ganz verschiedene Sachen.“ Eine Weile sage ich nichts, dann fahre ich fort: „Ja, natürlich denke ich an sie. Immer noch. Ich habe mir wohl eingebildet, daß wir sie mitnehmen konnten, in unsere Welt. Wenn sie nicht gestorben wäre. Aber wir haben ja mit dem anderen Mädchen gesehen, was draus wurde.“

„Mit dieser Chreich?“

„Ja.“

„Vielleicht ist sie gut heimgekommen!“

„Ist sie nicht.“ sage ich und erzähle, was ich, ganz zu Anfang des Projektes, von Grohmann gehört habe.

„Eine Gletscherleiche ist sie geworden. Erfroren. – Das hat sie davon gehabt, daß sie mit uns gekommen ist. – Erfroren."

„Das tut mir leid." sagt Natalie. „Wirklich."

„Ich habe," sage ich, mehr zu mir selber, „gedacht, ich müßte wenigstens Irene durchbringen. Und das habe ich ja auch geschafft. Und auch jetzt wäre alles gut gelaufen. Sie wäre ja nicht selbst mitgekommen, auf diese Reise. Und dann kommt dieser Absturz dazwischen."

„Es tut mir leid," sagt Natalie noch einmal, „und auch, daß ich Sie verführen wollte. Das ist wohl jetzt nicht richtig. Entschuldigung. – Dieser Absturz – als ob eine Absicht dahinter steckt!"

Ich werde hellhörig. „Eine Absicht?" frage ich, „Welche?"

„Ich weiß nicht. Aber muß nicht eine Absicht dahinter stecken? Ein Duocopter gehört doch zu den sichersten Luftfahrzeugen, die es gibt! – Jemand wollte Ihre Frau beseitigen. Glaube ich."

„Und warum?"

„Um Sie an der Teilnahme an der Expedition zu hindern!"

„Mich? Und was wäre damit gewonnen?"

„Ich weiß es nicht." sagt sie.

„So glaube ich das auch nicht. Es hätte ja sein können, daß ich dadurch erst recht hätte teilnehmen wollen. Gefahren und Abenteuer sind ein Mittel, um persönliche Dinge in den Hintergrund zu drängen! Niemand kann vorausraten, wie ich oder sonst jemand reagiere."

„Stimmt auch wieder." sagt Natalie. Sie zittert leicht. Im Moment denke ich, daß sie mit der Direktive q78q99q nichts zu tun hat, wenn sie das Thema in dieser Weise auf eine mögliche Ursache für den Tod von Irene bringt.

„Sie frieren." stelle ich fest.

„Macht nichts." sagt sie.

„Sie sollten wieder in Ihr Bett gehen – ich meine, ins Krankenrevier."

„Ich kann doch nicht schlafen."

„Immer noch nicht?"

„Diese Höhle macht mir angst."

„Ach drum. Sind Sie deshalb vorhin in die Zentrale gekommen – vor der Sache mit Wellington?"

„Ja. So ist es. – Wellington ist einfach so reingefahren. Bei der ersten Besprechung hat er noch rumgetönt, daß er für die Sicherheit des Schiffes verantwortlich ist. Und dann fährt er einfach in so ein Loch rein. Wo hier doch kurz vorher ein Erdbeben war."

„Nein, nein, das war kein Erdbeben," sage ich, „das waren sehr lokale Erschütterungen durch diesen Erdrutsch. In Schottland und den Meeren drum herum gibt es keine Erdbeben. – Aber sie haben recht. Er ist einfach rein. Unterwegs haben wir ja ein paar Felsen gesehen, die mir doch verdammt unstabil gelagert aussahen – die muß er auch gesehen haben."

„Und das macht mir eben angst." sagt Natalie, „Welche Risiken wird er noch eingehen?" Sie sieht vor sich auf den Boden.

„Ich bin sicher," sage ich, „daß er nicht reingefahren wäre, wenn wir ihn alle auf Knien darum gebeten hätten. Aber das hat ja keiner so richtig getan."

Inzwischen sitzen wir auf Tuchfühlung nebeneinander, und sie lehnt sich gegen mich. Weil sie leicht friert, finde ich es angebracht, meinen linken Arm um ihre Schultern zu legen.

„Er wird wohl keine großen Risiken eingehen" fahre ich fort, „aber er wird, wie wir alle, seine Prämienzusagen haben. Je weiter wir kommen, desto mehr Geld gibt es. Solche Zusagen stehen in Ihrem Vertrag doch wohl auch drinnen, oder? – Die meisten von uns werden nach dem Projekt nie mehr arbeiten müssen!"

„Ja." sagt sie. Dann nimmt sie meine rechte Hand und drückt sie auf ihren rechten Busen. Einfach so. Dabei sieht sie mich nicht an.

„Ist das gegen die Angst?" frage ich nach einer Weile, in der nichts weiter geschieht.

„Ja." sagt sie. „Das ist auch gegen die Angst. Ich mag jetzt nicht allein sein." Sie blickt mir wieder ins Gesicht, aus nächster Nähe, und ich spüre ihren Duft. „Verstehen Sie das nicht?"

„Doch doch. Ich verstehe das. – Wissen Sie was?" schlage ich vor, „Wir setzen uns jetzt vor diese Konsole da. Sie setzen sich auf meinen Schoß. Da können Sie schlafen, und da sind sie nicht allein. Ist das ein Angebot?"

Jedenfalls, denke ich mir, werde ich so rauskriegen, ob sie tatsächlich auf eine sexuelle Annäherung aus ist, oder ob es mehr die allgemeine

Angst ist, wie sie behauptet. Ich hätte ja auch irgendwie Lust, aber erstens bin ich zu unruhig – ich habe Wache und bin somit im Dienst, und damit basta – und zweitens überfallen mich Erinnerungen. Gerade jetzt, wo ich ihren Busen in der Hand spüre, muß ich an Irene denken. Ich muß daran denken, wie sie durch die Explosion über dem Kyle of Durness in Bruchteilen von Sekunden zerschnitten worden ist. Alles an ihr. Der bloße Gedanke daran schmerzt. Und wenn Irene noch am Leben wäre, dann würde ich jetzt vielleicht an Charmion denken, und daran, wie sie am Kreuz verfaulte. Es ist jetzt einfach nicht die Zeit für Erotik.

Ein paar Sekunden später haben wir es uns in einem der Sessel bequem gemacht. Allerdings befürchte ich, daß mir die Blutzirkulation in meinen Oberschenkeln, auf denen Natalie sitzt, unterbunden wird, wenn sie tatsächlich in meinen Armen einschlafen sollte. Ihre Spielsachen hängen mir jetzt etwa vor dem Kinn.

„Ist das nicht zu kühl so? Sie sind größtenteils immer noch unbedeckt. Ich habe nicht genug Arme, um Sie…“

„Das geht schon,“ sagt sie und deutet auf dem Bildschirm vor uns: „Ist das das Steuerprogramm, das Sie vorhin verwendet haben?“

„Ja.“

„Und wie verwendet man es?“

„Ich denke, Sie sind müde?“

„Ja, aber ich kann doch nicht einschlafen! So erst recht nicht.“ Sie schmiegt sich an mich und legt mir ihren Kopf auf die linke Schulter, Gesicht in meine Halskuhle. Den Bildschirm kann sie so jedenfalls nicht sehen.

Logik, denke ich mir, weibliche Logik! Erst kann sie nicht schlafen, weil sie allein ist, und jetzt kann sie nicht schlafen, weil sie mir auf dem Schoß sitzt! Dabei nehme ich den Duft ihrer Haare wahr.

„Im Moment ist es in einem Modus, wo man bestimmte Manöver definieren kann. Das geht wohl noch folgenlos. Aber wenn man sie ausführen will, erfragt das Programm die persönlichen Paßwörter. Und wenn man keine hat, wird der Alte aus dem Bett geklingelt.“

„Aha.“ sagt sie. Ihr Gesicht ist dicht neben dem meinen. Wie immer Weitwinkelperspektive – die Gesetze der Strahlengeometrie sorgen dafür,

daß ein schönes Gesicht aus der Nähe betrachtet nicht mehr ganz so schön aussieht. Von einem Punkt dicht vor ihrer Nasenspitze aus gesehen verschwinden die Ohren ganz und die Haare zum größten Teil hinter den Horizont ihrer Wangen. Ich sage ihr das.

„Da habe ich mir noch nie Gedanken drüber gemacht!“ sagt sie und wechselt wieder das Thema: „Was kann man denn damit alles machen?“

Ich erkläre ihr die Manöver, die ich vorhin nur definiert, aber nicht eingeleitet habe. Ich spiele ein bißchen mit dem Trackball herum – dabei gelangen wir bis zu der Dialogbox, mit der man den Abschuß eines seismischen Torpedos definieren kann.

„Wieso gehört so etwas zur Schiffssteuerung?“ frage ich, „Das ist doch ein ganz anderes Thema?“

„Vielleicht haben sie es umkonfiguriert, weil schon mehrmals seismische Torpedos verschossen wurden?“ schlägt Natalie vor.

„Also die Fachausdrücke gehen dir fließend von den Lippen. ‘Umkonfigurieren’. Hast du nicht Biologie studiert?“

„Meinst du, man kommt in der Biologie ohne Computer aus?“ fragt sie zurück.

„Mein Studium ist so lange her, daß ich sogar in der Physik ohne Computer ausgekommen wäre, wenn ich es darauf angelegt hätte!“

„Wie alt bist du denn?“

Als ich es ihr sage, muß sie erst einmal schlucken.

„Es geht aus meinem Buch hervor!“ sage ich, „Habe ich nie geheimgehalten!“

„Habe ich wohl überlesen. Du hast dich gut gehalten!“

„Danke. Was machst du da?“

„Ich will ein Torpedo auf den Eingang dieser Höhle setzen. Sieh mal, diese Werte müßten doch so stimmen, oder?“

„Wenn Wellington das sieht, was du da machst, dann springt er im Sechseck. Klick bloß nicht den ‘Ausführungs-Button’ an!“

„Warum nicht? Ich habe ein Paßwort!“

„Was hast du?“

„Mein persönliches Paßwort! Für die Schiffssteuerung!“

„Wieso hast du ein Paßwort und ich nicht?“

„Das weiß ich nicht.“ sagt Natalie, „Ehrlich. Ich weiß es nicht.“

Ich habe sie etwas von mir weggestoßen, als sie mir eben diese Mitteilung gemacht hat. Ich kann es einfach nicht glauben. Wieso hat diese Frau die Steuerungsauthorisierung für dieses Schiff?

Mit flinken Fingern greift Natalie in die Tasten. Die Dialogbox für die Paßwörter erscheint, und so schnell, daß ich nicht folgen kann, tippt Natalie ihr Paßwort und ihren Namen ein. Die Dialogbox verschwindet ohne eine weitere Fehlermeldung. Sie hat recht – sie verfügt über ein gültiges Paßwort für die Schiffssteuerung.

„Kannst du dieses Schiff denn steuern?“ frage ich. Dabei weiß ich die Antwort: Natalie hat in München dieselben Lehrgänge gemacht wie wir anderen auch. In einem U-Boot-Simulator ist keiner von uns gewesen.

„Vielleicht haben sie es bei dir einfach vergessen.“

„Glaube ich nicht,“ sage ich, „sie haben doch alles so perfekt durchorganisiert. Die vergessen nichts.“

Natalie sieht mir wieder in die Augen: „Jetzt sind wir schon die ganze Zeit auf ‘du’.“

„Oh. Tatsächlich.“ Wo sie recht hat, hat sie recht. Und jetzt, wo sie mich wieder so ansieht – sie hat schöne Lippen, denke ich. Schön weich. So sehen sie jedenfalls aus. Ich hätte Lust, sie zu berühren…

Dann werfe ich aber einen Blick auf den Bildschirm: „Die Torpedoabschußbox ist jetzt ausgefüllt. Wenn dein Paßwort dafür wirklich gilt, sollten wir aber schnell den ‘Cancel-Button’ anklicken!“

„Ich war schon richtig neugierig,“ fährt sie fort, ohne auf meine Worte einzugehen „ob wir zuerst auf das ‘du’ übergehen, oder ob wir zuerst…“

„Ja.“ sage ich, „Das habe ich mir auch schon überlegt.“

Sie steht auf und setzt sich dann, mir zugewandt, rittlings auf meine Oberschenkel. Ihre Brüste schaukeln genau vor meinem Gesicht, wenn sie ein Hohlkreuz macht.

„Vergiß jetzt die Paßworte,“ gurrt sie, „hier. Gefallen sie dir?“

„Ja.“ sage ich, weil mir nichts Besseres einfällt.

„Dann mußt du es ihnen aber auch zeigen. Hier: Nimm eine in beide Hände. Ja, so. Etwas anheben, damit du die Warze genau zwischen die Lippen nehmen kannst. – Ja, so ist es richtig. Jetzt kannst du deine Zunge

rundherum kreisen lassen. Schneller. Ja, so. Noch schneller. – Das ist schön. Ist das schön! Gefällt es dir auch?“

Was soll man sagen, wenn man den Mund so voll hat?

„Jetzt die andere,“ befiehlt Natalie, „die will auch genuckelt werden!“

Natalie rutscht auf meinen Oberschenkeln auf und ab. Dann reißt sie sich von mir los und steht plötzlich wieder auf. Ich sehe große, feuchte Flecken auf meinen Hosen.

„Zieh doch diese albernen Jeans aus!“ wird sie ungeduldig und legt auch gleich Hand an. So schnell bin ich noch nie aus meinen Hosen herausgekommen – worden. Natalie ist aber nicht eher zufrieden, bis ich ganz nackt bin. Dann drückt sie mich wieder in den Sessel hinein. Sie selbst braucht ja nichts auszuziehen. In diesem Sinne ist sie perfekt angezogen, denke ich.

„Das hast du doch schon immer gewollt, nicht?“ fragt sie mich, als sie sich wieder mit weit gespreizten Beinen auf mich setzt. Es ist wie eine einzige, fließende Bewegung: Sie setzt sich, und ich rutsche ohne Vorwarnung in sie hinein. Die Wärme ihres Körpers empfängt mich wie eine Glut – eine Glut, die saugen kann. „Endlich!“ sagt sie, „Was habe ich darauf gewartet!“ Hat sie das wirklich? Ich glaube, ich habe auch drauf gewartet. Denke ich.

Einen Moment lang stelle ich mir vor, wie albern wir für einen unbeteiligten Zuschauer aussehen mögen: Eine Frau in diesem knappen Samtkorselett, um das sich ein paar Arme schlingen – die meinen – zwischen ihren Busen und der Sitzlehne ein Haarschopf, den sie an ihre Brüste drückt – das ist mein Kopf – das Spitzenröckchen ihres Korseletts bedeckt nur knapp zwei ineinander verkeilte Hüften – eine davon ist meine – und von dort aus nehmen sehr viele Beine, von denen sich keines richtig ruhig verhält, ihren Anfang. Das ganze zappelt unter Emission gurrender und heftig atmender Geräusche.

So sieht es von außen aus. Selbst sehe ich nicht so viel. Ihr Busen drängt sich in mein Gesicht, verformt sich dabei, soweit es die Anatomie zuläßt, darunter sehe ich die weißen Bänder der Miederschnürung, die meinen Bauch kitzeln, darunter ihr Spitzenröckchen, das wir jetzt gemeinsam mit

Leben erfüllen. Alles stark perspektivisch verzerrt – auch ein Attribut der körperlichen Nähe.

„Halt mich!“ sagt sie und lehnt sich nach hinten. Ich ziehe ihren Bauch an den meinen heran, und damit sie mir nicht von den Schenkeln rutscht, kralle mich an dem roten Mieder fest, damit es, und was da drinnen ist, sich nicht von mir entfernt. Irgendwo unter dieser roten Oberfläche, weiß ich, bin jetzt auch ich. Hat sie nicht gesagt, daß ich dahin gehöre? Ich drücke sie mit aller Kraft an mich.

Sie hebt ihre Arme weit hinter den Kopf, während sie sich nach hinten lehnt, die Hebelwirkung dieser Arme heben ihren Busen weiter an und drücken mich weiter in sie hinein. Dabei fallen ihre Arme auf die Tastatur der Konsole hinter ihr.

Die Konsole fängt an, zu quaken.

„Was ist das?“ frage ich.

„Mach doch weiter!“ fleht sie, „Hör nicht auf!“ Ich möchte auch nicht aufhören, aber an ihr vorbei sehe ich auf dem Bildschirm eine Warnung:

7 SECONDS LEFT FOR LAUNCH INTERDICTION.

Noch während ich hinsehe, ändert sich der Text:

6 SECONDS LEFT FOR LAUNCH INTERDICTION.

„Natalie,“ keuche ich, „da passiert etwas! Da…“

Es passiert auch etwas. Die Bewegungen ihrer Hüfte werden heftiger. Ihre Brüste wogt vor meinem Gesicht wie eine Brandung. Es geht jetzt alles so schnell. Die lange Enthaltsamkeit…

5 SECONDS LEFT FOR LAUNCH INTERDICTION.

Es reibt und saugt in ihrem Körper. Bin ich es, oder ist sie es, und was geschieht dort? Ihr Körper ist wie ein Altar, den ich anbete und in den ich hineinstrebe, wo ich hingehöre…

4 SECONDS LEFT FOR LAUNCH INTERDICTION.

… und wo ich bleiben werde, jetzt und in Zukunft, und ich will es und sie will es, und ihr Körper ist das einzig Faßbare in der Welt, und…

3 SECONDS LEFT FOR LAUNCH INTERDICTION.

„Mach weiter – so ist es gut!“ sagt sie – wenn sie es doch will, dann werde ich dorthinkommen, wo sie jetzt ist, und sie füllen weil sie gefüllt werden will, ich spüre, und sie spürt es, wie sich meine Penisspitze gegen ihren Muttermund drängt, da drinnen berühren sich Lippen, die sich noch nie berührt haben, sie berühren sich nicht nur, sie drängen gegeneinander wie in einem heiligen Boxkampf…

2 SECONDS LEFT FOR LAUNCH INTERDICTION.

Die Woge nimmt Anlauf und kommt, das Gurgeln in den Samenleitern, der Zug ist in voller Fahrt, nichts kann ihn mehr bremsen, ein weißer Blitz aus meinem Bauch in ihren Bauch…

1 SECONDS LEFT FOR LAUNCH INTERDICTION.

Ihr Bauch pulsiert als wollte er das Korselett sprengen dabei möchte ihr Bauch nur mit meinem Bauch spielen, und der Zug ist schon da und rauscht in sie hinein wenn nur nicht das blöde Piepen von der Konsole wäre…

SEISMIC CHARGE LAUNCHED AND RUNNING

Der Bauch von Natalie spannt sich in einem endgültigen Krampf und nimmt den Strom auf. Das Ziel ist erreicht, der Dienst vollbracht, die Tat getan.

Die Zentrale ist soweit vom vorderen Ende des Schiffes entfernt, daß man vom Abschuß des Torpedos nichts hören kann. Aber aus den Augenwinkeln erhasche ich auf einigen der Außenbildschirme eine flinke Bewegung. Dann flackert ein lauer Blitz über fast alle Außenbildschirme.

Ein lauter Hammerschlag dröhnt von allen Seiten auf das Schiff.

Natalie richtet sich wieder auf. Immer noch sind wir ineinander verkeilt, immer noch nagelt meine Härte ihren und meinen Schoß zusammen. Immer noch können wir uns nicht trennen, immer noch wollen wir uns nicht trennen.

Ein dumpfes Grollen hebt an. Man hat auf den Bildschirmen nicht genau gesehen, wo die Explosion war – das haben wir ja schon erfahren, daß diese Torpedos mit einem nur geringen Lichtblitz explodieren. Jetzt aber sieht man auf den Bildschirmen, daß dort Dinge in Bewegung gekommen sind: Fallendes Geröll von der Höhlendecke, besonders in der Nähe des dreieckigen Einganges, die Gegend, in die wir das Torpedo geschossen haben. Eine der mächtigen Platten, die die Begrenzung des Einganges bildet, neigt sich – genau die Platte, die ich schon als unstabil eingeschätzt habe. Und von der Decke fallen schwere Felsbrocken.

Gleichzeitig hebt eine Alarmsirene an, durch das ganze Schiff zu schellen. Eine Sirene, die niemand überhören kann.

Die Zentrale füllt sich schnell. Schreckgeweitete Gesichter sehen auf den Felssturz. Minutenlang grollt die Höhle, das Boot zittert, und wahrscheinlich ist es nur dem reinen Zufall zu verdanken, daß keine Felsen auf das Boot fallen.

Die Aufmerksamkeit der hereinsprintenden Besatzungsmitglieder wird nicht nur durch die Bildschirme gefesselt. Mindestens ebenso interessant sind wir beide. Wir sitzen immer noch in unserer Kohabitationsstellung in dem Sessel. Mitten in der Zentrale dieses U-Bootes – eine noch öffentlichere Stelle an Bord gibt es nicht.

Und hinter Natalie kann jeder die Dialogbox für den Abschuß eines seismischen Torpedos sehen.

Es dauert einige Minuten, aber allmählich kommen die Felsen da draußen zur Ruhe. Stäube und Schlamm ist aufgewirbelt worden und geben erst allmählich den Blick auf den Eingang zur Höhle wieder frei. – Das Boot ist unbeschädigt, die CHARMION ist nicht von fallenden Felsen getroffen worden.

Der Eingang dieser Höhle aber ist vollständig zusammengebrochen.

Es wird voll in der Zentrale. Viele, die ihre Station eigentlich woanders haben, sind jetzt hier. Pater Palmer und Amurdarjew, und, am peinlichsten, Carola und Edwin. Alle, alle, alle sind hier. Und alle sehen uns interessiert an.

Wellington tritt neben uns und sieht sich die Dialogbox an. Dann stellt er mit raschem Griff die Sirene ab und sieht in die Runde. Es wird mäuschenstill.

„Ei der Daus." sagt er. Lachen rundherum. Dann wirft Wellington die Stirn in Falten: „Wie soll ich das für das Logbuch formulieren?"

„Vielleicht ganz einfach sachlich und den Fakten entsprechend?" schlage ich vor. Natalie drängt sich an mich. Ich spüre, wie ich unten aus ihr herausrutsche. Wird schöne Flecken auf dem Sessel geben.

„Ganz – einfach – sachlich." wiederholt Wellington, „Den – Fakten – entsprechend." Er sieht auf den Bildschirm: „Sieht aus, als haben Sie unsere Rückfahrkarte weggeschmissen."

Wieder eine Weile Stille. Dann, mehr zu sich selbst: „Sollte das nicht ein Unternehmen mit erwachsenen Leuten sein? War das nicht so gedacht? Oder irre ich mich?"

Ich kann es ihm nachfühlen. Da ist auf diesem Boote ein ganz anderer Umgangston üblich, bedingt durch die Tatsache, daß es sich bei der Besatzung um ausgesuchte Fachleute handelt. Keine permanenten obszönen Redensarten, wie sie jeder kennt, der schon einmal in einer Armee Dienst getan hat. Oder wie sie Buchheim von den Mannschaftsdienstgraden seines Bootes berichtet. Gespräche sind kollegial und haben Niveau.

Und dann, in einer offensichtlich kritischen Situation, stürzen alle in die Zentrale – und was finden sie dort: Es wird respektabel vor aller Augen gebumst. Ich kann Wellington seine Fassungslosigkeit wirklich nachfühlen

– das hat er sicher in seiner U-Boot-Praxis bei der britischen Marine nicht erlebt.

Das Schweigen rundherum ist verkrampft. Im Hintergrund gluckst jemand vor unterdrücktem Lachen. Carola, die Natalie nicht leiden kann, ist ihre Mißbilligung so ins Gesicht geschrieben wie ich es noch nie bei ihr gesehen habe – sie ist auch amüsiert, aber die Mißbilligung überwiegt. Edwin dagegen schaut drein, als ob er mich beneidet. Alfred Seltsam ist im Moment nicht in meiner Blickrichung.

Ich glaube, ich muß auch einmal etwas sagen, um die Spannung zu lokkern. Auch wegen Natalie – sie schaut drein wie ein kleines, ertapptes Schulmädchen. 'Schulmädchen-Report' – wieso muß dieser Begriff mir gerade jetzt einfallen?

„Ist dir jetzt immer noch kalt?" frage ich sie.

Brüllendes Gelächter. Cohäuszchen schlägt sich so laut auf die Schenkel, daß es knallt. Wellington fällt die Kinnlade herunter. Peer Elderman hat seinen Ellenbogen auf die Schulter von Rolf Sydekum gelegt, und es sieht aus, als ob er weint – sein Körper ist von Lachkrämpfen geschüttelt. Auch andere müssen sich irgendwo festhalten.

Als es wieder einigermaßen still ist, fragt Wellington:

„Sind Sie in der Dame fertig, Herr Homberg?" Wieder Gejohle – es gibt wohl keine Disziplin, die das unter den obwaltenden Umständen verhindern kann. Da sind da draußen Felsen heruntergefallen, die unser Boot hätten zerschmettern können – nun gut, sie haben's nicht getan – aber der Schrecken sollte uns allen noch in den Knochen stecken. Aber der Schrekken kann sich bei diesem Schauspiel nicht so recht behaupten, solange ich noch – allen sichtbar – in der Natalie drinstecke.

„Müssen Sie immer eine zentrale Rolle spielen, Herr Homberg?"

Ich finde diese Frage ungerecht. Schließlich sollte jedem klar sein, daß weder ich noch Natalie darum gebeten haben, daß sich die Zentrale gerade jetzt bevölkert. Und was heißt überhaupt 'immer'? – Außerdem ist es geschmacklos, jetzt den Begriff 'zentrale Rolle' zu verwenden – erneutes Lachen zeigt, wer die anatomische Interpretierbarkeit verstanden hat und wer nicht.

„Sortieren Sie ihre – fünf – Glieder und begeben Sie sich in ihre Kabinen. Sie auch. Jetzt gleich. Versuchen sie, sich einen zivilen Aufzug überzuwerfen. Und dann möchte ich Sie wieder hier sehen – Sie beide."

Natalie steht zuerst auf. Wieder Kichern im Hintergrund. Kindisch – ich weiß, wie lächerlich ein de-errigierter, nasser Penis nach getaner Arbeit aussieht. Ich stehe auch auf und sammle Hose und T-Shirt auf. Natalie hat keine Kleidungsstücke ablegen müssen, die sie aufsammeln müßte. Sie verläßt deshalb zuerst die Zentrale. Dann ich gleich hinterher.

„Puh." sage ich draußen, im zentralen Niedergang. Natalie sieht mich vorwurfsvoll an, aber sie sagt nichts. Ich wüßte auch nicht, wieso und was. Wir verschwinden beide wortlos in unseren Kabinen.

Wie befohlen sind wir beide fünf Minuten später wieder in der Zentrale, ich in Jeans und in einem frischen T-Shirt, weil das andere auf dem Boden gelegen hat, und Natalie in dem offiziellen Bordoverall. Wir stehen neben dem Koppeltisch und warten.

Wellington, Fahlenbeek und Ammerlingen sind dabei, das Geschehene zu rekonstruieren, was ihnen auch ohne unsere Mithilfe weitgehend gelingt. Die ersten Besatzungsmitglieder beginnen bereits wieder, in ihre Kabinen zurückzugehen, da ja keine unmittelbare Gefahr besteht – Die Felsen waren am Höhleneingang unstabiler geschichtet als hier in der Höhlenmitte, was wohl daran liegt, daß die Felsen am Höhleneingang teilweise erst durch den Erdrutsch dort so hingelegt wurden wie sie bis vor kurzem noch lagen.

Jeder guckt uns an – keiner spricht mit uns. Ich werde an eine Situation in früher Kindheit erinnert: Volksschule, dritte oder vierte Klasse. Da war ein anderes Mädchen, die mir unter allen Umständen begehrenswert vorkam: Die ersten Vorboten der Sexualität waren dabei, zu erwachen. Was habe ich auf dem Pausenhof intrigiert, um beim Klingen der Glocke mit ihr Hand in Hand in der Reihe stehen zu können und zu warten, bis wir eingelassen werden! Was für ein Hochgefühl! Wie ich das nun gemacht habe, weiß ich nicht mehr – offenbar in ungeschickter, linkischer Weise, denn ich erinnere mich an ähnliche Blicke wie die, die jetzt auf uns ruhen. Dabei erinnere ich mich heute gar nicht mehr an den Namen dieses Mädchens. Ungefähr vierzig Jahre muß das jetzt her sein!

„Also, wie kam es dazu?“ will Wellington wissen. Alle, die noch im Raum sind, horchen auf. Inzwischen hat Wellington längst herausgefunden, daß das ganze durch Natalie’s Paßwort ausgelöst wurde. Er kann also nicht gleich alles mir in die Schuhe schieben. Natalie aber auch nicht, denn er weiß auch, daß Natalie nicht gerade an der Hackermentalität leidet. Jeder von uns beiden hätte allein das Geschehene nicht auslösen können.

Wir stellen die Situation so nüchtern dar, wie das eben geht – alles möglichst unglücklichen Umständen in die Schuhe schieben. Gerade noch, daß wir nicht der Computerkonsole die Alleinschuld zusprechen, aber es ist doch wahr: ich hatte nicht die geeingeten Paßwörter. Und als ich merkte, daß Natalie sie hatte, waren wir beide bereits mit anderen Dingen beschäftigt. Daß der Torpedoabschuß vorbereitet und sogar autorisiert worden war, drang kaum noch in unser Bewußtsein. Und dann hat einer von uns eben die Tastatur berührt – naja, man bewegt sich eben etwas beim Bumsen.

Wellington schüttelt den Kopf. So etwas hat er noch nicht gehört. Er fragt Natalie das, was ich mich auch gefragt habe: Wieso ist sie in diesem aufreizenden Aufzug in die Zentrale gekommen? Hatte sie die Absicht, mich zu verführen? Natalie antwortet dem Sinn nach das, was sie mir auch schon gesagt hat: Sie liebt das Tragen attraktiver Kleidung, auch, wenn niemand es sieht. Sie schläft immer so oder so ähnlich.

Ich sehe mich um: Mit dieser Information haben viele an Bord jetzt Stoff für schwüle Träume. Naja, mir ginge es ja genauso.

Nun erfahre ich aber auch, daß tatsächlich jeder andere die Paßwörter für die Schiffssteuerung mitgeteilt bekommen hat – nur ich nicht. Und das ist unter keinen Umständen entschuldbar: Entweder man findet Gründe – die gibt es – den nautischen Laien die Möglichkeit zur Eingriffnahme in die Schiffssteuerung vorzuenthalten – dann darf praktisch keiner vom wissenschaftlichen Personal diese Paßwörter kennen – oder jeder soll die prinzipielle Möglichkeit dazu haben. Dann frage ich mich, warum ich kein Paßwort bekommen habe. Das frage ich auch Wellington.

Sieh da. Wellington ist verlegen. Er zeigt es nicht, aber allmähich durchschaue ich ihn etwas. Normalerweise sind seine Antworten schneller.

Entscheider brauchen die Fähigkeit, schnelle Antworten zu finden, auch wenn man diese später noch korrigieren muß.

Schließlich rückt er damit heraus:

„Herr Homberg, es liegt eine Anweisung der Projektleitung vor, Ihnen die Möglichkeit zur Schiffssteuerung vorzuenthalten."

„Nur mir?"

„Ja. Nur Ihnen."

„Und warum?"

„Herr Homberg, ersparen Sie es sich und mir, Ihnen noch einmal diese Sonderveranstaltung, die Sie eben geboten haben, zu beschreiben! In Zukunft, Herr Homberg…"

„Nein," unterbreche ich, „so nicht! Niemand konnte dieses voraussehen. Es muß andere Gründe haben. Welche waren das? Ich möchte es wissen!"

„Wenn man Ihnen diese Gründe nicht mitgeteilt hat, dann wird das schon seine Berechtigung haben!"

„Das heißt, ich bin der einzige an Bord, dem von vorneherein offiziell mißtraut wird! So muß man das doch interpretieren, oder?"

„Von jetzt an," sagt Wellington, „werden neue Paßwörter vergeben. Frau Yay wird auch keins mehr haben."

„Das beantwortet meine Frage nicht."

„Ich habe Ihre Frage nicht beantwortet."

Er wendet sich ab. Dann fällt ihm noch etwas ein:

„Sie brauchen den Rest Ihrer Wachperiode nicht mehr in der Zentrale anwesend zu sein. Sie können schlafen gehen."

Und schon sind wir draußen, Natalie und ich. Bis zu unseren Kabinentüren sind nur einige Schritte.

„Natalie?" frage ich, als sie ihre Kabinentür öffnet und gerade hineinwill.

„Ja?" sie dreht sich um.

„Ich meine, wo unser Ruf jetzt sowieso ruiniert ist, zum Einen, und zum Anderen du in deiner engen Kabine nicht richtig schlafen kannst…"

„Allein nicht!" sagt sie.

„Genau das wollte ich vorschlagen."

„Deine Kabine oder meine?"

Wir nehmen ihre. Die Probleme sind in beiden die gleichen – schon als einzelner kann man sich kaum ausziehen, ohne sich die Knochen zu stoßen. Das Leben zu zweit in vier Kubikmetern minus Einbaueinrichtungen stellt akrobatische Anforderungen.

„Ob sie uns die übliche Schlafperiode nach einer Nachtwache gönnen?“ fragt Natalie, als wir endlich nebeneinander in ihrer Koje liegen, „Deine Zeit ist noch nicht rum!“

„Ich glaube, Wellington ist im Moment ganz froh, wenn wir nirgends tätig sind. Dann können wir keinen Schaden anrichten. – Ich wette, wir können ausschlafen.“

„Aber ob er es damit bewenden läßt?“ fragt sie. Sie hat sich jetzt ganz ausgezogen und drängt sich wieder an mich.

„Weiß ich nicht. Vergiß nicht, er war mal bei den Streitkräften. Ihm wird schon etwas einfallen – mir würde auch etwas einfallen, an seiner Stelle.“

„Was denn?“

„Es muß über kurz oder lang das Saubermachen des Schiffes organisiert werden – bis jetzt haben das die Nautischen gemacht, und wir waren nur für unsere eigenen Kabinen zuständig. Ich wette, da wird sich etwas ändern. Ganz besonders, wenn weder du noch ich diese unbeliebten Nachtwachen mehr machen dürfen, weil man uns nicht mehr traut.“

„Heißt das, wir werden demnächst mit dem Scheuereiner durch die Gänge fegen?“

„Genau das heißt das. – Ich habe auch irgendwann schon eine Bemerkung gehört, daß die Wissenschaftlichen jetzt damit drankommen sollen, aber ich weiß nicht mehr, wer es gesagt hat. Naja, lassen wir es auf uns zukommen. Schlafen wir besser etwas auf Vorrat.“

„Du willst doch nicht etwa schlafen?“ fragt Natalie empört.

„Wieso denn nicht? Was sollen wir denn sonst…“ Ich unterbreche mich selber. Natürlich. Statt weiterer Erklärungen zieht sie mich auf sich rauf.

Es ist bequemer als auf dem Sessel in der Zentrale. Es ist auch bequemer, weil heftigere Bewegungen nicht möglich sind – der Platz ist so eng. Und es ist bequemer, weil wir viel Zeit haben und uns viel Zeit nehmen. Ich schwimme auf und in ihr, und unten schmatzt es, und oben schmatzen wir auch, und wir lassen es dauern. Dann ist sie wieder oben, und ich spü-

re ihr Gewicht. Sie gibt sich ganz dem körperlichen Wohlgefühl hin, zeigt mir, wie man sich einfach treiben läßt, ohne zu denken, ein Ziel erreichen zu müssen: Wir haben doch ein Ziel erreicht. Und das feiern wir jetzt. Bis wir ineinander einschlafen. Irgendwann.

Und in der engen Koje war die ganze Zeit Platz genug.

Aber kurz vorher fällt mir ganz plötzlich wieder ein: Ich bin doch erst vor ein paar Tagen Witwer geworden – wie komme ich dazu, jetzt schon mit einer anderen Frau zu schlafen?

Aber das sage ich Natalie natürlich nicht.

Vom Wasserdruck und anderen feuchten Dingen

Wir, Natalie und ich, stehen an diesem 14. Januar erst um etwa 14 Uhr auf. Wir sind nicht durch Interkom geweckt worden, also hat niemand uns vermißt.

Ich überlege mir, daß es zweckmäßig wäre, für die Morgenwäsche in meine eigene Kabine zu huschen – die ist ja nur eine Kojenlänge – Carola's Koje – von uns entfernt. Aber ich habe noch überhaupt keine Lust, jemandem auf dem Gang zu begegnen. Und so ist immer einer von uns in der Koje, während der andere sich waschen kann. Es geht, aber eine Lösung für die Ewigkeit ist das natürlich nicht.

Solange Natalie sich wäscht, studiere ich den SISC.

„Schau dir's an!" sage ich, „1450 Meter! Wir sind also weitergefahren!"

„1450 Meter was?"

„Wassertiefe. 1450 Meter Wassertiefe. – Unsere Werftgarantie liegt bei 4000 Meter."

„Ist das viel? Ich habe nicht soviel von den Booteigenschaften behalten – ehrlich gesagt."

„4000 Meter Werftgarantie? Damit ist dieses Boot das beste U-Boot der Welt! Und diese Angabe soll noch sehr konservativ sein, aber das liegt daran, daß noch nie tiefer mit diesem Boot getaucht wurde."

„Also bis 4000 Meter Tiefe sind wir sicher?" fragt Natalie. Sie kämmt ihre langen Haare aus. Damit hat sie zu tun.

„Ja. Jedenfalls, was den Wasserdruck betrifft. Und wahrscheinlich noch viel weiter."

„Das kann man sich kaum vorstellen." sagt sie.

„Oh doch, das kann man. Stell dir vor, jetzt wäre ein Loch in der Außenwand des Bootes, wo du gerade deinen Finger reinstecken könntest. Den müßtest du jetzt mit einer Kraft von fast 150 Kilo in das Loch hineindrücken – etwa dein zweieinhalbfaches Gewicht!"

„Tatsächlich?"

„Ja. Ein fingerdicker Wasserstrahl aus einem Leck würde, wenn er dich trifft, dir schwere und schwerste Verletzungen beibringen. Er hätte etwa

die halbe Schallgeschwindigkeit. Er würde soviel Wasser transportieren, daß man damit in vier Minuten diese Kabine füllen kann!“

„Scheußliche Vorstellung!“ meint Natalie.

„Es kommt noch besser. In Tiefen unter 5900 Metern wird der Wasserstrahl aus einem Leck die Schallgeschwindigkeit überschreiten. Er würde so laut sein, daß alle, die in der Nähe stehen, Gehörschäden davontragen. Ein menschlicher Körper wird von dem Strahl einfach durchschnitten, wie Butter!“

„Hör auf!“ protestiert Natalie.

„Ich will dir nur demonstrieren, in was für einem leistungsfähigen U-Boot wir hier sitzen! – Und wie gefährlich jeder Fehler ist.“

„Gibst du jetzt etwa dem Alten recht?“

„Ich gebe ihm recht im Grade seiner Besorgnis um das Schiff. Seine Beschuldigungen waren – naja, unpräzise.“

„Bin neugierig,“ sagt Natalie und zwängt sich in den Bordoverall, „wie die anderen sich verhalten. – Aussehen tut diese Uniform ja überhaupt nicht.“ Sie betrachtet sich im Spiegel.

„Das ist keine Uniform. Das ist ein Vielzweckanzug. Und dir steht er. Sagen wir, du füllst ihn gut aus! Dir steht fast alles – und wenn dir etwas steht, dann steht er mir auch!“

„Ach du!“ meint sie leichtfertig, „Gehen wir essen!“

Hat sie jetzt die Doppelbedeutung meiner Worte verstanden oder nicht, frage ich mich, als wir auf den Gang hinausspähen. Vielleicht sollte sie es besser nicht – dieser billige Kalauer war unter meinem Niveau.

Auf dem Gang ist niemand. Also treten wir hinaus und gehen in die Kantine.

In der Kantine sitzen nur David Aldingborg und Ernst Kufferath. Trotz ihres Altersunterschiedes haben sie etwas gemeinsam, und ich versuche schon länger, herauszufinden, was es ist. Es könnte sein, daß beide trinken. Aber das werden wir an Bord nicht zu sehen bekommen, denn alkoholische Getränke sind verboten. Es sei denn, sie haben sich von langer Hand vorbereitete Depots angelegt. Da gibt es sicher in den Maschinenräumen oder im Unterdeck Möglichkeiten, und natürlich in den eigenen Kabinen.

Als wir eintreten, stockt das Gespräch der beiden. Aldingborg steht auf und bringt die Tablets von beiden in den Reinigungsautomaten in der Küche. Dann steht Kufferath auch auf, und ehe wir es uns versehen, haben beide den Raum verlassen.

„So, jetzt weißt du's." sage ich.

„Aber wieso?"

„Der Torpedo, den wir gestern losgelassen haben, hat uns jeden Rückweg versperrt. Deshalb sind wir weiter auf dem Weg in die Tiefe. – Da, sieh dir die Felswände auf dem SISC an! Das sieht wahrscheinlich schon seit Stunden so aus, nur wir haben es verschlafen."

„Und die machen uns alle verantwortlich dafür?"

„Wahrscheinlich. Aber andererseits – wir wollen ja sowieso diese Höhlenketten, in denen wir uns jetzt befinden, erforschen. Soviel hat sich also gar nicht geändert."

„Außer, daß wir nicht zurückkönnen, wenn wir wollten." stellt Natalie fest.

„Richtig. – Aber wir haben nicht zu wollen."

In wenigen Minuten haben wir uns ein Frühstück zusammengestellt, wie ich es schätze: Kaffee und Käsebrötchen. Den Brötchen sieht man gar nicht an, aus welch tiefen Temperaturen sie aufgetaut worden sind. Eine Weile schmatzen wir nur.

„Aber schön war's doch!" sagt Natalie mit vollem Mund und sieht mich über den Kaffeetassenrand hinweg an. Ehe ich dazu kommen kann, völlig überflüssigerweise zu fragen, was doch schön war, betritt Esther Petersen die Kantine. Sie steuert genau auf uns zu.

Ihre Haltung erinnert mich an eine Waisenkindbetreuungsfachkraft. So ähnlich habe ich mir die Fräulein Habicht aus 'Rasmus und der Landstreicher' vorgestellt – ganz genau so. Ihr Tonfall, als sie den Mund aufmacht, ist nicht geeignet, diesen Eindruck zu widerlegen:

„Commander Wellington entbietet Ihnen seine besten Grüße."

„Schön!" sage ich. Mehr nicht. Da wird noch etwas kommen.

„Er bittet Sie, zu bedenken, welch hervorragende Wirkung es auf die Moral der Besatzung hätte, wenn dieses Boot wieder so sauber wie am ersten Tag wäre! Außerdem würde es viel Zeit sparen, wenn jemand sich

freundlicherweise bereiterklären würde, nachher, nach Dienstschluß, von Kabine zu Kabine zu gehen, die Dreckwäsche einzusammeln und in den beiden Waschmaschinen im Unterdeck zu reinigen!“

„Dürfen wir noch zuende frühstücken?“ zischt Natalie. Esther Petersen hält es nicht mit ihrer Würde vereinbar, darauf zu antworten. Sie dreht sich um und geht.

„Das mach ich nicht!“ sagt Natalie entschieden.

„Ruhig, ruhig. Laß mich überlegen. Wir kriegen das schon hin. – Jedenfalls siehst du, wo wir im Moment stehen.“

„Ich wasche nicht die Dreckwäsche von all diesen Leuten! Und ich werde auch nicht den Boden putzen!“

„Natalie,“ sage ich, „das ist kein militärisches Schiff. Sie können uns nicht erschießen, wenn wir es einfach nicht tun. Aber Wellington kann uns ganz schön ärgern – mit den Prämien und so. Ich will schon etwas Geld aus der Sache mitnehmen, und wenn ich dazu mal etwas arbeiten muß, dann wird mich das nicht umbringen.“

„Aber wir sind Wissenschaftler! Wozu habe ich ein Diplom in Biologie?“

„Das spielt doch jetzt überhaupt keine Rolle! Diplome habe ich auch! Das ist hier nichts besonderes, die hat jeder. – Paß mal auf. Wir machen, was uns gesagt wird, aber – nein, sei ruhig! – aber wir machen das so, wie wir es für richtig halten, okay? Wir sollen das Schiff sauber halten. Gut. Dann steht natürlich dauernd ein Eimer im Wege. Und ich werde dafür sorgen, daß er wirklich im Wege steht – hier, vor dem Eingang der Kantine, vor der Zentrale, und so weiter. Wir werden nasse Putzlumpen auf den Stufen der Niedergänge liegenlassen, so daß jeder einmal reingreift. Verstehst du? Ein Duft von Ammoniak wird die Räume durchziehen – wäre doch gelacht wenn wir die Klimaanlage nicht eine Weile überlasten könnten. Vielleicht schaffen wir sogar einen Gasalarm auf diese Weise! – Und was die Wäsche betrifft – Du weißt doch, genau wie ich, was man da falsch machen kann! Bunte Wäsche mit Weißwäsche zusammen, falsche Temperaturen. Und so weiter. Und zum Schluß bringen wir jedem das Falsche zurück.“

Natalie's Laune hat sich während meiner Worte schon etwas gebessert. Ich fahre fort:

„Es wird natürlich am Anfang etwas Arbeit machen. Aber wir brauchen uns nicht zu beeilen – die bloße Tatsache, daß wir sowas machen, heißt ja, daß es nichts anderes für uns zu tun gibt. – Obwohl ich mir schon einige Dinge denken könnte, die man sinnvollerweise tun sollte: Da ist noch einiges, was ich mir in den Schiffsrechnern genauer ansehen muß. Wenn man's braucht, dann ist es zu spät. – Aber naja. Auf jeden Fall wird man uns diese Arbeit schon bald wieder nehmen. Das ist jetzt nur eine anfängliche Reaktion auf das, was passiert ist. Weißt du was? Wir verteilen jetzt erst einmal ein paar Scheuereimer auf den Gängen – oder was immer die hier für Reinigungsgerät haben – und dann gehen wir in deine Koje eine Runde bumsen!"

„Wo hast du diese Tricks her?"

„Man lernt nicht viel bei der Bundeswehr. Aber die Methoden, sich vor der Arbeit zu drücken, die lernt man. Und die vergißt man nie wieder!"

„Auch die Methode, eine Runde zu bumsen?"

„Du weißt ganz genau, was ich meine. – Also gehen wir! – Die Tablets lassen wir stehen."

„Warum?"

„Damit wir sie aufräumen können, wenn alle beim Essen sind. Dann müssen wir uns nämlich durch die Stuhlreihen boxen. Das stört! – Besonders, wenn wir gleichzeitig ein paar Scheuereimer balancieren. Volle Scheuereimer!"

„Mit Dreckwasser!" strahlt Natalie. Jetzt hat sie meine Methode verstanden.

Das mit der Runde Bumsen geht dann doch nicht so schnell – ich hatte es eigentlich auch mehr rhetorisch gemeint. Wir steigen ins vordere Unterdeck ab, wo man normalerweise nichts zu suchen hat. Aber ich vermute, daß da das Reinigungsmaterial aufbewahrt wird, weil da die Vorräte von allem möglichen sind. Wir müssen nur etwas suchen.

Im Gegensatz zum Mitteldeck, das mit Kabinen, Kantine, Zentrale und Krankenrevier der Hauptaufenthaltraum der Besatzung ist, und dem Oberdeck, wo sich zum Beispiel unser Arbeitsraum befindet, ist im Unterdeck

kaum etwas, was die ständige Anwesenheit von Besatzungsmitgliedern erfordert. Das ist auch gut so, da es – wie auch das Oberdeck – zu den Enden des Schiffes hin immer niedriger wird, und, schlimmer, da es keinen ebenen Boden hat. Man steht ja direkt auf der Rundung des Druckkörpers.

Wenn ich mich erinnere, bezeichnet man den Raum über dem Kiel in klassischen U-Booten und auch in normalen Schiffen als 'Die Bilge'. Dort ist auch ständig Wasser zu finden, daß durch kleine Lecks und auf anderem Wege ins Schiff gekommen ist.

Nicht so auf der CHARMION. Erstens haben wir ja keinen Kiel in dem Sinne – der Druckkörper ist ja rundherum symmetrisch – und zweitens läßt das Design des Schiffes das unerwünschte Eindringen und den Aufenthalt von Wasser innerhalb des Bootes nicht zu. Wasser in diesen unteren Räumen würde bedeuten, daß verschiedene Geräte hier nicht betrieben werden könnten. So üppig ist Raum aber an Bord nicht verfügbar. Außerdem wäre die Auftriebsregelung schwieriger, weil das Gewicht dieses Wassers in die Rechnung mit einbezogen werden müßte, was sehr schwierig ist, wenn es sich um Wasser handelt, das sich irgendwo im Schiff herumtreibt und das man deshalb meßtechnisch nicht ganz leicht erfassen kann. Also ist es leichter, die Abwesenheit von Wasser technisch zu erzwingen.

Kondenswasser gibt es an Bord nicht. Die gesamten Wände des Druckkörpers werden geheizt oder gekühlt, je nach dem, und das rundherum. Wasser, das durch die Einsteigeluke hereinkommen kann und so die Räume des zentralen Niederganges erreicht, wird dort sofort und schnell gelenzt. Zusätzlich gehen die Schottwände des zentralen Niederganges, der ja ein Abschnitt von vier Metern Bootslänge bildet, durch den gesamten Bootsquerschnitt.

Auf diese Weise ist das Unterdeck in zwei große Räume eingeteilt: Das vordere Unterdeck, das von der Schottwand des zentralen Niederganges bis unter die Kantine reicht – das sind immerhin sechs Sektionen a vier Meter, also 24 Meter, und das hintere Unterdeck, das unter der Zentrale und dem Krankenrevier immerhin noch drei Sektionen, also zwölf Meter

Länge umfaßt. Weiter hinten benötigt der Fusionsreaktor und die anderen Aggregate des Schiffes die volle Höhe.

Hier, im Unterdeck, liegen viele lebenswichtige Verbindungen des Schiffes. Die vielen Rohrleitungen der Klimaanlagen, Zu- und Abwasser zu Kabinen, Duschen, Toiletten und Küche, Zu- und Abluft, Wirbeldämpfer der Klimaanlage, elektrische Versorgungsleitungen und die Glasfaserkabel zahlloser Signalleitungen. Wasserleitungen zwischen den Trimmtanks, Pumpen, Hochdrucklenzpumpen für die Regelzellen, die Tauchzellen innerhalb des Druckkörpers und natürlich auch die Wasseraufbereitung.

Zwischen all diesen ständigen technischen Einrichtungen sind zahllose maßgeschneiderte Schränke eingefügt. Die Lebensmittelvorräte sind hier genauso wie alle anderen Verbrauchsstoffe. Werkzeuge und Ersatzteile. Die Reinigungsmittel. Die Waschmaschinen für die Textilien, die an Bord in Gebrauch sind. Sogar zwei Trockner.

Das ganze Unterdeck sieht noch – abgesehen von den Maschinen- und den Reaktorräumen – am ehesten so aus, wie man es von alten U-Booten in Erinnerung hat. Natürlich mit der ständigen, hellen Beleuchtung, die auf der CHARMION üblich ist, und der klinischen Sauberkeit. Aber das Gewirr der technischen Einrichtungen, Rohre und Leitungen ist auf den ersten Blick undurchschaubar. – Hier werden wir natürlich nicht saubermachen. Die Wartung und Reinigung der technischen Einrichtungen ist Sache der zuständigen Ingenieure. Wellington hat schon im Wesentlichen ans Mitteldeck gedacht.

Wir finden das Schapp mit dem Reinigungsgerät nach kurzen Suchen. Natalie rümpft die Nase.

„Deine Wohnung zu Hause machst du doch auch selbst sauber?“ frage ich.

„Ja. Aber das ist mein eigener Dreck.“

„Das ist wohl wahr. Also. Eimer haben wir genug. Wir können sie oben in den Duschen vollmachen. Und dann stellen wir erst einmal die Gänge vor den beiden Kabinenzeilen voll!“

„Und dann?“

„Sowie der Boden naß ist – Schottgriffe und Wandgeländer. – Naja, muß alles sauber sein!“

Einen Moment lang wundere ich mich, daß das Reinigungsgerät, das wir gefunden haben, zu den einfachsten gehört. Wenn ich mich recht erinnere, dann fuhr in unserer Firma das Reinigungspersonal mit Spezialwagen durch die Gänge – fahrbarer Putzeimer, Scheuerlappenabstreifer und Abfalltransportwagen in einem. Mit Griffen in ergonomisch korrekter Höhe, um das ganze Ding problemlos über die Flure zu schieben, alles an diesem Karren so optimiert, daß man sich möglichst selten bücken muß.

Aber es macht Sinn: In dem Bürogebäuden eines Großunternehmens muß man den Zeiteinsatz des Reinigungspersonals minimieren. Hier ist unsere Hauptaufgabe aber nicht die Reinigung des Bootes, im Gegenteil: Man erwartet eigentlich von einer qualifizierten Besatzung, daß sie es fertigbringt, das Schiff im alltäglichen Betrieb nicht zu schmutzig werden zu lassen. In der Firma finden sich für diese elaborierten Reinigungswagen genügend Abstellkammern. Hier nicht. Und dazu kommt, daß ein einfacher Eimer als unspezialisiertes Werkzeug eventuell mehrere, unvorhersehbare Verwendungsmöglichkeiten hat. Wahrscheinich sind es solche Überlegungen, die zu dieser relativ primitiven Ausstattung geführt haben.

Für die Trockenreinigung sieht es etwas moderner aus: Der Staubsauger gehört offenbar zu den besten Geräten, die man mit Geld kaufen kann: Vorsätze für verschiedenste Saugrüssel, um in alle möglichen Ecken hineinzukommen, stufenlose Regelung zwischen der Leistung Null und der Saugkraft einer Vakuumpumpe, und wahrscheinlich die Fähigkeit, Honig, Glasscherben und Seewasser zu saugen, ohne gleich kaputtzugehen.

Wenige Minuten später habe ich meinen ersten Auftritt. Ich bin dabei, den Boden vor unserer Kabinenzeile einzuseifen – Natalie ist bei den Nautischen drüben – das kommt Carola den Niedergang von oben herunter, weil sie in ihre Kabine will. Dazu muß sie über den nassen Boden und an mir vorbei. Tut sie aber nicht: Sie bleibt erst einmal stehen:

„Ist da nicht etwas viel Waschmittel in dem Wasser?“ fragt sie.

„Ich frag dich schon noch, wenn ich sachdienliche Hinweise haben will.“

„Ich meine ja nur. In den Flitterwochen versalzt man ja auch Suppen, vielleicht rutsch einem dann auch versehentlich zuviel Waschmittel in den Eimer!“

Als ich mich entschlossen habe, ihr den nassen Putzlumpen hinterherzuwerfen, ist sie schon in ihrer Kabine verschwunden. Ein paar Minuten später merke ich am Luftzug, daß die Klimaanlage gemerkt hat, daß die Luftfeuchtigkeit angestiegen ist, und daß sie etwas dagegen tun will. Der Ammoniakgeruch breitet sich in Richtung Kantine und zentralem Niedergang aus. Natalie ist mit ihrer Gangzeile gleichzeitig fertig, und wir machen uns über den Kantinenboden her. Es ist bald Dienstschluß, dann kann Wellington sich entscheiden, das Boot irgendwo still liegen zu lassen. Minuten später wird es hier voll werden. Bis dahin muß die Kantine schwimmen.

Vor Dienstschluß kommt noch jemand den Niedergang von unserem Arbeitsraum herunter. Es ist Pater Palmer. Er bleibt auch stehen und sieht uns einen Moment zu. Ich erinnere mich, daß ich mich mit ihm nicht streiten soll. Also wollen wir mal sehen:

„Ein Bibelspruch, Hochwürden? Der Situation angemessen?“

Er dreht sich um und verschwindet in dem steuerbordseitigen Kabinengang. Wir hören aber, daß er nicht in seine Kabine, sondern weiter in Richtung Zentrale geht.

„Das hast du davon!“ sagt Natalie, „Jetzt beschwert er sich.“

„Ich habe einen Seelsorger um ein aufmunterndes Wort gebeten. Wie soll er sich da beschweren?“

Nun sind auch die Tische naß. „Das Wasser muß lange einwirken, damit all die Ringe gelöst werden.“ erkläre ich, „Wir können sie noch nicht trokken reiben.“

Dann marschieren wir in Richtung zentralem Niedergang. „Sollen wir uns jetzt über die Zentrale hermachen?“ fragt Natalie, „ich habe so ein Gefühl, als ob es dann Ärger gibt!“

„Noch mehr Ärger? Wie soll der denn aussehen? – Komm schon – wir trainieren jetzt Selbstbewußtsein! So hat meine Frau das immer genannt, wenn sie im Restaurant etwas wegen einer Kleinigkeit zurückgehen ließ:

‘Selbstbewußtsein trainieren’. – Ich möchte, daß sie stolz auf uns ist, wenn sie uns jetzt von irgendwo zusieht.“

Das hätte ich nicht sagen sollen. Die Erinnerung kommt so plötzlich zurück, daß ich stehen bleibe. Natalie versucht, mir in kameradschaftlicher Weise den Arm um die Schulter zu legen. Dabei kommen sich auf dem engen Gang unsere Eimer ins Gehege. Der ihre kippt und leert sich aus. Über meine Hose und über ihren Bordoverall. Bei dem Versuch, ihren Eimer gerade noch zu halten, kippe ich den meinen auch aus. Eine ordentliche Flutwelle schießt den Gang entlang.

Und der Ammoniakgeruch ist unerträglich.

„Scheiße.“ sagt Natalie. Diese angemessene Formulierung geht ihr recht flüssig von den Lippen.

„Wir hätten bei den Nautischen vorbeigehen sollen. Jetzt ist es unser Gang. Naja. Zu spät.“

Wir füllen unsere Eimer in den Duschen im zentralen Niedergang wieder auf und betreten dann entschlossen die Zentrale.

Es sind nur fünf oder sechs Leute anwesend, aber alle sitzen vor ihren Computerkonsolen und arbeiten angestrengt. Mit lautem Scheppern stelle ich meinen Eimer auf den Boden und tauche den Putzfleudel ein.

Wellington dreht sich um und bekommt große Augen:

„HOMBERG! HÖREN SIE SOFORT DAMIT AUF! RAUS!“

Schon sind wir auf der Flucht.

„Nehmen Sie ihre Scheißeimer mit!“ brüllt es hinter uns her.

„Du hast es gehört!“ sage ich zu Natalie, als wir im zentralen Niedergang die Tür zur Zentrale hinter uns zugemacht haben, „Wir sollen sofort damit aufhören. Befehl ist Befehl. Bringen wir die Eimer dahin zurück, wo wir sie hergeholt haben.“

„Ich habe das Gefühl, da kommt noch was.“ sagt Natalie später, als wir uns in ihrer Kabine von den durchnäßten Klamotten befreien.

„Ja.“ sage ich, „Aber ich weiß nicht, was. Und wenn’s mir nicht einfällt, wird Wellington auch länger nachdenken müssen. – Schade, daß wir nicht essen gehen können – bei diesen nassen Tischen.“

Wir kommen uns großartig vor, als wir ins Bett gehen. Denen haben wir es aber gegeben! Den ganzen Abend schwelgen wir in Phantasien, was

man noch alles hätte tun können, in Befolgung dieses Reinigungsbefehls. Und Natalie muß sich alte Erinnerungen an meine Bundeswehrzeit anhören, die sie vielleicht weniger interessieren, als ich das im Moment glaube.

Später, als wir erschöpft eingeschlafen sind – 'belebte Bettruhe mit Gymnastin' macht müde – erfahren wir, was sich jemand hat einfallen lassen. Wir wachen von einem eiskalten Wasserschwall auf, der sich in unser Bett ergießt. Der Menge nach ein ganzer Eimer. Grad noch sehe ich, wie die Kabinentür wieder zugeht – die man ja nicht abschließen kann.

Ich bin augenblicklich auf dem Gang, aber da ist niemand mehr zu sehen. Und so nackt, wie ich bin, kann ich nicht durchs Schiff laufen – Es ist erst kurz nach ein Uhr, und außer dem Täter könnte noch so mancher andere auf sein.

Als wir später in der Nacht vor den Waschmaschinen und Trocknern im Unterdeck stehen und uns die Zeit vertreiben, bis die fertig sind, wird uns allmählich klar, daß wir uns kaum beschweren können. Über wen? Und bei wem?

„Natalie," sage ich, „eine Lektion aus meiner Bundeswehrzeit habe ich heute vergessen, zu berücksichtigen: Die Vorgesetzten darf man beliebig verarschen. Aber nie, niemals die Kameraden. Also die Gleichgestellten. Wir hätten die Kantine nicht so einsauen sollen. Und die Überschwemmung im Gang war wohl auch nicht gut – auch wenn sie nicht absichtlich war."

Erschöpft sehen wir, während die Maschinen rumoren, auf den SISC.

Das Schiff liegt inzwischen in einer Tiefe von 1700 Metern. Von dem ganzen Manövern in der letzten Zeit haben wir kaum etwas mitgekriegt: Der Anfang unseres Abenteuers wird in unserer Erinnerung nach Amoniak stinken.

„Da kommen ja unsere beiden Flitterwöchner!“ sagt Edwin und wendet sich wieder seinem Bildschirm zu. Die anderen – Carola, Pater Palmer, Amurdarjew, Gabi Gohlmann und jetzt auch Mario Wondrachek, Dr. Cohausz und Dr. Solzbach – blicken kurz auf, manche grinsen.

Es ist in diesem Arbeitsraum etwas voller geworden – jetzt sind wir hier im Moment zu zehn. Ein Drittel der gesamten Besatzung.

Wir haben das Frühstück heute morgen ausfallen lassen und sind um acht Uhr direkt hierher gekommen, um nicht mit allen anderen auf einmal konfrontiert zu werden. Jetzt denke ich aber, daß wir doch hätten frühstükken können.

Günther Cohausz grinst uns in seiner sympathischen Weise an. Ich sehe es ihm an: er formuliert noch an etwas herum. Ihm würde ich den Wasserschwall in unsere Koje heute nacht zutrauen.

„Habt ihr eine ruhige Nacht gehabt?“ fragt er.

„Ununterbrochen.“ sage ich. Alles grient – also sind alle informiert. Hätte mich auch gewundert. Carola steht auf.

„Wenn ihr Eure Gedanken mal wieder auf etwas Dienstliches konzentrieren könntet – so kurz vorm Wochenende, wo man ja lieber woanders stecken möchte – nein, so habe ich das nicht gemeint!“ protestiert sie, als wieder alles in Gelächter ausbricht, „Ich dachte nur an den allgemeinen Gegensatz zwischen Dienst und Freizeit!“

„Nochmal!“ ermutige ich sie, „Du willst uns doch sicher Arbeit anschaffen, nicht? – Das kann man sicher ganz unverfänglich formulieren.“ Ich kenne Carola ja – zweideutige Redewendungen versteht sie zwar, setzt diese aber selbst nicht absichtlich ein – oder es wäre jetzt das erste Mal gewesen.

„Auf Befehl des Alten.“ sagt sie. Cohäuszchen unterbricht: „Ja, Herwig, es ist schwer, an Bord eines U-Bootes etwas zu arbeiten, was nichts mit Wasser zu tun hat!“

Es macht mir wirklich nichts aus, der Gegenstand allgemeiner Heiterkeit zu sein. Überhaupt nichts. Auf einem Lanzarote-Urlaub vor neun Jahren habe ich mal Modell für einen Karikatur-Straßenmaler gestanden. Ein

gewisser Jorge Molina – so hieß er. Ich erinnere mich heute noch. Es war ein Maiabend in Puerto-del-Carmen, und wir wollten etwas mit nach Hause nehmen, ein richtiges Andenken, mehr als Photos. Und da war dieser Karikaturist, der gegen Geld porträtierte. Ich konnte nicht sehen, was er macht, aber Irene sah sich das Werk von Anfang an an. Und nicht nur sie – es blieben immer mehr Menschen stehen und sahen zu, ständig mein Gesicht mit der in Entstehung begriffen Zeichnung vergleichend. Zum Schluß waren es über dreißig Zuschauer, und der Herr Molina erhielt stehenden Applaus, als er fertig geworden war. Die Zeichnung war auch gut gelungen. Wenn mir dieses Angestarrt-werden unangenehm gewesen wäre, hätte ich ja jederzeit weggehen können. Aber wo geht man hier an Bord hin, wenn man nicht mehr angestarrt werden möchte?

„Also, das grundsätzliche Problem ist, – wir möchten ja wissen, wo wir stecken." Das Grinsen rundherum wird nie aufhören, wenn sie nicht ihre Wortwahl sorgfältiger trifft.

„Wir haben hier ein System, das du wahrscheinlich noch nicht ausprobiert hast. Es kartographiert diese Höhlen, durch die wir uns bewegen, automatisch mit. Es sind nämlich sehr viele Höhlen, viele Abzweigungen, immer kommt man irgendwo nicht weiter und muß zurück. Es ist ein Labyrinth von Höhlen…"

„Ja, und die sind alle voll Wasser!" ranzt Cohäuszchen dazwischen. Das 'voll Wasser' betont er besonders, und er bekommt wieder seinen Lacherfolg.

„Sei doch mal still! – Also, wir bekommen ein dreidimensionales Modell. Das wird immer genauer und umfangreicher, je länger wir herumfahren. Und aus diesem Modell lassen sich vielleicht Schlüsse ziehen, die uns dann die richtigen Abzweigungen weisen. – Das ist jedenfalls die Idee hinter der Sache. Bewertung von Abzweigungen. Deshalb ist das Schiff an diesem einen Tag noch nicht so weit gekommen wie der Alte das gerne gesehen hätte. – Wir müssen sehr viel vor und zurück fahren."

„Vor und zurück!" murmelt Cohäuszchen.

„Man kann eine Pointe auch totreiten." sage ich. Bei den Worten 'dreidimensionales Modell' hat er zwar einen Moment Natalie scharf angesehen, aber die Pointe kam nicht. Oder ob er nicht drauf gekommen ist?

„Also, es läuft darauf hinaus, sich das Modell dieser Grotten sehr genau anzusehen. Von allen Seiten. Dieses System funktioniert so ähnlich wie ein CAD-System.“ Carola sieht Natalie an: „Sie – können Sie eigentlich auch mit dem Rechner umgehen?“

Die Frage ist eigentlich überflüssig. Wir sind zwar von München aus nicht an die Rechner der CHARMION gekommen, aber ohne Computer ging es auf den Lehrgängen auch nicht. Aber daß Carola Natalie nicht grün ist weiß ich ja.

„Ich habe mich eigentlich mehr mit Biologie beschäftigt.“ entgegnet Natalie, die wohl auch nicht genau weiß, was die Frage soll.

„Das hat ja auch keiner von uns bezweifelt!“ stellt Cohäuszchen laut und vernehmlich fest.

„Nun sei doch mal still!“ funke ich dazwischen.

Wir lassen uns kurz in das System einführen. Es ist wirklich einfach. In einem der Betriebsmodi kann man ein filigran aussehendes Modell der Höhlen auf dem Bildschirm rotieren lassen, die Blickrichtung und den Maßstab ändern und sich sogar perspektivische Bilder ausgeben lassen. Der momentane Standort des Schiffes kann durch einen leuchtenen Punkt bezeichnet werden oder auch nicht, ganz wie man will, und man kann auch den gesamten bisherigen Kurs einzeichnen. Ein schönes Spielzeug.

„Das hätte man haben müssen, um dieses alte Adventure-Spiel zu spielen – du weißt schon. Die Sache mit der ‘Collosal Cave’.“

„Wir sind in einer ‘Colossal Cave’.“ stellt Carola fest, „Wenn dieses keine ‘Colossal Cave’ ist, dann weiß ich nicht, was man darunter versteht.“

Natalie hat den Bildschirm neben mir. Und ich kann nicht erkennen, daß sie sich irgendwie langsamer in dieses Programm einarbeitet als jeder andere. Carola hat überhaupt keinen Grund, so zu reden.

„Also ich würde sagen,“ läßt sich jetzt Amurdarjew vernehmen, „daß sich diese Höhlen am besten erklären lassen, wenn man annimmt, daß sie teilweise künstlich sind.“

Endlich wenden wir uns wieder sachlichen Themen zu!

„Und wieso?“ frage ich. Aus dem Augenwinkel beobachte ich den SISC. Es ist bald 9 Uhr, und wir haben eine Tiefe von immer noch 1700 Meter.

Die CHARMION hat sich heute zwar schon bewegt, aber dieses entlang einer horizontalen Höhlenkette. Ich erkenne auf dem Bildschirm, welchen abwärts führenden Höhlenschacht Wellington ansteuert. Im Moment haben wir bequem viel Manöverraum: 20 Meter in der Breite und 45 Meter hoch. Es war schon weniger.

„Zunächst einmal ist auf den ersten Blick überhaupt nicht zu erkennen, wie diese Höhlen entstanden sind. Verkastung nicht, das ist klar, Lavaausspülung aber auch nicht, und Hohlräume, die bei Faltungsvorgängen entstehen, haben nicht diese Größe und würden sich im Allgemeinen auch mit Bruchmaterial füllen."

„Nun ja," sage ich, „das ist das Problem mit der ganzen Welthöhle. Wissen wir, wie jene entstanden sind, dann wissen wir, wie diese entstanden sind, und umgekehrt. Es könnte der gleiche Vorgang sein."

„Ja." sagt Amurdarjew, „Der Amurdarjew-Homberg-Prozeß."

„Hoho! Sie sind aber schon weit in der Namensgebung!"

„Ist es nicht logisch? Sie haben in ihrem Buch schon über vulkanische Gase, die die Höhle aufgeblasen haben – gewissermaßen – spekuliert, und meine Simulationen weisen in dieselbe Richtung."

„Nun gut, aber Sie sprachen eben von 'teilweise künstlich'. Wie kommen Sie darauf?"

„Weil wir bisher mit dem Boot überall durchgekommen sind."

„Nein nein nein. Da machen Sie sich etwas vor." protestiere ich, „Gerade eben haben Sie darauf hingewiesen, daß wir ständig versuchen, auf immer wieder neue Weise einen Weg durch dieses Höhlenlabyrinth zu finden. Wo das Boot nicht durchkommt, da kommen wir eben nicht weiter, und da enden auch unsere Bemühungen, die Höhle zu kartographieren. Und wo es durchkommt, stellen wir eben fest – naja, daß wir durchkommen. Ist doch trivial! – So direkt können wir nur die dem Boot zugänglichen Regionen der Höhle kartographieren."

„Vielleicht." murmelt Amurdarjew.

„Außerdem," fahre ich fort, „wie soll man hier etwas künstlich verändern? Man braucht U-Boote. Und zwar von den besten, die es gibt!"

„Diese Höhlen brauchen in der Vergangenheit nicht immer unter Wasser gewesen zu sein," deutet Amurdarjew an, „die Welthöhle ist es ja heute noch nicht."

„Die Welthöhle ist ja auch ein bißchen größer. Und tiefer."

„Und was ist mit der Wippsteinhöhle? Wo Sie raufgekommen sind? Und den Höhlen unter dem Höllentalplatt?"

„Ich weiß es nicht," sage ich. „Derselbe geologische Mechanismus – vielleicht. Aber keine künstliche Bearbeitung. Nicht hier. – Naja, wenn diese Höhlen mal trocken waren, dann vielleicht."

„Es könnte sich hier um die große Verbindung zwischen Welthöhle und Erdoberfläche handeln, über die sie spekuliert haben – oder um eine davon. Der Minch war nicht immer ein Meer, wissen Sie."

„Das ist aber schon sehr lange her."

Amurdarjew beugt sich nach vorne. Auf seinem Bildschirm springt ein neues Fenster auf:

„Das haben wir gestern gefunden, als Sie…"

Pause.

„Mit Vagina Pectoris im Bett lagen!" tönt Cohäuszchen dazwischen.

„Nicht hinhören!" sage ich zu Natalie, „Einfach nicht hinhören. Der ist ja nur neidisch, der alte Junggeselle! Zweiter Frühling – du verstehst!"

„Da spricht ja auch ein Spezialist in Sachen 'Zweiter Frühling'! – Wie alt bist du noch, Herwig?" entgegnet Cohäuszchen.

„Also wir haben es jedenfalls gestern gefunden!" sagt Amurdarjew, ohne sich vom Thema ablenken zu lassen, mit etwas lauterem Tonfall. Auf dem Bildschirm zieht Höhlenwand vorbei. Sie wird durch die Scheinwerfer der CHARMION grell angestrahlt.

„Und?" frage ich, „Was ist daran besonderes?"

„Warten Sie es ab!"

Eine Weile lang zieht nur die beleuchtete Felswand vorbei. Das Wasser ist so klar, daß diese Höhlenwand auch über Wasser hätte aufgenommen sein können. Dann schwenkt die Kamera plötzlich nach unten. Ich halte den Atem an.

„Das sieht ja aus wie ein – wie ein Kai!"

„Nicht wahr!“ sagt Amurdarjew. In der unteren, seitlichen Rundung der Höhle, durch die wir gestern gefahren sind, ist ein Sims von fast fünfzig Metern Länge. Seine Kante zur Höhlenmitte ist senkrecht, seine Oberfläche waagerecht und bis zu einigen Metern breit. Der Sims ist schon vielfach zerschlagen, die Kante schartig. Aber meiner Ansicht nach muß eine gerade Kante dieser Länge einfach künstlich sein. Insbesondere, weil sie abrupt endet, und das an beiden Seiten.

„Ist sie aus dem Fels herausgeschlagen oder irgendwie gemauert?“ frage ich.

„Aus dem Fels heraus. – Sie haben jetzt eben schneller als wir gestern gesagt, ganz spontan, was es sein könnte.“

„Ein Kai? Eine Anlegestelle? Ein Hafen? Das hieße ja, daß diese Höhle vor langer Zeit einmal nur teilweise voll Wasser gewesen sein muß! – Macht das Sinn?“

„Sehen Sie sich ihr Modell an! Da sind mehrere horizontale Höhlenketten, die, teilweise mit Wasser gefüllt, schiffbare Kanäle abgeben würden!“

„Das ist ja phantastisch,“ sage ich, „eine historische Entdeckung!“

„Ihr wart ja beschäftigt!“ murmelt Edwin zu uns herüber.

„War da noch mehr, außer dieser Kaikante? Gebäudereste? Andere Artefakte?“

„Nein, nichts.“

„Was für ein Konzept,“ sage ich, mehr zu mir selbst, „das würde auf einen frequentierten Verkehrsweg hinweisen, zwischen der…“

„Noch ist es zu früh.“ wehrt Amurdarjew ab, „Und das Kanalkonzept trägt auch nicht überall. Es sind noch zu viele Höhlenketten da, die so liegen, daß man sie nicht sinnvoll teilweise mit Wasser füllen kann. Und die Stelle, an der wir jetzt gleich ankommen, entspricht zum Beispiel mehr einem Schacht. Was soll man damit anfangen. Ich meine, wenn man ein primitiver Volksstamm ist und nicht über Technologie verfügt.“

„Bevor der Herwig jetzt ganz aus der Hose fällt, sollten wir ihm aber sagen, daß diese Kante auch immer noch natürlich entstanden sein könnte!“ bemerkt Cohäuszchen.

„Ist das wahr?“ frage ich, „Ich bin kein Geologe.“

„Im Prinzip. Außer der exakten Form der Kantenreste dieses – Kais – gibt es ja keinen Hinweis. Und andere Stellen haben wir bis jetzt auch nicht gefunden."

„Ist das alles, was gestern an interessanten Dingen passiert ist?"

„Ja. Sonst sind wir nur ein bißchen gekreuzt. – In diesem Höhlenarm waren wir schon, aber wir sind umgekehrt. Ich glaube, wir kommen jetzt an diesem Schacht an."

„Warum ist Wellington nicht gestern da eingefahren?"

„Er wollte einen ganzen Arbeitstag dafür haben."

„Aha."

Es wird 09:30 Uhr. Auf den Frontbildschirmen fällt der Boden der Höhle, der wir gerade folgen, in die Tiefe. Über diesem Abgrund kommen wir zum Stillstand. Die Tiefe ist immer noch 1700 Meter.

Ich beuge mich zu Natalie rüber: „Vergiß alles, was ich dir gestern über die Wirkungen des hohen Wasserdruckes gesagt habe – Es wird jetzt noch mehr, weil wir noch tiefer gehen!"

Sie sagt nichts – es ist nicht zu erkennen, ob ihr die Vorstellung unangenehm ist. Bei den anderen scheint das auch nicht der Fall zu sein – merkwürdig: Seit wir den möglichen Rückweg zerschossen haben und jedem bewußt sein sollte, daß es nur mit Schwierigkeiten möglich sein wird, je wieder zurück zu kommen, hätte man doch eigentlich erwartet, daß das die allgemeine Stimmung drücken wird. Aber das ist nicht der Fall.

Ich denke, daß das daher kommt, daß wir alle seit Monaten mit dem Gedanken vertraut gemacht wurden, auf diese Expedition in das Innere der Erde zu gehen. Zum zweiten schirmt uns die voll funktionsfähige CHARMION mit ihrem relativen Luxus von der Umwelt ab. Schließlich geht es uns hier drinnen genauso gut, als ob wir im Hafenbecken von Ullapool lägen. Nur Landgang ist nicht drin. Dafür sind wir anderweitig beschäftigt.

Plötzlich kommt mir noch eine ganz abwegige Idee: Wir haben den Rückweg gar nicht zerschossen. Es hat sich herausgestellt, daß man mit dem Boot die Höhlen doch wieder verlassen kann – aber da hatten wir die Zentrale schon wieder verlassen. Und weil wir uns einen großen Teil des drauf folgenden Tages nicht haben sehen lassen, hat uns niemand Be-

scheid gesagt. Ergo: Alle wissen, daß der Rückweg offen ist – nur wir nicht. Dann ist es natürlich kein Wunder, daß kein Jammern und Zähneklappern herrscht.

Ich nehme mir vor, das baldmöglichst nachzuprüfen. Jetzt direkt zu fragen ist wohl nicht sinnvoll – ich glaube nicht, daß wir der Wirklichkeit entsprechende Antworten bekommen.

Das Boot verharrt über dem Abgrund. Wir holen uns die Lotungen auf die Bildschirme. In jeder Sekunde wird das Modell der Höhlenketten genauer.

„Geht ganz schön tief runter." murmelt Edwin, „Könnt ihr irgend ein Ende erkennen?"

„Nicht in Reichweite der Lotimpulse." sagt Amurdarjew. Er bespricht sich mit der Brücke. Dann wendet er sich an uns:

„Tja, Wellington sieht keinen Grund, nicht reinzugehen."

„Und worauf wartet er noch?"

„Weiß ich nicht. Vielleicht ist er mal für kleine Jungs. Muß gleich losgehen."

Es dauert aber noch einige Minuten, bis wir auf den Bildschirmen sehen, daß die beleuchteten Höhlenwände beginnen, nach oben zu driften.

„Schön langsam – zehn Zentimeter pro Sekunde. Das wird noch lange dauern." sage ich.

„Solange dieser Schacht so maßgeschneidert ist. Seht es euch doch an: etwa oval, 20 Meter Durchmesser und wechselnd 80 bis 100 Meter lang." bemerkt Amurdarjew, „Als ob er für uns gemacht ist."

„Kann man das Boot auf die Spitze stellen, wenn es enger wird?" fragt Natalie. Es ist doch überraschend – die Frage hat auch schon in meinem Unterbewußtsein begonnen, sich zu formen. Aber Natalie hat sie formuliert, nicht ich.

„Nein." Carola's Stimme hört sich unwirsch an. Sie hätte einen anderen Tonfall aufgelegt, wenn ich das gefragt hätte.

„Wieso 'nein'? Woher willst du das wissen?" Ein bißchen muß ich Natalie zu Hilfe kommen.

„Ist doch klar! Poltert doch alles durch die Gegend, wenn das Boot sich zu sehr neigt!"

„Wir. Wir poltern durch die Gegend. Wenn wir uns nicht festhalten. Die schweren Maschinen sind alle solide mit dem Druckkörper verbunden. Die funktionieren in jeder Lage. Müssen sie ja, für den Notfall – wenn man sich mit dem Boot unabsichtlich auf den Kopf stellen sollte."

„Aber der Schwerpunkt des Bootes ist doch so niedrig…" will Carola einwenden, aber da weiß ich besser Bescheid:

„Er ist niedriger als der Schwerpunkt des verdrängten Wassers – aber nicht viel. Und das kann man mit den Trimmtanks ändern. Das Boot braucht diese Manöverreserve – unsere ganze Lagestabilität kommt von der Rechnersteuerung. Wenn jetzt alle Rechner ausfallen sollten – oder sagen wir mal, nur die Lageregelung – dann kann sich das Boot in jede Position drehen!"

Natalie sieht beunruhigt drein. Ich muß ein paar beruhigende Worte hinzufügen:

„Aber das muß man sich nicht so vorstellen, als ob in der Sekunde, wo die Rechnersteuerung ausfällt, sich das Boot auf den Kopf stellen würde. Die momentane Trimmung hat das Boot ja auf ebenem Kiel gehalten. Und die würde sich nur verändern, wenn wir alle anfangen, durch das Boot zu laufen und Dinge hin- und herzutragen. Oder anfangen, die Trimmtanks manuell umzupumpen."

„Nein, Herwig, ganz richtig ist das nicht!" sagt Günther Cohausz, „der Lagesteuerung steht es frei, auch die externen Propeller zur Lagesteuerung zu benutzen!"

„Jetzt willst du wohl zeigen, daß du es besser weißt! – Natürlich stimmt das, was du sagtst. Im Prinzip. Das wird aber nur vorübergehend gemacht. Der Rechner bemüht sich, das Boot so schnell wie möglich wieder statisch auszutrimmen, weil das dann weniger Energie verbraucht. Ohne die externen Propeller. – Aber um auf die Frage von Natalie zurückzukommen. Ja, es geht tatsächlich. Aber es ist aufwendig, denn es ist eigentlich nicht als normales Manöver vorgesehen. Man muß vorher im ganzen Schiff alles festlegen, was lose rumliegt. Und während eines solchen Manövers muß sich natürlich jeder in einem Sitz anschnallen."

„Und wenn man in der Kabine ist?" fragt Natalie.

„Sollte man wohl wach sein. – Aber weil unsere Kabinen so klein sind, kann man dort gar nicht die Fallhöhe erreichen, um sich ernsthaft zu verletzen."

„Besonders, wenn man zu zweit in der Kabine ist!"

„Günther! Du strapazierst unseren Langmut!"

Eine Weile betrachten wir wieder die Wände des Höhlenschachtes. Sie sehen völlig natürlich aus. Amurdarjew wird wahrscheinlich mehr fachliche Beobachtungen machen können, aber nichts davon scheint aufregend zu sein – sonst würde er es uns sagen. Es ist jetzt 10:20, und wir haben eine Tiefe von 1900 Metern.

„Ein Kaffee wäre jetzt recht." stelle ich fest und sehe niemanden dabei an.

„In unserem Labor in der Firma hatten wir immer eine Kaffeemaschine – hier müßte sich jemand in Richtung Kantine aufmachen. – Tja." Das war Edwin. Sieht nicht so aus, als ob er dabei an sich gedacht hat.

Da steht die Gabi Gohlmann auf: „Ich hole welchen. Wer will?"

„Halt!" Die Carola schneidet ihr fast das Wort ab, „Du willst doch nicht für diese Chauvis das Dienstmädchen machen?"

Gabi setzt sich wieder. Sie ist unsicher.

„Also für mich ist das da draußen zu interessant. Ich gehe jetzt nicht." stelle ich fest.

„Das habe ich mir fast gedacht." stellt Carola fest.

10:40 Uhr. Tiefe etwas über 2000 Meter. Wir haben immer noch keinen Kaffee. Aber die Diskussion, wer Kaffee holen sollte, zieht sich hin.

„Halbe Werftgarantie. Über 2000 Meter jetzt." sage ich, um das Thema aufzulockern. Dabei lasse ich mich weiter in den Sessel sinken.

„Na und?" sagt Edwin.

„Wir haben noch lange Zeit, bis wir bei 4000 Meter sind. Dann können wir anfangen, uns aufzuregen.

„Der Schacht wird enger." sagt Amurdarjew, „vielleicht werden wir uns deshalb bald aufregen."

„Kaum. Wenn's nicht weitergeht, dann fahren wir eben wieder zurück."

Er hat zwar recht. Aber in Längsrichtung wird der Schacht dafür weiter. Manchmal sind es über 200 Meter, und manchmal ziehen sich Felsspalten

weiter weg als man sie mit der Echolotung erfassen kann. Das Radar kommt ganz genauso nicht überall hin, und mit der visuellen Inspektion sieht man erst recht nicht alles, was weiter entfernt ist.

Die Felswände werden unregelmäßiger. Ich weise darauf hin, daß ich diesen Trend auch in dem allerersten Schacht, in dem wir erst in diese Höhlen eingefahren sind, festgestellt habe.

Amurdarjew nickt. Aber er hat dafür keine Erklärung. Noch nicht.

Plötzlich steht Natalie auf, ganz plötzlich. „Ich hole uns Kaffee. Wer?"

„Ätsch!" sage ich zu Carola. Sie braucht einen Moment, um Position zu beziehen. Persönliche Antipathie gegen Geschlechtszugehörigkeitssolidarität.

„Und du läßt dich einfach so bedienen." sagt sie. Da sie keine klare Aussage über Natalie machen kann, bin ich eben dran.

„Ja." sage ich.

Cohäuszchen sieht ihr nach. „Sags nicht!" warne ich.

„Was denn?"

„Was du vorhattest zu sagen. Sags nicht!"

„Was wollte ich denn sagen?"

„Ich weiß es nicht."

„Ich wollte nur sagen, daß ihr grün auch steht. Das darf ich doch, oder?"

So, wie er 'grün' und 'auch' betont, ist es eine Unverschämtheit. Ich geb's auf.

11:00 Uhr. Tiefe 2150 Meter. Wir schlürfen unseren Kaffee. Niemand spricht.

Der lange, jetzt sehr unregelmäßige Schacht macht seitliche Versetzungen. Kein Wunder, daß die dadurch verursachten zusätzlichen Reflexionen die Echolotung so sehr erschweren. Auf unseren Bildschirm vervollständigt sich die rechnerbasierte Darstellung des Höhlensystems langsam weiter. In der rotierenden 3-D-Darstellung kann man gut erkennen, wie der Schacht sich windet.

Dann weitet sich der Schacht plötzlich wieder. Die Wände treten fast zweihundert Meter auseinander. Langsam schweben wir um 20 Minuten nach 11 Uhr in eine Höhle ein, deren durchschnittlicher Durchmesser etwa 220 Meter ist und die eine sehr unregelmäßige Form hat. Spalten und

Gänge gibt es in mehrere Richtungen, auch nach unten – die aber sind für das Boot alle zu klein.

Als diese Tatsache deutlich wird, sagt Carola: „Sackgasse. Da müssen wir wohl zurück."

„So schnell nicht," sagt Amurdarjew, „Wir müssen die Höhle sehr genau absuchen, um sicher zu sein, das es wirklich nirgends weitergeht. Ich fürchte, das wird uns den Rest des Tages beschäftigen. – Das wird noch sehr langweilig heute."

So um kurz vor 12 Uhr kommt das Boot dicht über den Klippen auf dem Boden der Höhle zum Stillstand. 2500 Meter Wassertiefe.

„Mittagspause!" hören wir die Stimme Wellingtons über die Rundspruchanlage, „Es ist Punkt zwölf. Um ein Uhr machen wir weiter."

Gerade wollen wir uns erheben. Da springt plötzlich auf jedem Bildschirm eine Mitteilungsbox auf, die die vorhandenen Fenster überlagert:

PRO-UNIX – SYSTEM ADMINISTRATION

CRASH PRIORITY MESSAGE

SYSTEM SHUTDOWN IN 12 MINUTES

PLEASE CLOSE YOUR APPLICATIONS,

OR YOU MAY DAMAGE YOUR FILES!

Und die Mitteilungsbox blinkt, als wolle sie in uns allen einen epileptischen Anfall auslösen.

Einen Moment lang stehen wir wie erstarrt. Das Schiff droht mit Streik. Es dauert einige Sekunden, bis mir die Implikationen klar werden. In diesem Schiff wird alles durch den Rechner gesteuert. Wenn das Schiff unterwegs ist, dann darf man das System nicht herunter gefahren werden! Unter gar keinen Umständen!

„Carola, was soll das?“ frage ich, „Wer hat denn den Shutdown eingeleitet!“

„Woher soll ich das denn wissen?“

„Du bist Systemverwalter – deswegen bis du an Bord!“

Das Interkom schlägt an. Ich weise drauf:

„Das ist für dich. In der Zentrale haben sie jetzt dasselbe Problem!“

Es ist für Carola. Wellington ist sehr aufgebracht. Aber Carola hat keine Erklärung. Keiner von uns hat eine.

„Okay, wir bereinigen das.“ Ich setze mich wieder hin. „Carola, finde den Prozeß, von dem der Shutdown aus gestartet worden ist! Den mußt du abschießen! Edwin, hilf ihr. – Ihr müßt es schaffen! Ihr kennt euch am besten aus!“

„Das glaubst auch nur du!“ murmelt Edwin, aber sie machen sich sofort an die Arbeit.

Dann greife ich zum Interkom. Ich muß mit Wellington sprechen. Notprogramm – wenn er nicht von selbst drauf kommt: Erstens muß das Boot auf Grund gelegt werden, damit nicht genau das passiert, was wir vorhin im Spaß durchdiskutiert haben: Ausfall der automatischen Trimmung. Das wird leider nicht ganz einfach sein, weil der Grund unter uns extrem uneben ist. Auf ebenem Kiel würden wir wohl nicht zu liegen kommen.

Zweitens muß die Reaktorabschaltung vorbereitet werden. In dem Moment, wo die Rechnersteuerung wegbleibt, muß der Druck reduziert werden, damit die Reaktionen in den Titan-Palladium-Folien vollständig zum Erliegen kommt. Die dürfen nämlich unter keinen Umständen durch eine kurzzeitige, ungeregelte Leistungsexkursion zu heiß werden. Dann haben wir nämlich mal einen Reaktor gehabt. Im Plusquamperfekt.

Dann kommen wir hier nie wieder weg.

Wellington beherrscht sich mühsam. Ich höre das. Meine Maßnahmen hat er schon von selbst eingeleitet. Und mehr als das: Auch in der Zentrale versucht man, Jagd auf den Shutdown-Prozeß zu machen.

Wenn wir den abschießen, das wäre die allerbeste Lösung. Das sollte eigentlich auch kein Problem sein. Danach, wenn der Shutdown abgewendet worden ist, können wir uns in Ruhe dem Problem widmen, herauszufinden, wer diesen Prozeß initiiert hat.

Ich spüre den Bootsboden schwanken. Das Boot wird zwischen die Felsen unter uns gesteuert. Das geschieht natürlich im Moment unter Zeitdruck. Ich fürchte, gleich wird es laut werden.

Jemand faßt meinen Arm an. Es ist Natalie. „Ist es schlimm?“ fragt sie.

„Nein. Noch nicht. Erst in – neun Minuten.“

Carola und Edwin wirbeln auf der Tastatur herum. „Scheiße!“ ruft Carola.

„Was?“

„Ich finde ihn nicht. – Der Shutdown muß unter root-Berechtigung gefahren worden sein. Aber ich finde ihn nicht!“

„Kannst du nicht alles abschießen, was du nicht kennst?“

„Bist du verrückt? Weißt du nicht, wieviele Prozesse auf diesem System laufen? – Ich weiß doch noch gar nicht, wie die verschiedenen Schiffsprozesse heißen. Ich könnte den Reaktor so kaputtmachen. Oder der Zentrale das Ruder aus der Hand nehmen!“

„Läuft denn das ganze Zeug unter ‘root’-Berechtigung?

„Das weiß ich doch auch nicht.“ Sie hackt weiter.

Arme Carola. Intelligente Carola. Sie hat das Problem voll erfaßt. Sie weiß, was passieren wird, wenn sie oder Edwin es nicht schafft. Jetzt hackt sie um unser Leben. – Ich habe noch nie auf ihrer Stirn Schweiß gesehen – jetzt ist es soweit.

Ob sie jetzt auch an das alte Weltkriegs-U-Boot denkt, das wir oben gesehen haben? Hier, in diesen Höhlen wird nicht einmal jemand die CHARMION finden, wenn wir schon lange tot sind – soviel weiter sind wir von jeder Entdeckung entfernt.

Natalie sieht nicht gestreßt aus. Das kann aber schlicht und einfach daran liegen, daß sie nicht soviel Phantasie hat, sich von selber dieses Szenario

vorzustellen. Ganz hoffnungslos ist das bei ihr aber nicht, erinnere ich mich – als ich ihr vor kurzem die Wirkungen hohen Wasserdruckes geschildert habe, ist sie auch nervös geworden.

„Ich habe das Root-Paßword auf 'ullapool' gesetzt. Häng dich rein und tu auch mal was!" bellt Carola zu mir rüber.

In der nächsten Sekunde habe ich mich als Systemverwalter angemeldet.

Da hebt plötzlich ein Kreischen an, das das ganze Boot schüttelt. Das Deck neigt sich schräg.

„Nicht hinhören!" schreie ich, „Das sind bloß unsere Kollisionsleitschienen. Da geht nichts kaputt! – Das kann das Boot ab."

Jede Minute drängt sich die Mitteilungsbox wieder in den Vordergrund:

PRO-UNIX – SYSTEM ADMINISTRATION

CRASH PRIORITY MESSAGE

SYSTEM SHUTDOWN IN 05 MINUTES

PLEASE CLOSE YOUR APPLICATIONS,

OR YOU MAY DAMAGE YOUR FILES!

Kaum, daß das Kreischen von draußen verebbt ist, hängt Wellingtons Stimme im Raum:

„Herhören. Reaktor wird acht Sekunden vor Shutdown abgeschaltet. Außer den Rechnern hat dann nichts mehr Strom!"

„Herwig, ich habe Angst!" flüstert Natalie. Also doch.

„Sag's nicht weiter. Ich auch."

Carola hat recht. Es sind verwirrend viele Systemprozesse aktiv. Keine Chance, den 'shutdown'-Prozeß zu erwischen.

Wenigstens liegt das Boot nicht allzu schräg – es wäre sehr lästig, einen Teil seiner Konzentration darauf zu verwenden, sich am Sitz festzuhalten oder sich gegen die Gurte zu wehren, wenn man angeschnallt ist. Oder gar über Kopf arbeiten zu müssen.

„Carola, wir können doch den Rechner wieder hochfahren, oder, auch wenn der auf Notaggregat läuft?“

„Natürlich,“ sagt sie, „Aber wie lange halten die?“

„Haben wir in München sicher gelernt. Aber dieser Rechner schaltet die Prozessoren und Speicher, die er gerade nicht braucht, ab. Wir könnten eine Menge Zeit haben. Ich weiß es nicht. Vielleicht.“

„Und der Reaktor? Wieviel Strom braucht der zum Wiederanfahren?“

„Weiß ich auch nicht. Die Reaktoringenieure sind jetzt damit beschäftigt.“

Plötzlich werden auf allen Bildschirmen sämtliche Fenster, in denen sich in den letzten Minuten scharfe Zacken ins Bild geschoben haben, dunkel. Die Außenscheinwerfer sind abgeschaltet worden. Schon in der nächsten Sekunde werden hier drinnen von acht Leuchtkörpern sieben ausgeschaltet.

„Jetzt schon?“ fragt Gabi Gohlmann. Sie hat ein ängstliches Vibrato in der Stimme. Aber auch sie hat einige ‘Shell’-Fenster auf dem Bildschirm. Ebenso Dr. Solzbach und Dr. Cohausz. Die drei sind aber keine große Hilfe, weil zweifellos Carola und Edwin die meiste UNIX-Erfahrung haben. Und der Pater sitzt hilflos und schweigend da. Was soll er sonst auch tun?

„Strom sparen.“ sage ich, „Deshalb wird jetzt alles mögliche abgeschaltet. Die Turbinen laufen noch ein bißchen weiter, wenn der Reaktor gestoppt wird.“

„Ich finde es nicht, ich finde es einfach nicht!“ Carola weint fast. Wut über die eigene Unfähigkeit oder über das System oder über den Täter? – Wenn es einen solchen gibt.

„Herwig! – Wieso waren es gerade 12 Minuten? Das gibt man doch beim Shutdown an, nicht wahr?“

PRO-UNIX – SYSTEM ADMINISTRATION

CRASH PRIORITY MESSAGE

SYSTEM SHUTDOWN IN 03 MINUTES

PLEASE CLOSE YOUR APPLICATIONS,

OR YOU MAY DAMAGE YOUR FILES!

„Ja, Natalie, aber ich habe jetzt keine Zeit…“

„Wenn ihr es noch einmal aufruft – mit 999 Minuten, oder was dann die größte Zeitdauer ist?“

Ich sehe sie an: „Wo hast du denn die Idee her?“

„Es kommt mir so vor. So ein Programm darf doch nicht sich selbst in die Quere kommen, oder? Und in diesem System können Programme parallel laufen. Das wenigstens verstehe ich von Computern!“

„Könnte das gehen, was Natalie sagt, Carola? Hast du’s gehört?“

Wieder ändert sich die Mitteilungsbox:

PRO-UNIX – SYSTEM ADMINISTRATION

CRASH PRIORITY MESSAGE

SYSTEM SHUTDOWN IN 02 MINUTES

PLEASE CLOSE YOUR APPLICATIONS,

OR YOU MAY DAMAGE YOUR FILES!

„Stör mich nicht. Such lieber auch in den ‘login’-Protokollen.“

Einen Moment lang kommt sie mir alt vor. Kann sie innerhalb von zwei Minuten dieses neue Konzept nicht verstehen, oder gibt es einen ganz einfachen Grund, aus welchem es nicht funktionieren kann, und sie hat nur nicht die Zeit, jetzt Anfängerunterricht zu erteilen?“

„Was meinst du?“ fragt Natalie.

„Wenn ich die ‘Shutdown’-Funktionalität implementieren würde, dann würde ich das so machen, daß ein zweiter Shutdown-prozeß nicht mehr gestartet werden kann, wenn schon einer läuft.“

„Wäre das sinnvoll?“ fragt Natalie drängend, „Denk mal an die Beleuchtung in Treppenhäusern. Die sind so eingestellt, daß sie nach fünf Minuten wieder ausgehen – es sei denn, jemand drückt nochmal den Lichtschalter. Dann zählen die fünf Minuten wieder von vorne los! – Das hat so eine technische Bezeichnung – ich weiß nicht …“

„Nachtriggerbar?“

„Ich glaube, ja.“

„Ich weiß nicht, ob man das ‘shutdown’ so implementieren sollte.“

„Könnt ihr beiden nicht die Schnauze halten? Es ist zu spät, um das jetzt neuzuimplementieren!“ ruft Carola rüber. Ich habe das Gefühl, daß sie durchdreht.

PRO-UNIX – SYSTEM ADMINISTRATION

CRASH PRIORITY MESSAGE

SYSTEM SHUTDOWN IN 01 MINUTES

PLEASE CLOSE YOUR APPLICATIONS,

OR YOU MAY DAMAGE YOUR FILES!

Ich überlege noch, ob ich in der online-Dokumentation nachschauen sollte. Aber soviel Zeit ist nicht mehr.

„In weniger als einer Minute fährt Wellington den Reaktor runter.“ sage ich, „Natalie. Ich versuche es. Wir können die Situation kaum noch verschlimmern!“

Ich tippe im Shellfenster ein:

```
# /etc/shutdown -t9999
```

9999 Minuten. Reine Zahlenmystik: Bei 99.999 Minuten brauchte man schon mehr als 16 Bit, um die Zahl darzustellen. Weiß ich etwas über die

Implementierungseinzelheiten bestimmter Systemprogramme? Also lieber nur 9999 Minuten.

Und wieder springt die Mitteilungsbox in den Vordergrund:

PRO-UNIX – SYSTEM ADMINISTRATION

CRASH PRIORITY MESSAGE

SYSTEM SHUTDOWN IN 9999 MINUTES

PLEASE CLOSE YOUR APPLICATIONS,

OR YOU MAY DAMAGE YOUR FILES!

Ich brauche einen Moment, um es zu verstehen. Dann umarme ich Natalie:

„Wir haben es geschafft! Sieh hin!"

Carola sieht auf meinen Bildschirm. Jetzt begreift sie. Aber:

„Und wenn jetzt doch beide parallel laufen?"

„Das werden wir gleich wissen!"

„Wegen dem Reaktor…"

„Scheiße. Wellington muß Bescheid wissen!" Ich hänge mich ans Interkom. Wellington hat die neue Zeitangabe natürlich gesehen.

„Chef – wenn jetzt Meldungen kommen – oder nein, die kommen ja nur auf der Konsole des Veranlassers. Starten Sie dauernd neue Applikationen! Wenn das plötzlich nicht mehr geht, dann heißt das, daß wir zwei laufende Shutdown-Prozesse haben. Dann müssen sie den Reaktor sofort abschalten. Wenn es aber doch geht, dann haben wir – 9999 Minuten Zeit. Das ist fast eine Woche!"

Wellington stimmt zu und hängt auf. Wir starren gebannt auf meinen Bildschirm.

Als sich dort wieder etwas ändert, heißt es:

PRO-UNIX – SYSTEM ADMINISTRATION

CRASH PRIORITY MESSAGE

SYSTEM SHUTDOWN IN 9998 MINUTES

PLEASE CLOSE YOUR APPLICATIONS,

OR YOU MAY DAMAGE YOUR FILES!

„Kein Abmelden von Dämonen. Keine andere Mitteilungsbox dazwischen. Nichts. Ich glaube, wir haben es geschafft!“ sage ich, „Carola, dann kannst du mich abschießen. – Es heißt übrigens: ‘wegen des Reaktors’. Genitiv!“

Dann zeige ich Natalie die Box: „Sieh sie dir noch einmal an: 9998 Minuten bis zum Shutdown! Und immer noch bezeichnet das Programm dies als etwas, was einer ‘crash priority message’ würdig ist. Das ist Informatik. Das ist Systemprogrammierung. – So einen Blödsinn haben wir bei unserem alten Arbeitgeber auch zustande gebracht!“

Carola setzt sich wieder an ihren Bildschirm. „Da ist dein shutdown-Prozeß!“ zeigt sie, „Mitten drin in der Prozeßliste. Wie es sich gehört! – Den anderen shutdown-Prozeß sehen wir wegen etwas anderem nicht. – Dativ.“

„… aus einem anderen Grunde nicht. Wenn schon!“ kontere ich.

Sie tippt das ‘kill’-Kommando ein. Ohne weitere Kommentare verschwindet die Mitteilungsbox. Es ist, als wäre nie etwas gewesen.

„Natalie!“ sage ich, „Du erhälst den Oskar für UNIX-Systemverwalter! Wegen dieser hervorragenden Leistung! – Genitiv!“

Ich kann nicht sehen, was Carola für ein Gesicht macht, als ich Natalie in die Arme nehme und küsse. Wegen dem Blickwinkel.

Aber ich kann hören, daß Cohäuszchen diesmal keine unpassenden Bemerkungen zum Besten gibt. Weder im Genitiv noch im Dativ.

Es dauert nicht lange, bis das Boot wieder frei schwimmt, bis die Beleuchtung überall wieder hell ist, und bis sämtliche Bordsysteme überprüft worden sind. Wir sind aus der Sache völlig ohne jeden Schaden herausgekommen.

Bis auf die kleinen Tatsache, daß wir nicht wissen, wie es passieren konnte, daß ein 'shutdown'-Prozeß von selbst gestartet wurde. Solange wir das nicht wissen, kann es jederzeit noch einmal passieren.

Was wäre gewesen, wenn es des Nachts passiert wäre, und der Wachhabende zufällig mehrere Minuten lang keinen Bildschirm angesehen hätte? Es graut mir, wenn ich daran denke. Wie verletzlich wir doch sind.

Jetzt bin ich fast geneigt, zu denken, daß für uns das ORANGE-BOOK, dieser offizielle Maßnahmenkatalog für die Sicherheit von Computersystemen, doch eine feine Sache wäre. Die Rechnersysteme auf der CHARMION sind unter dem Gesichtspunkt der Kooperation konstruiert und nicht dem der maximalen Abschottung. Aber wenn natürlich ein Saboteur in der Besatzung ist, oder ein unverbesserliches Spielkalb… ich kann es irgendwie nicht glauben. Wir hätten alle draufgehen können, wenn Natalie eben nicht den rettenden Einfall gehabt hätte. – Naja, wenigstens bestand die Möglichkeit. Man hätte die Systeme sukzessive wieder rauffahren können, erst die Rechner, dann den Reaktor, dann den Rest. Aber was, wenn während dieser Arbeiten schon wieder ein shutdown-Prozeß losgerannt wäre?

Carola und Edwin sind jetzt am intensivsten dabei, herauszufinden, was eigentlich passiert ist. Bei den anderen ist Feierstimmung: Natalie ist die Heldin des Tages. Unsere Sondervorstellung in der Zentrale ist, scheint es, vergessen. Oder, wenn sie irgendwie indirekt erwähnt wird, dann bewundernd. Natalie, die Sex-Queen of Outer Space, die mit einer Hand verlorene U-Boote retten kann. Naja, so ähnlich jedenfalls. Irgendwie bin ich eifersüchtig.

Wie schnell doch Volkes Stimmung schwanken kann!

Und allmählich ärgert es mich auch, daß ich Natalie monatelang so vollkommen falsch eingeschätzt habe. Von uns ist keiner auf die Idee gekom-

men, einen ‘shutdown’-Prozeß mit einem anderen, gleichartigen Prozeß erst zu modifizieren und dann in Ruhe abzuschießen. Natalie läßt privat mehr von ihrer Intelligenz durchblicken als bei distanzierterem Umgang.

Ob da ein allgemeines Prinzip dahintersteckt, daß Frauen sich häufig so verstellen? Oder glauben, sich so verstellen müssen? – Als ich vor jetzt 16 Jahren Irene kennengelernt habe, bin ich auch Zeuge einer solchen Metamorphose gewesen. Abgesehen davon, daß Irene ihr Alter am ersten Tage unserer Bekanntschaft innerhalb weniger Stunden von 25 auf die damals korrekten 31 hinaufkorrigiert hat, legte sie mir gegenüber innerhalb weniger Tage vollständig jedes gezierte Verhalten, daß eine Frau durchaus nicht anziehender macht, vollständig ab. Die wahre Irene war ein ganz anderer, ein viel liebenswürdigerer Mensch. Andere Frauen hingegen haben erst gar keine solch gekünstelte Umgangsform entwickelt, wie etwa Carola.

Das Boot steigt am Nachmittag in die Mitte der Höhle, um weitere Messungen in den Wänden rundherum vorzunehmen. Wir müssen ja noch rausfinden, wo es weitergeht. Amurdarjew hat da am meisten zu tun. Und Carola und Edwin arbeiten Dr. Cohausz und Dr. Solzbach weiter in das PRO-UNIX ein – sie sollen einen Mehrfach-Paßwort-Mechanismus bauen, den man mit existierenden Anwendungsprogrammen assoziieren kann. Dabei werden Paßwörter vom System generiert und sowohl dieser schutzbedürftigen Anwendung als auch bestimmten Besatzungsmitgliedern mitgeteilt. Dann kann man solche Konfigurationen erzeugen wie etwa ein Programm, das nur gestartet werden kann, wenn von drei Besatzungsmitgliedern wenigstens zwei ihr okay geben, indem sie dem Programm das Paßwort mitteilen.

Ich bin da etwas skeptisch – besonders der Systemverwalter kann sich ja sowieso über alle Beschränkungen hinwegsetzen – und die Systemverwalterberechtigung, die Kenntnis des sogenannten ‘root’-Paßwortes, haben fast alle.

Zum anderen ist es möglich, daß sich jemand sensible Systemprogramme, wie etwa das ‘shutdown’-Programm, kopiert hat und es irgendwo aufbewahrt, vielleicht sogar in verschlüsselter Form. Die Menge der Daten

in den Schiffsrechnern macht es völlig unmöglich, so etwas jemals nachzuprüfen.

So gegen 16 Uhr macht sich eine gewisse Freizeit-Stimmung an Bord breit. Plötzlich läuft ein Gerücht um: Das Alkoholverbot soll, mit Genehmigung des Alten, heute zeitweise aufgehoben werden. Es ist auch genug Sekt da, heißt es – aber keiner weiß, wo. Die Schiffsoffiziere wissen es. Aber auch die können nicht hexen. Wo versteckt man Getränke an Bord dieses Schiffes? Niemand nimmt an, daß die Schiffsoffiziere wertvolles Volumen ihrer eigenen Privatkabinen für so etwas geopfert haben.

Auf mehreren Bildschirmen entdecke ich Rißzeichnungen des Schiffes, die um alle Achsen gedreht und gewendet und gezoomt werden. Da wird mit allen technischen Mitteln spekuliert, wo das Depot wohl sein könnte! – Das gibt mir wieder Veranlassung, über Motivation und deren Erzeugung nachzudenken. Aber niemand hat eine Idee.

So um 17 Uhr sind praktisch alle in der Kantine. Es ist nicht so, daß eine offizielle Feierstunde angesetzt gewesen wäre – wir werden auf dieser Reise noch öfter in schwierige Situationen geraten, und man kann ja nicht jedesmal einen Festakt veranstalten. Außerdem sind wir noch ganz am Anfang der Reise – der SISC zeigt eine Missionszeit von erst 57 Stunden an. Aber Wellington weiß wohl, wie wichtig der Anstrich von Normalität für die Moral der Besatzung ist. Wir sitzen hier zwar in einer fremden Höhle, 2500 Meter unter dem Meeresspiegel, und der direkte Rückweg ist uns – wahrscheinlich – nicht mehr möglich. Aber solange wir noch feiern können, kann es so schlimm ja nicht sein.

Einer muß in der Zentrale bleiben, und das ist Wellington selbst. Fahlenbeek und Ammerlingen kommen rein, und beide tragen je zwei weitgebeulte – ALDI-Tüten! Unter allgemeinem Klopfen packen sie den Inhalt aus – acht Flaschen ‘Fürst von Metternich’. Jeder denkt sich das gleiche: Wo waren die ALDI-Tüten? Wo waren die Sekt-Flaschen? Gibt es noch mehr davon?

Ich habe mich in die hintere Ecke gesetzt, bugwärts. Irgendwie fühle ich mich schlapp. Natalie sitzt mitten im Raum, an eine der Säulen, die von der Spantenscheibe gebildet wird. Sie zieht die Aufmerksamkeit der meisten Umsitzenden auf sich.

Edwin sitzt mir am Tisch gegenüber. Ich blicke mich um:

„Ich dachte, es wären alle hier? Wo ist denn Carola?“ frage ich Edwin.

„In ihrer Kabine. Sie ist restlos erschöpft, sagt sie.“

„Glaube ich. Hast du gesehen, wie sie vor dem drohenden Shutdown aussah?“

„Ja.“ meint Edwin, „Aber ich glaube, das ist es nicht. Oder nicht nur.“

„Natalie?“

„Ja. Sie hat ihr die Schau gestohlen.“

„Kann doch jedem mal passieren, daß ein Laie – oder ein relativer Laie – mal etwas besser macht. Das sollte ihr berufliches Selbstbewußtsein aushalten.“

„Eigentlich schon. Aber nicht bei Natalie.“

„Ich weiß, daß sie sich nicht riechen können.“

„Was meinst du, wie sie über Natalie geredet hat. In der letzten Zeit, als ihr nicht in Hörweite wart.“

„Nach dem Abend, wo wir da…“

„Genau.“

„Hoffentlich,“ sag ich, „ist da nicht ein persönliches Interesse an meiner Person, das mir bis jetzt eben noch gar nicht aufgefallen ist. Kann ich mir nicht vorstellen. – Kenne sie doch schon seit – naja, 15 Jahren oder so.“

„Weiß man bei den Frauen nie. Aber ich glaube, diese berufliche Niederlage wiegt schwerer. Zusammen mit der Angst um unser Leben.“

„Dann sollten wir ihr klarmachen, daß es keine berufliche Niederlage war. Es war ein Glücksfall. Niemand wußte, wie in PRO-UNIX der Shutdown implementiert ist. – Ich habe übrigens immer noch nicht in den man-pages nachgesehen.“

„Na, die wird schon wieder. Die Carola, meine ich.“

„Viel interessanter ist, wie nahe wir wirklich dran waren. Und ob man die Reaktoren ganz ohne Strom wieder anfahren kann. Ich kenn doch die Baupläne – wir haben wirklich nicht sehr viel Batterien an Bord.“

„Da weiß ich was neues!“ sagt Edwin.

„Was denn?“

„Hast du noch keine Schlüsse draus gezogen, daß diese Akkus völlig wartungsfrei sind?“

„Das kann man heute sowohl mit Bleiakkus als auch mit Nickel-Cadmium-Akkus erreichen. Ich glaube schon, daß wir das Feinste vom Feinen – und das Teuerste – an Bord haben!“

„Noch teurer.“ sagt Edwin. Inzwischen haben wir alle unser volles Sektglas.

„Noch teurer?“ frage ich nach einem langen Zug.

„Ja. Ich habe es mal durch Zufall gehört. Priest und Colbert haben mal drüber gesprochen. Das ist so eine ähnliche Technologie wie die Speicherchips, die hier verwendet werden. Aber ich weiß keine Einzelheiten. Nur, daß pro Kilogramm Akku mehr als eine Kilowattstunde gespeichert werden kann.“

„Donnerwetter. Das wäre enorm. Das wäre – das ist mindestens eine Zehnerpotenz mehr als das, was man mit Bleiakkus erreichen kann. Unglaublich! – Ich glaube, ich kenne immer noch nicht alle technischen Wunder hier an Bord.“

„Zum Beispiel, wo sie den Sekt versteckt haben.“ bringt Edwin es wieder auf den wesentlichen Punkt.

Eine Weile hören wir nur in das allgemeine Gerede. Ich versuche, mich zu erinnern, wieviel Kilogramm Bleiakku man braucht, um eine Kilowattstunde unterzubringen. Ich glaube, es war irgend etwas zwischen 20 und 40, aber ich weiß es nicht mehr.

„Es macht einem fast wieder Sorgen.“ sage ich, mehr zu mir selbst.

„Was denn?“ fragt Edwin.

„Mehr als eine Kilowattstunde pro Kilogramm.“

„Wieso?“

„Wenn das stimmt – Bei TNT hat man 1.25 Kilowattstunden pro Kilogramm. Wenn diese neuen Akkus genausoviel Energie enthalten, dann könnten sie explodieren. – Vielleicht, ich weiß es nicht.“

„Und wieso können Bleiakkus nicht explodieren?“

„Weil eine Kilowattstunde einfach zuwenig Energie ist, um die 20 oder 40 Kilogramm Bleiakku zu verdampfen, die zu ihrer Speicherung nötig sind.“

„Ach so.“ sagt Edwin. Er glaubt mir aufs Wort. In diesem Punkt wenigstens.

„Mach dir jetzt aber keine Sorgen!“ fahre ich fort, „Es kann so sein. Es muß nicht. – Denk an das Schwere Wasser in unserem Körper. Da ist soviel Energie drin, daß man damit dieses Boot aufblasen könnte. Trotzdem sind menschliche Körper nicht explosiv. – Trotzdem schade, daß diese Akkus noch nicht allgemein erhältlich sind – oder sind sie das?“

„Ich glaube nicht,“ sagt Edwin, „aber ich weiß es nicht.“

„Man könnte soviel damit machen.“ Edwin nickt. Er ist redefaul.

Allmählich wird es lauter. Der Sekt tut seine Wirkung. Ich sehe von einem zum anderen.

Viele diskutieren den ‘shutdown’-Vorfall. Durch genaues Zuhören kann man herausfinden, wer wieviel von Informatik versteht. Ich höre aber nicht zu genau hin – immer, wenn ich Zeuge einer Fachdiskussion werde, wo ich vom Fach mehr verstehe als die Diskussionsteilnehmer, fühle ich den Drang, mich einzumischen und Irrtümer zu korrigieren. Vielleicht ist das ein Überbleibsel aus früher Kindheit, wo man noch fürs Besserwissen gelobt wurde. Wenn man das in der Kindheit erlebt hat, dann hat man es später schwer, einzusehen, warum andere einem nicht um den Hals fallen, wenn man etwas besser weiß.

Wir haben jetzt möglicherweise zwei schwarze Schafe an Bord: Den Adressaten der Direktive q78q99q. Und denjenigen, der den Shutdown-Prozeß gestartet hat – wenn dies nicht ein Systemfehler war. Beide könnten ein- und derselbe sein, müssen aber nicht. Wieso sollte der mit der Direktive q78q99q sich selbst die Ausführung seines eigenen Auftrages sabotieren?

Ich will gerade Edwin fragen, was er glaubt, was die Ursache sein könnte, daß man den ersten Shutdown-Prozeß nicht in der Prozeßliste sehen konnte. Aber da wendet sich Dr. Thomas Reinhardt zu mir um, der zwar neben mir sitzt, aber mir bis jetzt den Rücken zugewendet hat.

„Sind sie nicht,“ sagt er, „aber es wird nicht lange dauern, bis man sie kaufen kann.“

Nanu, denke ich. Wieso ist der Reinhardt so freundlich zu mir? Wieso geht er, der größte Paläontologe aller Zeiten, plötzlich von sich aus aus sich heraus und auf andere Themen ein?

Nach ein paar Sekunden komme ich drauf. Ist doch klar: Der, der seine Kompetenz als Paläontologe am allermeisten in Frage gestellt hat und dieses immer wieder tut, ist Alfred Seltsam, der Evolutionär. Seltsam hat aber auch ein Auge auf Natalie geworfen – so deutlich, daß es wohl auch Reinhardt aufgefallen ist. Seit unserer Sondervorstellung in der Zentrale bei meiner ersten Nachtwache sieht Seltsam naturgemäß etwas betrübter drein, weil ich das Rennen zu dem Platz zwischen Natalie's Beinen haushoch gewonnen habe. Dabei weiß er gar nicht, daß ich eigentlich zu diesem Rennen nicht an den Start gegangen bin – es hat sich eben so ergeben.

Aber Seltsam's Enttäuschung zeigt sich nicht sehr deutlich, und mir wäre es eigentlich auch nicht unbedingt aufgefallen. Aber Seltsam ist der Intimfeind von Dr. Reinhardt, und dem ist es aufgefallen.

Solche Dinge muß man sich immer wieder vor Augen halten, wenn man der irrigen Vorstellung anhängt, Wissenschaftler würden persönliche Probleme rationaler lösen als andere Leute!

Ich brauche einen Moment, um zu begreifen, daß sich seine Worte immer noch auf das Akku-Thema beziehen.

„Wissen Sie zufällig, ob diese neuen Akkus explosionsgefärdet sind?" frage ich höflich. Gute Stimmung verbreiten kann ja nicht schaden.

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß man diese Akkus kurzschließen kann, und es passiert nichts. Irgendwo muß die Energie ja bleiben! – Wissen Sie, wenn man einen sehr starken Kurzschluß macht, dann wird die ganze Energie ja auch im Akku selbst freigesetzt!"

Ich könnte ihn jetzt drauf hinweisen, daß ein diplomierter Physiker schon mal etwas von den Geheimnissen des Innenwiderstandes eines Akkus gehört hat. Aber wir wollen ja freundlich bleiben.

„Da kann man ja tragbare Kameras ewig lang betreiben!" wirft Edwin ein, „Wenn wir zum Beispiel Saurier in der Welthöhle aufnehmen wollen, dann wird das doch sehr nützlich sein, nicht?"

Idiot, denke ich. Da erwischt man einen der seltenen Augenblicke, in dem Reinhardt nicht über Paläontologie spricht, und Edwin bringt das Thema wieder auf den Tisch.

Reinhardt will gerade antworten, aber er kommt nicht mehr dazu. Eine Alarmsirene geht wieder los.

Die meisten Mitglieder des nautischen Personals springen auf, Fahlenbeek und Ammerlingen sind die ersten, die in die Gänge vor den Kabinenzeilen hechten und in Richtung Zentrale laufen. Ich höre Gläser, die zu Boden gehen und wieder hochspringen: Spezialgläser. Unzerbrechlich. Die hätte der Buchheim in seinem Boot gebraucht!

Außer den nervtötenden Alarmsirenen passiert nichts. Das Licht flackert nicht, das Boot schaukelt nicht, man hört keinen Lärm. Nichts. Die Sirenen werden nach vielleicht acht Sekunden wieder abgestellt.

„Was ist denn los?“ flüstert Edwin. Reinhardt ist aufgesprungen, aber weil ihm nicht einfällt, was er in einem unspezifizierten Notfall tun sollte, setzt er sich wieder hin. Jetzt ist erst einmal Stille in der Kantine – die Augen der meisten Verbliebenen richten sich auf die SISCs.

Die zeigen nichts an, was Anlaß zur Besorgnis geben könnte – jedenfalls auf den ersten Blick. Auf den zweiten Blick:

„Was ist denn mit dem Wasser draußen los?“ fragt Edwin. Jetzt sehen es alle: Die Ziffern tanzen. Die Wasserdichte draußen schwankt. Und die chemische Zusammensetzung ändert sich auch.

„Belege Alarm – Belege Alarm. Alarm wurde rechnerausgelöst – kein Grund zur Sorge.“ Wellington’s Stimme schweigt wieder.

„Ich würde mir schon Sorgen machen, wenn der Rechner von sich aus Alarme auslöst, so ganz ohne Grund!“ sagt Edwin, und nach einer Pause: „Er hat ja schon einiges ohne Grund ausgelöst.“

„Das wissen wir noch nicht, wenn du den Shutdown meinst.“ sage ich, „Dieser Alarm jetzt wird sicher etwas mit der Wasserdichte zu tun haben. Sieh da! Temperatur ist auch gestiegen. Von 11.1 auf 11.5 Grad.“

„Das ist doch fast nichts!“ sagt Edwin.

„Es muß einen Grund haben!“

Ein paar Minuten lang wird nur müßig hin und herspekuliert. Die Werte der Salzkonzentration, der Dichte, des CO2-Gehaltes und der Temperatur driften wieder auf ihre vorherigen Werte. Dann werden wir aufgeklärt:

Aus den Öffnungen am Grunde der Höhle, in der die CHARMION sich jetzt befindet, und die zum Einfahren des Bootes zu klein sind, sind Fladen von Wasser aufgestiegen, die einen geringeren Salzgehalt, eine höhere Temperatur und eine höhere CO2-Konzentration haben. Insgesamt müssen

es einige hundert Tonnen gewesen sein, die auf ihrem Aufstieg die Position der CHARMION passiert haben.

Da sich dieses aufsteigende Wasser nur sehr wenig von dem normalen Wasser unterschieden hat, waren die Wirkungen auch nur gering. Wenn ein Taucher draußen gewesen wäre – was bei diesem Außendruck nicht möglich ist – dann hätte er gar nichts von diesem Vorgang gemerkt. Das Boot hat eben festgestellt, daß sich der Auftrieb plötzlich geändert hat – um wenige hundert Kilo – und hat entsprechend reagiert, um an Ort und Stelle zu bleiben. Da diese geringen Änderungen sehr plötzlich eintraten, nachdem die Wasserzusammensetzung ja schon lange Zeit unverändert war, wurde Alarm ausgelöst. Das war alles.

Nach und nach tauchen einige vom wissenschaftlichen Personal wieder auf. Aber an diesem Abend will die richtige Stimmung nicht mehr aufkommen. Jeder weiß: Es ist nicht unser Verdienst, daß dieses Ereignis so geringe Auswirkungen hatte. Wir wissen ja nichts über die Ursache. Was wäre gewesen, wenn es sich um Tausende Tonnen von Heißdampf gehandelt hätte? Oder um Lava? Oder wenn schlicht und einfach die Höhle zusammengebrochen wäre?

„Wie soll man," fragt Edwin niemanden Bestimmtes, „unter diesen Umständen ein rauschendes Bordfest veranstalten?"

„Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben!" zitiere ich, „Deshalb lasset uns essen und trinken und fröhlich sein, denn morgen sterben wir alle sowieso. Oder wer weiß, vielleicht heute schon!"

„Geh zu Carola in ihre Kabine! Mit dem Spruch wirst du sicher viel Eindruck machen." schlägt Edwin vor.

„Ich gehe jetzt in meine eigene Kabine. Und ich nehme auch jemanden mit, um bei ihr Eindruck zu machen!" sage ich und stehe auf. Als ich die Kantine verlasse, folgt Natalie mir. Die meisten Augen folgen Natalie. Die Augen von Dr. Reinhardt liegen auf Seltsam.

Da war meine Diagnose wohl korrekt.

Am anderen Tag erfahre ich beim Frühstück, daß es noch einen anderen Grund gegeben hat, aus dem Carola sich gestern so früh zurückgezogen hatte. Sie hat heute nacht die Hundswache gehabt. „Ich bin morgen dran!“ erwähnt Edwin mit vollen Backen.

„Bin neugierig, wann man uns wieder läßt!“ sage ich zu Natalie. Sie kommentiert das nicht: unausgeschlafen. Wir sind gestern zu früh ins Bett gegangen.

Plötzlich, aus heiterem Himmel, muß ich wieder an Irene denken. Was würde sie denken, wenn sie sähe, daß ich jetzt schon wieder etwas mit einer anderen Frau habe? Ich verdränge den Gedanken schnell wieder. Außerdem hat Irene mal irgendwann gemeint, ich soll nicht allein bleiben, wenn ihr irgend etwas passieren sollte. – Von einem Zeitplan war in dem Zusammenhang aber nicht die Rede.

Allein wachgeblieben war Carola auf ihrer Hundswache wohl nicht: ich erfahre, daß Kufferath und Aldingborg die Stellung in der Kantine gestern abend lange gehalten haben, da nach dem plötzlichen Stimmungstief der Sekt nicht mehr alle wurde. Genau dafür haben sie dann in hartem, selbstlosen Einsatz gesorgt. Deshalb sind sie auch noch nicht dienstfähig.

Pünktlich um 8 Uhr an diesem Samstag morgen sind wir wieder an unserem Arbeitsplatz. Carola schläft noch, oder sagen wir, schon – sie muß sich jetzt gerade hingelegt haben. Vielleicht auch schon seit einer Stunde – ich weiß inzwischen, daß es üblich ist, daß die ersten, die morgens zum Dienst in der Zentrale auftauchen, den Wachhabenden wegschicken und auf diese Weise ihm oder ihr eine Stunde schenken. Bei mir und Natalie war es ja auch so – wenn auch aus ganz anderen Gründen.

Dafür ist Dr. Reinhardt bei uns. Allerdings weiß ich nicht, was es für einen Paläontologen im Moment zu tun gibt.

So um 8:30 Uhr bewegt sich die CHARMION auf einen breiten Spalt in der östliche Wand der Höhle zu. Das scheint der erfolgversprechenste weitere Weg zu sein, da es direkt nach unten ja nun nicht mehr weiter geht. Dieser Spalt ist um 45 bis 65 Grad geneigt, hat einen Durchmesser

von 8 bis 12 Metern und eine Höhe von 30 bis manchmal 70 Metern. Und langsam führt er in größere Tiefen.

Wer immer heute am Ruder steht, er fährt etwas rasanter. Das mag aber auch daran liegen, daß die CHARMION in diesem Spalt sich nicht mehr quer zu ihrer eigenen Symmetrieachse bewegen muß. Unsere Geschwindigkeit ist bis zu 3 Knoten, oder 5 Stundenkilometer. Als wir in den Spalt einfahren, haben wir eine Tiefe von 2400 Metern. Um zehn Uhr haben wir vielleicht 8 Kilometer zurückgelegt. Da sind es 3100 Meter. Ein paarmal hat sich der Spalt zu größeren Höhlen geweitet, und ein paarmal hat es Abzweigungen gegeben. In der Zentrale hat man sich dann immer zu dem Weg entschlossen, der die geringste Änderung der Richtung erforderte. Das Kartographie-System wird dafür sorgen, daß keine der Abzweigungen vergessen werden wird, auch wenn diese Abzweigungen in der dreidimensionalen Darstellung noch wie ausgefranste Stummel aussehen – Echolot und Radar haben diese Abzweigungen im Vorbeifahren ja nur einige wenige hundert Meter weit erforschen können.

Im Laufe dieser Fahrt liegt das Boot oft nicht auf ebenem Kiel – wenn es in Richtung seiner eigenen Symmetrieachse zum Beispiel einen um 30 Grad nach unten geneigten Kurs verfolgt, dann ist es eben in dieser Zeit um diesen Winkel geneigt. Der Boden unseres Arbeitsraumes ist dann in Richtung Kantine sehr abschüssig, und man hat Schwierigkeiten, sich zu bewegen, wenn man aufsteht. Entweder, man dreht dann den Sitz gegen oder in Fahrtrichtung und schwenkt die Bildschirmgeräte entsprechend in die geeignete Lage, oder man schnallt sich sogar an.

Jedenfalls wird jetzt deutlich, warum man in diesem Schiff auch das erste Mal konsequent die Idee des ‘papierlosen Büros’ realisiert hat. Papiere und Unterlagen, die auf irgendwelchen Tischen lägen, würden sich selbst bei diesen normalen Manövern selbstständig machen. Ein großer Fortschritt, wenn man es mit den Büros meines alten Arbeitgebers vergleicht: Entweder, man hat die Fenster nicht geöffnet und sich so dem von der ‘Klimaanlage’ angebotenem Gemisch aus Frischluft und stark schwebstoffhaltiger verbrauchter Luft ausgesetzt, oder man hat versucht, bei offenem Fenster zu arbeiten – dann haben selbst leichte, unerwartete Windböen die Schreibtische abräumen können.

Wir haben wirklich Glück. Mehrere sehr unregelmäßige Höhlen führen uns rasch in immer größere Tiefe. Um 11:45 Uhr unterschreiten wir die 4000 Meter.

„Werftgarantie!“ rufe ich laut, damit es auch jeder mitkriegt, „Eigentlich könnten wir jetzt bald essen, bevor die Balken anfangen, zu knacken!“

Vor dem Essen sehe ich mir noch einmal die Streßanalyse auf dem Bildschirm an. Man kann nicht so recht an den Wasserdruck von 400 Bar draußen glauben, da das Boot diese Belastung nicht im mindesten erkennen läßt. In den alten Weltkriegs-U-Booten fing es schon in bescheidenen Tiefen an, zu ächzen und zu knacken, weil der Bootskörper unter dem Wasserdruck schrumpfte und verschiedene Einbauten diese Formveränderung nicht mitmachten – und wenn es sich um einfache Holzvertäfelung einer Wand handelte. Bei geringfügig größeren Tiefen flog dann auch schon einmal mit scharfem Knall eine Niete aus der Wand des Druckkörpers.

Nicht so die CHARMION. Der hochfeste, vorgespannte Titanstahldruckkörper wird zwar auch zusammengepreßt. Aber sämtliche Einbauten, die diese Geometrieänderungen notgedrungen mitmachen müssen – die Spantenscheiben, durchgehende Decksböden, die meisten Wände, an der Wand des Druckkörpers entlang verlegte Leitungen – sind so in die Verteilung der Kraftfelder integriert, daß da ein Geräusch jedenfalls nicht entstehen kann. Das ganze Boot wird eben unmerkbar kleiner – das ist alles. Aber die Streßanalyse auf dem Bildschirm zeigt deutlich, daß der Druck draußen real ist – auf jeden Quadratmeter ist es jetzt das dreifache Gewicht des ganzen Schiffes.

Wichtiger aber: Die Geometrie des Druckkörpers ist genauso, wie sie sein sollte. Es gibt keinen Anlaß zur Sorge.

Das Mittagessen bringen wir schnell hinter uns. Dabei erfahre ich, daß sich auch mancher anderer so ab und zu die Streßanalyse ansieht, und Natalie befragt mich jetzt auch, wie man das macht, kaum, daß wir wieder vor unseren Bildschirmen sitzen. Bei der Gelegenheit bringe ich es der Gabi Gohlmann auch bei.

Dabei habe ich Gelegenheit, die beiden Frauen in einem Punkt zu vergleichen. Natalie läuft seit unserer spektakulären Nachtvorstellung vor-

schriftsmäßig in der Bordkluft herum. Gabi nur manchmal, weil sie ihre Kleidung so häufig ändert. Im Moment trägt sie ihr blaues Jersey-Kleid, und in ihrer Nähe spüre ich einen ganz schwachen Parfüm-Duft, gerade so schwach, daß man sich auch geirrt haben könnte und daß niemand auf die Idee kommt, auf die Filter in unserer Klimaanlage hinzuweisen. – Wie immer man auf so etwas hinweisen sollte, einer der Bordingenieure hat es ganz dezent einmal so ausgedrückt: Es sei an Bord er CHARMION erlaubt, zu stinken, aber nicht, zu duften.

Die oberen paar Knöpfe ihres Kleides hat sie geöffnet – wohl ohne jede Absicht – und als ich, hinter ihrem Sitz stehend ihr das Streßanalyseprogramm erkläre, kann ich unschwer feststellen, daß sie keinen BH trägt. Außerdem kann ich so ihre grauen Haare zählen – wenn ich es wollte und die Zeit dazu hätte: Sie hat schon eine ganze Menge davon.

Als sie einmal überraschend zu mir hochblickt, sieht sie, wohin ich blikke. Sie läßt sich aber nichts anmerken und ich sehe wohlerzogen wieder auf den Bildschirm.

All das alles erzeugt eine Atmosphäre von Normalität, die den Wasserdruck und die dunklen, verwinkelten Höhlen da draußen weiter aus dem Bewußtsein herausdrängen – aus meinem und wahrscheinlich auch aus ihrem. Ist es eine Art Kopf-in-den-Sand – Politik? Wer keine Uniform trägt, der ist auch kein Soldat. Dem kann nichts passieren. Unlogisch, natürlich, aber hinten in unserem Bewußtsein geschieht viel, was unlogisch ist. Jedenfalls trägt sie Zivil, und das beruhigt irgendwie.

An diesem Nachmittag haben wir Gelegenheit, sehr viele Sackgassen zu kartographieren. Außer der Geometrie der Höhlen gibt es kaum besondere Beobachtungen – außer einer: Amurdarjew glaubt, zu erkennen, daß das Wasser in diesen Höhlen häufiger durch kurze, heftige Strömungen bewegt worden sein muß. Immer dann, wenn lose Felsbrocken auf dem Boden der Höhlen liegen, findet er rundherum Schleifspuren, die mir jedenfalls vollständig entgangen wären. Auch aus der Häufigkeitsverteilung loser Felsbrocken entnimmt er derartige Hinweise. Aber, sagt er, diese Beobachtung ist noch sehr unsicher. Auf jeden Fall wird jedes aufgenommene Bild in der Computern der CHARMION gespeichert, jedes Pixel –

die CHARMION vergißt nichts, was sie jemals gesehen hat. Spätere Vergleiche und Analysen sind immer noch möglich.

Als Wellington um 16:30 das Boot in einer Seitenhöhle zum Stillstand bringen läßt, sind wir insgesamt nicht sehr viel weiter gekommen. Die Wassertiefe ist jetzt 4300 Meter. Gabi ist kurz vorher in Richtung Zentrale verschwunden, weil sie die Wache von 16 bis 24 Uhr hat – wird sie außer persönlicher Anwesenheit wohl nicht viel zu tun haben – und Carola ist mit verschlafenem Gesicht wieder aufgetaucht. Sie trägt erfreulicherweise auch Zivil – Rock und Puli – und ich denke mir, daß Natalie jetzt wohl bald kleidungsmäßig wieder nachziehen wird.

Es wird eigentlich immer deutlicher: Während am Anfang der Reise die Nautischen mehrheitlich die Borduniform trugen und die Wissenschaftlichen Zivil, und es nur ein paar Ausreißer in beiden Gruppen gab, so trägt inzwischen bei den Wissenschaftlichen gar niemand mehr die Borduniform. Symptom verfestigter Cliquenbildung? – Nur Dr. Morton hängt gewissermaßen zwischen den Stühlen: Sie hat einen gewöhnlichen, weißen Arztkittel und eine der unseren schnittgleichen Borduniform in Weiß. Sie wird etwa in beiden gleich häufig gesehen. Wenn sie ganz in Zivil ist, trägt sie meistens Hemd und verschlissene Jeans, so daß man, wenn man ihren Beruf dann raten sollte, vielleicht auf eine Bauarbeiterin tippen würde und nicht auf eine Ärztin.

Beim Abendessen setzt sich Alfred Seltsam zu Natalie und mir. Er gibt sich betont aufgeräumt.

„Bin gespannt auf die Welthöhle. Wirklich!“ Wenn er von uns nun anspricht ist nicht gleich zu erkennen.

Dr. Reinhardt, der nicht viel weiter sitzt, zieht die Nasenflügel mißbilligend hoch, sagt aber nichts. Aber ich sage etwas:

„Das ist noch sehr zweifelhaft, ob wir dahingelangen werden!“

„Wieso?“ fragt Seltsam. Er studiert Natalie mit begehrlichen Blicken – die Rolle des Machos liegt ihm aber nicht: es sieht aufgesetzt und gekünstelt aus. Natalie ist auch völlig unbeeindruckt. Ich auch.

„Oh, ich habe es schon oft erklärt. Wahrscheinlich muß ich das immer wieder tun – sogar meine Frau hat mich einmal erstaunt gefragt, ob denn der Wasserdruck tatsächlich mit zunehmender Tiefe immer größer wird.

Das war irgendwann in den Achtziger Jahren, und wir sahen die Fernsehversion von Buchheim's Boot. Ich war ganz baff, weil ich das für selbstverständlich hielt – man vergißt manchmal, daß nicht alle Menschen Physiker sind."

„Sie meinen, der Wasserdruck ist ein Problem? Dieses Boot wird doch jeden Wasserdruck aushalten – heißt es. Also noch mehr als jetzt."

„Dieses Boot – wahrscheinlich. Die Welthöhle, beziehungsweise ein Zugang zu ihr – nicht."

„Versteh ich nicht!"

Natalie reagiert überhaupt nicht auf seine wandernden Blicke. Der einzige Eindruck, den ich ganz zu Anfang von ihr hatte, und der immer noch stimmt: Wenn sie Männer ignorieren will, dann tut sie es.

„Die Oberfläche des Ozeans der Welthöhle" erkläre ich zum wiederholten Male, „liegt über 10 Kilometer tiefer als der Meeresspiegel. Das heißt, wenn es irgendwo eine Unterwasser-Verbindung zwischen den Weltmeeren und dem Ozean in der Welthöhle gäbe, dann würde an beiden Seiten dieser Verbindung ein Druckunterschied von mehr als 1000 Bar bestehen!"

„Naja," sagt Seltsam, „das wird dann wohl in einer gewissen Strömung resultieren!"

„Eine 'gewisse Strömung'! – Als ich Natalie etwas über diese Strömung erzählt habe, ist ihr schlecht geworden!"

Ich wiederhole die plastischen Schilderungen noch einmal, bis bei Natalie Anzeichen sichtbar sind, daß ihr der Appetit vergeht.

„Ja gut. Aber dann gibt es doch noch andere Möglichkeiten. Könnte nicht ein ganz langer Tunnel einen so hohen Strömungswiderstand haben, daß die Strömung nur ganz bescheiden ist?"

„Gute Idee! Im Prinzip – ja. In der Praxis – nein. Der Tunnel müßte immens lang sein – wahrscheinlich Hunderttausende von Kilometern. Wie sollte der entstanden sein? Und er müßte verschlungen sein, damit man einen Tunnel dieser Länge irgendwo unterbringen kann. Ein Tunnel von solcher Länge wäre für dieses Boot aber auch ein unüberwindliches Hindernis, wenn wir mehr Zeit brauchen, ihn zu befahren, als unser Leben

währt. – Nein, ein permanent offenen Tunnel gibt es nicht. Da verwette ich ein Jahresgehalt."

„Meins oder Ihrs?"

„Beide zusammen!"

„Mmh." sagt Seltsam. Und: „Ist der wirklich so lang? Woher wollen Sie das wissen?"

„Herr Seltsam, Sie mögen der beste Evolutionär auf der ganzen Welt sein – oder auch der einzige – aber für die Physik bin ich noch zuständig. besonders bei so einfachen Dingen."

„Einfach?"

„Manche Dinge kann man ganz einfach ausrechnen. Wasser hat eine gewisse Zähigkeit. Nach dieser richtet es sich, wieviel Wasser durch ein Rohr fließen kann, wenn man den Rohrdurchmesser und das Druckgefälle längs des Rohres kennt. Die Wassermenge, die bei einem bestimmten Druckgefälle durch ein Rohr fließt, ist der vierten Potenz des Rohrdurchmessers proportional!"

„Und?" fragt Seltsam.

Reinhardt dreht sich ganz zu uns um: „Das ist das Hagen-Poiseuillesche Gesetz!" sagt er.

„Hervorragend, Herr Kollege! Die Bezeichnung weiß ich schon seit 30 Jahren nicht mehr. Mir reicht es aus, wenn ich inhaltlich weiß, worum es geht!"

Das war vielleicht etwas hart, aber ich stelle sofort fest, daß Reinhardt die Kritik gar nicht als solche aufgefaßt hat. Jedenfalls hat er seinen Spruch zum Besten gegeben, und ich kann weitermachen:

„Gut. Ich rechne es ihnen aus, ja? Ich kenne im Moment den zahlenmäßigen Wert der Zähigkeit von Wasser nicht, aber das macht nichts. Wir gehen einfach mal von einer Hauswasserleitung aus, ja?"

„Und was soll das bringen?"

„Warten Sie's ab. Ich zeige Ihnen, wie man mit minimalem Aufwand etwas ausrechnen kann."

„Bitte." sagt er. Viel lieber würde er sich mit Natalie unterhalten. Grund genug für mich, etwas ausführlicher zu werden:

„Der Wasserdruck in Hauswasserleitungen liegt so bei einigen Bar, oder Atmosphären, wie man früher gesagt hat. Wenn man einen Wasserhahn ganz aufdreht und den Strahl umlenkt, dann spritzt es durchs ganze Zimmer. Das heißt, das Wasser erreicht um die 10 Meter pro Sekunde. Mindestens. Wasserleitungen im Haushalt haben Durchmesser von einem oder 2 Zentimeter – meistens sind es irgendwelche Zollmaße – und die Länge dieser Leitungen ist so um die zehn Meter – das hängt von der Größe des Hauses ab. Darüber hinaus sind die Versorgungsleitungen der Stadt, die wir nicht mehr in die Rechnung mit einbeziehen müssen, weil die einen so großen Durchmesser haben, daß es dort kaum noch einen Unterschied macht, ob jemand seinen Wasserhahn ganz aufdreht oder nicht. Dort herrscht also immer der gleiche Druck."

„Gut. Weiter."

„Das sind also unsere Ausgangsdaten: Ein Rohr von einem Zentimeter Durchmesser, zehn Meter lang, Druckunterschied an den Enden ein Bar, und das Wasser fließt mit 10 Meter pro Sekunde. Ist das glaubhaft? Oder anschaulich?"

„Ich glaube, ja."

„Ich denke auch so – sehr falsch kann es nicht sein. – Also: Zehn Meter pro Sekunde bei dem Durchmesser, das sind ein Liter pro Sekunde. Etwa. Das Hagen-Poiseuillesche Gesetz setzt ja in seiner üblichen Formulierung den Volumendurchsatz in Beziehung zu den Rohrabmessungen und der Zähigkeit, nicht wahr, Herr Doktor Reinhardt?"

Reinhardt nickt. Würde ich an seiner Stelle auch tun. Ob er etwas von dem paraboloidförmigen Geschwindigkeitsprofil einer Strömung in einem Rohr weiß? Und ob er weiß, daß meine ganzen Erläuterungen Makulatur sind, wenn die Strömungen turbulent werden, weil das Hagen-Poiseuillesche Gesetz nur für laminare Strömungen abgeleitet wurde? – So kompliziert will ich es jetzt aber nicht machen.

„Also," fahre ich fort, „Der Volumendurchsatz bleibt gleich, wenn die Länge des Rohres zugleich mit der vierten Potenz des Durchmessers wächst. Okay? – Die CHARMION braucht mindestens einen Tunneldurchmesser von 10 Metern, sonst bleibt sie stecken oder schrammt häufiger an der Wand entlang. 10 Meter, das ist 1000-mal soviel wie ein Zenti-

meter. Dann müßte die Länge des Rohrer um 1000 mal 1000 mal 1000 mal 1000 wachsen, damit bei demselben Druckunterschied dieselbe Menge Wasser hindurchfließt. 10 Meter Länge viermal mit der 1000 malgenommen ergibt – na? – 10 hoch 13 Meter. 10 Milliarden Kilometer."

„Tatsächlich?" staunt Seltsam.

„Sie können es nachrechnen! – Aber ich bin noch nicht fertig. Erstens haben wir es nicht mit einem Druckunterschied von einem, sondern von 1000 Bar zu tun. Das heißt, daß man 1000 dieser Tunnel hintereinanderbauen muß, um wieder ganz genau dieselben Verhältnisse zu haben. Damit sind wir bei 10 Billionen Kilometern. Das ist übrigens etwa ein Lichtjahr."

Allmählich habe ich das Gefühl, daß Seltsam mir nicht glaubt.

„Nun wird unsere Versuchsanordnung gleich wieder kürzer, weil wir immer noch einen Wasserdurchsatz von einem Liter pro Sekunde haben. Das ist für einen Tunnel dieser Größenordnung aber sehr wenig – das Wasser steht ja fast still. Ich würde sagen, daß, weil die CHARMION bis zu 36 Kilometer pro Sekunde schnell sein kann, wir etwa die Hälfte dieser Geschwindigkeit als durchschnittliche Driftgeschwindigkeit in diesem Tunnel zulassen könnten – dann kann unser Boot immer noch in beiden Richtungen fahren. – Es ist vielleicht ein bißchen komplizierter, weil die Anwesenheit der CHARMION im Tunnel die Verteilung der Stromlinien stört, aber wir rechnen ja nur in Größenordnungen. – Die Hälfte unserer Maximalgeschwindigkeit, das sind 5 Meter pro Sekunde, bei 10 Meter Tunneldurchmesser entspricht das also etwa 350 Kubikmeter pro Sekunde. – So. Das sind jetzt ein um den Faktor 350.000 größerer Volumendurchsatz als bloß ein Liter pro Sekunde. Um diesen Faktor müßen wir die Länge also wieder kürzen. 10 Billionen Kilometer durch 350.000, das sind so ungefähr 30 Millionen Kilometer. – Tja. Ganz schön lang. So lang müßte der Tunnel also sein, um einen für die CHARMION befahrbaren Weg zwischen den Meeren der Erdoberfläche und den Meeren der Welthöhle zu eröffnen."

„30 Millionen Kilometer." Seltsam überlegt selber: „Mit unserer Maximalgeschwindigkeit…"

„Rechnen Sie mit 30 Kilometer pro Stunde, dann geht's einfach!" schlage ich vor.

„Eine Million Stunden!“

„Ja.“

„Das müßten etwa 100 Jahre sein.“

„110 Jahre. Aber es war alles eine sehr grobe Schätzung. Wir können um den Faktor zehn daneben liegen. Mehrfach sogar. Aber ich denke, die Schätzung war konservativ.“

„Also kommen wir nicht in die Welthöhle!“ fragt Natalie jetzt dazwischen.

Sie ist mit dem Essen fertig, und ihre Frage ist an mich gerichtet. Deshalb beantwortet Seltsam sie: „So, wie Herr Homberg das darstellt, nein. – Aber ich glaube nicht, daß die EG soviel Geld springen läßt, nur um uns durch diese Höhlen zu kutschieren!“

„Herr Seltsam,“ unterbreche ich, „nach Ihren eigenen Aussagen bezeichnen Sie sich als Evolutionär, und sie haben uns schon in München erzählt, daß Sie Industrieerfahrung haben, oder?“

„Ja und?“

„Entscheiden Industrieunternehmen immer so rational? Geben sie das Geld immer sinnvoll aus? Besonders große Industrieunternehmen? – Sie selbst wären arbeitslos, wenn Industrieunternehmen so wären – wer bräuchte dann noch Evolutionäre?“

„Aber wenn wir nicht in die Welthöhle kommen, was machen wir dann?“ fragt Natalie weiter, „der Rückweg ist doch zu?“

Reinhardt mischt wieder mit: „Da sind sie nicht auf dem neuesten Stand, Fräulein Yay. Als Sie den Höhleneingang zerschossen hatten, hat Wellington tags drauf…“

„Frau Yay.“ sage ich.

„Was?“

„Es heißt: ‘Frau Yay’. ‘Fräulein’ ist eine Diskriminierung. Da wir alle im Sold der EG stehen, haben wir im Dienst solche diskriminierenden Äußerungen zu unterlassen. Keine ‘Fräulein’, keine ‘Neger’, keine was weiß ich.“

Natalie winkt ab: „Was hat Wellington tags drauf gemacht?“

Gut, denke ich. Wenn es nicht gewünscht wird, dann werde ich den Schwachen und Unterdrückten eben nicht zu Hilfe kommen.

„Während sie beide schliefen, wurde der Felssturz noch einmal sehr genau inspiziert. Es besteht die Möglichkeit, durch weitere Schüsse den Eingang wieder frei zu bekommen."

„Ist ja fabelhaft!" sage ich.

„Es besteht auch die Möglichkeit, daß dabei diese ganze Höhle am Eingang zusammenbricht. Ich weiß nicht, was daran fabelhaft sein soll."

Diesmal hat Reinhardt einen tadelnden Ton angeschlagen.

„Also Fazit: Beides ist unsicher, Welthöhle und zurück nach Hause, richtig?" faßt Seltsam rasch zusammen.

„Ja," ergänze ich, „wenn beides nicht möglich ist, dann werden wir zu einigen sehr interessanten Fossilien umgewandelt werden. – Sicher sehr interessant, wenn man sein Leben mit Fossilien verbracht hat, gewissermaßen die Krönung einer beruflichen Karriere in Paläontologie!"

Diesmal guckt Reinhardt richtig böse. Und Seltsam sieht Natalie an. Letzteres wäre ja nicht so schlimm – aber Natalie sieht zu lange zurück. Vielleicht weiß sie aber auch nicht, wo sie sonst hinsehen soll, wo wir uns so gegenübersitzen.

Unsere Diskussion ist teilweise auch an den anderen Tischen verfolgt worden. Es kommen noch weitere Einwände, einige davon basieren allerdings auf schlichtem Nichtverständnis der physikalischen Tatsachen. Joseph Priest hat noch eine interessante Idee – er stellt sich eine U-förmige Unterwasserverbindung zu den Meeren der Welthöhle vor. Wenn die Dichte des Wassers in dem Welthöhlenschenkel größer wäre als in dem anderen Schenkel, dann könnten auf diese Weise tatsächlich zwei Meere mit unterschiedlichem Niveau verbunden werden. Leider zeigt schon eine kurze Abschätzung, daß dieses zahlenmäßig nicht möglich ist, weil dieser Kanal dann bis zu sehr großen Tiefen hinunterführen müßte – 500 Kilometer bei zwei Prozent Dichteunterschied zwischen den beiden Schenkeln – außerdem wäre in unserem Schenkel das schwerere Seewasser, im Welthöhlenschenkel das leichtere Süßwasser. Es müßte aber gerade umgekehrt sein. So geht es also auch nicht.

Während die Diskussion über die Tische hinweg weiterläuft, lehne ich mich zurück und versuche, an etwas Erfreuliches zu denken. An das Erreichen der Welthöhle habe ich ja noch nie geglaubt, und bloß, weil wir –

relativ überraschend – dieses unterseeische Höhlensystem unter dem Minch gefunden haben, wird das Erreichen der Welthöhle dadurch nicht wahrscheinlicher. Gegen die Existenz von unterseeischen Höhlen spricht nichts – gegen eine Verbindung zu der Welthöhle lehnt sich die ganze Physik auf.

Mein Blick fällt auf den SISC in der Küchenwand. Ich fühle mich an den 'Televisor' aus '1984' erinnert. Den SISC gibt es hier mindestens ebenso häufig wie den Televisor in Orwell's Roman. Aber unser Situation Screen ist eine wirkliche Einbahnstraße für Informationen: Er zeigt welche an, aber er kann nicht gucken.

Trotzdem stört mich jetzt irgend etwas am SISC. Vielleicht auch nicht am SISC, sondern mein Unterbewußtsein hat irgendetwas wahrgenommen, das noch nicht zu meinem Hauptbewußtsein gedrungen ist. Ist es die permanente Kenntnis des Wasserdruckes da draußen, der jetzt schon ein wenig höher ist als das, was uns die Werft als ungefährlich zusichern will? Ist es die Unklarheit über unseren Rückweg? Ist es die Tatsache, daß Natalie als die faktische Schönheitskönigin in der Besatzung dauernd den Nachstellungen anderer ausgesetzt ist? Ist es die Erinnerung an Irene, die ich nicht von diesem Rundflug abgehalten habe? Oder ist es die Erkenntnis, daß meine Trauer sich in Grenzen hält, gerade so, als ob dieses ein unvermeidlicher Schicksalsschlag gewesen wäre, oder als ob Irene zu mir in keinem besonderen Verhältnis gestanden hätte? Ist es das schlechte Gewissen wegen Natalie? Ist es alles zusammen? Und ich projeziere dieses allgemeine Unzufriedensein auf den SISC, der doch nun wirklich nichts dafür kann. Gerade der SISC ist doch die Einrichtung, die uns, im Gegensatz zur Besatzung der alten Kriegs-U-Boote, ständig auf dem Laufenden hält…

Auf dem Laufenden? Ruckartig richte ich mich auf. Das Bild der Außenaufnahmen in den beiden, im Moment aufgeklappten Fenstern ist statisch und verändert sich nicht. Das wäre ja noch okay, weil die CHARMION sich selbst nicht bewegt, und wenn sie sich nicht bewegt, dann bewegt sich in diesen Höhlen gar nichts. Aber die Zeitanzeige! Die bewegt sich auch nicht!

„Was ist denn mit dem Situation Screen los?“ frage ich mit etwas lauterer Stimme. Alle Blicke wenden sich den SISCs zu. Einen Moment lang wird es still in der Kantine.

„Da ist was faul.“ sagt Carola, die bis jetzt sich still verhalten hat, weil sie vielleicht noch nicht richtig wach ist.

„Das sehen wir.“ sage ich.

„Nein, das meine ich nicht. Wenn der SISC nicht bedient wird, warum beschwert sich dann niemand aus der Zentrale?“

„Weil die auf andere Bildschirme gucken. Nehme ich an.“

Edwin springt auf und geht zum nächsten Interkom an der Küchenwand. „Ich frage mal nach.“

„Ist das wieder gefährlich?“ fragt Natalie. Ich will antworten, aber Seltsam kommt mir zuvor:

„Noch nicht. Nur unangenehm. Aber wenn etwas in einem Computer nicht so funktioniert, wie es soll, dann spricht alles dafür, daß bald noch mehr nicht funktioniert.“

„Sehr richtig formuliert!“ sage ich.

„Aber wenn man es rechtzeitig merkt, dann kann man etwas dagegen tun.“ fährt Seltsam fort, ohne auf meine Bemerkung zu achten.

„Weniger richtig formuliert – Wie die Sache mit dem Shutdown passiert ist, wissen wir ja auch nicht.“

Edwin kommt von seinem Interkom zurück: „Jetzt haben sie’s gemerkt. Wir sollen der Sache nachgehen. Sofort, vermutlich.“ Er sieht Carola an: „Betrifft wohl hauptsächlich uns beide.“

„Herzliches Beileid. Nichts mit Dienstschluß. Aber ich leiste euch Gesellschaft – Ich habe nämlich auch schon mal einen Computer gesehen!“

Wenig später sind Carola, Edwin und ich wieder in unserem Arbeitsraum. Wir bleiben nicht lange alleine – Natalie und Pater Palmer wissen nicht so recht, was sie sonst tun sollten und kommen auch zu uns hoch, kurz drauf kommt Dr. Reinhardt zu uns hoch, weil er ja auch auf dem Laufenden bleiben möchte. Da kann Seltsam natürlich nicht zurückstehen. Solzbach liegt schon in der Koje, aber Cohausz kommt als letzter rauf. Wenig später taucht auch Fahlenbeek auf.

„Es wäre gut, wenn wir schnell wissen, was da los ist!“ sagt er.

„Wir sind ja schon dabei!“ zischt Carola.

So richtig produktiv können eigentlich nur Edwin und Carola arbeiten – die anderen gucken zu. Naja, diese Situation sind wir von anderen Firmen gewöhnt. Nur könnte es sein, daß es ihnen zuviel Stress bedeutet, wenn ihnen so viele Leute über die Schulter gucken. Ich überlege mir schon, wie man eventuell einige Leute höflich in die Kantine zurückbittet. Das ist aber eigentlich Fahlenbeeks Aufgabe, als II WO.

Carola kommt zunächst mal ziemlich rasch zu einem vorläufigen Ergebnis: Sie findet heraus, welcher Dämonprozeß die SISCs mit Daten versorgt. Den startet sie einfach erneut, und augenblicklich wird die Zeitanzeige auf den SISCs auf den aktuellen Stand gebracht.

„Ist ja wunderbar!“ sagt Pater Palmer.

„Nichts ist wunderbar. Wieso wurde dieser Prozeß gestoppt? Das müssen wir noch herausfinden!“ entgegne ich.

Carola und Edwin suchen nach Hinweisen, wer den SISC-Dämon gestoppt haben könnte. „Ist eigentlich ganz einfach,“ sagt Carola, „wir haben einen Audit auf diese Systemaktivitäten!“

„Einen was?“ Das war Natalie.

„Einen Audit. Das heißt, der Rechner schreibt in eine Datei hinein, was er so macht – welche Programme gestartet werden, welche Prozesse abgeschossen werden, und welcher Benutzer am System angemeldet ist. Das haben wir schon vor dem Abfahren gestartet.“

„Sehr schön erklärt, Herwig.“ sagt Carola, „Hat nur einen Schönheitsfehler: Er hat’s nicht gemacht.“

„Nein?“

„Nein. Sie her: Da ist der SISC-Dämon gestartet worden. 17. August 1998. Montag, kurz nach 10 Ihr. Und danach ist er nie wieder gestoppt worden.“

„Was ist so besonderes an dem Datum?“ fragt Palmer.

„Letzter Systemstart. Da lag das Schiff wohl noch in Greenock. – Sowie es unterwegs ist, verträgt es keinen Shutdown mehr.“

„Was hat das jetzt mit dem Shutdown zu tun?“ fragt Pater Palmer leicht verwirrt.

„Ein Shutdown beendet die Aktivitäten des Betriebssystems. Das hätten wir ja fast gestern erlebt. Nach einem Shutdown muß das System wieder

hochgefahren werden. Das heißt, wenn an Bord noch jemand am Leben ist."

„Aha." sagt Palmer.

„So. Jetzt macht mal mit eurem Anfängerunterricht Schluß. Warum ist der SISC-Dämon gestorben? Und warum hat der Audit das nicht mitgekriegt?" Carola fühlt sich gestört.

„Das möchte ich auch wissen." sagt Fahlenbeek dazwischen. Eine Weile hacken Carola und Edwin auf ihren Tastaturen herum. Dann:

„Also entweder funktioniert der Audit überhaupt nicht richtig, oder – was auch sein könnte – der Dämon lief unter einem anderen Namen."

„Er ist aber unter dem richtigen Namen gestartet worden! Haben wir doch gerade gesehen!" sage ich.

„Weiß ich!" faucht sie zurück. Sie ist nervös.

„Vielleicht läuft dieser – Dämon – unter einer anderen User-ID? Dann kann man ihn doch nicht sehen!" schlägt Natalie vor. Ein bißchen was weiß sie schon über das PRO-UNIX.

„Carola hat sich doch als Systemverwalter angemeldet – das hat sie Übersicht über alle Benutzerkennungen, unter denen überhaupt etwas geschieht." kläre ich sie auf.

„Vielleicht ist da ein anderer Systemverwalter?"

„In jedem UNIX – und auch in PRO-UNIX – gibt es nur einen einzigen Systemverwalter. Und der heißt immer 'root'."

„Aha." sagt Natalie.

„Glaubst du es nicht? – hier, es gibt eine Liste aller Benutzerkennungen. Da steht an allererster Stelle… Carola!"

„Was?"

„Wer ist denn der Benutzer 'ROOT'? – Großgeschrieben?"

Carola und Edwin sehen auf meinen Bildschirm. Alle anderen auch.

„Ich glaube, die Natalie hat schon wieder eine Idee gehabt!"

„Glaube ich nicht." sagt Carola, „Warum soll eine normale Benutzerkennung nicht 'ROOT' heißen? Das ist nicht verboten!"

„Tja. Auch wieder richtig. Sehen wir uns mal die Privilegien an, und was diese Kennung macht."

Die Überraschung folgt auf dem Fuße: „Carola und Edwin," sage ich, „schaut euch das an! 'ROOT' läßt sich nicht administrieren!"

„Das gibt es doch nicht!" sagt Edwin, „Das ist unmöglich!"

Fahlenbeek beugt sich weit vor und sieht auf meinen Bildschirm.

„Herr Fahlenbeek, Sie müßten es wissen: Gibt es etwa so etwas wie einen super-super-user für dieses System?"

„Mir ist nichts bekannt," sagt er, „was hat der denn für Dateibestände?"

„Das ist es ja – da kommen wir nicht rein!"

„Tja." sagt Edwin, und noch einmal: „Tja." Und nach einer Pause: „Dann wissen wir also, wer diesen Shutdown gestern losgelassen hat!"

„So? Wissen wir das?" Ich greife wieder in die Tasten: „Ich gehe mal als 'ROOT' rein."

„Schön!" sagt Carola, „Schick uns ne Karte, wenn du das ROOT-Paßwort herausgefunden hast!"

Sie hat recht. Weder ich noch sonst jemand kommt rein. 'ROOT' hat ein anderes Paßwort als 'root', und keiner von uns kennt es.

Fahlenbeek fragt über Interkom den Alten. Es wäre ja immerhin möglich, daß der Kapitän dieses Schiffes auch bezüglich des Rechners besondere Privilegien hat. Wellington weiß aber von nichts.

„Tja, dann können wir gar nichts machen!" sagt Edwin, „wenn da tatsächlich eine alternative Systemverwalterfunktion im PRO-UNIX vorgesehen ist…"

„Das wissen wir noch gar nicht, ob es bloß eine alternative Systemverwalterfunktion ist," meine ich, „es kann sein, daß ROOT noch mehr Privilegien hat als 'root'!"

„Ach du liebe Zeit!"

„Ja. Und wenn unter ROOT ein Programm läuft, das das Schiff auf den Kopf stellen möchte, oder das den Schwerwasserheißdampf aus dem Reaktor in die Klimaanlage leiten möchte, oder das die Flutventile öffnen möchte – wenn wir so etwas haben – dann können wir nichts dagegen machen. Gar nichts."

„Doch," sagt Carola, „Einer kann etwas dagegen machen. Einer, der das 'ROOT'-Paßwort kennt. – Und so einer ist an Bord."

Ich denke nach. „Du hast recht," sage ich, „so einer ist an Bord. Vielleicht auch zwei."

Alle anderen sehen sich und uns verwundert an.

„Und?" fragt Carola.

„Ich weiß nicht."

„System neustarten?"

„Unbedingt, wenn dieses ein Haus auf dem Festland wäre. Aber es ist ein U-Boot. Wir können nicht. Zu gefährlich."

„Aber es kann doch jederzeit…"

„Ja," sage ich, „Es kann jederzeit…"

Und wie um meine Worte zu bestätigen, heult wieder die Alarmsirene auf. Der Situation Screen, der wieder anstandslos funktioniert, gibt die Ursache an:

Das Schiff hat angefangen, mit etwa 50 Gramm pro Sekunde schwerer zu werden. Sowenig, wie das ist, kann das nur eine Ursache haben:

Wassereinbruch.

Die Panik hält sich zunächst in Grenzen. Erstens wegen der geringen Größe dieser Gewichtszunahme des Bootes. Das könnten die Lenzpumpen noch leicht schaffen.

Um einen Liter pro Sekunde gegen ein Bar Überdruck nach draußen zu bringen, braucht man theoretisch hundert Watt. In der Praxis ist es etwas mehr, wegen des nicht hundertprozentigen Wirkungsgrades von Pumpen und Antrieb. Wir sind im Moment in 4300 Metern Tiefe, hätten also gegen einen Druck von 430 Bar anzupumpen. Für einen Liter pro Sekunde braucht man dann 43 Kilowatt. Bei 50 Gramm pro Sekunde sind es noch zwei bis drei Kilowatt.

Aber natürlich ist das kein Trost, denn ein Wassereinbruch, wenn es denn ein solcher ist, kann sich ja jederzeit verstärken.

Mehr zur Beruhigung trägt bei, daß die CHARMION ja dauernd Wasser mit der Umgebung austauscht, auch wenn sie still liegt und nicht manöveriert. Zum Beispiel wird Wasser an Bord genommen, um die organischen Reste des Bordbetriebes nach draußen zu bringen. Dann die ständige Frischwassererzeugung, von der wiederrum das nicht gebrauchte Frischwasser ständig dazu benutzt wird, Seewasser in den Regelzellen durch Reinstwasser auszutauschen – des Korrisionsschutzes wegen. Wenn der Inhalt der Regelzellen über längere Zeit nicht verändert wird, enthalten diese tatsächlich nur noch reinstes Wasser.

Der Bordrechner führt ständig Bilanz über die ein- und ausgehenden Flüssigkeitsströme – muß er ja, um das Boot manöverieren zu können. Wenn das Boot also tatsächlich an Masse zunimmt, dann ist diese Zunahme die Differenz von aufgenommenem und ausgeschiedenem Wasser. Und diese Differenz muß nicht echt sein. Es kann sich um schlichte Meßfehler handeln, oder auch um Rechenfehler, wenn die zuständigen Programme fehlerhaft sind. – Im Prinzip könnte auch einer der Prozessoren des Rechners defekt sein, das aber würde wesentlich rascher und bei wesentlich mehr Programmen auffallen. Das PRO-UNIX weiß, wie es fehlerhafte Rechnerhardware aus dem laufenden Betrieb entfernt.

Wenn jetzt also der Rechner tatsächlich meint, daß wir in jeder Sekunde um 50 Gramm, die er nicht selber veranlaßt hat, schwerer werden, dann ist es ein Wassereinbruch. Aber das kann noch eine ganze Menge anderer Ursachen haben. Trotzdem – wir müssen so schnell wie möglich rauskriegen, welche. Harmlos ist das keinesfalls.

Der Dienstschluß ist also keiner mehr – für alle. Niemand kritisiert das, denn die meisten haben wohl schon etwas über die Wirkung von Hochdruckwassereinbrüchen geschildert bekommen. Die vom nautischen Personal mit Sicherheit. Ein Wasserstrahl, der bloß 50 Gramm pro Sekunde transportiert, kann, wenn er etwa quer über den Gang in Hüfthöhe einbricht, jemanden, der da vorbeigeht, in zwei Hälften zerschneiden. Einfach so.

50 Gramm pro Sekunde, das sind 3 Liter in der Minute. In drei Minuten ein durchschnittlicher Wassereimer. Eine Menge, die man in einem Wohnraum kaum noch unbemerkt irgendwo hinfließen lassen könnte – auch auf der CHARMION sollte diese Wassermenge, wenn sie irgendwo frei herumfließt, eigentlich auffallen. Selbst, wenn dieses Wasser sich in irgendwelchen Zwischenwänden staut – etwa in der Isolierschicht über der äußeren Druckkörperwand, die viele Leitungen der Klimaanlage enthält – bleibt es nicht unbemerkt. Gerade da nicht, denn da sind genug Sensoren, die nicht nur Wasser, sondern jede Spur von Feuchtigkeit aufspüren können. Längst schon wären die Informationen im Bordrechner eingelaufen, längst schon wäre die feuchte Stelle lokalisiert. Das ist aber nicht geschehen. Also: Ein Leck im Druckkörper ist es nicht.

Trotzdem läßt Wellington das gesamte Boot begehen. Jeder, der nichts anderes zu tun hat, muß daran teilnehmen. Das ist insbesondere auch deshalb angezeigt, weil diese Wasserrate sich vorübergehend leicht erhöht hat – es sind 65 Gramm pro Sekunde geworden, dann fiel der Wert wieder auf 35 bis 40 Gramm pro Sekunde.

Ich bin mit unten im Unterdeck, die Gegend, die man bei anderen Schiffen ‘die Bilge’ nennt. Hier würde freies Wasser über kurz oder lang zusammenfließen. Aber es gibt nichts dergleichen zu beobachten. Der Boden ist knochentrocken.

21 Uhr vorbei. Seit mehr als einer halben Stunde haben wir jetzt diese Situation. 90 bis 100 Liter. Eine halbe Badewanne. Wo mag die sich verstecken? Ich – und nicht nur ich – gelangen allmählich zu der Auffassung, daß wir von etwas anderem genarrt werden. Wellington läßt die Inhalte von Regelzellen und Trimmtanks, die umlaufenden Schwerwassermengen im Reaktor, die diversen Tanks in der Frischwasseraufbereitung, die Wasserleitungen und die Abwasserleitungen manuell prüfen und ausmessen. Derweil sind die EDV-Spezialisten – also Edwin und Carola – dabei, das Betriebssystem nach Hinweisen zu durchforsten, weil es ja sein könnte, daß der Rechner uns narrt.

So um 21:45 – inzwischen sollte es sich um fast eine ganze Badewanne handeln, um die das Boot schwerer geworden ist – steht fest: Ein Rechenfehler ist es nicht. Die Regelzellen haben um die 150 Kilogramm verloren, um die Gewichtszunahme zu kompensieren. Also muß die Gewichtszunahme des Bootes echt sein – sonst würden wir uns nicht nach wie vor unbeweglich am selben Ort aufhalten können.

Wasser kann es aber eigentlich auch nicht sein – 150 Liter Wasser – gar Seewasser – können nirgends unbemerkt herumschwappen.

Interessanterweise hat die Rate der Gewichtszunahme in der letzten halben Stunde stark abgenommen. Wir sind jetzt etwa bei 20 Gramm in der Sekunde. Und immer noch haben wir keine Erklärung.

Dann – es geht auf 22 Uhr zu – findet jemand sie. Ein lauter Schmerzensschrei aus dem vorderen Unterdeck. Ich bin gerade oben in unserem Arbeitsraum, bei Edwin und Carola, aber der Schrei dringt durch die Öffnungen der Niedergänge zu uns herauf, gefolgt von einem dumpfen Schlag. Augenblicklich bin ich unterwegs. In der Kantine war jemand vom nautischen Personal – die sind noch eher unten. Ich sehe sie nur noch von hinten.

Im Unterdeck kniet Pater Palmer vor einer der Tiefkühltruhen. Er hält mit schmerzverzerrtem Gesicht seine rechte Hand. „Da ist ja Säure drin!“ ächzt er.

„Wo?“ fragt Peer Elderman, der vor mir bei dem Pater angekommen ist. Dieser deutet auf die Tiefkühltruhe.

„Wo soll die denn herkommen?“ frage ich. Mit beiden Händen will ich den Deckel anheben.

„Seien Sie vorsichtig, Herr Homberg!“ warnt Elderman mich. Inzwischen tauchen weitere Mitglieder der Besatzung auf.

Die Tiefkühltruhe geht nicht auf, so sehr ich mich auch dagegen stemme. Ich studiere die Bedienelemente. „Ist das nicht eine der Tieftemperaturtruhen?“ frage ich. Ich habe plötzlich eine Idee.

„War die etwa offen?“ fragt Elderman den Pater. Der nickt.

„Merkwürdig. Die sollte nicht offen sein. – Herr Homberg, da ist die Verriegelung. Und Sie müssen auf das Entlüftungsventil drücken. – Ich glaube, er hat etwas da drinnen angefaßt! – Das soll wohl Verbrennungen geben. – Da kommt schon Doktor Morton.“

Während der Pater zur medizinischen Versorgung gebracht wird, gelingt es mir, die Truhe zu öffnen.

Der Umgang mit flüssigem Stickstoff ist mir vertraut. Nur ein Blick auf die leicht bewegliche Oberfläche dieser Flüssigkeit, die ständig mit einer Nebelschicht überdeckt ist, bringt mir alte Erinnerungen aus der Diplomarbeitszeit zurück.

„Also, wenn er da seine Hand reingesteckt hat, dann wundert es mich überhaupt nicht, daß er jetzt jammert.“ sage ich.

Peer Elderman guckt mir über die Schulter: „Da stimmt was nicht. Die ist ja fast randvoll! Das darf sie doch gar nicht.“

Ich erinnere mich an die Lehrgänge in München. Die Tieftemperaturkühltruhen für die ganz langfristige Lagerung von Lebensmittel arbeiten bei -196 Grad. Da verändern Lebensmittel sich kaum noch – höchstens bei den Einfrier- und Auftauvorgängen, und das sollte ja nur einmal der Fall sein.

Wenn man diese Truhen an Land betreibt – wofür es an Land allerdings kaum einen Grund gibt, es sei denn, in entlegenen Forschungsstationen oder so, dann werden die Lebensmittel tatsächlich mit flüssigem Stickstoff überschichtet. Das hat den Vorteil, daß bei Ausfall der Stromversorgung der verdampfende Stickstoff die Lebensmittel noch lange Zeit kühlen kann. Bei großen Truhen wochenlang bis monatelang.

Allerdings muß man diese Truhen mit geschlossenem Deckel betreiben. Wenn man diesen zu häufig aufmacht, dann tendiert der Luftsauerstoff dazu, im flüssigen Stickstoff in Lösung zu gehen. Mit der Zeit würde der Sauerstoffanteil in der superkalten Flüssigkeit immer weiter steigen. Und flüssiger Sauerstoff ist ein sehr gefährlicher Stoff. Schon flüssige Luft fällt nicht ohne Grund unter das Sprengstoffgesetz, und flüssiger Sauerstoff natürlich erst recht.

Deshalb auch das Ventil im Deckel. Es muß Gas rauslassen, wenn der Stickstoff bei Stromausfall anfängt, zu verdampfen, aber es darf keine Luft reinlassen. So wird verhindert, daß sich Flüssigsauerstoff bildet.

Diese Truhen hier werden aber in einem U-Boot betrieben. Und da gelten andere Gesichtspunkte. Da möchte man auf keinen Fall eine Füllung mit flüssigem Stickstoff, gar eine solche bis zum Rand haben. Erstens ist das einiges an Gewicht, und zweitens kann es gefährlich werden, dann nämlich, wenn gerade etwas aus diesen Truhen entnommen wird, und das Boot ein plötzliches, heftiges Manöver macht. Ein paar Dutzend oder gar ein paar hundert Liter von flüssigem Stickstoff, die herausschwappen, könnten in der mechanischen Struktur des U-Bootes – in den Spantenscheiben oder gar in der Druckkörperwand – gewaltige Wärmespannungen erzeugen. Das kann in größeren Tiefen den Druckkörper sprengen.

Also macht man es anders. Diese Truhen werden, weil sie eben hier an Bord eines U-Bootes verwendet werden, nur bis minus 170 Grad betrieben – ohne Einlage von flüssigem Stickstoff. Es sind nur Lebensmittel darinnen und eben sehr kalte Luft. Das ist alles. Das macht auch Sinn: Ob -196 Grad, oder nur -170 Grad, das macht bei der Haltbarmachung der Lebensmittel wenig Unterschied. Und Strom ist, solange das Boot funktioniert, immer da. Auf diese Weise hat man nicht das Problem mit dem flüssigen Stickstoff.

Frage also – wo kommt plötzlich der flüssige Stickstoff her, wenn niemand ihn hineingetan hat? Oder – was heißt flüssiger Stickstoff – jetzt begreife ich:

„Elderman – das ist kein flüssiger Stickstoff! Sehen Sie hier – die Thermostateinstellung. Die ist ja am Anschlag! Das da ist in der letzten Zeit aus der Luft kondensiert! Das ist flüssige Luft!“

„Auweih!“ sagt Elderman. Er hängt sich sofort ans Interkom und spricht mit der Zentrale. Dann wendet er sich wieder zu mir:

„Man hätte gleich alles überprüfen sollen! Wenn man die Frischlufterzeugung mitrechnet, dann weiß man, woher die Leckrate kommt! Die hat in der letzten Zeit mehr neue Frischluft erzeugt als alte erneuert. Jetzt haben sie’s in der Zentrale rausgekriegt – der Computer ist also in Ordnung. Und das Boot auch.“

„In Ordnung?“ frage ich, „Wieso? Da sind offenbar 150 Kilogramm neuer Atemluft erzeugt wurden, weil die entsprechende Menge irgendwo verschwunden ist, nämlich hier, und es gibt keinen Alarm? Nicht mal einen Hinweis? Das nennen Sie ‘in Ordnung’?“

„Wahrscheinlich“ zuckt Elderman mit den Schultern, „geht man davon aus, daß das Boot unter Wasser Luft nur verlieren kann, wenn gleichzeitig Wasser eindringt – und das würde ja Alarm auslösen. An diesen Fall hat einfach niemand gedacht!“

„Jedenfalls,“ sagte ich, „kann ich meine Kollegen die frohe Nachricht bringen – die möchten vielleicht ins Bett und nicht die ganze Nacht vor dem Terminal verbringen!“

Und für mich selber denke ich: ‘Scheißrechner’. Das Boot verliert 150 Kilogramm umlaufende Luft, und der Rechner weiß es, sagt aber nichts. Wenn da noch mehr solche gravierenden Fehler sind, dann brauchen wir gar keine Abenteuer mehr zu bestehen – dann machen wir uns alle Gefahren unterwegs selber!

„Nicht so schnell,“ sagt Elderman, „Wellington kommt gleich und möchte sich das ansehen. Wir müssen ja wissen, wie es gekommen ist!“

„Versehen. Denke ich.“ sage ich, „Jemand hat den Thermostat zu weit aufgedreht!“

„Wohl kaum.“ Die Stimme hinter mir gehört Wellington, der inzwischen angekommen ist. Er tritt an die Truhe heran und wirft einen Blick hinein. „Herr Palmer hat noch einige Dinge erzählt, während unsere Frau Doktor ihn behandelt hat.“

Ich sage nichts, weil ich denke, daß Wellington schon damit herausrükken wird, was Palmer erzählt hat. Tut er auch:

„Die Truhe war teilweise geöffnet – einen Spalt weit. Gerade soweit, daß man nicht hineinsehen konnte. Palmer war aber gerade hier unten, um sich etwas zu essen zu holen. Er hat diese Truhe – völlig zu recht – als Lebensmitteltruhe erkannt und sie ganz aufgemacht."

„Wieso war diese Truhe einen Spalt weit auf?" wundert sich Elderman, „Das geht doch gar nicht. Entweder der Deckel liegt hinten an – so wie jetzt – oder er ist ganz zu. Er rastet nicht in einer Zwischenstellung ein. Kann er gar nicht."

„Es lag etwas dazwischen, auf der Kante."

„Was denn?"

„Palmer weiß es nicht mehr genau. Eine der tiefgefrorenen Lebensmittelpackungen. Die hat er wieder reingelegt. Dabei hat er sich ja auch die Hand verbrannt – er kannte ja flüssigen Stickstoff nicht."

„Herr Wellington, ich müßte drauf hinweisen – das ist kein flüssiger Stickstoff," sage ich, „Das da ist flüssige Luft!"

„Ich weiß. Ist mir völlig klar. Kondensiert. Seit fast zwei Stunden. Seit zwei Stunden muß die Truhe offen sein, und seit zwei Stunden hat sie Luft angesaugt, um sie zu verflüssigen. An den Kühlrippen und an den kalten Lebensmittelpaketen. Der Thermostat ist wahrscheinlich viel früher zu weit runtergedreht worden." Er bückt sich und dreht den Sollwert des Thermostaten wieder auf 170 Grad unter Null.

„Meinen Sie, daß das – Absicht ist?"

Wellington zuckt mit den Schultern. Er wendet sich an Elderman: „Wir müssen alle anderen Tieftemperaturtruhen überprüfen. Einfach Thermostat wieder richtig stellen und nicht aufmachen. – Diese hier lassen wir etwas offen, bis die verflüssigte Luft wieder verdampft ist."

„Nicht ungefährlich." sage ich.

„Weiß ich. Aber ich will die Suppe bis morgen weghaben. Und mit dem Tauchsieder reinzugehen würde ich auch nicht anraten."

„Na, das weiß ich nicht!" sage ich, „passen Sie mal auf!"

Ich trete auf die Truhe zu und greife blitzschnell mit der hohlen Hand hinein.

„Homberg, sind Sie wahnsinnig?" Wellington reißt die Augen auf.

Mit blitzschnellen Bewegungen wie beim Händewaschen zerstäube ich die Flüssigkeit in meiner Hand. Zischende Tropfen spritzen in alle Richtungen davon und hinterlassen kleine Kondensstreifen.

„Wenn man ganz schnell ist, passiert einem nichts. Sie wissen das: Eine Schicht aus verdampfender Flüssigluft. Isoliert hervorragend. Früher habe ich das meinen Studenten im Praktikum immer vorgeführt. Wer wollte, durfte es nachmachen. Die meisten waren dabei zu langsam und haben sich dabei die Finger verbrannt!“

„Tatsächlich?“

„Jaja. Keine Angst – ich weiß, was ich tue. Eine Zeitlang war Flüssigstickstoff sogar mein Lieblingsspielzeug – ich habe mir eine Fünf-Liter-Kryokanne im Institut ‘entliehen’ und habe damit im Studentenheim allerhand Schabernack angestellt.“

„So?“

„Ja. Ich erinnere mich zum Beispiel – eines Tages habe ich eine gewöhnliche Thermoskanne für Kaffee damit gefüllt und bin in die Küche gegangen, die allen Studenten des Wohnheimes zur Verfügung stand. Von außen sah man der Thermoskanne ja nichts an. – In der Küche war gerade ein Mädchen mit ihrem Abwasch zugange. Sie beachtete mich zunächst nicht. Ich ließ heißes Wasser in eines der Spülbecken laufen, bis es randvoll war. Dann habe ich mit einem Schwung die ganze Thermoskanne – etwa einen Liter – in das Spülbecken hinein entlehrt. Das gibt sofort eine gewaltige Nebelwolke – man steht bis zur Hüfte drin und kann die eigenen Knie schon nicht mehr sehen. – Das Mädchen hat vielleicht entgeistert geguckt!“

„Ich hoffe, daß Sie nicht solche Spiele hier an Bord vorhaben!“

„Natürlich nicht. – Aber es hat sich damals eben so ergeben, daß ich mit diesem Stoff ziemlich vertraut wurde. Sogar Reinemachen kann man damit!“

„Wie das?“

„Indem man ein paar Liter mit einem Schwung über den Boden ausgießt. Schwemmt den Dreck an der gegenüberliegenden Wand an, verdampft folgenlos und läßt den Dreck zurück. Den kann man dann ganz leicht aufnehmen.“

„Da haben Sie aber Glück gehabt, daß Sie nicht die Heizkörper gesprengt haben!“ sagt Wellington.

„Habe ich mir später auch überlegt. Aber ein paar Liter in einem normalen Zimmer – das ist nicht sehr viel.“

„Mmh.“ sagt Wellington, „Aber hiermit haben Sie nichts zu tun?“

„Nein.“

Elderman taucht wieder auf: „Die anderen Truhen sind okay.“

„Tatsächlich. Dann spricht das für ein Versehen. Für eine Schlamperei. Ich dachte, das wäre in meiner Mannschaft nicht möglich.“

Elderman schluckt. „Es kann einer aus dem wissenschaftlichen Personal gewesen sein,“ sage ich schnell, zur Ehrenrettung der Nautischen, „die sind nicht alle mit der Technik gleich gut vertraut. Vielleicht war es sogar der Palmer selber. – Nur glaube ich nicht, daß man das durch direktes Befragen herauskriegen wird.“

Wellington nickt. „Jedenfalls wird es von nun an zu den regelmäßigen Aufgaben der Wachhabenden gehören, auch diese Thermostaten nachzuprüfen. Ich würde ruhiger schlafen können, wenn wir diese Truhen an den Rechner anschließen könnten.“

Da bin ich zwar überhaupt nicht seiner Meinung, aber ich sage nichts. Nicht-Informatiker haben manchmal einen solch festen Kinderglauben an Computer…

Für diese Nacht ordnet Wellington noch an, diese Truhe regelmäßig zu inspizieren, bis all die flüssige Luft verdampft ist, und sie dann zu schließen. Außerdem soll jeder Wachhabende in seiner Wache jedes Deck wenigstens einmal begehen, um auf Auffälligkeiten zu achten. Den Zeitpunkt dieses Begehens soll man möglichst zufällig wählen. Dann zieht er sich zurück.

Ich habe den Eindruck, daß er sich durchaus nicht darüber klar ist, ob hier ein Versehen oder eine destruktive Absicht vorlag. Das kann ich verstehen. Ich weiß es auch nicht.

Als ich in Richtung meiner Kabine gehe, überlege ich, welche Absicht dahinter stecken könnte, wenn es eine vorsätzliche Handlung war. Um das Boot als Ganzes in Gefahr zu bringen, hätte es ja noch weiterer Zufälle bedurft, etwa einer heftigen Bewegung des ganzen Bootes. Oder jemand

wirft Aktivkohle in die Flüssigluft – das hat auch sehr spektakuläre Resultate.

Aber ich kann irgendwie immer noch nicht glauben, daß jemand an Bord unser Unternehmen so sabotieren will, daß wir alle dabei in Gefahr sind, draufzugehen. Das würde für einen wahnsinnigen Fanatismus sprechen – viel mehr Fanatismus, als etwa dazu nötig ist, die Direktive q78q99q auszuführen.

Schon fast 23 Uhr. In der Kantine wartet Natalie auf mich. „Wo bleibst du denn?“ fragt sie.

„Wir haben gerade das Schiff vor dem sicheren Untergang gerettet!“ sage ich, „Warst du nicht eben auch unten?“

„Ich fand es langweilig.“ sagt sie.

„Mmh. Ich nicht. Ich finde den Rachen des Todes nie langweilig.“

„Ihr übertreibt. Ich möchte ins Bett!“ Sie steht auf und hängt sich mir um den Hals: „Ich möchte mit dir ins Bett! – Vergiß diese Kühltruhe!“

„Okay.“ sage ich, „Ich vergesse sie. Gleich!“

Als wir zusammen in ihrer Kabine sind und wieder anfangen, das Kunststück zu zelebrieren, uns in dem beengeten Raum gleichzeitig auszuziehen, hat wahrscheinlich einer von uns etwas sagen wollen. Wir kommen nicht dazu. Plötzlich liegen wir uns in den Armen. Es dauert einen Moment, bis ich merke, daß Natalie mich nicht an sich herangezogen hat und bis Natalie merkt, daß ich ihr nicht so einfach um den Hals gefallen bin. Ich bin einfach umgefallen!

„Komisch – ich bin doch nicht betrunken!“ sage ich.

„Das Boot liegt schief!“ sagt Natalie.

„Das kann nicht sein!“ sage ich.

„Doch. Sieh doch!“

Sie hat recht. Mein Gott, sie hat recht! Es sind bloß vier oder fünf Grad Schräglage, aber es sollte eigentlich Null sein. Das Boot liegt nicht mehr auf ebenem Kiel! Und langsam rotiert es weiter. Der SISC zeigt es. Zwei Außenansichten sind dabei, sich langsam zu verschieben – die Felsen auf der Steuerbordansicht driften nach oben, die auf der Backbordansicht nach unten.

Und wir haben unten im Boot eine offene Wanne mit 150 Litern noch nicht verdampfter Flüssigluft!

Ich bin augenblicklich wieder draußen. Im Laufen ziehe ich mich ganz an. Den Niedergang runter ins Unterdeck. Warum ist denn kein Alarm? Wer hat eigentlich Wache? Ich glaube, die Gabi Gohlmann. Wellington müßte doch auch noch auf sein! Dem müßte das doch auffallen!

Als ich vor der Tieftemperaturtruhe stehe, hat das Boot eine Schlagseite von 7 Grad nach Steuerbord erreicht. Der Flüssigkeitsspiegel ist schief, aber es ist noch keine flüssige Luft über den Rand getreten. Ich mache den Deckel zu und veriegele ihn. Damit ist diese Gefahr erst einmal gebannt. Allerdings weiß ich nicht, was passiert, wenn das Überdruckventil im Deckel in die Flüssigluft eintaucht. Dazu allerdings müßte das Boot sich mindestens ganz auf die Seite legen.

Dann erreiche ich über den zentralen Niedergang die Zentrale. Ich erwarte, mindestens die Gabi zu sehen, weil sie ja noch Wache hat.

Außer Gabi sind aber noch Wellington, Amerlingen und Fahlenbeek da. Sie sehen konzentriert auf ihre Bildschirme. Und sie sehen keineswegs glücklich aus. Gabi und Amerlingen sitzen nebeneinander vor zwei Bildschirmen, Wellington und Fahlenbeek stehen dahinter.

„Haben Sie eine Idee, was da los ist?“ fragt Wellington, als ich reinstürze.

„Ich habe noch nicht darüber nachgedacht. Ich hatte eben genug damit zu tun, die Truhe da unten zuzumachen!“

„Glänzende Idee. Wir haben es gesehen.“ Er deutet mit einem Nicken auf einen anderen Bildschirm, der einen Blick ins vordere Unterdeck zeigt.

„Ich dachte schon, ich hätte eben das Schiff gerettet. Es wäre also jemand runtergekommen, wenn ich es nicht getan hätte?“

„Genau. Die Möglichkeit, das Schiff zu retten, haben Sie aber immer noch – wir wissen nicht, was da los ist!“

Inzwischen ist die Schlagseite wieder auf etwa 4 Grad gesunken. Das ist fast vernachlässigbar. Und die ganze Zeit waren die Bewegungen des Bootes sehr sanft

„Was ist denn eigentlich los?“ frage ich.

„Das Boot hat sich selbstständig gemacht! Sehen Sie her!“ Amerlingen zeigt auf einen der Bildschirme.

Weil ich selbst keine eigenen Erfahrungen mit der Schiffssteuerung habe – ich darf das ja nicht – sehe ich nicht auf den ersten Blick, was los ist. Amerlingen weiß das und erklärt:

„Dieses ist das Bildschirmlayout für manuelle Steuerungen. Auf dem Fenster hier ist die Außenansicht nach vorne abgebildet. Die feinen grünen Linien umschreiben einen unregelmäßigen Vielflächner, der mit Sicherheit in die Höhle vor uns hineinpaßt. Dieser Vielflächner ist vom Schiffsrechner ausgerechnet worden und wird ständig aktualisiert – innerhalb dieses Vielflächners gibt es mit Sicherheit nur Wasser.“

„Dieser Vielflächner stellt also die beste Approximation der Höhlengeometrie dar, die der Rechner erkannt hat?“ frage ich.

„Genau so ist es. Aus den Echomessungen, aus den Radarmessungen uns so weiter. – Sie sehen, daß das Boot sich seitlich bewegt und dabei ist, nach vorne Fahrt aufzunehmen. Diese Linie da ist das, was man in Flugzeugen einen ‘künstlichen Horizont’ nennen würde.“

„Kenne ich,“ sage ich, „jahrelang Flugsimulator gespielt.“

Natalie hat jetzt auch die Zentrale betreten und sieht uns zu. Niemand nimmt von ihr Notiz.

„Es ist praktisch genau dasselbe. Ein exakter künstlicher Horizont. Und das feine rote Kreuz hier zeigt die momentane Richtung der Symmetrieachse des Bootes. Auch die Schlagseite kann man erkennen. Im Moment ist das Boot wieder dabei, auf ebenem Kiel zu gelangen. Das Kreuz ist dabei, auf dem künstlichen Horizont aufzusitzen. Sieht man ja deutlich. – Der Punkt mit dem Kringel drumrum ist die Richtung des momentanen Geschwindigkeitsvektors. Sie sehen, daß der gerade auf das Kreuz zuwandert – so, wie es also aussieht, werden wir uns in Kürze in Richtung unserer Symmetrieachse bewegen. – Da unter dem Fenster sind dann einige zahlenmäßige Angaben – momentane Geschwindigkeit und so weiter.“

„Sieht einfach aus. Und wie steuert man es?“

„Wenn man es manuell macht, mit diesem Trackball. Man kann auch auf den Trackball in dieser Armlehne schalten – was einem eben mehr liegt.“

„Ach so. verstehe. Wie in den alten Airbussen.“

„Ja.“

„Und Sie haben eben das Boot schief gelegt?“

Amerlingen greift auf einen der Trackbälle: „Passen Sie mal auf!“

Kaum, daß er den Trackball berührt, springt mitten auf dem Bildschirm eine Mitteilungsbox auf:

SUPERVISOR CONTROLLED MANEUVER

CONTROLS INACTIVE NEXT 7 MINUTES

PLEASE WAIT

„Was heißt das?“ frage ich.

„Sehen Sie doch. Das Schiff steuert sich selbst!“

„Aber das – Ich denke, dazu sollte es auch in der Lage sein!“

„Wir haben es nicht veranlaßt. Es hat von selber angefangen. Aus der Ruheposition heraus. Ohne jede Vorwarnung!“

Die Box ist wieder verschwunden. Die Geschwindigkeit nimmt ab.

„Macht das Manöver denn Sinn?“ frage ich, „Was macht das Boot denn eigentlich?“

„Es hat seinen Standort um nur wenige hundert Meter verändert!“

Ich sehe von einem zum anderen. Wellington räuspert sich:

„Ich sage es eigentlich ungern, aber unsere Informatik-Spezialisten sollten dem sofort nachgehen.“

„Der Edwin – ich meine, der Herr Daum – hat doch sowieso Wache. Aber er ist nicht dazu gekommen, sich vorher hinzulegen. Und die Kollegin Rau ist wahrscheinlich auch sehr erschöpft. Die haben beide heute schon eine ganze Menge Extra-Arbeit eingeschoben. Hat das nicht Zeit?“

„Herr Homberg, sehen Sie nicht, was da passiert? Das Boot hat, zeitweilig und von sich aus, das Kommando übernommen und ein selbstständiges Manöver gemacht! Ich als Kapitän des Bootes sollte von solchen Fähigkeiten meines Schiffes etwas wissen! Ich weiß nichts davon! Und ich weiß nicht, was noch passiert! – Sie könnten übrigens auch mitarbeiten.“

Ich spüre Natalie’s entäuschten Blick im Genick.

„Wenn wir müde sind, dann erreichen wir in acht Stunden entfernt nicht so viel wie in einer wachen Stunde!“

„Das Problem dringt! Verstehen Sie das nicht?“

Ich schüttele den Kopf: „Diese Dialogbox da eben hat gesagt, daß das Manöver in wenigen Minuten zu Ende ist. Dann haben wir doch erst einmal wieder Ruhe, oder?“

„Vielleicht – vielleicht auch nicht. Finden Sie wenigstens heraus, was der Grund sein könnte, daß das Boot seine Position dort aufgegeben hatte. Ich möchte es so.“

Kapitän ist Kapitän. Ich drehe mich um: „Ich muß die Kollegin Rau wecken. Vielleicht ist sie noch nicht einmal eingeschlafen.“

„Das können Sie auch von hier aus. Und Sie,“ Wellington sieht Natalie an, „Sie können schlafen gehen.“

Natalie bleibt aus Solidarität aber erst einmal da. Als deutlich wird, daß wir nach Ablauf der angekündigten Zeitspanne tatsächlich wieder Verfügungsgewalt über das Boot haben, verziehen Wellington und Ammerlingen sich. Fahlenbeek bleibt da, Edwin taucht pünktlich um Mitternacht auf, um seine Wache anzutreten, Gabi tritt ab, Natalie kauert sich in einem der Sessel zusammen, und als die Carola verschlafen und zerknautscht auftaucht, wird die Stimmung fast frostig. Allerdings richtet ihr Ärger sich nicht gegen mich.

Das Boot liegt wieder bewegungslos, nur ein paar hundert Meter von dem Ort entfernt, wo es vor knapp fünf Stunden positioniert wurde. Fahlenbeek findet rasch heraus, daß kleine Positionsänderungen – einen Meter vor oder zurück – möglich sind, so wie immer. Die Steuerung verhält sich normal. Warum also hat sich das Boot zeitweise selbstständig gemacht?

„Ganze Menge passiert, seit dem Abendessen!“ sage ich, „Erst der SISC-Vorfall, und dann der Wassereinbruch, der keiner war.“

Edwin schüttelt den Kopf: „Ich sehe auch überhaupt nicht, wie wir da weiterkommen sollen – Diese Sache müßte jetzt Spuren hinterlassen haben. Sonst haben wir überhaupt keine Chance. In diesem Rechner geht so viel vor sich, was niemand weiß!“

„Vielleicht hat das Boot einfach Angst gehabt, an einer bestimmten Stelle!“ läßt Natalie sich aus ihrem Sessel vernehmen. Sie gähnt, und Carola

guckt schon wieder mißbilligend. Diese unsachlichen Äußerungen – schon gar von Natalie – mag sie nicht.

„Am besten," sage ich, „durchforsten wir einfach mal alle Aufzeichnungen. Was ist da hinten anders gewesen als dort, wo wir jetzt sind? – Die beiden Orte sind ja nicht weit voneinander entfernt. Wenn trotzdem irgend etwas anders ist, dann könnte es daran liegen! – Tja, tut mir leid. Das artet in eine reine Fleißarbeit aus. Aber es ist immer noch einfacher, als das Stück Software aufzuspüren, was sich da selbstständig gemacht hat!"

So machen wir's. Außenaufnahmen vergleichen, Echoaufzeichnungen vergleichen, Radaraufzeichnungen vergleichen, die dreidimensionalen Kartenstücke dieser Gegend ansehen. Und die ganze Zeit die Erwartungshaltung: Fängt das Boot vielleicht wieder damit an?

Wir finden nichts Schlüssiges. Und das Boot liegt ruhig, als ob es nie Ungehorsam gezeigt hätte.

Als es zwei Uhr wird, sage ich: „Es hat keinen Zweck. Wir erreichen mehr, wenn wir morgen wach sind."

„Ich habe jetzt sowieso Wache!" sagt Edwin. Fahlenbeek überlegt.

„Vorschlag zur Güte, Zwei WO!" sage ich, „Wir fahren zurück. Dahin, wo das Boot sich selbstständig gemacht hat. Mal sehen, ob es das wieder tut! – Oder wir gehen gleich ins Bett!"

Fahlenbeek überlegt noch einen Moment. „Gut." sagt er. Mit ein paar Griffen ruft er auf seiner Konsole das Steuerungsprogramm auf. Endlich geschieht wieder etwas!

Ein paar Minuten später sind wir wieder unterwegs. Langsam und sachte, rechnergestützt gedämpfte Manöver – nicht einmal Wellington soll merken, daß sein Schiff sich wieder bewegt. Um 2:25 Uhr haben wir die alte Position wieder eingenommen. Das Schiff wird wieder positioniert.

Wir sehen uns, müde wie wir sind, die Felswände rundherum an. Dieser Höhlenraum unterscheidet sich in nichts von vielen anderen, durch die wir gekommen sind.

„Tja, ich – das war's dann wohl, denke ich." sage ich, „Carola! Ab in die Falle!"

Carola sieht Fahlenbeek an – sie weiß schon, daß ich nicht befugt bin, sie zu entlassen. Der aber nickt.

Natalie ist auf ihrem Sitz eingeschlafen. Das wird gleich etwas schwierig werden, sie soweit zu wecken, daß sie in ihre Kabine gehen kann.

„Ich mache noch eine aufintegrierende Echolotmessung!“ sagt Edwin, kaum daß Carola raus ist.

„Wozu soll das gut sein?“ frage ich.

„Damit wir sicher sind, daß wir wirklich wieder genau an derselben Stelle sind, wo das Boot heute abend – das heißt, gestern abend – positioniert wurde.“

„Da können Sie sicher sein,“ sagt Fahlenbeek, „schon die Trägheitsnavigation stellt das sicher.“

„Naja, trotzdem – ich möchte es mal sehen. Außerdem ist das so interessant, wenn sich das Bild life entwickelt!“

Diesen Zug, den Hang zur rechnererzeugten Grafikästhetik, habe ich an Edwin noch nie beobachtet. Aber er hat natürlich recht: Wenn der Rechner fortlaufende Echolotmessungen zu einem Bild immer größerer Genauigkeit integriert, dann hat die Entstehung der dreidimensionalen Detailzeichnung etwas Faszinierendes an sich. Wie auf einen Zauberspruch hin bilden sich auf dem Bildschirm Schleier, die in die wirklichen Formen der Höhle kondensieren.

Edwin kennt das Programm inzwischen schon gut. Mit ein paar geschickten Handgriffen hat er die Messung in die Wege geleitet. Fahlenbeek und ich stehen hinter seinem Sessel und sehen dem in Entstehung begriffenen Bild zu. Edwin dreht und wendet es, um es von allen Seiten zu betrachten.

Plötzlich fällt mir etwas auf:

„Edwin! Laß es mal in Seitenansicht stehen! – Ja, so. Siehst du es?“

Edwin beugt sich vor: „Da über der Höhle?“

„Ja! – kriegen wir das noch besser?“

„Die Messung läuft ja noch!“

Gebannt starren wir auf den Schirm. Über der unregelmäßigen, durchbrochenen Blase, die das dreidimensionale Abbild dieser Höhle darstellt, schwebt ein Schleier. Ein kupelförmiger Schleier.

Ein fast durchgehender Schleier, einige Meter tief im Fels drin!

„Wenn es das ist was ich glaube, das es das ist, dann machen wir uns am besten so schnell wie möglich wieder fort!“ sagt Fahlenbeek langsam.

„Ein Spalt?“ fragt Edwin, „Es ist ein sehr schwaches Signal.“

„Ja. Es muß ein Spalt sein. Die Schallwellen müssen da durch eine ganze Menge Fels durch!- Aber es sieht so aus, als ob der sich über die ganze Höhlendecke erstreckt! – Eine meterdicke Schicht! Und die kann jede Sekunde runterkommen!“

„Wieso denn? Wieso denn gerade jetzt? Die Höhle ist doch schon Jahrmillionen Jahre alt! Außerdem ist es ja vielleicht gar kein Spalt.“ wendet Edwin ein.

„Jedenfalls ist es etwas, was eine akustische Diskontinuität bedeutet – und das heißt, es ist in irgendeiner Hinsicht eine mechanische Diskontinuität.“ meint Fahlenbeek.

„Aber trotzdem. Diese Felsen hängen da schon so lange! Warum sollen sie gerade jetzt…“

„Ist doch klar!“ sage ich, „Seht ihr das nicht! Die Wärmeerzeugung der CHARMION! Wir machen doch ständig ein paar hundert Kilowatt Wärme! Das warme Wasser steigt von den Wärmeaustauschern auf und sammelt sich in der Kuppel. Die hat hier zwar einen größten Durchmesser von über 90 Metern, aber schon in der Breite ist es viel weniger, und in der Tiefe sind es zehn bis zwölf Meter. Das ist eine Wassermenge, die wir schon deutlich genug erwärmen können, wenn wir länger hierbleiben. – Und das könnte Wärmespannungen in der Felsdecke geben!“

„Stimmt!“ sagt Fahlenbeek, „Stimmt genau.“

Ich fahre fort: „Genug Wärme, um die Höhlendecke anzuheizen – es stimmt, Edwin: Diese Felsen mögen da seit Jahrmillionen hängen, und vielleicht hängen sie noch einmal so lange da. Aber wenn wir sie jetzt so heizen, dann können wir sie damit herausbrechen.“

„Und wir sind genau drunter!“ Jetzt versteht Edwin.

Ich sehe Fahlenbeek an: „Nichts wie weg!“ Er nickt und setzt sich ohne Umstände wieder an die Steuerung.

Nach ein paar Minuten haben wir den Höhlenraum verlassen. Erst dann wage ich, weiter zu reden – als ob vorher unsere Stimmen ausgereicht hätten, die Felsdecke zum Einsturz zu bringen!

„Jetzt wissen wir wenigstens etwas. Nämlich, warum es angeraten ist, sich an dem Platz nicht aufzuhalten – jedenfalls nicht mit einem U-Boot, das soviel Abwärme erzeugt wie wir."

„Denn hat das – also das, was unser Boot übernommen hat – uns ja das Leben geretten! Vielleicht wenigstens."

„Ja. Hat es. – Aber was war es?"

Bevor wir uns wirklich zum Schlafen zurückziehen können, macht Edwin hier noch einmal ganz genau die gleiche Messung. Tatsächlich: an unserer neuen Position droht uns keine Felsdecke zu erschlagen.

Fahlenbeek hat so Gelegenheit, vor dem Schlafengehen noch einen interessanten Eintrag mit dem LOGEDITOR zu machen.

Und wir haben Gelegenheit, uns zu überlegen, welche Instanz da eine schützende Hand über die CHARMION und jede lebende Seele an Bord gehalten hat.

Die Suche nach dem Dämonenprogramm

Am nächsten Morgen – schon lange ist es der 17. Januar, ein Sonntag, und es ist der vierte ganze Tag unseres Unternehmens – gibt es natürlich eine Unterredung mit dem Alten. Daß das Boot ohne seine Erlaubnis bewegt wurde, paßt ihm gar nicht. Andererseits ist die Entdeckung, daß das Boot bei seiner selbstständigen Aktion sich aus einer Gefahrenzone, die bis dahin noch niemandem als solche aufgefallen ist, herausbewegt hat, höchst interessant.

Trotzdem möchte er natürlich wissen, warum der Rechner sich solcherart selbstständig gemacht hat. Carola, Edwin und ich sind also für den Rest auch dieses Tages mit Arbeit eingedeckt.

Die CHARMION selbst hat natürlich mit Beginn der normalen Arbeitszeit ihren Suchweg fortgesetzt. Da das Vorgehen aber nach wie vor das übliche ist – Abfahren immer neuer, immer tieferer Abzweigungen des Höhlenlabyrinths – und da auf den Bildschirmen immer wieder und unaufhörlich das Bild vorbeiziehender Felswände, immer wieder anders, aber doch immer bloß Felsen und nichts als Felsen, zu sehen ist, werden wir wenig abgelenkt. Ebenso unterbricht Amurdarjew uns nicht, der auch in unserem Labor sitzt und mit seinen geologischen Beobachtungen beschäftigt ist. Andere kommen nur gelegentlich aus der Kantine zu uns hoch, und ab und zu schaut jemand durch das Schott zum zentralen Niedergang zu uns herein.

Manchmal dringen lautere Stimmen aus der Kantine zu uns rauf. Einige von den Nautischen scheinen dort Karten zu spielen, aber ich kann nicht erkennen, wer es ist. Wie gut, daß unter normalen Umständen Alkohol an Bord nicht verfügbar ist, denke ich, denn sonst würde es uns bald zu laut werden.

Das erste, was wir machen, ist, daß wir uns noch einmal die Aufzeichnungen vornehmen, die vor unserer Entdeckung gemacht worden sind. Jetzt, wo wir wissen, was wir suchen, ist es natürlich ein leichtes, die Echolotreliefs des Spaltes in der Höhlendecke zu erkennen, auch wenn Edwin's akumulierende Messungen später wesentlich bessere Bilder geliefert haben. Hier ging es also mit rechten Dingen zu.

Das waren aber auch schon alle schnellen Erfolgserlebnisse. Das Programm, das von sich aus die Initiative ergriffen hat, finden wir nicht. Wir haben es um 12 Uhr nicht gefunden, als die CHARMION schon 100 Meter tiefer als 5000 Meter ist, und wir haben es um 17 Uhr nicht gefunden, als wir die 6000 Meter passieren. In Anbetracht der Tatsache, daß Sonntag ist, geben wir die intensive Suche auf.

Nichtsdestoweniger haben wir an diesem Tag eine Menge gelernt. Langsam steigen wir weiter in die Softwarestruktur des Bordrechners der CHARMION ein.

Ein so großes System mit zahllosen Prozessoren, immensen Resourcen von Speicher und Hintergrundspeicher und allen möglichen Schnittstellen zu den technischen Einrichtungen des Schiffes ist nicht einfach nur eine besonders große PRO-UNIX-Installation. Es sind nicht einfach besonders viele Prozesse, die hier mehr oder weniger unabhängig voneinander laufen. Technisch hat jedes Gerät mit jedem anderen zu tun, und da können die Prozesse auch nicht unabhängig sein. Andererseits muß dafür gesorgt werden, daß nicht ein Programm, das sich ungebührlich verhält, das gesamte System zum Stillstand bringt.

Die schon vor zehn Jahren weit verbreitete 'Client – Server' Architektur wird fast durchgehend verwendet. 'Clients', das heißt 'Kunde', sind diejenigen Programme, die etwas sinnvolles tun, und die 'Server' sind die Programme, die Geräte verwalten – 'Server' heißt also gewissermaßen 'Dienstmädchen'. Für eine der Bildschirm-Konsolen mit ihrer Tastatur und ihren Trackbällen gibt es genau so einen Server wie für die Energiewandler oder den Reaktor. Es gibt Server für die Klimaanlage genauso wie für jeden Temperatursensor, Server für die Vortriebsmaschinen wie für die Trägheitsnavigation.

Eine frühe Analogie zu 'Server' ist das Treiberprogramm für ein bestimmtes Gerät, und ein Treiber war begrifflich Teil des Betriebssystems. Der 'Server' ist aber der umfassendere Begriff. Ein Server gehört nicht mehr im eigentlichen Sinne zum Betriebssystem, ja, er braucht nicht einmal auf demselben Rechner zu laufen, von dem ein Client etwas will.

Natürlich ist die Trennung zwischen Server und Client nicht strikt. Der Prozeß zum Beispiel, der den Client darstellt, der die Server für die einzel-

nen SISCs in Anspruch nimmt, ist selbst wieder Server für andere Clients, die zum Beispiel etwas auf die SISCs schreiben wollen. Und das ist nur ein einfaches Beispiel. Es gibt 'Server-Client-Network-Editors', das sind Editoren, mit denen man bestehende Anwendungen zu neuen verknüpfen kann. Wenn zum Beispiel jemand auf die Idee käme, daß jeder SISC den Füllungsgrad eines bestimmten Kühlschrankes ständig anzeigen sollte, dann braucht man dazu kein neues Programm zu schreiben. Es werden einfach Kühlschrankserver mit dem SISC-Server in geeigneter Weise verknüpft. Daraus entsteht dann ein neuer Server, der als Client den Befehl von einer Tastatur auffaßt und daraufhin mit der gewünschten Arbeit beginnt – ja, auch der dumme Anwender wie unsereins, der vor seinem Terminal hockt, ist ein Client, oder auch ein Server, je nach Gesichtspunkt.

Die Arbeit mit diesen Server-Client-Network-Editoren entspricht dem Schreiben von Kommandoprozeduren in den alten UNIX-Systemen. PRO-UNIX hat aber sehr viel mehr Möglichkeiten. Und was das System nun wirklich macht, das kann man durchaus nicht immer erkennen, wenn man sich bloß eine Liste der Prozesse ansieht, die auf dem System laufen – denen sieht man nämlich die Interprozeß-Kommunikationskanäle, die diese Prozesse zu Server-Clients-Networks zusammenlegen, nicht an.

Um sich diese Kanäle anzusehen, muß man den Server-Client-Network-Editor nehmen. Aber sehr hilfreich ist das auch nicht, weil erstens diese Kommunikationsnetze sehr umfangreich sind, so daß man sie sowieso nicht überblicken kann, und zweitens ist die Zuordnung zwischen Servern und Prozessen entweder nicht sichtbar, oder, wenn man sich diese Zuordnung doch anzeigen läßt, dann wird das Netz absolut unlesbar.

Manchmal denke ich, daß wir in der Informatik auf einen Zustand hinmarschieren, wie er im Prinzip auch in der Neuroinformatik erreichbar ist: Man kann sich das semantische Netz eines Bewußtseins kartographieren und aufzeichnen lassen – aber was diese Millionen von vernetzten Knoten nun bedeuten, das kann man nicht erkennen. Das kann nur das betreffende Bewußtsein selbst. Und sind wir nicht bei den Systemen der CHARMION soweit? Die bloße Anzahl der identifizierbaren Vorgänge in den Bordrechnern erreicht einige Millionen. Der Komplexitätsgrad eines Bewußt-

seins ist damit schon erreicht. Welche Erscheinungen sind noch möglich, unter diesen Umständen?

Und sind die Rechner an Bord der CHARMION wirklich nur als größere, komplexere Ausgabe kleinerer Computer aufzufassen? Was haben diese Rechner mit meinem alten APPLE][gemeinsam, auf den ich vor 18 Jahren so stolz war, Besitzer eines eigenen 'Rechenzentrums', wie mein Vorgesetzter damals zu diesem ungewöhnlichen Hobby sagte? Fünf Jahre später war dieses Hobby schon nicht mehr ungewöhnlich, aber auch da standen viele Hobbyisten immer noch mit jedem Byte ihres Betriebssystems auf 'du', egal, ob es sich nun um einen Z-80, um einen PET, um einen APPLE][oder um einen MS-DOS-Rechner handelte.

In den Rechnern der CHARMION jedes Byte persönlich zu kennen ist nicht mehr möglich. Solange lebt kein Informatiker. Wir haben hier, unter unseren Fingern auf den Tastaturen, das Ergebnis von Zehntausenden von Arbeitsjahren. – Außer, daß in ein Byte acht Bit hineinpassen, gibt es kaum noch etwas, was wirklich sicher ist.

Für Philosophie haben wir natürlich jetzt keine Zeit. Was wir also an diesem Tag versucht haben, ist, herauszufinden, welcher Prozeß in seiner Rolle als ein Client sich an die Außenbeobachtung gewandt hat, welcher Prozeß die Echolotungen gelesen hat, und welcher Prozeß bald darauf die Verbindung des Servers für manuelle Steuerung des Schiffes zeitweise gelöst und selber in die Steuerung des Schiffes eingegriffen hat.

Und wir haben es nicht herausgefunden.

An diesem Abend des 17. Januar sind wir alle erschöpft und müde. Zurückgewiesen durch die Komplexität des Systems. Reduziert auf den Informatikanfänger, der auf den Bildschirmen Icons von Fenstern unterscheiden kann, aber nicht viel mehr.

Zu dem Ganzen kommt noch, daß uns ein Teil des Systems gar nicht zugänglich ist – es wird immer sicherer, daß es einen super-super-user mit Namen 'ROOT' gibt. Unter diesen Umständen im System herum zu diagnostizieren ist genauso, als ob man in einem Konversationslexikon etwas nachschlagen will und bei bestimmten Seiten immer das Licht ausgeht.

Ein nur kleiner Trost ist es, daß das System in der letzten Nacht zu unseren Gunsten eingegriffen hat.

Daß wir hingegen jetzt in einer Tiefe sind, wo einbrechendes Wasser bereits die Schallgeschwindigkeit überschreiten würde – um 17:30 wurde das Schiff in 6050 Meter Tiefe fest positioniert – macht mir viel weniger Sorgen. Gute, alte Hardware! Ich habe Vertrauen zu unserer hochlegierten Titanstahlhülle, auch wenn die Werft uns für diese Tiefe das Vertrauen nicht mehr schriftlich gegeben hat. Bis auf die Zahlen auf dem SISC hat sich durch den Außendruck nichts geändert.

Amurdarjew erzählt beim Abendessen, daß er neue Artefakte gefunden zu haben glaubt. Wieder von der Art eines Kais – in einem Falle war es eine Art Einfassungsmauer, die in einer Höhle, die wir passierten, das Wasser bei teilweiser Füllung der Höhle davon abgehalten hätte, in einer engen Seitenhöhle zu verschwinden. Allerdings war diese Mauer stark angeschlagen, so daß auch eine zufällige Steinform immer noch im Bereich des Möglichen lag. Neue Erkenntnisse gab es aus dieser Richtung also nicht.

Dafür hat er neue Meßergebnisse bezüglich der Gravitationsfeldstärke mit zunehmender Tiefe. Ich kenne das Prinzip schon – jeder Physikstudent muß als Übungsaufgabe ausrechnen, wie sich die Gravitationsfeldstärke bei Eindringen in eine homogene Kugel ändert, wenn im ersten Semester das Gravitationsgesetz drankommt – aber den anderen muß Amurdarjew erst einmal erklären, worum es geht:

Wenn die Erdkugel überall dieselbe Dichte hätte – das wären etwa 5500 Kilogramm pro Kubikmeter – dann würde die Gravitation proportional zum Abstand vom Erdmittelpunkt abnehmen, wenn man sich auf diesen zubewegt. Das liegt daran, daß sich erstens die Beiträge zur Gravitationsanziehung aller Teile des Erdkörpers, die weiter vom Erdmittelpunkt entfernt sind als man selbst, zu Null wegmitteln, und daß die Kugel, die die lokal wirksame Gravitation erzeugt, nämlich die Kugel mit dem Radius, der dem eigenen Abstand vom Erdmittelpunkt entspricht, eine Masse proportional zur dritten Potenz dieses Abstandes hat. Dann kann man schon im Kopf ausrechnen, was passiert: Die Gravitation nimmt umgekehrt quadratisch zum Abstand vom Erdmittelpunkt zu – sagt das Gravitationsgesetz – und kubisch zum Abstand vom Erdmittelpunkt ab – weil die

wirksame Masse ja kubisch abnimmt. Unterm Strich bleibt also eine Proportionalität zum Abstand vom Erdmittelpunkt.

Da wir uns jetzt etwa dem Erdmittelpunkt um ein Tausendstel des Erdradius genähert haben, würde nach diesem Modell unser Gewicht um ein Promille abgenommen haben – viel zuwenig, um es zu bemerken. Aber es ist ja auch nicht so, denn die Wirklichkeit ist etwas komplizierter.

Die Dichte des Erdkörpers ist in der oberen Schichten vergleichsweise gering und nimmt im Zentrum stark zu. Das liegt daran, daß erstens alle schwereren Materialien im Laufe der Entstehung der Erde dazu tendierten, sich mehr im Erdkern anzusammeln, und außerdem durch den dortigen hohen Druck alle Materialien eine höhere Dichte haben. Deshalb hat man, wenn man sich dem Erdmittelpunkt nähert, immer noch einen größeren Anteil der Erdmasse unter sich als es der dritten Potenz des Verhältnisses von Erdradius und eigenem Abstand vom Erdmittelpunkt entspricht. Dieser Effekt sorgt dafür, daß man in den oberen 3000 Kilometern sogar mit einem Ansteigen der Schwerkraft zu rechnen hat, wenn man weiter in die Tiefe vorrückt. Nach gängigen Modellen sollte die maximale Erdbeschleunigung 3000 Kilometer unter der Erdoberfläche etwa 8 Prozent größer sein als an der Erdoberfläche. Erst dann nimmt sie wieder ab, um im Erdmittelpunkt – natürlich – Null zu erreichen.

Im Moment sind wir also alle etwas schwerer als in Ullapool – ein zehntausendstel etwa. Das kann man messen, aber man kann es nicht spüren.

Interessanter, sagt Amurdarjew, ist etwas anderes: Die Auswirkungen der Welthöhle auf die Gravitation an unserem derzeitigen Aufenthaltsort. Schließlich müßte man erwarten, daß das Fehlen von Kubikkilometern von Gesteinsmaterial einen Einfluß auf die lokale Gravitationsfeldstärke hat. Der ist zwar sehr gering, aber immer noch innerhalb der Meßbarkeit der Geräte, die wir an Bord haben.

Er hat aber nichts dergleichen gefunden. Vom Gravitationsstandpunkt, sagt er, existiert die Welthöhle nicht.

Andererseits sei es ja möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß die Welthöhle überall von schwererem Gestein umgeben sei. Ein besonderes Gestein müsse es ja sein, denn sonst könnte man sich die Stabilität solch riesiger Höhlen kaum erklären.

An diesem Abend ist es, bis auf Amurdarjews Erklärungen, die auch von den anderen Tischen verfolgt werden, relativ still in der Kantine. Liegt das daran, daß das Wochenende für die meisten ohne großartige Freizeitaktivitäten vergangen ist? Wer nichts zu tun hatte, konnte sich Filme ansehen oder lesen oder Computerspiele benutzen. Darüber hinaus gibt es hier wenig Möglichkeiten.

An diesem Abend bin ich so fertig, daß ich in meiner eigenen Kabine für mich alleine schlafen möchte. Ich achte nicht einmal richtig drauf, was Natalie dazu meint – ich habe sie sowieso den ganzen Tag kaum gesehen. Sie hat ja gesehen, daß wir zu tun hatten. Hoffe ich.

Am anderen Morgen, dem 18. Januar 1999, einem Montag, geht es pünktlich weiter. Das Boot beginnt mit Beginn der Tageswache mit weiteren Manövern, und wir sitzen wieder vor unseren Terminals. Vielleicht sind wir etwas wacher als gestern, aber deshalb sehen wir noch lange nicht klarer.

Vorher noch werfe ich einen Blick auf die Tieftemperaturtruhe im Unterdeck und stelle fest, daß noch nicht allzuviel von der flüßigen Luft verdampft ist. Solange der Deckel zu ist – und das sollte er wohl aus Sicherheitsgründen auch bleiben – geht das Verdampfen langsam. Beim Frühstück haben wir die verbundene Hand des Paters gesehen, aber der hat uns erzählt, daß die Schmerzen aufgehört haben. Da er die Hand sehr schnell wieder zurückgezogen hat, waren die Gewebezerstörungen nur oberflächlich.

Er hat Glück gehabt, denke ich, aber ich sage es ihm nicht. Was wäre gewesen, wenn er in seiner Unkenntnis der Kryotechnik und des Aussehens von verflüssigter Luft auf dem plötzlichen Schmerz so reagiert hätte, daß er die Hand erst recht tief in das vermeintliche Wasser getaucht hätte? Eine mögliche, plausible Fehlentscheidung – ob ein Unfall dieser Art jemals irgendwo vorgekommen ist?

Bis zum Mittag gibt es nichts Neues. Das Boot ist weit nach Norden ausgewichen, um einer sehr engen Höhlenkette folgen zu können, und hat eine Tiefe von 6400 Metern erreicht. Ich denke daran, daß wir schon viel tiefer sind als die Orte unserer ersten Erlebnisse in der Welthöhle vor drei Jahren: Wenn ich mich richtig erinnere, hatten wir in dieser Tiefe bereits

unseren ersten Saurier gesehen, den Kampf mit diesem kleinen, gefräßigen Tier bestanden und waren dabei, auf einer Hängenden Straße weiter nach unten vorzudringen. Wir befanden uns auch mitten in der Schicht der leuchtenden Wolken.

Beim Mittagessen fragt Natalie mich, ob ich ihr beim Programmieren helfen kann.

„Beim Programmieren? Was programmierst du denn?“ frage ich verwundert. Auch Edwin und Carola horchen auf.

Natalie wollte etwas mehr über das wissen, was ich oder was wir machen. Mit dem System kann sie soweit umgehen wie fast jeder andere hier auch, aber auf unseren Lehrgängen in München wurde natürlich nicht auf die Software-Herstellung selbst eingegangen.

„Du hast doch gesagt, daß du in deinem Studium einen Computer verwendet hast?“ frage ich zurück.

„Ja. Zum Schreiben und zum Zeichnen. Programmiert habe ich nie. – Ich will’s nur mal wissen, wie das ist!“

Diplomatisch erläutern wir ihr, daß wir im Moment keine langen Lehrgänge machen können, weil wir ja mit anderen Aufgaben eingedeckt sind. Aber kurze Fragen – natürlich. Jederzeit. Jeder von uns wird da kollegial helfen können.

Als wir nach dem Essen wieder in unserem Arbeitsraum sind, begleitet Natalie uns. Sie meldet sich unter ihrer User-ID an.

„Hier. Das ist es – es geht nicht!“ sagt sie und lädt ein Programm in den Editor:

```
programm natal-4;

var q, qq, qqq, result: integer-256;

begin
result:= 0;
for q:= 1 to integer’last do
for qq:= 1 to integer’last do
for qqq:= 1 to integer’last do
```

```
result:= result + q * qq * qqq;
writeln (result);
end.
```

„Oh," sage ich, „ein Pascal-Programm! Wo hast du denn das her? Und was soll das Programm machen?" Ich sage erst einmal nichts über die Fehler, die mir sofort ins Auge springen. Schon das achte Zeichen dieses Programmtextes müßte eine Fehlermeldung provozieren.

„Aus einem Lehrtext. Haben wir auch im Computer."

„Aber da hast du ein paar Dinge beim Abschreiben geändert!"

„Kaum etwas. Das da ist das Fehlerlisting!" Ich spüre, daß sie stolz darauf ist, daß sie wenigstens weiß, wo man die Liste der Rügen des Compilers einsehen kann. Und diese Liste ist ansehnlich lang:

```
programm natal-4;
 ^
Fehler 3 in Zeile 2 der Datei $HOME/SRC/NATAL-4.PAS
Erwarte 'PROGRAM'
 var q, qq, qqq, result: integer-256;
 ^
Fehler 104 in Zeile 4 der Datei $HOME/SRC/NATAL-4.PAS
Name nicht vereinbart
 for q:= 1 to integer'last do
 ^
Fehler 103 in Zeile 8 der Datei $HOME/SRC/NATAL-4.PAS
Name nicht vom geeigneten Typ
 for q:= 1 to integer'last do
 ^
Fehler 202 in Zeile 8 der Datei $HOME/SRC/NATAL-4.PAS
Stringkonstante darf nicht länger als eine Zeile sein
 for qq:= 1 to integer'last do
 ^
Fehler 6 in Zeile 9 der Datei $HOME/SRC/NATAL-4.PAS
Unerlaubtes Symbol
```

```
 (evtl. fehlt ';' in darüberliegender Zeile)
 for qq:= 1 to integer'last do
 ^
Fehler 103 in Zeile 9 der Datei $HOME/SRC/NATAL-4.PAS
Name nicht vom geeigneten Typ
 for qq:= 1 to integer'last do
 ^
Fehler 202 in Zeile 9 der Datei $HOME/SRC/NATAL-4.PAS
Stringkonstante darf nicht länger als eine Zeile sein
 for qqq:= 1 to integer'last do
 ^
Fehler 6 in Zeile 10 der Datei $HOME/SRC/NATAL-4.PAS
Unerlaubtes Symbol
 (evtl. fehlt ';' in darüberliegender Zeile)
 for qqq:= 1 to integer'last do
 ^
Fehler 103 in Zeile 10 der Datei $HOME/SRC/NATAL-4.PAS
Name nicht vom geeigneten Typ
 for qqq:= 1 to integer'last do
 ^
Fehler 202 in Zeile 10 der Datei $HOME/SRC/NATAL-4.PAS
Stringkonstante darf nicht länger als eine Zeile sein
 writeln (result);
 ^
Fehler 116 in Zeile 12 der Datei $HOME/SRC/NATAL-4.PAS
Fehler im Typ des Parameters einer Standardprozedur
```

„Natalie, du hast weniger Fehler gemacht als dir der Compiler das jetzt weis machen will. Da: Das Programm fängt mit 'program' an – nur ein 'm'. Ich denke, du bist Britin?"

„Ich dachte, wenn man die Fehlermeldungen auf deutsch umschaltet…"

„Dann warst du aber nicht konsequent. Dann hättest du nämlich auch 'beginn' statt 'begin' schreiben müssen."

„Ach so."

„Dann: Was ist ‘integer-256’?“

„Lange Integer-Zahl – was so in 256 bits hineinpaßt!“

„Gibt es in Pascal nicht!“

„Gibt es doch! Steht in der Sprachbeschreibung drin!“

„In Standard-Pascal gibt es das nicht. Da mußt du wahrscheinlich den Compiler irgendwie anweisen, daß er Nicht-Standard-Spracherweiterungen akzeptieren soll! – Wir sehen gleich mal nach.“

„Mmh.“ sagt Natalie nur. Ihr Selbstbewußtsein beginnt, dahinzuschmelzen. Dabei sind das ganz normale Anfängerfehler, die auch ein Informatiker bei seiner ersten Berührung mit einer Programmiersprache machen kann. Auch ich habe schon solche Fehler gemacht – habe ich nicht, vor 25 Jahren, auf einer Telefunken-TR4 der TU Clausthal versucht, einem ALGOL-Compiler Assemblertexte unterzuschieben, weil ich Assembler für eine Spracherweiterung von ALGOL hielt?

„Dann – was ist das da: ‘integer’last’?“

„Die größte Zahl, die man als ‘integer’ darstellen kann!“ sagt Natalie.

„Das ist aber auch kein Pascal. Das gibt es nur in Ada. Oder in diesem Pascal nur als Spracherweiterung.“

„Ach so.“

„Gut. Was haben wir noch? – der Rest scheint mir richtig zu sein. Das Programm soll die Summe von allen Produkten bilden, die aus drei Multiplikanden bestehen, die jeweils zwischen 1 und deinem integer’last groß sein dürfen, ja?“

„Ja.“ sagt Natalie.

„Gut. Du mußt nur das überflüssige ‘m’ in ‘programm’ wegnehmen und dem Compiler sagen, daß er diese Spracherweiterungen akzeptieren soll. Das ist alles.“

„Dann geht es schon? Und dafür so viele Fehlermeldungen?“

„Ja. – Das ist unser täglich Brot in der Informatik. Es gibt Einzelfehler, die einen Compiler veranlassen können, zehntausende von Folgefehlern zu melden!“

Carola wird ungeduldig: „Könnt ihr euer Programmierpraktikum nicht woanders abhalten? – Wir haben zu tun!“

„Wir sind ja gleich fertig!“ sage ich, „Laß doch die Natalie ihr erstes Erfolgserlebnis haben!“

Carola wendet sich mißmutig ihrem Bildschirm zu. „Stör dich nicht dran!“ sage ich zu Natalie, „Vor 20 Jahren hat sie ganz genau dieselben Fehler gemacht!“

Natalie korrigiert die erste Zeile des Programmes, und dann finden wir heraus, wie man dem Compiler sagt, daß er dieses erweiterte Pascal akzeptieren soll. Wir versuchen, dabei leise zu reden, damit wir die anderen nicht stören.

Tatsächlich geht die nächste Compilation problemlos über die Bühne. Natalie läßt das Programm laufen. Gespannt starrt sie auf den Bildschirm.

„Warum geschieht nichts?“ fragt sie.

„Tja,“ sage ich, „Sieh dein Programm noch einmal an. Mach ein neues Fenster auf!“

Als sie das getan hat, fahre ich fort: „Du hast da eine immense Menge an Rechenoperationen in die Wege geleitet! Drei geschachtelte Schleifen, bis integer’last – und das sind hier 64-bit Integer-Zahlen!“

„Oh!“

„Dieses Programm läuft länger, als die Welt existiert! Für den Rest der Zeit der Welt hast du diesem Boot einen Prozessor genommen, wenn wir das Programm nicht abbrechen. – In deinem Lehrtext standen doch sicher andere Schleifengrenzen drin, oder?“

Natalie holt den Lehrtext auf den Bildschirm. In der Tat – die drei Schleifen laufen in dem Beispiel nur von 1 bis 10.

„Du wolltest den Rechner wohl ein bißchen mit Arbeit versorgen, oder?“

Sie nickt.

„Naja,“ sage ich, „es gibt ja noch andere Möglichkeiten. Laß uns noch einmal die Compileroptionen ansehen. Wenn ich mich recht erinnere, kann dieser Compiler optimieren. Er kann den Programmtext analysieren und herausfinden, ob und was man davon parallel machen könnte. Dann können mehrere Prozessoren gleichzeitig an dem Problem arbeiten. Allerdings – wenn der Compiler sonst keine Möglichkeit findet, da etwas abzukürzen, dann reichen sämtliche Prozessoren dieses Schiffes nicht aus, jemals zu einem Ergebnis zu kommen.“

„Solche Experimente laßt ihr mal besser sein!“ ruft Carola zu uns herüber.

„Du hast es gehört. Wollen wir die Schleifen nicht wieder etwas verkürzen?“

Natalie stoppt ihr Programm und schließt mit einem bösen Seitenblick auf Carola alle Fenster.

„Nein. Ich wollte ja auch nur wissen, was ich falsch gemacht habe – Ich habe jetzt keine Lust mehr.“

Sie steht auf, um zu gehen.

„Das war schon ganz gut, Natalie!“ sage ich, „Laß dich nicht entmutigen!“

Als sie weg ist, sagt Carola: „Die soll ihre Lippenstifte zählen.“

Ich sage nichts. Gegen persönliche Antipathie gibt es keine Argumente. So widme ich mich ebenfalls wieder der Systemanalyse.

Aber wir arbeiten ziemlich schweigend. Ich kann mich kaum konzentrieren, weil ich an Irene’s erste Gehversuche mit ihrem Computer denken muß. Wie leicht hätte ich sie damals für immer entmutigen können, wenn ich das Falsche gesagt hätte. In der Anfangszeit einer solchen Beschäftigung entscheidet sich, ob später der Weg zu Kompetenz beschritten wird, oder ob man wieder aufgibt. Dabei weiß Carola um diese didaktischen Gesichtspunkte ganz genau.

Es ist nicht schön von ihr, daß sie so auf Natalie losgeht.

15 Uhr, 6600 Meter Tiefe. Es gibt nach wie vor keine Möglichkeit, in die Dateibestände des super-super-users hineinsehen zu können – da aber könnte der Schlüssel zu unserem Problem liegen. Die eine Möglichkeit, das gesamte System herunterzufahren und dann wieder einen allgemeinen Neustart zu machen, würde wir uns in einer Werft zutrauen, oder wenigstens an einem ruhigen Liegeplatz – aber letzteres wäre schon problematisch: Wir wissen nicht, ob wir ohne externe Energieversorgung den FP-Reaktor wieder hochkriegen können. Ich muß mit den Reaktoringenieuren Colbert und Kufferath darüber sprechen. Aber das hat noch Zeit – wir haben ja keinen ruhigen Liegeplatz.

Um 15:20 Uhr sieht Carola plötzlich von ihrem Bildschirm auf:

„Die CPU-Warteschlangen der Prozesse mit niedriger Priorität sind länger geworden und wachsen noch."

„Ja und?"

„Probiert deine Natalie jetzt doch die Parallellverarbeitung aus?"

„Sie ist nicht 'meine Natalie'! Aber ich werde mal runtergehen und fragen."

Natalie ist in ihrer Kabine. Sie hat sich bis auf ihre Unterwäsche ausgezogen und hingelegt und sieht sich einen Film an. Aus den Augenwinkeln sehe ich zuckende Leiber – naja. Manchmal sehe ich so etwas auch ganz gerne. Ich frage sie nach ihren Programmieraktivitäten.

Fehlanzeige – seitdem sie uns verlassen hat, hat sie nichts mehr getan. Ich halte das für unbedingt glaubwürdig. Gerade will ich weggehen.

„Mußt du jetzt arbeiten?" Sie lehnt sich auf die Kante des Kojenrandes. Dabei rutscht ihr eine Brustwarze aus dem BH heraus.

„Muß ich. – Tut mir leid!"

Sie sieht eingeschnappt hinter mir her, als ich ihre Kabine wieder verlasse. Carola sauer, Natalie eingeschnappt – viel Feind, viel Ehr, denke ich.

Als ich wieder oben bin, zeigt Carola angespannte Aufmerksamkeit. Edwin hackt hektisch auf seiner Tastatur herum. „Es wird schlimmer!" sagt er.

„Natalie war's nicht. Die sieht sich gerade Softpornos an."

Ich hätte glatt erwartet, daß Carola dazu eine Bemerkung macht. Aber sie tut es nicht.

Ich informiere mich selber über die Systemauslastung. „Tatsächlich," sage ich, „alle Prozessoren beschäftigt! Was macht die Maschine denn?"

„Sag es besser dem Alten!" schlägt Edwin vor. Ich greife zum Interkom.

Bis jetzt hat niemand etwas gemerkt. Alle Schiffsysteme, die Rechnerleistung brauchen, funktionieren nach wie vor – Steuerung, Reaktor, Bildverarbeitung und so weiter. Nur wenn man auf die Idee kommt, einen Prozeß mit noch niedrigerer Priorität zu starten, dann bekommt der plötzlich kaum noch Rechenzeit.

„Verstehe ich nicht. Was geht da vor?" fragt Edwin mehr sich selbst als uns.

„Sind es wieder 'ROOT'-Prozesse?" frage ich.

„Vielleicht auch die. Aber nicht nur. Da – was ist ‘min’?“

„Wessen ‘min’?“

„ROOT, glaube ich. Aber es läuft unter allen möglichen User-Id’s.“

Ich sehe mir die Prozessorenliste an. Edwin hat recht. Das Programm ‘min’ läuft vielhundertfach in unserem Rechner ab. Tausendfach. Und es wird immer mehr.

„Das ist oberfaul,“ sage ich, „Wenn all diese Prozesse die Standard-Priorität hätten, dann würde schon einiges an Bord nicht mehr funktionieren!“

„Das kann auch jederzeit passieren!“ belehrt Carola uns, „Du kannst in PRO-UNIX alle Prozesse, die dasselbe Programm ausführen, mit einem einzigen Kommando eine andere Priorität verpassen!“

„Auweh.“

„Natürlich nur als super-user.“

„Natürlich. Oder als super-super-user!“

„Natürlich.“ Carola wendet sich wieder ihrem Bildschirm zu: „Wißt ihr, was ich glaube: Da will uns jemand zeigen, was er kann! – Da läßt jemand seine Muskeln spielen.“

„Ich hoffe,“ sage ich, „du hast nicht Natalie im Verdacht!“

Carola sagt darauf nichts. Ich setze mich noch einmal mit der Zentrale in Verbindung und beschreibe Wellington die Situation. Er fragt mich, ob ich an seiner Stelle das Boot festlegen würde.

„Ich weiß nicht. Wenn es unserem Unbekannten gefällt, dann können jede Sekunde alle Rechnerdienste bis zur Unbrauchbarkeit abgebremst werden! – Auch wenn wir still liegen, gibt das Ärger!“

Das brauche ich Wellington nicht zu sagen. Er geht auf Nummer Sicher: Um 16 Uhr nimmt das Boot in 6700 Metern Tiefe eine feste Position ein. Dann kommt er zu uns rüber und läßt sich alles noch einmal zeigen.

Diese vielen, niedrigprioren Prozesse werden nicht raufgesetzt. Aber solange sie laufen, könnte das jederzeit geschehen. Und wir können nichts dagegen tun.

Als Wellington unser Labor verläßt, läßt er sich dazu hinreißen, das auszusprechen, was alle denken:

„Scheißcomputer.“

Bevor wir zum Essen gehen, beraten wir noch das Vorgehen des nächsten Tages. Viele blendende Ideen haben wir nicht dafür, und jeder weiß es. Während wir palavern, beugt sich Carola plötzlich wieder vor:

„Sie sind weg!“

„Was?“

„Diese Störprozesse – sie sind weg! Alle innerhalb weniger Sekunden!“

Edwin und ich prüfen das sofort nach. Carola hat recht.

„Vielleicht sind das ‘dienstschluß-sensitive’ Programme!“ schlägt Edwin vor. Natürlich war das ein Scherz.

„Oder Betriebssystem und Hardware wurden geprüft.“ sage ich, „Wenn es aber so ist, dann sollten wir das wissen. Es sollte irgendwo dokumentiert sein!“

„Du bist doch nicht erst seit gestern in unserem Beruf!“ sagt Edwin, „Hast du schon mal gesehen, daß etwas dokumentiert ist, was dokumentiert gehört? Das ist doch nun wirklich die Ausnahme!“

„Das weiß ich. Wenn wir uns aber auf den Standpunkt stellen, dann sind wir eben Zeuge eines ganz normalen Vorganges geworden! – Vielleicht hat die Werft in Greenock so etwas installiert!“

„Vielleicht,“ sagt Carola, „vielleicht auch nicht.“

Wir warten, aber mehr sagt sie nicht. Wir alle betrachten die Auslastungsgrafiken auf den Bildschirmen. Ein fein gezeichnetes Balkendiagramm – die Balken sind jetzt ganz kurz: Es ist um Größenordnungen mehr Rechnerleistung verfügbar als das Schiff im Moment braucht.

„Hoffentlich ist heute nacht Ruhe,“ sage ich, „aber ich sage euch: Auf meinem nächsten U-Boot dürfen nur noch Rechenschieber verwendet werden!“

„Tja, das kannst du haben!“ sagt Edwin und dreht sich wieder zu seinem Bildschirm um: „Das hat es schon in X-Windows gegeben!“ Plötzlich steht ein Taschenrechner auf seinem Bildschirm.

„Na und?“ frage ich.

„Es ist wie mit der Uhr! Weißt du das nicht?“ Edwin klickt irgendwo ein Feld in diesem Taschenrechner an – und plötzlich sieht man statt des Taschenrechners einen Rechenschieber auf dem Bildschirm.

„Was habe ich gesagt?“ fragt er, „Du kannst ihn ganz normal mit dem Trackball bedienen – wie einen gewöhnlichen Rechenschieber eben! Geschmiert, reibungslos und immer einsatzbereit! – Hier: Du kannst ihn vergrößern und verkleinern und sogar drehen.“

Ich stehe auf und gehe zur Kantine:

„Ein Rechenschieber? Schon in X-Windows? Schwachsinn. – Schwachsinn!“

Wenigstens wird das Abendessen echt sein, und wir werden mit Messer und Gabel statt mit Maus oder Rollkugel essen können.

Als ich die Hand schon am Geländer des Niederganges zur Kantine habe, ruft Carola:

„Eh, Herwig! Was ist das denn?“

„Was denn?“ frage ich und halte ein, den ersten Fuß schon auf der Stufe.

„Die Meldung hier!“

„Welche?“

Ich gehe zurück. Carola deutet auf das Shell-Fenster vor ihr auf dem Bildschirm: „Das da!“

Ich lese eine auf dem ersten Blick harmlose Zeile:

BUOYANCY CONTROL DRIVER REPLACED

„Was heißt das denn?“ frage ich, „Ist die Meldung auf allen Bildschirmen aufgetaucht?“

„Nur in den Shell-Fenstern von root!“

„Aha. Und was heißt das? Hast du das veranlaßt?“

„Nein. Keinen Finger habe ich gerührt. Ich weiß auch nicht, was ein Buoyancy Control Driver sein könnte!“

„‘Buoyancy’ heißt ‘Auftrieb’.“ sage ich, „Also demnach – demnach ist da vielleicht von dem Server für die Auftriebregelung die Rede. Von dem Server für die Regelzellen.“

„Meinst du wirklich?“ fragt Carola.

„Ich hoffe, ich irre mich. Das hoffe ich ganz dringend!“

Wir beratschlagen noch eine Weile, aber da wir keine Idee haben, was diese Meldung bedeuten könnte, können wir auch ebensogut essen gehen. Ich muß vorher noch pinkeln. Beide Kantinen-Toiletten sind belegt, also mache ich mich auf den Weg zu den Toiletten im zentralen Niedergang. Auf dem Rückweg durch unseren Gang – es hat sich praktisch eingebürgert, daß jeder zwischen Kantine und zentralem Niedergang immer den Gang nimmt, an dem seine Kabine liegt – tritt plötzlich Gabi Gohlmann aus ihrer Kabine heraus und sieht mich:

„Oh, das trifft sich gut – kannst du mir mal helfen?“

„Ja, sicher! – Wobei?“

„Komm besser rein!“ sagt sie. Sekunden später stehen wir in ihrer Kabine. Wie immer ist es eng, wenn zwei Menschen sich weniger als zwei Kubikmeter teilen. Ihre Kabine ist aufgeräumt, aber das ist meine auch: Wenn man in vier Kubikmetern wohnt, und man läßt zwei oder drei Dinge irgendwo liegen, dann liegen diese zwei oder drei Dinge dauernd im Wege. Man hat gar keine andere Möglichkeit, als Ordnung zu halten. In Natalie’s Kabine sieht es genauso aufgeräumt aus – andere habe ich noch nicht von innen gesehen.

„Ich habe heute noch was vor.“ erklärt sie.

„Was denn?“

„Was Privates!“ sagt sie.

„Soll ich nicht fragen?“

„Lieber nicht. – Ich komme nur mit dem Lippenstift nicht klar, das ist alles!“

Ich begutachte ihr Gesicht: „Finde ich nicht. Ist doch perfekt. Man merkt gar nicht, daß du welchen aufgetragen hast!“

Und wenn man es nicht merkt, denke ich, dann kann man es auch gleich ganz sein lassen. Und wozu auch – die paar Falten, die ihrem Alter gemäß sind, die stehen ihr gut. Sie ist auch ohne Chemie hübsch – was soll das also? Aber ich habe jetzt nicht die Absicht, eine Grundsatzdiskussion über Kosmetik anzufangen. Auch Irene hat da in ganz anderen, für mich nicht nachvollziehbaren Bahnen gedacht.

„Nein, das meine ich nicht!“ sagt sie. Dann knöpft sie das Oberteil ihres Kleides auf. Einfach so. Sie trägt wie immer keinen BH. Ich muß wohl etwas verwundert geguckt haben.

„Ich kann da nicht richtig hinsehen, und dann geht es immer daneben!“

Ich begreife: „Malst du dir die Brustwarzen an?“

„‘Anmalen’! Wie klingt denn das!“

„Wie nennt man das denn?“

„Sie werden getönt. Hier: Warzen und der Hof drumrum. Aber es muß natürlich gleichmäßig aussehen, und diese Kabinen sind so klein, daß man sogar im Spiegel einen ungünstigen Blickwinkel hat.“

„Okay,“ sage ich, „gib her. Eine neue Erfahrung. Auf der Brust einer Frau habe ich noch nie – getönt!“

„Du kannst auch ‘gemalt’ sagen, wenn dir das lieber ist! – Da, am Rande des Hofes sind so kleine Hauthügel. Bis dahin! Und kreisrund! Und gleichmäßig!“

„Tue ja alles für eine Kollegin.“ sage ich, als ich mich an die Arbeit mache.

„Wirklich?“ fragt sie.

Während ich, in einer unbequemen, halbknieenden Haltung versuche, ihre Brust nach ihren Wünschen zu behandeln, überlege ich, mit wem sie etwas vorhaben könnte. Mir ist überhaupt noch nicht aufgefallen, daß sie ein Auge auf jemanden geworfen haben könnte, oder jemand auf sie. – Jedenfalls überläßt sie nichts dem Zufall, dieser gründlichen Vorbereitung nach zu schließen.

„Der Untergrund muß sauber, trocken, und fettfrei sein.“ zitiere ich irgend eine Gebrauchsanleitung für Farben. Der Scherz kommt aber nicht an. Na, dann eben nicht.

Ganz schwach rieche ich einen feinen Duft. Den habe ich doch schon einmal wahrgenommen, oder? Wann war das noch? Jedenfalls nimmt sie auf unsere Klimaanlage Rücksicht – es ist wirklich nur die Ahnung eines Duftes.

„Das kitzelt!“ sagt sie. Zum Beweis richtet sich die Warze, die ich gerade bearbeite, auf.

„Dafür kann ich nichts. – Himmel, ich stoße dauernd irgendwo an!“

„Warte," sagt sie, „ich setze mich hin, und dann kannst du dich hinknien – das ist ein bißchen bequemer." Als wir das getan haben, fragt sie: „Hast du genug Licht?"

„Jaja, daran liegt es nicht."

„Sondern?"

„Die Haut dellt sich unter dem Stift immer so weit ein – und dann stimmt die Geometrie nicht mehr!"

„Ich glaube, du machst das schon ganz gut – jedenfalls besser, als ich es könnte. – So, jetzt die andere."

„Symmetrisch, vermute ich?"

„Ja, natürlich – sind meine Brüste etwa unsymmetrisch?"

„Nein nein. Die sind perfekt."

„Findest du?" fragt sie. Jetzt stellt sich auch die andere Brustwarze auf. Nun sind sie tatsächlich symmetrisch. – Wahrscheinlich könnte man aus der weiblichen Fähigkeit zur asymmetrischen Erektion der Brustwarzen einen Kalauer oder eine wüste Zote schmieden, aber mir fällt gerade keine ein.

„Jaja, doch doch." sage ich, „Das kann ich beurteilen. Als jahrelanger Playboy-Leser habe ich Vergleiche."

„Ja. – Jaja! Du hast hier an Bord aber auch schon verglichen, nicht wahr?"

„Ja," sage ich, „das mußte jetzt ja kommen. Die Sache mit Natalie. Das wird mir noch ewig lang nachhängen."

„Ihr wart nicht gerade eben diskret!"

„Es hat sich eben so ergeben. – Wenn die Sache mit dem Torpedo nicht gewesen wäre, dann wäre ja niemand in die Zentrale gekommen – nicht um die Zeit."

„Magst du sie?"

„Mmh. – Halt doch still! – Vielleicht. – Ja."

„Mmh. Ernsthaft?"

„Was ist das: 'Ernsthaft'?"

„Geht mich ja nichts an."

Ich könnte jetzt sagen, daß genau das in der Tat der Fall ist. Aber irgendwie geht mir dieser 'Buoyancy Control Driver' im Kopf herum. Ich

habe den Verdacht, daß da etwas faul ist. ‘Replaced’. Wieso wird ein Server replaced, das heißt ersetzt? So etwas macht nur der Systemverwalter – und das sind Carola, Edwin und vielleicht auch ich.

„So. – Ich glaube, ich bin fertig.“ sage ich, „Es erscheint mir perfekt. – Ist dieser Lippenstift kußecht und geschmacksneutral?“

„Sicher,“ sagt Gabi, „probier’s halt aus!“

„Na hör mal! Es ist schon – seltsam – genug, einer Kollegin die Brust anzumalen – aber jetzt kann ich dir doch nicht auch noch die Brust küssen!“

„Ekelst du dich davor?“

„Nein, ganz gewiß nicht!“

„Na, also!“

„Und wenn’s wieder verschmiert?“

„Der ist ‘kußecht’, sage ich dir. Und wenn er es nicht ist, dann ist es besser, wir kriegen das jetzt heraus als nachher!“

Hört sich logisch an. Natürlich täte mich schon interessieren, wann das ist: ‘nachher’ – und mit wem.

„Also halt still!“ sage ich und bringe mein Gesicht in den Ausschnitt ihres Kleides, „Wenn es verschmiert, dann machen wir es eben noch mal.“

Ich setze meine Lippen ganz leicht auf die Warze ihrer rechten Brust, wobei ich ihre Taille umfassen muß. – Ich muß das einfach ganz sachlich sehen, denke ich mir, unter klinischen Gesichtspunkten. Und ich muß sehr zart vorgehen, damit es wirklich nicht verschmiert – ich möchte heute noch zum Essen kommen und nicht den ganzen Abend malen müssen.

Da spüre ich ihre Hand im Nacken, die meinen Kopf fester gegen ihre Brüste drückt. Ihre andere andere Hand ist kurz darauf hinter meinem Rücken. Der Test auf Kußechtheit dauert länger als ich das geplant hatte. Sie führt meinen Kopf mit leichten, kreisenden Bewegungen.

„Man muß es richtig machen, sonst ist es kein Test!“ sagt sie. Wie wahr. Aber ihre Stimmenlage hat sich irgendwie geändert. Und plötzlich rutschen meine Arme um ihre Taille herum, weil mir das als die natürlichere Position erscheint.

„Jetzt muß ich vergleichen!“ sage ich, als ich meinen Mund wieder frei bekomme. Sehr weit von sich weg läßt sie mich nicht.

Sehr weit weg von ihr will ich eigentlich auch nicht. Ihre Brüste, stelle ich fest, sind wirklich niedlich geformt – klein aber fein. Auch die Idee, der Farbtönung da nachzuhelfen, hat etwas für sich – durchaus. Wahrscheinlich, denke ich, ist jede zweite der im Playboy abgebildeten Miezen so zurechtgemacht. Könnten sie eigentlich dazuschreiben – das wäre nur konsequent, denn technische Maße geben sie ja auch an. Wie würde man das formulieren? 'Lackiert mit einem Produkt der Firma…'

„Was lachst du?" fragt Gabi.

„Ich dachte nur gerade an etwas. – Gut. – Also – die Tönung ist etwas schwächer geworden." stelle ich sachlich fest.

„Ja. Das ist normal." antwortet sie, genauso sachlich, „Man muß beide Brüste gleich behandeln. Dann stimmt's wieder." Ohne weitere Umschweife drückt sie mich gegen ihre linke Brust. – Sie drückt stärker als beim ersten Male. Ich auch.

Und dann hört sie überhaupt nicht mehr damit auf.

„Weißt du jetzt, was ich vorhabe?" fragt sie leise. Nach einer Weile aber erst.

Was ist jetzt eigentlich los? Hat sie umdisponiert, oder bin ich das Opfer eines mittelplumben Anmachversuches, so konkret, wie sie jetzt wird? Oder wie soll ich die Situation sonst interpretieren? – Ich bekomme meinen Mund wieder frei: „Gabi, wir können das jetzt nicht tun!"

„Warum nicht?"

„Erstens wollte ich beim Essen mit meinen Kollegen noch über einige Dinge reden – wir haben da ein Problem!"

„Ach was, Problem. Das kann doch warten!"

„Und zweitens…"

„Außerdem hast du versprochen, mir zu helfen!" unterbricht sie, „Wir sind noch gar nicht fertig!"

„Was denn noch?"

„Ich habe noch eine Stelle, wo ich selbst sehr schwer hinsehen kann – da muß mir auch jemand anders das Rouge auftragen! Und wo du jetzt schon mal da bist…"

Einen Moment muß es mir wohl die Sprache verschlagen haben.

„… und testen!“ fährt sie fort. Dann lehnt sie sich etwas zurück und beginnt, ihr Kleid von unten in Richtung Gürtel aufzuknöpfen, so, wie sie es schon von oben gemacht hat.

„Hilf mir doch!“ sagt sie, „Dann geht es schneller.“ Sie drückt mich leicht an der Schulter tiefer. Schon sehe ich, daß sie dunkle Seidenstrümpfe trägt. Aber bevor ich sehe, was sie weiter oben trägt oder nicht trägt, und bevor ich etwas sagen kann, heulen die Alarmsirenen auf. Einen Moment lang erstarren wir beide.

Auf dem SISC blinkt eine gelbe, unübersehbare Warnschrift auf:

BUOYANCY LOSS – CREW TO EMERGENCY STATIONS

„Scheiße, verdammte!“ rufe ich und springe auf, wobei ich mich natürlich irgendwo stoße, „Scheiße zu Pferde!“ Konkreteres kann ich noch nicht sagen.

Im Augenblick bin ich aus Gabi’s Tür raus. Dabei stoße ich mit Carola zusammen, die aus Richtung der Kantine gerannt kommt. Ihr Gesicht ist angstverzerrt. „Wir haben vorne einen Wassereinbruch!“ ruft sie mit Panik in der Stimme. Sie zwängt sich an mir vorbei.

Ein paar Meter hinter ihr ist Natalie, die auch in Richtung Zentrale läuft. Beide Frauen haben jetzt völlig überflüssigerweise gesehen, daß ich aus Gabi’s Tür herauskam. Und beide sehen auch Gabi selbst, die auch mit ängstlichem Gesicht – und unübersehbar oben und unten offenem Kleid – in den Gang hinausblickt.

Aus der Richtung der Kantine kommt ein brüllendes Zischen, begleitet von einem dröhnenden Scheppern. Es ist entsetzlich laut und es wird, während ich hinhöre, noch lauter.

Ich laufe in die Kantine. Ich will wissen, was los ist. Dabei merke ich bereits, daß es nach dorthin leicht abwärts geht. Diese Neigung des Bootes nimmt jede Sekunde zu.

Plötzlich ist Wellington’s Stimme im Raum: „Achtung, herhören! Boot führt Notmanöver aus – Festhalten! – Achtung, Notmanöver – Festhalten!“

‘Notmanöver’ sagt er, nicht ‘Sicherheitsmanöver’.

Ich stehe in der Kantine und halte mich an der Spantenscheibe fest. Was ist los? Ich verstehe nichts. Einige von den Nautischen sind noch da. Das Luk von der Kantine zu dem Betriebsraum davor ist offen – von dort her kommt der höllische Lärm. Ich kann nicht erkennen, ob jemand im Bugraum ist.

6700 Meter, denke ich – das sind 685 Bar oder so. Unglaublich viel. Wenn da wirklich ein Wassereinbruch ist – wie haben wir dann eine Chance?

Das Deck neigt sich bereits 20 Grad abwärts. Mark Dauphin taumelt auf mich zu. Im Moment sieht er nicht so aus, als ob er stolz auf das Boot ist.

„Unkontrollierter Wassereinlaß in die vorderste Regelzelle! Gehen sie nach hinten!“

Er ruft es mehrere Male, bis ich ihn verstehe. Wasser in die Regelzellen – deshalb ist also noch kein Wasser zu sehen. Aber das kann nur eine Frage der Zeit sein, denn die Regelzellen sind natürlich nicht druckfest. Irgendwann sind sie voll, und dann bersten sie, oder ein Sicherheitsventil spricht an – was letzten Endes gleichgültig ist. Wenn Wasser in die Regelzellen einläuft, ohne daß man es stoppen kann, dann ist das Boot verloren!

Ich halte mich fest. 35 Grad über den Bug. Nein, ich muß rauf in unseren Arbeitsraum – dieser Server für die Regelzellen – ist das der Grund? Das muß es sein!

Die Leiter des Aufganges zu unserem Labor hängt über – nur mit Mühe komme ich hoch. Kaum, daß ich oben bin – 40 Grad Neigung über den Bug inzwischen – reißt mich ein Stoß von den Füßen. Fast wäre ich durch die Öffnung des Niederganges und quer durch die Kantine geflogen. Ich kann mich noch an den seitlichen Handgriffen festhalten – gerade eben. So eine blöde Sache, denke ich, bei so etwas kann man sich leicht das Genick brechen – die Fallhöhe hätte ja schließlich der Diagonalen des Kantinenraumes entsprochen. Der Ärger auf mich selbst bohrt in meinem Bauch.

Dann – Blitzartige Gedanken in meinem Kopf: Der Druckkörper kann ungeheure statische Drücke aushalten – weit jenseits der Werftgarantie – aber keine solchen Schläge. Wenn wir irgend etwas gerammt haben, dann kann das den Druckkörper zerknacken wie nichts! Durch größere Öffnungen würde das Wasser wie eine Riesenfaust blitzartig durch das ganze

Schiff schießen und alles auf seinem Weg zertrümmern – und bei einer nur leichten Verformung des kreisförmigen Querschnittes könnte sich das Boot im Bruchteil einer Sekunde zusammenfalten. Wie eine Milchtüte auf dem Schulhof, auf die ein Schüler springt.

Und ich lebe immer noch. Keines von beiden ist passiert – es wäre ja schon vorbei. Es wäre, in dieser Tiefe, schneller gewesen, als ich es mir überlegt habe. Ich hätte nicht einmal Schmerz gespürt – dazu ist das menschliche Nervensystem zu langsam. Und es ist auch zu langsam, dabei diesen Tatbestand festzustellen.

Nicht einmal das Licht hat geflackert – nicht einen Augenblick. Der Reaktor ist am anderen Ende des Schiffes, den stört das Ganze nicht. Noch nicht.

Jedenfalls weiß ich jetzt, was der Unterschied zwischen 'Notmanöver' und Sicherheitsmanöver' ist. Und der Lärm aus der Kantine hält an.

Die Neigung über den Bug nimmt wieder ab. Über die Wände des Druckkörpers dringt ein Knurren und Schleifen und Kreischen herein, die unter anderen Umständen Grund genug für Panik wären – im Moment werden diese Geräusche aber durch den Lärm von vorne übertönt.

Das Boot kommt bei einer Neigung über den Bug von 30 Grad zur Ruhe, nimmt aber vorher noch eine Schlagseite von ebenfalls 30 Grad nach Steuerbord ein – träge, aber entschlossen. Damit ist, von nun an, die Fortbewegung überall an Bord sehr mühsam.

Ich schnalle mich auf einem Sitz vor einer der Konsolen fest. Der 'Buoyancy Driver' – damit muß es etwas zu tun haben! – Es muß einfach. Ich muß es herausfinden. Wenn nur der Lärm nicht wäre.

Die Computer funktionieren noch, als ob nichts wäre. Dafür überschlagen sich auf dem SISC die Meldungen, kaum, daß man noch etwas von den Außenansichten sehen kann.

Amerlingen turnt von zentralen Niedergang her durch das Labor zu mir herunter. Er bringt seinen Kopf neben den meinen:

„Was tun sie?"

„Da war eine Meldung wegen – wegen" ich muß lauter schreien: „wegen ersetztem Buoyancy Driver. Hat das – was damit – zu tun?"

„Wissen – wir – nicht!“ schreit er zurück, „Ein Ventil – zu den – Regelzellen – ist offen – läßt sich nicht – schließen – 50 Liter – pro Sekunde!“

„Von – Hand?“ rufe ich zurück.

„Werden – sehen. Sie – weitermachen!“ Er hangelt sich in Richtung Kantine hinunter.

50 Liter pro Sekunde. Die betreffende Regelzelle faßt höchstens einige Tonnen. Das Wasser muß schon längst in die Bugräume hineinfließen. In jeder Minute drei Kubikmeter. Das innere Volumen des Druckkörpers – minus Wandvolumen – ist 1365 Kubikmeter. Davon gehen noch die Volumina aller Einbauten ab. Bei drei Kubikmetern pro Minute ist dieses Volumen in sieben Stunden aufgefüllt. Weniger wahrscheinlich. Spätestens dann sind wir tot.

Aber vorher wird es schon ungemütlich. Wenn die Hälfte der uns verbliebenen Zeit verstrichen ist, wird der Druck der Innenluft auf zwei Bar angestiegen sein. Nach wiederrum der Hälfte vom Rest sind es vier Bar und so weiter. Dazu kommt, daß das eindringende Seewasser immer mehr Aggregate lahmlegen wird. Es wird Kurzschlüsse geben, vielleicht werden Batterien explodieren, Rechner werden ausfallen, und dann stirbt irgendwann der Reaktor. Die Notbeleuchtung wird vielleicht lange genug halten, bis wir alle tot sind.

Ich verdränge die Gedanken an die medizinischen Aspekte unseres Todes – Sauerstoffmangel wird es ja nicht sein. Die Luft reicht für diese Zeit für uns alle. Ertrinken wird es auch nicht sein, weil wir uns vor dem steigenden Wasser noch eine ganze Zeitlang zurückziehen können. Also wird es der Druck sein. Wie stirbt man durch Hochdruck?

Ich sehe die Zeitanzeige an: Kurz vor 18 Uhr war der Wassereinbruch. Das heißt, Mitternacht werden die meisten von uns nicht mehr erleben. Wieviel Zeit habe ich jetzt noch? In ein oder zwei Stunden wird das Wasser hier ankommen, in der Zentrale kann man noch bis nach neun Uhr an den Computern sitzen – wenn diese dann noch funktionieren sollten. Danach Terminals im Meßgeräteraum und im Labor über der Zentrale und die Terminals in den Maschinenräumen. Noch weiter brauche ich nicht zu planen.

Ob jemand dran gedacht hat, die Lenzpumpen anzuwerfen? Das gibt höchstens einen kleinen Aufschub. 50 Liter pro Sekunde gegen 685 Bar – da wären 4 Megawatt nötig. Der Reaktor gibt das grad noch her. Aber die Pumpen sind nicht so leistungsfähig.

Carola und Edwin sind jetzt wahrscheinlich an den Bildschirmen in der Zentrale tätig. Sollte ich da auch hin? Ist wahrscheinlich weniger Krach. Aber jetzt sehe ich mir erst einmal die Server-Listen an. Ich muß es finden!

Der Lärm aus der Kantine ändert seinen Ton. In den Bugräumen steigt das Wasser – vielleicht ist die betroffene Regelzelle schon überflutet. Ich höre Flüche. Was kann man da jetzt noch machen? Die Regelzellen stehen über Hochdruckpumpen und Hochdruckventile mit der Außenwelt in Verbindung. Die bedient der Server für die Auftriebsregelung – unter anderen Dingen. Die muß man aber auch direkt bedienen können.

Ich lasse die Schiffsbaupläne auf dem Bildschirm rotieren. Die Regelzellen in den Bugräumen sind auf den Plänen leicht zu finden, ebenso ihre Pumpaggregate. Ventilbezeichnungen – da ist es. Es muß ein Ventil sein – die Pumpen würden niemals soviel Wasser durchlassen. Geht gar nicht.

Nun die Hardwaretreiber – unterste logische Ebene – noch unter dem eigentlichen Server. Ich habe das Gefühl, daß ich an den Server nicht rankommen werde – wir werden wieder das Problem mit der fehlenden super-super-user Berechtigung haben. Aber wenn das hier wirklich ein Sabotageakt ist, dann ist auch genauso sicher, daß der Saboteur auch seine fachlichen Grenzen hat. Er hat die super-super-user Berechtigung. Aber die brauche ich vielleicht gar nicht. An die Hoffnung klammere ich mich. An die, und daran, daß es Sabotage ist und nicht etwa ein gesprengter Flansch oder so etwas – dann könnte man über den Computer überhaupt nichts machen.

Ich finde die Treiber, auch die Scripte, mit denen sie ins Betriebssystem eingebunden werden, und kurz darauf finde ich etwas noch viel wertvolleres: Den Source-Code der Treiber! Nichts davon ist unter den Fittichen der ‘ROOT’-Berechtigung – ‘root’ reicht aus!

Aber sie sind in C geschrieben – nicht in PASCAL und nicht in Ada. Carola ist in C besser. Ich brauche ihre Hilfe – ich muß zu ihr hin. Als ich

aufstehe, sehe ich bereits die gurgelnde Wasserfläche in der Kantine. Meine Trommelfelle melden mir den Druckanstieg – ich muß schlucken. Jetzt schon? Das heftigere Atmen – das kann doch noch kein Sauerstoffmangel sein – jetzt noch nicht. Natürlich, denke ich: Kohlendioxid! Davon ist sehr viel in dem Wasser in diesen Höhlen gelöst – das kocht jetzt aus dem eingedrungenen Wasser aus, wegen des starken Druckunterschiedes zwischen Innen und Außen. Das heißt aber auch, daß der Druck rascher steigt als es dem verbleibenden wasserfreien Volumen entspricht.

In der Zentrale ist es wirklich ruhiger – aber die Angst hängt im Raum. Und der Raum hängt genauso schief, wie alles an Bord.

Nicht nur Carola und Edwin, sondern auch Amerlingen und Fastenbeek beschäftigen sich mit den Rechnern. Sie wollen das Problem aber über den geheimnisvollen ersetzten 'Bouyancy device driver' angehen. Außerdem sind da noch viele weitere Mitglieder der Besatzung versammelt, die wahrscheinlich vor kurzem alle aus der Kantine vertrieben wurden. Teilweise kommen sie wohl auch nicht mehr in die eigenen Kabinen rein.

„Das könnt ihr vergessen!" sage ich zu Carola und Edwin, „Ihr werdet den Original-Server nicht finden!"

„Wir haben ihn gefunden," sagt Edwin, „Aber leider ist er aufs Byte genau mit dem ersetzten identisch!"

„Das ist eine Falle – ihr kommt so nicht weiter, ich sag's euch!"

„Wir haben aber den Source-Code für den Server!" zischt Carola.

„Na, wunderbar." sage ich, „Wieviele hunderttausend Zeilen sind das? – Wollt ihr den heute abend reparieren?"

„Haben wir eine andere Möglichkeit?"

Ich erläutere meine Idee mit den hardwarenahen Treibern. „Für die Wiederherstellung des Servers haben wir später genug Zeit. Jetzt müssen wir erst einmal das Ventil zu kriegen!"

„Wissen Sie, was Sie vorhaben?" fragt Wellington dazwischen. Er findet die Zeit dazu, obwohl er die Tätigkeiten, das Ventil manuell zuzumachen, koordinieren muß.

„Nein, überhaupt nicht." Und zu Carola: „Ich weiß das Directory mit den Sourcen für die Hardwaretreiber. Du mußt nur den richtigen ändern und re-compilieren! – Das ist alles."

Ich führe ihr die Liste vor. Sie sieht sich einige davon an: „Algorithmisch nicht allzu kompliziert. Eigentlich gar nicht!“ sagt sie.

„Na, siehst du. Und sie werden noch einfacher, wenn es nur darum geht, dieses Ventil zuzumachen.“

„Gut. – Und welcher ist es?“

„Das weiß ich nicht.“

„Zum Raten sind es zu viele.“

„Zum intelligent raten nicht. Und es schadet nichts, wenn wir ein paar falsche Ventile zumachen. Dann lernen wir es wenigstens.“

„Und wenn wir ein falsches Ventile erwischen und es auf- statt zumachen?“ fragt Carola.

„Du hast doch dein Leben schon gehabt, oder? – Nun jammer nicht.“ Sie sieht mich an, als würde sie mir ganz gerne die gesamte PRO-UNIX-Dokumentation in den Rachen stopfen. Noch ein Vorteil des papierlosen Büros, denke ich – da geht sowas nicht.

Wir fangen an, weil uns nichts anderes übrigbleibt. Software zu modifizieren, die andere geschrieben haben, das können die beiden ja. Haben wir nicht seinerzeit einen Ada-Compiler eines Fremdherstellers an die Maschinen unseres Arbeitgebers angepaßt? Wenn überhaupt jemand durch dieses Software-Wirrwarr durchfinden kann, dann sind es diese beiden. Und ich muß mich um die Plausibilität kümmern, damit wir unsere Zeit nicht an einem Treiber für einen der Kühlschränke an Bord verschwenden, oder gar versuchen, ein anderes Ventil nach draußen auf zu machen – so weit hergeholt sind Carola’s Befürchtungen nämlich nicht.

Es dauert, bis wir etwas finden, was aussieht wie ein Treiberprogramm für Ventile. Dann geht es los – ‘Experimental-Informatik’ wird sowas manchmal abwertend genannt. Aber was können wir denn sonst noch tun?

Zwischendurch werfe ich einen Blick in unseren Kabinengang. Die Wasseroberfläche gurgelt bereits an den Türen der Kabinen am Gangende – die beiden, die noch nicht belegt sind. Auf der Seite der Nautischen wird es schlimmer aussehen, weil die wegen der Schlagseite tiefer liegt. Das vordere Unterdeck ist inzwischen weitgehend überschwemmt – siedendheiß fällt mir die Tieftemperaturtruhe mit der Flüssigluft ein. Kann da etwas passieren? Ich entscheide mich, daß das nicht möglich ist, weil:

Wenn diese Truhe von dem steigenden Wasser umgeben ist, dann ist auch ein direkter Kontakt der Flüssigkuft mit dem Druckkörper nicht möglich. Aber der beunruhigende Gedanke bleibt.

Oben, in unserem Labor, werden sie jetzt arbeiten, um direkt an das Ventil heranzukommen – oder auch nicht mehr – der Weg unter Wasser ist vielleicht schon zu weit, und ich glaube nicht, daß das Ventil leicht zugänglich ist – da wird man irgendwelche Dinge abbauen müssen.

Hoffentlich beschädigen sie nicht die Aggregate da vorne so, daß der Computer sie nicht mehr bedienen kann!

Zurück in der Zentrale. Carola jammert: „Ich verstehe es nicht – es sind so viele! Und alle haben so nichtssagende Namen!“

Ich hole auf einer Konsole ein Bild der technischen Zeichnungen herein: „Die Ventile haben Namen. Darüber mußt du rankommen können! Da müssen doch irgendwelche mnemotechnischen Bezeichnungen verwendet worden sein!“

Edwin faßt sich an die Ohren. Ich erinnere mich: er hat da doch ein medizinisches Problem mit seinen Ohren. Er muß Schmerzen haben. Aber er sagt nicht viel.

„Das da probiere ich,“ sagt Carola, „das könnte es sein! – Himmel, ich kriege keine Luft mehr!“

Sie compiliert einen der Treiber, dann kopiert sie das Resultat auf den aktuellen Treiber. „Und wie weiter?“ fragt sie.

„Da gibt es ein Script, um diese Treiber zu starten!“

„Großartig. Und wer stoppt die schon laufenden Treiber?“

„Herr Gott, ich weiß es doch nicht!“ sage ich.

„Schrei mich nicht an!“

„Ich schrei doch nicht!“

„Was soll ich denn jetzt machen?“

„Laß es laufen. Das Script heißt – „ ich greife ihr in die Tasten, um es ihr zu zeigen: „Da! Das ist es.“

„Soll ich?“ fragt sie.

„Ja.“

Sie setzt das Kommando ab.

Augenblicklich erscheint auf dem SISC eine neue Alarmbox:

„Was?“ schreit Wellington, „Was haben Sie da gemacht?“

„Das war…“ sage ich, und Carola vollendet den Satz: „der falsche Treiber.“

Wir sehen uns an. Wir alle wissen: Wenn wir tatsächlich den Reaktor abgeschossen haben, dann wird es jetzt schwierig. Dann wird nämlich auch gleich der Computer ausfallen.

Und dann geht nichts mehr.

Die Stille, als der Strom nach einigen Minuten schließlich ganz wegbleibt, hat etwas Endgültiges. Nur das Notlicht bleibt übrig. Die Bildschirme erlöschen. Der Rechner ist tot. Es ist, als ob man in ein Grab hineingestoßen wurde, und jetzt hat jemand hinter uns den Stein vor die Tür gerollt.

Was es genau war, wissen wir nicht. Ein Ventil zu den Primärkreisläufen. Druckabfall erzwingt sofort weitere drucksenkende Maßnahmen, damit der Reaktor nicht beschädigt wird. So etwas geht blitzschnell – dieser Reaktor ist sicher. Der Computer sorgt dafür.

Und ebenso sicher ist er jetzt nicht mehr in Betrieb.

„Exitus." sagt Fahlenbeek.

„Noch nicht." sage ich.

„Aber der Reaktor – und die Dateien, die beim Systemzusammenbruch nicht geschlossen worden sind…"

„Das weiß ich nicht. Ein Echtzeitbetriebssystem sollte in dieser Hinsicht etwas robust sein!" sage ich. Glaube ich. Hoffe ich.

Das heißt – eigentlich muß es ja so sein: Selbst wenn dem Rechner erst eine Sekunde, bevor die Stromversorgung ausfällt, der entsprechende Hardware-Alarm gegeben wird, dann haben diese wahnsinnig schnellen Prozessoren noch Zeit genug für Milliarden von Befehlen – jeder von ihnen. Das sollte reichen, um alle Aufräumarbeiten innerhalb des Computers zu erledigen. Also sollte sich das System in einem halbwegs definierten Zustand befinden.

Carola ist über ihrer Tastatur zusammengebrochen und weint. Die, die sonst noch in der Zentrale sind, sind mucksmäuschenstill. Nein, stimmt nicht – da weint noch jemand. Und die meisten keuchen. Wie hoch wohl der Kohlendioxid-Gehalt schon angestiegen ist? Es wäre viel leichter, wenn wir es nur mit dem COzwei zu tun hätten, das wir selber ausatmen.

Dazwischen hört man auch das Geräusch tropfenden Wassers – einige von der Besatzung sind jetzt von vorne zu uns in die Zentrale gekommen. Sie sind pudelnaß – einziges Resultat der vergeblichen Bemühungen, das Ventil manuell zu schließen.

Plötzlich fällt mir ein, daß es noch einen Effekt gibt, der im Wettlauf mit anderen Effekten uns das Leben erst schwer und dann unmöglich machen wird: Das eindringende Wasser wird die Restluftmenge adiabatisch komprimieren. Das bedeutet Erhitzung – zusätzlich zu der von außen hereindringende Hitze. Wie das Ganze mit der Wärmekapazität des Schiffes selbst wechselwirkt, kann ich jetzt nicht überblicken.

Aber wieso ist es eigentlich so still geworden? Da fehlt doch etwas!

„Was wollen wir denn noch machen. Wir müssen Reaktor und Rechner hochfahren. Schaffen wir nie mehr rechtzeitig!“ Fahlenbeek sollte eigentlich, seiner Führungsposition gemäß, etwas mehr Optimismus und Entschlossenheit zeigen, denke ich. Fällt denn niemandem außer mir die Stille auf?

In diese Stille hinein geht die Tür zwischen zentralem Niedergang und Zentrale auf. Natalie steht da, gebeugt, weil die Tür so schief wie alles andere ist. Wo war sie denn die ganze Zeit? Ist sie etwa unter dem Turmluk gewesen? Hat sie instinktiv den Platz gesucht, von dem man das Boot am schnellsten verlassen könnte – wenn man sich nicht gerade in 6700 Metern Tiefe befände, wie wir es tun, sondern an der Oberfläche?

„Was ist denn los?“ fragt sie, auch außer Atem, „das Licht ging plötzlich aus. Und der Lärm da vorne hat auch aufgehört!“

Einen Moment brauchen wir, um zu begreifen.

„Natürlich,“ sagt Fahlenbeek, „das Ventil! Ein Ruheventil! Ohne Strom ist es zu!“

Ich balanciere mich über den schrägen Boden der Zentrale zu Carola hin, was durch die finstere Beleuchtung nicht unbedingt einfacher wird:

„Carola! Was ist denn? Heul doch nicht – die Tastatur korrodiert nur! Hast du nicht gehört, was sie eben gesagt hat?“

Carola blickt auf.

„Ja.“ fahre ich fort, „Du hast zwar das Herz des Schiffes angehalten. Aber die Pore ist zu – wir haben einen Aufschub!“

Sie scheint es immer noch nicht zu glauben.

„6700 Meter sind es bis nach oben. Ein Druck von 684 Bar – und wir sind immer noch stärker. – Du hast das Schiff gerettet, Carola! – Fürs erste, jedenfalls.“

„Du Arschloch.“ sagt sie.

Unlogisch – Frauen. Das hat man davon, wenn man das Prinzip verfolgt, Frauen nicht zu sehr zu loben, oder wenigstens immer nur mit Einschränkungen: Sie wollen vorbehaltslos gestreichelt werden. Alle.

Aber vielleicht hat sie recht. Wir haben jetzt bloß ein bißchen mehr Zeit – aber ob die reicht, Reaktor und Rechner wieder anzufahren, und danach all die anderen Systeme des Schiffes? Ohne dabei das Ventil da vorne wieder aufzumachen?

„Hörst du,“ sage ich, „du mußt jetzt durchatmen. Du erstickst nicht, das kommt dir jetzt nur so vor. Wegen dem Kohlendioxid. – Wir schaffen es schon. Wir müssen es schaffen!“

„Wegen des Kohlendioxides.“ sagt sie, „Genitiv.“ Sie richtet sich wieder auf: „Ich weiß aber nicht, wie man den Rechner auf die Batterien legt.“

Es ist fast schon wieder beruhigend: Wenn Carola einem die Grammatik korrigiert, dann ist sie noch nicht am Durchdrehen.

Dabei gäbe es Grund genug zum Durchdrehen. Ich stelle mir unsere Lage vor – wie sieht es jetzt von außen aus? Es sieht gar nicht mehr aus, weil die Außenscheinwerfer nicht mehr in Betrieb sind. Das Boot liegt auf dem Grunde einer völlig finsteren Höhle, auf sehr unebenem Untergrund, wie wir alle merken. Hier drinnen noch die Notlichter, ein Drittel des Bootvolumens voller urinwarmen Seewassers. Keine Klimaanlage in Betrieb, keine Ventilatoren. Dafür das Kohlendioxid aus dem Seewasser, das dabei ist, auch in die hinteren Räume zu dringen. Reaktor aus, Computer aus. Letztere sind teilweise schon unter Wasser. Unter Salzwasser. Und viele andere sensible Geräte auch. Nicht einmal eine Temperaturmessung kriegen wir jetzt noch von draußen.

Und die Trägheitsnavigation – behält die ihre Einstellung ohne Energie? Ich weiß es nicht. Ich sehe Wellington an. Alle sehen Wellington an. Der denkt nach, erleichtert wie wir alle, daß das Ventil da zu ist. Aber nur ein bißchen erleichtert. Kriegen wir das Boot wieder hin?

Ich spüre und rieche die Schweißfeuchte. Das würde eine funktionierende Klimaanlage niemals zulassen. Und das wird jetzt immer schlimmer werden.

Warum sind solche Unglücke immer von Schweiß und Dreck begleitet, frage ich mich. Dahinter muß sich ein universelles Prinzip verbergen – nur welches? Zunahme der Projektentropie? Theorie. Die Praxis ist das havarierte Boot. Ins Bett legen, ausheulen und das Unglück ignorieren – geht auch nicht: fast alle Kabinen sind überflutet.

Vielleicht, denke ich, kann man das Schicksal mit dem Murphy-Prinzip bestechen: Wenn wir das Boot wieder flottkriegen, dann müssen wir alles saubermachen – die ganze vordere Bootshälfte. Tausend Kleinigkeiten reparieren. Alle Textilien waschen. Alle Schränke umräumen. Wir alle werden tagelang beschäftigt sein. Das ist eine so ärgerliche Sache, daß es eigentlich eintreten muß.

„Wo ist der Kufferath?“ fragt Wellington, „Ich glaube, wir kümmern uns zuerst und ganz schnell um den Reaktor.“

„Wir sollten uns ganz schnell um den Rechner kümmern!“ widerspreche ich, „Denn ohne den läuft nichts! – Auch nicht der Reaktor!“

„Ich möchte aber, daß wir zuerst den Reaktor hochfahren!“

„Geht doch nicht!“

„Homberg, noch gebe ich hier die Befehle!“

„Nein! – Sie geben hier die Befehle nicht! Jener brilliante Mitarbeiter, der den SISC-Dämonen lahmgelegt hat, der Phantomprozesse oder einen Shutdown starten kann, ob wir das wollen oder nicht, und der Ventile zu den Regelzellen aufmachen kann, ob wir das wollen oder nicht, und der das Boot zu einem Krüppel gemacht hat, der gibt hier die Befehle!“

Wellington sieht mich mit einem undefinierbaren Gesichtsausdruck an. Alle anderen schweigen. Bin ich zu weit gegangen? Kommt jetzt ein Wutausbruch? Nein, offenbar nicht. Er ist nicht einmal wütend, oder er verbirgt das hervorragend. Er mißbilligt, allen deutlich sichtbar, mich, oder das, was ich gesagt habe.

Vielleicht war es tatsächlich nicht sehr geschickt, vor aller Ohren klar auszusprechen, daß wir eventuell einen gemeingefährlichen Saboteur an Bord haben. – Andererseits sollten doch alle gewarnt sein, oder? Der Saboteur weiß ja sowieso, was er tut.

Kufferath drängt sich nach vorne. „Homberg, reg dich nicht auf!“ sagt er, „Natürlich kann man den Reaktor ohne den Bordrechner hochfahren!“

„Das wäre mir neu!“

„Habt ihr in München denn nicht die Pläne des Schiffes gelernt? – Der Reaktor hat einen eigenen Computer, genau für den Zweck des Hochfahrens!“

„Das ist mir neu.“ sage ich. Nicht direkt kleinlaut – es ist mir tatsächlich neu. Aber ist das meine Schuld? Es ist jetzt nicht die Zeit, darüber zu diskutieren, daß wir, sogar bis zu diesem Zeitpunkt, durchaus nicht alle Einzelheiten des Schiffes und seiner Konstruktion kennenlernen konnten. Außerdem habe ich im Moment den Eindruck, daß die Kenntnis dieses dedizierten Computers hier an Bord nicht sehr verbreitet ist – ich brauche mir nur die anderen Gesichter anzusehen: Wo kämen denn sonst die Ausdrücke von Verwunderung und Erleichterung her?

Wellington blickt mich immer noch an: „Dürfen wir also den Reaktor hochfahren – mit Ihrer gütigen Genehmigung, Herr Homberg?“

„Ja, wenn Herr Kufferath sagt, daß das möglich ist…“

Wellington sieht Kufferath an. „Kein Problem,“ sagt dieser, „der Reaktor ist vollkommen in Ordnung. Sauber heruntergefahren. Zwar schnell, aber sauber. Kein Grund zur Aufregung.“

‘Kein Grund zur Aufregung’, denke ich: ein Drittel des Bootes voll Wasser, in 6700 Meter Tiefe, aber kein Grund zur Aufregung. Naja.

Kufferath und Colbert verschwinden nach hinten, in ihre Maschinenräume. Andere vom nautischen Personal folgen ihnen. So ungefähr kriege ich mit, was geschieht: Jetzt müssen erst einmal von Hand alle möglichen Verbraucher von der Stromverteilung getrennt werden. Dann, wenn der Reaktor tatsächlich wieder laufen sollte, kann man sukzessive alles wieder zuschalten, jeweils so, daß Computersteuerung noch nicht notwendig ist. Oder erst der Computer und dann die anderen Verbraucher? Ich weiß das jetzt nicht.

Amerlingen und Fahlenbeek unterhalten sich, an den widersinnig schiefen Koppeltisch gelehnt, über das Wiederanfahren des Reaktors. Ich höre genug, so daß ich begreife, wie das Wiederanfahren funktionieren soll.

Das mit dem eigenen Computer für den Reaktor war natürlich übertrieben – hätte mich auch gewundert. Es gibt Pumpen, mit denen man die gestaffelten Druckwerte für die verschiedenen Schwer- und Leichtwasser-

kreisläufe aufbauen kann. Diese Pumpen kann man im allerschlimmsten Falle sogar von Hand bedienen – nämlich, wenn in den Batterien kein Funken Energie mehr übrig ist. Man muß nur sehr lange kurbeln.

Damit das funktioniert, müssen sämtliche Stellglieder, die normalerweise vom Computer gesteuert werden, manuell blockiert werden. So etwas ähnliches wie Kaskaden von Überdruckventilen sorgen dann dafür, daß nirgends die Differenzdrucke zu groß werden.

Wenn der Schwerwasserdruck im Primärkreislauf groß genug ist, dann fängt die Fleischmann-Pons-Reaktion an und die Temperatur im Primärkreislauf steigt. Bis dahin ist es noch einfach, und man kommt im Prinzip ohne Strom aus.

Nun aber, sowie der Reaktor heiß wird, wird es gefährlich: Er darf ja nicht zu heiß werden, weil sonst das aktive Material ausheilt und der Reaktor dadurch unbrauchbar wird. Gerade aber dann, wenn ein Fleischmann-Pons-Reaktor anfährt und noch nicht seine Betriebswerte erreicht hat, ist er sehr unstabil: Temperaturerhöhung führt zu Druckerhöhung führt zu Erhöhung der Reaktionsrate führt zu Temperaturerhöhung. Dazu kommt, daß die Turbinenkreisläufe noch nicht so richtig arbeiten und den Reaktorkern noch nicht kühlen. Auch die Umwälzpumpen des Primärkreislaufes arbeiten noch nicht. In dieser Situation ist eine schnelle Druckregelung erforderlich. Normalerweise kann das nur ein Computer.

Wenn man es aber doch manuell machen muß, dann müssen Präzisionsüberdruckventile den Druck im Primärkreislauf auf einen Wert begrenzen, bei dem nur eine sehr geringe Energieerzeugung pro Volumeneinheit des aktiven Materials möglich ist. Dann ist es möglich, daß der Reaktor aus eigener Kraft seine Betriebstemperatur erreicht, und daß dann die natürliche Konvektion der verschiedenen Kreisläufe die erzeugte Wärme abführt. Mit minimaler Leistung läßt sich dann eine der Turbinen betreiben, und mit dem Strom kann man dann die Umwälzpumpen des Primärkreislaufes in Betrieb nehmen und so der Gefahr lokaler Überhitzungen entgegenwirken, und dann hat man noch ein bißchen Strom übrig.

Je nach Geschick desjenigen, der den Reaktor manuell hochfährt, werden dabei mehr oder weniger große Mengen Schwerwasserdampf in die Schiffsatmosphäre abgelassen – was für uns nicht weiter schlimm ist – und

vielleicht Teile des aktiven Materials beschädigt – was sehr schlimm ist. Außerdem hat man nur die geringe Leistung. Der manuelle Betrieb des Reaktors sollte deshalb nur ganz kurzzeitig erfolgen.

Und es gibt noch einen Grund, den manuellen Betrieb nicht zu lange aufrecht zu erhalten: Man hat noch keine Energie für die Schwerwasserproduktion übrig, während man ja eventuell eine ganze Menge davon durch die Überdruckventile verliert, und die Heliumentfernung aus dem Primärkreislauf ist auch noch nicht möglich. Beide Effekte begrenzen den manuellen Betrieb des Reaktors ganz beträchtlich, aber Amerlingen weiß keine genauen Zahlen darüber, wieviel Zeit man nun wirklich hat.

Sowie man einen Computer mit funktionsfähiger Software für den Reaktor hochgefahren hat, wird es noch einmal kompliziert, weil man eigentlich simultan sämtliche Stellglieder auf den Rechner schalten muß. Da hat der Reaktoringenieur noch einmal viel zu tun. Wenn das aber gelungen ist, sollte man wenig später wieder die volle Leistung des Reaktors zur Verfügung haben.

Daß das Ganze doch nicht so einfach ist, sehe ich daran, daß Amerlingen Zeit hat, Fahlenbeek – und damit auch mir – das ganze Verfahren zu erläutern, ohne daß es Hinweise gibt, daß schon Resultate erreicht worden sind. Die Luft wird immer stickiger und schwüler. Die meisten, die jetzt nichts zu tun haben, haben sich irgendwo hingesetzt, in die Sessel, in die Winkel zwischen Fußboden und Computerconsolen. Wo man eben nicht wegrutscht.

Vivian Grail hat sich zu der Küchennische hinter dem nun blinden Frontschirm gehangelt und kramt dort herum. Viel wird sie ohne Wasser und Strom nicht machen können. Es kann auch sein, daß sie instinktiv merkt, daß man durch Bewegung eventuell den Kohlendioxidgehalt des Blutes ein bißchen senken kann, weil man das im eigenen Organismus erzeugte CO2 so besser rauskriegt. Ob das aber stimmt, das weiß ich nicht – alle chemischen Gleichgewichte müssen sich geändert haben, weil der Druck im Boot um 50 Prozent gestiegen ist – höherer Partialdruck des Sauerstoffes, des Stickstoffes und so weiter.

Zusätzlich zu der jetzt hohen Konzentration mit CO2 und der Luftfeuchte von fast hundert Prozent werden wir demnächst Schwerwasserdampf

einatmen, wenn dieses beim Wiederanfahren des Reaktors in die Bootsatmosphäre gelangt. Ob das vielleicht sogar schon der Fall war, weiß ich nicht. Kommt auf die Menge an, ob wir davon etwas merken.

Apropos Schwerwasser – sowie der Bootsbetrieb wieder läuft und die Rohstoffe für den Bootsbetrieb aus dem umgebenden Wasser gewonnen werden können, werden wir Verluste an Schwerwasser leicht ausgleichen können – noch ist draußen die übliche Schwerwasserkonzentration vorhanden, die wir von der Erdoberfläche kennen: jedes 5000-ste Wasserstoffatom ist ein Deuteriumatom. Wäre es anders, dann wären wir darüber schon aufgeklärt worden.

Aber was ist mit dem Deuteriumgehalt der Ozeane in der Welthöhle? – Mit unseren Sinnesorganen konnten wir vor zwei Jahren nicht herausfinden, ob das Wasser dort den üblichen Bestandteil an Schwerwasser hatte. Zwar weiß ich, wie jeder, der sich mal mit Kosmologie beschäftigt hat, daß sich, den gängigen Theorien nach, in der Anfangszeit des Universums ein gewisser Prozentsatz des Wasserstoffes zu Helium und Schwerwasser umgewandelt hat. Das betrifft auch allen Wasserstoff, der bei der Konglomeration der Planeten in diese mit eingebunden wurde, ob nun chemisch gebunden oder frei. Aber es sind Vorgänge denkbar, die die Konzentration von Schwerwasser ändern können, und ich weiß, daß in der Welthöhle solche Vorgänge eine Rolle gespielt haben müssen. Woher sonst das Süßwasser in den Meeren der Welthöhle?

Ich muß irgendwann Wellington drauf aufmerksam machen. Ich glaube eher, daß das eine nur prinzipielle Möglichkeit denn eine wirkliche Gefahr ist. Aber es wäre fatal, in die Welthöhle ohne Reservevoräte an Deuterium einzufahren und erst dann festzustellen, daß wir dort kein Deuterium gewinnen können.

Lassen wir die potentiellen Probleme – wir haben im Moment dringendere Sorgen. Ich betrachte meine Umgebung wieder aufmerksamer.

Die meisten, die sich im Moment in der Zentrale aufhalten, haben nichts zu tun – Zwangspause. Carola hat sich offenbar wieder gefangen. Das ist gut – um das System hochzufahren, werden wir sie dringend brauchen. Da fällt mir etwas ein:

„Carola, wenn wir das System neu hochfahren, können wir es dann nicht ebensogut gleich ganz neu einspielen? Damit könnten wir den Supersuperuser in Rente schicken!“

Sie blickt mich leicht empört an: „Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen brauchen wir jetzt als allerletztes!“

„Nanana,“ sage ich, „so schlimm kann das doch nicht sein! Außerdem lernen wir dabei eine Menge Dinge kennen, ganz zwangsläufig! – Ist immer so, wenn man das System von scratch auf neu organisieren muß.“

„Willst du auch ein neues Dateisystem einrichten?“

„Ne, eigentlich nicht. Das müssen wir so übernehmen, wie es ist. Aber das soll ja möglich sein, oder?“

„Also von ‘scratch auf’ ist das dann schon mal nicht.“

„Reicht doch, wenn die System-Verwaltungsdateien neu angelegt werden!“

„Ach ja. Und welche sind das?“

„Es werden wohl ein paar mehr sein, verglichen mit einem normalen UNIX-System.“ gebe ich zu.

„Und wo liest man das nach, welche das sind?“

„In den man-pages – Scheiße.“

Sie hat natürlich recht. Die vollständigste Dokumentation über das Gesamtsystem ist erst dann zugänglich, wenn der Rechner wieder läuft – vorher nicht. Dann brauchen wir sie aber nicht mehr, weil wir bei einem funktionsfähigen System kaum eine vollständige Systemgenerierung starten wollen – das wäre dann nicht mehr verantwortbar.

„Also werden wir den Supersuperuser so nicht los.“ vermute ich.

„Vielleicht, wenn wir uns erst etwas besser damit auskennen.“ sagt Carola, „Da müssen wir aber noch viel in der Dokumentation rumschmökern. – Wo bleibt denn nun der Strom?“

„Weiß ich nicht,“ sage ich, „es ist vielleicht noch komplizierter, einen FP-Reaktor wieder hochzubringen als ein PRO-UNIX-System.“

„Wird schon werden.“ wirft Amerlingen ein. Klingt irgendwie nicht überzeugt. Oder überzeugend.

22 Uhr vorbei. Wieder schweißgetränkte Stille. Mief. Feinverteilte Furzluft. Alle hecheln. Edwin hat sich gar nicht in unsere Diskussion einge-

mischt. Endweder, er leidet mehr unter der stickigen Luft als Carola, oder für Carola ist ein Streitgespräch ein Gesundbrunnen. Daraus ließe sich wieder eine verallgemeinernde Aussage über Frauen schnitzen. Mir ist aber jetzt nicht nach Rabulistik zumute.

Gabi steht in ihrer Ecke nahe der Eingangstür nach vorne, zum zentralen Niedergang hin, und hat sich an die Wand gelehnt. Sie hat überhaupt noch kein Wort gesagt. Als ich bemerke, daß sie ihr Kleid wieder hochgeschlossen trägt, fällt mir unsere Malstunde von vorhin wieder ein. Nun sind ihre Brustwarzen umsonst zartrosa getönt. Ist das tatsächlich erst fünf Stunden her? Sie blickt mich kurz unter ihrem Pony hervor an, aber da ist kein Zeichen eines besonderen Blickkontaktes – als ob der Vorfall von vorhin vollständig vergessen worden wäre. Ist er vielleicht ja auch – ich habe mich ja auch eben erst wieder daran erinnert.

Natalie sitzt nicht weit von ihr und sieht im Moment teilnahmslos den Boden vor sich an. Seltsam sitzt in ihrer Nähe, das aber ist wohl Zufall. Cohausz und Solzbach stieren Löcher in die Luft, ebenso der Pater. Serpinski und Spaliter reden miteinander, Wondrachek versucht, in seiner Raumkante zu schlafen – oder schläft sogar wirklich. Doktor Morton kramt in ihrer Krankenstation herum und ist deshalb nicht hier, und Gerald Amurdarjew ist wahrscheinlich bei ihr. Gute Idee, denke ich, in jenen Räumen dürfte jetzt die Luft noch etwas besser sein, weil da weniger Leute sind. Warum ist denn sonst niemand auf die Idee gekommen?

Einen Moment lang denke ich daran, daß es gut ist, daß Irene mit ihrem nicht besonders robusten Kreislauf jetzt nicht bei uns ist. Dann aber denke ich auch daran, daß sie dann ja noch am Leben und damit vergleichsweise besser dran wäre als das tatsächlich der Fall ist. – Geplant war es ja so, daß sie in Ullapool zurückbleiben sollte – wenigstens eine, der es jetzt gut ginge. Vielleicht würde sie noch dem BBC-Programm folgen, vielleicht wäre sie schon auf dem Weg ins Bett. Sie wüßte nichts von uns und unseren momentanen Schwierigkeiten. Sie würde eine allgemeine Sorge empfinden, mehr nicht.

22:30 Uhr. Wer war es? Wer ist das schwarze Schaf? Inzwischen habe ich eine neue Idee: Derjenige, an den die Direktive q78q99q gerichtet ist, sperrt sich dagegen, diese auszuführen. Bewußt oder unbewußt – das sind

zwei Varianten dieser Idee – sabotiert er das Projekt, um so seinen Auftrag nicht ausführen zu müssen. Dabei nimmt er seinen und unser aller Tod in Kauf.

Diese Variante liefe darauf hinaus, daß wir es nur mit einem zu tun haben, über dessen Intentionen wir nicht alles wissen. Das ist aber kaum weniger gefährlich.

Jetzt sieht die Gabi mich an, streicht sich dabei selbst über die Brust, lächelt flüchtig – sie erinnert sich an vorhin. Wenig Chancen: Kaum noch eine Kabine über Wasser. Ich grinse schief zurück.

Colbert kommt aus dem Gang zwischen den Krankenrevieren hervor:

„So, bei uns läuft es – wir schalten jetzt den Rechner zu!“

Carola strafft sich, setzt sich aufrecht vor ihren Bildschirm – wobei ‘aufrecht’ im Moment ein sehr diagonales Konzept ist.

Kaum, das Colbert wieder verschwunden ist, flackern die Displays aller Bildschirme. Dann tauchen auf allen gleichlautende Texte auf:

ELECTRIC BOAT COMPANY BIOS V7.3

FINAL RELEASE 1998-07-01

TESTING PROCESSORS AND MEMORY BOARDS…

Die Schriftart ist einfach. Das BIOS kennt noch keine ausgefeilten Fonts.

TEST OKAY. CONFIGURATION…

„Heißt das, daß der Computer bis jetzt keinen Schaden gelitten hat?“ frage ich.

„Weiß ich nicht.“ Carola macht eine umfassende Geste: „Die meisten UNIX-Ableger fahren sich selber hoch, ohne daß man im Normalfall eingreifen muß.“

CONFIGURATION DONE

VERIFYING BASIC ROOT SYSTEM…

LOADING SYSTEM KERNEL…

PRO-UNIX V15.98 STARTED

OEM-VERSION ELECTRIC BOAT COMPANY

ROOT PROCESS STARTED

VERIFYING ROOT SYSTEM…

CRONTAB 7777775227

„Was soll das?“ frage ich, „Startet er jetzt alles, ohne uns zu fragen?“
„Weiß ich doch nicht!“

PRINT SERVICES STARTED

„Haben wir etwa Drucker an Bord?“ frage ich, „Das wäre mir neu!“
Niemand antwortet mir. Alle beobachten die Selbstgespräche des erwachenden Betriebssystems.

VERIFYING PORTS AND LINES

MOUNTING: /usr00 /usr01 /usr02 /usr03

Die ‘MOUNTING…’ Meldungen rauschen rasch über die Bildschirme, so rasch, daß man kaum sehen kann, welche Dateisysteme nun alle angeschlossen werden. Nur der regelmäßigen Struktur der Muster auf den Bildschirmen kann man entnehmen, daß sich unter diese Meldungen offenbar keine Fehlermeldung gemischt hat. Dann geht es weiter:

VERIFYING COMPLETE FILE SYSTEMS…

FILE SYSTEMS OKAY

Interessant. Das Dateisystem hat durch das plötzliche Herunterfahren des Systems keinen Schaden genommen. Wie ich dachte: Das muß ein Echtzeitbetriebssystem, das diesen Namen verdient, abkönnen.

Und wieder ein Wortschwall – das System erzählt, welche Dämonen gestarted werden. Ich weiß wirklich nicht, ob das nur die systemspezifischen Programme sind, oder ob jetzt schon die Software für die technischen Einrichtungen des Schiffes gestartet wird.

INSTALLING GRAPHICAL USER INTERFACE

Von einem Moment zum anderen wird die Hellgrün-auf-Dunkelgrün Darstellung durch ein Fenster ersetzt. Das geschieht auf jedem Bildschirm. In diesem Fenster erfolgen von nun an die Mitteilungen des Systems in einer anständigen, gut lesbaren Schrift, schwarz auf weiß, wie es sich gehört. Die erste Mitteilung ist:

please ROOT login:

„Kleinschrift!“ sage ich, „Er wird erwachsen!“

„Davon haben wir nichts. Er will als ersten User den Supersuperuser haben!“ sagt Carola.

„Das wird er schon merken, daß du das nicht bist!“

Carola versucht, sich als der Supersuperuser anzumelden. Da sie das Paßwort nicht kennt, tippt sie irgend etwas ein. Natürlich gelingt die Anmeldung nicht. Dann geht sie als der normale Systemverwalter ‘root’ rein. Das geht, denn das Paßwort kennen wir ja. Kaum, daß sie das getan hat, verschwinden auf allen anderen Bildschirmen die Fenster.

Eine einfache Dialogbox springt in der Bildschirmmitte auf. Ihre Bedeutung ist deutlich:

Ship Services Selection

A Start all

O Stop all

L Listscript

S Start selected ones

N No Ship Services

„Großartig!“ sage ich, „Es läuft noch nichts. Wir können die Reaktorsoftware allein starten!“

„Du merkst aber auch alles!“ knurrt Carola. Sie führt den Mauszeiger auf ‘S’ und klickt. Kurz darauf kriegen wir reichhaltige Auswahlboxen zu sehen: Die zahllosen Systeme des Schiffes können nun separat von uns markiert und so gestartet werden.

„Das ist ja fast wie Weihnachten!“ sage ich. So denke ich auch: Wir können vermeiden, den Server zu starten, der uns wieder das Ventil zu der Regelzelle da vorne aufmacht.

„Halt doch mal den Mund! Oder weißt du, was ich für den Reaktor brauche?“

„Nein. Weiß ich nicht. Gehen wir’s doch mal durch – oder wir fragen Colbert oder Kufferath!“

Amerlingen mischt sich ein: „Das ist wenig erfolgversprechend – die beiden haben auch immer nur mit dem laufenden System gearbeitet. Aber ist das da nicht selbsterklärend?“

Wir gehen die angebotenen Menüpunkte durch. Aus der Bezeichnung heraus kann man in der Tat erraten, wozu die einzelnen Programme gut sind. Ein Beweis ist das natürlich nicht – niemand hindert einen daran, ein Programm, das einen Reaktor steuert, ‘Kühlschrank’ zu nennen. Ich nehme zwar kaum an, daß solche Fehler bei der Namensgebung der Systemkomponenten gemacht worden sind, aber immerhin kann ein Programm ja auch nachträglich umbenannt werden.

„Das da," sagt Carola und fuhrwerkt mit dem Mauszeiger über den Bildschirm, „das hört sich gut an: 'FPR-master'. Wollen wir es probieren?"

„Was kann man noch alles mit 'FPR' abkürzen, außer 'Fleischmann-Pons-Reaktor'?" frage ich. Müßige Überlegung – wenn wir zu vorsichtig sind, werden wir nie etwas erreichen.

„Probieren sie's." sagt Amerlingen. Wellingten, der unseren Tätigkeiten auch folgt, nickt.

Kaum, daß Carola diesen Menüpunkt ausgewählt und den 'Okay' Button angeklickt hat, erscheint eine große Dialogbox.

Es ist in der Tat die Reaktorsoftware. Wir werden noch einmal um Bestätigung gefragt, ob wir dieses Programmsystem tatsächlich starten wollen, als Carola dem Programm ihre Zustimmung mitgeteilt hat, bekommen wir sofort eine dicke Dialogbox gezeigt, in der aufgelistet ist, welche Servoeinrichtungen des Reaktors nicht mehr unter der Kontrolle des Rechners stehen. Das ist genau das, was zu erwarten ist – es ist ja alles mögliche auf manuell geschaltet worden.

Was ich im Moment nicht ganz verstehe, ist, wieso wir im momentanen Zustand des Betriebssystems so sicherheitsrelevante Software wie die Reaktorsteuerung starten können, ohne die Paßwörter zu kennen, mit denen man erst zur Steuerung des Schiffes authorisiert wird. Ich überblicke es noch nicht ganz – aber da scheinen mir einige Sicherheitslücken zu sein. Naja, das, was bis jetzt passiert ist, deutet ja auf mehr als nur eine Sicherheitslücke hin.

„Jetzt" mischt Amerlingen sich ein, „müssen wir ziemlich synchronisiert handeln. Reaktor auf Rechnersteuerung, und dann sofort den 'Retry'-Button anklicken. Mach mal jemand die Tür auf!"

Er meint die Tür zum Gang durch das Krankenrevier und zum Reaktor. Die Interkom-Anlage hat nämlich auch noch keinen Strom. Wäre da nicht eine kleine Notbatterie angemessen gewesen? Vielleicht läßt sich das Interkom auch auf die Schiffsbatterien schalten, aber bevor wir herausgefunden haben, wie das geht, haben wir uns ebenso schnell durch lautes Rufen verständigt.

Colbert und Kufferath stehen schon bei ihrem Reaktor in den Startlöchern. Carola soll ihren Mauszeiger auf 'Retry' positionieren und klicken,

sowie von hinten ‘jetzt!’ gerufen wird. Eine Sekunde oder zwei wird der Reaktor weder manuell noch vom Rechner geregelt. Man kann eigentlich nur hoffen, daß keiner der Betriebsparameter in dieser Zeitspanne zu sehr ausreißt.

Es ist völlig unspektakulär. Wahrscheinlich halten wir alle den Atem an. „Jetzt“ ruft Kufferath, und ‘Klick’ macht Carola, fast zeitgleich mit dem letzten ‘t’ von ‘Jetzt’. Ganz schnell hintereinander. Wieviele Neuronen zwischen Carola’s Trommelfell und ihrem Finger waren wohl beteiligt?

Die Reaktorsteuerung scheint zufrieden zu sein, denn auf Carola’s Bildschirm bauen sich Sinnbilder und Diagramme auf. Ziffersequenzen ändern sich so schnell, daß man überhaupt nichts erkennen kann: Der Reaktor wird so schnell wie möglich auf seine Normwerte gesteuert.

Colbert hangelt sich in die Zentrale herein, verdrängt Carola für einen Moment von Ihrem Sitz: „Moment nur – bis er läuft!“ erklärt er. Dann brüllt er nach hinten: „Da sind noch Wärmetauscher auf ‘manuell’!“ Ein paar weitere technische Angaben fliegen hin und her, dann blickt Colbert auf: „So. Das hätten wir!“ Fast gleichzeitig mit seinen Worten geht die Beleuchtung in der gewohnten Helligkeit wieder an.

„Gut.“ Meine Armbanduhr, die wenigstens nicht vom Rechner abhängt, zeigt 01:10 Uhr an. Wenn sich das Ventil zusammen mit der Schnellabschaltung des Reaktors nicht geschlossen hätte, dann würden wir inzwischen wohl alle tot sein.

Die Arbeit ist aber noch lange nicht zu Ende. Damit die Klimaanlage und vieles andere wieder funktioniert und damit weitere Schäden vermieden werden, sollte das vordere Unterdeck frei von Wasser sein. Das geht aber nur, wenn praktisch das ganze Boot wieder trocken ist. Die Lenzpumpen sind also das nächste, was zugeschaltet werden muß. Wieder suchen wir, welche Teile der Schiffsbetriebssoftware dafür gebraucht werden. Das können wir jetzt aber auf mehreren Bildschirmen machen, weil der Computer wieder voll aktiviert ist. Bemerkenswert – Teile der Rechner liegen im Vorschiff unter Salzwasser. Scheint ihnen aber nicht zu schaden. Diese Hardware ist wirklich vom Feinsten, wie uns das am Anfang der Reise gesagt wurde.

Chapman, Priest und Mackenzie sitzen nun an den Bildschirmgeräten in der Zentrale. Da das eigentliche Betriebssystem nun problemlos zu laufen scheint, haben sie es nur noch mit der Schiffssoftware zu tun – da fühlen sie sich zuständig. Trotzdem beobachte ich, daß auch sie sehr viel herumraten müssen. Aber Carola ist erst einmal wieder entlastet.

Gabi kommt auf mich zu, gerade als Carola das auch tun will. Carola sieht das und setzt sich wieder hin.

„Pumpen sie das Wasser jetzt raus? Ich will wieder in meine Kabine!“ fragt sie mich.

„Sobald das möglich ist, wird herausgepumpt!“ sage ich, „Aber schnell wird das nicht gehen. Man wird vielleicht nicht alle Lenzpumpen einsetzen können, und…“

„Doch,“ sagt Amerlingen im Hintergrund.

„Doch? Also doch. Mmh. Ich dachte, es hängt ein bißchen davon ab, wo sich welche Pumpe befindet. Sie muß das Wasser ja saugen können.“

Sieht nicht so aus, als wolle sich Amerlingen zu der Beschaltung der Pumpen äußern.

„Mmh. Ja.“ fahre ich fort, „Und dann hängt es natürlich von der Leistung der Pumpen ab. Von den vier Megawatt, die der Reaktor hergeben kann, ist zwar das meiste im Moment verfügbar, aber das werden die Pumpen nicht fressen können. Die können höchstens…“

„Sechs mal zwanzig Kilowatt Dauerleistung.“ sagt Amerlingen dazwischen, „Kurzzeitig sind es mehr.“

„Du hast es gehört. 120 Kilowatt.“

„Und was heißt das?“ fragt Gabi. Eigentlich sollte eine technische Assistentin sich das selber ausrechnen können.

„Gegen ein Bar Überdruck braucht man im Idealfall 100 Watt für einen Liter pro Sekunde. Wir haben da draußen 684 Bar – wenn der SISC wieder funktioniert, wirst du es sehen. Ein Liter pro Sekunde braucht also 68.4 Kilowatt. Es gibt aber kaum einen Motor und kaum eine Pumpe, die einen Wirkungsgrad von 100 Prozent haben. 50 Prozent ist schon realistischer. Siehst du? Mit den 120 Kilowatt sind mehr als ein Liter pro Sekunde nicht drin.“

„So wenig?“

„Ja. Es hat ja niemand damit gerechnet, daß das halbe Schiff leergepumpt werden muß."

Gabi denkt nach. „Ich komme auf 140 Stunden!" sagt sie.

„Ich auch."

„Jedenfalls haben wir viel Zeit, das Schiff wieder in Ordnung zu bringen!" sagt Amerlingen.

„Sie sagen das, als ob Sie das freut!" sagt Gabi zu ihm mit leicht vorwurfsvollem Ton.

„Es freut mich, daß wir es nur noch mit lösbaren Problemen zu tun haben!" sagt er, „Und das wir zwangsweise die Zeit haben, das ganze Schiff zu überprüfen und zu säubern – ja, säubern: Von dem Salzwasser wollen wir ja nichts drin behalten, oder?"

Priest blick von seinem Terminal auf: „Freut euch des Lebens!"

„Wieso?"

„Klimaanlage läuft!"

Die nächste Zeit an Bord wurde ungemütlich. Daß die Klimaanlage aktiviert werden konnte, obwohl auch einige ihrer Aggregate unter Wasser standen, war zunächst der einzige Lichtblick. Die Frischwassergewinnung und die Abwasseraufbereitung konnte zwar auch wieder rasch aktiviert werden, aber die zwei zugänglichen Toiletten waren noch teilweise unter Wasser und bei der Schieflage des Schiffes nicht leicht zu benutzen. Ebenso die Duschen.

Am schlimmsten war natürlich, daß praktisch alle Kabinen unter Wasser lagen. Aber auch die Lebensmittelvorräte befanden sich zum allergrößten Teil im vorderen Unterdeck und waren ohne Tauchen nicht zu erreichen. Dazu kam, daß man unter Wasser die Tieftemperaturtruhen nicht so einfach öffnen kann, um etwas herauszunehmen – wenn man es versuchte, dann würde man den gesamten Inhalt blitzartig in einem Eisblock einsargen. Das bißchen, was an Lebensmitteln in der Küchenzelle hinter dem großen Bildschirm in der Zentrale vorhanden war, würde nicht lange reichen.

Der Wasserspiegel im Schiff sank etwa 10 Zentimeter in jeder Stunde. In dem Maße, wie das Wasser zurückwich, konnte das Schiff wieder in Besitz genommen werden.

'In Besitz nehmen' hieß: Alles mit Süßwasser abspülen, gegebenenfalls dazu auseinandernehmen, wenn nötig, und trockenföhnen. Dann die betroffenen Geräte prüfen, wo möglich und sinnvoll. Jede Ritze, in der sich Salzwasser versteckt haben konnte, aufspüren und gesondert behandeln. Geschlafen wurde umschichtig, zum größten Teil im Krankenrevier. Die, deren Kabinen trockenfielen, konnten bereits versuchen, sich es in denselben wieder gemütlich zu machen. Das würde aber so richtig erst wieder gelingen, wenn die Waschmaschinen wieder erreichbar sein würden: Salzwassergetränktes Bettzeug kann man nicht trockenkriegen.

Wenigstens war dieses Salzwasser sauber. Keine Industrieabfälle. Es gab nur noch Kohlensäure ab, und damit wurde die Klimaanlage leicht fertig – schon ein paar Stunden nach ihrer Inbetriebnahme war von dem hohen CO2-Gehalt nichts mehr übrig geblieben. Wir konnten wieder normal

atmen – das ständige Gefühl, keine Luft mehr zu kriegen, war weg. – Wahrscheinlich konnten die meisten von uns, mich eingeschlossen, sich nicht plastisch vorstellen, um wieviel angenehmer unsere Lage war als in dem vor Gibraltar abgesoffenem U-Boot vom Buchheim: Saubere Luft statt Säurenebel aus den kaputten Batterien, CO2 und Knallgas, auch Chlor, und natürlich zuwenig Sauerstoff.

Natalie quartierte sich erst einmal wie selbstverständlich in meine Kabine ein. Meine Kabine, die von Carola und die von Doktor Morton waren die einzigen, die von dem Salzwasser gerade noch verschont geblieben waren. Aber Carola und Doktor Morton nahmen keine 'Gäste', auch nicht zum umschichtigen Schlafen.

Das Leben an Bord war ungemütlich. Aber es war irgendwie kaum ein Gefahrenbewußtsein vorhanden – oder es war nicht mehr vorhanden. Das gab mir Gelegenheit, über die Wahrnehmung von Gefahr nachzusinnen.

Ich erinnerte mich an einen Seeurlaub in früher Kindheit. Ich war vielleicht 12 oder 13. Meine Eltern hatten bereits ein Hauszelt, aber noch kein eigenes Auto. Wir mußten uns von Verwandten zu einem Campingplatz in Saalenburg in der Nähe von Cuxhaven bringen lassen. Der Platz war voll, und wir mußten das Zelt an der einzigen freien Stelle aufstellen. Daß da Binsen wuchsen, hätte uns eigentlich warnen sollen.

Nach drei schönen Tagen schlug das Wetter um. Sturm und Regen. Das Heulen des Windes wurde permanent, und eine der Firststangen des Zeltes brach bei einer der ersten stärkeren Böen. Die Vision, daß das ganze Zelt weggeweht wurde, stand vor unser aller Augen. Dazu floß von allen Seiten das Wasser in unser Zelt und stieg auf 20 Zentimeter. Meine Eltern wechselten sich ab, das Zelt festzuhalten, und eine provisorische Stütze bog sich bei jeder Bö gefährlich weit durch.

Noch lange nach dieser Zeit beunruhigte mich das Geräusch von heftig prasselnden Regen und böigem Wind, selbst dann, wenn ich mich in massiven Gebäuden befand. Meine Wahrnehmung von Gefahr war bei diesem Urlaub damals auf diese Geräusche fixiert worden. Und es waren nur diese Geräusche: Eine Digitalanzeige, die sagt, um wieviel Prozent der Bruchlast eine Wand belastet wird, ist wesentlich weniger direkter und würde mich nicht sehr aufregen – und genau das ist unsere Situation hier. Der

Druck draußen ist eine Zahl. Die wird nicht so richtig als gefährlich empfunden – das Boot knackt ja nicht einmal. Das Wasser hier drinnen und die Schräglage des Bootes sind realer – aber die sind mehr ein Ärgernis und keine Bedrohung.

Manchmal denke ich, daß vielleicht etwas hirnorganisches mit mir nicht in Ordnung sein könnte, wenn eine sachliche Information, die eine existenzielle Bedrohung für mich beschreibt, nicht so richtig wahrgenommen wird. Kann ich denn das bißchen nicht abstrahieren? Muß immer etwas dabei sein, was manchmal doch nur ein Attribut der Gefahr ist und nicht die Gefahr selbst? Gebrüll, Lärm, Finsternis? Vielleicht Höhenschwindel?

Da gibt es doch in der Verfilmung von 'Das Boot' die Szene, wie die havarierte U96 in der Straße von Gibraltar wieder auftaucht, aus einer Tiefe von 280 Metern. Die Spannung dieser Szene konzentriert sich schließlich auf eine einzige Kameraeinstellung: Die zitternde Nadel des Tiefenmessers. Der Zuschauer riecht nicht die verbrauchte Luft, spürt nicht die Erschöpfung der tagelangen Arbeit, das Boot wieder flott zu kriegen. Trotzdem ist diese Szene spannend. Liegt das an der Begleitmusik? Oder an der Kürze der Szene? – So ein bißchen ist diese Situation doch jetzt der unseren ähnlich. Und trotzdem spüre ich nicht genug Panik.

Vor zweieinhalb Jahren, in der Welthöhle, war ich viel häufiger der Panik viel näher. Ja, auf dem Weg nach Casabones hinauf war es ja ganz aus – ich war ein handlungsunfähiges, zitterndes Bündel Mensch. Hatte Charmion mich nicht tragen müssen?

Aber vielleicht liegt es doch nicht an mir – auch bei den anderen sehe ich kaum Anzeichen besonderer Besorgnis. Und als das Wasser vor kurzem noch in das Boot hineinströmte, hatte ich nicht die Muße, darauf zu achten.

Das war die Lage am Dienstag, dem 19. Januar. In der Nacht vorher, vom Montag zum Dienstag, hat sowieso wohl kaum jemand geschlafen. Aber wir kriegten wenigstens den größten Teil der Bordsoftware wieder auf die Reihe. Am frühen Morgen konnten wir zum Beispiel bereits wieder eine aktuelle Streßanalyse des Schiffskörpers durchführen. Es zeigte sich, daß alles in Ordnung war, trotz des unsanften Aufsetzens auf dem Grund dieser Höhle.

Der SISC lief wieder, und mit den Außenkameras konnte festgestellt werden, daß das Schiff von außen unbeschädigt war. Das veranlaßte Wellington zu einer Bemerkung über den unterschiedlichen Grad der Ausgereiftheit von Schiffsbautechnik und Softwaretechnik. Ich erwiderte nichts – er hatte ja recht.

Unseren derzeitigen Liegeplatz hätten wir natürlich nie ausgesucht, wenn wir die Wahl gehabt hätten, wo wir das Schiff auf den Höhlengrund legen wollen. Kantige, steile Riffe klemmten das ganze Schiff ein. Immer wieder hören wir ein Schleifen und Kratzen durch die Wände dringen – das Schiff bewegt sich, weil es in jeder Sekunde um ein Kilogramm leichter wurde. Aber eine Gefahr bestand nicht.

Carola hängte sich in die Source-Code-Analyse des Servers für die Regelszellen und die Trimmungen. Sie wurde sogar fündig, allerdings blieb es unklar, ob das Problem mit dem offenen Regelventil da herrührte:

Das Programm führte Buch über jedes Ventil und dessen Zustand. Das hat man sich prinzipiell etwa so vorzustellen, daß zum Beispiel ein bestimmtes Bit auf 1 gesetzt wird, wenn ein Ventil aufgemacht wird, und auf 0, wenn es wieder geschlossen wird. Wenn ein Teil des Programmes sich nun über den Zustand des Ventils informieren will, dann reicht es aus, dieses Bit zu inspizieren.

So weit, so gut. Das ist softwaretechnisch ein sauberes Vorgehen, und im Falle eines einfachen Ventiles, wo man nur die Auf-oder-zu Information speichern muß, sogar ein sehr einfaches Verfahren. Weniger sauber ist jedoch, daß im Prinzip irgendwo im Programm, ob nun absichtlich oder nicht, dieses Bit gesetzt oder gelöscht werden kann, ohne daß auf die Konsistenz mit dem aktuellen Ventilzustand geachtet wird. Es ist also möglich, daß dieses bestimmte Bit sagt, das Ventil sei geschlossen, wenn es in Wirklichkeit noch offen ist. Ein anderer Programmteil, der zum Beispiel dieses Ventil schließen soll, könnte daraufhin jede Aktion verweigern, weil dieses Bit ja sagt, das Ventil sei schon zu. Schließlich gibt es Ventile, die ein mehrfaches Schließen nicht vertragen würden – das hängt von dessen technischen Eigenschaften ab. Und dann verwandelt sich diese Abfrage des Ventil-Bits, die als eine Sicherheitsmaßnahme gedacht war, in eine Falle.

Das, meinte Carola, wäre eine Möglichkeit, wie es passiert sein konnte. Ein echter Programmfehler. Und ein Fehler in der Wahl der Mittel: In einer Sprache wie Ada kann man die Steuerung eines Ventils so programmieren, daß unauthorisierte Programmteile nicht an diese Steuerung herankommen. Aber dieser Server ist in C geschrieben. Und in C ist alles möglich.

Carola untersuchte große Teile des Programmcodes auf unauthorisierte Zugriffe auf die Ventildaten. Sie fand nichts. Alles schön und sauber programmiert, trotz dieser zu Disziplinlosigkeit ermutigenden Programmiersprache. Aber das besagte nichts. Wir haben nicht die Zeit, wirklich die gesamte Software durchzukämmen. Es blieben also alle Möglichkeiten offen: Programmfehler oder Sabotage. Wir waren so klug wie zuvor.

Der Treiber, mit dem Carola den Reaktor abgestellt hatte, wurde natürlich in seinen ursprünglichen Zustand wiederhergestellt. Damit befand sich der gesamte Programmcode wieder im ursprünglichen Zustand. Allerdings lief die Trimmungssoftware noch nicht, weil das Boot ja noch auf Grund lag.

Am Nachmittag dieses Tages bat Wellington mich zu einem Vier-Augen-Gespräch. Da es soviele Privaträume auf der CHARMION nicht gibt, gingen wir in den Raum direkt unter dem Turmluk, also in das obere Stockwerk des zentralen Niederganges, wo im Moment niemand etwas zu tun hatte.

„Herr Homberg, wer von dem wissenschaftlichen Personal kennt sich wie gut in der Informatik aus?“ fragte er mich ohne jede Einleitung.

„Grundkenntnisse haben wohl mehr oder weniger alle.“

„Ich meine, wer kann ein Computersystem so aufrollen, daß er das findet, was er sucht?“

„Die beiden Informatiker natürlich, Frau Rau und Herr Daum. Wenn man Ihnen Zeit genug gibt. Naja, und meine Wenigkeit wohl auch.“

„Und weiter?“

„Amurdarjew hat anspruchsvolle Simulationen gemacht, aber im wesentlichen auf dem Niveau der Anwenderprogrammierung. Ebenso Seltsam.“

„Und sonst?“

„Fehlanzeige," sage ich, „jedenfalls, was die Intima eines Betriebssystems betrifft. Eine ausgeprägte Hacker-Mentalität und die Befähigung dazu hat wohl niemand."

„Haben Sie den Eindruck, daß jemand mehr Fertigkeiten hat als er zugibt? Fähigkeiten auf irgendeinem Gebiet?"

„Eigentlich nicht."

„Mmh. Danke Ihnen trotzdem, Herr Homberg."

„Fragen Sie doch Frau Rau!" schlage ich vor, „Seit ich sie kenne – und das sind weiß Gott schon einige Jahre – habe ich immer wieder bemerkt, daß sie Menschen unheimlich treffend beurteilen kann. – Wenn jemand eine Hacker-Mentalität hat und das zu verbergen sucht, dann merkt sie das noch am ehesten!"

„Das habe ich getan. Sie hat mit genau derselben Begründung vorgeschlagen, Sie darüber zu befragen!"

Dann geht diese Besprechung ohne weiteres Ergebnis zuende.

Am Abend dieses 19. Januar kann man acht weitere Kabinen betreten und, wenn man sich einen sehr trockenen Zuluftstrom einstellt, sogar in den Kojen schlafen. Aber auch das erfordert einigen Einsatz der Schiffsingenieure, da auch die Luftleitungen der Klimaanlage teilweise vollgelaufen sind. Außerdem müssen auch die ganzen Zwischenwandinstallationen mit Süßwasser abgespült und trockengeföhnt werden. Eine Heidenarbeit. Jeder ist beschäftigt. Und jeder ist übermüdet.

Esther Petersen hat die Wache von 16 Uhr bis Mitternacht, obwohl sie den ganzen Tag geschuftet hat, danach bin ich wieder dran. Deshalb lege ich mich vorher ein paar Stunden hin.

Trotz meiner Müdigkeit ist es aber schwer, in einer 30 Grad abschüssigen Koje einzuschlafen.

Auf dieser Nachtwache am Anfang des 20. Januar bin ich nicht allein. Oben, im vorderen Oberdeck – das tiefer als die Zentrale liegt – sind schon wieder eine ganze Menge Rechnerconsolen und Geräteschränke trockengefallen. Einige der Techniker sind dabei, die Interna dieser Geräte mit Reinstwasser abzuspülen und dann zu trocknen. Ich bekomme sie kaum zu sehen.

Die reichliche Verwendung von Frischwasser, das deshalb jetzt in maximal möglicher Menge produziert wird, senkt natürlich die Wassermenge, die pro Zeiteinheit von Bord gepumpt werden kann. Andererseits nimmt durch dieses Spülwasser der Salzgehalt des Seewassers im Boot langsam ab, da die aufkonzentrierte Sole bevorzugt von Bord gepumpt wird. Mit dem LOGEDITOR lese ich, daß unser Chemiker, der Dr. Cohausz, das eingedrungene Seewasser noch genauer untersucht hat, als das routinemäßig sowieso schon getan wird. Wenn es irgendwelche Spuren chemisch aggressiverer Bestandteile gegeben hätte, etwa Salzsäurespuren oder so etwas, dann hätte man diese kompensieren können. Das war aber nicht der Fall. Etwas anderes, was Cohäuszchen untersucht und womit er den ganzen letzten Tag verbracht hat, ist die eventuelle Notwendigkeit des Einsatzes von Opferelektroden. Aber die hochwertigen Materialien, die in der CHARMION verbaut worden sind, machen so etwas überflüssig, jedenfalls, wenn wir das Boot tatsächlich, wie geplant, in einigen Tagen wieder trocken bekommen haben.

Die meisten der elektrischen Leiter, egal, ob sie nun Schwachströme für die Informationsverarbeitung oder Leistungsströme transportieren, kommen sowieso nicht mit dem Salzwasser in Berührung. Sie sind von Isolationsmaterial umgeben, das von Salzwasser bei geringem Druck nicht penetriert werden kann. Sogar auf die meisten Platinen in den Rechnern trifft das zu: Warum soll man die Chips den Zufälligkeiten aussetzen, die die Außenluft herantransportieren kann, wenn man sie ebensogut ganz einkapseln kann? – Eine Platine in unseren Bordrechnern sieht durchaus nicht so aus wie eine Platine in meinen Rechnern zuhause.

Weil ich sonst nichts zu tun habe, und weil ich nicht will, daß es so aussieht, als ob ich nichts zu tun habe – damit niemand auf die Idee kommt, daß ich während meiner Wache auch Platinen trockenreiben könnte – hacke ich so ein bißchen im System herum. Hat ja auch seine Berechtigung, denn vielleicht finde ich ja etwas, was uns unsere Schwierigkeiten lösen hilft. Weil ich aber müde bin, tue ich das nicht sehr konzentriert. Es dauert nicht lange, bis ich einfach als Systemverwalter einen Blick in die privaten Dateiverzeichnisse der anderen Projektmitarbeiter werfe.

Sowas tut man nicht. Ich habe ja auch gar nicht die Absicht, Privatpost zu lesen. Aber ein Systemverwalter muß ein bißchen darauf achten, daß nicht irgendjemand Blödsinn macht. Es kann zum Beispiel jemand unbeabsichtigt noch einen Prozeß laufen haben, der langsam aber sicher eine riesige Datei erzeugt. Dann muß man das beenden. Das UNIX und die meisten seiner Ableger wehren sich nicht entschieden genug dagegen, daß irgendjemand zuviel Systemresourcen beansprucht.

Ist mir auch schon passiert. Als ich vor neun Jahren das erste Mal an einer UNIX-Installation arbeitete, habe ich kurz vor Dienstschluß die '.login'-Datei noch einmal geändert. Das ist eine Datei, in der UNIX-Befehle stehen, die abgearbeitet werden, wenn man sich am System anmeldet und dabei einen bestimmten Kommandointerpreter benutzt, die sogenannte C-Shell. Auf diese C-Shell war ich erst kurz zuvor umgestiegen, und in meiner '.login' Datei waren noch Befehle drin, die für die C-Shell schwer verdaulich waren. Einer davon führte dazu, daß das System in eine Endlosschleife geriet.

Kann ja passieren. Leider war das betreffende System ein von mehreren Abteilungen genutztes Mehrplatzsystem, und die verantwortliche Systemverwalterin war schon nach Hause gegangen. Ich selbst konnte mich natürlich nicht an einem anderen Terminal einloggen, um mich selbst abzuschießen, weil mir an diesem anderen Terminal ganz genau das gleiche passiert wäre. Ich konnte also gar nichts tun. Die wildgewordene '.login'-Datei war die ganze Nacht über tätig, und ich wußte nicht genau, womit.

Am anderen Morgen erfuhr ich dann, daß ich in dieser Nacht den größten Teil der verfügbaren Rechenzeit auf dieser Maschine verbraten hatte. Peinlich für meine Abteilung, die das bezahlen mußte.

Aus diesen und ähnlichen Vorfällen, die bei allen UNIX- und UNIX-ähnlichen Betriebssystemen immer mal wieder passieren, resultiert das Recht und eigentlich auch die Pflicht des Systemverwalters, die Augen offenzuhalten, um ungewöhnliche Vorgänge frühzeitig zu erkennen. Häufig ist es ja gar keine böse Absicht eines Benutzers, sondern ein Versehen, und der betreffende Benutzer ist manchmal noch dankbar, wenn man ihn vor Schaden bewahrt hat. Es wird jedenfalls noch einiges dauern, bis der Systemverwalter als ein selbstständiges Modul in UNIX eingebaut ist!

Und jetzt sehe ich mir eben mal die privaten Dateiverzeichnisse an. Jeder an Bord hat eines. Mal sehen. Edwin und Carola haben die umfangreichsten Dateibestände – Arbeit hinterläßt eben Spuren. Amurdarjew hat auch viel. Dr. Palmer hat sich noch nie eingeloggt. Vielleicht traut er sich nicht.

Da sehe ich, daß Dr. Reinhardt erst gestern abend auf dem System war, also erst vor wenigen Stunden. Wie denn das? Eigentlich werden doch alle zum Großreinemachen gebraucht, oder sehe ich das falsch? Ich sehe mir sein Dateiverzeichnis genauer an. Eine Datei mit Namen DIAPSIDA.TXT ist erst gestern abend erstellt worden. Da werfe ich mal einen Blick rein. Ein einfaches Schema ist dort zu sehen:

Diapsida
Archosauria
Saurischia
Theropoda
Coelurosauria
Coelophysidae=Procompsognathidae?
Coeluridae
Noasauridae
Shanshanosauridae
Segisauridae
Compsognathidae
Avimimidae
Archaeopterygidae
Elmisauridae
Oviraptoridae
Caenagnathidae
Ornithomimosauria
Ornithomimidae
Garudimimidae
Deinocheirosauria
Deinocheiridae
Deinonychosauria
Dromaeosauridae

Saurornithoididae
Carnosauria
Teratosauridae
Megalosauridae
Allosauridae
Ceratosauridae
Dryptosauridae
Spinosauridae
Tyrannosauridae
Itemiridae
Segnosauria
Segnosauridae
Therizinosauria?
Therizinosauridae
Sauropodomorpha
Prosauropoda
Staurikosauridae
Herrerasauridae
Anchisauridae
Plateosauridae
Roccosauridae
Mussauridae
Blikanasauridae
Sauropoda
Cetiosauridae
Brachiosauridae
Camarasauridae
Titanosauridae
Diplodocidae
Barapasauridae
Chubutisauridae?
Reinhardtsauridae
Ornithschia
Ornithopoda

Fabrosauridae
Heterodontosauridae
Hypsilophodontidae
Troödontidae
Thescelosauridae
Camptosauridae
Iguanodontidae
Hadrosauridae
Pachycephalosauridae
Chaoyoungosauridae?
Stegosauria
Stegosauridae
Ankylosauria
Scelidosauridae
Nodosauridae
Ankylosauridae
Ceratopsia
Psittacosauridae
Protocertopsidae
Ceratopsidae

Ich erkenne dieses Schema. Eine vielleicht etwas unvollständige Klassifikation der Saurier. So ein paar Fachausdrücke habe ich in den Lehrgängen in München ja aufgeschnappt. Aber wieso editiert Dr. Reinhardt unter diesen Umständen ein Klassifikationsschema der Saurier? Gibt es jetzt nichts Dringenderes zu tun? Oder übt er bloß das Editieren? Soviel Dateien hat er nämlich gar nicht in seinem Dateiverzeichnis.

Da fällt mir noch etwas auf: ‘Reinhardtsauridae’ Einfach so, mitten drin in diesem Klassifikationsschema. Aha: Dr. Reinhardt auf dem Wege zum Ruhm! Er war zwar noch nicht unten, in der Welthöhle, und bis vor kurzem war er auch noch der eifrigste Verfechter der Idee, daß es die Welthöhle gar nicht gibt – aber eine Saurierart hat er schon nach sich benannt! Nicht nur das – er weiß sogar schon, daß der ‘Reinhardtsaurier’ zu den

Sauropoden gehört! Die ganz normale Paranoia – Größenwahn. Naja, so an der Grenze. Macht ihn fast sympathisch.

Aber es ärgert mich, daß alle arbeiten, um das Schiff in Ordnung zu bringen, und er hat nichts besseres zu tun als seinen wissenschaftlichen Ruhm vorzubereiten oder den Umgang mit dem ‘vi’ zu üben.

Wo hat er sich überhaupt eingeloggt – seine eigene Kabine liegt doch ziemlich weit vorne, die müßte noch unter Wasser sein. Und in unseren Arbeitsraum oben war er wohl auch nicht. Ich sehe nach.

Seltsam. Es war eines der Terminals im Reaktorraum. Was hat er denn da zu suchen?

Naja, zur Zeit treiben wir uns alle an unüblichen Orten herum. Ich sollte das nicht überbewerten. Und auch nicht, wenn er mal fünf Minuten auf dem Rechner spielt. Tue ich jetzt ja auch.

Ich kämme das System weiter durch. Vorgestern, um 16 Uhr, war Gabi Gohlmann drin – etwa zwei Stunden vor ihrem durch den Wassereinbruch unterbrochenen Verführungsversuch. Merkwürdig – seitdem hat sie keine Bemerkung darüber gemacht. Oder auch nicht merkwürdig – unsere Gelegenheiten, private Worte zu wechseln, waren seitdem stark einschränkt. Was sie wohl gemacht hat? Allzuviele Dateien hat sie auch nicht auf dem System. Zwei ihrer lokalen Dateiverzeichnisse hat sie ‘bin’ und ‘src’ genannt. Das ist in UNIX weithin üblich, wenn man Programmierarbeiten macht – in ‘src’ stehen die Source-Code-Dateien drin, und in ‘bin’ die ablauffähigen Objekte. Da hat sie wohl ein bißchen programmieren geübt.

Was sie wohl programmiert hat? ‘Zeige mir, was du zum Spaß programmierst, und ich sage dir, wer du im Ernst bist.’. Gilt auch in dieser modifizierten Form.

Fehlanzeige – ihre ‘bin’ und ‘src’ sind leer. Gerade will ich mir andere Dinge ansehen, da fällt mir etwas merkwürdiges auf: Diese Dateiverzeichnisse sind zwar leer, aber groß.

Das ist interessant.

In Unix und seinen Ablegern ist ein Dateiverzeichnis zunächst mal eine ganz normale Datei, in der einfach für einige weitere Dateien jeweils ein Eintrag vorhanden ist, bestehend aus Dateinamen, Attributen, Zugriffszeitstempeln und Pointern, um die Informationen in den eingetragenen Datei-

en selbst im Dateisystem zu finden. Dabei handelt es sich um Blockaddressen des ersten und letzten Dateiblockes, eventuell auch um Blocknummern des ersten und letzten Indirektionsblockes erster oder höherer Stufe, wenn die Datei sehr groß ist.

Wenn nun eine Datei gelöscht wird, dann wird im allgemeinen der betreffende Eintrag im Dateiverzeichnis auf 'ungültig' gesetzt. Es findet aber keine Reorganisation statt, etwa in dem Sinne, daß die Einträge für die existierenden Dateien zusammengeschoben werden und so das Dateiverzeichnis gekürzt werden kann. Zwar könnte der Rechner durchaus solche Aufgaben so nebenher wahrnehmen – also nachsehen, ob Dateiverzeichnisse gekürzt werden können und dieses dann auch tun – aber in vielen UNIX – Versionen tut man das nicht, weil es auf existierende Einträge in einem Dateiverzeichnis von irgendwoher Verweise geben kann, die etwa eine Datei nicht über ihrem Namen und den Namen der Dateiverzeichnisse, in denen sie enthalten ist, identifizieren, sondern über eine Reihe von 'offset'-Angaben: Diese Datei ist zu finden als 47. Datei im Dateiverzeichnis soundso, dieses wiederum ist in einem anderen Dateiverzeichnis der 55. Eintrag. Auf diese Weise kann das Betriebssystem sehr schnell auf eine Datei zugreifen – viel schneller, als wenn es erst Dateiverzeichnisse durchsuchen und die Dateien selbst durch ihren Namen identifizieren muß.

Ein Verschieben einer Datei in einem Dateiverzeichnis hieße, daß man sämtliche solche Absolut-Verweise auf diese Datei ändern muß – und die können überall im Dateisystem vorhanden sein. Das aber zu durchsuchen ist kaum möglich, weil es so groß ist – gerade bei diesem PRO-UNIX.

Aus diesem Grund findet eine Reorganisation nicht statt. Ist einmal eine Datei als hunderterste Datei in einem Dateiverzeichnis geschaffen und sind alle anderen Dateien danach gelöscht worden, dann bleibt das Dateiverzeichnis so lang, daß diese hundert gelöschten Dateien tatsächlich noch ihren Platz für ihren Eintrag haben.

Wen diese Verschwendung von Speicherplatz stört, der kann sich damit trösten, daß wenigstens diese Einträge schon gelöschter Dateien zur Verfügung stehen, wenn in diesem Dateiverzeichnis neue Dateien geschaffen werden.

Es kann allerdings sein, daß ein Dateiverzeichnis ganz leer ist – dann kann man es mit gutem Gewissen kürzen – oder daß eine gewisse Menge Dateien am Ende des Dateiverzeichnisses gelöscht worden sind – dann kann man das Dateiverzeichnis wenigstens um diesen Teil kürzen. Aber das ist so selten, daß viele UNIX-Ableger das nicht tun, und bei diesem PRO-UNIX kümmert sich ab und zu ein Dämon darum, überflüssig lange Dateiverzeichnisse zu kürzen.

Das ist bei diesen lokalen Verzeichnissen von Gabi noch nicht geschehen. Also hatte sie vor nicht allzu langer Zeit noch eine sehr große Anzahl von Dateien in diesen Verzeichnissen gehabt. Man kann leicht feststellen, daß es tausende gewesen sein müssen.

Hat das was zu bedeuten? Wenn man ein bißchen rumprogrammiert, zum Zwecke der Übung oder der Unterhaltung, dann entstehen nicht so viele Dateien. Höchstens ein paar Handvoll. Andererseits kann es leicht passieren, daß man sich versehentlich eine große Menge Dateien irgendwoher kopiert, die man dann wieder löscht, weil man sie nicht braucht.

Ich überlege, ob ich ein paar der freigegebenen Blöcke des Dateisystems untersuchen soll, um rauszukriegen, was in diesen Dateien drin war. Aber das würde mir jetzt etwas zuviel Arbeit bedeuten. Warum auch – es gibt soviele legitime Möglichkeiten, wie man doch dazu kommt, vorübergehend viele Dateien zu haben. Also lassen wir's.

Ich lehne mich in dem unbequem schief liegenden Sitz zurück. Wach bleiben. Einzige Pflicht. Vielleicht nicht unbedingt notwendig, weil noch einige andere auf sind – aber Wellington hat nicht angedeutet, daß man unter diesen Umständen vom üblichen Wachrhythmus und -Verfahren abweichen könnte. Ich bin also nicht direkt verpflichtet, während meiner Wache etwas Nützliches zu tun – genausowenig wie andere Wachhabende. Ja, Wellington wird morgen sicher sehr froh sein, wenn er feststellt, daß ich nichts Unnützes angestellt habe, wie auf meiner letzten Wache.

Ich könnte mich zum Beispiel mal um die Dateisicherungen kümmern. Aber da Carola und Edwin hauptsächlich für das System verantwortlich sind, haben sie vielleicht eine Systematik eingeführt, die ich nicht kenne, und dann kann ich leicht etwas kaputt machen. Bei bestimmten Tätigkeiten muß man vorsichtig sein mit dem Begriff 'Teamarbeit': Geteilte Arbeit

ist durchaus nicht immer halbe Arbeit. Manchmal ist es zehnfach soviel. Es gibt ja das alte Sprichwort: 'Adding manpower to a late project makes it later.' Es wird immer wieder bestätigt – immer, wenn eine junge, aufstrebende, dynamische Führungskraft sich profilieren möchte. Also, wie Carola und Edwin auch ihre Dateisicherung organisiert haben mögen – ich helfe ihnen erst, wenn sie mich dazu auffordern.

Ich werfe einen Blick ins Bulletin – da es an Bord der CHARMION ja kein Schwarzes Brett für die Neuigkeiten gibt, werden Dinge von Allgemeinem Interesse im Rechner in allgemein zugänglichen Dateien gehalten. Jeder sollte da so ab und zu mal nachsehen. Bei uns heißt das Verzeichnis für diese Dinge naheliegend 'CHARMION'.

Zum Beispiel der Wachplan: Eine kurze Inspektion der Datei 'CHARMION/watches.txt', die zu beachten im Bulletin empfohlen wird, zeigt folgendes Schema:

```
Tag Wache: 00-08 08-16 16-24

000: 99-01-13 Mi Aldingborg Wellington Amerlingen
001: 99-01-14 Do Homberg Fahlenbeek Kufferath
002: 99-01-15 Fr Serpinski Wellington Spaliter
003: 99-01-16 Sa Rau Amerlingen Gohlmann
004: 99-01-17 So Daum Fahlenbeek Priest
005: 99-01-18 Mo Solzbach Wellington Chapman
006: 99-01-19 Di Grail Amerlingen Petersen

007: 99-01-20 Mi Homberg Fahlenbeek Garner
008: 99-01-21 Do Wondrachek Wellington Chapman
009: 99-01-22 Fr Rau Amerlingen Palmer
010: 99-01-23 Sa Gohlmann Fahlenbeek Grail
011: 99-01-24 So Yay Wellington Petersen
012: 99-01-25 Mo Seltsam Amerlingen Dauphin
013: 99-01-26 Di Amurdarjew Fahlenbeek Aldingborg
014: 99-01-27 Mi Daum Wellington Kufferath
015: 99-01-28 Do Reinhardt Amerlingen Colbert
```

016: 99-01-29 Fr Cohausz Fahlenbeek Priest
017: 99-01-30 Sa Solzbach Wellington Makenzie
018: 99-01-31 So Serpinski Amerlingen Elderman
019: 99-02-01 Mo Spaliter Fahlenbeek Sydekum

020: 99-02-02 Di Garner Wellington Homberg
021: 99-02-03 Mi Chapman Amerlingen Wondrachek
022: 99-02-04 Do Palmer Fahlenbeek Rau
023: 99-02-05 Fr Grail Wellington Gohlmann
024: 99-02-06 Sa Petersen Amerlingen Yay
025: 99-02-07 So Dauphin Fahlenbeek Seltsam
026: 99-02-08 Mo Aldingborg Wellington Amurdarjew
027: 99-02-09 Di Kufferath Amerlingen Daum
028: 99-02-10 Mi Colbert Fahlenbeek Reinhardt
029: 99-02-11 Do Priest Wellington Cohausz
030: 99-02-12 Fr Makenzie Amerlingen Solzbach
031: 99-02-13 Sa Elderman Fahlenbeek Serpinski
032: 99-02-14 So Sydekum Wellington Spaliter

Das Schema hat System: Der Alte wechselt sich mit seinen beiden Offizieren zyklisch bei der Wache zwischen 8 und 16 Uhr ab. Da sind sie jeden dritten Tag dran, aber dafür haben sie keine Nachtwachen. Man könnte drüber diskutieren, ob es gerecht ist, Wachen als solche zu zählen, die während der normalen Dienstzeit stattfinden, aber – naja. 'Rank has it's privileges.', wie der Kapitätn Queeg in 'The Caine Mutiny' so schön formuliert. Außerdem sind unsere 'Häuptlinge' eigentlich wirklich dauernd im Dienst, wie jeder von uns beobachten kann – im Gegensatz zu den leitenden Angestellten meines alten Arbeitgebers, die hauptsächlich bemüht waren, ihren Stuhl warmzuhalten.

Unsere Wachen richten sich nach einen 13-Tage-Rhythmus. 13 Tage lang haben die anderen 13 Mitglieder des nautischen Personals die Wache von Mitternacht bis morgens um acht, und die 13 Wissenschaftlichen von 16 Uhr bis Mitternacht. Die nächsten 13 Tage wiederholt sich das Ganze, wobei die Nautischen mit den Wissenschaftlichen tauschen. Doktor Mor-

ton ist von diesem Rhythmus ausgenommen, aus welchem Grund auch immer. Die Reihenfolge der Wachen ist – ganz originell – gerade die Kabinenreihenfolge.

Es handelt sich also eigentlich um einen 26-Tage-Rhythmus, aber da 26 nicht durch 3 teilbar ist, wird sich eine bestimmte Kombination der drei Wachhabenden eines Tages erst nach 3 mal 26 Tagen, also nach 78 Tagen wiederholen.

Außerdem sieht man, daß Wellington – oder wem auch immer – dieses Schema erst relativ spät eingefallen ist. Wenn ich es richtig sehe, dann ist diese meine jetzige Wache die erste aus diesem Schema.

Und noch etwas, über das man sich endlos Gedanken machen kann, sieht man: Die offizielle Zählweise der Tage. Seit es Informatiker gibt, fängt man beim Zählen ja nicht mehr unbedingt bei Eins, sondern oft auch bei Null an. Der Tag, an dem wir ablegten, ist der nullte Expeditionstag – im üblichen Sprachgebrauch wäre es ja eigentlich der erste.

Aber Informatik hin oder her – der erste Tag war ja noch gar kein ganzer Tag. Wir sind ja erst um acht Uhr morgens losgefahren. Und die meiste Zeit des Tages waren wir in allgemein zugänglichen Gewässern – tatsächlich sind wir erst gegen Ende dieses Tages in dieses Höhlensystem eingefahren. Erst von da an bewegten wir uns in Neuland. Und der nächste Tag ist dann, nach dieser Zählweise, der erste Tag. Vielleicht doch die naheliegende Zählweise?

Ich weiß es nicht. Gerade bei der Zeitzählung, ja in unserem bürgerlichen Kalender, ist so vieles unlogisch. Jeder, der sich in der Relativitätstheorie ein bißchen auskennt, weiß, daß es mit einer allgemeinen Zeitmessung und einer allgemeinen Benennung von Zeitpunkten schwierig wird, wenn Menschen sich über diese unterhalten, die sich relativ zueinander mit großen Geschwindigkeiten bewegen, oder die sich in deutlich unterschiedlichen Gravitationspotentialen aufhalten. Da kann man sehr unübersichtliche Probleme haben – es ist also überhaupt nicht nötig, sich das Leben mit Schaltjahren und dem fehlenden Jahr Null kompliziert zu machen.

Andere Dinge von Interesse finden sich im Moment nicht im Bulletin.

Plötzlich durchzuckt mich ein Gedanke: Die Direktive q78q99q! Die verschlüsselten Dateien! Ich habe sie schon lange nicht mehr angesehen. Ob jemand anderes seit unserem Losfahren ein Blick reingeworfen hat? Das läßt sich ja schnell rauskriegen. Warum habe ich nicht eher dran gedacht? Wo waren die noch? Ich glaube, das Dateiverzeichnis hieß /etc/mission-instructions.

Da ist es ja. Das Dateiverzeichnis existiert also noch. Ich werfe einen Blick hinein.

Es ist leer.

Jemand hat die verschlüsselten Dateien gelöscht! Wenn wir sie nicht auf unsere privaten 36-64-er kopiert hätten, dann wären jetzt alle Spuren verschwunden. Gerade, als ich mir überlege, ob ich versuchen sollte, die gelöschten Einträge in diesem Dateiverzeichnis zu untersuchen, um den Löschzeitpunkt einzukreisen, tauchen einige von der nautischen Besatzung in der Zentrale auf, um sich ins Krankenrevier zum Schlafen zu begeben. Das heißt, daß jemand anderes über kurz oder lang wieder durch die Zentrale nach vorne gehen wird. Dabei kann man natürlich nicht gescheit arbeiten, und ich möchte auch nicht, daß mir jemand über die Schulter sieht und erkennt, was ich mache.

Eigentlich ist es ja auch egal, weil wir die Dateien sichergestellt haben. Es ist nur ärgerlich, daß dieses Löschen praktisch vor unseren Augen passiert ist: In einer so umfangreichen Installation werden ständig so viele Dateien neu erzeugt oder wieder gelöscht, daß man das nicht mit vernünftigem Aufwand verfolgen kann. Wer immer die Direktive q78q99q gelöscht hat, weiß wahrscheinlich nicht, daß es Kopien gibt.

Nebenbei – da sind ja nicht nur unsere Kopien: Das gesamte Dateisystem wird ja regelmäßig gesichert. Ob derjenige Hand an die Sicherungsbestände gelegt hat? Ich muß Carola und Edwin auf diese Gefahr hinweisen. Bei Gelegenheit.

Auf jeden Fall ist es nicht mehr gut möglich, sich der Illusion hinzugeben, daß der Adressat der Direktive eventuell gar nicht an Bord ist. Ich habe das sowieso nie geglaubt, aber es wäre ja eine prinzipielle Möglichkeit gewesen. Er ist da, und er hat versucht, seine Spuren zu verwischen.

5 Uhr inzwischen. Die Zeit zieht sich hin. Ich schätze Luxus. Bequemlichkeit. Ein schief liegendes Boot bietet beides nicht. Nirgends kann man gut stehen, sitzen oder liegen, essen muß man da, wo Platz ist, und essen muß man das, was aus den Truhen zufällig geholt werden konnte. Die, deren Kabinen noch unter Wasser sind, sind nie allein. Zahllose neue, lästige Tätigkeiten, bedingt durch die Situation des Bootes, fallen einem auf den Wecker. Und doch haben wir irgendwie die Situation im Griff.

Dafür weiß ich nicht genau, wo ich stehe. Damals, in der Welthöhle, waren wir auf uns alleine gestellt, um das Abenteuer zu überleben. Hier ist es anders. Jeder liefert seinen Beitrag – und ich weiß nicht, ob ich genug liefere. Meine Rolle ist Beratung, als Kenner der Welthöhle. Das ist eine sehr unscharfe Rolle. Der Vertrag sagt gar nichts darüber aus, was ich tun muß. Carola und Edwin kennen sich im Rechnersystem besser aus, ich selbst aber nicht so viel schlechter, daß ich gar nichts tun kann. Die nautischen kennen das Boot besser, die Reaktoringenieure kennen den Reaktor besser, die vom wissenschaftlichen Personal haben ihre thematisch umrissenen Forschungsaufgaben, ja, jeder hat sein Gebiet, wo er sich die beste Kompetenz unter der Besatzung aneignen kann oder schon angeeignet hat. Ich hänge irgendwie zwischen allen Stühlen. Brauchbar genug, um Nachtwache zu schieben und allgemeine Aufgaben zu übernehmen. Nicht in der Lage, den anderen große Hilfe zu bieten oder das ganze Unternehmen aus der Krise zu ziehen, wenn es denn mal in eine solche hineingerät – wie etwa jetzt.

Vielleicht ist es die Müdigkeit in diesen frühen Morgenstunden, die bewirkt, daß ich mich nutzlos fühle. Oder es sind die Selbstzweifel des Generalisten gegenüber den Spezialisten, die immer berechtigt und unberechtigt zugleich sind. Ich weiß es nicht. Ich bin einfach nur müde.

So um kurz nach 6 Uhr wird es wieder lebhaft in der Zentrale, und ich kann mich in meine schiefliegende Kabine verziehen. Damit zwinge ich Natalie faktisch zum Aufstehen. Wir muffeln uns gegenseitig an wie ein altes Ehepaar. Liegt wohl an der beiderseitigen Müdigkeit – wenn man müde ist, gehen alle motorischen Routinetätigkeiten schlechter, ganz besonders in dieser räumlichen Enge: Wir kommen uns dauernd in die Quere.

Den größten Teil dieses Tages schlafe ich tatsächlich durch. Erst um 18 Uhr weckt Natalie mich.

„Ich glaube, ich weiß, wer dahinter steckt!“ sagt sie, als sie angezogen in mein Bett klettert.

„Wohinter?“

„Diese technischen Vorfälle! – Das Ventil – Es ist der Solzbach!“

„Aha.“ Ich bin immer noch zu müde, um von schneller Auffassungsgabe zu sein. „Woher weißt du das?“

„Vorhin, beim Essen, hat er gemeint, es ist doch egal, ob wir durchkommen! – Und alle in der Zentrale haben es gehört.“

„Ist doch auch egal!“

„Was?“

„Ja, sicher! Wer oder was nimmt Schaden, wenn wir hier bleiben?“

„Alle, die an Bord sind!“ Natalie ist empört, daß ich so rede.

„Und wer noch?“

„Niemand.“

„Siehste.“

„Aber das Boot hat doch soviel gekostet!“

„Dieses Boot ist nur zu so einem Unternehmen zu gebrauchen, wie wir es jetzt machen. Die EG wird es verkraften.“

„Also – das sagtst du nur so. Um mich zu ärgern!“

„Ich will niemanden ärgern. Nur, von einem objektiven Standpunkt aus betrachtet, ist es so. Wir sind unwichtig.“

„Aber der Solzbach hat es so gemeint – der war völlig ernst. Wenn der schon mal was sagt – der redet nicht viel.“

„Du weißt doch, wie seine Familie umgekommen ist. Wenn man sowas erlebt hat, dann ist man oft zynisch. Deshalb muß er noch lange nicht etwas getan haben, was die Expedition gefährden könnte.“

„Er war so bestimmt in dem, was er gesagt hat.“

„Ja. Glaube ich. Und ich muß jetzt ganz bestimmt pinkeln. Dazu muß ich aufstehen. Kannst du mal von meiner Blase heruntersteigen?“

Natalie ist gnartschig, weil ich ihr nicht zustimme. Als ich mich anziehe, sage ich: „Wenn jemand fanatisch so etwas macht, dann erzählt er das doch nicht vor aller Ohren.“

„Oder erst recht, um den Verdacht von sich abzulenken!“ sagt sie.

„Schon möglich. Aber das heißt ja nur, daß wir genau nichts wissen! – Überhaupt nichts. Es kann so sein, es kann auch anders sein.“

Als wir wenig später beide in der Zentrale auftauchen, sind die Schiffsoffiziere und die Schiffsingenieure dabei, zu besprechen, wie man das Boot am besten wieder auf ebenen Kiel bringt. Allerdings wird es noch dauern, bis man das überhaupt versuchen kann – noch ist zuviel Wasser im Boot – Wir sind noch einige hundert Tonnen von der Schwimmfähigkeit entfernt.

Die Diskussion ist laut und hitzig, und vielleicht ist das der Grund, daß sonst kaum jemand in der Zentrale ist. Fahlenbeek sieht uns eintreten:

„Herr Homberg, Sie sind doch auch Physiker!“

„Auf dem Papier. Wieso?“

„Wie würden Sie das Boot freibekommen?“

„So, wie wir es jetzt machen – das Wasser rauspumpen. Ich sehe das Problem nicht!“

Es gibt aber ein Problem, wie mir erklärt wird.

Verklemmungen

Als sich das Boot, durch den plötzlichen Wassereinbruch schwerer geworden, auf den Grund dieser Höhle senkte, hat es sich, ohne beschädigt zu werden, zwischen einigen Felsen verkeilt. Jetzt, wo die Streßanalyse wieder funktioniert und auf den Bildschirmen dargestellt werden kann, kann man sehen, wie groß diese Kräfte sind, die das Boot festhalten.

Sie sind sehr groß. Die Felsen rundherum werden das Boot nicht loslassen, selbst, wenn alles Wasser aus dem Druckkörper herausgepumpt worden ist.

„Nicht einmal mit den äußeren Tauchtanks ist es zu schaffen!“ erklärt Fahlenbeek.

Eine sowieso etwas weit hergeholte Idee, wie jeder von uns weiß: Unter diesem Außendruck müßte man schon recht viel Gas in die äußeren Tauchtanks pumpen, um dort einen brauchbaren Auftrieb zustande zu bringen – dieses Gas müßte aber erst durch Elektrolyse gewonnen werden, oder durch Herauslösen aus dem umgebenden Wasser. Ob man für letzteres das reichlich vorhandene CO2 nehmen kann weiß ich nicht – welche Dichte hat CO2 unter diesem Druck? Wie schnell löst es sich wieder im Wasser auf? Und wieviel Zeit würde man für das ganze Vorhaben brauchen? – Es muß anders gehen.

„Hebeln?“ frage ich, „Also asymmetrische Verwendung der Tauchtanks, oder Hin- und hertrimmen, um so das Boot loszuwippen?“

„Sehen Sie sich diese Kraftwerte an!“ sagt Fahlenbeek, „Das Boot sitzt fest wie die Axt im Holzstoß! Das kriegen Sie so nicht los.“

Ärgerlich. Wenn das Boot sich so verkeilt hat, dann werden wir es selbst dann nicht auf ebenen Kiel kriegen, wenn das Wasser in einigen Tagen wieder vollständig draußen ist. Dann müssen wir weiter zwischen schiefen Wänden und Fußböden arbeiten, bis wir eine Lösung gefunden haben. Eigentlich merkwürdig, daß mir das jetzt mehr Sorgen macht als die Tatsache, daß wir, wenn wir hier nicht loskommen, wohl irgendwann verhungern werden.

„Dann ist der Druckkörper aber, wenn ich das richtig sehe, jetzt nicht nur diesem allseitigen Druck, sondern auch noch dieser Umklammerung durch diese Felsen ausgesetzt, ja?“ frage ich nach.

„Genau.“

„Sagenhaft. Daß der Druckkörper das aushält!“

In derselben Sekunde, wo ich das sage, fällt mir ein, daß jemand in Buchheim’s Boot genau diesen Satz gesagt hat, als das Boot vor Gibraltar auf Grund ging. Vielleicht ist das aber auch ein gutes Omen: Die sind wieder hochgekommen, also werden wir es auch schaffen.

Unser Druckkörper ist auch wesentlich stärker als der von Buchheim’s Boot. Die einklammernden Kräfte da draußen sind es aber auch.

„Diese asymmetrischen Kräfte,“ denke ich laut nach, „Werden doch aktiv kompensiert. Was, wenn man diese Kompensation abschaltet?“

„Wir sind in 6700 Meter Tiefe!“ bemerkt Amerlingen. Als ob ich das nicht wüßte. Wenn wir zulassen, daß der kreisförmige Querschnitt des Bootes von der Kreisform nur wenig abweicht, dann kann sich das Boot blitzartig zusammenfalten. Wir sind in einer Zeitspanne zu Muß zerdrückt, die zu kurz ist, um das Wort ‘Muß’ auszusprechen. Andererseits – der Felsen da draußen ist nicht sehr elastisch – wie sehen die Kraftverhältnisse aus, wenn das Boot seine Geometrie nur um einen zwanzigstel Millimeter verändert?

Alle schütteln unisono den Kopf. Niemand will das wagen.

Ich denke nach. Wir sitzen in eine Falle, die nach dem Hammer-Prinzip arbeitet. Und das ist eine sehr wirksame Falle:

Angenommen, jemand schwingt einen Hammer über eine Wegstrecke von einem Meter mit einer Kraft von 20 Kilopond auf einen Nagel. Dieser wird dadurch in eine Ritze hineingetrieben und kommt schon nach einem Millimeter zum Stillstand. Weil der Hammer auf dem tausendstel der Strecke, auf der er beschleunigt wurde, abgebremst wurde, ist die erzeugte Kraft eintausendfach so groß. Zwanzigtausend Kilopond also.

Um den Nagel wieder herauszuziehen, muß man also mindestens mit einer Kraft von 20-000 Kilopond ziehen. Dann bewegt er sich aber noch nicht, weil die Haftreibung größer ist als die Gleitreibung. Wahrscheinlich muß man etwa 30-000 Kilopond oder mehr anwenden.

Mit unserem Boot sieht die Sache so ähnlich aus. Das Boot ist der Nagel, und die Felsen rundherum haben die Ritze gebildet. Das Ausholen des Hammers war das Absinken des Bootes, als der Wassereinbruch erfolgte.

Allerdings spricht einiges dafür, daß das Problem bei uns nicht ganz so schlimm sein kann: Als das Boot anfing, zu sinken, war die Kraft ja noch gering, weil der Wassereinbruch ja gerade eben erst erfolgt war. Außerdem war der Weg bis zum Grunde der Höhle nicht sehr weit, und das umgebende Wasser hat die Bewegung des Bootes dazu noch gebremst. Um im Bilde zu bleiben: Der Hammer wurde also mit geringer Kraft geführt, gewissermaßen nur von dem Eigengewicht getrieben, und das Ganze erfolgte unter zähem Honig. Das Boot muß sich also so träge auf den Grund gelegt haben, daß das Ganze von außen wie ein beabsichtigtes Manöver ausgesehen haben mußte.

Zum zweiten ist das Boot sicher nicht in der optimalen Position zwischen die Felsen gesunken, um sich sofort möglichst fest zu verkeilen. Es hat sich noch umpositioniert – wir alle haben das Scharren gehört. Das hat Bewegungenergie gekostet. Dann sind oberflächennahe Teile der Felsen abgeschabt worden, und das Boot wurde weiter verlangsamt. Das alles muß eigentlich doch bewirkt haben, daß wir nicht sehr fest sitzen können. Ich erläutere meine Überlegungen, die wahrscheinlich nicht einmal originell sind – jeder mit etwas technischer Intelligenz muß sich so etwas überlegt haben.

„Es hat sich aber fest verkeilt. Sehen Sie sich doch die Werte hier an! Die Kräfte werden sogar noch größer, je mehr Wasser wir herauspumpen! Und Wasser müssen wir ja wohl herauspumpen." Fahlenbeek zuckt mit den Schultern: „Ich weiß nicht, was wir machen sollen!"

Eine Weile Schweigen. Ich habe noch einen Einfall: „Vielleicht werden die Kräfte aus einem anderen Grund größer, nicht, weil Wasser herausgepumpt wird!"

„Ach ja! Und welcher wäre das?"

„Draußen, die Wärmetauscher! – Die Wasserzirkulation ist durch die Felsen behindert, und die Temperatur rund um das Boot herum hat zugenommen!"

Alle sehen mich ungläubig an. „Sollte das so viel ausmachen?“ fragt Amerlingen. Er sollte es besser wissen. Natürlich ist man leicht im Unglauben, wenn man mit Effekten umgeht, die nicht direkt mit den Sinnesorganen wahrzunehmen sind. Und die lineare Wärmeausdehnung von metallenen Werkstoffen ist nun mal so gering, daß man sie mit bloßem Auge nicht sehen kann. Aber mit einem geeigneten Versuchsaufbau kann man diese Effekte sehr drastisch vorführen. Hat nicht fast jeder in der Schule das Experiment gesehen, wie man einen Gußeisenstab in einen Edelstahlamboß einspannt und diesen dann mit dem Bunsenbrenner erwärmt? Es ist sehr spektakulär, wenn der Eisenstab bricht und die Trümmer durch den ganzen Klassenraum fliegen!

„Weiß ich nicht. Ist nur so eine Idee. Die Temperaturverteilung um das Boot herum können wir uns doch auch einmal ansehen, und ebenso das Temperaturprofil des Bootskörpers selbst!“

„Kaum.“ widerspricht Fahlenbeek, „Sie sollten wissen, daß die Klimaanlage nicht zuläßt, daß sich die Temperatur des Bootes deutlich ändert, oder gar in inhomogener Weise!“

„Ja, der Druckkörper! Aber alles, was außerhalb des Druckkörpers ist, das kann man nicht auf konstanter Temperatur halten – da sind die Wärmeaustauscher, die sowieso immer viel wärmer sind als das umgebende Wasser, die äußeren Tauchtanks, die Kollisionsschienen, die Geräte, die Vortriebsmaschinen – was weiß ich. All das hat eine Temperatur, die sich im Wechselspiel zwischen Umgebungstemperatur und der Wärmeproduktion der Wärmeaustauscher einstellt. Und die Bedingungen sind jetzt andere, hier, zwischen den Felsen. – Nebenbei – wir heizen jetzt sogar die Felsen!“

„Könnte sein, daß er recht hat.“ sagt Wellington nach einer Weile. Schön, daß er das zugibt. Recht habe ich sogar bestimmt, aber ob die durch die geänderte Temperaturverteilung da draußen geänderte Geometrie von den Teilen des Bootes außerhalb des Druckkörpers und der Felsen tatsächlich allein für die großen Klammerkräfte verantwortlich ist, weiß ich nicht.

Man kann es ungefähr abschätzen. Der typische lineare Ausdehnungskoeffizient von Metallen liegt bei ein paar Dutzend Millionstel pro Grad. Da

unser Boot und seine Werkstoffe auf mechanische Festigkeit optimiert sind, ist bei diesen Legierungen nicht zu erwarten, daß man diesen Ausdehnungskoeffizienten für einen gewissen Temperaturbereich auf Null gebracht hat. Dann kann man größenordnungsmäßig damit rechnen, daß, bei Temperatursprüngen von ein paar Dutzend Grad, die linearen Abmessungen unserer Außeneinrichtungen sich um bis zu einen Milimeter ändern könnten. Höchstens. Im Extremfall. Könnte das zu solchen Kräften führen?

„Wir könnten rauskriegen, ob die Temperaturverteilung da draußen eine Rolle spielt!“ sage ich, „Wir haben zwar keine Manipulationseinrichtungen außer Bord, aber die brauchen wir jetzt auch nicht. Was wir brauchen, sind Ventilatoren. Kühlgebläse. Und die haben wir!“

Amerlingen nickt. „Stimmt. Die haben wir. Unsere Vortriebspropeller. Aber wenn wir diese anwerfen, erzeugt der Reaktor doch mehr Abwärme. Was, wenn diese Effekte sich gerade aufheben?“

Das kann ich auch nicht beantworten. Ich bin schon wieder beim nächsten – möglichen – Problem: Was, wenn wir nicht zwischen den Felsen so eingeklemmt sind, daß diese uns wie eine elastische Zange mit fester Geometrie festhalten, sondern wenn einer dieser Felsen nicht mehr fest mit dem Untergrund verbunden ist, so daß er uns vermöge seines Gewichtes festhält? Dann kann es nämlich sein, daß der Felsen uns festhält, auch wenn wir in der Lage wären, unsere Geometrie um ganze Zentimeter zu ändern – weil er sich dann nämlich ständig gegen das Boot lehnt.

Ich glaube zwar nicht, daß es so ist, aber es gibt die prinzipielle Möglichkeit. Irene würde mich wieder als den professionellen Schwarzseher und Katastrophenheraufbeschwörer bezeichnen – Irene…

„Was haben Sie?“ fragt Amerlingen besorgt.

„Nichts.“

„Sie sahen einen Moment so aus, als ob Sie Schmerzen hätten!“

„Ich kann nicht klagen. Ich nicht.“

Sachlich bleiben, jetzt. Natalie sieht mich auch besorgt an, aber sie kann ja genausowenig wie irgend jemand sonst wissen, welche Erinnerungen ungefragt mein Bewußtsein kreuzen.

Egal. Nur bei der Sache bleiben. Ich bin den Lebenden verpflichtet. Wenn überhaupt jemandem.

„Andere Möglichkeit ist," nehme ich das Thema wieder auf, „den Reaktor auf Minimum herunterzufahren, sowie das Wasser ganz raus ist, um zu sehen, wie sich die Kraftmuster ändern, wenn die Wärmeaustauscher kaum noch Wärme abgeben. Ganz abschalten sollten wir ihn natürlich nicht. Brauchen wir auch nicht!"

„Ne." stimmt Amerlingen schnell zu.

„Jedenfalls können wir schon rauskriegen, ob es etwas mit unserer Wärmeproduktion zu tun hat."

„Können wir nicht sprengen?" fragt Natalie dazwischen, „wir haben doch Torpedos an Bord!"

Ich blicke von einem zum anderen. Wer kann sich jetzt das Grinsen verkneifen, und wer nicht? Fahlenbeek dreht sich um und sieht die Wand hinter sich an. Konzentriert, wie es scheint. Aha. Wellingon's Mund wird zu einem Strich. Amerlingen sieht fast verlegen aus. Priest sieht höflich an die Decke. Wie gut, daß Cohausz nicht im Raume ist.

„Zu gefährlich." sage ich in sachlichem Tonfall. Nur nicht an unsere nächtliche Sondervorstellung neulich denken – es reicht, wenn das jetzt allen anderen einfällt! „Zu gefährlich. Wir dürfen den belasteten Druckkörper keinen Stoßwellen aussetzen. Nicht in dieser Tiefe. Außerdem ist es hier schwierig, Drohnen – ob nun Sprengkörper oder Kameraträger – außerbords zu manöverieren."

Natalie hält wieder den Mund. „Ansonsten gute Idee!" sage ich noch, aber es hilft ihrem Selbstbewußtsein wohl nicht viel: Wenn man einem Fach oder einem aktuellen Problem nur etwas ferner steht als andere, dann sind nützliche Beiträge nur noch sehr selten möglich.

„Ja, das wenigstens können wir aufgreifen!" sagt Amerlingen.

„Was?"

„Einen Kameraträger ausschleusen. – Ein seismisches Torpedo da draußen nützt uns nichts. Es muß zwar nicht sein, daß gleich das Boot kollabiert – die Explosion würde durch den herrschenden Druck ziemlich eingedämmt, aber aus demselben Grunde würde auch alles andere, was man mit einer Außenbordexplosion sinnvoll machen kann, eventuell nicht

funktionieren. Dazu kommt, daß jede Explosion mit den Fragmenten der Bombe das Wasser trübt, und das können wir nicht gebrauchen. – Aber ein Kameraträger – das wäre eine Idee."

„Ja, und die Trägheitsnavigation sollten wir wieder anfahren," sagt Wellington, „denn dann können wir kleinste Positionsveränderungen des Bootes messen. Das brauchen wir wahrscheinlich. Können Sie das für morgen in die Wege leiten, Herr Homberg? – Sie drei werden es schon schaffen. Und arbeiten Sie doch Frau Gohlmann und Frau Yay etwas mehr in die Schiffsprogramme ein, ja!"

„Machen wir." verspreche ich. Sind wir damit implizit gebeten worden, die Zentrale zu verlassen?

„Wir werden in dieser Nacht noch ein bißchen die Streßanalyse verfolgen – vielleicht gibt das neue Erkenntnisse." erklärt Wellington. Er läßt sich wieder auf seinem Sessel nieder. Einen Moment sieht er aus, als ob er ins Leere sieht. Für wie ernst er wohl die Situation hält? Ist es Demonstration von Normalität, wenn die weitere Entwicklung der Belastung des Schiffskörpers in Ruhe abgewartet werden soll, wenigstens für einige Stunden?

Wir verlassen die Zentrale. Feierabend. Nur die Lenzpumpe pumpt rund um die Uhr. Als wir uns in Richtung meiner Kabine durchhangeln, mustere ich die Außenwand. Im ganzen Boot kann man den Druckkörper ja nirgends direkt sehen, weil Außenwand ja noch mit den Leitungen der Klimaanlage und mit Isoliermaterial verbaut worden ist, außerdem haben dort auch noch eine ganze Menge anderer Einrichtungen Platz gefunden. Und selbst, wenn wir die nackte Titanstahlwand selbst sehen könnten, so könnten wir ihr doch nicht die Kraftflüsse ansehen, die durch sie hindurchgehen. Kein Sinneseindruck – nur die technisch erworbene Kenntnis der uns umgebenden Kräfte ist es, die uns auf der Seele liegt. Den meisten von uns.

Es ist vielleicht albern, aber jetzt bin ich froh, daß die Druckkörperwand vor unserer direkten Berührung geschützt wird. Ist es nicht so, daß Bauteile, die den maximal ihnen möglichen Kraftfluß tragen, nicht die kleinste Kerbe in ihrer Oberfläche tolerieren können, weil sich dann dort die Kraftlinien sofort zusammendrängen und lokal zu einem Einreißen des Werk-

stoffes dieses Bauteils führen, das sich dann blitzschnell als Riß fortpflanzt? Muß der Druckkörper nicht in einer bestimmten Tiefe genau diesen Zustand erreichen? Eine Tiefe, in der es ausreicht, die Druckkörperwand mit einer gehärteten Rasierklinge zu streicheln, und schon ist es passiert?

Soweit können wir eigentlich noch nicht sein. Die vielen Verbindungsfugen zwischen Druckkörper und Innenstrukturen des Bootes führen zu vielen Stellen, die komplizierte Kraftflüsse aufweisen. Offenbar schadet uns das noch nicht.

„Was gaffst du so die Wand an? Komm jetzt! Ins Bett.“ bringt Natalie mich in die Wirklichkeit zurück. Ob sie sauer ist, daß ihr Vorschlag nicht aufgegriffen wurde, oder ob ihr aufgegangen ist, welche Assoziationen die anderen dabei hatten? Sie läßt nichts dergleichen erkennen.

„Ich bin doch gerade eben aufgestanden! Ich hatte letzte Nacht Wache.“

„Das weiß ich. Aber jetzt bist du müd.“

Ich sage Natalie nicht, daß Irene diese Redewendung so oft angewendet hat.

„Außerdem muß ich noch etwas essen.“

„Ich habe etwas in der Kabine.“ sagt sie.

„Krümel im Bett. In einem Bett mit Schlagseite. Und mit zwei Leuten drin.“

„Soll ich in meine eigene Kabine gehen?“ droht Natalie.

„Nein. Geht schon. Ich habe nichts gesagt. Du hat recht. Ich bin müd. Und auf Krümel im Bett war ich schon immer scharf.“

Ich bin überhaupt nicht müde, wie zu erwarten. Deshalb verlasse ich meine Kabine wieder, nachdem Natalie leidlich tief eingeschlafen ist, um dabei nicht wieder aufzuwachen. Auf der Konsole in der Kabine möchte ich nicht arbeiten, erstens, weil Natalie dabei wieder geweckt werden würde, und zweitens möchte ich wegen der Schlagseite einen Sitz haben, auf dem man sich anschnallen kann.

In der Zentrale sind Konsolen genug frei. „Muß ein paar Dinge nachlesen!“ sage ich zu Jeffrey Garner, der Wache hat. Der nickt nur gleichgültig und wendet sich wieder seiner eigenen Konsole zu.

Ich muß den Index für die Fachliteratur besser kennen lernen. Ich habe gehört, daß man, wenn man den sehr virtuos verwenden kann, schnell alles findet, was man sucht. Ich bin allerdings noch weit vom Stadium der Virtuosität entfernt.

Trotzdem stelle ich schnell fest, daß die volle, dem System angemessene Bearbeitung der Fachliteratur nicht erfolgt ist – wie sollte das auch sein? Es ist zum Beispiel so: Man liest normalerweise ein Fachbuch und findet etwa eine Fußnote, die auf ein anderes Fachbuch verweist. Das kann man sich dann holen und auch aufschlagen und nebenher lesen, oder hier und dann dort und dann wieder hier lesen. Das geht natürlich mit dem Rechner auch. Aber es sollte sogar noch einfacher gehen: Ein kurzer Klick mit dem ‘pointing-device’ auf eine Fußnote, und ein zweites Fenster mit dem Anfang des gewünschten Buches springt auf. Oder ein Klick auf einen Fachbegriff, und ein ganzes Auswahlfenster erscheint, in dem man weiteren Lesestoff finden kann.

Damit das funktioniert, muß entweder die Literaturangabe sehr präzise sein – sonst findet der Rechner das Buch nicht und macht höchstens eine Vorschlagliste – oder parallel zu der Fußnote ist eine interne ‘Verweisbeschreibung’ Bestandteil des Textes, den man gerade liest. Diese Verweisbeschreibung sieht der Leser zwar nicht, aber der Computer wird dadurch zu dem richtigen Buch geführt. Diese Verweisbeschreibung muß aber irgendwann einmal jemand eingerichtet haben, der den Text laß, verstand, was dort geschrieben steht und insbesondere verstand, welche Referenz

tatsächlich gemeint ist. Dann kann man diese Verweisbeschreibung einsetzen. Sogar der nachträgliche Leser kann das, wenn er sich die Mühe macht.

Die gesamte existierende Fachliteratur der Welt mit Verweisbeschreibungen zu instrumentieren war natürlich nicht möglich. Wissenschaftler hätten Hunderttausende von Mannjahren dransetzen müssen. Wer sollte so etwas bezahlen? Und so kommt es, daß man sich häufiger etwas mehr Arbeit machen muß, um bis zur gewünschten Information vorzudringen.

Außerdem besteht natürlich immer die Gefahr, daß irgend so ein Kindskopf Verweisbeschreibungen eingebaut hat, die völlig in die Irre führen. Technisch kein Problem, den Leser aus einer Abhandlung über die Qualitätsprüfung von Walzstählen direkt nach Grimm's Märchen zu führen!

Über solche getürkten Querverweise stolpere ich heute nicht. Aber es dauert trotzdem etwas, bis ich das finde, was ich suche,

Zum Beispiel möchte ich etwas über Unterwasserexplosionen bei hohen Wasserdrucken, also in großen Tiefen wissen. Da wird es natürlich kaum etwas geben, denn wer interessiert sich schon dafür? Was sicher hinreichend in der Literatur beschrieben worden ist, sind die Explosionen in geringen Wassertiefen, und da handelt es sich um militärische Fachliteratur. Logisch: Die meisten Unterwasserexplosionen, die bisher auf der Welt stattgefunden haben, dürften Wasserbombenexplosionen gewesen sein.

Da finde ich zum Beispiel von einem Robert H. Cole „Underwater Explosions". Der Text ist digitalisiert aus einem Buch der Dover Publications entnommen worden. Von dem Verlag habe ich noch nie etwas gehört, aber thematisch scheint es das zu sein, was ich suche.

Eine Menge Grafiken und Formeln, aber auch ein paar Photographien. Ganz hinten finde ich dann einen Absatz: 'General Considerations in Underwater Explosion Damage'. Genau das ist jetzt interessant. Aber als ich die Seiten über den Bildschirm huschen lasse, finde ich nichts über Tiefenabhängigkeit der Wirkung von Unterwasserexplosionen. Um das ganze Buch durchzulesen habe ich aber nicht die Zeit.

Es muß eine Tiefe geben, denke ich mir ganz naiv, in der mit chemischen Sprengstoffen kaum noch eine Wirkung zu erzielen ist, nämlich dann, wenn die Drucke im explodierenden Sprengstoff von der Größen-

ordnung der herrschenden Außendrucke sind. Da aber mit einem chemischen Sprengstoff Drucke um die fünfzigtausend Bar erreicht werden, was einer Meerestiefe von 500 Kilometern entspricht, werden wir solche Effekte nie beobachten.

Ich suche weiter. Cole's Buch hat eine eindrucksvolle Literaturliste, aber es handelt sich um so viele Einträge, daß ich dann doch keine Lust habe, gezielt zu suchen. Was haben sie denn noch hier? Gibt es Bücher, die sie uns vorenthalten? Mal sehen, ob sie Glasstones „The Effect of Nuclear Weapons" haben.

Sie haben es. Nützt mir aber nichts, weil wir keine Kernsprengkörper an Bord haben. Ich stelle aber fest, daß es sehr viele Bücher und Schriften über die Technologie von Kernsprengkörpern gibt, die eigentlich der Geheimhaltung unterliegen sollten. Vielleicht tun sie das auch noch – was an Bord der CHARMION verfügbar ist, muß draußen noch lange nicht erhältlich sein.

Da springt mir der Name 'Joseph Priest' ins Auge. Ob das unser Kollege hier an Bord ist? Mal sehen: 'The design and construction of military warheads using plutomium-isotopes 240/242'. Veröffentlicht vor zwei Jahren. Kann nicht sein – Reaktortechnik ist doch nicht das Fachgebiet von unserem Kollegen Joseph Priest, oder? Ich lese den Artikel an.

Die Problematik ist mir bekannt – Jeder Physiker, der sein Diplom nicht von der Lotterie erhalten hat, sollte sie kennen:

In zivilen Leichtwasserreaktoren entsteht bei der Kernspaltung als Spaltprodukt Plutonium. Dieses Plutonium ist aber reich an den Plutonium-Isotopen mit 240 oder 242 Nukleonen im Atomkern. Aus diesem Plutonium kann man keine Bomben bauen, weil die Rate des Spontanzerfalles bei diesen Isotopen viel zu hoch ist – in der Mikrosekunde, wo man versucht, eine überkritische Masse aus diesem Material zusammenzusetzen, geht die Kettenreaktion bereits los, und statt der großen Explosion erhält man nur eine bescheidene Verpuffung – es ist zwar immer noch eine große Katastrophe, einige Kilogramm verdampftes Plutonium freizusetzen, aber es ist nicht die erwartete, große nukleare Explosion.

Aus diesem Grunde bezeichnet man diese Plutonium-Isotope als 'nicht waffenfähig'.

Dieser Priest – ob es nun unser Kollege ist oder nicht – hat aber eine Methode entwickelt, wie es doch geht. Es ist sogar genial einfach. Er nennt es die CRG-Bombe – 'Criticality Ramp Generation'. Und das geht so:

Die Bombe sieht zunächst einmal so aus, wie eine Plutonium-Bombe immer aussieht: Eine Hohlkugel aus Plutonium, drum herum eine Sprengstoffschicht. Wenn letztere explodiert, wird die Plutonium-Hohlkugel zusammengepreßt, und dadurch steigt ihre sogenannte Kritikalität – ein Neutron wird mit immer höherer Wahrscheinlichkeit eine weitere Kernspaltung auslösen, je weiter die Plutonium-Hohlkugel zusammengepreßt wird. Wenn, im idealen Falle, nämlich mit Plutonium 239, das Plutonium sich in der Mitte der Anordnung als Vollkugel vereinigt hat, dann erzeugt jede Kernspaltung im Mittel weitere 1.4 Kernspaltungen. Und das dauert 7 Nanosekunden.

Der Rest ist Kopfrechnen: In 14 Nanosekunden hat jede Kernspaltung also zwei Folgespaltungen. Nach 140 Nanosekunden sind es tausend, nach 280 Nanosekunden eine Million und nach 420 Nanosekunden eine Milliarde Folgereaktionen – eben alle 14 Nanosekunden eine Verdoppelung. Bevor eine Mikrosekunde um ist, ist, rechnerisch, bereits der größte Teil des Plutonium gespalten. Die nukleare Detonation ist in vollem Gang.

Mit Plutonium 240 / 242 kommt es jedoch gar nicht soweit, weil schon vor der vollständigen Kompaktierung die Kettenreaktion begonnen und die ganze Anordnung sich recht halbherzig zerlegt hat.

Da greift Priest's Design ein. In seiner Plutonium-Hohlkugelschale sind kleine Hohlkugeln aus einem gut neutroneneinfangendem Material eingelagert – welches, sagt er nicht, aber da gibt es ja nur ein paar Kandidaten. Diese Hohlkugeln fangen zunächst einmal recht wirkungsvoll die meisten Neutronen ab. Wenn der äußere Mantel aus chemischem Sprengstoff also explodiert ist und die Plutonium-Hohlkugel kontrahiert, passiert zunächst einmal gar nichts. Bis die Kritikalität während dieses Kontraktionsvorganges gerade eben eins erreicht.

Nun beginnt die schon bekannte, halbherzige Kettenreaktion, da bei diesen Plutonium-Isotopen immer einige Neutronen aus Spontanspaltungen vorhanden sind. Ohne die Hohlkugeln aus dem neutronenabsorbierenden

Material würde das Ganze wieder in einer unspektakulären Verpuffung enden.

Diese kleinen Hohlkugeln aber werden nun durch den steigenden Druck zusammengepreßt. Das geschieht sehr schnell, weil sie ja sehr klein sind, verglichen mit den Abmessungen der Plutonium-Hohlkugeln. Und weil sie zusammengepreßt werden, stehen sie plötzlich den Neutronenschauern in der Plutonium-Masse nicht mehr so sehr im Weg – die Kritikalität ist deutlich angestiegen, zwar nicht auf 1.4, sondern bloß auf 1.1 oder so, aber das reicht: Die Neutronendichte steigt im Laufe einiger hundert Nanosekunden auf immense Werte – wie bei einer normalen Atombombe eben.

Das ist der ganze Trick: Die beginnende Explosion selbst ist es, die das sie hemmende Hindernis der Neutronenabsorber beiseiteräumt. Und dann kann sie nichts mehr aufhalten. Zwar verwirbelt sich das neutronenabsorbierende Material in dem Plutoniumgas vollständig, aber das macht nichts mehr aus, weil jetzt so viele Neutronen vorhanden sind, daß dieses Material völlig verbraucht wird.

Auf diese Weise kann man, trotz des völlig ungeeigneten Kernsprengstoffes, Bomben mit einer Ausbeute von einigen Kilotonnen TNT-Äquivalent bauen. Auf das Problem, diese Bombe zu kühlen, bevor sie explodieren soll – die hohen Plutonium-Isotope entwickeln nämlich eine ganz schöne Zerfallshitze, die abgeführt werden muß – geht Priest nicht ein. 'Das überlassen wir als Übung dem Leser' – so eine Floskel steht oft an der Stelle einer wissenschaftlichen Abhandlung, wo es dem Autor einfach zu aufwendig und zu mühsam war, weiter zu machen. Hier ist dieser alberne Satz wenigstens nicht zu finden.

Im zweiten Teil des Artikels geht Priest auf Sprengkörper mit dem normalen, waffenfähigen Plutonium ein. Die kann man nämlich mit diesem Bauprinzip auch verbessern. Und verkleinern. Man kann sie sogar so klein machen, daß man sie in einem 8-cm-Torpedo unterbringen kann.

8 Zentimeter? Das ist der Durchmesser unserer seismischen Torpedos! Die werden doch nicht etwa – Ich lese weiter.

Viel mehr an Informationen bringt der Artikel nicht. Das Institut, in dem dieser Joseph Priest arbeitet und in dessem Auftrag er diese Veröffentlichung geschrieben hat, ist mir völlig unbekannt. Ich weiß nicht, was ich

davon halten soll. Eigentlich ist das ja ein Rezept für Dritte-Welt-Diktatoren, die die Bombe haben möchten und sie noch nicht haben. Andererseits – auch, wenn es prinzipiell möglich ist, aus dem Abbrand ziviler Leichtwasserreaktoren noch genügend Bombensprengstoff zu gewinnen, so scheinen mir Bomben mit hohem Plutonium-Isotopen doch reichlich unpraktikabel. Welcher General würde eine Waffe einsetzen, die permanent die eigene Truppe bedroht, und die ständig einen großen Wartungsaufwand erfordert? Da erscheint mir der zweite Gedankengang, der zu weiterer Verkleinerung der bekannten Bombendesigns führt, schon interessanter.

Ich blättere die Seiten noch einmal durch. Priest hat viele numerische Simulationen gemacht, um die günstigsten Geometrien für seine Bombe zu ermitteln: Durchmesser dieser Hohlkugeln aus dem neutronenabsorbierenden Material, ihre Wandstärke, ihre Verteilung in dem Plutonium. Alles Kleinarbeit, die man sich nicht machen würde, wenn man sich nichts davon verspräche. Also sieht es doch so aus, als ob dieser Artikel doch ein bißchen mehr als eine intellektuelle Fingerübung ist.

8-cm-Torpedos. Der einzige Hinweis auf einen Zusammenhang mit uns. Und der Name des Autors natürlich. Kann das sein? Unser Priest, ein ehemaliger Bombenbauer? Ich weiß wenig über ihn. Kaum Kontakt. Ob ich ihn direkt fragen soll?

Was ist hier los? Der Abend ist spät, und inzwischen zwingt mir mein Tagesrhythmus doch eine gewisse Müdigkeit auf. Sehe ich deshalb Gespenster?

Bloß, weil dieses Boot 8-cm Torpedos hat, und bloß, weil es Kernwaffen mit diesen Abmessungen – vielleicht – gibt, brauchen wir diese noch lange nicht an Bord zu haben. Aber bin ich wirklich sicher? Nach allem, was passiert ist? Die Direktive q78q99q ist ja auch nicht völkerrechtskonform. Und, wenn wir schon einmal dabei sind, ist unsere ganze Expedition völkerrechtskonform? Was hat die EG vor?

Ich lehne mich zurück. Garner achtet nicht auf mich, ich glaube, er spielt ein Computerspiel. Soweit sind wir noch nicht, daß jemand auf meinem Gesicht lesen könnte, was ich denke.

Krankheitskeime aus der Welthöhle holen – das macht noch Sinn. Es ist kriminell und unethisch, aber es ist denkbar, daß es in der EG-Verwaltung eine Instanz gibt, die trotz allem genau dieses beschlossen hat. Gut. Aber Kernwaffen an Bord? Quatsch. Die nützen niemandem. Welche Gefahren uns auch drohen, ob in der Welthöhle oder auf dem Wege dahin – eine Kernwaffe ist da nie das Mittel der Wahl. Herrgott, es gibt ja noch mehr Gegenstände, die einen Durchmesser von 8 Zentimetern haben – sei vernünftig, Herwig! Sogar die Namensähnlichkeit – so ein seltener Name ist das nicht, weder 'Joseph', noch 'Priest'.

Ich denke an die politische Entwicklung der letzten Jahre. Sie gefällt mir nicht. Diese ganze Europa-Euphorie. Abgabe von Kompetenzen der nationalen Parlamente an die EG-Behörden, die nie so richtig demokratisch gewählt worden sind, immer noch nicht. Zentralisierung. Bürokratisierung. Die ganze EG ist ein schwerfälliger Koloß. Nachdem die Nachfolgestaaten der Sowjetunion den Zentralismus abgeschüttelt haben, ist es doch nicht einzusehen, warum wir ihn noch einmal ausprobieren müssen. Worauf hat der Wähler in Europa denn noch Einfluß? Unsere Mission, zum Beispiel. Mit welchem Recht wird da soviel Geld ausgegeben? Und mit welchem Recht wird das Ganze geheimgehalten?

Morgen werde ich den Priest fragen, ob er etwas mit dem Artikel zu tun hat. Jetzt bin ich zu müde. Ich stemme mich steif aus meinem Sitz hoch.

Ich möchte ins Bett. Zu Natalie.

Trägheitsnavigation

Am nächsten Tag, dem 21. Januar 1999, ist der größte Teil des vorderen Oberdecks wieder frei und einsatzbereit. Wie es heißt, haben unsere Ingenieure weitere Lenzpumpen improvisiert, so daß inzwischen mehr als 120 Kilowatt verwendet werden können, um Wasser außerbords zu pumpen. Wie sie das im Einzelnen gemacht haben, weiß ich aber nicht – sie können wohl kaum Pumpen, die innerhalb des Bootes Flüssigkeiten hin- und herbewegen, in Hochdruckpumpen umgearbeitet haben. Bei Gelegenheit werde ich fragen.

Auf Anweisung von Wellington sollen wir heute das Trägheitsnavigationssystem wieder initialisieren. Das heißt, wir müssen es erst einmal gründlich kennenlernen. Das heißt, Literatur und Dokumentation wälzen. Im Rechner ist alles vorhanden – man muß es nur finden. Wir fünf – Gabi, Natalie, Carola, Edwin und ich – verteilen uns kurz nach acht Uhr auf die verschiedenen Konsolen im vorderen Oberdeck. Dabei stellt sich heraus, wer eine Verbiegung der Wirbelsäule nach rechts vor einer solchen nach links vorzieht.

Ziemlich rasch lernen wir, daß die Bezeichnung 'Trägheitsnavigation' sehr unexakt ist. Ich hatte ja schon oft gemutmaßt, daß das Messen von Beschleunigungswerten und das Aufintegrieren einfach zu ungenau ist, um langsfristig präzise Zahlen zu liefern. Insbesondere die Driftproblematik schien mir unüberwindbar. Aber ein anderes Meßprinzip ist mir nicht eingefallen, jedenfalls keins, was die Bezeichnung 'Trägheitsnavigation' verdient.

Mit der Aufintegration von Beschleunigungen kann die Trägheitsnavigation arbeiten. Wenn es notwendig ist. Tut sie aber nicht. Sie arbeitet mit der numerischen Darstellung der Höhlengeometrie, die ständig durch Radar und Echolot ermittelt wird. Damit hat sie schon in Ullapool angefangen und von da an einfach fortgerechnet. Wenn man davon ausgehen kann – und meistens kann man davon ausgehen – daß Meeresboden und Höhlenwände unbeweglich sind, dann ist eine Fortschreibung der beobachteten Geometrie der Umgebung unheimlich genau.

Natürlich werden Beschleunigungswerte und Geschwindigkeitsmessungen und der Wasserdruck weiterhin verwendet, aber mehr im Sinne einer Plausibilitätsprüfung. Oder wenn jede andere Beobachtbarkeit der Umgebung zeitweise ausfallen sollte. Oder wenn die gesamte Umgebung irgendwie in Bewegung käme. Aber bei einem U-Boot kann man immer davon ausgehen, daß fester Grund im Beobachtungsbereich ist.

Die permanente Kartographierung der Umgebung ist also die Basis der sogenannten Trägheitsnavigation. Das ist gut – da wird man wieder einen genauen Aufsetzpunkt haben, mit den alten Kartographie-Daten nämlich.

Die Genauigkeit soll ja sehr groß sein – das Boot weiß angeblich mindestens auf den Meter genau, wo es ist. Sagt die Dokumentation.

Flüchtig denke ich daran, daß sich auch andere Systeme mit den Kartographie-Daten beschäftigen und von ihrer Genauigkeit profitieren – der Vorfall vor vier Tagen, zum Beispiel, als das Boot von sich aus bemerkte, daß wir uns in einem unsicheren Teil der Höhle befanden. Das Problem schiebe ich jetzt beiseite.

„Also," sagt Carola, die wohl etwas weiter im Lesen ist als ich, „wir haben offenbar nichts weiter zu tun, als den Navigationsdämon zu starten. Hier steht es, wie der heißt. Der merkt dann von sich aus, daß es eine Diskontinuität in der Bootsbewegung und im eigenen Betrieb gegeben hat – nämlich unseren Wassereinbruch, und das Runterfahren des Rechners – und versucht dann, mit den gegenwärtig einlaufenden Umgebungsdaten seine letzten Informationen zur Deckung zu bringen."

„Die gegenwärtig einlaufenden Daten – das sind doch bloß die Teile der Höhlen um uns herum, die von Radar und Echolot von unserer jetzigen Position aus erreichbar sind, oder?" frage ich.

„Ja."

„Das ist aber nicht viel."

„Wenn er mehr an Informationen haben will, wird er vorschlagen, einen Teil des letzten Weges zurückzufahren, um einen Wiederaufsetzpunkt zu haben. Das dürfte ausreichen."

„Steht das da?"

„Nein. Das vermute ich."

Carola scheint sich sehr sicher zu sein. Sie ist im Moment wieder ganz die alte.

„Okay. Starten wir ihn. Wellington hat gesagt, Natalie und Gabi sollen sich einarbeiten!“

Gabi sieht mich beunruhigt an: „Ich weiß nicht, ob ich das kann!“

„Da gibt es nicht viel zu können,“ sage ich, „was wir herausgekriegt haben ist, daß man ein Programm starten muß, und das kann jeder. Mehr wissen wir auch nicht!“

„Du solltest nicht so voreilig sein, Herwig!“ sagt Carola zu mir, „Da gibt es Scripts, um den Navigations-Dämon zu starten. Verschiedene Scripts.“

„Verschiedene?“

„Für die Erstinitialisierung und für den Restart der abgebrochenen Navigation.“

„Ach so. Ja – liegt eigentlich nahe. Und wie heißen die?“

„Sieh es dir an!“

Ich sehe es mir an. Es ist einfach genug. In dem Dateiverzeichnis für die Trägheitsnavigationsbedienung sind zwei Scripts und eine Datei mit Namen README. Alte Tradition: Da wird drinstehen, was man tun muß.

So ist es auch. Würde man die Erstinitialisierung starten, dann ist es notwendig, das System mit einer Menge Informationen zu versorgen: Zeit, geographische Länge und Breite, Anschluß an den Kreiselkompaß, exakte Meereshöhe und so weiter. Außerdem kann man Strategievorgaben auswählen und so verschiedene Meßdaten mit verschiedenen Wichtigkeiten versehen. Das wollen wir aber alles nicht machen, sondern das System soll mit dem weiter machen, was es vorher schon getan hat.

„Laß sie laufen, Gabi!“ sage ich, „Wellington hat gesagt, du sollst dich einarbeiten!“

Gabi klickt das Symbol für das Re-Initialisierungsscript an. Sofort erscheint eine Mitteilungsbox:

INERTIAL NAVIGATION SUPERVISOR

CORRUPTED DATABASE OR NO

DATABASE AVAILABLE

NO RESTART POSSIBLE

„Aha.“ sage ich. Scheint im Moment das Gescheiteste zu sein.
„Geht nicht.“ sagt Gabi.
„Sehr gut beobachtet!“
„Da kann sie doch nichts dafür!“ muffelt Carola mich an.
„Habe ich doch gar nicht behauptet!“
„Aber dein Tonfall…“
„Ach Tonfall – Scheißtonfall.“ – Daß Frauen immer aus heiterem Himmel am ‘Tonfall’ Anstoß nehmen müssen. Hat Irene auch oft gemacht. Immer, wenn ich mich um betont deutliche Aussprache bemüht habe, um nicht mißverstanden zu werden, hieß es: ‘Schrei mich nicht an!’

Das Interkom meldet sich. Wellington ist dran. Die Mitteilungsbox ist auch auf den Konsolen in der Zentrale zu sehen. Das Inertialnavigationssystem verweigert also nicht nur die Arbeit, sondern es sorgt auch gleich dafür, daß das gleich allen bekannt gemacht wird. Wellington will wissen, was wir machen. Als ob er es nicht genau wüßte. Ich muß ihn vertrösten. – Wie schön, daß er nicht am ‘Tonfall’ Anstoß nimmt, bloß, weil irgend etwas nicht funktioniert.

Nachdenken. Derweil sehe ich in unserem Laborraum nach vorne – das heißt, nach schräg unten. Die Kantine ist immer noch unter Wasser, und am vorderen oder unteren Ende des Laborraums sind Priest und Mackenzie dabei, die elektronischen Einrichtungen, die frisch aus dem Salzwasser herausgekommen sind, zu säubern und zu prüfen. Mir fällt der Artikel ein, den ich heute nacht gelesen habe, aber es ist jetzt nicht die Zeit, Fragen zu stellen.

Immerhin faszinierend, daß ein Rechner, der teilweise noch unter Salzwasser steht, problemlos funktioniert! Das sollte ich mal mit meinem alten EISA-PC oder meinem uralten ATARI zuhause versuchen.

„Es ist doch immer dasselbe,“ sagt Edwin, „einfachste Benutzeroberfläche. Aber wenn etwas nicht geht, dann fängt die Sucherei an.“

„Es wird eine Trivialität sein," vermute ich, „aber eine, die man wissen muß. Vielleicht muß eine Environment-Variable einen bestimmten Wert haben, sonst findet er nicht, was er sucht. – Also, Ladies und Gentlemen: Lesestunde. Bis der Sauerstoff zu Ende ist."

Als Wellington kurz vor dem Mittagessen bei uns auftaucht, sind wir immer noch nicht weitergekommen.

„Die Dateinamen sind eingebaut. Das heißt, daß das Navigationssystem nur auf einem Satz Dateien arbeiten kann. Allenfalls könnte man über symbolische Links eine andere Datenbasis für das Navigationssystem verwenden." faßt Edwin unseren bisherigen Kenntnisstand zusammen. Ob Wellington weiß, was 'Symbolische Links' sind? Edwin ist, wie wir alle, so im Fachlichen drin, daß er vergißt, was jemand anderes vielleicht nicht gleich alles versteht.

„Heißt das, daß die Datenbasis für das Navigationssystem beschädigt ist?" fragt Wellington. Das wesentliche hat er also schon verstanden.

„Nicht beschädigt. Verschwunden. Gelöscht. Futsch. – Tja."

Es spricht für Wellington, daß er keine überflüssigen Fragen stellt: 'Warum? Wie kann das sein? Wer hat das getan?'. Wir würden es ihm ja schließlich sagen, wenn wir es wüßten.

Aus den Augenwinkeln beobachte ich Gabi und Natalie, die nebeneinander sitzen. Sie sind noch hilfloser, weil sie sich in dem System nicht auskennen. Erst hieß es: 'einarbeiten'. Dann stellte sich heraus, daß der Wiederstart der Navigation mit einem einfachen Kommando zu bewerkstelligen ist – da kann man ja kaum von Einarbeitung reden. Und jetzt weiß keiner von uns weiter. Das ist typisch für unseren Beruf: Bei einer Tätigkeit in der Informatik weiß man im vorneherein nie, was an zusätzlichen Tätigkeiten notwendig werden oder wegfallen könnte. Wer diesen traurigen Tatbestand aus Gründen intellektuellen Defizites nicht zur Kenntnis nehmen kann, wird im allgemeinen Manager.

Ein bißchen wissen wir natürlich doch weiter. Und Wellington auch: „Wann haben Sie die letzte Sicherungskopie des Systems gezogen?" fragt er.

„Das geschieht laufend." sagt Carola, „Es sollte vom gesamten Dateibestand immer wenigstens eine Kopie existieren, die einige Stunden alt ist,

eine, die zwei Tage alt ist, und eine, die etwa eine Woche alt ist. Die Wochensicherungen werden permanent aufbewahrt. Und Differenzsicherungen gibt es aus der jeweils letzten Zeit noch ein paar zusätzliche."

„Sind die Datenträger der langfristigen Sicherungen 'gemountet'?" fragt Wellington. Sieh da, was er für Fachausdrücke kann!

„Natürlich. Hier an Bord tragen wir keine Datenträger spazieren. Auch mit 36-64-ern wäre das ein zu umfangreiches Unterfangen."

„Ja. Ich erinnere mich, daß mir dieser Punkt seinerzeit aufgestoßen ist, als ich die Design-Papiere las. Jedes Bit jeder Sicherung ist dem System also jederzeit zugänglich?"

„Ja."

„Haben Sie schon nachgesehen, ob die gesicherte Datenbasis der Navigation in Ordnung ist? Die Dateinamen kennen Sie doch?"

„Wir haben noch nicht nachgesehen. Aber das tun wir jetzt."

Eine Weile hacken Carola und Edwin auf ihren Tastaturen herum, während wir vier, Natalie, Gabi, Wellington und ich uns auf's Zusehen beschränken. Allmählich werden unsere beiden Chef-Hacker unruhig und nervös. Carola gebraucht wieder Worte, die sie kritisieren würde, wenn ich sie verwendete.

„Nicht da!" sagt sie schließlich, „In keiner der Sicherungen." Edwin nickt dazu.

„Es muß eine Sicherung vom Zeitpunkt der ersten vollständigen Systeminitialisierung auf der Werft vorhanden sein. Ist diese Datenbasis da drin?" fragt Wellington.

Ich weiß, was er vorhat. Wenn diese allererste, jungfräuliche Datenbasis vorhanden ist, nützt sie uns überhaupt nicht. Danach schwimmt das Boot noch im Dock in Greenock. Aber wenn diese Datenbasis vorhanden ist, wissen wir wenigstens, daß wir uns mit den Dateinamen nicht geirrt haben. Dann haben wir keine Hoffnung mehr, daß es irgendwo anders, nämlich doch unter anderen Dateinamen, die Datenbasis doch noch gibt. Wenn sie nicht vorhanden ist, dann müssen wir weitersuchen: Wie heißt die Datenbasis, in welchen Dateiverzeichnissen ist sie, wie ist der Mechanismus der Umlenkung.

Letzte Möglichkeit wäre die mir sympathischere. Sie würde zwar mehr Arbeit kosten, aber die Hoffnung, die Datenbasis der Navigation doch noch zu finden, wäre nicht verloren. Hoffentlich findet Carola die jungfräuliche Datenbasis nicht. Hoffentlich.

„Da ist sie!“ sagt Carola.

Wir alle können uns am Bildschirm informieren. Keine Dateisynonyme – sie heißt genauso, wie wir es erwartet haben. Ergo: Die Datenbasis hat es gegeben – jedenfalls bis zum Wassereinbruch, denn die Navigation hat ja funktioniert – und jetzt ist sie systematisch verschwunden, zusammen mit allen Sicherungen.

„Tja.“ sagt Edwin, und noch einmal: „Tja.“ Und nach ein paar Sekunden sagt er, was wir alle denken: „Die hat jemand gelöscht.“

Versammlung der gesamten Besatzung auf der Stelle. Alles bleibt stehen und liegen, und die Lenzpumpen arbeiten ja auch unbeaufsichtigt alleine weiter. Es wird eng in der Zentrale. Besonders, weil ja niemand aufrecht stehen kann, wie es der Fall wäre, wenn das Schiff auf ebenem Kiel läge – dann käme jeder mit einem viertel Quadratmeter aus. So muß sich jeder irgendwie festhalten oder anlehnen und dabei aufpassen, daß man nicht irgendjemandem anderen die Luft zum Atmen abdrückt.

Wellington erläutert die Lage. Er arbeitet den wesentlichen Punkt deutlichst heraus: Jemand an Bord übt offenbar gezielt Sabotage. Es ist nicht möglich, all das, was vorgefallen ist, durch unkooperative Software oder durch Unfälle zu erklären.

„Wir müssen der Sache auf den Grund gehen," sagt er, „denn diese Sabotageakte – oder diese mutmaßlichen Sabotageakte – haben eines gemeinsam: sie bedrohen uns alle – auch den Saboteur. Das heißt, daß der Saboteur nicht irgendetwas mit egoistischen Motiven verfolgt, denn im Erfolgsfalle erwischt es ihn genauso wie die anderen auch. Daran müssen wir bei unseren Überlegungen denken."

„Es sei denn, daß diese Sabotageakte darauf angelegt wurden, gerade eben noch nicht fatal zu sein!" werfe ich ein. Dabei fällt mir ein, daß mir das Wort nicht erteilt wurde, aber Wellington läßt sich nichts anmerken. Er geht darauf ein:

„Kann sein. Stellen wir doch mal auf, was passiert ist. Alle Vorfälle."

Er hantiert an einer der Tastaturen am Koppeltisch, und sowohl auf dem Koppeltisch als auch auf dem großen Bildschirm an der Stirnwand der Zentrale erscheint eine vorbereitete Liste:

* 1 Absturz Frau Homberg

* 2 Verlegung des Höhleneinganges
(HH, NY)

* 3 Versuchter Shutdown des

Computers

* 4 Beendigung SISC-Dämon

* 5 Der Tieftemperaturtruhenvorfall

* 6 Selbsttätige Positionsänderung
des Bootes aus gefährdetem
Aufenthaltsort

* 7 Computerüberlastung durch
unerklärliche Phantomprozesse

* 8 Meldung:
BUOYANCY CONTROL DRIVER REPLACED

* 9 Wassereinbruch über Regelzelle

* 10 Reaktorabschaltung

* 11 Löschung der Datenbasis für die
Trägheitsnavigation

Schon ganz schön viel zusammengekommen, denke ich mir – außerdem ist die Liste ja nicht vollständig: Der Themenkomplex ‘Direktive q78q99q’ fehlt. Und das Verschwinden der betreffenden Dateien.

„Habe ich irgend etwas übersehen?“ fragt Wellington.

„Da sind mal die Kantinentische so naß gewesen!“ sagt Cohausz, erntet aber nicht den Lacherfolg, den er sich vielleicht erhofft hat, auch, wenn wohl jeder weiß, wovon die Rede ist. Wenigstens läßt er sich nicht dazu hinreißen, zu erwähnen, daß es in manche Kabinen hineingeregnet haben soll – Wo es jetzt in alle hineingeregnet hat.

„Es fehlen Medikamente!“ sagt Doktor Morton laut und vernehmlich. Es ist das erste Mal seit ziemlich langer Zeit, daß ich ihre Stimme höre, und,

obwohl sie leise gesprochen hat, bewirkt ihre Bemerkung ein sofortiges Schweigen. Wenn sie das für erwähnenswert hält, dann kommt noch mehr. Ich bin sicher, daß sie nicht Aspirin meint. Haben wir eventuell Medikamente, die als Rauschgift verwendbar sind, an Bord gehabt? Ein ganz neuer Aspekt.

„Medikamente? Welche?“ fragt Wellington, „Und seit wann?“

„Seit wann – weiß ich nicht. Ich habe es erst vor einigen Tagen überprüft, und dabei ist es mir aufgefallen. Ich dachte, es wäre ein Fehler bei der Schiffsausstattung passiert. – Jetzt bin ich mir da nicht mehr so sicher.“

„Und um welche Medikamente handelt es sich?“

„Mit Sicherheit nur eines: Viskositor.“

„Kenn ich nicht.“

„Ist ein neues Produkt. Noch nicht auf dem Markt. Die Bezeichnung ist ein Kunstname: Es macht das Blut dünnflüssiger. Es kann Thromben besser auflösen als alles, was je zuvor entwickelt wurde. Die ideale Ersttherapie bei akuten vaskularen Verschlüssen: Herzinfarkt und Apoplexie. Alle Organinfarkte eben.“

„Kann uns das Fehlen dieses Medikamentes in Schwierigkeiten bringen?“ fragt Wellington.

Doktor Morton blickt von einem zum anderen: „Wir sind wohl alle ziemlich gesund, so daß es nicht zu erwarten ist, daß jemand gerade jetzt einen Infarkt erleidet.“ sagt sie überlegend, „Außerdem gibt es noch andere therapeutische Möglichkeiten. Das ist es nicht, was mir Sorge macht.“

„Sondern?“

„Viskositor ist sehr wirksam. In kleinsten Dosen. Geruchs- und geschmackslos. Es gibt keine Toleranz gegen Überdosierung. Schon die doppelte therapeutisch notwendige Dosis kann zu massiven Blutungen in das Gewebe hinein führen. Verschiebung der Elektrolytgleichgewichte. Funktionsstörungen der Nerven. Auflösung der Darmschleimhaut. – Was jeden Thrombus auflösen kann, kann natürlich noch vieles andere auflösen. In noch höheren Dosen wird die Wirkung noch drastischer.“

„Wie denn?“

„Ja, der Zusammenhalt aller Körperzellen wird abgebaut. Verflüssigung aller Organe – der Betroffene fließt von seinem eigenen Skelett herunter, die Haut der tiefer liegenden Körperteile erweicht und wird gesprengt, dann verteilt sich alles auf dem Fußboden. – Der ganze Körper wird eine Lache flüssigen Fleisches, das Skelett liegt mitten drin, fällt aber auch auseinander, weil sogar Sehnen und Gelenkbeutel aufgelöst werden. Sogar das Knochenmark zerfließt und sprengt einige Knochen. – Das Nervensystem versagt als letztes, weil die Blut-Gehirn-Schranke sehr wirksam ist. Der Betroffene erlebt einen großen Teil dieses Vorganges noch bei Bewußtsein mit. Das erlischt erst endgültig, wenn das Gehirn unter dem Eigengewicht anfängt, aus den Schädelöffnungen herauszufließen. Dabei verliert es natürlich seine neuronale Connektivität."

„Igitt. Widerlich!" sagt Natalie. Sie schüttelt sich.

„Was ist das bloß für ein scheußliches Zeug?" fragt Palmer entsetzt. Ich lese auch auf anderen Gesichtern den Ekel.

„Es ist ein Medikament für den Notfall. Es wird nur angewendet, wenn sonst wirklich nichts mehr geht."

„Wieviel davon hatten Sie an Bord?" fragt Wellington.

„Genug für ein paar therapeutisch indizierte Anwendungen. Das reicht gerade aus, um bei einem einzigen Menschen die beschriebenen Symptome auszulösen. Vielleicht auch bei zweien – gerade eben. Die ganze Besatzung kann man damit nicht umbringen – wenn die Vorratslisten stimmen."

„Und Sie sind sich nicht sicher, ob das Zeug überhaupt je an Bord gekommen ist?"

„Nein."

„Trotzdem." sagt Wellington, „Wir nehmen das als zwölften Punkt." Er schreibt auf seiner Tastatur, und die Liste wird länger:

* 12 Viskositor – mögliches Verschwinden

„Noch was?" fragt er dann. Niemand antwortet. Wahrscheinlich haben viele über kleine Vorfälle zu berichten, die am Rande der Merkwürdigkeit liegen.

„Also, jedenfalls haben wir einmal diese 12 Punkte."

„Was ist mit dem supersuperuser?" fragt Carola.

„Nichts. Zwei Level der Systemverwaltung sind diesem System eben zu eigen."

Hätte er uns früher sagen können, denke ich.

„Aber nicht, daß offenbar nur einer an Bord über das Paßwort verfügt, und daß wir denjenigen nicht kennen."

Wellington nickt. Er schreibt:

* 13 Unbekannter supersuperuser
(ROOT) an Bord

„Noch was?"

Nachdem niemandem mehr etwas einfällt, fährt Wellington fort:

„Wir müssen diese Vorfälle mal einteilen. Erstes Kriterium – schlage ich vor – große Wahrscheinlichkeit für einen Unfall oder nicht. Einverstanden?"

Alle nicken.

„Gut. Punkt 1: Ihre Frau, Herr Homberg. Unfall oder nicht?"

Blöde Frage. Im Lichte von Direktive q78q99q eher nicht. Die steht aber hier nicht zur Debatte. Die existiert offiziell gar nicht.

„Die EG-Streitkräfte haben versucht, das zu klären. Bis jetzt habe ich nur so etwas von 'Selbstdetonation' der Luft-Luft-Raketen an Bord gehört. Ich weiß nicht, ob das eine plausible Erklärung ist."

„Wem hat der Tod Ihrer Frau geschadet?"

„Meiner Frau, in erster Linie."

„Natürlich. Entschuldigen Sie. Ihnen auch. Wem sonst noch?"

„Diese Expedition ist nicht gefährdet gewesen. Selbst, wenn ich mich mit Händen und Füßen gewehrt hätte, mitzukommen. Es bestand ja die unbedingte Absicht, die Expedition auszuführen."

Alles Lüge. Die Direktive q78q99q und diese Expedition in die Welt hinauszuposaunen hätte die Sache sogar empfindlich verzögert. Das Projekt wäre in jedem Fall geschädigt worden, jedenfalls dieser inoffizielle Teil.

„Sie tendieren also in Richtung Unfall.“ stellt Wellington fest.

„Ich tendiere nirgendwohin.“ stelle ich fest.

„Mmh.“ Wellington schreibt ein ‘a’ hinter den ersten Eintrag, ‘a’ für ‘accident’.

„Nächster Punkt. Unfall oder Vorsatz?“

Fast jeder grinst, oder versucht, es zu unterdrücken. Ich brauche niemanden anzusehen, um das festzustellen.

„Unfall.“ sage ich, bevor jemand anderes es sagt. Oder etwas noch blöderes sagt.

„Frau Yay?“

Hübsch rot ist sie geworden. Wußte gar nicht, daß Natalie das kann.

„Unfall,“ sagt sie, „ich wollte die Tastatur nicht berühren. Habe ich doch schon gesagt.“

„Es sei denn,“ sagt Wellington, „Sie verschweigen uns etwas.“

„Was denn?“ fragt Natalie.

„Ich höre.“

„Ich verschweige nichts.“ stellt Natalie fest.

Wellington schreibt ‘a, i(NY)’ an den Bildschirm. „Ich denke, die Notation ist klar!“ sagt er, „Unfall, oder ‘i’ für ‘Absicht’, ‘intent’.

Natalie schmollt. „Er muß alle prinzipiellen Möglichkeiten mit einbeziehen!“ versuche ich, sie zu beruhigen.

„Du hättest prinzipiell deine Frau auch umbringen können!“

„Auf diese Weise? Wie sollte ich denn einen Duocopter vom Himmel geholt haben? – Die sind dafür gebaut, auch dem Bemühungen des Feindes, sie vom Himmel zu holen, wirksamst zu widerstehen!“

„Streiten Sie sich bitte später!“ fährt Wellington dazwischen, „Was ist mit dem Shutdown?“

Wir kommen rasch überein, daß das Absicht war, aber daß es überhaupt keinen Hinweis gibt, wer es gewesen sein könnte. Jeder kommt in Frage. Das gleiche beim SISC-Vorfall.

Der Tieftemperaturtruhenvorfall. Mehrheitliche Meinung: Schlamperei, also Unfall. Wenn es Absicht gewesen wäre, dann die, einfach für Unruhe zu sorgen.

„Unruhe – die Absicht kann hinter allem stecken.“ sagt Wellington, „Aber ich notiere ‘Unfall’. – Was ist mit der selbstständigen Positionsänderung?“

Carola und Edwin melden sich in diesem Punkte zu Wort. Kein Unfall – das Boot hat selbstständig für die eigene Sicherheit gesorgt. Daß wir immer noch nicht genau wissen, welche Teile der Bootssoftware dafür verantwortlich sind, ist schlimm genug, weil das ja heißt, daß das Boot auch in anderen Situationen den Gehorsam verweigern könnte. Aber wahrscheinlich muß man den Vorfall weder als Unfall noch als Sabotage ansehen.

Nächster Punkt: Die Phantomprozesse, die den gesamten Rechner so ausgelastet haben, daß überall lange CPU-Warteschlangen entstanden, und die glücklicherweise alle eine geringe Priorität hatten.

„Vorbereitung auf Sabotage,“ sage ich, „da hat jemand seine Muskeln spielen lassen, um herauszukriegen, was man noch alles anstellen kann.“

„Jemand anderer Meinung?“ fragt Wellington.

„Gute Hypothese.“ murmelt Carola. „Danke!“ rutscht es mir raus. Wellingten bezeichnet den Vorfall als Absicht.

„Punkt 8 und 9 gehören wohl zum selben Sabotageakt. Was meinen Sie?“ fragt Wellington. Carola nickt.

„Gut. Die Reaktorabschaltung?“

„Mmh.“ sage ich, „das waren wir selber. Aber bei dem Versuch, mit dem Wassereinbruch fertig zu werden. Es kann natürlich sein, daß dieses von dem Saboteur beabsichtigt worden war. Aber nur, wenn dieser sich sicher war, daß wir mit dem Wassereinbruch fertig werden würden, und zwar genau auf diese Weise.“

„Das konnte er nicht wissen,“ sagt Edwin entschieden, „wir hätten alle möglichen Treiber modifizieren können. Wir haben doch fast nur geraten!“

„Also Unfall?“ fragt Wellington.

„Ja. Eine direkte Folge des Regelzellen-Sabotageaktes. Aber Unfall. Unbeabsichtigt. Schließlich hat uns der Reaktorausfall ja das Ventil wieder zugemacht!“ Edwin ist sich sicher.

„Das kann doch Absicht gewesen sein!“ protestiert Carola.

„Nein! Höchstens, daß der Saboteur selbst etwas unternommen hätte, wenn uns das Schließen des Ventils nicht irgendwie gelungen wäre! – Aber das wissen wir doch nicht. – Außerdem – außer uns hat ja niemand intensiv am Rechner gearbeitet, zu dem Zeitpunkt, als wir versuchten, es wieder zuzukriegen."

Wellington entschließt sich, den Vorfall als Unfall zu buchen, aber mit dem Absichtsvorbehalt über uns drei, Carola, Edwin und mich. Kein weiterer Protest. Die Annahme ist korrekt, Wellington muß das schreiben.

Die verschwundenen Daten der Trägheitsnavigation. Sabotage natürlich. Niemand ist anderer Meinung, besonders, als Carola erläutert, wieviele Schritte man unternehmen muß, um tatsächlich die ganzen Sicherheitskopien selektiv zu löschen.

Interessant ist lediglich, warum die Sicherheitskopie der jungfräulichen Datenbasis nicht gelöscht wurde. Das hätte zwar keine weiteren Folgen, da diese vom System jederzeit wieder neu generiert und initialisiert werden kann – von den geographischen Aufenthaltsdaten des Bootes in Greenock haben wir im Moment ja nichts – aber wäre die jungfräuliche Datenbasis gelöscht worden, dann hätten wir nicht definitiv gewußt, ob die Datenbasis sich vermöge irgendeiner Dateiumlenkung oder irgendwelcher symbolischen Links irgendwo ganz woanders im System befindet. Wir hätten uns totgesucht und nichts gefunden. Das wäre eine Bindung von viel Arbeitskraft gewesen.

Wir können uns das eigentlich nur so erklären, daß der Saboteur zwar etwas von Informatik und vom Betrieb des PRO-UNIX versteht, daß er aber nicht so in der Materie drin ist, daß er es im Urin hat, womit man Benutzer des Systems gründlich ärgern kann.

„Ein gebildeter EDV-Laie also?" fragt Wellington, als ich das erläutere. Wir nicken. „Wie wir alle. Eigentlich." sage ich. „Mit Abstufungen!" stellt Carola fest und sieht mich dabei an, Kinn hochgeworfen, damit ich weiß, auf welchen Abstufungen sie bestehen würde. Als ob ich nicht ein paar Jahre länger als sie in diesem Beruf gearbeitet hätte! – Mehr aber können wir über das Problem im Moment nicht sagen.

Über das verschwundene Medikament wird länger diskutiert. Schließlich läuft es auf 'Absicht' mit einem Fragezeichen hinaus.

Dr. Morton ist gegen das Fragezeichen: „Solche Medikamente werden sehr umsichtig behandelt, bei Herstellung, Lieferung und Anwendung. Jeder Apotheker und jeder Arzt weiß doch, daß es sich praktisch um einen Giftkampfstoff handelt."

Wellington nickt. Aber das Fragezeichen nimmt er nicht weg. „In jedem Beruf passieren Fehler." sagt er. Mit dem Argument könnte man natürlich die ganze Liste mit Fragezeichen versehen.

Es wäre noch möglich, das Verschwinden des Medikamentes Dr. Morton als mögliche Absicht zu unterstellen. Das tun wir aber nicht, weil wir es ja von ihr und aus keiner anderen Quelle wissen, daß das Medikament fehlt.

Der supersuperuser. Zweifellos eine Eigenschaft dieser speziellen PRO-UNIX-Installation. Nur, daß wir es selber erst herauskriegen mußten, ist merkwürdig. Und daß es einen an Bord gibt, der diese supersuperuser-Berechtigung hat, ist mehr als merkwürdig. Das sieht nämlich so aus, als ob alle Sabotageakte gewissermaßen mit offizieller Billigung gelaufen wären. Darüber diskutiert die Runde vergeblich.

Natürlich, für Carola, Edwin und mich sieht die Sache anders aus. Die Wahrscheinlichkeit, daß wir es mit zwei Problemen zu tun haben, wird immer größer: Derjenige, an den sich die Direktive q78q99q wendet, und der Saboteur. Das müssen zwei verschiedene sein. Wer von beiden ist der supersuperuser? Sind es vielleicht beide?

Carola und Edwin erwähnen die Direktive q78q99q nach wie vor nicht und tun so, als ob sie in diesem Punkt auf demselben Wissensstand wie alle anderen Besatzungsmitglieder wären. Schließlich wissen wir alle, daß die ganze Liste anders bewertet werden müßte, wenn wir diese Direktive mit einbeziehen.

Ich muß mit den beiden noch darüber sprechen. Vielleicht wäre es tatsächlich das Beste, in einer ähnlichen Versammlung vor aller Ohren diese Direktive bekanntzumachen und zu erläutern. Zumindestens wären wir dann nicht mehr die alleinigen Kenntnisträger – bis jetzt ist es ja möglich, daß der Adressat dieser Direktive mutmaßt, daß ich auch etwas wissen könnte. Mich kann man umbringen, ohne die Expedition allzusehr zu gefährden. Wenn alle über diese Direktive Bescheid wissen, dann geht das nicht mehr.

Aber ich habe noch einen anderen diffusen Plan: Man kann die besatzungsöffentliche Bekanntgabe der Direktive kurzfristig ansetzen, um zu sehen, ob jemand diese Veranstaltung verhindern will. Vielleicht könnten wir so rauskriegen, wer es ist.

Vielleicht bringt uns der Adressat dann aber alle um. Ich muß mit Carola und Edwin das noch einmal ausdiskutieren.

Was diesen Punkt 13 betrifft, so können wir uns nicht zu dem Attribut ‘Absicht’ oder ‘Unfall’ durchringen. Es ist ja auch kein Vorfall, sondern eine Tatsache und gehört deshalb nicht in diese Liste.

„Also, das ist jetzt unser Resultat.“ sagt Welington. Wir alle sehen die Liste deutlich genug:

* 1 Absturz Frau Homberg a

* 2 Verlegung des Höhleneinganges a
(HH, NY) i(HH, NY)

* 3 Versuchter Shutdown des i
Computers

* 4 Beendigung SISC-Dämon i

* 5 Der Tieftemperaturtruhenvorfall a

* 6 Selbsttätige Positionsänderung -
des Bootes aus gefährdetem
Aufenthaltsort

* 7 Computerüberlastung durch i
unerklärliche Phantomprozesse

* 8 Meldung:
BUOYANCY CONTROL DRIVER REPLACED a

* 9 Wassereinbruch über Regelzelle a

* 10 Reaktorabschaltung a
i(CR, ED, HH)

* 11 Löschung der Datenbasis für die i
Trägheitsnavigation

* 12 Viskositor – mögliches i?
Verschwinden

* 13 Unbekannter supersuperuser -
(ROOT) an Bord

„Mindestens vier, höchstens sieben Sabotageakte, habe ich richtig gezählt?“ fragt Wellington. Die meisten nicken.

„In einer kriminalistischen Untersuchung müßte man jetzt auf Motivsuche gehen. Habe ich recht?“ Wieder allgemeine Zustimmung.

„Also. Wer hat konkret etwas davon, wenn diese Expedition einen fatalen Ausgang nimmt?“

„Unsere Erben!“ sagt Cohausz. Gedämpftes Gelächter. Eigentlich kein richtiges Gelächter. „Ist doch so!“ setzt er zu.

„Kaum.“ geht Wellington darauf ein, „Wenn Sie sich einmal Ihre Vertragsbedingungen genau durchlesen und nachrechnen, dann werden Sie feststellen, daß es für die Angehörigen lukrativer ist, wenn wir die Expedition erfolgreich zu Ende führen und selbst überleben. Es ist nur eben so, daß es keine finanzielle Katastrophe für unsere Angehörigen ist, wenn wir hierbleiben.“

Ja da schau her, denke ich, interessante Wortwahl: ‘Hierbleiben’. Erinnert mich an den Sprachgebrauch des BdU Dönitz im zweiten Weltkrieg, der von abgesoffenen U-Booten als ‘dabeigeblieben’ sprach. Was sagt uns diese Wortwahl? – Erstmal nichts. Wir bleiben ja tatsächlich hier, wenn uns etwas passiert.

Wellington fährt fort:

„Es kann natürlich sein, daß einer von Ihnen vorher, vor dieser Expedition, Vermögen hatte. Dann sieht das ganz anders aus. Aber ich glaube nicht, daß wir diese Motivationskette sinnvoll weiter verfolgen sollten. Ich kenne unsere Personalakten und die persönlichen Umstände von jedem einzelnen an Bord. – Ja, von mir selber auch! – Keiner von uns ist in der Vergangenheit durch besondere kriminelle Energie aufgefallen. Alle haben eine gesicherte, bürgerliche Existenz gehabt. – Korrigiere: Haben sie noch. Keiner hat Geldsorgen. Nach dieser Reise weniger denn je. Nein, an Geld glaube ich nicht. Insbesondere, weil der hypothetische Saboteur an Bord ja auch ums Leben käme, wenn er Erfolg hätte. Von materiellen Vorteilen wäre er also weit entfernt."

Er schweigt einen Moment. Dann fährt er fort, als ob er sich seiner Sache sicher wäre:

„Es scheint eine Art krankhafter Idealismus vorzuliegen, wenn jemand diese Expedition sogar um den Preis seiner eigenen Existenz sabotieren möchte."

Manipulation einer Versammlung, denke ich – noch ist dieser Schluß nicht zwingend.

„Also ein Verrückter?" meint Garner, der sich sonst selten zu Wort meldet.

„'Verrückt' ist ein sehr unscharfer Begriff." stellt Wellington fest, „Ich würde dieses Wort nicht so gerne benutzen."

„Tja." sagt Kufferath. Alle sehen ihn an – es ist offensichtlich, daß er etwas sagen will.

„Was wollen sie sagen?" fragt Wellington ermutigend.

„Da gibt es so komische Vorbehalte. In der Literatur. Daß es nicht gut wäre, wenn wir die Welthöhle erreichen. Oder irgend jemand sonst."

Wieder allgemeines Schweigen. Reden die von mir? Sieht so aus, weil mich niemand ansieht. Ich habe allerdings in der Tat solche Überlegungen in den 'Granitbeißerinnen' niedergeschrieben. Vielleicht ist es gut, wenn ich in die Offensive gehe:

„Allerdings. Genau das habe ich geschrieben. Und das ist auch jetzt noch meine Meinung. Aber, und ich bitte alle, zuzuhören: Mein Idealismus, ob krankhaft oder nicht, ist begrenzt. Bevor es an meine Bequemlichkeit geht,

oder bevor ich mich gar selbst in Gefahr begebe, lasse ich geschehen, was ich nicht für gut halte. Ob es nun die Kolonisation der Welthöhle ist, oder ob jemand massenhaft kleine Babies schlachtet – ich lasse es geschehen. – Deutlich genug?“

„Sagen Sie.“ stellt Kufferath fest.

„Sage ich. So ist es. Wollen wir doch einmal logisch denken, Herr Kollege, ja? Wenn ich die Welthöhle um jeden Preis hätte vor der Entdeckung schützen wollen, dann hätte ich dieses Buch ja gar nicht geschrieben – insbesondere, weil die Einnahmen daraus bis jetzt nicht so besonders überwältigend waren, und daß es zu dieser Expedition kommen würde, konnte ich nicht wissen. Es wäre doch ganz einfach gewesen, den Mund zu halten. Oder?“

Ich sehe von einem zum anderen. Habe ich überzeugt?

Edwin springt für mich ein: „Nein. Nein, der Herwig macht das nicht. Der ist Idealist und Zyniker zugleich. Aber in seinem Kopf sind so viele Dinge, daß da gar nicht Platz für eine einzige Ansicht ist. Und nicht für deren fanatische Verfolgung. – Ne, der ist das nicht. Wir kennen ihn schon so lange.“

Carola nickt: „Herwig hat schon längst resigniert. Der tut nichts mehr für die Welt. Nicht die große, überragende, gute Tat, und nicht die abgrundtiefe schlechte. – Wenns nur ums Hacken geht, da könnte ich ihn im Verdacht haben. Aber er will leben, und das möglichst ohne Anstrengung. – Ihr habt doch alle in Erinnerung, was in München, während unserer Ausbildung, seine Hauptsorge war: Daß auf dem Boot ja Einzelkabinen gebaut werden. Und die haben wir ja auch bekommen. – Damit ist er der ausgeglichenste Mensch der Welt.“

„Danke.“ sage ich. Schön, wenn man Freunde hat.

„Ist er das?“ fragt Kufferath, „Seine Frau ist doch umgekommen!“

„Muß er sich deshalb an der ganzen Welt rächen wollen?“

„Ist egal, aber er soll sich nicht an uns rächen!“

„Fragen wir ihn selber!“

Alle sehen mich an.

„Es geht eigentlich niemanden etwas an, aber, na gut: Wenn ich denjenigen zu fassen kriege, der Irene auf dem Gewissen hat, dann drehe ich ihm den Hals um. Wörtlich. Aber nur dem und niemandem sonst."

„Nana," sagt Cohäuszchen, „das ist auch nicht gerade das rechtsstaatliche Verfahren."

„Ich drehe ihm den Hals rechts herum um. Einverstanden?"

„So kommen wir nicht weiter," unterbricht Wellington uns, „Mir scheinen die Motive nicht ausreichend. Vor allem, weil wir noch jemanden in unserer Mitte haben, der Grund hätte, sich an unserer Zivilisation zu rächen, weil sie seine ganze Familie ausgelöscht hat. Nicht nur seine Frau, sondern auch seine Kinder."

Alle wissen, daß Solzbach gemeint ist. Dieser äußert sich aber nicht dazu. Und Kufferath sagt auch nichts mehr. Blicke wandern von der Vorfallliste auf dem großen Bildschirm zu mir, zu Solzbach, zu Kufferath, zu Carola und Edwin und wieder zu mir und zu der Liste. Jeder überlegt sich: Wer könnte was getan haben? Jedenfalls glaube ich, daß sich jeder das überlegt.

Und jeder überlegt sich, was sich jeder andere überlegt, und wer wen in Verdacht haben könnte. Jeder legt sich seinen persönlichen Hauptverdächtigen fest. Ob das unserem Betriebsklima bekommt?

„Aber es stehen nicht alle vollständig hinter der Zielsetzung unserer Expedition." fängt Kufferath wieder an. Was will er eigentlich beweisen?

„Wer steht denn vollständig dahinter?" fährt Carola ihn an, „Die meisten interessiert doch im wesentlichen das Gehalt. Dann kommen wissenschaftliche Lorbeeren, vielleicht ein Platz in den Geschichtsbüchern. Aber schon die Hoffnung darauf können die meisten von uns sich abschminken. Oder kennt jemand einzelne Namen aus der Mannschaftsliste von Kolumbus oder Cook? – Na, seht ihr."

„Nein," meldet sich Edwin jetzt wieder zu Wort, „wenn jemand unter uns fanatisch etwas verfolgt, dann ist uns dieser spezielle Fanatismus noch nicht aufgefallen. Derjenige hält über diesen Punkt sorgfältig den Mund. Jemand von uns gibt vor, ganz anders zu denken als er es tatsächlich tut. Das ist es. Wenn wir tatsächlich an einen Verrückten denken. – Herwig ist nur ganz normal verrückt."

Ob sie jetzt überzeugt sind? Ich weiß es nicht. Grund, mich zu fürchten, hätten sie. Nach meinen eigenen Beschreibungen in den 'Granitbeißerinnen' habe ich dort viele Menschen umgebracht, und nicht alle mit den lautersten Motiven. Ich bin also dazu in der Lage. Der einzige, von dem man das hier sagen kann. Es ist wenigstens diskutierbar, ob der bloße Aufenthalt in der Welthöhle jemanden zwingt, sich den dortigen gewaltsamen Umgangston unbedingt zu eigen zu machen.

Irene, zum Beispiel, hat dort nicht töten müssen. Die ganze Zeit in der Welthöhle nicht. Soweit ich weiß. Also ist es auch möglich, den Aufenthalt in der Welthöhle zu erleben, ohne zum Gewalttäter und zum Mörder zu werden.

Immerhin: Carola und Edwin haben jetzt für mich faktisch Ehrenerklärungen abgegeben. Das muß ich ihnen hoch anrechnen.

Aber die Vorführung ist noch nicht zu Ende. „Ich muß Herrn Kufferath zustimmen." läßt Seltsam sich vernehmen, „Herr Homberg nimmt die Sache nicht ernst. Überhaupt nicht. Nachdem, was passiert ist, da, gleich am Anfang!"

„Sexualneid!" ranzt Dr. Reinhardt dazwischen, und „Treffer! Gesunken!" sagt Cohäuszchen darauf. Seltsam schnappt nach Luft und weiß nicht, ob er Reinhardt oder mich mehr angiften soll. Aus dem Hintergrund höre ich dann ganz leise den Satz: „Vielleicht läßt die Yay ihn mal – dann ist er endlich zufrieden!" Alle können diesen Satz hören, weil er wieder in eine dieser spontanen akustischen Pausen gefallen ist, aber wegen seiner geringen Lautstärke ist er gewissermaßen nicht offiziell ausgesprochen worden. Seltsam wird rot, Natalie schürzt die Lippen, sagt aber nichts, und Kufferath überlegt sich, ob ihm mehr zugestimmt oder widersprochen wurde. Es ist ein bißchen kompliziert.

Das findet Wellington auch: „Wollen wir uns vielleicht für die Zukunft auf Fakten beschränken?"

Das gelingt im weiterem Diskussionsverlauf tatsächlich. Der Konsensus, der erreicht wird, ist der, daß es tatsächlich einen selbstmörderishen Saboteur unter uns geben muß, daß es aber praktisch nicht die geringsten Hinweise darauf gibt, wer das sein könnte. Selbst der Verdächtigste unter uns

– und das ist für jeden ein anderer – ist immer noch praktisch unverdächtig. Wer immer es ist, er – oder sie – tarnt und verstellt sich hervorragend.

Daraus müssen Konsequenzen gezogen werden. Insbesondere muß verhindert werden, daß in Zukunft ein einziger das Schiff in seine Macht bekommt. Das ist aber praktisch jede Nacht der Fall, wenigstens während der Hundswache. Aber die Wachen doppelt zu besetzen, dagegen äußert sich allgemeiner Widerspruch.

„Brauchen wir auch nicht," sagt Wellington, „wir führen den Großen Bruder ein."

„Wen?" fragt Kufferath. Damit erfahren wir, daß es Leute gibt, die Orwell nicht gelesen haben.

„Wir haben ja Kameras in jedem Raum des Bootes. Bisher bestand nur kein Grund, diese auch zu benutzen. Dieses werden wir von jetzt an tun. Zentrale, Reaktorraum, Kantine, sowie sie wieder frei ist, einfach alle allgemein zugänglichen Räume. Alle Aufnahmen werden aufgezeichnet, und jeder kann sich von jeder Konsole in jede Aufnahme live einschalten, zu jeder Zeit. So weiß der Wachhabende nie, ob er nicht gerade von jemandem, der nicht schlafen kann, beobachtet wird."

Kein sehr schönes Konzept, aber vielleicht unvermeidlich. Über die dadurch zusätzlich anfallenden Datenmengen mache ich mir weniger Sorgen – erstens haben die Computer der CHARMION genug Platz, die Bilder aller Videokameras an Bord für sehr lange Zeit aufzuzeichnen, und zweitens gibt es Bildkompressionsalgorithmen, die gerade bei Aufnahmen aus Räumen, in denen sich niemand aufhält, sehr wirksam sind – wenn ein Bild dem vorherigen genau gleicht, dann braucht ja nur diese Information gespeichert zu werden und nicht alle Pixel noch einmal.

Auch in der bisherigen Zeit sind schon viele derartige Innenaufnahmen gespeichert worden, wenn auch nicht umfassend für Raum und jeden Zeitpunkt. Vielleicht würde man etwas finden, wenn man diese durchgeht. Aber wer soll die Zeit aufbringen, das zu tun? Und wie verhindert man, daß gerade der Täter seine eigenen Tätigkeiten zu sehen bekommt? Oder diese Aufzeichnungen schon längst gelöscht oder sonstwie manipuliert hat?

„Hat jemand gegen dieses Vorgehen Einwände?“ fragt Wellington. Das ist natürlich nicht der Fall, weil man sich erstens sonst gleich verdächtig machen würde, und weil zweitens das vorgeschlagene Verfahren nicht gleich Arbeit bedeutet.

„Dann wäre vielleicht ein Tastaturaudit für jede Tastatur an Bord sinnvoll.“

Carola widerspricht dem: „Ne. Unser unheimlicher Freund hat die Supersuperuser-Berechtigung. Als einziger. Der kann jeden solcher Audits für sich selbst manipulieren.“

„Das ist mit den Bilddaten auch möglich!“ sagt Wellington.

„Aber schwerer. Wenn Sie von ihrer Kabine aus den Wachhabenden nirgends finden, dann wissen Sie ja, daß gerade manipuliert wird.“

„Nicht, wenn mir eine ältere Aufnahme für die aktuelle eingespielt wird. Das würde ich nicht unbedingt merken, und jemand anderes auch nicht.“

Darauf weiß keiner so recht eine Antwort. Es stimmt: Mit etwas Geschick und mit der Supersuperuser-Berechtigung kann man jedes Überwachungssystem ausschalten.

„Also doch Doppelwache?“ schlägt Wellington vor. Die Begeisterung hält sich in engen Grenzen.

„Lieber nicht. Da lieber die Videoüberwachung.“ Natalie hat sich damit zu Wort gemeldet und stellvertretend für alle ihre Abneigung gegen die doppelte Anzahl zu absolvierender Nachtwachen zu Buche gegeben. Gerade ihr wird niemand eine andere Motivation als gesunde Trägheit unterstellen. Denke ich.

Es wird so beschlossen. Videoüberwachung, und die Möglichkeit spontaner Überwachung von jedem durch jeden.

„Niemand ist davon ausgenommen!“ sagt Wellington, „Wenn Sie mich in der Zentrale zu unüblicher Zeit sehen, dann fragen Sie mich, was ich da mache. Und ich frage Sie. Und wer nicht fragt, wird gemeldet. Jeder, unabhängig von der Stellung an Bord.“

Ob das funktioniert, frage ich mich. Jeder hat Hemmungen, einen Vorgesetzten einfach so zu befragen, und das mit dem Anspruch auf Auskunft. Wie war das noch beim Militär, beim Wacheschieben? Hatten wir da nicht, zum Beispiel, auf der Sylvesterwache, den Befehl gehabt, gegebe-

nenfalls sogar einen betrunkenen Oberst aus dem Auto zu fischen, wenn dieser sich als uneinsichtig erweisen sollte? Und ist das jemals vorgekommen?

Außerdem dürfte man mit Opposition zu rechnen haben, wenn man wirklich jemanden bei aktiver Sabotage erwischt, und dieser jemand hat gerade dann dafür gesorgt, daß die lokalen Kameras blind sind. Aber was sollen wir denn sonst machen?

„Ja," greift Amerlingen diese Vorschläge auf, „und seien Sie phantasiereich. Jeder von Ihnen. Beispiel: Wenn Sie aus heiterem Himmel das Bedürfnis haben, nächtens dem Wachhabenden einen Besuch abzustatten, um zu sehen, was er macht, sorgen Sie dafür, daß eine Botschaft hinterlassen wird, die man mit Sicherheit finden wird. Schicken Sie Mail an jemanden anderes – es hat ja jeder seine eigene Kennung auf dem Rechner – oder sagen Sie einem anderen, der auch nicht schlafen kann, Bescheid. Seien Sie unberechenbar in dem, was Sie tun werden. Der große Unbekannte ist es ja auch."

Es wird noch länger darüber diskutiert. Eine Patentlösung fällt niemandem ein. Als die Diskussion sich für jedermann sichtbar im Kreise zu bewegen beginnt, setzt Wellington rigoros das nächste Thema an: was tun wir, nachdem unser Navigationssystem uns jetzt und in Zukunft nicht mehr sagen kann, wo wir sind?

„Also ganz so schlimm ist es nicht," erläutert Amerlingen uns die navigatorische Lage, „etwa in dem Sinne, daß das Navigationssystem für uns nutzlos wäre. Wir werden in Zukunft nicht mehr auf den Meter genau wissen, wo wir sind. Aber wir haben Kreisel- und Magnetkompaß an Bord, und mit diesen beiden allein kriegen wir unseren jetzigen Standort auf einige Seemeilen genau heraus. Unsere räumliche Ausrichtung können wir sogar mit maximaler Genauigkeit feststellen. Die Tiefe sagt uns der Außendruck. Sie sehen, daß das viel ist, verglichen mit den Möglichkeiten der Seefahrer vergangener Epochen. Auch die Fortrechnung unserer Position wird wieder genau sein – wenn auch die Anfangsdaten ungenau sind und diese Ungenauigkeit sich fortpflanzen wird."

„Dann haben wir ja eigentlich überhaupt kein Navigationsproblem?" stellt Cohäuszchen fest.

„Das haben wir, wenn wir hier, auf diesem Wege, die Welthöhle wieder verlassen wollen. Wir müssen probieren, wo wir entlangfahren, genau wie auf dem Herweg.“

‘Die Welthöhle verlassen’, denke ich – noch sind wir nicht dort angekommen. Aber es stimmt – unser weiteres Vorgehen ist nicht allzusehr behindert.

Bleibt also das wirkliche Hauptproblem, das Boot wieder flott zu kriegen. Bis das Wasser raus und das Boot wieder sauber ist, ist nur eine Frage der Zeit. Aber was machen wir mit der Einklemmung durch die Felsen?

„Darüber habe ich mir auch schon meine Gedanken gemacht.“ meint Amerlingen, „Patentlösungen habe ich natürlich nicht. Aber wir müssen wenigstens etwas mehr wissen. Das, was uns die Außenkameras zeigen, reicht nicht. Wir schleusen eine Sonde aus. Vielleicht fällt uns dann etwas ein.“

Die Reaktion ist nicht überwältigend, weil natürlich jeder weiß, daß auch durch erweiterte Außenaufnahmen nicht unbedingt zu erwarten ist, daß sich eine Lösung des Problemes anbietet. Aber es ist natürlich besser als Nichtstun. Und besser, als ständig darüber zu spekulieren, wer der böse Unbekannte sein könnte.

„Die Ausschleusung über das Bilgenrohr ist schon längst wieder möglich,“ fährt Amerlingen fort, „Wir können das sofort in die Wege leiten.“

Der Tagesordnungspunkt ist also rasch erledigt, und da sonst kaum etwas anliegt, kann die Ausschleusung der Kamerasonde unverzüglich unternommen werden.

Es ist fast 15 Uhr, als die Versammlung zu Ende geht, ohne daß noch einmal jemand mir oder jemandem anderem so deutlich Mißtrauen ausspricht, wie Kufferath es getan hat. Die Auschleusung des Kameraträgers wird von allen mehr oder weniger mit Spannung erwartet – vielleicht gibt es tatsächlich neue Gesichtspunkte.

Kaum eine halbe Stunde später sitzen wir wieder an unserem Arbeitsplatz im vorderen Oberdeck. Wenn die Schräglage des Bootes nicht wäre, dann wäre alles wieder ganz normal – alle technischen Einrichtungen, die schon länger wieder aus dem Wasser heraus sind, sind so sauber wie neu.

Jeder kann auf seinem Bildschirm verfolgen, was die Kameras der Drohne sehen, und jeder tut es.

Die immer gleichen Außenbilder kennen wir ja schon. Die benachbarten Felsen sind hell erleuchtet, zu den ferneren Höhlenwänden dringt das Licht teilweise nur noch auf indirektem Wege. Wenn das Wasser nicht so klar wäre, dann könnte man diese Höhlenwände überhaupt nicht mehr sehen.

Den Kameraträger auszuschleusen ist mehr oder weniger eine Routineangelegenheit. Wir müssen nur eine Viertelstunde warten, bis wir die übertragenen Bilder vom Moment der Ausschleusung an zu sehen bekommen. Das Boot ist zwar eingeklemmt, aber direkt unter dem Boot, und speziell unter der Bilgen-Schleuse, ist viel Platz. Sonst wäre das ganze Manöver selbstverständlich unmöglich.

So bekommen wir das erste Mal auf dieser Reise Gelegenheit, unser Boot unter Wasser von außen zu sehen.

Es ist natürlich eine Sache der Kameraführung, um überhaupt ein gescheites Bild zu erhalten, denn wenn die Dronenkameras auf das Boot gerichtet werden, dann hat man auch immer die Scheinwerfer der CHARMION im Bild. Und so etwas gibt immer Überstrahlungseffekte, egal, wie gut die Kameras sind.

Wir hören die Unterhaltung in der Zentrale über das lautgeschaltete Interkom mit, und so wissen wir, daß Amerlingen die Drone steuert. Er macht das recht geschickt, und wo immer er die direkte Blendung durch die Außenscheinwerfer der CHARMION vermeiden kann, ist das Bild so deutlich, als ob man selbst draußen stände – eine merkwürdige Vorstellung, unter diesem Wasserdruck: Die Umwelt da draußen ist, zumindest für den Menschen, so lebensfeindlich wie die Mondoberfläche.

Zunächst wird der untere Teil des Rumpfes aus der Nähe inspiziert. Wir sehen das gleichmäßig graue Metall, das so aussieht, als habe das Boot soeben die Werft verlassen. Keine Spur von Kratzern, kein Bewuchs. Die paar Stunden im Minch haben keine Spuren hinterlassen, und hier unten gibt es keine Muscheln, die sich entscheiden könnten, sich auf der Außenhaut der CHARMION niederzulassen.

Der äußere Druckkörper zeigt sich unbeschädigt, soweit man das mit den Kameras überhaupt feststellen kann. Erst, als es Amerlingen gelingt, die seitlichen Kollisionsschienen aus der Nähe zu zeigen, können wir, jedenfalls an den Stellen, wo diese nicht auf den umliegenden Felsen aufliegen, Kratzer erkennen. Verbiegungen und echte Beschädigungen gibt es nicht.

Von außen ist das Boot in einem beruhigend guten Zustand. Ich muß daran denken, wie trügerisch dieses Bild ist – wenn es uns nicht gelungen wäre, den Wassereinbruch zu stoppen, dann sähe das Boot von außen ja ganz genauso aus. Und drinnen wäre kein Leben mehr.

Die Drone entfernt sich vom Boot. In dem Maße, wie sie sich damit auch von den starken Außenscheinwerfern der CHARMION entfernt, gewinnt ihr eigener, viel schwächerer Scheinwerfer Einfluß auf das Bild.

Wir hören, daß Wellington damit nicht einverstanden ist. Er will zunächst das Boot an allen von außen einsehbaren Stellen betrachten, so langweilig das auch sein mag. Er hat ja recht – er muß wissen, wie das Boot von außen aussieht, wenn wir schon mal die Gelegenheit dazu haben.

Es dauert etwas mehr als eine Stunde, bis er zufrieden ist. Eine Stunde, in der die Drone auch in enge Winkel unter und neben dem Boot manövriert wird. Dann endlich fängt Amerlingen an, sie in immer weiteren Schleifen um das Boot zu steuern. So bekommen wir es auch erstmalig in seiner ganzen Größe zu Gesicht. Der verrückte Winkel, in dem es eingeklemmt ist, läßt es unglaubhaft erscheinen, daß es darinnen noch Menschen gibt, die einer gezielten Arbeit nachgehen. Dabei brauchen wir uns doch nur umzusehen und an unsere schmerzende Rückenmuskulatur zu denken – die Schieflage des Bootes kann man deutlich genug wahrnehmen. Und trotzdem herrscht die Atmosphäre eines Routinearbeitstages.

Ein bißchen erinnert mich dieses Bild an ein ganz frühes Erlebnis aus meiner Kindheit:

Ich war vielleicht noch keine zehn Jahre alt. Eine Wanderung mit meinen Eltern, am westlichen Harzrand, zwischen Herzberg und Osterode. Da war ein Gasthaus – wie hieß es nur? Papenhöhe? Aschenhütte? Egal. Ich weiß es nicht mehr.

Wir kehrten ein. Die hatten einen Fernseher. In den Fünfziger Jahren noch lange keine Selbstverständlichkeit, und schon das allein war aufregend genug. Es lief gerade ein unheimlicher Film, unheimlich für meine damaligen Maßstäbe, die noch nicht abgebrüht waren.

Da war eine gigantische Grotte. Darinnen ein U-Boot, ich glaube, es war geformt wie dieses. Männer gingen an Bord, drinnen der Kapitän, todkrank oder so ähnlich. Es wurde klar, daß er das Boot mit sich hier versenken würde, daß es seinen letzten Hafen erreicht hatte. Die Männer gingen wieder von Bord, und eine der letzten Einstellungen, die ich kleiner Junge atemlos verfolgte, war, wie das Boot sank. Ein Licht – Fenster oder Positionslampe? – war noch lange Zeit zu sehen, als das Boot auf dem Grunde der Grotte zu liegen kam. Dann verlosch es.

Jahre später erst erfuhr ich, daß es sich wohl um eine frühe Verfilmung von Jules Vernes ‘20.000 Meilen unter dem Meer’ gehandelt haben muß. Aber ich habe nie herausbekommen, um welche konkrete Verfilmung es sich gehandelt hatte.

Nur das Bild des – alten? – Mannes, der am Ende seines Weges angekommen war und der sich nun in dieses technologische und unerreichbare Grab zurückzog, das blieb irgendwie in meinem Gedächtnis haften. Sein Ende inmitten der eigenen Welt, die man sich im Laufe des Lebens geschaffen hatte, zu finden, das erschien mir, wenn man schon mal da angekommen war, erstrebenswert. Ist es vielleicht auch – erstrebenswerter als das Ende auf einer Intensivstation einer Klinik, wie es die meisten Menschen heute haben, fern von ihrem gewohnten Umfeld.

Daran denke ich, als ich unser Boot aus immer größerem Abstand zu sehen bekomme. Immer häufiger führt Amerlingen es hinter Felsen vorbei, so daß wir es einen Moment lang nicht sehen können.

Fahlenbeek übernimmt, weil man sich doch wohl sehr konzentrieren muß, um die Drohne länger zu führen. Er steuert die Drone in die Höhe, um einen besseren Überblick zu gewinnen.

Die Felsen um das Boot herum dürften größenordnungsmäßig ähnliche Massen aufweisen wie unser Boot. Da es sich aber um Felsen auf dem Grund der Höhle handelt, denen keine gleichartige Formation an der Höhlendecke gegenübersteht, liegt die Vermutung nahe, daß es sich nicht um gewachsenen Fels handelt, sondern um wenn auch schwere, aber trotzdem lose Felsbrocken.

Amurdarjew redet mit der Zentrale. Wir hören, daß er der Meinung ist, daß diese Felsen nicht hier entstanden sind, weil man sonst herausfinden könnte, wo welcher Fels aus der Höhlendecke herausgebrochen ist. Es sind Felsen aus der Höhlendecke herausgebrochen, aber nicht diese. Vor langer Zeit müssen diese Felsen bewegt worden sein.

Ich bin sicher, daß das kein Wasserstrom war. Der hätte immens stark sein müssen. Oder? Amurdarjew äußert sich dazu nicht. Man sollte vielleicht nicht voreilig urteilen, welche physikalische Bedingungen hier einmal geherrscht haben könnten, und welche nicht.

„Okay," höre ich Wellington's Stimme, „jetzt die direkt anliegenden Felsen von der anderen Seite."

Carola, die nicht weit von mir sitzt, beugt sich zu mir rüber: „Wenn du unser großer Unbekannte wärest, was würdest du jetzt tun?" flüstert sie, so daß niemand sonst es hören kann.

„Mit dem Kameraträger da draußen?"

„Ja."

„Nun – wenn ich direkt darauf Einfluß hätte – einfach abschalten. Dann ist er unerreichbar. Oder das Boot rammen."

„Könnte das das Boot zerstören?"

„Wahrscheinlich nicht. Das Ding ist nicht sehr schnell."

„Hschscht!" zischt Pater Palmer, der abwärts von uns sitzt, herüber. Er möchte dem Dialog zwischen Wellington und Amurdarjew folgen.

„Ich bin aber nicht der große Unbekannte!" kann ich noch gerade zurückflüstern, mit einem entschuldigenden – wie ich glaube – Blick in Palmer's Richtung. Dabei sehe ich, wie Natalie mich mißbilligend mustert. Ihr paßt es nicht, daß Carola und ich die Köpfe zusammenstecken. Kleinlich.

Minuten später starren wir wieder alle gebannt auf die Bildschirme. Die Drone ist in den Schatten eines der größten Felsen, die das Boot einklemmen, eingetreten. Hier wird sie von den Scheinwerfern der CHARMION nicht geblendet. Wir sehen übereinandergetürmtes Geröll – tonnenschwere Blöcke, aber die Größen sind schwer abzuschätzen, weil es keinen Vergleichsmaßstab gibt.

„Können Sie die Kamera noch näher zum Fuße des großen Felsens steuern?“ fragt Amurdarjew, „Ich glaube, der ruht nur auf einer sehr kleinen Grundfläche!“ Amerlingen stimmt über Interkom zu. Außerdem erwähnt er, daß er sich von Fahlenbeek bei der Steuerung der Drone hat ablösen lassen.

„Wäre zu schön, um wahr zu sein!“ flüstere ich Carola zu. Das ist wahrscheinlich nicht richtig, weil auch ein auf einer kleinen Grundfläche ruhender Felsen kaum zu kippen ist, wenn er nur schwer genug ist. Und diese Felsen sind schwer.

Unübersichtliches Geröll driftet durch das Bild, gerade eben die Kollision mit der Kamera vermeidend. Und dann schnappen mehrere von uns nach Luft.

„Das glaube ich einfach nicht!“ hören wir Amerlingen’s Stimme. Die Drone wird zum Stillstand gebracht.

Es dauert einen Moment, bis man erkennt, was man nur zu klar vor Augen hat, aber überhaupt nicht erwartet. Jedenfalls nicht hier.

Da sind, teilweise von mächtigen Geröllbrocken zerdrückt, roh behauene Steinbänke. Ohne Lehne, einfach lange, quaderförmige Felsplatten auf jeweils zwei gedrungenen, ebenfalls quaderförmigen Felsfüßen. Diese Steinbänke bilden einen Kreis, oder besser, ein wenn auch nicht allzu regelmäßiges Vieleck. Vielleicht ein Drittel des Umfanges dieses Steinbankkreises sieht man nicht, weil Felsbrocken drauf liegen, bei einem weiteren Drittel sind die Steinbänke schwer beschädigt, das restliche Drittel ist praktisch unbeschädigt.

Wenn man für die Steinbänke für Menschen geeignete Dimensionen unterstellt, dann muß dieser Kreis einen Durchmesser von sechs bis sieben Metern haben. Der Boden in diesem Kreis ist, soweit kein Geröll drauf liegt, gerade so eben, daß man eine künstliche Bearbeitung desselben vermuten könnte.

Der Kreis grenzt an den mächtigen Felsen, der unser Boot von einer Seite einklemmt. Dort ist der Ring der Steinbänke durchbrochen, so daß in der Peripherie des Ringes, auf dem Platz, den sonst eine der Bänke einnehmen würde, eine große, vielleicht vier bis fünf Meter hohe und zwei Meter breite Felsplatte steht. Deren Dicke scheint etwa 30 Zentimeter zu sein, eher mehr. Auf dieser Steinplatte sind undeutlich eingehauene Zeichnungen zu erkennen. Diese erinnern entfernt an primitive Darstellungen der Sonne, aber es sind auch andere Gravuren zu sehen, die sich überhaupt nicht interpretieren lassen.

„Ich glaube, der Abend wird noch aufregend!“ läßt Dr. Reinhardt sich vernehmen.

„Wieso? Was ist an archäologischen Artefakten so aufregend?“ Das war Seltsam. Da wohl auch er diesen Anblick aufregend finden dürfte, ist das wohl nur eine Spitze gegen Reinhardt.

Natürlich ist es aufregend. Dieser Felsanordnung kann beim besten Willen eine künstliche Entstehung nicht abgesprochen werden.

„Also war hier nicht immer Wasser!“ stellt Natalie fest. Naja nun – erstens drängt sich dieser Schluß jedem auf, und zweitens ist er aber, strenggenommen, nicht ganz zwingend.

Natürlich fallen sofort die Erbauer der Toten Städte ein – mir jedenfalls – und von denen wissen wir zwar überhaupt nichts, aber daß sie Unterwasserlebewesen waren, dürfte unwahrscheinlich sein.

„Amurdarjew! Wie alt ist das?“ läßt Wellington sich vernehmen. Das wird Amurdarjew auch nicht genauer sagen können als wir. Man müßte diese Felsbänke und den Stein mit dem Sonnenbild genau untersuchen. Am besten, an Bord nehmen. Dazu haben wir aber nicht die Möglichkeit.

Bevor Amurdarjew antwortet, läßt Gabi sich vernehmen:

„Dieser Stein da – der sieht doch aus, als ob er den großen Felsen stützt!“

Alle denken das gleiche – unterstelle ich: Wenn diese Felsplatte den großen Felsen stützen sollte, dann könnte es sein, daß letzterer hier herüber kippen würde, wenn man diese Stütze entfernte.

Das ist aber der Felsen, der den größten Teil der Klammerkräfte aufbringt, die unser Boot festhalten!

„Daum! Können wir eine Streßanalyse von dem Ding machen?“ fragt Wellington. Amurdarjew kommt nicht mehr dazu, eine zweifelhafte Hypothese über das Alter der Bänke aufzustellen. Niemand interessiert sich noch dafür. Edwin schrickt auf:

„Unsere Bordecholots und Radars sehen die andere Seite dieses Felsens nicht so richtig. Ich weiß nicht, ob wir von den Bildübertragungen der Drone bessere Daten gewinnen können. – Das Streßanalyseprogramm kann es sicher!“

„Hängen Sie sich rein! Lassen Sie sich helfen, wo es nötig ist!“

Edwin wendet sich zu Carola und mir. Da er mehr zur Schiffsmitte hin sitzt, sieht er auf uns herab:

„Machen wir eine Aufintergration, wie damals, in dieser einsturzgefährdeten Stelle, ja?“

‘Damals’, denke ich. Ist doch erst fünf Tage her, oder?

„Vielleicht schaffen wir es damit ohne die Daten der Drone!“ murmelt Edwin, als er beginnt, auf seiner Tastatur herumzuhacken.

Ich bin skeptisch. So auf die Schnelle die Daten der Drone zu integrieren, die bisher ja nur aus dem übertragenen Bildern bestehen, dürfte schwer sein. Das Streßanalyseprogramm ist dafür nicht vorbereitet. Es kann Daten von Echolot und Radar verwenden, und beim Schiff selbst sind es zahlreiche Sensoren, die die mechanischen Kraftflüsse überall im Boot messen. Das ist Routine. Aber Bilder, die exakte geometrische Informationen zu liefern prinzipiell in der Lage sind – schließlich kann die Drone sich ja bewegen, und aus aus verschiedenen Blickwinkeln aufgenommenen Bildern kann man ja im Prinzip eine vermessbare, stereoskopische Aufnahme herstellen – kann das Programm nicht auswerten. Und wenn es das doch kann, dann haben wir noch nicht rausgekriegt, wie.

Daß Echolot und Radar durch das umliegende Schwergeröll hindurch zu einer exakten, geometrischen Vermessung der näheren Umgebung gelangen könnten will ich aber auch nicht so recht glauben, und Edwin hat da ja auch Zweifel geäußert.

„Ich glaube nicht, daß das Ding den Felsen irgendwie stützt." meint Reinhardt plötzlich.

„Und warum nicht?" frage ich.

„Wieso hätte irgend jemand eine Kultstätte oder so etwas ähnliches unter einem Felsen, der jederzeit umkippen kann, bauen sollen?"

„Vielleicht ist der große Felsen erst später dahin gerollt?" schlage ich vor.

„Und dann so, daß er gerade eben von dem Altarstein aufgehalten wird? Und trotzdem jetzt so fest liegt, daß er unser Boot festkrallt?"

„Warum denn nicht? Zufall! Kann doch sein! Der Zufall ist die wichtigste, wirklichkeitsformende Kraft im Universum, in der Evolution…"

Alfred Seltsam hat gesprochen, und diese Tatsache allein reicht aus, daß Reinhardt opponiert: „So, wie manche Karrieren nur aus Zufall aufgebaut sind? Oder zur einen Hälfte aus Zufall, und zur anderen Hälfte aus unwissenschaftlichen Spekulationen, die man irgendwelchen Bonzen in irgendwelchen Großfirmen als gesicherte Erkenntisse verkauft?"

„Nun lassen Sie ihn doch in Ruhe! Warum soll es denn kein Zufall gewesen sein? Jeder Stein, der rollt, bleibt irgendwie 'zufällig' liegen!"

Es paßt mir nicht, daß ausgerechnet Natalie Alfred Seltsam zur Hilfe kommt, und der dankbare Blick, mit dem er sie anlächelt, paßt mir schon gar nicht. „Wir wissen noch überhaupt nicht, ob sich der große Felsen jemals bewegt hat, und ob er durch den Altarstein tatsächlich gestützt wird!“ versuche ich, die Diskussion zu beenden, „Das war bis jetzt nur eine Vermutung von vielen! Das wollen wir doch erst rauskriegen!“

Gabi sieht mich böse an, weil ich ihre Hypothese quasi unter den Tisch kehre, und Amurdarjew mischt sich auch wieder ein:

„Er hat sich aber mal bewegt! Diese großen Felsen rundherum sind nicht von hier!“

„Ja, aber das kann doch vor Jahrmillionen gewesen sein, und diese Kultstätte ist doch höchstens einige Jahrtausende alt!“

„Woher wollen Sie denn das wissen? Sie haben doch selbst in Ihrem Buch darüber spekuliert, vor welch langen Zeiträumen es in der Welthöhle schon Intelligenz gegeben haben könnte!“

„Ja, habe ich, aber das beweist doch gar nichts! Spekulationen kann doch jeder anstellen, und alles, was ich dazu sagen würde…“

Carola dreht sich um, fast wütend: „Kann man sich hier nirgends vernünftig konzentrieren?“

Das reicht genau für 25 Sekunden Stillschweigen. Dann fängt Reinhardt mit nur wenig gedämpfter Stimme wieder an:

„Ich meine nur, wir sollten das Ding nicht kaputtmachen, solange wir nicht ganz sicher sind, ob es wirklich dazu beiträgt, das Boot einzuklemmen!“

„Soweit sind wir doch noch gar nicht!“ sagt Seltsam, „Wenn nur eine kleine Chance besteht, daß er dazu beiträgt, dann machen wir es kaputt!“

„Das entscheidet immer noch der Alte!“ sage ich, „Und wir wissen noch gar nicht, ob wir das überhaupt können. Wir haben doch kaum Möglichkeiten, außerhalb des Bootes irgend etwas zu tun. Es könnte zum Beispiel sein, daß…“

Carola dreht sich wieder zu uns um, und ihr Blick läßt mir keinen Zweifel darüber, daß wir gleich auch noch ein Bürgerkriegsproblem haben werden, wenn wir nicht den Mund halten. Die anderen scheinen das auch so zu sehen, denn es wird endlich still. Wellington muß die Auseinander-

setzung mitbekommen haben – er besteht im Moment nicht mehr darauf, daß Amurdarjew mit einer Vermutung über das Alter dieses Steines herausrückt. Vielleicht rechnet er im Moment nicht mit sachlichen Antworten. Außerdem bringt uns das Alter der Felsen rundherum ja nicht weiter.

Im Laufe der nächsten haben Stunde stellt sich heraus, daß der Bordrechner tatsächlich aus den verwirrenden Vielfachreflexionen etwas herausextrahieren kann. Edwin und Carola bekommen zunehmend klarere Modelle der umliegenden Felsen auf ihren Bildschirm. Und der vermuteten Kraftflußfelder.

„Ja," sagt Edwin schließlich als erster, „sieht so aus, als ob Kollegin Gohlmann recht haben könnte. Schaut einmal her!"

Wir schauen her.

„Die Geometrie des Felsens an unserer Nordseite steht ziemlich fest. Damit auch seine Masse. Und hier die Unterstützungsfläche. Seht ihr?"

Wir können zwar in dem komplizierten Vieldrahtmodell auf dem Bildschirm nicht allzuviel erkennen, aber Edwin scheint zu wissen, wovon er spricht.

„Darauf könnte der Felsen tatsächlich stabil stehen. Dazu kommt nun aber noch die Kraft, mit der er das Boot einklemmt. Und die können wir ja ganz genau messen. Diese Kraft wirkt auf den Felsen in dem Sinne, daß sie ihn in Richtung dieses Altarsteines zu kippen versucht. Diese Kraft vielleicht würde gerade eben dazu ausreichen. Aber die Meßunsicherheiten und die Ungewißheit über die tatsächliche Masse dieses Steines führen in diesem Falle dazu, daß man diese Frage nicht sicher beantworten kann."

Pause. „Wahrscheinlichkeiten?" frage ich.

„Hälfte-Hälfte." sagt Edwin. „Tut mir leid. Ist das genaueste, was ich zur Zeit sagen kann."

„Da liegen aber noch ein paar andere Felsen, die den großen da stützen – das ist der Altarstein nicht alleine!" Reinhardt deutet auf den Bildschirm, der noch immer die Bilder von der Drone zeigt. Fahlenbeek hat in der letzten Zeit die Felsen von allen Seiten aufgenommen. Bald werden wir die Drone wieder einschleusen müssen, wenn ihre Batterien schwach werden.

„Herr Daum," meldet sich Wellington, „können Sie aus dem elektronischen Modell, das Sie jetzt haben, ein perspektivisches Modell machen? Eines oder mehrere, aus verschiedenen Blickwinkeln?"

„Leicht!" sagt Edwin, „Wie hätten Sie's denn gerne? Oberfläche, meine ich? Mahagoni, Teak, Holz oder Edelstahl blank?"

„Felsen, alt." sagt Wellington, „So realistisch wie möglich!"

Ich ärgere mich, daß ich nicht selber auf die Idee gekommen bin. Die einfachste Methode. Edwin wird Bilder erzeugen, die zeigen, wie sein gemessener und errechneter Felsen in Wirklichkeit aussehen würde. Die vergleichen wir mit den Aufnahmen der Drone. Das kann man sogar sehr effektiv machen, indem man mit dem einen Auge das errechnete, mit dem anderen das photographierte Bild ansieht. Dann fallen einem die kleinsten Unterschiede auf. Deshalb will Wellington bei dem errechneten Bildern auch eine möglichst felsenähnliche Oberfläche haben.

Vielleicht kann man so die Geometrie des Felsens präzisieren, und wir kriegen genauer raus, was wir machen müssen.

Wieder in einem waagerechten Bett schlafen, denke ich. Soweit ist es natürlich noch lange nicht – selbst, wenn wir das Boot in dieser Sekunde aus der Umklammerung befreien könnten, dürften wir das nicht so einfach tun. Noch ist es schwer vom eingedrungenen Wasser, und es würde hart auf den Grund fallen. Das müssen wir vermeiden, wenn das möglich ist.

Irgendwie beschleicht mich ein ungutes Gefühl: Jetzt, wo es begründete Aussichten gibt, daß wir uns aus unserer Lage befreien können, wäre es für den großen Unbekannten wieder ein geeigneter Zeitpunkt, sich etwas für unsere Unterhaltung auszudenken. Wird er jetzt wieder zuschlagen?

Daß man ihm so gar keine Motive unterstellen kann, beunruhigt mich. Denn dann wäre es möglich, seine Schritte vorauszuahnen.

Aber dann wüßten wir ja auch, wer es ist.

Augenrollen

Eigentlich ist es schade, daß wir soviel intellektuellen Aufwand darauf verschwenden müssen, hier rauszukommen. Die Frage, wieso sich gerade hier diese Kultstätte befindet, bekommt unsere Aufmerksamkeit nur in so weit, wie das für unser Überleben von Interesse ist. Ich wette, wenn sich später einmal jemand die Aufzeichnungen der CHARMION ansehen sollte, dann wird es Vorwürfe geben: 'Wieso habt ihr nicht noch das und das und das untersucht? Das lag doch nahe! Das wäre doch ganz einfach gewesen! Das hätte man doch nebenbei noch ganz schnell machen können!'

Vielleicht kommen wir aber doch noch dazu, weil wir ja konkret nichts unternehmen können, bis das Boot vollständig gelenzt ist. Und das sind noch einmal 80 bis 100 Stunden, von jetzt an. Genau kann man das nicht sagen, weil man ja nie genau weiß, wieviel Wasser man für die Reinigungsarbeiten noch brauchen wird.

Und weil wir noch soviel Zeit haben, stürzen wir uns am nächsten Tag, dem 22. Januar, alle darauf, das numerische Modell der einklammernden Felsen zu präzisieren. Längst ist die Drone wieder an Bord genommen und zwei andere sind ausgeschleust worden. Wir nehmen uns die Zeit, das numerische Felsenmodell durch stereoskopische Vergleiche zu korrigieren.

Es wird zwar auch erwogen, durch sehr kleine seismische Explosionen außerhalb des Bootes weitere Daten zu erhalten, aber wegen der komplizierten Geometrie im Geröllfeld ist das nicht unbedingt zuverlässiger als das, was wir von Bord aus machen können. Außerdem hat es in den letzten Stunden wenigstens eine Bewegung eines mittelgroßen Felsbrocken gegeben. Wir haben rausgekriegt, daß der sich um wenige Millimeter gesetzt haben muß. Aber wir können nur vermuten, um welchen Felsbrocken es sich dabei gehandelt hat, denn die konkreten Hinweise bestanden nur aus Phantomechos, die sich geändert hatten und die keinem bestimmten Felsbrocken zugeordnet werden konnten.

Also Vergleich der perspektivischen Ansichten des numerischen Modelles und der Außenaufnahmen der Dronen. Aus immer wieder verschiedenen Blickwinkeln werden die Bilder in Fenstern auf den Bildschirmen

dargestellt. Im allgemeinen arbeiten wir dabei mit jeweils vier Bildern für eine Einstellung: Zwei echte Außenaufnahmen, eine fürs rechte und eine fürs linke Auge, und zwei aus dem numerischen Modell errechnete Ansichten von denselben Positionen aus, also ebenfalls ein Bild fürs rechte und eins fürs linke Auge.

Damit kann man auf vier verschiedene Methoden ein plastisches Bild gewinnen: die echten Aufnahmen, je eines fürs rechte und eines fürs linke Auge, die errechnenten perspektivischen Ansichten, und gemischt: errechnet fürs linke, echt fürs rechte Auge, oder umgekehrt. Wenn man zwischen diesen verschiedenen Ansichten hin- und herwechselt, dann gewinnt man bald einen Eindruck, wo das numerische Modell noch ungenau ist und noch verbessert werden muß. Das kann man dann korrigieren, die perspektivischen Ansichten von neuem ausrechnen und so fort. Sukzessive wird das numerische Modell der Felsen rundherum immer besser.

Ich bin da in einem gewissen Vorteil. In frühester Kindheit hatte ich irgendwann mit Faszination begriffen, wie das räumliche Sehen funktioniert. Mangels irgendwelcher technischer Hilfsmittel habe ich damals angefangen, räumliche Zeichnungen zu machen, also Doppelzeichnungen, für jedes Auge eine Einzelzeichnung. Dann muß man normalerweise jedes Auge zwingen, nur eine Zeichnung anzusehen, und das macht man am besten, indem man ein Blatt Papier so vor die Nase hält, daß kein Auge die Zeichnung, die für das andere Auge bestimmt ist, sehen kann.

Als kleiner Junge lernt man aber viele Dinge viel schneller als in unserem jetzigen, verkalktem Alter. Bald schon brauchte ich diese Hilfsmittel nicht mehr. Und seit der Zeit kann ich, wenn ich will, meine beiden Augen ziemlich unabhängig voneinander steuern, jedenfalls, soweit die Anatomie das zuläßt.

Das wäre zum Beispiel nützlich, wenn es zu meinen Hobbies gehörte, diese Suchbildrätsel in Illustrierten zu lösen – zwei Bilder, zehn Unterschiede. Für mich überhaupt kein Problem, egal, wie gering diese Unterschiede sind. Ich sehe mit jedem Auge auf eines der Bilder, und mit einem Blick habe ich alle Unterschiede. – Im Prinzip könnte jeder normale Mensch mit dem Hilfsmittel des Papiers vor der Nase solche Rätsel blitz-

schnell lösen. Aber es hat sich wohl noch nicht rumgesprochen, denn sonst wäre es witzlos, noch weiter solche Bildrätsel abzudrucken.

Jetzt aber bin ich derjenige, der die meisten anderen Mitarbeiter in diesen Tricks instruieren muß. Das heißt aber auch, daß ich dauernd in unserem Arbeitsraum auf- und abturnen muß.

Bei diesem absichtlichen Doppelsehen gibt es eine Schwierigkeit. Wenn man die Sehachsen beider Augen auseinandersteuert – egal, ob mit irgendwelchen Hilfsmitteln oder ohne – dann ändert sich auch die Akkomodation der einzelnen Augen – sie stellen sich auf größere Entfernungen ein, und dann sieht man eventuell die Bilder auf dem Bildschirm vor sich nicht mehr scharf. Bei mir ist das anders, weil ich offenbar auch die Entfernungseinstellung meiner Augen in den inkonsistenten Zustand hineinführen kann, aber andere haben da so ihre Schwierigkeiten.

Ausgenommen, man ist kurzsichtig. Carola, zum Beispiel. Sie hat etwa vier Dioptrien minus. Da geht die einfach auf 25 Zentimeter auf den Bildschirm ran und nimmt die Brille ab. Einstellung der Augen auf unendlich. Die beiden Bilder, die sie auf dem Bildschirm stereoskopisch ansehen will, müssen dann gerade in eine Abstand von etwas mehr als sechs Zentimetern sein, also gerade der Anstand zwischen ihren Augen. Da sind auch ihre Sehachsen parallel, und optisch ist die ganze Situation so, als ob sie eine plastische Szene in großer Entfernung sieht. Es dauert bei ihr eine Weile, bis sie es hingekriegt hat, aber dann geht es ganz gut. Andere, wie zum Beispiel der Pater, experimentieren lange rum und kommen doch nicht zu einem vernünftigen Bild. Wahrscheinlich hat er auch mit Weitsichtigkeit zu kämpfen.

Wenn man schon stereoskopische Messungen macht, dann ist man, sowohl bei photographierten als auch bei errechneten Bildern, nicht auf den naturgegebenen Abstand beider Augen festgelegt. Insbesondere einen größeren Gegenstand aus größerer Entfernung plastisch zu betrachten macht Schwierigkeiten, weil beide Teilbilder einander schon zu ähnlich sind. Die Lösung ist einfach die, die Aufnahmestandpunkte voneinander zu entfernen. Der Eindruck der absoluten Größe der betrachteten Gegenstände stimmt dann zwar nicht mehr, aber die Formen kann man ganz genau erfassen. – Auf diese Weise habe ich schon schöne Bergaufnahmen

gemacht, die sehr plastisch sind, aber die alle etwas daran kranken, daß die Landschaft die Dimensionen einer Spielzeuganlage zu haben scheint.

Gerade, als Carola die Technik noch mit am besten zu beherrschen scheint, steht sie auf: „Ich geh jetzt schlafen!“ sagt sie entschieden.

„Wieso denn das? Wir haben zu tun!“ frage ich.

„Ich hatte heute Nachtwache!“

„Ach so. Hatte ich vergessen. – Ja, warum bist du denn überhaupt hier?“

„Ich habe den Fehler gemacht, gegen Morgen Kaffee zu trinken. Außerdem war ich neugierig. – Schönen Tag noch, und schönes Augenrollen!“

Spricht’s und hangelt sich zum zentralen Niedergang hinauf, um von dort ihre Kabine zu erreichen. Natürlich hat sie ein Recht auf ihren Schlaf. Wenn sie richtig ausgeschlafen ist, wird sie die stereoskopischen Korrekturen sogar noch besser beherrschen. Es ist immer meine Meinung gewesen, daß man nur im ausgeschlafenen Zustand wirklich Leistung bringen kann.

Beim Mittagessen, das wir alle irgendwie zwischen den schrägen Wänden im vorderen Oberdeck, in der Zentrale, im Krankenrevier oder in den Maschinenräumen improvisieren – wo man eben am besten Platz findet – fragt Natalie mich, wie wir das Wäschewaschen aufteilen sollen, wenn das Boot erst wieder auf ebenem Kiel liegt und wir vernünftig an die Waschmaschinen im vorderen Unterdeck rankommen.

„Was soll das heißen?“ frage ich, „Jeder wäscht sein eigenen Krempel, wie bisher auch. Was soll da aufgeteilt werden?“

Sie redet etwas von Optimierung durch Zusammenlegen ähnlicher Dinge.

„Müssen wir denn das jetzt besprechen? Das ergibt sich, wenn wir erst einmal soweit sind!“

Sie wechselt das Thema. Irgendwie habe ich das Gefühl, daß sie auf etwas ganz anderes hinauswollte.

Wäschewaschen, jetzt. Als ob wir nicht andere Sorgen hätten. – Weiber.

Am Nachmittag haben wir alle schon viel mehr Routine, so daß nebenher Gespräche über andere Dinge geführt werden können – diese Geometriekorrekturen arten nämlich in langweilige Arbeit aus, und der einzige Vorteil ist der, daß, wer hier an den Bildschirmen arbeitet, keinerlei impli-

zite Verpflichtung hat, sich an der Säuberung der Schiffseinrichtungen, die vom zurückweichenden Wasser freigegeben werden, zu beteiligen.

„Gibt's hierfür Erschwerniszulage?" fragt Cohäuszchen, „Herwig, du kennst doch unsere Verträge so genau!"

„So genau kenne ich die nicht," widerspreche ich, „aber ich glaube, nicht. In lebensgefährlichen Situationen ist es Lohn genug, mit dem Leben davonzukommen. – Außerdem ist diese Arbeit nicht besonders schwer."

„Und für das Finden dieses Kultortes?"

„Da gibt es vielleicht etwas. Aber die EG legt natürlich Wert auf Dinge, die man irgendwann einmal wirtschaftlich ausbeuten kann. So etwas wie eine Stätte mit archäologischen Besonderheiten ist da eher hinderlich, weil an genau der Stelle andere wirtschaftliche Aktivitäten nicht so leicht möglich sind."

„Da setzen die sich drüber weg. Bestimmt." sagt Solzbach.

„Ja. Kann sein. Aber wir nehmen ja alles mit, was wir von dieser Stätte in Erfahrung bringen können – zahllose Aufnahmen, genaueste Vermessung. Nicht aus archäologischer Begeisterung, sondern weil wir's jetzt eben brauchen. Nicht mal die Erbauer haben ihre Steine so gut gekannt wie wir es jetzt tun. – Sozusagen machen wir jetzt ihr Werk unsterblich!"

„Selbst, wenn wir es kaputt machen müssen." wirft Reinhardt ein.

„Selbst, wenn wir es kaputt machen müssen. Ja. Wenn das die einzige Möglichkeit ist, hier rauszukommen, werden wir das tun."

„Widerspricht das nicht deinem Wunsch, alles, was mit der Welthöhle zusammenhängt, möglichst unberührt zu lassen?" fragt Edwin.

„Natürlich. Habe ich das bestritten? Aber weiterleben möchte ich auch. – Außerdem – im großen Rahmen dürfte diese Stätte nicht einmalig sein. Wir haben sie als erste gefunden, das ist alles. Vielleicht sind wir schon an anderen derartigen Stellen vorbeigekommen, aber erst hier haben wir uns die Gegend genau genug angesehen. Das wäre übrigens ein Punkt, der mich wirklich interessiert: Kurz, bevor wir den Wassereinbruch hatten, hat sich das Boot genau hier befunden, bloß ein paar Meter höher, und hat im Vollbesitz seiner navigatorischen Fähigkeiten navigiert. Die Umgebung wurde auf das genaueste abgetastet. Aber das System hat nicht festgestellt,

daß hier Felsformationen sind, die sich nur durch eine künstliche Entstehung erklären lassen. Wie kommt das?“

„Die Navigation soll aufpassen, daß das Boot nicht gegen die Wand fährt,“ meint Edwin, „ich glaube nicht, daß darüber hinaus so viel geprüft wird. Die Geometrie der Umgebung wird einfach abgespeichert. – Schade, daß sie gelöscht worden ist, sonst könnten wir noch einmal nachsehen.“

„Oder auch nicht,“ sagt Reinhardt, „der Felsen hier ist ziemlich steil. Dieser Altarstein, oder was immer es ist, lag im toten Winkel. Selbst, wenn einer von uns zur richtigen Zeit den richtigen Bildschirm angesehen hätte, hätte er vielleicht nichts bemerkt. – Und an wieviel Stellen wir vorbeigekommen sind, die vielleicht auch interessant gewesen wären, das wissen wir auch nicht. Außer dieser komischen Kaimauer vor einer Woche war ja noch nichts, oder? Oder hat jemand noch etwas gesehen?“

Amurdarjew dreht sich zu uns um, und seinen Bewegungen ist die Verkrampfung durch das schiefe Sitzen deutlich anzusehen: „Schon haarig genug, diese beiden Beobachtungen. Wenn das da am letzten Freitag tatsächlich eine Kaimauer war, dann ist jene Höhle einmal für lange Zeit nur teilweise mit Wasser gefüllt gewesen. Für so lange Zeit, daß irgend jemand die Mühe auf sich genommen hat, diese Mauer zu bauen. Und hier sieht es so aus, als ob die Höhle an dieser Stelle einmal ganz trocken gewesen ist. Obwohl wir hier eine viel größere Tiefe haben. Und obwohl von dort nach hier eine Verbindung besteht.“

„Heute. Damals vielleicht nicht.“ sage ich.

„Vielleicht. Ein großes, konsistentes Bild habe ich noch nicht. Vielleicht kann man sagen, daß dieses Gebiet tatsächlich einmal ein Zugangsweg zur Welthöhle gewesen sein könnte – lange Zeit aus geologischen Gründen wasserfrei und begehbar. Der Pfad, auf dem beide Ökosphären sich berührt haben. Und jetzt ist der Pfad eben zu. Dafür spricht auch die Existenz des Weges, den Sie, Herr Homberg, aus der Welthöhle heraus genommen haben!“

„Ja?“

„Ja. Dieser Weg könnte zu einer Zeit eingerichtet worden sein, wo diese Höhlen durch Wassereinbruch unpassierbar wurden. Eine Ersatzlösung. Denken Sie an die vielen Dinge, die sie gesehen und beschrieben haben,

für die sie aber keine Erklärung wußten. Kann alles mit dem Management von eingedrungenem Wasser zu tun haben. Es war ganz gewiß nicht einfach, dieser Weg nach oben zu bauen."

„Interessante Idee. Bin ich noch nicht drauf gekommen." sage ich.

„Vielleicht," fährt Amurdarjew fort, „vielleicht ist sogar die Absperrung dieser Höhle gegen die Welthöhle künstlich. Wir werden es sehen, wenn wir dahinkommen sollten. Sonst hätte die lichte Weite dieser Höhlen ausgereicht, die Welthöhle in geologischen Zeiträumen vollaufen zu lassen. – Sowieso merkwürdig genug, daß die Wassermengen der Weltmehre in diesen langen Zeiträumen keinen Weg in die Welthöhle gefunden haben."

„Denken Sie etwa, daß immer noch jemand am Abdichten ist?"

„Das habe ich nicht gesagt. Aber es ist eben merkwürdig. Und die Idee einer künstlichen Barriere will mir nicht in den Kopf. Denken Sie bloß an den Druckunterschied!"

„Wieso – daß diese Absperrung künstlich ist, damit rechnen wir doch mehr oder weniger alle, oder?" fragt Edwin, „Denn dann wäre tatsächlich ein Weg in die Welthöhle möglich. Ich denke, jeder von uns denkt dabei an einen Wippstein, und ich frage mich, warum keiner es ausspricht!"

Ein Moment Stille. Zweifellos hat er recht. Ohne Zugang zur Welthöhle ist diese ganze Expedition ziemlich sinnlos, und wenn es diesen Zugang gibt, dann wird er in mehrfacher Hinsicht merkwürdig sein müssen.

„Ich verstehe ja nicht viel von Geologie," denkt Edwin laut nach, „aber ist es nicht auch so: Wenn irgendwann einmal auch nur das kleinste Rinnsal bis zur Welthöhle durchgesickert ist, dann ist das nicht von selbst wieder versiegt. Nicht bei dem Druckunterschied. Es muß immer weiter aufgerissen worden sein. Daß sich also kein breiter Strom in die Welthöhle hinein entwickelt hat, zu irgend einem Zeitpunkt, das ist doch absolut unerklärlich!"

„Interessanter Gedanke, Edwin!" sage ich, „Aber die ganze Welthöhle ist ja unerklärlich. – Tja."

„Schon aufregend." höre ich Natalie.

„Ja. Schon aufregend. Aber es reicht uns ja offenbar nicht. Deshalb haben wir jemanden an Bord, der sich alle Mühe gibt, es für uns noch aufregender zu machen."

„Ach – schon seit über hundert Stunden war doch nichts mehr!“ sagt Solzbach.

„Vielleicht hat er oder sie sich es überlegt und eingesehen, daß er oder sie nichts davon hat.“ Das war Pater Palmer.

„‘Er oder sie’ – immer schön ausgewogen!“ sage ich, „Aber ich glaube nicht dran: überlegen im Sinne von ‘Strategie ändern’, nicht von ‘Einsicht haben’. Das vielleicht.“ Und nach einer Weile sage ich: „Das ist meine einzige Hoffnung, daß es so ist. Daß derjenige selbst überleben will. Sonst meldet der schwarze Kradmelder uns alle demnächt ab.“

„Der wer?“ fragt Palmer.

„Pater, wir sind doch noch in einer Zeit aufgewachsen, in der jeder zum Militär durfte! War bei Ihnen diese Redensart nicht üblich? – Ach, ich vergesse: Studenten der Theologie waren vom Wehrdienst ausgenommen, nicht wahr?“

Palmer sieht so aus, als ob er diese Bemerkung nicht mag, aber er sagt nichts. Cohäuszchen wechselt das Thema:

„Versetzen wir uns doch mal in unseren schwarzen Kradmelder! Was würde der beim nächsten Mal tun? Und wann?“

„Ich denke an nichts anderes!“ sage ich, „Im Moment ist es so, daß jeder im Schiff mit jemandem anderem zusammenarbeitet – wir hier, vorne im Schiff beim Aufräumen, in der Zentrale. Niemand hat Gelegenheit, unbeobachtet zu sein.“

„Die Frau Rau?“ schlägt Natalie vor, „Die liegt im Moment alleine in ihrer Koje. Niemand weiß, was sie macht.“

„Du kennst sie nicht,“ sage ich, „natürlich kann ich es dir nicht glaubhaft machen. Aber Edwin und Carola sind für mich weit jenseits jeder Verdächtigungsmöglichkeit. Wir waren so lange im selben Team.“

„Ja?“

„Geh hin. Sieh nach. Ich bin sicher, sie pennt. – Sieh nach, weck sie auf, frag sie, was sie Böses plant. Machst dich sicher sehr beliebt!“

„Das tue ich. Wellington hat gesagt, wir sollen uns gegenseitig in unregelmäßigen Abständen kontrollieren! – Außerdem muß ich mir die Beine vertreten.“

„Dann tu’s doch.“ schlage ich vor.

Natalie steht auf, reckt sich und turnt zum zentralen Niedergang hinauf. „Ich werde sie nicht wecken, wenn sie wirklich schläft.“ verspricht sie.

„Pingelig.“ sagt Edwin, als sie draußen ist.

„Ne, wieso denn?“ nehme ich Natalie nach einer Weile in Schutz, „Sie macht es schon richtig. Jeder überprüft jeden. Und wenn wir das Antipathie-gesteuert machen ist es auch gut. Jeder hat andere Intimfeinde, und so kommt jeder mal dran. – Und wie sähe das denn aus, wenn ich jetzt auf die Idee käme, bei Carola in die Kabine reinzuschauen?“

Edwin kommt nicht dazu, zu antworten. Natalie stürzt wieder in unseren Arbeitsraum herein – fast wäre sie wirklich gestürzt und dann bis zum Kantinenniedergang durchgeschlittert. Die momentane Lage des Bootes ist der Arbeitssicherheit nicht gerade förderlich.

„Sie ist weg!“ ruft sie atemlos.

„Carola? Aber das ist doch nicht möglich!“

„Doch!“

„Du hast in die falsche Kabine reingesehen!“

„Ich kann doch lesen!“

Zwei Sekunden überlegen. „Vielleicht ist sie auf der Toilette?“

„Ihr Bett ist gemacht! Schief, aber gemacht! Sie war noch gar nicht drin!“

„Alles auf!“ entscheide ich, „wir suchen sie!“ Ich nehme das Interkom, aber Wellington hat schon alles mitgekriegt. Innerhalb weniger Minuten sind wir dabei, das ganze Schiff abzusuchen, jeder einzelne von uns, die gesamte Besatzung. Alle anderen Arbeiten bleiben stehen und liegen.

An Bord dieses Schiffes kann niemand verloren gehen, das wenigstens ist sicher. Umso größer ist die allgemeine Aufregung, als es nicht gelingt, Carola innerhalb der ersten paar Minuten der Suche zu finden. Ich treffe in unserem Kabinengang Priest und Mackenzie, die gerade vom Bug her raufkommen, als ich da hinunter will.

„Ist es möglich, daß sie da vorne im Wasser liegt?“ frage ich.

„Sehen Sie doch nach! Sie müßte fast vor unseren Augen reingesprungen sein! Die ganze Zeit war die ganze Wasseroberfläche unter Aufsicht – wir arbeiten doch dauernd in der Nähe der gerade trockengefallenen Einrichtungen! Das ist unmöglich, da ist sie nicht.“

Die beiden wollen sich weiter nach vorne drängen. Vom zentralen Niedergang her taucht Natalie, deren Suchalgorithmus nicht besonders systematisch ist, auf. Da öffnet sich die Tür meiner Kabine.

„Ich habe mich in der Kabine geirrt. Stört es dich sehr?“ fragt Carola verschlafen, als sie mich als ersten sieht, dann fängt sie an, sich über den Auflauf zu wundern: „Was ist denn los?“

„Ach.“ sagt Natalie. Mehr nicht.

„Du machst vielleicht Sachen! Wie kannst du dich in der Kabine irren?“

„Sie liegen doch nebeneinander! – Was ist denn los, warum…“

Mit wenigen Worten erkläre ich ihr, daß sie das Opfer einer Routinekontrolle war, und da sie sich nicht dort aufgehalten hatte, wo man sie vermutete, ist jetzt das ganze Schiff auf den Beinen, um sie zu suchen. Gleichzeitig informiere ich Wellington über den Vorfall, damit die Suche abgeblasen werden kann.

„Wenn du jetzt in deiner eigenen Koje schlafen würdest, haben wir wahrscheinlich alle viel mehr Ruhe!“

Für Natalie ist die Sache noch nicht erledigt: „Wieso ausgerechnet in Herwig’s Bett?“

„Das heißt hier ‘Koje’„ sage ich, in dem vergeblichen Versuch, dem Ganzen einen harmlosen und humorvollen Antrich zu geben. Aber keine der beiden Frauen achtet auf das, was ich sage.

„Ich war müde – ich habe auf nichts geachtet! Jemand ist mir entgegengekommen, und dabei habe ich wohl die Kabinentüren verwechselt. Außerdem hat er sein Bett genauso zusammengelegt gehabt wie ich meins!“

„Das war ich.“ stellt Natalie fest, „Ich habe sein Bett zusammengelegt.

„Streitet euch später!“ schlage ich vor, „Carola, ab in die Falle! Und du, Natalie, akzeptierst bitte, daß es so etwas wie echte Irrtümer gibt!“

Natalie ist nicht überzeugt, aber sie hält den Mund. Wir alle können wieder an unsere Arbeitsplätze zurückkehren.

„Das ging noch mal gut ab!“ sage ich, als wir unser Labor vom zentralen Niedergang her betreten. Dann erst fallen mir die besorgten Gesichter der Kollegen auf, die etwas früher hier angekommen sind. „Ist was?“ frage ich, „Die Carola ist versehentlich in mein Bett gestiegen! – Kann doch passieren, wenn man müde ist.“

„Versehentlich – vielleicht.“ sagt Edwin und deutet auf seinen Bildschirm, „Das hier aber war Absicht.“

„Was?“

„Das numerische Modell der Felsen draußen. Es ist gelöscht. Während alle Carola gesucht haben, hat jemand die Gelegenheit benutzt, es zu löschen. Wir können noch einmal ganz von vorne anfangen! – Scheiße.“

„Schnell," sage ich, „Systemaktivität dämpfen! Wir kämmen alle Speicher durch. Vielleicht ist noch etwas zu retten!"

Zwecklos!" widerspricht Edwin, „Freigegebene Speicherbereiche leben in PRO-UNIX nicht lange. Wir hätten viel Arbeit und wenig Resultate. Selbst, wenn wir das System jetzt einfrieren würden. Was nicht geht. Und mit Dateibruchstücken können wir schon gleich gar nichts anfangen. Nein nein, wir müssen von vorne beginnen. Alles noch mal"

„Wie konnte das passieren?" fragt Wellington, der von der Zentrale her zu uns gekommen ist.

„Die Suche nach Carola," vermute ich, „eine kurze Zeit war etwas Durcheinander. Und das hat unser großer Unbekannter wieder ausgenutzt."

„Kann das geplant gewesen sein?"

„Nein," sage ich bestimmt, „denn dann hätte Carola etwas damit zu tun, indem sie absichtlich die falsche Kabine aufgesucht hat. Und das glaube ich nicht."

„So ist es." stimmt Edwin mir zu. Wellington sieht von einem zum anderen, sagt aber nichts. Er ist nicht überzeugt. Die anderen vielleicht auch nicht. Wie schön, daß Natalie nicht gerade jetzt ihrer Antipathie gegen Carola Ausdruck gibt.

Wir haben keine andere Möglichkeit, als wieder von vorne anzufangen. Ganz von vorne. Sogar die Langzeit-Echolot- und Radarmessungen müssen wiederholt werden.

Wie anders wäre das auf einem kleinen, übersichtlichen Rechner. Unmittelbar nach dem Löschen einer Datei kann man im allgemeinen noch alles retten. Schon vor mehr als zehn Jahren gab es für MS-DOS sogenannte Utility-Pakete, in denen alles mögliche drinnen war: Massenspeicher-Editoren und Diskdoktoren und wie sich das Zeug alles nannte. Die äquivalenten Werkzeuge haben wir natürlich auch – sogar viel bessere – aber da das PRO-UNIX nie schläft, ist es sinnlos, sie zu verwenden.

Böse Zungen behaupten, daß Betriebssysteme des UNIX-Typs 99 Prozent ihrer Zeit damit verbringen, in einer Datei nachzuschauen, um he-

rauszufinden, in welcher Datei es als nächstes nachschauen muß. Das hat natürlich ein bißchen seine Richtigkeit. Und für die Dateien, die dauernd aktiv verändert werden, kann man es ähnlich ausdrücken: Dauernd muß in irgendwelchen Dateien protokolliert werden, welche Dateien sich sonst noch verändert haben. Plus die ganzen Anwendungen, die andauernd in Dateien schreiben. Nein, eine Datei, die erst vor wenigen Minuten gelöscht worden ist, wenn auch nur logisch, ist zum großen Teil schon von anderen Dateien überschrieben.

Eine Möglichkeit hat aber noch niemand ausgesprochen: Man kann ohne weiteres auch gründlich löschen, nämlich mit absichtlichem sofortigen Überschreiben der zu löschenden Datei. Dann reicht es nicht mehr, den Eintrag in der Dateiverwaltung, im Inhaltsverzeichnis zu restaurieren. Dann geht nichts mehr.

Und wenn ich der große Unbekannte wäre, dann hätte ich es so gemacht.

Jedenfalls kann es jeder gewesen sein, soviel steht rasch fest. Anhaltspunkte keine. Sieht so aus, als brauchten wir uns keine Unterhaltungsstrategie für das Wochenende mehr zu überlegen.

Die Stimmung ist gespannt, weil jeder über die zusätzliche Arbeit verärgert ist. Bis in den späten Abend hinein wird gearbeitet, und es wird wenig geredet. Außerdem werden Kopien des neuen numerischen Modells der Felsen draußen auf 36-64-er Speicher geschrieben – für alle Fälle.

Natalie schläft diese Nacht kommentarlos in ihrer eigenen Kabine, und daß Carola mein Bett zerwühlt hat, bessert meine eigene Laune durchaus nicht.

Am nächsten Tag, Samstag den 23. Januar 1999, geht es weiter. Carola ist wieder dabei, ausgeschlafen, aber genauso verärgert wie wir. Glücklicherweise macht niemand ihr Vorwürfe, weil dazu objektiv auch kein Grund besteht. Ich hatte etwas die Befürchtung, daß das der Fall sein könnte, weil unter einer solchen Anzahl von Menschen immer jemand unter Unkenntnis des genauen Herganges vorschnell konkret Verantwortliche benennt.

Wir haben eine Routine-Tätigkeit für die letzten Tages des Lenzens erwartet, aber es bleibt nicht so. Und es ist Carola, der es kurz vor zehn Uhr zuerst auffällt:

„Was ist denn da los?“ fragt sie, „Die Systemauslastung ist so hoch. Kosten denn unsere grafischen Korrekturen soviel Rechenzeit?“

„Vielleicht,“ meint Edwin, „ich habe es gestern nicht gemessen. Woran merkst du es überhaupt?“

„Da sind CPU-Warteschlangen von nicht unerheblicher Länge.“

„Tatsächlich? Dann müßten mehr Prozesse als Prozessoren vorhanden sein. Kann ich mir nicht vorstellen.“

Unsere beiden Chefinformatiker klemmen sich hinter das Problem, wenn auch nicht allzu lange, weil es ja eigentlich niemanden und nichts behindert. Sie finden wenig heraus:

„Die meisten Prozesse sind unsichtbar. Also wahrscheinlich unter der Supersuperuser-Kennung.“ stellt Carola fest, „Der supersuperuser verbraucht also im Moment die meisten Systemresourcen.“

Die Mitarbeiter sehen sich betreten an. Schon wieder geht etwas vor sich, und keiner weiß, was es zu bedeuten hat. Kein Hinweis, ob uns in der nächsten Sekunde weitere böse Überraschungen blühen.

Es ist anders als am letzten Montag, wo auch zahllose Prozesse die Rechnerauslastung und damit die CPU-Warteschlangen in die Höhe trieben. Damals haben wir gesehen, wie das Programm hieß, mit dem alle Rechenresourcen bedroht wurden, weil dieses Programm auf allen möglichen User-IDs lief. Jetzt sehen wir in der Prozeßübersicht nichts. Das läßt nur den Schluß zu, daß diese unsichtbaren Aktivitäten ausschließlich unter der supersuperuser-Kennung ablaufen.

Was hat der supersuperuser vor?

Wir finden es nicht heraus. Der Samstag vergeht arbeitsam und unspektakulär. Bis in den späten Abend hinein arbeiten wir, und dann haben wir wieder ein so genaues Modell des Felsens da draußen, daß wir tatsächlich die ersten wohlbegründeten Aussagen über die herrschenden Kraftfelder machen können. Kurz nach 22 Uhr ist Wellington wieder bei uns, und Edwin faßt die Ergebnisse des Tages zusammen:

„Also, wir wissen jetzt ziemlich genau, wie groß die Unterstützungsfläche des großen Felsens da draußen ist, Das heißt, die größtmögliche Fläche, die noch mit den Messungen vereinbar ist, und die kleinste Fläche sind kaum unterschiedlich. Außerdem wissen wir auch schon ziemlich

genau die Dichte und die Masse des Felsens, und wo er von wesentlichen Kraftflüssen durchsetzt wird."

„Das haben sie aber nicht durch die optische Korrektur herausgefunden?" fragt Wellington.

„Nein. Das sind im wesentlichen die Echolotresultate. Allerdings ist das numerische Modell durch die optischen Korrekturen verbessert worden, und dann findet sich das Auswerteprogramm tatsächlich in den vielen Reflexionen zurecht. Unsere Arbeit war nicht umsonst."

„Wunderbar."

„Ja. Also, es sieht so aus: Zum einen scheint es nicht so zu sein, daß der Sonnenstein, oder der Altarstein oder wie wir ihn nennen wollen, den Felsen stützt. Frau Gohlmann's Idee war nicht richtig."

Edwin sieht Gabi an: „Eine hervorragende Idee, und es hätte ja sein können. Wir mußten dem nachgehen."

Gabi zuckt mit den Schultern, sagt aber nichts, und Edwin fährt fort:

„An der anderen Seite des Felsens gibt's kaum Kraftflüsse. Die Idee, daß man durch Entfernen dieses Sonnensteins eine Stütze entfernen kann, war also nichts. Aber, und das wenigstens ist erfreulich, die Unterstützungsfläche des großen Felsens ist kleiner, als wir früher angenommen haben – rund um sein Fuß herun liegt Kleingeröll, das vermutlich nicht sehr viel zur Stabilisierung des Felsens beiträgt."

„Vermutlich?"

„Bei diesem Kleingeröll kann man kaum etwas machen, weder mit Radar noch mit Schallwellen. Wir kennen die mechanischen Eigenschaften dieses Kleingerölls einfach nicht. Allerdings nehme ich an, daß, gemessen an der Gesamtmasse des Felsens und an den Gewichten, mit denen wir es hier zu tun haben, dieses Kleingeröll praktisch vernachlässigt werden kann."

„Gut."

„Dann läuft das gesamte Modell darauf hinaus, daß der große Felsen da draußen auf seiner äußersten Kante steht. Wenn unser Boot nur einen geringfügig größeren Durchmesser gehabt hätte, dann wäre er übergekippt, und das Boot wäre nicht eingeklemmt worden. – Aber es ist vielleicht ganz gut, daß es so gekommen ist, weil, wenn dieser Felsen kippt, dann

wird er sich unkontrolliert bewegen, bis er zur Ruhe kommt. Und dabei könnte er durchaus zurückrutschen und das Boot wirklich zerquetschen. Das heißt, wenn das Boot am Boden läge. Das tut es im Moment aber nicht."

„Sie haben das Problem schon gut durchdacht!" stellt Wellington fest.

„Ich möchte ja auch am Leben bleiben!"

„Natürlich. – Also, was Sie herausgekriegt haben ist, daß es nur noch einer kleinen, zusätzlichen Kraft bedarf, und wir sind frei!"

„Ja. In einem Satz gesagt. So ist es."

„Und daß der Felsen dabei unkontrolliert herumrollen könnte, so daß das Boot in um so größerer Gefahr ist, je näher es sich am Höhlenboden befindet."

„Ja."

„Sind wir bei der momentanen Position des Bootes außer Gefahr?"

„Glaube ich nicht," sagt Edwin, „vergleichen Sie doch die Größe des Bootes mit der Größe des Felsens! – Es ist nur so, daß wir noch schlimmer dran sein könnten."

„Kann man auf dem Rechner eine Simulation des Kippvorganges machen?"

Edwin sieht mich und Carola an: „Das müßten wir noch untersuchen. Von der Rechenkapazität her sicher. Ist eine Softwarefrage."

„Zweite Frage wäre natürlich, wie wir den Felsen zum Kippen bringen." denkt Wellington laut nach, „Wahrscheinlich denken wir alle an eine Explosion am Fuße des Felsens. Und möglicherweise wäre das sogar ohne Gefährdung des Bootes machbar, weil der Felsen selbst die Druckwelle vom Boot abschirmt."

Niemand äußert sich dazu.

„Könnte man auch das simulieren?"

„Müssen wir alles erst rauskriegen." sagt Edwin.

„Das werden wir heute wohl nicht mehr schaffen. – Machen Sie sich bitte alle Ihre Gedanken darüber. Gute Nacht, meine Damen und Herren!"

Und das tun wir. Die Aussicht, bald wieder in der Kantine, die jetzt völlig frei von Wasser ist, an ebenen Tischen zu essen und überhaupt nicht jede denkbare Tätigkeit irgendwie zwischen den schiefen Winkeln von

Wänden und dem Fußboden hineinzuimprovisieren ist zu verlockend. Im Laufe des Sonntages wird das Boot ganz frei von Wasser sein, wenig später werden sämtliche Folgen des eingedrungenen Wassers behoben sein – es sind wenige: Es zahlt sich aus, von allen Materialien das Beste zu nehmen.

Dumpf erinnere ich mich an einen Vorfall aus der Geschichte der deutschen Bundesmarine: Da wurden irgendwelche Bauteile für U-Boote angeliefert, und sowohl aus Sparsamkeitsgründen als auch aus Geheimhaltungsgründen – der Lieferant oder Hersteller wußte nicht einmal, daß seine Teile für ein U-Boot bestimmt waren – waren eben diese Teile nicht einmal rostfrei geschweige denn seewasserfest. Ich weiß nicht, ob diese Anekdote wirklich auf Tatsachen beruht.

Also den Felsen zu kippen, das ist jetzt das Hauptproblem. Das numerische Modell der Felsengeometrie da draußen noch weiter zu präzisieren lohnt nicht, und besonders Edwin und Carola sind am Sonntag damit beschäftigt, herauszufinden, ob mit der Bordsoftware ein Kippen des Felsens simuliert werden kann. Das ist das eine Problem, das andere ist, wie man das Kippen zustande bringt. Sonntag um elf Uhr gibt es dazu eine Besprechung in der Zentrale. Wer nichts zu tun hat ist zugegen.

Amerlingen ergreift das Wort: „Sie wissen, worum es geht. Den Felsen zu kippen. Wir wollen immer noch die Anwendung von Explosivmitteln vermeiden. Hat jemand Vorschläge? Ideen?“

Seltsam hat eine Idee: „Zertrümmerung durch Temperaturschock. Mit Flüssigluft!“

„Schwachsinn!“ sagt Reinhardt, „Wie soll die dahinkommen?“

„Durch ein Rohr!“

„Und wie verlegt man das? Und können wir Flüssigluft gegen den Außendruck anpumpen? – Völliger Schwachsinn!“

„Nicht so schnell, Herr Doktor Reinhardt!“ rügt Amerlingen, „Das müssen wir schon genauer durchsprechen, bevor wir es ausschließen können!“

Mir scheint die Idee auch weit hergeholt, insbesondere auch deshalb, weil es nicht möglich ist, dabei explosive Vorgänge vollständig zu vermeiden, wenn man tatsächlich das Kunststück zustande gebracht haben sollte, die Flüssigluft bis an den Fuß des Felsens gebracht zu haben.

McKenzie schüttelt den Kopf: „Unsere Möglichkeiten, außerhalb des Bootes irgend etwas zu bauen, sind praktisch Null. Wir können Kameras und seismische Sprengkörper spazierenfahren. Das ist alles."

„Und wenn man in einem der seismischen Torpedos statt einer Sprengladung einen Behälter mit Flüssigluft spazieren fährt?"

„Wie wollen Sie verhindern, daß der nicht vorher verdampft?" fragt Priest, „Es würde nämlich eine Weile dauern, bis man den Behälter an Ort und Stelle hat. Das braucht alles seine Zeit – Ausschleusen und draußen manöverieren. – Außerdem möchte ich an den Hochdruckschleusen unter keinen Umständen flüssige Luft haben! Wenn da irgend etwas schief geht, der Rumpf zerknackt uns wie nichts!"

„Und wenn man schnell arbeitet!" schlägt Seltsam vor.

„Manche Dinge lassen sich nicht beschleunigen. Und dann, das kommt auch noch dazu: wenn ein Flüssigluft-Torpedo erst draußen ist, wo soll das Gas hin, das ständig verdampft? Ob das Torpedo dann noch funktioniert, unter Druck und Kälte, das müssen wir erst prüfen. – Noch was: Temperaturschock kann man am besten applizieren, wenn man das zu zerstörende Material in direkten Kontakt mit der verflüssigten Luft bringt. Das können wir aber auch nicht. Gesetzt den Fall, wir haben ein Flüssigluft-Torpedo. Das könnten wir zum Fuße des Felsens bringen und dort liegenlassen, um abzuwarten, bis es durch den Gasdruck gesprengt wird. Dann ist der größte Teil der Flüssigluft bereits verdampft, und es gibt nicht viel Temperaturschock. Und schon gar nicht kommt es dazu, daß Fels und Flüssigluft direkten Kontakt miteinander bekommen. – Nein, es geht nicht."

„War ja auch nur ein Laienvorschlag." hören wir Dr. Reinhardt. Es ist unverschämt, wie der mit Seltsam umgeht.

Das findet Amerlingen offenbar auch: „Es ist aber der erste Vorschlag überhaupt gewesen. Was haben Sie denn vorzuschlagen, Herr Doktor Reinhardt?"

„Seismische Torpedos mit reduzierter Sprengladung. Das bringt das Boot nicht in Gefahr!"

„Nein nein," schüttelt Priest den Kopf, „auf keinen Fall. Wir wollen den Felsen nicht streicheln, sondern umkippen. Zum Einen. Und zum anderen: Ich will außerhalb der Torpedos diesen Sprengstoff nicht an Bord haben.

Wir müßten ja welchen herausnehmen. Und auch das ist schon zu gefährlich. – Nein. Wenn es nicht unbedingt notwendig ist, werden wir diese Torpedos nicht öffnen. Da ist es schon ungefährlicher, ein seismisches Torpedo in seiner vollen Stärke dort explodieren zu lassen."

„Kann man die Explosion dieser Torpedos nicht sowieso beeinflussen?" frage ich, „Ich erinnere mich so dunkel, daß das möglich ist!"

„Jaja, Sie haben recht. Das ist vorgesehen. Durch die Art der Zündung kann man einige Explosionsparameter beeinflussen. Aber wir werden die volle Wirkung brauchen. Worüber wir uns unterhalten sollten ist, wie wir, trotz maximaler Wirkung, die Druckwellen vom Boot selbst möglichst fernhalten." Priest lehnt sich zurück: „Meiner Meinung nach gibt es nur eines, was wir variieren können: Den Ort der Explosion. – Da sind wir vielleicht wieder auf Simulationen angewiesen."

„Rau und Daum sind schon bei der Arbeit," sage ich, „wenn die rauskriegen, wie man das Kippen des Felsens simulieren kann, dann können sie auch rausfinden, wie die Druckwellen sich verhalten, in Abhängigkeit vom Ort der Explosionen. Herrgott, was sage ich: Das ist doch die ureigenste Aufgabe dieser seismischen Software. Natürlich können sie es rausfinden!"

„Dann lassen Sie mich mal zusammenfassen," mischt Amerlingen sich wieder ein: „Wir können den Ort der Explosion eines seismischen Torpedos optimieren – keinen Schaden am Boot, und der Felsen kippt. Andere Felsen klammern das Boot nicht ein, jedenfalls nicht wesentlich – richtig?"

„Richtig," sage ich, „das ist unser Erkenntnisstand. Bis jetzt."

„Gut. Der Felsen würde kippen, könnte dann aber innerhalb der nächsten Sekunden wieder auf das Boot zurollen. Das Boot muß also nach oben weg. Momentan."

„Auftrieb haben wir bis dahin." sagt Makenzie, „Vorher machen wir das ganze sowieso nicht."

„Ja. Frage ist: Haben wir genug Auftrieb? Der kippende Felsen macht Wirbel. Sog. Ein paar Sekunden lang, aber ich möchte nicht, daß das Boot davon nach unten gerissen wird."

Beunruhigtes Schweigen. Mackenzie denkt laut nach: „Wir könnten die Außentanks verwenden. Dazu brauchen wir immense Mengen an Gas. Aber im Prinzip geht es. Das Boot könnte soviel Auftrieb bekommen, daß es wie ein Fahrstuhl nach oben geht. Aber selbst, wenn wir die Außentanks Sekunden später entlüften, und selbst, wenn das schnell genug geht, dann knallen wir gegen die Höhlendecke."

„Nicht, wenn wir ohne die Außentanks zu schwer sind." sagt Priest.

„Was schlägst du vor?"

„Das Boot muß schwer bleiben. Sehr schwer. Vielleicht schwerer, als es mit allen inneren Tauchtanks erreichbar ist."

„Wenn Sie vorschlagen, wieder Wasser an Bord zu nehmen – da mache ich nicht mit!" sagt Wellington, „Wir sind froh, wenn es jetzt endlich draußen ist!"

Priest nickt: „Ich glaube, das will wohl keiner riskieren. Ich wollte das auch nicht implizieren. Es muß anders gehen."

„Ich glaube," sage ich, „wir haben über uns einen Dom. Wenn wir immense Mengen an Gas herstellen, dann könnten wir dort eine Gasblase haben, so daß das Boot dort quasi auftaucht. Dann wird es gebremst. – Aber ich glaube, die Gasblase wäre nicht sehr groß, und bei dem Druck müßten wir sehr lange Wasser elektrolysieren, um den Dom vollzumachen. – Nein, vergessen Sie's. Es war auch eine Schnapsidee."

Priest nickt: „So würde ich es auch sehen. Bei dem Gas würde es sich schließlich um Knallgas unter hohem Druck handeln, denn gelösten Stickstoff bringen wir hier nie zusammen, nicht in der benötigten Menge, und CO2 würde sich zu rasch wieder auflösen. Stellen Sie sich das mal vor: Wir tauchen in einer Hochdruckknallgasblase auf, ideale stöchiometrische Zusammensetzung, das Boot schlägt doch irgendwo ein bißchen an, es gibt Funken, das Gas explodiert. Was meinen Sie, was von uns übrig bleibt?"

„Ich habe ja gesagt, es war eine Schnapsidee." gebe ich zu.

„Wieweit ist es denn bis zur Höhlendecke?" fragt Seltsam.

„Ein paar dutzend Meter etwa – glaube ich. Fragen wir…"

„Ist jetzt nicht nötig. Heftige Bewegungen des Bootes werden wir vermeiden, auf jeden Fall." entscheidet Wellington.

„Können wir noch einmal auf den Temperaturschock zurückkommen?“ fragt Günther Cohausz plötzlich, „Da haben wir noch nicht alle Aspekte erörtert.“

„Ja?“ fragt Wellington.

„Flüssige Luft ist natürlich nicht drin. Klar – ist technisch zu schwierig, die dahin zu bringen. Aber es gibt noch andere kalte Flüssigkeiten.“

„Nämlich?“

„Salzsole! Salzlösung, eingedickt auf maximale Konzentration und soweit abgekült wie möglich. Und das ist ziemlich weit.“

„Wie weit?“

„Ich weiß, ein Chemiker sollte sowas auswendig wissen, aber ich weiß es nicht. Weißt du es, Herwig? Als Physiker muß man doch…“

„Nein,“ sage ich, „ich weiß es nicht. Ein paar Dutzend Grad – dreißig, vierzig. Da gibt es thermodynamische Prinzipien, nach denen man das sogar ausrechnen kann. Aber ich habe meine letzten 19 Berufsjahre in der Softwareproduktion zugebracht. Ich weiß gerade noch, daß Salz wasserlöslich ist.“

„Meine Fachleute!“ schüttelt Wellington den Kopf.

„Wissen Sie es? Sie sind doch auch Physiker?“

Es stellt sich ziemlich rasch heraus, daß niemand von den Anwesenden es auswendig weiß. „Ich weiß die Lichtgeschwindigkeit auswendig!“ sage ich schließlich, „das ist die einzige physikalische Größe, die bei mir jemals hängengeblieben ist. Soll ich sie sagen?“

Ich soll nicht. Jedenfalls kann man die Gefrierpunkterniedrigung von Salzlösung leicht nachschlagen, und in der Größenordnung liegen wir wohl richtig.

„Frage ist,“ nimmt Cohäuszchen den Faden wieder auf, „ob ein paar Dutzend Grad Temperaturunterschied ausreichen, diesen Felsen da draußen zu beeindrucken.“

„Und wie wir es hinbringen!“ meint Makenzie.

„Das ist weniger schwierig. Unterkühlte Salzlösung läuft auf dem Boden entlang und sammelt sich an der tiefsten Stelle. Wenn das die Stelle ist, wo sie hinsoll, haben wir Glück gehabt!“

Wellington sieht sich um: „Wo ist Herr Amurdarjew?“

„Der optimiert immer noch seine Felsenmodelle! Im vorderen Oberdeck.“

Gerald Amurdarjew wird geholt und zu den Eigenschaften des Felsens befragt.

„Ein paar Dutzend Grad Temperaturunterschied? Weiß ich auch nicht, ob das was bringt. Es gibt Felsformationen an der Erdoberfläche, die halten das jeden Tag aus!“

„Aber hier ist nicht die Erdoberfläche!“

„Weiß ich doch! Da draußen sind größere Temperaturunterschiede unüblich. Heute jedenfalls. Vielleicht war es mal anders.“

„Alles, was ich heute höre,“ sagt Wellington, „ist ‘weiß ich nicht’, ‘vielleicht’, ‘ungefähr’, ‘könnte sein’, ‘ein paar Dutzend’, ‘über den Daumen gepeilt’. Ob ich heute noch mal irgend eine konkrete Aussage zu hören bekomme?“

„Vielleicht,“ sage ich, „könnte gut sein. Ich weiß es nicht.“ Es rutscht mir so raus, aber es heißt ja ‘Besser einen Freund verlieren als die Gelegenheit zu einer Pointe’.

Wellington sieht mich einen Moment perplex an, dann lacht er laut heraus: „Homberg, wie haben denn Ihre Vorgesetzten das 19 Jahre lang mit Ihnen ausgehalten?“

„Wir waren eben nie in einem U-Boot unterwegs. Und sie haben mich nicht allzuoft etwas Konkretes gefragt.“

„Aber können wir das nicht einfacher haben?“ führt Amurdarjew wieder zum Thema zurück. Er hat noch einmal darüber nachgedacht: „Ich meine, wenn wir den Felsen mit solchen Mitteln lockern oder zerbröseln wollen.“

„Was stellen Sie sich vor?“ fragt Wellington.

„Ob kalte Salzlösung dahinfließt, wo sie hinfließen soll, das ist noch sehr die Frage. Aber um irgendwelche Temperaturunterschiede zustande zu bringen, da haben wir doch noch andere Mittel. Oder?“

„Welche?“

„Naja. Die Außenscheinwerfer, zum Beispiel. Sind doch nicht die schwächsten!“

Wellington wendet sich an seine Ingenieure: „Was haben wir denn da zu bieten?“

Priest kratzt sich den Kopf: „Tja, das sieht nicht nicht überragend aus. Man war der Meinung, daß die Leistung eines Weltkrieg-II-Flakscheinwerfers wohl für alle Fälle ausreichen würde. Meistens ist es viel weniger, weil die Außenkameras ja recht empfindlich sind. Wir haben die stärksten Außenscheinfer während dieser Reise auch noch nicht benutzt, ohne daß sie uns abgegangen sind."

„Und wieviel ist das, wenn man es drauf anlegt? Paar Dutzend Kilowatt?"

„Ja. Hochdrucklichtbögen, 500 Volt und 100 Ampere. Ungefähr. Ich muß nachsehen wieviel es genau ist."

„Das sind 50 Kilowatt! Das ist doch ganz ordentlich! Damit kann man im Winter fünf bis zehn Häuser heizen!"

„Nicht so schnell!" schüttelt Priest den Kopf, „Nicht so schnell. Das sind 50 Kilowatt elektrisch rein. Die Scheinwerfer sind gut eingekapselt, weil sie ja wartungsfrei funktionieren müssen. Der Lichtbogen in der Entladungsröhre gibt einen großen Anteil der Energie als Wärme an die Elektroden und an die Wandung der Entladungsröhre ab. Mehr als die Hälfte."

„Das heißt, es kommen noch zwanzig Kilowatt Strahlung raus?"

„Ja. Und das sollte sichtbares Licht sein – dazu ist ein Scheinwerfer ja da. Ist es aber nicht."

„Nein." sagt Wellington. Als Physiker sollte er sich den weiteren Gang der Rechnung vorstellen können. Ich kann es ja auch.

„Ein großer Teil ist Ultraviolett. Wird durch das Wasser absorbiert, und das warme Wasser steigt auf. Und ein ebenso großer Teil ist Infrarot. Wird leider auch absorbiert. Tja. So ist das. Nur das sichtbare Licht kann relativ gut über größere Entfernung geworfen werden. Aber die Bündelung ist auch nicht sehr stark."

„Verstehe," sagt Wellington, „dazu kommt, daß die beschienenen Oberflächen ja wassergekühlt sind."

„Immerhin haben wir mehrere solcher Scheinwerfer an jeder Seite!" versucht Priest zu relativieren.

„Nein," sagt Wellington, „es ist doch nur zu klar: Weniger als 20 Kilowatt Licht. Das vielleicht mehrmals. Entspricht schon in wenigen Metern

Abstand der Beleuchtung durch die Sonne. Im Wasser bringt das nichts. Gar nichts."

Die Idee ist damit gestorben. Bleibt die kalte Salzsole. Da müssen wir noch Einzelheiten ausdiskutieren.

Da Amurdarjew gerade da ist, zieht er uns diesen Zahn auch gleich: „Da sind eine ganze Menge Stellen im umgebenden Terrain, die tiefer als die Unterstützungsfläche des Felsens sind. Selbst, wenn wir Kubikmeter von kalter Salzsole innerhalb von Sekunden ausschleusen – die fließt nicht dahin, wo wir sie hinhaben wollen. Ich wollte es vorhin schon sagen."

„Sicher?" fragt Wellington.

„Sehen Sie sich die Außenansichten an! Man sieht es mit bloßem Auge!"

Eine Weile schweigen alle, sehen betreten von einem zum anderen. Jeder hofft, daß einer eine rettende Idee hat. Jeder hofft, daß jemand etwas sagt.

Es sagt auch jemand etwas. Jemand, den niemand gefragt hat.

Die Stimme dringt laut durch die Wände herein, und es hört sich wie ein unwilliges Knurren an. Gleichzeitig zittert der Boden. Das ganze Schallereignis ist nicht sehr laut und dauert nur wenige Sekunden, und wenn die Diskussion gerade hoch hergegangen wäre, dann hätte niemand etwas gemerkt. Vielleicht. So haben alle es gehört, und jeder sieht den besorgten Blick der anderen.

„Was war das?“ flüstert Gabi, stellvertretend für viele. Vielleicht hat jetzt jeder die Vision, daß der Felsen sich auf das Boot neigt und es langsam zerdrückt. Wenn es so ist, wenn das jetzt passiert, dann gibt es nichts, was wir dagegen tun können.

Wir tun auch nichts dagegen. Verschrecktes Warten. Warten auf die Wasserstrahlen, die sogar Beton sägen können, und menschliche Körper sowieso. In die Stille tönt das Interkom. Edwin’s Stimme: „Chef! Da ist was Komisches!“

Ungewöhnlich. So redet Edwin seine Vorgesetzten im allgemeinen nicht an. Und ob der Begriff ‘komisch’ im Moment angemessen ist, das ist diskutierbar.

Wellington greift zum Interkom: „Was ist, Herr Daum?“

„Unser Modell ist kaputt. Draußen ist alles anders. Irgend etwas hat sich gesetzt, und alle Reflexe haben sich geändert. Wir können noch einmal von vorne anfangen!“

„Was sagt sie Streßanalyse über den Schiffskörper?“ fragt Wellington.

„Moment, ich sehe nach. Sie läuft auf einem Bildschirm ja dauernd.“

Edwin’s Stimme flaut ab, und im Hintergrund hören wir Carola. Beide reden erregt miteinander. Dann ist Edwin’s Stimme wieder ganz laut:

„Die Kraft auf das Schiff hat sich geändert. Ich habe mir die Zahlen nicht gemerkt, aber die Carola behauptet, vorher wäre es doppelt soviel gewesen!“

„Uhp!“ Das war Priest. Er wirbelt herum, springt nahezu zur nächsten Console. Wie ein Wirbelwind fliegen seine Hände über Tastatur und Rollkugel. Schon nach einer halben Minute dreht er sich um: „Es stimmt! Die

Kraft hat nachgelassen! Es ist nur noch 55 Prozent von dem, was vorher da war!“

Nach einer Sekunde bricht Jubel aus, den Wellington nur mühsam dämpfen kann. „Das ist immer noch vielzuviel. Das Boot kann sich auch daraus nicht mit eigener Kraft befreien!“ ruft er. Man hört es und man will es nicht hören.

Nun sitzen alle Schiffsingenieure an den Konsolen. Amurdarjew ist wieder nach vorne, um sich um sein nun obsoletes Felsenmodell zu kümmern. Ich folge ihm. Wellington auch. Die Besprechung ist erst einmal zu Ende.

Was ist passiert? Genau wissen wir es nicht. Die plausibelste Erklärung hat Amurdarjew nach wenigen Minuten parat:

„Der Untergrund unter dem Felsen muß nachgegeben haben. Wahrscheinlich handelt es sich tatsächlich um komprimiertes Kleingeröll. Das kann plastisch reagieren. Der große Felsen sitzt ja ganz anders auf dem Grund, seit er das Boot einklemmt.“

„Und das ist jetzt ganz plötzlich passiert?“ fragt Wellington.

„Ja. Es hätte schon längst passieren können. Oder auch erst in zehntausend Jahren. Seit das Boot gegen den Felsen drückt, oder der Felsen gegen das Boot. Vielleicht hat es auch etwas damit zu tun, daß sich das Gewicht des Bootes dauernd ändert. Wir sind seit Lenzbeginn ja um einige hundert Tonnen leichter geworden. Das wirkt sich eben auch irgendwie aus.“

„Mmh. Chancen, daß sich das noch einmal auswirkt? Wir sitzen immer noch fest! Was meinen Sie?“

„Ich habe nicht die geringste Ahnung, Sir!“

In der Tat ist es müßig, darüber zu spekulieren, was passieren könnte. Immerhin hat Amurdarjew noch eine beruhigende Aussage für uns: „Es ist extrem unwahrscheinlich, daß uns der Felsen wieder fester in die Zange nimmt, wenn sich noch einmal etwas derartiges tut.“ Wir hören es und wollen ihm gerne glauben. Natürlich: Wenn irgend etwas dem Felsen die Neigung zur anderen Seite erleichtert, dann wird genau dieser Einfluß eine Neigung des Felsens in unsere Richtung unwahrscheinlicher machen. Und der Felsen auf der anderen Seite des Bootes, das Widerlager, ist sowieso so massiv, daß er sich noch nie bewegt hat – von daher droht also keine Gefahr.

Für den schlimmsten Fall der Fälle fangen wir aber noch einmal an, ein numerisches Modell der Felsen draußen zu entwickeln. Diesmal geht es aber viel schneller, weil die meisten der großen Brocken um uns herum sich überhaupt nicht und der eine nur ganz wenig bewegt hat. Es handelt sich um Verschiebungen im Millimeter und Zentimeterbereich. Was sich wesentlich mehr geändert hat, das sind die Kraftfelder durch den Felsen, da das Boot nunmehr nur noch mit der halben Kraft festgehalten wird.

So kommt es, daß wir mit unserer Arbeit um 19 Uhr schon wieder fertig sind. Damit allerdings sind wir zunächst wieder zur Untätigkeit verdammt. Aber es gibt wenigstens eine positive Nachricht: Die Schiffingenieure lassen uns wissen, daß heute Nacht um halb zwei damit zu rechnen ist, daß das Lenzen fertig ist. Im Laufe des morgigen Tages werden dann die letzten Spuren des Wassereinbruches beseitigt sein. Außer der Positionierung des Bootes, natürlich.

Am nächsten Tag erfahren wir dann auch, was zunächst gemacht werden soll. Schon am frühen Morgen ist das Boot so eingetrimmt, daß es genau in der jetzigen Lage schwimmen würde, wenn es nicht eingeklemmt wäre. Dann fangen die Schiffingenieure an, Wasser zwischen den Trimmtanks achtern und vorne hin und herzupumpen. Gleichzeitig werden die Signale von allen Außenmikrophonen analysiert. Wer will, kann sich das live über die Kopfhörer anhören – über die Lautsprecher natürlich nicht, um akustische Rückkopplungen zu vermeiden.

Ich kann der Versuchung auch nicht widerstehen: Das muß ich mir anhören!

Der rechte und der linke Kopfhörer erhalten die verstärkten Signale verschiedener Mikrophongruppen. Daher kommt es, daß ich sofort, als die Muscheln meine Ohren ganz eingeschlossen haben, den Eindruck habe, den Kopf akustisch in einen seltsamen, unirdischen Hohlraum hineinzustecken. Da ist das Brummen der Pumpen zu hören, die die Wassermengen zwischen den Trimmtanks hin- und herpumpen. Dumpfes Poltern, wenn irgenwo im Schiff jemand geht. Zahllose andere Aggregate, die an der Grenze der Lautlosigkeit ihren Dienst verrichten, aber eben doch nur an der Grenze. Das Schiff ist so gebaut, daß Geräusche schwer rein- und

ebenso schwer rauskommen. Und die Mikrophone sind so gebaut, daß sie solche Geräusche doch noch auffangen.

Vor all dem dumpfen Hintergrund der Geräusche aus dem Schiff höre ich aber auch das, worauf die Schiffsingenieure es abgesehen haben: Ein gelegentliches Knirschen und Knarren. Das Umpositionieren tonnenschwerer Wassermassen arbeitet in den Flächen, die der Fels auf das Boot drückt. Da werden erhebliche Drehmomente erzeugt, mal so rum, mal andersrum. Die große Frage: werden die Geräusche lauter? Das würde für eine baldige Lockerung des eisenharten Griffes, mit dem das Boot festgehalten wird, sprechen.

Einen solchen Trend kann ich nicht erkennen, und nachdem ich eine Viertelstunde reingehört habe, gebe ich es auf. Die Kopfhörermuscheln drücken.

Kurz, bevor ich die Kopfhörer abnehme, glaube ich, noch einen Moment lang ein Geräusch zu hören, das nicht vom Schiff verursacht sein kann: Da ist ein fernes, verhaltenes Grollen oder Ächzen. Das Geräusch läßt sich schwer charakterisieren, und es ist an der Hörschwelle – zu schwach, um sich wirklich sicher zu sein. Vielleicht entsteht es auch in meinen eigenen Ohren – meine Jugendzeit, in der ich Kopfhörer zu tragen pflegte, um mir laute Musik in die Ohren hineinzudrönen, ist schon lange her. Vielleicht hat sich an meinen Ohren seit der Zeit etwas geändert. Ich entschließe mich, diesen Lauteindruck zu ignorieren und nehme die Hörer ab. Niemand anders scheint etwas bemerkt zu haben.

Jedenfalls geschieht irgend etwas, auch wenn ich nicht weiß, ob es uns weiterbringt. Die anderen fühlen wohl genauso – es breitet sich bald eine Atmosphäre gespannter Untätigkeit im Boot aus. Bis auf vorne, wo immer noch die letzten Spuren des Wassereinbruches beseitigt werden.

Dann kümmern wir uns noch einmal um die Systembelastung durch die Prozesse, auf die wir keinen Einfluß haben und von denen wir nicht wissen, was sie machen. Diese Prozesse sind immer noch da. Das ist aber auch schon alles, was wir rauskriegen.

„Wenn es ein Jucks ist, dann ist die Pointe schon längst totgeritten!“ sagt Carola. Und ich denke daran, wie passend das Wort ‘totreiten’ jederzeit werden könnte.

„Kann es sein, daß es Reorganisationsprobleme sind, die nur eine größere Systembelastung vortäuschen?“ frage ich, „Defragmentierte Dateibelegung auf den Massespeichern oder…“

„Nein.“ sagt Carola.

„Oder könnte es sein, daß bloß…“

„Auch nicht.“

„Du weißt doch noch gar nicht, was ich fragen will!“

„Ich will ja nur sagen, daß diese Systembelastung echt ist.“

Irgendwie habe ich das Gefühl, daß eine fachliche Diskussion mit mir jetzt nicht erwünscht ist. Ich ziehe mich deshalb in die Zentrale zurück. Dort wird immer noch, oder schon wieder, über das Thema diskutiert, wie man das Boot freibekommt. Nach der ersten Euphorie ist jedem nur zu klar, daß auch ein Einklemmen des Bootes mit der halben Kraft immer noch zuviel ist und unsere Lage nicht im mindesten verbessert. Außer vielleicht, daß die Struktur des Bootes weniger belastet wird.

Die Idee mit der kalten Salzsole ist inzwischen gestorben. Es ist einfach nicht machbar, die Sole zum Felsen zu bringen – sie würde ganz woanders hinfließen und sich wahrscheinlich beim Austritt aus dem Bootskörper zu sehr mit dem umgebenden Salzwasser vermischen. Auch von der Erwärmung des Felsens durch die Bordscheinwerfer redet niemand mehr, nachdem man etwas nachgerechnet hat. Im Moment zielt der Konsensus darauf hin, zunächst mal eine ganze Weile mit den Trimmtanks des Bootes dasselbe zu wippen. Das nächste wäre die Option mit dem seismischen Torpedo. Darüber hinaus gibt es keine weitere Ideen. Ich klemme mich in einen Winkel zwischen der Wand und einer Konsole und höre zu. Schließlich habe ich auch keine Ideen, und es ist hier nicht der geeignete Platz, sich trotz absoluter Ideenlosigkeit zu profilieren, wie es im Obersten Führungskreis meiner alten Firma der Brauch war.

Amurdarjew kommt vom vorderen Oberdeck zu uns. Er hat eine Idee:

„Dieser Sonnenstein – wir können nicht nachweisen, daß er den großen Felsen im mindesten stützt. Er lehnt sich wahrscheinlich nur dagegen. Einfach so.“ beginnt er, nachdem er so in die Runde gesehn hat, daß jeder gemerkt hat, daß er etwas sagen will.

„Haben wir etwas davon?“

„Ja. Wir könnten ihn mit einem der Kameraträger anheben!“

„Kaum.“ sagt Amerlingen, „Der hat um die zwei bis drei Kubikmeter. Circa fünf bis acht Tonnen.

„Oder mit zweien. Sehen Sie doch – er steht fast senkrecht!“

„Selbst, wenn das ginge – wollen Sie ihn dann wieder zurückfallen lassen? Es gäbe nur einen schwachen Stoß – eben weil er praktisch senkrecht steht!“

„Ich will ihn zur anderen Seite fallen lassen!“

„Davon haben wir doch noch weniger.“

„Sehen Sie doch mal genau auf das Bild! Rechts und links von dem Sonnenstein sind diese Steinbänke. Von oben gesehen bilden diese mit dem Sonnenstein zusammen einen groben Zirkel, dessen Segmente nur ungenau ineinander passen. Der Sonnenstein kann nicht ganz ungehindert nach innen fallen, weil ihm die Bänke zur Rechten und zur Linken dazu etwas zuwenig Platz lassen.“

„Dann wird er diese Bänke beim Fallen wohl zur Seite schieben.“

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Sehen Sie mal genau hin: Wenn wir von der Kreismitte auf den Sonnenstein sehen, dann würde dieser beim Fallen die rechte Bank nach rechts und die linke nach links schieben. Die rechte Bank zumindestens kann er aber gar nicht verschieben – jedenfalls nicht in ihrer Längsrichtung. Die endet nämlich in dem Geröllhaufen.“

„Das müßte man mit Ihrem Modell nachprüfen.“ schlägt Amerlingen vor.

„Das habe ich getan. Deshalb bin ich ja auf die Idee gekommen. Die rechte Bank hat keinen Millimeter Spielraum. Jedenfalls, wenn man sie in ihrer Längsrichtung verschieben möchte.“

„Mmh.“

„Auf der linken Seite ist der Kreis vollständig. Wenn die linke Bank nach links verschoben wird, dann würde sie dazu die nächste Bank verschieben müssen, aber es wäre möglich. Bis dahin einverstanden?“

„Ja. Gut. Der Sonnenstein würde also nicht ganz ungehindert umfallen. Aber er würde umfallen.“

„Er würde umfallen. Meiner Meinung nach würde er aber dabei die Bänke mit großer Kraft auseinander und zur Kreismitte hin drücken. Sie sehen ja den Hebelarm. Wie's genau abläuft, kann man nicht sagen."

Amerlingen kratzt sich am Kopf. Amurdarjew redet weiter: „Sehen Sie, was der Fuß des Sonnensteins machen würde? Wie der sich bewegen würde, wenn der große Stein kippt? Sieht es jeder?"

Wellington wendet sich an Makenzie: „Holen Sie uns mal aus den bisherigen Aufnahmen eine Auswahl heraus. Ich möchte den Stein von allen Seiten sehen!"

Während Makenzie arbeitet, spricht Kufferath, der gerade aus seinem Reaktorraum in die Zentrale gekommen ist, aus, was den anderen vielleicht schon aufgefallen ist: „Der drückt da unten gegen!"

Amurdarjew präzisiert: „Ja. Wenn die Bänke rechts und links unverrückbar währen, dann würde er gegen den Fuß den großen Felsens drükken. Einen kurzen Moment nur, das aber mit großer Kraft. Wahrscheinlich würde er zurückfedern und dann doch irgendwie zwischen den Bänken durchrutschen, vielleicht auch dabei zerbrechen. So wird er die Bänke verschieben – die linke wahrscheinlich mehr als die rechte. Der Effekt ist nicht ganz so groß. Und man weiß nicht, wie groß er genau ist. Die Oberflächen reiben gegeneinander, verhaken sich, oder auch nicht, Unebenheiten brechen heraus. Und darüber hinaus wissen wir nicht, ob eine kurze Kraftanwendung gegen den Fuß des großen Felsens irgend etwas bringt."

Wellington sieht Amerlingen an: „Was meinen Sie?"

„Die Kameraträger sind zu schwach! Um Größenordnungen zu schwach. Das sind keine Zugmaschinen!"

Da fällt mir aber etwas ein: „Dann werfen wir das Ding eben mit einem seismischen Torpedo um. Das geht sicher!"

„Wir wollen die Explosionsdruckwellen doch vermeiden!" protestiert Amerlingen.

„Wenn's doch nicht anders geht!"

Wir reden weiter über das Problem. Rasch stellt sich heraus, das ein seismisches Torpedo gar nicht zwischen den Fels und den Sonnenstein paßt, höchstens ganz unten, wo es für diesen Zweck nichts nützt. Das

macht es noch schwieriger, den Sonnenstein umzuwerfen. Nur in einem Punkte hat Amurdarjew recht: Das Ding steht fast senkrecht.

„Worauf steht er denn?“ will Amerlingen wissen, „können Sie das rauskriegen?“

„Denken Sie an Kleingeröll? Ich rede mal mit Herrn Daum. – Aber dies Kleingeröll zwischen den Felsen ist kaum nachzuweisen! – Alles, was wir da machen, ist bessere Spekulation.“

„Trotzdem,“ sage ich schließlich, „wenn wir schon eine Explosion machen, dann könnte der Stein unsere Chancen verbessern. Irgendwo am Fuße, wo der große Fels aufsitzt, sollte die Explosion sowieso stattfinden. Wenn dann noch zusätzlich der Sonnenstein umkippt, dann wären das zwei Versuche in einem: Die Explosion selber könnte die Standfestigkeit des großen Felsens erschüttern, und der kippende Sonnenstein gleich darauf noch einmal. – Wenn er kippt.“

„Meinen Sie, daß er kippen würde?“ fragt Amerlingen, „Dazu fände die Explosion schließlich an der ungeeignetsten Stelle statt – da ganz unten.“

„Könnte man vielleicht auch durch Simulation feststellen. Weiß ich nicht. Genauso gut könnte es sein, daß der Fuß des Sonnensteins verschoben wird, und davon haben wir natürlich gar nichts.“ Ich kann genauso wenig Konkretes sagen wie alle anderen auch.

„Was glauben Sie, wie sich die Druckwellen der Explosion verändern, wenn das Torpedo zwischen Fels und Sonnenstein explodiert?“ fragt Wellington.

„Das kriegen wir am besten auch mit Simulationen heraus.“

„Gut,“ entscheidet Wellington, „warten wir die Ergebnisse der Simulationen ab.“ Damit ist diese informale Besprechung wieder zu Ende

Der ganze Montag vergeht in äußerer Untätigkeit, jedenfalls für die meisten. Edwin, Carola und Amurdarjew sind mit den seismischen Simulationen beschäftigt. Andere dürfen kaum mitmachen, weil dann der Kommunikationsoverhead so ansteigen würde, daß letzten Endes weniger Arbeit erledigt würde. Die alte Erfahrung vieler Software-Projekte: ‘Adding manpower to a late projekt makes it later.’ Ich selbst vertreibe die Zeit damit, durch die Schiffsdokumentation zu wühlen, ein bißchen in der Hoffnung, daß ich irgend etwas finden könnte, was uns weiterhilft.

Am Abend wendet Edwin sich über das Interkom an Wellington und schlägt eine weitere Besprechung vor. Wenig später sind wieder alle, die sonst nichts zu tun haben, in der Zentrale.

„Also, wir haben fast nichts herausgekriegt, was richtig konkret ist. Alle Simulationen hängen von Randbedingungen ab, die wir nur ungenau kennen: Wie fest stehen diese Steinbänke und der Sonnenstein selbst auf dem Boden, wo ist welche Unebenheit, was ist direkt unter dem großen Fels und so weiter. Ich habe einige Bilder vorbereitet."

Edwin macht sich an der Tastatur des Koppeltisches zu schaffen, wozu Wellington, Fahlenbeek und Makenzie zur Seite rücken müssen. Auf dem Koppeltisch und auf dem großen Bildschirm an der Stirnwand der Zentrale erscheint eine Querschnittszeichnung des Felsens, der uns festhält. Deutlich ist, vergleichsweise klein, der Sonnenstein zu erkennen, der dagegen lehnt.

„Wenn man eine Explosion zwischen Felsen und Sonnenstein auslösen möchte, so hat man aus Platzgründen nur die Möglichkeit, dies genau hier unten zu tun. Wie Sie sehen, ist dabei das Kippmoment auf den Sonnenstein denkbar gering. Mindestens genauso wahrscheinlich ist es, daß der Fuß des Sonnensteins zur Seite gerückt wird – das wurde ja schon angesprochen – und noch wahrscheinlicher ist es, daß der Fuß des Sonnensteins zerschmettert wird."

„Von dem bißchen Explosion?" fragt Fahlenbeek.

„Die Simulationen haben es so herausgekriegt. Vergessen Sie nicht, daß diese seismischen Torpedos, trotz ihrer geringen Sprengstoffbeschickung, auf einen sehr kurzzeitigen Druckimpuls optimiert worden sind. Dabei werden, fedenfalls in der unmittelbaren Nähe der Explosion, sehr hohe Drucke erreicht. – Wir kennen die Festigkeit des Sonnensteines nicht. Es ist eine Art Granit, aber Herr Amurdarjew ist sich da auch nicht sicher. Es wäre sehr hilfreich, ein Stück davon ins Boot zu bringen."

Jeder weiß, daß wir das nicht ohne weiteres können. Vielleicht kann man mit den Kameraträgern etwas in dieser Richtung improvisieren, und ich mache mir eine geistige Notiz, um das eventuell noch einmal zur Sprache zu bringen.

Einen Moment lang schiele ich zu Cohausz rüber. Aber Günther hört aufmerksam zu und hat offenbar keine Absicht, zu bemerken, was mit seismischen Torpedos während dieser Reise schon angerichtet wurde, und von wem und unter welchen Umständen.

„Der nächste Punkt sind die möglichen Einflüße der Druckwellen auf das Boot.“ fährt Edwin fort, „Ich kenne mich nicht in Druckwellenphysik aus und muß einfach wiedergeben, was das Simulationsprogramm herausgefunden hat. Da sind die Nachrichten nämlich etwas besser.“

Wie schön!“ sagt jemand, ich kriege aber nicht heraus, wer.

„Diese sehr hochfrequenten und scharfen Druckwellen erreichen das Boot nur auf mehrfach indirektem Wege. Schon am Explosionsort werden sie mehrfach reflektiert. Es werden rechts und links unter dem Sonnenstein heraus die stärksten Druckwellen herauslaufen – leidlich gut gerichtet, und glücklicherweise dahin gerichtet, wo sich diese Höhlen forterstrecken. Wir werden also keine starken Reflexionen bekommen. Zusätzlich handelt es sich , wie ich schon gesagt habe, um ein Paket aus sehr inhomogen zusammengesetzten Druckwellen, die an Stärke viel eingebüßt haben. – Sollte übrigens der Sonnenstein zerbrechen, dann werden die Druckwellen noch viel geringer sein, weil ein Teil der Druckwellenenergie zur Zertrümmerung des Steines verbraucht wurde.“

Ich bin überrascht, wie zutreffend Edwin die physikalischen Sachverhalte schildert. Da hat er sich offenbar mehrfach mit den Ingenieuren oder mit Amurdarjew unterhalten.

„Dann gibt es noch die Druckwellen, die direkt durch den Fels hindurch auf das Boot zulaufen. Die sind aber sehr schwach, und sie werden durch Inhomogenitäten im Fels selbst gebrochen, so daß sie auf mehrfachem Wege mit geringen zeitlichen Unterschieden bis zum Boot kommen. Alles zusammen: Das Boot ist durch die Explosion viel weniger gefährdet, als wir zunächst angenommen haben.“

„Großartig,“ sagt Amerlingen, „wir könnten das also auch riskieren, wenn die Aussichten, daß es uns etwas bringt, gering sind – verstehe ich das richtig?“

„Ja.“ sagt Edwin.

Amerlingen sieht Wellington an: „Dann sollten wir das auf jeden Fall tun.“ Wellington nickt, sagt aber nichts, und Edwin fährt fort.

„Das war das konkrete Ergebnis: Das Boot wird durch eine Explosion eines seismischen Torpedos, jedenfalls an dieser Stelle, nicht gefährdet. Nun der unkonkrete Teil: Ob es was bringt, bleibt nach wie vor Spekulation. Wir haben alles, was passieren könnte, schon durchgesprochen. Dabei bleibt es. Ich kann nicht einmal sinnvoll irgendwelche Wahrscheinlichkeiten angeben. Wenn man bei den Simulationen nur eine Kleinigkeit verändert, dann kommt etwas völlig anderes raus.“

„Was ist denn mit den anderen Felsbrocken, die auch noch an dem großen Felsen anliegen?“ frage ich, „kann man da auch etwas machen?“

„Müssen wir auch erst ausprobieren. Da sind die Geometrien komplizierter, und deshalb haben wir das erst einmal zurückgestellt. Es war nicht genug Zeit.“

„Es kritisiert Sie ja niemand,“ sagt Wellington, „es ist schon sehr wertvoll, was Sie rausgekriegt haben. Das Boot würde nicht gefährdet. Oder sieht jemand methodische Fehler in dem bisherigen Vorgehen und der Argumentation?“ Als niemand einen Einspruch hat, fährt Wellington fort: „Dann schlage ich für morgen früh die erste Versuchsexplosion vor. Das Schiff ist soweit okay, bis dahin?“ Er sieht Fahlenbeek, Amerlingen und seine Schiffsingenieure an.

„Jetzt schon,“ sagt Makenzie, „wir könnten sofort auf ebenen Kiel gehen und davonfahren – wenn der Felsen uns ließe.“

„Gut.“ entscheidet Wellington, „Dann setzen wir den Knall um morgen früh neun Uhr an. Feierabend, meine Damen und Herren!“

Das mit dem Feierabend ist natürlich im Moment nur eine Redensart. Jeder ist sich ständig der bedrohlichen Situation bewußt. Es ist interessant, wie unterschiedlich die Mitarbeiter reagieren: Manche reden über nichts anderes, und andere wollen gar nichts mehr von der ganzen Sache wissen – wenigstens für ein paar Stunden. Einige – auch Natalie, die mir irgendwie gram ist, ziehen sich zurück, vielleicht, um im Schlaf Vergessen zu suchen. Und wer bin ich denn, die Verhaltensweise von irgend jemandem zu kritisieren?

Die Kantine ist an diesem Abend wieder in Betrieb. Sie liegt natürlich genauso schief wie alle anderen Räume, aber schon die bloße Tatsache, daß sich nicht mehr alle Mitglieder der Besatzung des Schiffes auf den Quadratmetern drängen, auf denen wirklich gearbeitet wird, ist ein Gewinn. In der Kantine kann laut geredet und diskutiert werden, ohne daß es jemanden stört.

Daß bei dieser Lage des Bootes die Kantine wieder als erstes vollaufen würde, wenn jetzt wieder erneut Wasser einbräche, fällt jetzt wahrscheinlich nicht nur mir ein. Aber es ist unwahrscheinlich, und ebenso unwahrscheinlich ist es, daß ein erneuter Wassereinbruch sich wieder rechtzeitig stoppen ließe. Am anderen Ende des Bootes hätte man also kaum einen Sicherheitsvorsprung. Außerdem sind die Reaktorräume nicht direkt gemütlich. Also sitzen wir in der Kantine.

Carola, Edwin und ich sitzen eine Weile zusammen am selben Tisch – soweit 'sitzen' der richtige Ausdruck ist. Das hat jetzt nichts mehr mit Cliquenbildung zu tun, weil das ganze Team sich inzwischen schon gut zusammengefunden hat.

„Wenn du das gewußt hättest, dann wärst du wohl nicht nach Ullapool gekommen, bloß um dir das Boot anzusehen, oder?" frage ich Edwin.

„Das weiß ich nicht," sagt er zu meiner Überraschung, „irgendwie glaube ich, daß wir durchkommen. Es sah ja sogar schon schlimmer aus. – Irgendwie lebt man intensiver, wenn man sich dauernd darum bemühen muß, am Leben zu bleiben."

„Spricht so ein Familienvater?"

„Er spricht ja nicht zu seiner Familie."

„Mmh. Und du, Carola?"

„Ich wünschte, ich hätte dein Buch nie gelesen. Oder dir nie geglaubt."

„Komisch," sage ich, „wenn man mich vor einer Minute gefragt hätte, dann hätte ich eure Reaktion genau andersrum erraten!"

„Was ist daran komisch?" fragt Carola, „Ich möchte nur ein hohes Alter erreichen!"

„Das wirst du."

„Woher willst du das wissen?"

„Statistische Erwägungen sprechen dafür. Die größte zeitliche Strecke zu einem hohen Alter haben wir bereits zurückgelegt, wir alle hier!“

„Bist du bei Natalie auch so charmant?“

Ich weiß, wann es an der Zeit ist, ein Thema wieder zu verlassen. Bevor wir in tiefsinigere Diskussionen einsteigen, ziehe ich mich zurück. – Vielleicht ist es die letzte Nacht in einem schiefen und schlagseitigen Bett.

Und wie der Berg kommt

Dienstag, der 26. Januar 1999. Der 13. Expeditionstag nach offizieller Zählung. Die Besatzung ist früh auf den Beinen. Schon kurz nach acht werden zwei Kameraträger und ein scharfes, seismisches Torpedo ausgeschleust. Jeder, der nichts anderes zu tun hat, hockt an einer Konsole. Besonders von der nautischen Besatzung weiß aber auch jeder, wo er zugreifen muß, wenn irgend etwas am Schiff beschädigt werden sollte. Was sehr unwahrscheinlich ist – wahrscheinlich werden wir von der Explosion kaum etwas hören.

Ich bin im vorderen Oberdeck und beobachte auf meiner Konsole, wie die Bombe vorsichtig unter den Sonnenstein dirrigiert wird. Mit halbem Ohr höre ich über das Interkom die Diskussion aus der Zentrale – man ist sich noch nicht einig, wo die beiden Kameraträger positioniert werden sollen. Die sollten ja eigentlich auch unbeschädigt bleiben, und deshalb ist es nicht möglich, aus nächster Nähe seitlich unter den Sonnenstein zu sehen, wenn die Bombe hochgeht, wenn man nicht eine der Dronen opfern will.

Schließlich entscheidet man sich dafür, den einen Kameraträger etwa 15 Meter vom Felsen entfernt in fünf Metern Höhe zu positionieren, und der andere entfernt sich soweit, daß Explosionsort, der große Felsen und der größte Teil des Bootes gleichzeitig ins Bild kommen. Die Außenscheinwerfer der CHARMION werden so gerichtet, daß eine möglichst gute, gleichmäßige und indirekte Ausleuchtung der Szenerie erreicht wird: Der Kameraträger soll nicht direkt geblendet, aber es soll möglichst viel Licht erzeugt werden. Es werden auch Scheinwerfer nach oben gerichtet.

Als alles bereit ist, haben wir nur noch wenige Minuten bis 9 Uhr. Echolot- und Radarmessungen laufen dauernd, um jede Veränderung in der Umgebung zu erfassen. Das Streßanalyseprogramm überwacht die mechanische Bootsbelastung laufend. Das Boot ist, bis auf seine eingeklemmte Lage, voll funktionsfähig, und wir werden dafür sorgen, daß das so bleibt.

Als der SISC genau 9 Uhr anzeigt, passiert wenig. Wie zu erwarten ist die teilweise abgeschirmte Explosion kaum zu hören, und im Moment trage ich keine Kopfhörer, um die Signale der Außenmikrophone zu ver-

folgen. Ein gedämpfter, dumpfer Schlag, das ist alles. Ein fahler Lichtblitz auf den Übertragungen der Dronen, ein schemenhafter Schein rechts und links vom Sonnenstein.

Der Sonnenstein kippt nicht.

Während von der Zentrale aus die Dronen wieder zum Explosionsort gesteuert werden – beide sind unbeschädigt – kümmern wir uns hier um die Auswertungen der Streßanalyse und der Echomessungen.

Schnell steht fest: Die klammernde Kraft auf das Boot hat sich nicht im geringsten verändert. Bei den Echolotmessungen gibt es Änderungen, aber was diese bedeuten, muß man erst rauskriegen. Irgendwelche Steine sind umpositioniert worden, wenn auch nicht der Sonnenstein. Und schon gar nicht der große Felsen.

Dann haben wir den Fuß des Sonnensteines wieder groß im Bild. Wenn wir es nicht wüßten, würde es auf den ersten Blick nicht auffallen, daß dort eben eine Explosion stattgefunden hat, die einen Menschen in einigen Metern Umkreis auf der Stelle getötet hätte. Amurdarjew erläutert, daß einige heller gefärbte Flecken von abgeschehrtem Material zeugen, und in der Tat, wenn man diese Aufnahmen mit Aufnahmen vor der Explosion vergleicht, dann sieht man es deutlich.

Wenig Resultate. Und dann teilt uns Carola noch mit, daß die Rechnerauslastung vom Zeitpunkt der Explosion an für etwa eine halbe Minute steil angestiegen ist, und zwar nicht aus Gründen der laufenden Auswerte-Programme, die wir ja alle selbst veranlaßt haben.

„Also deine Phantomprozesse haben auf die Explosion reagiert?“ frage ich.

„Ja. Sieht so aus. – Und ich habe nicht die mindeste Ahnung, warum!“

Wellington meldet sich: „Hat der Sonnenstein wenigstens abgehoben, Herr Daum?“

„Können wir nicht sagen,“ sagt Carola stellvertretend, weil Edwin gerade wieder viel zu tun hat, „Zu viele Signale gleichzeitig.“

„Und was ist mit dem – nanu! Waren Sie das?“

Wir sehen, was er meint: Auf unseren Bildschirmen taucht eine Meldungsbox auf. Auf allen Bildschirmen:

SUPERVISOR CRASH PRIORITY MESSAGE:

ADVISE IMMEDIATE WITHDRAWAL FROM CURRENT POSITION

SUPERVISOR UNABLE TO MANOVER

„Oh," sage ich, „Ist das eines von den laufenden Anwenderprogrammen?"

„Nein," sagt Edwin, „die kenne ich inzwischen gut genug."

„Mmh. Klingt wie eine Warnung, nicht?"

„Würden Sie mir vielleicht antworten! Haben Sie diese Message auf den Bildschirmen ausgegeben?" fragt Wellington ungeduldig nach.

Ich informiere ihn stellvertretend, daß dem nicht so ist. „Wir wissen im Moment noch nicht, welche Systemkomponente dafür verantwortlich ist." schließe ich.

„Immerhin," sagt Carola, „welcher Systemteil auch immer dafür veantwortlich sein mag, er weiß ganz genau, daß das Boot sich nicht bewegen kann."

„Trotzdem ist dieser Teil des Systems der Meinung, daß wir uns jetzt bewegen sollten – gerade jetzt! – Warum?"

„Vielleicht hat es sich erschreckt, bei dem Knall!"

„Im Ernst, jetzt."

„Ich meine es im Ernst. Es muß mit der Explosion zusammenhängen."

„Die hat doch gar nichts gebracht!" sagt Edwin.

„Bist du sicher? Wir haben noch nicht zu Ende ausgewertet!" erwidert Carola.

„Dann tut das doch mal." schlage ich vor.

Jetzt meldet sich Amerlingen über das Interkom: „Wir probierens nochmal – wahrscheinlich sind wir um 10 Uhr soweit. Haltet euch bereit!"

„Na, ob das was nützt." sage ich, und laut über's Interkom: „Verstanden. Nächster Knall um zehn. Sollen wir uns melden, wenn wir bis dahin etwas herausfinden?"

„Das wäre ganz reizend!" sagt Amerlingen's Stimme.

Wir teilen uns die Arbeit. Ich gehe die Ausgaben des Streßanalyseprogrammes genau durch, während die anderen sich mit der Umgebung beschäftigen. Das war eine günstige Arbeitsverteilung, denn ich bin sehr schnell fertig: Die mechanische Belastung des Bootes hat sich nicht geändert, weil die klammernde Kraft sich nicht geändert hat, und die Reste der Druckwelle, die das Boot erreicht haben, haben nichts schädliches bewirkt.

In unregelmäßigen Abständen taucht die Meldungsbox, die uns einen schnellen Rückzug aus dieser Position nahelegt, erneut auf. Wir würden es ja gerne tun, denke ich, wenn wir könnten.

So um halb zehn stellen Edwin und Amurdarjew fest, daß sich draußen auch wirklich nichts geändert hat, was für uns irgendeinen Nutzen bringt. „Wir machen vor der nächsten Explosion noch einmal eine aufintegrierende Echolotmessung der gesamten Umgebung.“ sagt Edwin, „Wenn sich irgendetwas ändert – wir finden es!“

Dann streiten sich Gerald und Edwin darum, ob nur die Felsen an unserer Steuerbordseite angemessen werden sollen, oder die gesamte, durch Echolot und Radar erreichbare Umgebung. „Macht alles,“ versuche, ich zu vermitteln, „Wir haben genug Rechenkapazität dafür.“ Also wird alles vermessen: Rechts und links, oben und unten, hinten und vorne.

Während die Minuten verstreichen, sehen wir auf verschiedenen Bildschirmen, wie sich die schleierartigen Felsformen zunehmend konkretisieren. Gleichzeitig versucht der Rechner, diese Informationen mit allen Informationen, die er schon kennt, zur Deckung zu bringen.

Ich denke daran, daß wir allmählich zahlose verschiedene Modelle der Umgebung außerhalb des Bootes haben. Durch jede der stereoskopischn Korrekturen wird ein neues erzeugt, durch jede Explosion und durch jede spontane Bewegung im Geröll werden die tatsächlichen Daten geändert, jede tentative Füllung von Meßlücken erzeugt ein neues Modell. Wenn wir hier raus sind, dann wird viel Datenkomprimierung notendig sein, und natürlich auch Wegwerfen von belanglosem Material.

„Guck mal, da ist ja schon wieder sowas!“ sagt Edwin plötzlich.

„Was? Wie? Wo? – Ich war in Gedanken!“

„Da, an der Höhlendecke!“

Ich sehe genauer hin. Und dann erkenne ich es auch wieder:

„Wie am letzten Samstag! Horizontale Risse in der Höhlendecke! – Das ist es, wovor das Boot uns dauernd warnen will! Das hatten wir schon!“ erklärt Edwin.

Amurdarjew kratzt sich den Kopf: „Also, allmählich glaube ich das nicht mehr. Das wäre das zweite Mal, daß wir uns an einer Stelle aufhalten, die angeblich vom Einsturz bedroht ist! – Aber diese Höhlen sind uralt, also sind sie sehr stabil. Da kann nicht alle Tage etwas einstürzen!“

Edwin dreht das Bild der Höhlendecke über uns in einen Winkel, der uns erlaubt, von der Seite hineinzusehen. Diesmal ist es eine ganze Gruppe von horizontalen Rissen, die so am besten zu sehen sind. Wir sehen es jetzt erst – das Boot hat es schon längst bemerkt. Unglaublich. Was weiß der Rechner denn noch, was wir nicht wissen?

„Also erst einmal“ denke ich laut nach, „ist es gar nicht gesagt, daß diese Risse tatsächlich einen Einsturz ankündigen. Beim letzten mal haben wir ja das Weite gesucht, bevor etwas passierte. Und es kann sein, daß diese Risse schon immer da waren. Seht doch nach draußen – es liegt ja genug Geröll herum, das irgendwo aus der Decke gebrochen sein muß!“

„Das ist nicht von hier!“ protestiert Amurdarjew, „Ich sehe nichts, was nachweislich gerade hier aus der Decke gebrochen sein könnte!“

„Mag sein.“ fahre ich fort, „aber es kann natürlich auch sein, daß es, hier wie damals, unsere bloße Anwesenheit ist, die die Höhlendecke verändert hat.“

„Unsere Hitzeproduktion.“ sagt Edwin.

„Genau.“

„Dann könnte es aber runterkommen.“

„Besonders,“ sagt Amurdarjew, „Wenn wir noch mit einem Knall nachhelfen.“

„Ja. Wir müßten erst – Himmel, wie spät ist es?“ Jeder sieht zum SISC: Die letzte Minute vor 10 Uhr ist gerade angebrochen.

„Ich würde die Risse da oben lieber noch eine Weile beobachten, bevor wir noch einmal eine Explosion machen. Was meint ihr?“

Amurdarjew nickt. Edwin auch. Ich greife zum Interkom. Amerlingen meldet sich.

„Können wir die Explosion noch stoppen?“

„Warum sollten wir das tun?“ fragt Amerlingen, „Geht auch gar nicht – Beide Torpedos sind schon auf Eigen-Countdown!“

„Was? Zwei? Wieso sagt uns das niemand?“

„Wir können es uns leisten! Die Wirkung am Boot war gering!“

„Die Wirkung an der Höhlendecke war weniger gering! Geht es wirklich nicht, die beiden…“

„An der Höhlendecke?“ Amerlingen begreift schnell. Aber es nützt nichts mehr. Die beiden Torpedos sind an Ort und Stelle, und sie zählen völlig unabhängig und selbstständig ihre letzten Sekunden aus.

„Hoffentlich irren wir uns.“ sagt Edwin. „In acht Sekunden wissen wir’s.“ füge ich hinzu.

Diese acht Sekunden lang sagt niemand etwas. Ich denke daran, daß ich wenigstens die Alternative hätte, daran zu glauben, in Kürze da zu sein, wo Irene jetzt ist, wenn etwas schief geht. Aber ich habe keinen Glauben. Ich habe nur Angst vor dem Tod. Vielleicht nicht wegen Schmerzen – wenn jetzt etwas passiert, dann wird es schnell geschehen – aber das Leben ist doch so wahnsinnig interessant. Gerade jetzt. Ich will nicht mitten in einem aufregenden Film abschalten. Noch vier Sekunden. Was man sich in der kurzen Zeit so überlegt!

Der dumpfe Knall, der dann durch die Wände des Bootes dringt, ist kaum stärker als der vor einer Stunde. Klar: Die Lautstärkewahrnehmung ist in etwa logarithmisch. Auch wird ein Teil der Druckwelle jeder der beiden Explosionen in die Gasblase der jeweils anderen Explosion hineingelaufen sein, was weiter zu einer gewissen Dämpfung der gesamten Druckwelle führt.

Es gibt noch ein paar weitere Überlegungen, mit denen ich mich zu beruhigen versuche. Was die anderen sich denken, weiß ich natürlich nicht, aber wir alle kleben an den Bildschirmen.

Es bleibt still. Kein dumpfes Grollen, das den Einbruch der Höhle ankündigt. Und die Echolotbilder bleiben unverändert. Das allerdings müssen sie sowieso, weil es die aufintegrierten Bilder sind – auf den Echolotaufnahmen der momentanen Außensituation sind die Risse in der Höhlendecke auch mit gutem Willen kaum zu erkennen.

Ein paar Sekunden sind wir schon über den Detonationszeitpunkt hinaus. Und noch ein paar Sekunden. Jede Sekunde fällt die Wahrscheinlichkeit, daß unerwartete Auswirkungen der Explosion eintreten. Jede Sekunde vergrößert die Wahrscheinlichkeit, daß wir noch weitere Sekunden leben werden.

Und dann denke ich: Reg dich ab, Herwig! So kritisch war die Situation gar nicht.

Wieder drängt sich eine Alarmbox in den Vordergrund. Entweder weiß das Boot schon wieder mehr als wir, oder diese Meldungen kommen immer in gewissen Zeitabständen.

So," hören wir Wellington über das Interkom, „jetzt möchte ich aber mal genau wissen, was los ist! Wieso hätten wir die Explosionen stoppen sollen?"

„Am besten, Sie kommen mal rüber und sehen sich's an!" schlage ich vor. Und leise zu den anderen: „In seinem Alter kann ein bißchen Bewegung nicht schaden!" Dabei habe ich einen Moment lang wie zufällig die Hand auf dem Mikro.

„Apropos Bewegung," sagt Amurdarjew, „da oben bewegt sich was!"

„Was?" Gerade noch die Entwarnung, jetzt der Schreck: „Du mußt dich irren!"

„Doch. Und Eigengeräusche aus der Decke. Seht doch – die Momentanaufnahme!"

Wir sehen es alle. Der blutigste Laie kann es sehen: Einige der schwachen Reflexionen, die wir als Risse in der Höhlendecke interpretiert haben, sind deutlicher geworden – viel deutlicher.

„Jetzt geht's rund – Scheiße. Das ist genau über uns."

„Ja," sagt Amurdarjew, „und es sind ein paar tausend Tonnen."

Panik erfüllt mich. Ich will hier nicht krepieren. Nicht jetzt. Ich greife wieder zum Interkom: „Amerlingen! Volle Kraft zurück! Mit allem, was drin ist – Batterien und Reaktor!"

In dieser Sekunde schwenkt Wellington sich durch das Schott vom zentralen Niedergang zu uns herein.

Und das Echo auf dem Bildschirm wird deutlicher.

„Homberg, sind Sie verrückt?"

Es ist mir egal, was Wellington sagt. „AMERLINGEN! VOLLE KRAFT ZURÜCK!“

Wellington will gerade zum Interkom greifen. „Großer Gott.“ sagt Edwin. Leise, aber alle hören es. Und wir sehen es:

Von einer Sekunde zur anderen sind die Risse auf der Momentaufnahme deutlichst zu sehen. Und sie teilen sich. Mir ist, als ob ich aus der Höhe ein Grollen höre – aber das kann jetzt noch nicht sein. Erst, wenn die Felsen auf das Boot fallen.

Der Boden zittert leicht. Amerlingen hat es getan. Er fährt die Maschinen an. Es nützt nichts, das Boot wird ja festgehalten. Wie in einem Schraubstock. „Großer Gott.“ sagt Edwin noch einmal. Der Pater, fällt mir plötzlich ein, der sagt ja gar nichts. Reklamieren denn die Religionen die Zuständigkeit in solche Extremsituationen nicht für sich? Aber Palmer sieht mit schreckgeweiteten Augen auf die Bildschirme, wie die anderen auch.

Träge kommen sie herunter. Es sieht aus wie ein Computerspiel. Jetzt sind sie scharf gezeichnet – der Übergang Wasser – Fels läßt sich gut vom Echolot erfassen. Wir werden über unsere Todesursache nicht mehr im unklaren gelassen.

Wie ein Computerspiel, denke ich. Tetris. Nur weniger regelmäßig. Irene, was für ein Schicksal – dich hat es über Cape Wrath zerrissen, abgeschossen in einer militärischen Flugmaschine, wie in einem Krieg, und ich werde tief unter Wasser zerquetscht. Ob es wohl wirklich schnell gehen wird? Hoffentlich. Ich bin kein Held. Ich will keine Schmerzen ertragen.

Rechts und links von uns ragen die Felsen, die uns einklammern, auf, höher als das Boot. Deutlich sieht man es auf den Echolotaufnahmen. Sie werden zuerst getroffen. Der Donner ist da, wie ein Gewitter, von allen Seiten gleichzeitig. Und ein Kreischen. Metall auf Fels. Das Boot – der Felsen – der Aufschlag hat ihn bewegt!

Der Boden ruckt heftig. Alles bewegt sich. Wellington stürzt, kann sich aber noch an einer Lehne festhalten. Nun zeigt das Echobild deutlich genug, daß der Felsen das Boot selber erreicht.

„Neeeiiinnn!“ War das Carola? Oder war ich es? Erkenne ich meine eigene Stimme nicht mehr? Der Boden ruckt wieder. Und wieder. Eine unbarmherzige Kraft wirft mich zu Boden.

Es ist ein Gefühl wie in einem Fahrstuhl. Oder so, ich kann darüber nicht reden, weil es zu laut ist. Jede Sekunde muß der Druckkörper einknicken. Es gelingt mir wieder, mich irgendwo festzuhalten, um nicht vorher auf den Niedergang der Kantine zuzurutschen und mir dabei das Genick zu brechen. Da bin ich eigen: Ich will die letzten Sekunden noch haben. Todesursache: Versagen des Druckkörpers. Nicht profanes Hinfallen – das kann man später im Altersheim auch noch haben.

Der Donner hört nicht auf. Wenigstens werden wir nicht auf einer Intensivstation verrecken, denke ich.

Das Boot schwankt, wie ein Boot schwanken sollte. Im Sturm. Hat unser Boot noch nie gemacht. Merkwürdig – der Boden – er ist fast eben. Bringen die Felsen das Boot noch auf ebenen Kiel, bevor sie es zerdrücken? Das Licht flackert nicht einmal. Schade. Es ist ein gutes Boot. Hält bis zum Schluß. Aber tausend und mehr Tonnen auf’s Oberdeck, in dieser Wassertiefe – das kann das beste Boot nicht aushalten.

Edwin stöhnt. Keine Verletzung – es muß die physische Anspannung sein. „Das war knapp!“ sagt er. Trottel. Wo wir gleich tot sind. Unpassende Bemerkung. Sehr unpassend. Ich sehe nach oben.

Wellington hat es auch von den Füßen gehauen, aber sonst saßen alle in ihren Sitzen. Da sitzen sie noch. Hatten die ganze Zeit die Bildschirme im Auge. Natalie wendet mir ihren Blick zu:

„Bist du verletzt?“

„Ist das wichtig?“

„Er ist nicht verletzt!“ sagt sie zu den anderen und wendet ihren Blick wieder den Bildschirmen zu. Es muß enorm interessant sein, was da zu sehen ist.

Ich versuche, aufzustehen. Wellington auch. Das Boot hält immer noch. Der Donner ist immer noch da, aber er wird dumpfer. Der Boden zittert, aber was mich am meisten stört ist, daß er fast eben ist. Das ist ungewöhnlich.

„Du hast das Interessanteste versäumt, Herwig!“ sagt Edwin. Aber seine Stimme zittert. Ihm ist nicht nach Scherzen zumute. Es ist ein Reflex, was er sagt, und wie er es sagt.

„Sind wir denn nicht…?“

„Nein, wir sind nicht.“

„Gerade eben verfehlt.“ sagt Amurdarjew.

„Wir waren doch genau drunter!“

„Die Felsen sind zuerst getroffen worden. Einen Moment lang ist er zur Seite gedrückt worden. Und das Boot hat sich selbst herausgezogen. Die Maschinen liefen ja mit voller Kraft rückwärts.“

Ich sehe die optische Außenbeobachtung nach vorne hinaus an. Es ist kaum etwas zu erkennen.

„Da waren wir eben noch.“ Amurdarjew scheint am unerschrockensten von uns zu sein, „Es ist viel Staub im Wasser. Das dauert noch eine Zeit, bis man wieder was sehen kann. Aber sieh dir die Echoaufzeichnung an.“

Die ist in der Tat am deutlichsten. Ein paar Dutzend Meter vor unserem Bug war die Hölle los. Jetzt legt sich der Donner rasch. Nur ein Rumpeln ist noch zu hören. Eine Zeitlang. Dann – Stille.

„Herwig – du hast uns das Leben gerettet.“ Das war Carola.

„Ich?“ So ein Kompliment habe ich von ihr noch nie gehört. Das kann ich nicht so ohne weiteres glauben, das sie meint, was sie sagt.

„Ja. Amerlingen hat deine Panik ernstgenommen.“

„Tja,“ sagt Wellington, „wenn ich noch in der Zentrale gewesen wäre, dann hätte ich ihn daran gehindert, die Maschinen anzufahren. – Tja.“

„Oh,“ sage ich. Jetzt ist es für alle klar: Das war knapp. Das war verdammt knapp.

Und das Boot ist frei!

Aufräumen

Der erste Eindruck täuscht nicht. In den nächsten Stunden gehen wir alle Aufzeichnungen, die in den wenigen Sekunden des Höhlendeckeneinsturzes gemacht wurden, durch. Und es wird deutlich: Das Boot ist seiner eigenen Venichtung nur um Haaresbreite entkommen. Ganz besonders erstaunlich ist, daß die Vortriebsmaschinen genau in dem Zeitpunkt ihre maximale Leistung entwickelt hatten, als die einklammernden Felsen von den ersten Teilen der Höhlendecke getroffen wurden, daß diese Felsen dann nach außen gedrückt wurden und nicht nach innen, und daß dieses gerade ausreichte, daß Boot mit seiner eigenen Kraft sich zurückziehen zu lassen.

Mindestens ebenso ein erstaunlicher Zufall ist es, daß das Boot zum Zurücksetzen um seine eigene Länge gerade soviel Zeit brauchte wie die Trümmer der Höhlendecke vom ersten Kontakt mit den einklammernden Felsen bis zur Position des Bootes. Die optischen Aufnahmen zeigen Felsen, die nur zwei Meter vom Bug entfernt niedergehen. Eher weniger.

Schuld an dieser Verzögerung ist eine große Felsplatte, die sich nach dem ersten Kontakt mit dem Felsen über dem Boot drehen muß. Dabei zerbricht sie, und die Trümmer fallen schneller. Aber die Zeit hat dem Boot gereicht.

Und dann erst ist ein Unglück durch das Eingreifen eines Besatzungsmitgliedes vermieden worden: Hätte sich das Boot weiter auf seiner Symmetrieachse nach hinten bewegt, dann hätte es mit nicht unerheblicher Geschwindigkeit die Höhlenwand oder die Höhlendecke gerammt. Amerlingen hat das Boot aber virtuos auf ebenen Kiel gesteuert und wieder zum Stillstand gebracht – nur wenige Dutzend Meter vom Höhlensturz entfernt.

Da steht das Boot jetzt noch, und wir wundern uns, daß wir noch am Leben sind. Wir sind 184 Stunden eingeklammert gewesen. Und vielleicht hätte es ohne den Höhlensturz gar keine Möglichkeit gegeben, uns aus dieser Lage zu befreien.

Von den zwei Dronen, die die Explosion der seismischen Torpedos beobachten sollten, hat es eine erwischt. Man müßte einen Stollen in den Felshaufen sprengen, um ihre Reste wiederzufinden. Sie hat noch in der

Sekunde ihrer eigenen Vernichtung Bilder übertragen, die aber nur die stürzenden Felsen zeigen, die sich plötzlich ins Bild schieben. Dann, während der Übertragung eines Bildes, bleibt das Sendesignal plötzlich aus.

Die andere Drone, die aus größerer Entfernung gleichzeitig die Explosion unter dem Sonnenstein, den einklammernden Felsen und das Boot beobachten sollte, konnten wir wieder unbeschädigt an Bord nehmen. Die Bilder, die sie übertragen hat, sind atemberaubend.

Tatsächlich war es so, daß der Felssturz durch die Außenscheinwerfer der CHARMION optimal ausgeleuchtet wurde. Man sieht auf den Bildern die herabtorkelnden Felsen, den ersten Kontakt dieser Felsen mit dem einklammernden Felsen und den Rückzug des Bootes. Für lange Sekunden sieht es aus dem Blickwinkel der Drone so aus, als könne sich das Boot nicht rechtzeitig vor dem Felssturz in Sicherheit bringen. Dann aber wird auch Amerlingens virtuoses Manöver auf das allerdeutlichste dokumentiert.

Wenn uns der Felsen erwischt hätte, denke ich, dann wäre die Drone wohl davongekommen. Aber ohne Steuerung wäre sie an Ort und Stelle geblieben, bis ihre Batterien verbraucht gewesen wären. Die Bilder, die sie übertragen hätte, hätte nie jemand zu sehen bekommen, weil sie von der Drone selbst nicht aufgezeichnet werden. Abgesehen davon, daß wohl nie jemand diesen Ort aufgesucht hätte.

Nachdem der Vorgang selber von allen aus allen möglichen Blickwinkeln angesehen und diskutiert worden ist, gibt es eine Reihe von Aktivitäten, die nun parallel von der Besatzung verfolgt werden.

Die Überprüfung des Schiffes in allen seinen Funktionen, nochmal die Untersuchung der Außenhülle mit einer ausgeschleusten Drone. Wellington möchte jeden Kratzer kennen.

Dann muß der Felssturz noch einmal aus allen Blickwinkeln photographiert werden. Von der Kultstätte mit dem Sonnenstein ist nichts mehr übrig – das war natürlich bei diesem Vorgang zu erwarten. Jeder Quadratzentimeter der Höhle wird von den Kamera-Augen der Drone inspiziert und die Bilder werden in den Speichern des Schiffes für alle Zeiten konserviert.

Im vorderen Unterdeck gibt es eine Warteschlange vor den Waschmaschinen, die jetzt wieder benutzt werden können – da möchten natürlich alle Besatzungsmitglieder so schnell wie möglich jede Spur der durchgehenden Salzwassertränkung der Kabinen beseitigen.

Und, wichtig genug, die Regelzellensteuerung muß wieder in Ordnung gebracht werden, damit das Boot wieder voll manöverierfähig ist. Wir wollen nicht noch einmal einen Wassereinbruch dort haben.

Allerdings ist dieses Vorhaben nur teilweise von Erfolg gekrönt. Carola findet Treiberprogramme, die temporär durch andere ersetzt gewesen sein müssen. „Unser großer Unbekannte hat die Spuren seines Tuns schon wieder beseitigt!“ sagt sie, „Und er hat es verdammt geschickt gemacht.“

Das nächste Problem ist die gelöschte Datenbasis für die Navigation. Sie muß unverzüglich wieder neu initialisiert werden. Dann werden wir präzise Navigation in einem Koordinatensystem machen können, dessen Lage nicht ganz so präzise bekannt ist. Das wird uns allerdings in der nächsten Zeit nur bedingt stören, sagt Amerlingen. Vorausgesetzt, wir machen weiter wie geplant.

Das allerdings werden wir tun. Von Umkehren redet niemand – dem stehen sowieso einige Probleme entgegen. Die Weiterfahrt wird für den nächsten Tag um 9:30 Uhr angesetzt.

An diesem Nachmittag und am Abend kann die Kantine endlich wieder normal genutzt werden – dank der hervorragenden Bemühungen unserer Nautischen sind von dem Wassereinbruch keine Spuren mehr zurückgeblieben. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, wie Natalie und ich mit unserem sogenannten Saubermachen die Kantine in einen schwimmenden Schweinestall verwandelt haben, kommt mir das doch etwas kindisch vor. Aber man hat wohl keinen echten Anspruch darauf, eine gewisse Zeitspanne seines eigenen Lebens hinter sich zu bringen, ohne etwas Peinliches zu machen. In keinem Alter. Es nimmt auch niemand mehr Bezug darauf, also war es doch ein unwichtigeres Ereignis in der Geschichte der Expedition. Nach dem, was jetzt passiert ist, sowieso. Wenn wir je wieder zurückkommen, dann wird es gewisse Erlebnisse geben, die die Besatzungsmitglieder noch ihren Enkeln erzählen werden. Meine erste Nachtwache mit Natalie, zum Beispiel, und deren spektakuläre Folgen. Die

Kantinenpanscherei vielleicht nicht. Eher schon wieder den nächtlichen Wasserguß über Natalie und mich.

Woran aber einige sich genau erinnern ist, daß zu anderen Gelegenheiten ganz plötzlich Alkohol aufgetaucht ist. Wenn nicht jetzt, wann ist denn dann etwas zu feiern? Besonders Aldingborg und Kufferath drängen darauf. Dann erklärt Amerlingen aber, daß niemand mit einer so dichten Folge von bewältigten, gefährlichen Situationen gerechnet habe und daß man deshalb die restlichen Alkoholvorräte einteilen müsse. Wenn es welche gäbe. Es gibt natürlich keine mehr. Niemand glaubt ihm. Amerlingen stellt klar, daß die nächste Gelegenheit das Erreichen der Welthöhle selbst sei. Jedenfalls sei das die Meinung des Alten, und damit basta. Kufferath gibt sich zufrieden, ebenso Aldingborg, der aber besonders deshalb, weil er um 16 Uhr seine Wache antreten muß – er hätte also sowieso nüchtern bleiben müssen.

Trotz des fehlenden Alkohols ist die Stimmung in der Kantine gut, und was vielleicht noch merkwürdiger ist – trotz der unbestreitbaren Tatsache, daß unter uns ein Verräter sitzt. Mir wird rasch der Mechanismus klar: Die Besatzungsmitglieder sitzen in Cliquen zusammen und vermuten jeweils, daß jemand außerhalb dieser Clique der große Unbekannte ist. Bei den Nautischen hat man mehrheitlich einen der Wissenschaftliche in Verdacht, und umgekehrt.

„Jetzt kann eigentlich nicht mehr viel passieren," sagt Cohäuszchen, zu vorgerückter Stunde, „wir erreichen die Welthöhle, und dann kommen wir hinein – oder nicht."

„Ach Günther," meldet sich Solzbach ganz unerwartet zu Wort, während er sich ausgiebig seinen Bart kratzt, „du bist ja nur auf die Granitbeißerinnen scharf. Aber die werden schon einen Mann aus dir machen, sei getrost!"

Schwaches Lachen. „Stellt euch das bloß nicht in irgendeiner Form amüsant vor!" sage ich, „Da sind ganz fiese Charaktere drunter."

„Wieso? Du hast dich doch mit deiner Charmion auch ganz gut vertragen?" Solzbach scheint seit unserem letzten Abenteuer lebhafter geworden zu sein. Ob die Lebensgefahr jemanden tatsächlich so aus – berechtigten – Depressionen rausreissen kann?

„Laß Charmion aus dem Spiel.“ sage ich.

„Er hat jetzt doch eine andere!“ erklärt Cohäuszchen, „Obwohl – in letzter Zeit seid ihr ja irgendwie nicht gut aufeinander zu sprechen, oder?“

Natalie sagt nichts. Aber ich: „Hast du aber gut beobachtet. Habe ich in der Pubertät auch gemacht. Wir hatten damals ein Spiel, das hieß ‘Liebespaare beobachten’. Das haben wir immer im Sommer in der Nähe von Campingplätzen gespielt. Wir schlichen uns an und…“

„Ja und?“ fragt Solzbach, „Habt ihr’s rausgekriegt?“

„Was?“

„Was die da treiben?“

„Wir haben uns redlich bemüht!“

„Ah.“ Solzbach ist zufrieden.

„Habt ihr so etwas als Kinder nicht gemacht?“

„Hat mich wenig interessiert.“ meint Cohäuszchen.

„Das glaube ich nicht. Das interessiert in dem Alter jeden. – Oder interessiert es dich erst in deinem jetzigen Alter?“

Auf das letzte geht Cohäuszchen nicht ein: „Eigentlich war es doch immer klar, daß die Erwachsenen irgendwie anders, aber untereinander gleich sind. Das habe ich damals so gesehen. Und es hat mich nicht interessiert.“

„Naja, in den Jahren, wo du aufgewachsen bist, war Sex ja auch noch eine Erfindung von ‘Bravo’, nicht?“

„So’n Scheiß habe ich nie gelesen.“

„Woher weißt du denn dann, daß es Scheiß ist?“ fragt Kufferath.

„Tja, woher weißt du das?“ insistiert auch Solzbach. Cohäuszchen ist rhetorisch in der Enge.

„Naja,“ komme ich ihm zur Hilfe, „Das war allgemein bekannt, daß gewisse Blätter absoluten Schwachsinn enthielten. Das war auch leicht zu erkennen, schon in den ersten Seiten. Manchmal muß man aber länger überlegen, ob etwas wertvoller Lesestoff ist oder nicht. Viele Leser kommen dann zum falschen Schluß, und von denen kriegt man dann ganz böse Leserbriefe.“

„Aha,“ sagt Solzbach, „du bist auch schon von Literaturkritik geschädigt!“

„Das kann man nicht vermeiden, wenn man etwas schreibt. – Ich wußte ja lange nicht, daß ich bei der EG meine Fans habe, die mir jedes Wort geglaubt haben! – Aber im Ernst, es ist schwer. Ich habe da, kurz nachdem wir die Welthöhle wieder verlassen hatten, ein merkwürdiges Buch in die Hand gekriegt, das einige Jahre zuvor erschienen war. 'Ein Mann im Haus', von einer gewissen Ulla Hahn. Kurz nach diesem Erlebnis war mir eigentlich noch nicht zum Lesen zumute, aber dieses Buch fing gleich mit ziemlich bluttriefenden Phantasien einer Frau an, und dann habe ich es eben mal durchgelesen. Da wird von einer merkwürdigen, gewaltsamen Zweierbeziehung geschrieben, und einige Zeit bildete ich mir ein, ich könne im nachherein noch etwas über die Psyche der Granitbeißerinnen – oder die der Frauen allgemein – lernen. Aber diese Form von Gewalt in diesem Buch war ganz anders. Ich glaube, es hat nichts gebracht. Entweder, man kann dort nur etwas über die Psyche der Autorin lernen, oder, wenn das, was die so schreibt, im Unterbewußtsein vieler Frauen latent verborgen ist, dann ist die Frau einfach die paranoide Erscheinungsform des Mannes. Eine Subspezies, gewissermaßen. – Naja, dann hat die Bibel eben doch recht."

Aus verschiedenen Richtungen kommt ein protestierendes Räuspern. Klar, daß das mit der Redefreiheit schwierig ist, wenn man Frauen an Bord hat!

„Über die Psyche der Frauen kann man nichts lernen." sagt Cohäuszchen, „Das ist ganz prinzipiell unmöglich! Was steht denn so drin, in diesem Buch?"

„Wir haben es sicher in unserem Computer. Ließ es nach – es ist nicht lang! Aber mit den Granitbeißerinnen hat es nichts, überhaupt nichts zu tun."

„Mit wem könnte man die Granitbeißerinnen denn sonst vergleichen?"

„Weiß ich nicht," sage ich, „fällt mir im Moment nichts dazu ein. Aber diese Frau aus dem Buch könne man mit jemandem vergleichen. Nämlich mit unserer großen Unbekannten – wenn es eine Frau ist."

„Ich lese es." sagt Cohäuszchen, „Ich lese es sofort."

Das Gespräch erstarrt wieder. Ich habe eine falsche Bemerkung gemacht. Jede konkretere Bemerkung darüber, wer der große Unbekannte sein könnte, vergiftet die Atmosphäre.

Ich sollte besser auf das achten, was ich sage. Versuchen wir mal, das Thema zu wechseln:

„Ich habe dieses Buch damit aber nicht als empfehlenswert vorgeschlagen. Nicht, daß mir das später jemand vorhält."

„Was würdest du denn als empfehlenswert vorschlagen?" fragt Solzbach.

„Ist doch klar. 'Die Granitbeißerinnen', von einer gewissen – äh…" wirft Kufferath ein und erntet damit nur einen schwachen Lacher.

„Vielleicht mal ein Fachbuch." schlägt Amerlingen vor, „Nehmen Sie sich an Aldingborg ein Beispiel. Der hat sich schon ganz hervorragend in die Informatik eingearbeitet."

„Dann könnte er uns eigentlich etwas mehr zur Hand gehen." sagt Carola.

„Er hat sein Aufgabengebiet. Bloß, weil sich jemand in seiner Freizeit Qualifikationen erarbeitet, muß man ihm nicht gleich mehr Arbeit aufbürden."

„Ist er am Ende der…" fängt Carola an.

„Nun denken Sie doch einmal nach, verehrte Kollegin!" fällt Kufferath ihr ins Wort, „Würde er uns dann etwas über seine Interessen wissen lassen? – Sie sind ja auch mit einem Abenteurer befreundet, und trotzdem unterstellt Ihnen niemand…"

„Gutgut," sage ich, „reicht. Pointe angekommen und gewürdigt. – Ich und ein Abenteurer – lachhaft!"

„Ich und mit Herwig befreundet? – Lachhaft." echot Carola, „Unser Verhältnis ist rein kollegial!"

„Hört, was sie sagt!" sage ich, „'kollegial'! Nicht: 'herzlich'! Aber ihr Name ist Programm: Unter einer rauhen Schale steckt ein…"

„Ja?" fragt Carola.

„… absolut ungenießbarer Kern!" ende ich. Sie zischt mißbilligend.

„Ich wollte nichts unterstellen!" sagt Kufferath, „Aber Tatsache ist: So kriegen wir nicht heraus, wer der große Unbekannte ist."

„Wie dann?“ frage ich, aber darauf bleibt er die Antwort schuldig.

Eine Weile klang droht das Gespräch schon wieder unersprießlich zu werden, weil es wieder Verdächtigungen in jeder Richtung gibt.

„Ihr braucht euch gar nicht anzustrengen,“ sage ich, „unser Freund ist so geschickt – der hat jeden Hinweis auf sich selbst sorgfältig verschleiert. Da hilft uns nur ein Zufall weiter.“

„Haben Sie denn keine Ausbildung in Psychiatrie?“ wendet Cohäuszchen sich an Doktor Morton, die sich kaum am allgemeinen Gespräch beteiligt und leise mit Vivian Grail gesprochen hat, „Könnten Sie nicht alle Besatzungsmitglieder analysieren und uns Hinweise geben?“

Mary Morton ist sichtbar unwillig, sich über dieses oder ein anderes Thema vor der Allgemeinheit auszulassen: „Diese Art der sogenannten Verrücktheit ist nicht Gegenstand der Medizin.“

„Wieso? Wenn jemand alle anderen umbringen will und den eigenen Tod dabei in Kauf nimmt, ist das nicht verrückt?“

„Wir kennen die Motive nicht. Vielleicht sind sie gut nachvollziehbar, auch wenn man sie nicht billigen kann.“

„Und wenn Motive nachvollziehbar sind, dann ist das nicht verrückt?“

„Nein.“

„Was ist dann verrückt?“

„Jedenfalls nicht das, was nur einem unüblichen, verqueren Weltbild entspringt. Der Psychiater spricht dann von Paranoia. Das ist vielleicht im umgangssprachlichen Sinne verrückt. Nicht unbedingt für den Psychiater.“

Sie überlegt einen Moment. Dann fährt sie fort: „Ich will Ihnen ein Beispiel von einer Art weit verbreiteter Verrücktheit, einer solchen Paranoia geben. Sie können viele Menschen finden, die tatsächlich der Meinung sind, die Erde wäre eine Kugel.“

Cohäuszchen macht den Mund auf und wieder zu. Ihm fällt im Moment nichts ein. Dafür wirft Kufferath ein: „Wieso? Das ist sie doch auch!“

Dorktor Morton fährt fort, ohne direkt zu antworten: „Menschen, die tatsächlich allen Ernstes glauben, daß die Erde eine Kugel sei. Wo doch der Augenschein das genaue Gegenteil lehrt.“

„Aber die Erde IST doch eine Kugel!“ wiederholt Kufferath, und Cohäuszchen: „Würde ich auch sagen.“

„Laßt sie doch mal ausreden!“ sage ich.

„Diese Menschen,“ fährt Doktor Morton fort, „sind im allgemeinen in der Lage, ihre Ansicht genauestens zu begründen – die einen mehr, die anderen weniger. Das hängt vom Grad der Allgemeinbildung und von vorhandenem Fachwissen ab. Sie werden mit Argumenten aus der Geographie, aus der Physik und der Geophysik, aus der Astronomie kommen, sie werden historische und literarische Hinweise geben und zahllose Quellen zitieren. Sie werden Experimente angeben, die jeder ausführen kann, echte Experimente und Gedankenexperimente. Sie werden zeigen, daß ihre Meinung mit dem gesamten wissenschaftlichen Lehrgebäude der Menschheit konsistent ist. Sie werden auf alles eine Antwort haben. Sie werden einen solchen Menschen nicht davon überzeugen können, daß die Erde in Wirklichkeit eine Scheibe ist. – Oder etwas ganz anderes!“

„Sind wir jetzt verrückt?“ fragt Günther, und dann hellt sich sein Gesicht auf: „Jetzt verstehe ich: Wir WÄREN mit dieser Ansicht verrückt, wenn die Erde tatsächlich eine Scheibe wäre!“

„Ob die Erde eine Scheibe ist, oder eine Kugel, ist dabei völlig unerheblich. Die Paranoia, der Wahn, die Vorstellung, daß die Erde eine Kugel sei, ist in unserer Gesellschaft sehr nützlich, weil…“

„… weil sie tatsächlich eine ist!“ sagt Cohäuszchen.

„Nein. Sondern weil Sie sich mit dieser Ansicht auf Seiten der Mehrheit befinden!“

Allmählich verstehe ich, worauf sie hinauswill. So fremd sind mir diese Gedankengänge nicht: „Stell dir mal vor, Günther,“ sage ich, „Du hättest diese Ansicht, daß die Erde eine Kugel ist, im Hochmittelalter vertreten! Gerade du!“

„Ich stelle es mir gerade vor!“ grinst Kufferath.

„Jedenfalls hätten sie damals deine Verrücktheit wesentlich besser als solche diagnostiziert als heute! Wahrscheinlich hätten sie dich ‘zur höheren Ehre Gottes’ verbrannt!“

Rasch werfe ich einen Seitenblick auf Pater Palmer, ob er an dieser Bemerkung Anstoß nimmt. Das scheint aber nicht der Fall zu sein, oder er hat gerade nicht hingehört. – Schade.

„Also wird Verrücktheit – diese Art der Verrücktheit – durch die Mehrheitsverhältnisse definiert?“ fragt Cohäuszchen.

„Mehr dadurch, ob Sie in der Lage sind, mit ihren ‘verrückten Ansichten’ das Leben zu meistern. – Wenn Sie im Mittelalter gewußt hätten, daß die Erde eine Kugel ist, und das weise verschwiegen hätten…“

„Das kann der Günther nicht!“ sagt Kufferath.

„Wenn Sie es weise verschwiegen hätten, dann würde niemand sie als verrückt bezeichnen. – Nun gibt es aber auch Fälle, wo diese Paranoinen durch echte, hirnorganische Vorgänge erleichtert oder erst ermöglicht werden.“

„Ich glaube, das wird jetzt ein endloses Thema, wenn wir anfangen, die Klassifikationen der Schizophrenien durchzugehen, Doktor,“ mische ich mich wieder ein, „Bringen wir es mal mit einer hypothetischen Frage auf den Punkt: Wenn unser großer Unbekannte für einen Psychiater behandlungsbedürftig wäre – ich will das Wort ‘verrückt’ auch gerne vermeiden, – Wie sähe das denn aus? Welches psychiatrisches Krankheitsbild wäre denn mit dem bisher geschehenen konsistent?“

„Zunächst einmal,“ sagt Doktor Morten mit einem feinen Lächeln, „die ganz gewöhnliche zerebrale Insuffizienz, die zu umfassenden kognitiven Defekten führt. Der Handelnde vermag nicht zu erkennen, daß seine Handlungen nicht zielgerichtet sind und einen unerwünschten Nebeneffekt haben, nämlich seinen eigenen Tod.“

„Zerebrale Insuffizienz – Kognitive Deffekte – kann man das auch in Englisch sagen?“ fragt Cohäuszchen interessiert.

„Ja. Es handelt sich um die Dummheit.“

Es gibt eine Lachsalve, und Cohäuszchen ist sich nicht sicher, ob sie ihm gilt.

„Allerdings,“ fährt Doktor Morton fort, „allerdings ist hier niemand an Bord, der daran leidet. Das war ja schließlich ein Auswahlkriterium.“

„Niemand hat uns einem Intelligenztest unterworfen, bevor wir hierhergekommen sind.“ wirft Ulrich Solzbach ein.

„Doch. Die Stellung, die Ausbildung, die Sie qualifizierte, an dieser Expedition teilzunehmen, mußten Sie ja erst einmal erreichen. Ihr ganzes bisheriges Leben war ein Intelligenztest. Gewissermaßen.“

„Schön, wenn einem das einmal von kompetenter Seite versichert wird," sagt Kufferath, „Hast du gehört, Günther? Das gilt sogar für dich!"

„Es gibt andere Deffekte, die zu nicht nachvollziehbarem Handeln führen." hebt Morton wieder an. Sie will offenbar länger erklären, und die meisten merken das. Es wird wieder etwas stiller.

„Stellen Sie sich zum Beispiel vor, daß etwas mit Ihrer Schmerzwahrnehmung nicht stimmt. Sie empfinden Schmerzen nicht in dem üblichen Maße als unangenehm. Ein bißchen vielleicht noch, aber immer erträglich. Solche Zustände kann man leicht vorübergehend mit Drogen hervorrufen – bei jedem Menschen. Ist das vorstellbar? – Gut. Nun stellen Sie sich vor, jemand wächst so auf. Seine ganze Lebenszeit lang lernt der nie Schmerz kennen, und nie die Angst davor. Dessen ganzes Verhältnis zur physischen Welt ist anders als bei uns. Dessen Verhältnis zum eigenen Körper ist anders. So jemand kann eher bereit sein, Körperverletzungen zu riskieren, um irgend etwas zu erreichen. So jemand kann aus diesem Grunde auch ein anderes Verhältnis zum eigenen Tod haben."

„Meinen Sie, daß es sowas ist?" frag Cohäuszchen.

„Das war nur ein Beispiel von vielen. Um die Möglichkeiten zu illustrieren. Eine nur leichte Verschiebung in der Wahrnehmung der subjektiven Grundentitäten der Welt – Angst vor Schmerzen, Hitze, Kälte, Vermeidung von Hunger, Sexualität – eine ganz leichte Verschiebung dieser Dinge, die die wahrgenommene Welt für einen Menschen sichtbar färben, können einen Menschen völlig verändern."

„Hervorragend ausgedrückt. Könnte ich nicht besser sagen!" sage ich.

„Homberg, halt den Mund! Was verstehst du denn davon?" sagt Kufferath.

„Hast du's in seinem Buch nicht gelesen?" fragt Solzbach ihn, „Er hat irgendwann einmal einen Artikel über Neuronale Netze gelesen. Seitdem glaubt er, er kennt sich in Psychiatrie aus!"

Jetzt könnte ich eigentlich eingeschnappt sein. Ich versuche es so: „Würdet ihr vielleicht Frau Doktor ausreden lassen?"

„Ich habe eigentlich schon das wesentlichste gesagt." nickt Mary Morton, „Die ganze Psychiatrie ist eine Variation über dieses Thema."

„Wie entsteht denn so eine Wahrnehmungsverschiebung?" fragt Natalie.

„Da gibt es viele Möglichkeiten," sage ich, „zum Beispiel ein Tumor im…"

„Homberg, die Kollegin Yay hat doch Frau Doktor Morton gefragt, und nicht dich!"

„Okay. Ich sage kein Wort mehr." Jetzt bin ich eingeschnappt.

„Er hat recht. Tumor im Limbischen System. Stoffwechseländerungen, die das Funktionieren der einzelnen Neuronen beeinflußen. Drogen. Vergiftungen. Alkohol natürlich."

„Alkohol natürlich!" sagt Solzbach zu Kufferath, „Da hörst du's, Erny!"

„Sei still!" muffelt der zurück. Doktor Morton fährt fort: „Dann, die starke Prägung unüblicher Muster im Cortex, bedingt durch traumatisch erlebte Erfahrungen, vorzugsweise in früher Kindheit."

„Im Erwachsenen-Alter nicht mehr?" fragt Kufferath.

„Schwerer. Die Strukturen in einem erwachsenen Gehirn sind schon sehr festgefahren. Im Guten wie im Bösen."

„Die Begriffe 'gut' und 'böse' haben in der Psychiatrie doch eigentlich nichts zu suchen?" frage ich.

„Homberg, sei still! Da, setz dich dahin. Spiel mit den Brüsten deiner Freundin!" sagt Solzbach mit ungewohnter Aggressivität. Danach hält er einen Moment lang inne, als ob er selber durch seine gewagte Wortwahl überrascht worden wäre.

Mir bleibt einen Moment lang die Luft weg, jedenfalls zu lange für eine schlagfertige Antwort. Natalie steht empört auf und verläßt die Kantine. Ich sehe hinter ihr her, aber sie sieht mich nicht an.

„Wenn ihr schon jemanden runtermachen müßt, warum dann Unbeteiligte?" frage ich vorwurfsvoll.

Doktor Morton sieht von einem zum anderen. „Dann gibt es noch das weitverbreitete Problem der Infantilität."

Einige verstehen es. Ich stehe auf: „Ich habe für heute genug. Wir sehen uns morgen."

Natürlich schläft Natalie heute bei sich. Das wäre aber sowieso so gewesen und hat kaum etwas mit der Bemerkung von eben zu tun. Ist ja auch gut so. Wieder horizontal schlafen! Das versöhnt einen sogar mit dem beengten Platz in der Koje.

Vorboten

Wie geplant geht es am nächsten Tag weiter. Endlich. Zwar merkt man kaum etwas davon, daß das Boot sich wieder bewegt, wenn man nicht gerade den SISC ansieht, oder auf anderen Bildschirmen Außenaufnahmen verfolgt, aber das bloße Wissen um Bewegung verschafft ein Gefühl der Erleichterung. Als ob einem eine frische Brise um die Nase weht.

Unsere derzeitige Tiefe von 6700 Metern vergrößern wir zunächst nicht wesentlich, weil wir mehrere verzweigte Höhlenstränge abfahren. Der einzige Anschluß an die alten Navigationsdaten, soweit sie die Höhlengeometrie betreffen, wird durch die Erinnerungen der damaligen Zentralebesatzung gebildet. Und die ist natürlich alles andere als exakt.

Am Abend haben wir, nach Dutzenden zurückgelegter Kilometer, gerade eine Tiefe von 7050 Metern erreicht, als wir um kurz nach 17 Uhr eine feste Position einnehmen. Es gibt keine weiteren Probleme, und auch die letzten salzwassergetränkten Klamotten finden ihren Weg in die Waschmaschinen des Schiffes.

Ich wasche meinen Krempel natürlich getrennt von Natalie's Sachen. Was immer sie damals andeuten wollte, darauf lasse ich mich gar nicht ein: Wenn man wäschemäßig zusammenwirft, dann endet das damit, daß man mehr Arbeit hat, einem aber vorgeworfen wird, daß man weniger als den eigenen Anteil dieser Arbeit erledigt. Gerade, wenn man so unterschiedliche Garderoben hat – diese Fummel, die Natalie mitgenommen hat, angemessen für ein U-Boot, meinte sie ja, weil platzsparend – die haben doch alle ihre eigene Waschtemperatur. Da lasse ich die Finger von. Das ist hier ein U-Boot, und keine Großwäscherei mit mir als Chefwäscherin.

Im Gegensatz zu gestern abend ist die Stimmung in der Kantine gedämpfter. Man spürt die gewisse Unruhe. Was wird der große Unbekannte als nächstes unternehmen? Und werden wir es überleben? Im Gegensatz zu gestern abend wird das Thema auch kaum angesprochen.

Am nächsten Morgen, dem 15. Tag der Expedition, einem Donnerstag, geht es schon um 8 Uhr weiter. Nur zwei Stunden später beginnen wir mit der Abfahrt durch eine sehr schräge und enge Spalte, die das Boot zu ei-

nem sehr großen Nickwinkel zwingt. Nicht nur ich werde an die Schräglage erinnert, in der das Boot noch vor kurzer Zeit gefangen war. Immerhin erreichen wir zeitweise eine sehr hohe Sinkgeschwindigkeit. Um 10 Uhr hatten wir noch eine Tiefe von 7100 Meter, um 11 Uhr sind es bereits 8000 Meter, und um 12 Uhr 8700 Meter. Dann geraten wir wieder in eine Gegend, in der es mehrere alternative Verzweigungen der Höhle gibt, von denen die meisten Sackgassen bilden. Bis 15 Uhr kommen wir praktisch gar nicht voran, dann finden wir wieder Abzweigungen, die sich in noch größere Tiefen verfolgen lassen. Um 18 Uhr machen wir in 9100 Metern Tiefe fest. Mehr als 2000 Meter Höhenunterschied – nicht schlecht für bloß einen Tag.

Abends in der Kantine versuche ich, an den Gesichtern abzulesen, wer sich mehr Sorgen über den Wasserdruck macht, und wer den großen Unbekannten für das größere Problem hält. Die Gewichte verschieben sich jedenfalls – Carola hat mir verraten, daß mit zunehmender Tiefe das Streßanalyseprogramm immer häufiger aufgerufen wird. Auch ich habe es schon getan. Und dann habe ich plötzlich einen albernen Verdacht gehabt: Dieses Programm gaukelt uns etwas vor. Schöne Grafiken mit getürkten Zahlen, damit niemand merkt, wie nahe das Boot schon dem endgültigen Versagen ist. Andererseits kann ich nicht glauben, daß jemand dann soviel Arbeit investiert haben sollte.

Die Grafiken zeigen das, was man, wenn man aufmerksam ist, auch mit den bloßen Sinnesorganen feststellen kann: Das Boot ist kleiner geworden, in den linearen Abmessungen um etwa ein Prozent. Das war eine der Design-Entscheidungen bei der Konstruktion dieses Bootes: Die Volumenelastizität sollte gerade der des Wassers entsprechen, und das bei jedem Druck. Auf diese Weise bleibt nämlich der Auftrieb des Bootes unabhängig von der Wassertiefe, was das Manöverieren ungemein erleichtert und viel Wasserpumpen in die Regelzellen hinein und aus ihnen heraus einspart.

Für den Druckkörper alleine wäre dieses konstruktiv ja nicht schwer zu erreichen gewesen. Problematisch war, daß auch die Inneneinrichtungen, also Decks, Schotts und Spantenscheiben, der Geometrieänderung folgen und dabei noch gleichmäßige Kräfte von innen auf den Druckkörper aus-

üben müssen. Aber auch alle größeren Aggregate müssen so montiert sein, daß Platz zwischen ihnen ist, wenn sie sich aufeinander zu bewegen. – Dieses Boot ist nicht umsonst so teuer! Inzwischen ist mir klar, daß in dieses Boot weit mehr Denkarbeit investiert worden ist als in die erste Mondlandung. Mit was für einem lächerlich geringen Druck mußten die Designer der Apollo-Raumschiffe sich herumschlagen!

Am Abend dieses Tages fragt mich Gabi Gohlmann, als wir zufällig auf dem Kabinengang aneinander vorbei müssen, was ich vorhabe. Dabei fällt mir auf, wie sehr ich ihren Verführungsversuch kurz vor dem Wassereinbruch verdrängt habe. Und auch jetzt ist die Assoziation mit dieser Katastrophe noch zu stark, und ich gebe vor, müde zu sein. Dabei sehe ich sie länger an als unbedingt nötig – das kann ich mir leisten, weil Natalie nicht in Sichtweite ist. Sie sieht mich auch länger an als nötig und strafft ihre Haltung. Ich grinse schief und trolle mich.

Die Sache ist noch offen, denke ich mir. Aber warum eigentlich nicht? Andere haben im Laufe ihres Lebens so viele verschiedene sexuelle Kontakte. Nicht, daß es mir abginge. Aber warum soll ich den Mönch spielen, wenn sich etwas ergibt? Man soll die Frauen feiern wie sie fallen, heißt es im Volksmund.

Den Gedanken verfolge ich im Bett noch weiter. Dabei stelle ich fest, daß ich in Gefahr gerate, in dieser Hinsicht die Übersicht zu verlieren – gerade ich! Vor Irene war nichts. Irene war Nummer eins. Nummer zwei war schon Charmion. Da aber waren da noch so ein paar kleine Begebenheiten, während wir in der Welthöhle waren. Die waren nicht so wichtig, und ich müßte schon mein eigenes Buch lesen, um die alle zusammenzubringen. Dann, nach der Welthöhle, wieder eine Periode ehelicher Treue. Bis Natalie. Mit Gabi war noch nichts, aber irgendwie erscheint mir das jetzt fast zwangsläufig.

‘Zwangsläufig’, denke ich im Einschlafen, ist das nicht ein Wortspiel? Freie Übersetzung von ‘nymphoman’? Aber nicht Gabi. Nicht mehr als jede andere.

Freitag, der 29. Januar 1999. Routinekreuzen und Suchen. Wo geht es weiter, wo nicht? Wir schaffen nicht sehr viel, aber wir sehen viele neue Höhlen. In einer davon kommt das Boot sehr schnell zum Stillstand, ob-

wohl wir uns von allen Wänden weit entfernt befinden. Es ist 14:30 Uhr, und unsere Tiefe ist 9220 Meter.

Wir haben es nicht gehört, aber Eugen Serpinski hat etwas gesehen und sich sofort an die Zentrale gewandt. Wenig später ist er selbst in der Zentrale, und dann kommt er zu uns, um uns aufzuklären. Wir sehen ihn selten hier, denn er liebt es, alleine in seiner Kabine zu arbeiten, so beengt man da auch ist.

Das Boot setzt langsam nur wenige Meter zurück. Die Höhle, in der wir uns befinden, bildet eine 600 Meter lange Halle, die 30 Meter hoch und 45 Meter weit ist. Die Decke ist gewölbeartig, der Boden besteht aus ebenem Geröll, das, wie uns Amurdarjew sehr schnell und ungefragt versichert, auch nicht hier entstanden sein kann.

„Das da," sagt Eugen Serpinski, „das ist mir aufgefallen."

„Was?" Wir beugen uns vor. Serpinski hat die Außenkameras in eine bestimmte Richtung unter dem Boden des Bootes gelenkt, und wir sehen nichts als Geröll. „Was? Das sind doch nur Steine!" Gabi scheut sich nicht, das offensichtliche auszusprechen, auch wenn es sich irgendwann als falsch erweisen sollte.

„Der längliche da, mit den dicken Enden!" Serpinski zeigt, welchen er meint.

„Wenn Sie implizieren wollen, daß – nein, das kann nicht sein!" sagt Reinhardt. Mir ist klar, warum es nicht sein kann: Reinhardt hat es nicht als erster entdeckt, wie es sich für den größten Paläontologen aller Zeiten gehört.

„Sehen Sie nicht die Muskelansätze?" fragt Serpinski, „Sehen Sie genau hin. Und diese dunklen Stellen da, das waren mal Löcher. Da gingen Aterien durch!"

Reinhardt sieht genau hin. Für mich sieht der Stein – abgesehen von seiner nur unwesentlich ungewöhnlichen Form – wie jeder andere Stein in dieser Gegend aus. Dieselbe Farbe, dieselbe Oberflächenstruktur.

Reinhardt protestiert jetzt nicht mehr gleich. Das ist bei ihm so etwas wie feurige Zustimmung. Tatsächlich, er bringt's fertig: „Es könnte sein…"

Dann übernimmt er die Initiative: „Wo einer ist, sind auch noch mehr!“ Er wendet sich an die Zentrale: Haben wir Zeit genug, um diese Höhle noch etwas abzusuchen?

Wir haben. Wellington macht aber klar, daß er dabei das Boot etwas in der Höhle hin- und herbewegen möchte, weil er vermeiden will, daß unsere aufsteigende Wärme wieder irgend etwas in der Höhlendecke über uns lockert.

„Wie groß ist denn das?“ fragt Gabi, „Man hat ja keine Vergleiche!“ Wir kriegen raus, daß der Stein etwa 1.80 Meter lang sein muß.

Bis 19 Uhr wird die ganze Höhle vermessen und aufgenommen. Ergebnis: sieben Steine, die Knochen sein könnten. Alle recht groß, und alle, wenn es tatsächlich Knochen sind, von einer Spezies, die unbekannt ist. Reinhardt kennt tatsächlich viele Knochenfunde sehr genau, und trotzdem gelingt es ihm nicht, diese Steine zu klassifizieren – was ihn selbst vielleicht am meisten ärgert.

Serpinski kann es auch nicht. Mit Klassifikation beschäftigt er sich nicht sehr gerne. Wenigstens gibt es kein Streitgespräch mit Alfred Seltsam, weil dieser sich um Natalie bemüht und ihr die Grundlagen der Evolutionstheorie erklärt – als ob eine Biologin nichts davon wüßte! Als ich die beiden ansehe, sieht Gabi mich an, und in ihren Blicken ist eine nur zu deutliche Aufforderung. Kann man kaum noch ignorieren.

Serpinski äußert den Wunsch, einen dieser Steine durch ein seismisches Torpedo zu zersprengen, damit wir die Bruchflächen begutachten können. „Nein.“ ist Wellington’s kurze aber entschiedene Antwort. Sicherheit geht vor.

Wir werden also nicht mehr rauskriegen als wir jetzt schon wissen.

„Merkwürdig, daß es hier Großreptilien gegeben haben soll!“ sage ich, „Immerhin sind diese Höhlen als Habitat für diese Tiere doch denkbar wenig geeignet – selbst, als sie noch nicht unter Wasser gestanden haben. – Wenn das wirklich einmal der Fall war.“

„Jetzt kommt er gleich wieder mit seinem Lieblingsthema“ bemerkt Edwin.

„Herwig erklärt nämlich alles mit Überbevölkerungsproblemen!“ setzt Carola hinzu, für diejenigen, die es noch nicht wissen sollten.

„Diese Bemerkung ist absolut unnötig.“ protestiere ich, „Außerdem ist es so. Bevölkerungsdruck spielt eine Rolle, wenn eine Spezies anfängt, in ein ungeeignetes Habitat einzumarschieren und sich dann im Laufe der folgenden Jahrmillionen vermöge der normalen Evolutionsmechanismen diesem Habitat anzupassen. Dieser Spruch mit ‘Seht die Vögel unter dem Himmel – sie sähen nicht und sie ernten nicht, aber der Herr ernährt sie doch!’ ist eine große Augenwischerei. Die Vögel, also die Spezies, die die Anpassung nicht geschafft haben und die deshalb ausgestorben sind, die sieht man nämlich nicht. Wißt ihr, wieviele potentielle Entwicklungen der Evolution es einfach nicht geschafft haben, in die Existenz zu gelangen?“

„Seht ihr!“ grinst Carola, „Man braucht das Thema nur anzuschneiden, und Herwig verwandelt sich in einen Öko-Redner!“

„Ich bin kein Ökoredner. Ich habe mit den Ökopaxen überhaupt nichts zu tun. – schon gar nicht mit denen, die wir gemeinsam kennen, Carola – denk an den Roland mit seinen vier Kindern! – Wenn man vier Kinder hat, kann grün nur eine Tarnfarbe sein. In wirklichkeit ist das Ökoterrorismus!“

Es gibt stärkeren Widerspruch, und mir fällt ein, daß ich keinen Überblick darüber habe, wer an Bord mehr als zwei Kinder in die Welt gezeugt oder geboren hat. Da kann es natürlich leicht passieren, daß man bei einem Gespräch auf eine Mine läuft.

Daß mein Bibelzitat – ich glaube, es ist eins – beim Pater keinen Widerspruch, ja nicht einmal eine beobachtbare Reaktion hervorgerufen hat, wundert mich. Dann aber denke ich mir, daß es auch in der Kirchenhierarchie so etwas wie die Innere Kündigung geben muß, und der Pater ist ja im richtigen Alter dafür.

Immerhin ist dieser Fund Gegenstand der meisten Gespräche am Abend in der Kantine, und Doktor Reinhardt brilliiert mit seinem Fachwissen. Er belehrt jeden. Seltsam belehrt Natalie. Ich langweile mich und will früh zu Bett, denn mich muß man nicht überzeugen, daß es in der Welthöhle Saurier gibt – ich habe sie gesehen.

Und vielleicht – jetzt, wo wir Fossilien gefunden haben – sind sie auch nicht mehr allzuweit entfernt.

Auf den Weg zu meiner Kabine steht Gabi vor der Tür ihrer Kabine und versperrt mir den Weg. Sie tritt nicht zur Seite, so daß ich stehenbleiben muß. Sie sieht mich mit einem so auffordernden Blick an, daß es nicht deutlicher sein könnte, wenn sie mich fragte 'Steckst du's nun rein oder nicht?' Dann macht sie, ohne ein Wort zu sagen, ihre Kabinentür auf und geht hinein, ohne mich aus den Augen zu lassen. Ich folge ihr, als ob es das selbstverständlichste von der Welt wäre – ich muß mich über mich selber wundern.

„Wollen wir jetzt noch einmal versuchen, die…" beginne ich, aber sie schlingt mir die Arme um den Hals und drückt mich an sich – soweit die Enge der Kabine dies nicht schon tut. „Nicht reden!" sagt sie. Dann zieht sie sich rasch aus. Ich auch. Es geht etwas einfacher als mit Natalie, weil Gabi kleiner und dünner ist.

Im Nullkommanichts sind wir im Bett. Und aus der unscheinbaren, zurückhaltenden und höflichen Gabi wird eine fordernde, bewegliche, anschmiegsame und lebhafte Liebhaberin, wie ich es nicht erwartet hätte. Ich habe gar nicht gewußt, wie heftig man sich beim Bumsen bewegen kann, wenn man es nur darauf anlegt. In dieser Koje schon gar nicht. Und nebenbei denke ich daran, daß die Koje von Natalie genau über uns ist – hoffentlich ist das Boot wirklich schalldicht genug gebaut.

Oder sie denkt daran – wie ich in kurzen Zeitabschnitten auch – wie wir beim letzten Mal durch den Wassereinbruch überrascht wurden. Es gibt natürlich keinen Grund, daß das gerade jetzt wieder passieren sollte, aber trotzdem kann man das potentiell beschränkte Lusterlebniskontingent soweit ausschöpfen wie möglich.

„Mach es mir härter!" stößt sie mitten drin hervor, und ich bin versucht, zu fragen 'Wie härter?'. Aber es gibt Situationen, in denen man nicht lange diskutieren soll. Also tue ich es.

Der Rausch geht so schnell vorbei wie er gekommen ist. Wenn diese Frau das öfter macht, denke ich, braucht sie sonst keinen Ausgleichssport. Aber sowas denkt man und sagt es nicht. Sie ist verschwitzt und zerzaust, aber sie läßt mich noch nicht los.

Es war eigentlich zu schnell. Aber ich habe den Eindruck, daß noch ein encore im Busch ist. Ihre Bewegungen lassen das vermuten – das erste

Mal war, um den Triebstau loszuwerden, dann kommen die raffinierten Wiederholungen für die Feinschmecker.

Genau das geschieht. Hier kannst du noch was lernen, denke ich mir. „Wie magst du's am liebsten?" fragt sie mich jetzt – der längste Gesprächsbeitrag seit einiger Zeit.

„Ich weiß nicht. Meine Frau hat mal gesagt, ich wäre phantasielos. In diesem Punkt. Mein einziges Konzept wäre: rein und sich wohlfühlen. Und die Wände anspritzen."

„Das hast du getan." sagt sie, „Die 5-R-Methode."

„Die 5-R-Methode?"

„Rauf, Rein, Raus, Runter, Ruhen."

„Habe ich es so getan?"

„Ja!"

„Dann werde ich das jetzt nochmal tun. – Ohne das fünfte 'R'."

„Magst du's gerne falsch rum?"

„Nicht so gerne."

„In der Welthöhle hast du's doch auch gemacht!"

„Das war ja nicht freiwillig!"

„Ist es jetzt ja auch nicht."

Sagt's und wendet sich. Ich mag's wirklich nicht so gerne, und ich weigere mich entschieden. Enttäuscht dreht sie sich wieder um: „Du bist ein sturer, konventioneller Klotz!"

„Kann sein." Verstimmung ist zwischen uns hochgekommen, ganz plötzlich. „Mach's mir wenigstens mit den Fingern!" schlägt sie vor. Das kann sie haben. Da habe ich auch mehr Ausdauer. Und mehr Finger.

Bei der Methode neige ich dann auch wieder zum Experimentieren: Wie lange kann ich sie zum Quitschen bringen? Und wie laut?

Auf diese Weise finden wir doch noch einen Modus für den Ausdauertest. Es muß später als Mitternacht sein, als ich endlich einschlafen darf, ausgelutscht wie eine Tube Zahnpasta. Sie hat sich an mich geklammert wie an ihr Lieblingsspielzeug, die Beine um meine Hüfte geschlungen, als ob ihr das Blut so nicht abgeklemmt werden könnte. Diese Stellung wird sie kaum die Nacht über durchhalten. Oder hat sie die Absicht, sich gleich von meiner ersten Morgenerektion wecken zu lassen?

Als sie endlich ruhig ist, kann ich noch die Belüftung etwas verstärken und die Temperatur runtersetzen. Vorsichtig, um sie nicht zu wecken.

Nach ein paar Stunden voller Fronarbeit kann ich ja schließlich auch einmal etwas für mich selbst tun.

Am nächsten Morgen ist sie redseliger. Vorm Aufstehen machen wir einen Quickie – geht sogar noch, zu meiner Verwunderung – aber die ganze Zeit befragt sie mich, was wir bis jetzt auf dem Rechner an Hinweisen über den großen Unbekannten herausgekriegt haben. Ich habe den Eindruck, daß sie unzufrieden ist, weil wir sowenig wissen. „Du kannst auch, jederzeit, mit auf die Suche gehen!“ schlage ich vor. Dann aber brechen wir das Thema ab, damit wir vor Dienstbeginn noch zu einem Frühstück kommen.

Die Dachbalken

Wir kümmern uns nicht mehr weiter um die mutmaßlichen Fossilien – wir wollen weiter. Und die immer wieder auftauchenden Verzweigungen, die nirgendwohin führen, sind Hinweis genug, daß wir hier noch viel Zeit brauchen werden.

Tatsächlich vergeht dieser ganze 30. Januar, ein Samstag, damit, daß wir immer wieder umkehren müssen. Dabei ist es häufiger notwendig, das Boot über lange Strecken rückwärts zu steuern, weil in den beengten Höhlen ein Wendemanöver nicht möglich ist. Rückwärtsfahren ist dank Rechnerunterstützung nicht schwieriger als Vorwärtsfahren, aber die Schiffssysteme und die Hydrodynamik des Bootes ist natürlich aufs Vorwärtsfahren optimiert.

Fossilien finden wir keine mehr – ein paarmal im Laufe des Tages glaubt jemand, etwas zu sehen, aber jedensmal handelt es sich bloß um irgendwelche sonderbar geformten Felsbrocken, die einer näheren Überprüfung nicht standhalten.

Am Abend machen wir wieder in der Knochenhöhle fest. „Sie sind nicht weggelaufen!“ meint Edwin erschöpft. Man merkt allen die Erschöpfung an. Wer nicht glaubt, daß es Arbeit ist, jeden Tag acht bis zehn Stunden auf einen Bildschirm zu starren, der soll es doch mal versuchen.

„Das ist schon lange her, daß die einmal gelaufen sind. Gemma essen?“ frage ich. Beim Aufstehen merke ich, wie steif ich durch das lange Sitzen geworden bin. Deshalb mache ich in der Kantine zwischen den Tischen Kniebeugen, bis ich den anderen zunehmend im Wege stehe, „Dadurch wirst du auch nicht jünger und hübscher!“ bemerkt Cohäuszchen.

„Bei ‘jung und hübsch’ bist du ja auch besonders kompetent!“ sage ich und nehme das zum Anlaß, mich mit ihm und Solzbach zuammenzusetzen. Das hat natürlich den eigentlichen Grund, daß ich weder mit Natalie noch mit Gabi zusammensitzen möchte.

Natalie redet angeregt mit Alfred Seltsam, und Gabi brütet vor sich hin, beachtet aber weder mich noch sonst jemanden. Als ob überhaupt nichts gewesen wäre. Die Balzzeit ist vorbei.

Dafür setzt sich Pater Palmer zu uns, vielleicht nicht aus Absicht, sondern weil er sich ja nun irgendwo einen Platz suchen muß. Wie jeder in einer Firmenkantine beobachten kann, streben die meisten Mitarbeiter immer demselben Platz zu. Diesen Mechanismus gibt es hier natürlich auch. Aber meistens essen die Besatzungsmitglieder zeitlich versetzt, so daß die Kantine nie ganz voll ist, und dann kann man sich in gewissem Umfange aussuchen, wo man sich hinsetzt, es kann aber auch passieren, daß man beim Betreten der Kantine ausgerechnet den eigenen Lieblingsplatz besetzt vorfindet.

„Herr Palmer, Sie sagen so wenig!“ versuche ich, ein Gespräch in Gang zu bringen, „Dabei muß das für Sie doch ebenso faszinierend und aufregend und ungewohnt sein wie es das für uns ist!“

„Wer sagt, daß es das nicht ist? – Außerdem muß man nicht allen Gedanken sogleich Ausdruck verleihen.“

„Wie Herwig das tut!“ wirft Carola mit vollem Mund ein.

„Der Ausdruck ‘Gedanke’ ist an Bord vielleicht bei manchen Mitarbeitern zu weit hergeholt.“ sage ich etwas lauter, Carola fixierend.

„Für die Pointe hast du aber lange nachdenken müssen.“

„Es sind auch nicht alle Gedanken gleich gut für die unmittelbare Artikulation geeignet.“ fährt der Pater fort.

„Ja.“ nickt Edwin, „Das kann sich jetzt jeder hier hinter die Ohren schreiben.“

„Der Herwig übt aber für sein nächstes Buch. Da muß er ausprobieren, welche Pointe sitzt und welche nicht.“ sagt Carola zu Edwin.

„Ausgerechnet an uns?“

„So etwas probiert man an Kollegen aus, nicht an Freunden.“

„Vielleicht liegt das daran, daß man keine Freunde mehr hat, wenn man solche Bücher schreibt! – Besonders, wenn die Gefahr besteht, daß die Freunde in den Büchern vorkommen.“

„Also hört mal!“ protestiere ich, „Noch ist es überhaupt nicht raus, ob ich etwas schreiben werde. Schon weil es nicht sicher ist, ob wir mit dem Leben davonkommen. – Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben.“

„Diese Bemerkung steht nur dem Pater zu.“ sagt Cohäuszchen.

„Durchaus nicht,“ erwidert dieser, „es ist doch eine Binsenweisheit!“

„Ja. Und nicht einmal eine religiöse. Der zweite Hauptsatz der Thermodynamik ist es, der sich dahinter verbirgt. Oder, wie es Goethe ausdrückte: ‘Alles, was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht!’„

„Du brauchst nicht dauernd zu beweisen, daß Physiker auch einmal eine Allgemeinbildung erhalten haben.“ stoppt Carola meinen Zitatenstrom, „Außerdem wollten wir nicht von dir wissen, wie du die Reise empfindest, sondern vom Pater!“

Ich komme nicht dazu, Carola auf die sprachliche Ungenauigkeit aufmerksam zu machen, daß sie vom Pater wissen wollen, wie er und nicht wie ich die Reise erlebe.

Man muß in der deutschen Sprache gelegentlich Ungenauigkeiten in Kauf nehmen, wenn man Wert darauf legt, über die Dinge selbst zu reden, und nicht darüber, wie man sie ausdrückt.

„Ehrlich gesagt – ich glaube, ich bin hier fehl am Platze.“ sagt der Pater.

„Wie kommen Sie dazu? Wieso fehl am Platze?“ frage ich.

„Ich habe keine besondere Aufgabe, außer der eines Beobachters für die Kirche. Das ist ja auch letzten Endes mein Auftrag.“

„Die Kirche möchte dabei sein – wie bei den Landnahmen in den letzten Jahrhunderten…“

„Ich unterstelle meinen Vorgesetzten nichts. Das ist nämlich auch nicht meine Aufgabe.“

„Dem wäre,“ sage ich, „nichts entgegenzusetzen. Beobachten darf jeder. Aber ist Ihr impliziter Auftrag nicht, das Wort des Herrn zu verbreiten? Oder gibt es den Missionsbefehl in der organisierten Kirche nicht mehr?“

„Es gibt ihn schon noch. Aber das Wort verbreiten unter wem? Unter Ihnen? Ich weiß, daß jeder von Ihnen es mir übel nehmen würde, wenn ich versuchte, meine ethischen Grundüberzeugungen weiterzuverbreiten, egal, wie abweisend oder bejahend man diesen schon gegenüber steht.“

„Ethische Grundüberzeugungen verbreiten, das macht hier an Bord ja auch nur Herwig!“ wirft Cohäuszchen ein, „Den ganzen Tag!“

„Quatsch.“ sage ich, „Hören Sie nicht auf ihn. – Also, wir sind nicht missionierbar? Meinen Sie das so?“

„Wenn Sie es so ausdrücken wollen. – Wenig Bürger in unserer Wohlstandsgesellschaft sind missionierbar. – Ich mag dieses Wort übrigens nicht."

„Da habe ich gute Nachrichten für Sie, Pater," sage ich, „Das mit der Wohlstandsgesellschaft wird ja nicht so bleiben. Jeder weiß doch, daß der Wohlstand seit dem Ende der Achtziger Jahre sinkt. Die große Ost-West-Konfrontation über nichtexistierende ideologische Gegensätze ist vorbei, jetzt taucht der eigentliche Gegensatz in der Welt auf: Der zwischen arm und reich. Und die Armen sind in der Überzahl – werden es auch bleiben – jaja, natürlich wegen der Bevölkerungsexplosion, Günther! – und, wie Sie wissen, fassen die Religionen in Nicht-Wohlstands-Gesellschaften viel besser Fuß. – Ihre Chance kommt wieder, Pater!"

„Sie sehen es pessimistisch. Religionen sind kein Kleister für wirtschaftliche Not!"

„Aber dieses Verbreitungsmuster, das ich eben erwähnt habe, das bestreiten Sie doch nicht!"

„Es hat andere Gründe."

„Daß Religionen in den Wohlstandsgesellschaften sich nicht halten?"

„Ja."

„Aha. Und welche?"

„Der allgemeine Werteverlust."

„Was für Werte, bitte?"

„Werte, die über das materielle hinausgehen."

„Und was geht bitte über das materielle hinaus?"

„Das läßt sich nicht so schnell sagen."

„Dann sagen Sie es langsam! – Wir haben viel Zeit, und ich möchte es gerne wissen."

„Die Werte der Humanität."

„Ist Armut human?"

„Ach, Herr Homberg, das ist doch jetzt Polemik!" Das erste mal, daß der Pater einen Anflug von Unwillen erkennen läßt.

„Polemik ist die aggressive und überspitzte Artikulation von Sachverhalten."

„Vielleicht auch die verschleiernde Artikulation von Sachverhalten!"

„Kann sein. Aber ich habe nur ganz unverschleiert gefragt, wo Armut human ist. Töten ist nicht human, ja, der Selbstmord ist in den meisten Religionen auch nicht human. Einschließlich der christlichen! Wie kann dann Armut ein Wert an sich sein, wenn Armut bewirkt, daß man mit viel größerer Wahrscheinlichkeit im Lebenskampf Schaden nimmt?“

„Armut ermöglicht, sich auf die wesentlichen Dinge zu konzentrieren.“

„Satt zu werden?“

„Das meine ich nicht.“

„Darauf muß man sich aber konzentrieren, wenn man arm ist. Für einen Armen ist das wesentlich.“

„Denn Wert der Mitmenschlichkeit zu erkennen, zum Beispiel. Das ist wesentlich.“

„Wie das?“

„Wer arm ist, weiß, was Armut ist, und ist eher bereit, zu teilen.“

„Handelt es sich da nicht eher um ein Problem des Vorstellungsvermögens, Pater? Ich gebe zu, daß es wohlhabende Menschen gibt, die sich nicht um existenzbedrohende soziale Probleme kümmern, weil sie nicht die Phantasie oder die Intelligenz haben, sich solche Dinge, denen sie nicht selbst ausgesetzt sind, vorzustellen. Aber das scheint mir doch eher auf ein Intelligenzdefizit als auf ein Ethikdefizit hinzuweisen!“

„Würden Sie ihren Wohlstand teilen? Sie können sich doch offenbar andere soziale Umfelder vorstellen!“

„Nein, würde ich nicht. Mein Wille, mir selber Wohlstand zu schaffen, würde spürbar gelähmt werden. Das zum einen. Zum zweiten muß man annehmen, daß jemand, der am Tropf der Mildtätigkeit hängt, sich an diesen Zustand gewöhnt. Die Erfahrung lehrt genau das. Ich würde also mit einer andauernden Politik des Teilens das Problem meiner unterprivilegierten Mitmenschen nicht lösen. Ich würde den Zustand festschreiben. – Ja, und im weltpolitischen Maßstab gesehen würde man ihn verschärfen – natürlich wieder wegen der Überbevölkerung.“

„Bei Ihnen klingt das alles, als ob sie in Armut ein Kapitalverbrechen sehen!“ sagt der Pater mit inzwischen deutlich vorwurfsvollem Ton.

„Lassen Sie mich nachdenken. – Ja. Ich glaube, Sie haben recht.“

„Dem kann ich nicht folgen. – Dem will ich nicht folgen!“

„Versuchen wir es mal so. Vielleicht kann man es sogar als ethische Forderung aufstellen. – Ab einem gewissen Level der Armut und darunter muß man alles daransetzen, diesen Level wieder nach oben zu durchbrechen. Armut heißt, von den Resourcen anderer abhängig zu sein, und auch allgemein verfügbare Resourcen – teilweise – stärker zu belasten. Armut heißt also, Unterstützung zu fordern. Mehr aus dem Topf des Lebens zu nehmen als man geben kann. Heißt es nicht 'Geben ist seliger denn Nehmen'? Wer hinreichend arm ist, kann nicht geben – ist das nicht unethisch?"

„Aber wenn man doch für diesen Zustand nicht verantwortlich ist! Das ist doch das Problem!" wirft Carola ein.

„Das Problem ist, daß der, der Armut verursacht, und der, der sie erleidet, nicht unbedingt miteinander identisch sind – ausgenommen natürlich wieder die Überbevölkerungsthematik. Letzteres könnte aber, auch wenn ihr das bestreitet, die Hauptursache sein. Wohlstand generiert gebremstes oder rückläufiges Bevölkerungswachstum, welches wiederum Wohlstand generiert. Wenn nicht irgendwie eine verrückte Ideologie dazwischen kommt, wie der Sozialismus. Armut generiert Bevölkerungswachstum und, korrespondierend, Resourcen-Raubbau. Das verschärft die Armut. Daß ist der Zustand dieses Planeten."

„Wie würden Sie denn diese Probleme lösen?"

„Ich könnte zynisch sein und sagen: Krieg. AIDS. Andere Seuchen. Das wird auch alles eintreten, oder sagen wir mal, es ist ja in vollem Gang. Der größte Teil der Welt ist in diesem Zustand. Eine Politik des Teilens, wie gut gemeint, hilft nicht mehr. Wir können nur Tropfen auf den heißen Stein werfen, der aber wird immer heißer und immer größer. Also, was bleibt? Wir müssen unseren eigenen Wohlstand gegen den Ansturm der Armut bewahren. Nur unser Wohlstand ermöglicht, daß die paar Kulturleistungen, auf die wir entsetzlich stolz sind, der Menschheit erhalten bleiben. – Stellen Sie sich mal folgendes Szenario vor, Pater: Eine ganze Welt, 20 Milliarden Menschen, leben auf einer weltumspannenden Müllkippe – wir auch, weil wir unseren Wohlstand geteilt haben. Jeder muß sich 24 Stunden des Tages damit beschäftigen, irgendwo etwas zu futtern zu ergattern. Niemand hat mehr Zeit, sich mit den sogenannten 'schönen Künsten'

zu beschäftigen. Es gibt keine Orchester mehr, die die Mathäus-Passion spielen können – weil niemand mehr diese Orchester bezahlen kann. Niemand investiert mehr Zeit, ein Instrument zu erlernen – weil das ja entsetzlich unproduktiv ist. – Ihre schönen Gotteshäuser, Pater, gibt es nicht mehr. Sie sind Notunterkünfte, so, wie jedes andere Bauwerk, das noch steht. Verschmutzt und verdreckt. Es gibt keinen bewohnbaren Platz auf dem Planeten, wo man noch hintreten kann, ohne das jemand protestiert: 'Halt! Besetzt!'. – Und es gibt nur noch ein Gleichgewicht zwischen Geburten und den natürlichen Todesursachen: Tod im Kindesbett, Tod wegen mangelnder Hygiene, Bürgerkrieg, Krankheiten, Verwundungen, Seuchen. – Gewiß, die Menschheit wird nicht aussterben. Sie wird dahinvegitieren. Vielleicht sogar für sehr lange Zeit. Massenvernichtungsmittel wird es irgendwann auch nicht mehr geben, einfach aus dem Grund, daß die dazu notwendige technische und wissenschaftliche Infrastruktur nicht mehr existiert."

„Wenn man Sie so hört, könnte man denken, daß Sie mit der Aussicht auf eine völlig existenzunwürdige Zukunft leben." sagt der Pater, „Wie kann man so ohne Hoffnung leben?"

„Sie sehen ja, ich kann offenbar so leben. Aber vielleicht lebe ich gar nicht so: Noch gibt es Zeit, es zu ändern. Es muß nicht so eintreten, auch, wenn wir in voller Fahrt auf diesem Wege sind. Außerdem, Pater: überschätzen Sie nicht meinen Idealismus! Als Bürger der letzten Noch-Wohlstands-Länder geht es mir gut. Meine Rente wird zwar schon etwas geringer sein als die meiner Eltern – naja, nach dieser Expedition vielleicht auch etwas besser – aber ich werde nicht verhungern oder durch Seuchen umkommen. Bis in Deutschland und Europa die Verteilungskämpfe jede Lebensqualität zerstören, dauert es noch einige Jahrzehnte. Mich trifft es nicht mehr. – Ich hätte mir nur gewünscht, etwas dagegen tun zu können. – Und was tun wir jetzt, Pater? Wir sind auf einem Unternehmen, dessen endgültige Zielsetzung darin besteht, unsere Art zu leben in die Welthöhle zu exportieren. In das letzte, ökologisch abgeschlossene Gebiet. Das letzte ökologische Refugium. Wenn unsere Expedition von Erfolg gekrönt ist, wird es uns paar unwichtigen Männlein und Weiblein gut gehen, für den Rest unserer Tage. Aber die Welthöhle wird schwer bestraft. Sie zahlt

einen verdammt hohen Preis. – Können Sie mit dieser Schuld leben, Pater? Wenn ich auch mal so fragen darf?“

„Hast du dich jetzt abgeregt? Wir sind mit dem Essen schon fertig!“ fragt Cohäuszchen.

„Jedenfalls habe ich mich wieder ordentlich verdächtig gemacht. Verdächtig, der große, Unbekannte zu sein, nicht?“

„Eigentlich nicht. Trägheit nimmt dir jeder ab.“ sagt Carola. „Aber könnte es nicht sein, daß jemand deinen weltanschaulichen Wegen mit mehr Fanatismus folgt? – Irgend jemand hier an Bord?“

„Ach!“ sage ich, „Du zeihst mich geistiger Urheberschaft!“

„Ich tue was?“

„Du klagst mich geistiger Urheberschaft an!“

„Wenn du so willst.“ sagt Carola, „Ich meine, wenn du Herrn Palmer für alles verantwortlich machst, was die großen Religionen schon angerichtet haben…“

„Das habe ich nicht getan.“

„Implizit!“

„Auch nicht implizit. Ich haben ganz nüchtern einige Überlegungen zu Buche gegeben.“

„Hört auf, euch zu streiten.“ versucht Cohäuszchen zu vermitteln, „Noch haben wir Meinungsfreiheit an Bord. – Am besten, wir reden über etwas ganz anderes.“

„Und über was?“

„Ah. Da fällt uns schon was ein. „Cohäuszchen tut so, als ob er nachdenkt. Dann fragt er: „Wie steht denn die Kirche im Moment zu häufig wechselnden Partnerschaften, Pater?“

„Das ist eine rhetorische Falle, Pater!“ sage ich, „Ich glaube, er will auf meine Privatangelegenheiten anspielen!“

„Oh, das würde ich nicht sagen. Immerhin, wer der Mine frönt, kann sonst keinen Unfug anstellen.“

„Kinder zeugen kann man,“ sage ich, „das ist ein häufiger Nebeneffekt.“

„Du paßt sicher auf. – Gerade du!“

„Habe ich nicht. Ich habe ja nicht die Initiative ergriffen. In keinem Falle. Aber geht das euch irgend etwas an?“ Ich rede etwas leiser, damit unser

Gespräch nicht bis zu den Tischen dringt, an denen Gabi und Natalie sitzen – das wäre mir jetzt peinlich.

„Merkwürdige Einstellung." sagt Carola, „Deinem Buch zufolge hast du in der Welthöhle auch nicht aufgepaßt."

„Da hatte ich wenig Einfluß drauf. – Aber wir werden – wenn wir dahin kommen – keine Nachkommen von mir treffen. Wenn du mein Buch aufmerksam gelesen hast, dann solltest du wissen, daß alle Frauen, mit denen ich geschlafen habe, tot sind."

„Oh, das ist aber ein schlechtes Omen für den weiblichen Teil unserer Besatzung!" unkt Cohäuszchen, und alle, sogar der Pater, lachen.

„Übertreib nicht. Bloß für 33 Prozent unserer weiblichen Besatzung."

„Das grenzt an Konsumterror mit unseren Damen. Und wann machst du die restlichen…"

„Günther!"

Es gelingt, das Thema wieder zu verlassen: „Morgen wird es spannend," sage ich, „Einige der abzweigenden Höhlen, die wir vorgemerkt haben, scheinen in sehr viel größere Tiefen zu führen. – Das heißt, daß wir die Dachbalken testen werden."

„Bis jetzt hat sich das Boot glänzend bewährt." meint Edwin.

„Ja."

„Was meinst du, wie tief wir kommen werden?"

„Woher soll ich das wissen? Wir werden alle erreichbaren Höhlenketten kartographieren."

„Nicht nur kartographieren," sagt Edwin, „ich weiß von Amerlingen, daß wir auch aus dem Grunde dauernd an den Bildschirmen kleben sollen, damit wir notfalls etwas nach Erinnerung navigieren können, falls unser großer Unbekannter die Datenbasis der Navigation schon wieder löscht. – Das geht nicht nur darum, Ausschau nach geologische Besonderheiten, Artefakten oder Fossilien zu halten."

„Wie Fernsehen," sage ich, „viele Wiederholungen."

„Ja. Aber beim Fernsehen hofft man, daß es spannend wird. – Wir hoffen, daß es nicht spannend wird!"

Diese Nacht gelingt es mir, alleine zu schlafen. Also, von wegen Konsumterror – ich bin mir da keiner Schuld bewußt. Von mir geht und ging

die Initiative nicht aus. Und was heute betrifft, auch von niemandem sonst – der Versuchungsdruck ist also nicht besonders groß.

Die Weiterfahrt am anderen Morgen, dem 31. Januar 1999, ist unspektakulär. Eigentlich ist es Sonntag, und ich denke mir, daß, wenn die Expedition noch wesentlich länger dauern sollte, wir eine Form von Wochenende einführen müssen, auch wenn die Freizeitmöglichkeiten an Bord der CHARMION beschränkt sind. Im Moment protestiert noch niemand. Alle sind froh, daß keine Katastrophen passieren, alle sehen sich mit mehr oder weniger Passivität die Außenübertragungen an. Dazwischen plätschert der tägliche Smalltalk dahin.

Um 10:20 Uhr erreichen wir einen schrägen Schacht, den zu verfolgen gestern beschlossen wurde. Wir haben jetzt eine Tiefe von 9300 Metern – das wird sich jetzt rasch ändern.

Dieser Schacht hat allerdings einen kleinen Schönheitsfehler: zwar hat er einen länglichen Querschnitt, dieser ist aber nicht länglich genug. Seine Amessungen betragen etwa 20 mal 40 Meter. Andererseits scheint er sehr tief zu sein.

„Bitte alles herhören!“ hören wir Wellington’s Stimme, „Wir gehen kopfüber runter. Nickwinkel 90 Grad. Solange wir das tun, muß jeder sich an seinem Arbeitsplatz festschnallen. Außerdem werden im zentralen Niedergang Sicherungsgurte ausgegeben – Jeder holt sich jetzt einen. Vorher fangen wir nicht an.“

„Au weh,“ sagt Cohäuszchen, „Jetzt wird es ungemütlich.“

„Wieso?“ fragt Edwin, „Diese Sitze kannst du doch so drehen, daß du wie in einer startbereiten Rakete mit dem Rücken nach unten liegst! Die sind so gedacht!“

„Aber man kann nicht auf die Toilette gehen, ohne wie auf einem Klettersteig rumzuturnen.“

„Man sollte es vielleicht schon vorher tun.“ schlage ich vor, „wenn du gerade im Kabinengang bist, und das Boot ruckt, dann fällst du vielleicht über 20 Meter, bevor es dich in der Kantine zu Brei schlägt! – Abgesehen davon sind unsere Toiletten nicht benutzbar, wenn das Schiff auf der Nase steht!“

„Du hast doch den Buchheim gelesen," fragt Carola, „hätten die mit ihrem Boot sowas machen können?"

„Sie haben nicht im entferntesten dran gedacht. Ich weiß nicht – vielleicht währen ihnen die Batterien ausgelaufen, oder sie hätten sich als ganzes gelöst und wären durch das Schiff gepoltert. Dann wär's aus gewesen."

Es gibt ein Dutzend Minuten eine hektische Lauferei durch das Schiff. Nicht nur, daß jeder sein Sicherungsgeschirr bei sich hat, ein paar Mitglieder der Besatzung sollen sich auch während des Neigens des Bootes an wichtigen Stellen aufhalten, um zu sehen, ob irgendwo Gegenstände, die nicht gesichert worden sind, ins Rutschen kommen, um notfalls den Nickvorgang abbrechen zu lönnen. Wir Wissenschaftlichen bleiben an unseren Plätzen – nur soll jeder noch kurz in seiner eigenen Kabine nach dem Rechten sehen.

Dann ist es soweit. Das Kippmanöver beginnt. 10:45 Uhr. Irgendjemand hat gesagt, mehr als ein halbes Grad pro Sekunde soll sich das Schiff nicht neigen. Dann wird es 3 Minuten dauern.

Es sind wohl weniger als ein halbes Grad pro Sekunde. Ein paar Dutzend Grad Neigungslage haben wir ja schon mal gehabt, und die Nickrate war auch schon größer. Zunächst ist es noch nicht abenteuerlich.

Ich versuche, die unwillkürliche Anspannung der Muskeln zu unterdrükken, die daher rührt, daß man glaubt, irgendwann plötzlich zugreifen zu müssen, etwa, weil der eigene Stuhl bricht. Ich sage mir immer wieder, daß diese Sitze so stabil sind, daß man mit Körperkräften gar nichts ausrichten könnte, wenn sie brächen. Um mich zu beschäftigen, bringe ich die Rückenlehne in Richtung zum Bug. Die anderen machen es ebenso. Nun muß man sich nur ziemlich den Hals verrenken, um einige der Bildschirme ansehen zu können, andere, die an den querstehenden Konsolen, liegen dafür jetzt genau richtig.

10:48 Uhr. 45 Grad. Dann waren es bis jetzt weniger als ein viertel Grad pro Minute. Von nun an gerät das Boot in eine Steillage, die zunehmend unangenehm wird. Und zunehmend gefährlicher, wenn man sich im Boot bewegen müßte.

Es gibt jedoch keinerlei Warnhinweise. Das Boot nimmt die ungewohnte Lage hin. Dafür ist es gebaut. Alle Systeme funktionieren wie gewohnt. Bis natürlich auf Toiletten und Abflüsse, bei denen bestimmte Ventile geschlossen werden mußten. Und daß keine der Tieftemperaturtruhen eine Flüssigluftfüllung hatte ist vorhin auch geprüft worden.

10:50 Uhr – 60 Grad. Was immer ungesichert auf einem Tisch oder einer Ablageplatte stand, ist jetzt heruntergefallen. Gehört haben wir immer noch nichts.

Um 10:55 steht das Schiff endlich senkrecht. Alles funktioniert wie gewöhnlich. Mehr als 90 Grad wird es nie werden – in der Theorie, denn dann könnte man das Schiff ja um die Längsachse rotieren. Da das Schiff aber breiter als hoch ist, ist es im Prinzip möglich, daß wir uns in Tunnels bewegen, die eine Rotation um die Längsachse nicht erlauben. Dann kann die Streckenführung eines solchen Tunnels das Schiff durchaus zwingen, sich richtiggehend auf den Kopf zu stellen. Wenn man es nicht vorzieht, sich rückwärts aus solchen Tunneln wieder hinauszumanöverieren.

Um 11 Uhr sind endlich alle wieder auf ihren Plätzen, und die Fahrt nach unten beginnt. Halbes Fußgängertempo, eher weniger: Einen halben Meter pro Sekunde. Wenig, verglichen mit dem, was die CHATMION an Geschwindigkeit erreichen kann. Aber in vertikaler Richtung sind alle Geschwindigkeiten beeindruckender.

11:15 Uhr. 9700 Meter. Der Schacht wird ab und zu enger: Wir haben schon Stellen mit einer lichten Weite von 8 mal 15 Metern passiert. Viel weniger darf es nicht werden. Der Schacht ist nie genau senkrecht – bei seiner unregelmäßigen Form könnte man sowieso nicht sagen, was das ist – und so nimmt der Nickwinkel gelegentlich ab und schwankt immer zwischen 90 und 70 Grad. Die sachten Längsrotationen, die das Boot ausführen muß, reichen gerade aus, den Gleichgewichtssinn zu reizen: Man ist sich nie genau darüber klar, in welcher Richtung sich das Boot dreht, und wie schnell, und ob.

11:40 Uhr. 10.000 Meter. Aufregend, aber nicht so aufregend, was wenige Sekunden nach Erreichen dieser magischen Zahl passiert. Es ist jemand in der Zentrale, der es zuerst sieht, und so ist das erste, was wir

bemerken, ein deutliches Langsamerwerden des Bootes. Es kommt grundlos zum Stillstand. Bei uns ist Günther Cohausz, der es zuerst sieht:

„Da!“ sagt er nur, und deutet auf einen der Bildschirme, der eine Ansicht nach schräg vorne zeigt. Das Boot richtet weitere Scheinwerfer auf diese Stelle. Ich spüre das Kribbeln in der Magengrube. Ein Kribbeln des Wiedererkennens.

In der Felswand des Schachtes, ein paar Dutzend Meter unter unserer derzeitigen Position, ist eine große Rille im Fels in Sicht gekommen. In der Rille könnte man schräg an der Felswand entlang aufsteigen, denn ihre untere Begrenzung besteht aus herausgehauenen Treppenstufen.

Das Boot schiebt sich weiter in die Tiefe. Mehr Einzelheiten kommen in Sicht.

Die Rille führt in einem Winkel von etwa 45 Grad an der Felswand entlang nach oben. Sie ist bloß 30 bis 40 Zentimeter weit in den Fels eingehauen und 1.20 Meter breit. Das heißt, daß ein Mensch von 165 Zentimetern Körpergröße noch gut stehen könnte. Aber viel Platz, um sicher in der Rille zu stehen, hat man nicht, obwohl die Treppenstufen durchgehend in einem guten Zustand sind: Die Treppe ist einfach zu schmal.

Wäre dieser Schacht nicht mit Wasser gefüllt, dann wäre jeder Fehltritt in dieser Treppe tödlich. Als ich diese Treppe sehe, steigen in mit wieder Erinnerungen aus der Zeit vor dreieinhalb Jahren auf. Wieviele solche Treppen haben wir beschritten. Wieviel Angst haben wir gehabt, Irene und ich.

Damals war Irene noch bei mir.

Das obere Ende dieser Rille verschwindet in einem Loch in der Wand. Das Boot ist jetzt auf gleicher Höhe wie dieses Loch, und die Scheinwerfer können hineinleuchten. Nichts spektakuläres – man sieht halt noch ein paar Treppenstufen.

Nach unten scheint diese Rille dem Schacht zu folgen, soweit die Scheinwerfer reichen.

„Als Autor von rein fiktiven Romanen bin ich jetzt endgültig unterdurch!“ sage ich.

„Das warst du schon immer.“ stellt Cohäuszchen geistesabwesend fest. Ich weiß Offenheit zu schätzen, aber das geht nicht soweit, mich dafür bedanken zu wollen. So sage ich nichts.

„Ich habe es mir nicht richtig vorstellen können,“ sagt Edwin, „aber so etwas entlangzugehen, wenn hier kein Wasser wäre – Igitt.“

„Bist du vielleicht nicht schwindelfrei?“ frage ich, „Das muß man in der Welthöhle aber sein. Es ergibt sich dauernd, daß man das sein muß.“

„Wie werden das Boot vielleicht gar nicht verlassen, auch wenn wir dahinkommen.“ sagt Edwin.

„Da bin ich nicht so sicher. – Und denk an die Hitze – es ist in der letzten Zeit da draußen auch unangenehm warm geworden! Alles Vorboten der Bedingungen da unten.“

„Wir sind doch schon bald so tief wie die Welthöhle!“ sagt Carola, „Es muß allmählich so warm werden, wie du es beschrieben hast.“

„Da gibt es Unsicherheiten. Der Höhenmesser war nicht für diese Bedingungen konstruiert.“ belehre ich sie, „Wir haben die ganze Zeit geglaubt, daß die Oberfläche des Welthöhlenozeans 10.500 Meter unter Normal Null war. Aber das können auch ein paar tausend Meter mehr oder weniger gewesen sein.“

„Hat man euren Höhenmesser nicht untersucht?“

„Da hast du wohl nicht aufgepaßt – das hat man uns in München aber erzählt!“

„Was ist denn da rausgekommen?“

„Jedesmal etwas anderes. Also jedesmal, wenn man das Ding erneut einem Hochdruckzyklus ausgesetzt hat. – Es muß reiner Zufall gewesen sein, daß unser Höhenmesser wieder auf Null zurückgegangen ist, als wir zur Oberfläche zurückkamen. In den Experimenten tat er das nämlich nicht.“

„Gibt’s wenigstens einen Trend?“ fragt Edwin.

„Ja. Es waren zwischen 10 und 16 Kilometern. Mehr kann es einfach nicht gewesen sein, weil wir dann eine unheimliche Steigleistung erbracht hätten, auf dem Rückweg. Aber sogar diese Aussage ist unsicher, weil niemand weiß, wie unser Organismus sich da unten wirklich verhalten hat. Die Irene, zum Beispiel, hätte es gar nicht schaffen können – sagen die

Mediziner. Sie hat es aber geschafft. Trotz Hitze, trotz schwerer Wege bergauf. – Was wissen wir denn, wie unser Organismus unter ungewohnten Bedingungen reagiert?“

„Da habe ich eine Idee,“ sagt Carola, „Du hast doch in deinem Buch die Möglichkeit erwähnt, daß die Welthöhle ein Genpool für die Oberflächenwelt war, nicht?“

„Ja, habe ich. Vermutung.“

„Könnte es nicht sein, daß die Vorfahren des Menschen auch zeitweise in der Welthöhle gelebt haben, und daß irgendwann wieder eine Gruppe an die Oberfläche gelangt ist? Da gibt es doch Diskontinuitäten in der prähistorischen Entwicklung des Menschen, die man sich nicht erklären kann. Vielleicht eben, weil ein Teil der Menschwerdung unter Tage stattgefunden hat! – Dann wäre es auch verständlich, wenn Menschen unter den genauen Bedingungen der Welthöhle leistungsfähiger sind als erwartet!“

Ich sehe es Dr. Reinhardt an, daß es in ihm arbeitet, darauf zu erwidern – er weiß bloß, noch nicht was. Prinzipiell ist das, was Carola gesagt hat, denkbar. Und ich kann nicht beurteilen, ob sich diese Hypothese mit dem bekannten Fossilienbestand verträgt.

Wellington’s Stimme kommt aus dem Interkom: „Amurdarjew, können Sie aus der Art der Steinbearbeitung irgendwelche Information über Material des Felsens und Alter dieser Rille schließen?“

„Nur mit Stichproben!“ gibt Gerald zurück. Wir alle wissen, daß wir die nicht kriegen werden.

Minuten später lassen wir uns wieder weiter sinken. Außer den Außenaufnahmen und Echolot- und Radarmessungen bleibt uns nichts.

Um 12:10 haben wir 10.300 Meter erreicht, und die Treppenrille endet so, wie sie 300 Meter höher angefangen hat: Sie verschwindet in einem Loch. Das ist vielleicht ganz gut so, denn der Schacht wird zunehmend enger und erfordert die ganze Aufmerksamkeit von Schiffscomputer und Rudergänger. Häufig ist an mehreren Seiten zwischen der Außenwand des Bootes und den Felszacken nur noch ein halber Meter. Jede Minute rechnen wir damit, daß wir aus der Zentrale informiert werden, daß wir uns zurückziehen müssen. Daß hieße, daß wir mindestens noch einmal ebensolange an unsere Stühle gefesselt sein werden, wie wir das schon waren.

Es kommt anders. Der Schacht biegt sich und verwandelt sich in einen steilen Spalt, der zwar durchgehend eine genügend große lichte Weite hat, der aber teilweise mit sehr unstabil gelagertem Geröll angefüllt ist. Weil dieser schräge Spalt so steil ist, könnte es sein, daß schon der kleinste Steinschlag hier eine gewaltige Steinlawine auslösen könnte. Deshalb bemüht der Rudergänger sich, sowenig Wirbel wie möglich zu machen. Die nicht unbeträchtliche Hitzeentwicklung des Bootes können wir aber nicht reduzieren – deshalb ist es dringend angeraten, an keiner Stelle einen längeren Aufenthalt zu machen. Sonst bricht der Fels über unseren Köpfen schon wieder wegen irgendwelcher Wärmespannungen zusammen.

13 Uhr. Der Spalt weitet sich zu einer waagerechten Höhle mit größeren Ausmaßen auf. Von hier aus scheinen mehrere Wege weiterzuführen. Aber am wichtigsten ist aber erst einmal, daß wir unsere Sitze verlassen können. Die Tiefe ist jetzt 10.850 Meter. Das heißt, daß wir uns jetzt schon in einer größeren Tiefe als die Oberfläche des Welthöhlenozenas befinden könnten.

Artefakte wie Treppen und Steinwege gibt es nicht, soweit wir es überblicken können. Was schließen wir aus diesem Tatbestand? Mittagspause.

Zufällig komme ich Gerald Amurdarjew gegenüber zu sitzen. Gelegenheit, sich ein paar Dinge von der Seele zu fragen:

„Was ich nicht verstehe – du hast doch behauptet, daß das Geröll und die großen Felsen, die locker liegen, nicht von hier sind?“

„Ja,“ sagt Gerald, „ganz richtig.“

„Gilt das auch für diesen schrägen Schacht, den wir eben passiert haben? Da lag ja auch genügend Geröll rum!“

„Ich habe nicht allzugenau drauf geachtet, aber es schien mir so, als ob das auch da der Fall war: Das Material ist nicht von dort gekommen.“

„Wie kann das sein?“ frage ich, „Wenn diese ganzen Höhlen voll von Material sind, das nicht hier entstanden ist, was für ein Transportmechanismus war denn da am Werk?“

„Keine Ahnung.“ sagt Gerald.

„Und dann – wir haben ja vor kurzem selbst einen Felssturz ausgelöst. Also ist es möglich, Bruchmaterial an Ort und Stelle zu erzeugen und

einfach da liegen zu lassen. – Und wir haben uns eigentlich nicht sehr angestrengt, um das zu tun!“

Gerald sagt darauf nichts.

„Ist es nicht möglich, daß herausgebrochenes Material aus irgendeinem Grunde nur so aussieht, als sei es von ganz woanders her gekommen?“

„Der Rechner hätte die Bruchstellen identifizieren müssen. Das hat er aber nicht getan. Nicht einmal in Einzelfällen!“

„Das weiß ich,“ sage ich, „aber das beweist nichts. Der Rechner kann die Bruchstellen nur dann identifizieren, wenn klare Herausbrüche erfolgt sind. – Ich erinnere mich an eine Stelle in der Jettenhöhle, die das sehr schön illustriert.“

„Ist das diese Höhle da am Harzrand, wo Sie aufgewachsen sind?“

„Ja. Da liegt an einer Stelle ein tonnenschwerer Felsbrocken, der ein bißchen wie ein Schiff aussieht. Und oben an der Decke sieht man genau die Scharte, aus der er herausgebrochen ist. – So etwas kann der Rechner – das meine ich. Wenn aber bei so einem Vorgang noch eine Menge Kleinmaterial mit abbricht, dann kann man überhaupt keine derartige Analyse machen. Und ob das geschieht, das hängt von allen möglichen mechanischen Parametern ab. Kann es nicht so passiert sein?“

„Im Prinzip ja.“ gibt Gerald zu.

„Ich meine, als Geologe bin ich ja ein blutiger Laie. Mir kommt es nur komisch vor.“

„Die Geologen“ sagt Gerald, „sind als ganze Berufsgruppe wieder auf den Laienstatus reduziert.“

„Das ist wahr,“ stimme ich zu, „und nicht nur die. Die Paläontologen. Reinhardt, zum Beispiel – er hat es nur noch nicht gemerkt.“

Eine Weile stochert Gerald schweigend in seinem Essen herum. „Früher, während des Studiums“ sagt er, „habe ich manchmal Tagträume gehabt. Wie würde ich die geologische Wirklichkeit formen, wenn ich darauf Einfluß gehabt hätte. – Ich meine, die Rezepte sind einfach. Schon in der Mitte des Sonnensystems: Man nehme 2 mal 10 hoch 30 Kilogramm Wasserstoff, werfe sie zusammen, und ‘puff’, schon hat man einen Hauptreihenstern.“

„Stimmt,“ sage ich, „aber der ‘puff’ dauert ein paar Jahrmillionen.“

„Ja. Bei den Planeten ist es ähnlich. 6 mal 10 hoch 24 Kilogramm einer speziellen Gesteinsmischung. Von allem ein bißchen. Man werfe es auf den Haufen, und es formt sich zu einer Kugel. Am Anfang wird es etwas warm dabei, aber dann gehen die geologischen Vorgänge los."

„Nicht nur die geologischen," sage ich, „wenn das Ding in richtiger Entfernung um seinen Hauptreihenstern kreist, auch die biologischen. Wahrscheinlich unvermeidlich."

„Genau," sagt Gerald, „Man braucht diesen Dreck nur auf einen Haufen zu werfen. Man muß ein bißchen allmächtig sein. Aber nicht genial. Nicht die Spur."

„Laß das nicht den Pater hören! – Oder vielleicht doch!"

„Ich bin nicht auf Konfrontation aus. Ich wollte nur sagen, daß ich solche Tagträume hatte. Stell dir vor: Landschaften gestalten! Wilde, bizarre Landschaften – was eben im Rahmen der Naturesetze noch möglich ist."

„Ich weiß schon, wie es weitergeht," sage ich, „Irgendwann, nach dem Studium, hast du dir Rechner leisten können, mit denen du das wenigstens ein bißchen simulieren konntest!"

„Ja." nickt er, „Ein bißchen. Ein ganz kleines bißchen. Und selber in den erzeugten Landschaften rumlaufen, das geht ja nicht."

„Perspektivische Darstellungen…"

„Ist nicht dasselbe. Landschaften muß man in den Knochen spüren. Einen Berg, den man nicht hinaufgehen kann, das ist kein Berg. – Auch, wenn man ihn selbst gemacht hat."

„Das ist so ähnlich wie Sex," sage ich, „Nur die Bilder im Playboy ansehen ist auf die Dauer etwas unbefriedigend."

„Du hast vielleicht Vergleiche!"

„Wieso?" frage ich zurück, und dämpfe meine Stimme, um unsere Emanzen kommunikationsmäßig auszuschließen, „Eine schöne Frau ist doch auch eine Art Landschaft!"

„Naja." Gerald ißt weiter.

„Jedenfalls kann ich dich verstehen." sage ich dann, „Aber deine Landschaft hast du jetzt. Da draußen ist sie. Und in ihr hin- und hergehen wird uns vielleicht auch noch gelingen. Vielleicht."

„Naja." sagt Gerald wieder.

„Bist du nicht zufrieden?“

„Da ist auch das Gewohnheitstier in einem drin.“

„Wieso?“

„Weil alles, was wir in der Geologie je verstanden zu haben glauben, in einem neuen Licht zu sehen ist – wer weiß, was sich jetzt alles als ganz falsch herausstellt.“

„Na, nein, alles doch wohl nicht. Errosion wird es noch geben. Schwemmland. Sedimentgesteine. Ergußgesteine.“

„Kontinentalplatten?“ fragt Gerald, „Die Wegner’schen Theorien? Aufbau des Erdmantels? – Bricht doch alles zusammen! Alles, was wir gelernt haben!“

„Dafür lernen wir etwas neues. Schreiben etwas Wissenschaftsgeschichte. Wenn auch die Geologen das nicht ab und zu täten, dann wäre die Erde heute noch eine Scheibe!“

„Ja. Du hast recht. Ich habe keinen Grund, mich zu beschweren. Eher umgekehrt.“

„Hätte ja schlimmer kommen können,“ sage ich, „Stell dir vor, wir wären dabei, die Hohlwelttheorie zu belegen!“

„Oder daß der Mond aus Schweizer Käse ist! – Nein, Herwig, es gibt Abstufungen der Absurdität!“

„Das hätte man vor einigen Jahren zur Welthöhle auch gesagt. Offiziell sagt man es ja noch immer – mein Buch ist in der Öffentlichkeit immer noch nur ein Abenteuerbuch unter vielen.“

Ich muß mich ranhalten, um meinen Magen noch etwas zu füllen, bevor wir weiterfahren. Das ist eben der Nachteil, wenn man beim Essen zuviel redet.

Und auf die Frage nach der Herkunft des Gerölls haben wir auch keine befriedigende Antwort gefunden. Immerhin – Gerald besteht nicht unbedingt auf einen Transportvorgang, der irgendwann einmal stattgefunden haben muß.

Kurz nach 14 Uhr geht es weiter, weil es in dieser Höhle wenig zu untersuchen gibt. Ich weiß, daß, wenn wir nicht wie erwartet vorankommen, wir viele Möglichkeiten haben, alternative Wege auszuprobieren. Von dieser Höhle gibt es mehrere Möglichkeiten, und wenn die alle erschöpft

sind, dann können wir den schrägen Geröllspalt und den Schacht bis zur Knochenhöhle zurück – da waren auch noch nicht alle Winkel erforscht.

„Daß diese Felsen überhaupt stabil sind… Es ist doch wie ein Schweizer Käse durchlöchert!“ sage ich zu Gerald, als wir wieder vor unseren Konsolen sitzen.

„Wundert mich gar nicht. Wenn die Welthöhle stabil ist, so, wie Sie sie beschrieben haben – so, wie du sie beschrieben hast – dann sind diese paar Kleinhöhlen nicht so stabilitätsschädigend.“

„Wenn wir bereits in einem Material sind, daß dem der Welthöhle entspricht.“

„Was wahrscheinlich der Fall ist. Soweit können wir ja nicht mehr von ihr entfernt sein, oder?“

„Nein.“ Ich mache eine umfassende Geste: „Genaugenommen müßte sie bereits rund um uns herum sein. Ich habe die Topographie der Welthöhle ja als lange, fractal gegliederte Höhlenstränge beschrieben – jedenfalls war das der unmittelbare Eindruck, wo immer man einen größeren Überblick hatte. Dieses Gebiet muß irgendwo zwischen den Höhlensträngen liegen.“

„Das denke ich auch.“

Cohäuszchen, der die Bildschirme beobachtet, uns aber zugehört hat, mischt sich ein: „Das muß doch zu zusätzlichen Kraftflüssen im Fels führen! – Können wir das nicht messen?“

„Du wirst Wellington kaum zu weiteren seismischen Sprengungen überreden können! – Mich auch nicht.“

„Du hast ja nichts zu sagen! – Aber es muß doch auch anders gehen!“

„Glaube ich nicht. Wenn mich mein physikalischer Instinkt nicht täuscht, dann sind diese zusätzlichen Kraftflüsse sehr großräumig und homogen und damit schwer nachzuweisen. Ich kann mich aber irren. Wie ist es damit, Gerald?“

„Mußt du unsere Informatiker fragen!“ sagt Gerald, „Die arbeiten doch dauernd mit der seismischen Auswertung!“

Edwin schüttelt den Kopf: „Wir lassen uns bloß auch immer wieder davon überraschen, was das Programm kann und was nicht. – Wir haben es nicht geschrieben!“

„Da hörst du’s.“ sage ich zu Cohäuszchen.

Der Boden unseres Arbeitsraumes neigt sich wieder steil. Wir gewinnen rasch an Tiefe. Die Felswände, die im Scheinwerferlicht der CHARMION vorbeiziehen, sind nach wie vor unauffällig. Die Tiefenanzeige ist es, die aufregend ist. Um 14:40 unterschreiten wir eine Tiefe von 11 Kilometern. Und im Moment geht es rasch weiter in die Tiefe.

„Ich weiß nicht, wie es euch geht, aber im Moment habe ich keinen Nerv, die Streßanalyse aufzurufen!“ sagt Carola.

„Wieso?“ frage ich, „Das ist doch Physik. Nach deinen eigenen Aussagen magst du Physik nicht besonders und verstehst deshalb auch nicht alles!“

„Wie macht man sich Kolleginnen gewogen!“ sagt Cohäuszchen dazwischen. Carola sagt nichts.

„Okay.“ sage ich, „Ich sehe nach.“

Nur ein kurzer Einblick in die Streßanalyse zeigt, daß die Belastungssituation des Bootes nach wie vor vollständig symmetrisch ist, wenn auch von einer bisher nicht erlebten Größenordnung. „Die Natur wehrt sich mit aller Macht gegen Hohlräume in dieser Tiefe, die einen so geringen Innendruck aufweisen!“ sage ich, „Aber wir sind immer noch die Stärkeren.“

Was ich nicht artikuliere ist, daß die Streßanalyse des Boote mir auch gezeigt hat, daß die Toleranz gegen mögliche asymmetrische Belastungen des Druckkörpers deutlich gesunken ist. Wir sollten das Boot besser nicht noch einmal zwischen ein paar Felsen festklemmen. Auch, es irgendwo anstoßen zu lassen sollte man jetzt vermeiden.

Das Gespräch versickert eine Zeitlang, weil die Steilheit der Höhle noch um soviel zunimmt, daß man sich beim Stehen irgendwo festhalten muß. Die Höhle macht wendeltreppenartige Windungen, die man mit dem Boot genau auszirkeln muß, und wäre sie nicht wassergefüllt, dann wäre das Klettern auf ihrem Boden sehr gefährlich – es liegt nämlich wieder viel loses Geröll herum.

Um 15:15 flacht die Höhle sich wieder ab, um sich dafür zu teilen. Die Tiefe ist 11.700 Meter.

Nach einem Gang zur Toilette im zentralen Niedergang sehe ich mir die Einstiegsluke von nahem an, um rauszukriegen, ob sie irgendwo ‘Wasser macht’. Eigentlich ist es extrem unwahrscheinlich, denn die Luken werden

von immensen Kräften geschlossen gehalten – auf der Fläche einer Hand drückt das Gewicht von fünf Schwerlastwagen. Und tatsächlich ist der Lukenrand rundherum knochentrocken. Als ob das nächste Wasser kilometerweit entfernt wäre, und nicht nur 20 Zentimeter oder so.

Wieder in unserem Arbeitsraum angekommen wende ich mich per Interkom an Wellington: „Sollten wir nicht beginnen, mit der Aklimatisation an höheren Atmosphärendruck anzufangen? Außerdem würde es das Boot entlasten!“

Wellington sagt, er wird es sich überlegen. Dann wird er sich wahrscheinlich auch überlegen, daß es sich nur lohnt, die gesundheitlichen Risiken der Druckerhöhung einzugehen, wenn wir die Welthöhle tatsächlich erreichen sollten. Außerdem entspricht eine Druckerhöhung auf vier Bar nur der Kompensation einer zusätzlichen Wassertiefe von bloß 30 Metern. Wenn wir innerhalb der CHARMION einen Luftdruck aufbauen wollten, der hoch genug ist, um den Druckkörper wesentlich zu entlasten, dann würden wir das wohl nicht überleben. Das muß man sich immer wieder klarmachen, um sich vorstellen zu können, mit welchen physikalischen Bedingungen man es hier zu tun hat.

Ich hätte auch vorschlagen können, jetzt mit der Synchronisation an den Schlafrhythmus in der Welthöhle zu beginnen, weil dieser im Moment günstig liegt. Aber auch das ist nur sinnvoll, wenn wir tatsächlich dort ankommen.

Den Rest des Tages kreuzen wir ereignislos und gewinnen auch nicht viel mehr an Tiefe. Um 19 Uhr legen wir das Boot in einem überraschend regelmäßigen, schlauchartigen Tunnel von 18 Meter Durchmesser fest. Die Tiefe ist 11.850 Meter.

Abends in der Kantine spürt man den Druck. Fast dreifache Werftgarantie. Die meisten sind sich dieser Tatsache bewußt. Und obwohl keiner es erwähnt, spürt man es aus den Gesprächen heraus. Fast würde ich sagen, ‘man spürt die Dachbalken knacken’, aber diesen Aphorismus hat der Buchheim schon gebraucht.

52. Bordroutine

Bevor ich schlafen gehe, fängt Carola mich vor ihrer Kabinentür ab. Keine Einleitung einer Verführung wie bei Gabi, wie sich schnell heraus-

stellt. Das wäre auch ein mir unbekannter Zug an Carola, andererseits pflegen in Streßsituationen neue Charakterzüge gelegentlich unerwartet hervorzutreten, wie man weiß.

„Hast du einen Moment Zeit? Dauert wirklich nicht lange!“

„Ja, was ist denn?“

Sie winkt mich in ihre Kabine herein.

„Hier, in diesem Fach bewahre ich einige sehr persönliche Dinge auf.“ zeigt sie mir.

„Ich war nicht dran!“ sage ich, „Sowas tue ich nicht!“

„Nun fühl dich doch nicht gleich angegriffen! Du sollst nämlich dran. Sieh diese Briefe hier. Sie sind adressiert. Könntest du dafür sorgen, daß sie abgeschickt werden, wenn mir etwas zustoßen sollte?“

„Natürlich, natürlich. Aber schwebst du denn in einer Gefahr, in der wir anderen nicht schweben?“

„Wahrscheinlich nicht. Solange wir an Bord sind, und solange wir die Welthöhle noch nicht erreicht haben, leben wir entweder alle, oder keiner von uns. Danach könnte es unübersichtlich werden.“

„Wir werden uns nicht in unüberlegte Abenteuer einlassen.“

„Ist das nicht schon ein unüberlegtes Abenteuer?“

„Vielleicht. Jedenfalls danke für dein Vertrauen. Ich werde es tun, aber die Wahrscheinlichkeit, daß ich es tun muß, ist gering. Wir werden leben!“

„Ich habe noch einmal in deinem Buch gelesen.“ sagt sie.

„Ja und?“

„Diese Welt da ist so roh.“

„Die Welthöhle? Ist unsere Welt das nicht? Wir haben nur andere Methoden der Roheit. – Ich würde sagen, daß die Welthöhle gefährlich ist, aber nicht in einem hinterhältigen Sinne.“

„Ich weiß nicht.“

„Ich glaube, dir machen die zwölfhundert Bar auf unserem Boot zu schaffen! – Das geht uns doch allen so.“

„Jedenfalls wollte ich es dir sagen.“

„Mach dir auf jeden Fall keine Sorgen um die Welthöhle – es gibt Abenteuerromane, in denen geht es wesentlich hektischer zu!“

„Es ist ein Unterschied, ob man einen Roman liest, oder eine Beschreibung dessen, was vielleicht tatsächlich und in aller Wirklichkeit auf einen zukommt."

„Vielleicht hast du recht." gebe ich zu.

Ich überlege mir, ob ich sie fragen sollte, an wen die Briefe sind, aber wenn sie es mir nicht von selbst sagt, dann geht mich das auch nichts an. „Ich habe noch nicht daran gedacht, Briefe zu schreiben." sage ich, „aber wenn ich noch auf diese Idee kommen sollte, dann können wir den umgekehrten Deal auch machen. – Ich weiß nur nicht, wem ich noch Briefe schreiben sollte."

„Natürlich." sagt sie, „Wenn du welche schreibst – jederzeit."

Gespräch beendet. Sie bittet mich nicht hinaus, aber das wohl nur aus Höflichkeit. Der distanzierte Ton in ihrer Stimme ist spürbar. Ich nehme also besser nicht an, daß sie den Wunsch hat, diese Nacht nicht alleine zu sein. Obwohl man bei Frauen da manchmal mit merkwürdigen Überraschungen rechnen muß. So bin ich 20 Sekunden später in meiner eigenen Kabine.

Vorm Einschlafen versuche ich, mir vorzustellen, wie ein Verführungsversuch durch Carola wohl ausgesehen hätte. Es gelingt mir nicht – wir kennen uns zu lange dienstlich. Vielleicht liegt's daran.

Andererseits, denke ich, muß man eigentlich viel häufiger, als man es direkt merkt, Gegenstand sexuellen Interesses sein. Wie oft betrachtet man eine Frau unter genau diesem Gesichtspunkt, und sei es nur für ein paar Sekunden zwischendurch. Man hat im Laufe des Lebens erotische Phantasien, die viele tausend Frauen betreffen, gehabt, und wer das nicht glaubt, der macht sich etwas vor. So grundlegend anders kann es den Frauen eigentlich nicht gehen. Vielleicht liegt das Talent und der Erfolg einiger Männer beim anderen Geschlecht nur darin, daß sie dieses tentative Interesse bemerken und dann gezielt nachhaken.

Bei den Granitbeißerinnen war sexuelles Interesse eben sehr viel einfacher zu bemerken – da wurde ein Mann keine Sekunde lang darüber im unklaren gelassen. Ein himmelweiter Kulturunterschied? Vielleicht. Aber eigentlich auch nur ein gradueller.

Bei Carola könnte ich wahrscheinlich ganz sachlich nachfragen, ob sie darauf aus ist, daß jemand oder ich etwas in ihr 'home-directory' steckt. Sie würde mir das wahrscheinlich gar nicht übelnehmen und genauso sachlich kontern – man müßte das Experiment mal machen, denke ich mir. Vielleicht sogar coram publico. Schade, daß ich so wohlerzogen und rücksichtsvoll bin und mich deshalb alle meine Instinkte von dieser Art der plumpen Anmache abhalten.

Aber eigentlich ist es mir auch wurscht.

Montag, der erste Februar. 8 Uhr. Wir kreuzen weiter. Was Wellington sich davon verspricht, daß wir alle möglichst alle Manöver verfolgen, weiß ich nicht – wenn ich nicht die dreidimensionalen Darstellungen des Navigationsprogrammes zu Hilfe nehme, verliere ich die Übersicht.

Um fünf Minuten vor 11 Uhr erreichen wir eine Tiefe von 12.000 Metern und sind damit definitiv tiefer als der Mariannengraben, der 11 Kilometer und etwas mehr tief ist, jedenfalls weniger als 12 Kilometer. Damit sind wir tiefer als die Tauchversuche, die dort schon in den sechziger Jahren von Picard unternommen wurden, wahrscheinlich sind wir auch tiefer als wir es in der Welthöhle waren – wenn unsere damalige Messung von 10.500 Metern einigermaßen stimmt.

Wir sind jetzt so tief wie noch niemals ein Mensch zuvor.

„Eigentlich ein Grund zu feiern!" sagt Edwin, als ich auf diesen Tatbestand hinweise.

„Eine runde Zahl ist kein Grund, zu feiern. Wenn wir die Tiefe in Fuß ausdrücken, ist es keine runde Zahl, wenn wir nicht das Dezimalsystem verwenden, dann ist es keine, wenn wir…"

„Du findest überall was!"

„Ich will euch nur damit versöhnen, daß es keine Feier geben wird! Ihr habt doch gehört: Das nächste Mal fliegen die Sektkorken, wenn wir in der Welthöhle sind. Keine Sekunde früher. So ist es beschlossen."

„Es sei denn," sagt Cohäuszchen geheimnisvoll, „uns fällt der Sekt vorher in die Hände – durch irgend einen dummen Zufall!"

„Wir haben es doch versucht! Oder – weißt du etwas?"

„Das habe ich nicht gesagt."

„Aber du weißt etwas!"

„Ich habe Stillschweigen versprechen müssen!“ sagt Cohäuszchen.

„Na komm! Das hast du sowieso schon gebrochen!“

„Nein. Ich sage nichts!“

Es ist erstaunlich, mit welcher Ausdauer wir bis zum Essen dieses Thema weiterdiskutieren. Das läßt tief in die Motivationsstrukturen meiner Kollegen blicken. Nur unsere Konzentration leidet darunter – nur wenn das Boot vorübergehend einen so großen Nickwinkel einnimmt, daß wir uns festhalten müssen, dann betrachten wir die Außenansicht mit höherer Aufmerksamkeit.

Während des Mittagessens sind wir in einer so engen Höhle, daß Wellington das Schiff weiterbewegen möchte – wegen der Wärmeproduktion. Also ist die Kantine locker besetzt – die gesamte Besatzung ißt schichtweise.

Wenn man etwas Vorstellungsvermögen in das investiert, was der SISC dauernd anzeigt, dann ist es nicht nur der Druck, der jetzt dem Boot zusetzt. Es ist auch die Außentemperatur: 42 Grad sind es im Moment. Solange wir in Fahrt sind. Die Energieerzeugung im Schiff muß also nicht nur Verbraucher und Vortrieb versorgen, sondern auch die Klimaanlage, also die Wärmepumpen, die unsere Körperwärme und die Abwärme aller Aggregate nach draußen pumpen muß. Die Thermodynamik sagt, daß für jedes Watt, das hier drinnen bei 20 Grad Raumtemperatur erzeugt wird, mindestens etwa ein fünfzehntel Watt aufgewendet werden muß, um es auf das Niveau von 42 Grad außerhalb des Schiffes zu transportieren. Das sind natürlich Idealannahmen – Luft, die auf 20 Grad gekühlt werden soll, muß mit Kühlkörpern in Kontakt gebracht werden, die kälter als 20 Grad sind, und damit draußen Wärme vom Schiff abgegeben wird, müssen die Wärmeaustauscher außerhalb des Druckkörpers wärmer als diese 42 Grad sein. Die Temperaturdifferenz, die die Wärmepumpen überwinden müssen, ist also größer. Deutlich größer, denn wir müssen erhebliche Wärmemengen loswerden. Außerdem arbeiten weder Wärmepumpen noch ihre Antriebsmaschinen mit hundertprozentigem Wirkungsgrad, und die Energie, die sie brauchen, muß auch erst einmal erzeugt werden, und zwar von unserem FP-Reaktor, der thermodynamisch auch keinen sehr hohen Wirkungsgrad hat.

Alles zusammen bewirkt, daß für jedes Watt, was im Schiffsinnern thermisch frei wird, ein fünftel bis ein drittel Watt benötigt wird, um es wieder los zu werden. Das führt wiederrum zu weiterer Wärmefreisetzung im Reaktor.

Dazu kommt der Anteil des Wärmestromes, der ständig durch die Bootswände in das Schiffsinnere gelangt und auch wieder nach draußen gepumpt werden muß. All das ist eine Demonstration der jedem Ingenieur bekannten Tatsache, daß es viel einfacher ist, etwas zu heizen als es zu kühlen.

Wenn sich das Boot in beengter Umgebung aufhalten muß, dann wird seine beträchtliche Wärmeproduktion das Wasser in der Umgebung anheizen, ohne daß sich dieses durch Konvektion entfernen kann. Über kurz oder lang würde sich das Boot also in noch wärmerem Wasser aufhalten, was die gesamte Situation verschärft und die Notwendigkeit gesteigerter Energieproduktion bedingt.

Und diese Hitzeerzeugung würde in beengter Umgebung intensiv auf die umgebenden Felsen einwirken. Mit entsprechenden möglichen Wirkungen auf deren mechanische Integrität.

Dieses Risiko wollen wir natürlich minimieren. Wenn es dazu notwendig ist, von jetzt an das Boot dauernd zu bewegen, dann werden wir das tun. Eigentlich rechne ich schon längst damit, daß Wellington diese Maßnahme ankündigt. Rund um die Uhr.

Ich komme Cohäuszchen gegenüber zu sitzen. „Du sagst so wenig!“ sage ich, „Du hast schon mindestens 20 Minuten keine Bemerkungen mehr über die Damenbekanntschaften anderer Leute gemacht!“

„Moment mal!“ sagt er aufgebracht, „Ich muß doch nicht dauernd Dinge kommentieren, die mich nichts angehen!“

Das haben mehrere gehört. Solzbach artikuliert es für alle: „Das muß ins Logbuch! Günther hat zugegeben, daß es Dinge gibt, die ihn nichts angehen!“

Diesen Stimmungsaufschwung hatte ich garnicht beabsichtigt. Grundsatzdiskussion in über 12.000 Meter Tiefe. Aber es ist zweifellos gut, wenn die Stimmung aufgelockert ist. Das kann man vielleicht noch etwas provozieren:

„Du hast uns noch gar nicht erzählt, Günther, warum es dich nicht in den Hafen der Ehe hineingetrieben hat!“

„Das kommt daher“ antwortet Solzbach, bevor Cohäuszchen Luft holen kann, „daß er immer genau gegen den Wind segelt!“

„Nun laß ihn doch mal erzählen!“ sage ich.

„Ich habe überhaupt nicht gesagt, daß ich etwas erzählen wollte!“ stellt Cohäuszchen fest.

„Das haben auch wir gesagt.“ sagt Ulrich und weist in die Runde, „Guck mal! Alle hören jetzt zu! Dein Publikum!“

„Bei ‘dein Publikum’ muß ich an ‘Tutti Frutti’ denken!“ sage ich.

„Nun bring ihn nicht durcheinander! Günther! Was ist?“

„Also…“ sagt Günther.

„Ja?“

„Ich sage dazu nur grundsätzlich etwas!“

„Na klar.“

„Man kann keinen vernünftigen Grund für eine Ehe finden. Es ist alles Illusion, was man sich davon erhofft.“

„Was ist zum Beispiel Illusion?“ frage ich.

„Zum Beispiel. Einsamkeit. Man ist nicht weniger einsam, wenn eine Frau um einen herum ist. Oder Kinder. Das ganze Gequatsche, das einen nicht interessiert. Es ist wie Radio. Radio mit einem falschen Sender. Mit einem Programm, das einen nicht interessiert. – Oder noch anders: Wenn man lesen und schreiben kann, dann ist man nie allein. Der Weise ist nie allein. Hat er doch um sich all die, die etwas wesentliches zu sagen hatten, ob sie noch leben oder schon tot sind. Seinen freien Geist versetzt er, wohin er will. Was er körperlich nicht erreichen kann, das erfaßt er mit dem Denken. Und wenn es ihm an Menschen fehlen sollte, dann spricht er mit Gott. – Nie ist er weniger allein, als wenn er einmal allein ist.“

Ich muß schlucken. Während dieser wenigen Sätze ist es still in der Kantine geworden. Plötzlich haben wir ein Stück vom wahren Günther gesehen, und es tut mir leid, daß ich ihn provoziert habe.

„Daraus entnehmen wir, daß du dich als ‘weise’ bezeichnest – ist das so, Günther?“ fragt Solzbach. Allgemeines und befreiendes Lachen.

„Haben Sie mal Theophrast gelesen?“ fragt der Pater dazwischen.

„Nein. Wer ist das?“

„Er ist schon über 2300 Jahre tot. Hatte ähnliche Ansichten vertreten.“

„Es ist doch einfach so,“ sage ich, „es gibt Leute, die mögen die Anwesenheit anderer Menschen, ob eigene Familie oder Fremde, und es gibt welche, die mögen sie nicht. Und jeder macht sich seine Argumentation so, wie er sie braucht. Es gibt da keine absoluten Wahrheiten. – Edwin, zum Beispiel, kann ich mir nur als Familienvater vorstellen!“

„Wieso denn?“ protestiert Edwin, „Ich fühl mich so auch ganz wohl!“

„Das sagst du nur, weil deine Frau unerreichbar weit weg ist!“ sagt Carola unter allgemeiner Zustimmung.

„Tja, Carola, was ist denn mit dir?“ frage ich sie.

„Du kennst mich doch schon so lange!“

„Deshalb haben wir noch lange keine Diskussionen über dieses Thema geführt. Nicht so eingehend, und nicht dich persönlich betreffend.“

„Kannst du dir mich als Ehefrau vorstellen?“ fragt sie.

„Nein. Das kann ich nicht.“ sage ich im demselben Tonfall, „Schon gar nicht als meine. Frage beantwortet.“

„Könntest du dir Natalie als Ehefrau vorstellen?“ fragt Cohäuszchen und schielt zu Natalie rüber, die mit Alfred Seltsam zusammen sitzt – schon wieder! Sie ist sichtlich unangenehm berührt, als sich plötzlich mehrere Blicke ihr zuwenden.

„Das mußt du sie selber fragen.“

„Laßt mich in Ruhe!“ sagt Natalie und kühlt damit die Stimmung wieder etwas ab.

„Hättest du dir Charmion als Ehefrau vorstellen können?“ fragt Solzbach.

„Äh.“ sage ich, und „Ja?“ fragt er.

„Das ist aber eine schwierige Frage. Damals lebte Irene noch. Aber wenn wir davon mal absehen…“

„Ja?“ fragt er noch einmal.

„In unserer Zivilisation, oder in der Welthöhle?“

„Allgemein!“

„Allgemein kann ich die Frage nicht beantworten. Oben, bei uns, wäre sie für lange Zeit hilflos wie ein Kind gewesen. Sie hätte mühsam in unse-

re Zivilisation hineinwachsen müssen. Wie ein Kind, das man in die Welt gesetzt hätte. – Und in der Welthöhle wäre es genau umgekehrt gewesen."

„Nicht ganz – in der Welthöhle wärst du der Magier gewesen, der viele Tricks kennt!"

„Das sollte man nicht überbewerten. Ich war in ein paar Situationen, wo es nützlich war, zu wissen, was ein Gleitschirm ist. Aber selbstständig hätte ich dort nicht leben können. Genausowenig, wie es Charmion in unserer Zivilisation etwas genützt hätte, mit Schwert und Pfeil und Bogen umgehen zu können und sogar Saurier mit fast bloßen Händen erledigen zu können. – Dazu kommt, daß für eine Granitbeißerin ein Mann doch eine Art Haustier ist. In der letzten Zeit mit Charmion zusammen hat sie mich das zwar nicht merken lassen, aber sie ist ja mit dieser Ansicht aufgewachsen. Ihr ganzes Denken ist davon beeinflußt. Das kann man nicht einfach über Bord werfen. Irgendwann wäre es durchgebrochen. Sicher. Wenn ich ganz rational darüber nachdenke, dann mache ich mir in diesem Punkt darüber keine Illusionen. Es hätte zu Konflikten geführt, oben und unten. – Jeder, der auf die Idee käme, in der Welthöhle 'auszusteigen', um dort unter den Eingeborenen zu leben, würde darunter sein ganzes Leben leiden."

„Vielleicht ist das eine Hypothese über die Absichten unseres großen Unbekannten." sagt Edwin.

„Wie meinst du das?"

„Vielleicht will er aussteigen – in der Welthöhle bleiben. Und uns anderen dazu aus dem Wege räumen."

„Dann wäre er der Dümmste an Bord. Nicht nur wegen dieser unrealistischen Illusionen, daß das möglich wäre. Wieso fängt er dann zum Beispiel jetzt schon an, mit seiner Sabotage?"

Edwin nickt: „Stimmt. Das paßt nicht. – Aber eigentlich paßt nichts, was man dem unterstellen kann. Außer purer Mordlust. – Purer, selbstloser Mordlust."

Die Erwähnung unser Schwierigkeiten läßt die Stimmung weiter abflauen. Die ersten bringen ihr Tablet zum Küchentresen zurück. Mittagspause ist zu Ende.

Der Rest dieses Tages ist langweilig. Ebenso der nächste. Kreuzen, Vermessen, Suchen. Bordroutine. Gerätecheck. Saubermachen. Dateien aufräumen oder komprimieren und archivieren, um noch mehr Platz zu sparen. Zu tun gibt's für jeden etwas, und man lernt auch immer wieder etwas neues hinzu. Idealvorstellung ist ja, daß jeder in der Lage sein sollte, das Boot ganz alleine zu steuern und zu warten – abgesehen davon, daß ein einzelner nicht genug Zeit hat und nicht an mehreren Stellen gleichzeitig sein kann, sind wir alle von diesem Ideal noch weit entfernt.

Am Dienstag, dem 2. Januar, habe ich die Wache bis Mitternacht. Das ist nicht schlimm, weil dadurch der Schlafrhythmus nicht beeinträchtigt wird, und meistens ist ja auch noch bis Mitternacht jemand in der Zentrale.

3. Januar, Mittwoch. Immer noch Suchkreuzen. Allmählich sind alle möglichen Wege abgefahren worden. Entweder, die Höhlen verengen sich soweit, daß wir nicht weiterkommen, oder sie führen in deutlich geringere Tiefen, so daß sie uns unserem Ziel nicht näherbringen, oder es geht weiter in die Tiefe. Dort weiterzufahren schieben wir erst einmal auf.

Am Mittwoch abend wird es deutlich, daß wir die naheliegenden Optionen erschöpft haben. Wellington beraumt eine Schiffsversammlung für den nächsten Morgen an.

An diesem Abend habe ich das ungute Gefühl, daß unser großer Unbekannter das ungute Gefühl haben könnte, schon zu lange nichts mehr angestellt zu haben. Vielleicht hat er das auch. Aber er stellt weiterhin nichts an. Schon seit Tagen ist das so. Es keimt die Hoffnung, daß das alles echte Unfälle waren. Daran kann man aber nur glauben, wenn man die Fakten nicht allzu genau ansieht.

Als ich kurz nach 22 Uhr meine Kabine betreten habe, bewegt sich meine Kabinentür, kaum, daß ich drin bin. Gabi schielt durch die Spalte. Gabi, die mich einige Tage lang kaum angesehen hat:

„Ich habe Verspannungen in den Schultern!"

„Ja?"

„Kannst du sie mir mal massieren?"

Das kann ich. Mein anfänglicher Verdacht, daß es weniger ihre Schultermuskulatur ist, die massiert werden will, sondern daß ihr Hormonhaushalt eines generellen Eingriffes bedarf, bestätigt sich schnell. Ich komme

nicht mehr dazu, das zu tun, was ich an diesem Abend tun wollte – Um Mitternacht ist sie zufrieden und zieht es vor, sich in ihre eigene Kabine zurückzuziehen. Wahrscheinlich, denke ich, ist es ein Glücksfall, wenn man so problemlos Sexualität geboten bekommt, ohne alle Verpflichtungen, ein bloß iterierter one-night-stand, wie man wohl sagt. Und solange es nicht überhand nimmt, ist das eigentlich das optimale Arrangement.

Sollte ich mich in diesem Punkte als Glückspilz betrachten? Da kommt mir eine Idee: Ich überlege mir, ob ich anfangen sollte, eine Strichliste über sämtliche Kolleginnen zu führen, über alle ihre mir zur Kenntnis kommenden sozialen Aktivtäten – Gesprächigkeit, Klagen, sexuelle Aktivität und so weiter. Das ist ein alter Trick, um das Verhalten von Frauen vorausberechnen zu können: Wenn sich nämlich zeigt, daß im Verhalten einer Frau eine etwa vierwöchige Periodik nachweisbar ist, dann hat man ihren Monatsrhythmus. Dann ist die Hypothese, daß die Verhaltensmerkmale, die sich so als von ihrem Monatsrhytmus abhängig erwiesen haben, dieses auch weiterhin sind, und der Rest ist zeitliche Extrapolation.

Ich habe das seinerzeit mal bei Carola versucht, noch im alten Ada-Projekt. Sie redete viel, aber es gab auch sehr ruhige Tage. Und vereinzelt Kurzkrankheiten. Ich habe also meine Statistik gemacht, und es war tatsächlich auch eine Periode nachweisbar. Aber diese war nicht sehr regelmäßig. Zur Vorhersage nur bedingt geeignet. Und auch völlig nutzlos, weil ich weiterhin, solange wir im selben Zimmer saßen, keinen Einfluß auf Carola's Redseligkeit hatte.

Bingo! Denke ich. Die weibliche Periode. Unser großer Unbekannter. Mal macht er irgend etwas in zeitlich geringen Abständen, dann ist tagelang Ruhe. Als ob er nur seinen Launen nachgibt. Seinen Menstruationsbedingten Launen?

Ist er am Ende eine Frau? Eine von unseren sechs Damen an Bord?

Keine voreiligen genialen Schlüsse, denke ich mir. Es gibt hundert andere Gründe, warum jemand solche destruktiven Aktivitäten für längere Zeit unterbrechen will. Andererseits – ich weiß noch, wie depressiv Irene während ihrer Tage war. Bei Irene wirkte sich das in Inaktivität aus. Bei einer anderen Frau kann das ganz anders sein.

Ich muß an die Ulla Hahn denken, und an ihre Maria Wartmann. Die Frau – die fleischgewordene Paranoia. Spitzenformulierung für Chauvis. Sollte ich in der Öffentlichkeit sein lassen. Aber Vorsicht ist angebracht.

Und dann denke ich, daß, wenn noch mehr Indizien für diese These sprächen, es Strategien gäbe, weitere Anschläge zu verhindern.

Eine wäre, alle unsere sechs Frauen für den Rest der Reise einzusperren oder jede Sekunde ihres Wachens zu bewachen. Zu aufwendig, weil uns dann nicht nur die Arbeitskraft dieser sechs Frauen fehlt, sondern auch noch die ihrer Bewacher.

Eine andere Strategie wäre, unsere Frauen ausgeglichen zu halten. Sexuell befriedigt, zum Beispiel. Besser sogar übersättigt. Sicher eine Herausforderung für den Rest der Besatzung – einer allein kann das nicht bei allen machen! Was wäre, wenn wir eine solche Aktion heimlich absprächen und in die Wege leiteten? Natürlich nicht offiziell. Wellington darf nichts davon wissen. – Aber wenn wir sowas machen, und es gibt keine weiteren Zwischenfälle, ist das dann ein Indiz für die Richtigkeit meiner Vermutung?

Zu vage, denke ich mir. Und es kann ja jederzeit sein, daß wir die Welthöhle erreichen – dann würde es zuviele andere Dinge geben, die sich auf das Leben an Bord auswirken. Die Ergebnisse wären statistisch nicht mehr verwertbar.

Dann denke ich, daß ich mir jetzt eine hervorragende Begründung konstruiert habe, wenn ich mich an die anderen Frauen auch noch ranmachen wollte. Der Gedanke an Mary Morton erfüllt mich dabei nicht gerade mit Begeisterung, aber Vivial Grail und Esther Petersen sind mit 19 und 23 im knackigsten Alter – aber auch am schwersten zu kriegen, wegen des Altersunterschiedes. Und wohl auch weit von jedem Verdacht entfernt, denn ich rechne nicht damit, daß so junge Kücken zu solchen Taten fähig sind.

Paranoia ist eine Erscheinungsform der geistigen Entwicklung in der Lebensmitte, vorzugsweise bei intelligenten Menschen. Das würde von unseren Damen drei am verdächtigsten machen: Carola, Gabi, und Doktor Morton. Natalie – vielleicht gerade eben. Mit 25 ist man eigentlich noch zu jung.

Carola würde ich ganz dringend ausnehmen. Ich kenne sie schon zu lange. Aber kann man bei einem Menschen überhaupt sicher sein? Über ihr Intimleben spricht sie nie – wenn es da unlösbare Konflikte gibt, die sie zu fremdartigen Handlungsmustern zwingen? – Eigentlich müßte ich versuchen, es herauszufinden.

Ich verdränge diese Gedanken und versuche, einzuschlafen.

Am anderen Morgen sind wir um 8 Uhr, nach dem Frühstück, alle in der Zentrale versammelt. Um wieviel leichter das geht, wenn das Boot auf ebenem Kiel liegt, denke ich mir. Es ist Donnerstag, der 4. Februar, unser 22. Seetag. Oder Projekttag. Oder welches angemessene Wort man dafür mal prägen sollte.

„Ladies und Gentlemen!“ sagt Wellington, um das allgemeine Gequassel gleich zu Anfang zu dämpfen, „Wir müssen jetzt entscheiden, was weiter geschehen soll. Rekapitulieren wir die Lage, damit alle auf dem gleichen Informationsstand sind.“

Das tut er. Für mich jedenfalls keine neuen Informationen: Entweder sehr weite Umwege zurück, oder der Versuch, weiteren Höhlen zu folgen, die in noch größere Tiefen führen.

„Die Frage ist also,“ beendigt Wellington seine kurzen Erläuterungen, „ob wir es wagen sollten, das Boot noch höheren Drucken auszusetzen. Ich weiß, daß viele von Ihnen deshalb schon besorgt sind. Vielleicht kann uns der LI etwas mehr dazu sagen.“

Jeffrey Garner steht auf: „Ich werde wenig neues sagen. Das meiste ist Ihnen allen bekannt. Hören Sie bitte trotzdem zu.“

‘Dazu sind wir doch hier!’ denke ich.

„Es hat, seit U-Boote gebaut werden, eine Faustregel gegeben: Werftgarantie mal drei, plus ein bißchen. Was ‘ein bißchen’ bedeutet, wird niemals genau ausgesprochen – niemand weiß es. Also: Werftgarantie mal drei plus ein bißchen – dann bricht das Boot.“

Er schaltet eine Seekarte auf den großen Bildschirm. „Unsere Werftgarantie ist, wie sich inzwischen rumgesprochen haben sollte, 4000 Meter Tauchtiefe. Die dreifache Tiefe haben wir jetzt erreicht. Uns trennt also offenbar nur noch ein bißchen von dem, was auch immer passiert, wenn unser Druckkörper bersten sollte.“

Er zeigt jetzt auf die Karte:

„Bevor Sie sich zu sehr darüber beunruhigen, sehen Sie sich bitte diese Kurse an. Das waren die Testfahrten dieses Bootes im Atlantik. – Von Greenock aus, ja. – Wie Sie sehen, wurden keine Gebiete erreicht, in denen eine Tauchtiefe wesentlich größer als 4000 Meter erreicht werden konnte. Es gibt zwar größere Meerestiefen, aber, bedingt durch den strengen Terminplan des Projektes, wurden diese nicht angesteuert. Sonst wären wir noch nicht unterwegs. Eine Werftgarantie für größere Tauchtiefen konnte also nicht gegeben werden. Weil es nicht getestet wurde."

Eine neue Karte erscheint, eine Weltseekarte. Garner fährt fort:

„Wie Sie wissen, sollte dieses Boot ursprünglich militärische Aufgaben wahrnehmen. Dabei wurden keinerlei Einschränkungen bezüglich möglicher Operationsgebiete angenommen. Und keinerlei Einschränkungen über die Art der möglichen militärischen Einsätze. Also mußte bei der Konstruktion des Bootes davon ausgegangen werden, daß auch Operationen in größten Tiefen notwendig werden könnte. Das sind, wie Sie alle wissen, fast 12 Kilometer. Das Boot wurde also tatsächlich für diese Tauchtiefe konstruiert. Andererseits…"

Garner sieht auf einen Bildschirm an der Seite, wo er seine Stichwortliste hat:

„Andererseits waren solche Tiefseeoperationen unwahrscheinlich, und man konnte annehmen, daß, wenn sie erforderlich sein würden, bereits sowieso eine Situation bestand, in der aus anderen Gründen eine beträchtliche Gefährdung des Bootes vorlag. Deshalb war es nicht sinnvoll, die üblichen, ingenieurmäßigen Sicherheitsmargen zu berücksichtigen. – Das war der eine Grund, der andere war, daß das Boot einfach nicht mehr schwimmfähig sein würde, wenn es für unbeschränkte Operationen in 12 Kilometer Tiefe gebaut worden wäre."

Er holt Luft.

„Die Lage ist also die: Die Werft hätte uns eine Garantie für 12 Kilometer Tauchtiefe gegeben, wenn es vor der Küste Schottlands ein Meeresteil mit dieser Tiefe gegeben hätte. Aber die Bedeutung dieser Garantie ist in Nuancen anders als es bei U-Booten gemeinhin üblich ist. Insbesondere ist es nicht anzunehmen, daß die eben erwähnte Faustregel gilt: Dieses Boot

wird nicht 36 Kilometer Tiefe erreichen können – höchstens in Einzelteilen. – Aber, meine Damen und Herren, mehr als 12 Kilometer sind wohl drin. Jedenfalls, was den eigentlichen Druckkörper betrifft."

Stille. Garner wartet. Wahrscheinlich auf die Frage, die auch kommt: „Wieviel mehr?" fragt Cohäuszchen.

„Wissen sie, wie man einen Würfel benutzt?"

„Ja."

„Dann wissen Sie genausoviel wie ich."

Gedämpftes, unbehagliches Lachen.

„Es gibt noch ein paar andere Gesichtspunkte." fährt Garner fort, „Wie Sie auch wissen, und wie man es fast schon mit bloßem Auge sehen kann, erfährt das Boot durch den Druck eine Geometrieveränderung. Es wird kleiner. Nun ist es technisch gar nicht so einfach, das Boot so zu entwerfen, daß es diese Größenveränderung mitmacht, ohne daß sich an der Statik etwas ändert. Es ändert sich eine ganze Menge, und diese Änderungen wachsen stark an, wenn de lineare Verkleinerung ein Prozent – es ist etwas mehr – wesentlich überschreitet. Die Kräfte, die durch die Bootseinbauten von innen auf den Druckkörper ausgeübt werden, werden zu groß – was nicht schlimm wäre – und zu ungleichmäßig. Das wird unseren weiteren Weg in größere Tiefen beschränken. – Meiner Meinung nach könnte der Druckkörper noch bis zu 20 Kilometern funktionieren. Aber wegen des eben angesprochenen Effektes knackt es schon lange vorher. Glücklicherweise können wir es vorher bemerken, wenn es soweit ist, weil die Streßanalyse die asymmetrische Belastung des Druckkörpers auf das genaueste dokumentieren kann. – Sie kennen ja alle das Programm. Am Anfang ist diese asymmetrische Belastung sogar aktiv kompensierbar. Aber das hat natürlich seine Grenzen."

„Wieviel mehr ist es denn nun noch?" fragt Cohäuszchen noch einmal.

„Im Moment ist die Statik noch in Ordnung. Daraus schließe ich, daß noch ein paar Kilometer möglich sind. Einer bestimmt, vielleicht auch zwei. – So. Das war alles, was ein dummer LI zu dem Thema sagen kann."

„Danke." sagt Wellington, „Sie haben es gehört. Wir können also noch weiter. Nicht nur das. Wenn sich die Statik ungünstig entwickeln sollte,

werden wir rechtzeitig vorher gewarnt. Es ist kein Glücksspiel, was wir machen. Kein unkalkulierbares Risiko."

Da schau her, denke ich, wie manipuliere ich eine Versammlung? Einen Lehrgang für die politische Rede habe ich auch einmal mitgemacht. Da lernt man das. Ganz klar, daß er weiter will, und daß er will, daß auch die anderen das möchten.

„Ich möchte auch weiter." sagt Gabi Gohlmann. Das überrascht mich einigermaßen: „Warum denn du?" frage ich.

„Homberg, würden Sie vielleicht die Entscheidungen der anderen Mitarbeiter diesen selbst überlassen, ohne zu versuchen, sie zu beeinflussen? Wäre das zuviel verlangt?"

„Ich habe niemanden beeinflußt!" sage ich und sehe Wellington einigermaßen unwirsch in die Augen. Er hält meinem Blick stand. Da muß ich noch wohl etwas drauf setzen:

„Man sollte vielleicht mal das Versammlungsprotokoll durchgehen, um zu sehen, wer wann wen zu beeinflußen sucht!"

Jeder weiß, daß es kein formelles Versammlungsprotokoll gibt – nur die Innenkameras laufen dauernd mit. Und alles ist ja noch frisch in der Erinnerung der Anwesenden.

„Wie meinen Sie das?" fragt Wellington.

„Wie ich es gesagt habe."

„Können wir das vielleicht ein andermal…" versucht Amerlingen, zu vermitteln.

Wellington atmet tief durch. Liegt diese ganze Konfrontation vielleicht daran, daß ich die Autorität dieses Mannes durch meine Welthöhlenexpertise herausgefordert habe? Oder sind meine Ansichten, wie ich sie in meinem Buch ausgedrückt habe, den seinen zuwider? Irgendwie mag er mich nicht. Anders sind die vorschnellen Kritik-Vorstöße nicht zu erklären. Ich habe noch nicht beobachtet, daß er andere direkt kritisiert hat, jedenfalls nicht vor aller Augen. Auch nicht seine nautischen Mitarbeiter.

Eigentlich gehört Wellington zwei Kasten an: Der Kaste der Seeoffiziere, und der Kaste der Wissenschaftler. Das sind eigentlich zwei nicht miteinander vereinbare Welten: In der einen Kaste gibt es so einen Begriff wie Autorität, der der anderen Kaste eigentlich fremd ist, oder wenigstens

fremd sein sollte. Ein Wissenschaftler, der autoritätsgläubig ist, ist kein Wissenschaftler.

Vielleicht sieht er in sich selbst mehr den Seeoffizier, vielleicht schiebt meine Anwesenheit ihn in die Richtung – eine Art Polarisierungseffekt.

Dann fällt mir ein, daß ich ja in seine Kaste eingebrochen bin – damals, in der Welthöhle. War ich nicht Kapitän in Osont's Flotte? Vielleicht zählt das für ihn nicht, oder er ist sich nicht darüber klar, ob es zählt.

Ich bin der Meinung, es zählt: Die Kompetenz eines Kapitäns hängt nicht davon ab, auf welchem technischen Niveau sein Schiff ist. Ich habe ein Meer befahren, daß er gar nicht kennt. Noch nicht kennt. Ja, natürlich bin ich eine Art Konkurrenz für ihn. Schichten seiner Persönlichkeit, die sein Verhalten beeinflußen, sehen das jedenfalls so.

Endlich fährt er fort: „Machen wir's demokratisch. Wer ist dafür, daß wir weiteroperieren, sagen wir, bis zu einer Tiefe von 13 Kilometern?"

„Ausgerechnet 13?" fragt Gabi.

„Welches Limit würden Sie vorschlagen?" fragt Wellington sie, „Aber, die Zahl 13 – Seien Sie gewiß, sie hat nichts besonderes an sich."

„13.500 Meter!" sage ich.

„Homberg, ich habe Sie nicht gefragt."

„13.500 Meter." sagt Gabi. Ich könnte sie vor aller Augen küssen.

„Okay." sagt Wellington. „Wer ist also der Meinung, daß wir, solange uns die Streßanalyse nichts anderes nahelegt, uneingeschränkt bis zu einer Tiefe von 13.500 Metern operieren sollten?"

Viele Hände gehen hoch. Fast alle.

„Gegenprobe?" fragt Wellington. Keiner meldet sich. „Enthaltungen?" Vielleicht ein Viertel aller Besatzungsmitglieder.

„Okay. Damit scheint dies beschlossen. Oder ist manipuliert worden, Herr Homberg?"

„Nein." sage ich. Arschloch, denke ich.

„Gut. Haben wir noch einen Tagesordnungspunkt?"

„Sollten wir irgendwelche Vorkehrungen machen, für den Fall, daß doch noch der Druckkörper versagt und ein Wassereinbruch entsteht?" fragt der Pater.

„Nein.“ sage ich, „Wenn der Druckkörper versagt, dann haben wir nie mehr irgendwelche Vorkehrungen nötig. Nicht mehr in dieser Welt.“

Die mißbilligenden Blicke von Wellington sind deutlich. Aber er sagt nichts. Ich habe ja recht. „Gut. Versammlung aufgehoben. Wir fahren weiter.“

Das Boot setzt sich um kurz vor halb zehn wieder in zielgerichtete Bewegung. Unsere Tiefe ist derzeit 12.030 Meter, und wir steuern den Eingang der nächsten Höhlenkette an, die uns weiter in die Tiefe führen wird. Um 10:15 Uhr sind wir dort angekommen. Noch einmal ist unsere Tiefe ein paar Meter geringer als 12 Kilometer.

Dieser Höhlentunnel hat eine unangenehme Form: er bildet ein auf dem Rücken liegendes Gewölbe – das heißt, daß die Deckenhöhe in der Mitte geringer ist als an den Rändern. Der Abwärtswinkel ereicht gelegentlich 40 Grad, und die lichte Weite ist nie so groß, daß man wirklich bequem manöverieren kann – manchmal sind Kiel und obere Kollisionsschiene nur 40 Zentimeter vom Fels entfernt. Der seitliche Manöverspielraum ist viel größer, stellenweise könnte man das Boot querstellen und so ermöglichen, daß es auf ebenem Kiel liegt. Dann wäre die Fortbewegung aber viel langsamer, und so nehmen wir den gemeingefährlichen Nickwinkel in Kauf. Einige Mitarbeiter schnallen sich auf ihren Sitzen fest, ohne daß eine allgemeine Anordnung in dieser Richtung ergangen wäre.

Um 10:50 Uhr sind wir in einer Tiefe von 12.700 Metern. Der Tunnel flacht sich ab, und andere Tunnel münden ein, einige davon groß genug, um in sie einzufahren, wenn das nötig werden sollte.

Plötzlich greift Gerald zum Interkom und will mit Wellington sprechen.

„Was ist, Herr Amurdarjew?“ hören wir die Stimme unseres Herrn und Meisters.

„Schleifspuren. Junge Schleifspuren. Hier gibt es gelegentlich heftige Strömungen.“

„Sind Sie sicher?“

„Ja. Sieht man es nicht?“

Ich sehe, was Gerald gemeint hat. Ich würde diese helleren Striche zwischen dem Geröll vielleicht auch als Schleifspuren interpretieren, aber,

wohl wissend, daß ich keine geologische Ausbildung habe, mir nie ganz sicher sein. Aber wenn Gerald meint…

„Was schließen Sie daraus?“ fragt Wellington.

„Erstmal nichts.“

„Wie häufig sind diese Strömungen?“

„Sie sind keine singuläre Erscheinung. Mehr kann ich nicht sagen.“

„Danke.“

Um 11:30 haben wir eine Tiefe von 12.800 Metern. Der Tunnel verläuft jetzt ziemlich horizontal, und seine Querschnittsschwankungen sind immer geringer geworden. Noch macht er nicht den Eindruck einer langen Röhre, aber viel fehlt nicht mehr. Der Durchmesser schwankt zwischen 25 und 40 Metern, die Form des Querschnitts ist angenähert kreisförmig.

„Gibt’s eigentlich Geister-U-Boote?“ fragt Edwin.

„Willst du jetzt unbedingt zur allgemeinen Ermutigung beitragen? – Außerdem haben wir alle doch das alte Boot im Minch gesehen!“ frage ich.

„Das zählt nicht. Zur Qualifikation als Geisterschiff zählt die Fortbewegung.“

„Und die Unerklärbarkeit seiner Havarie oder des Verschwindens seiner Mannschaft.“

„Na gut,“ gibt Edwin zu, „ist alles vielleicht nicht sehr wahrscheinlich.“

„Ich weiß etwas, was du nicht weißt!“ mischt sich Carola ein.

„Ich lerne immer gerne dazu!“

„Du hast doch in deinem Buch auch über Geisterschiffe rumspekuliert, unter anderem auch über die Mary Celeste, nicht wahr?“

„Ja.“ sage ich.

„Das war ein Alkoholfrachter. Da sind ein paar Fässer im Laderaum kaputtgegangen. Weil dann die Explosionsgefahr sehr groß ist, ist die ganze Mannschaft in die Boote gegangen, um abzuwarten, bis der Alkoholdampf sich verzieht. So hätten sie eine eventuelle Schiffsexplosion überleben können.“

„So?“ frage ich, „So schnell verdampft Alkohol nun wieder auch nicht. Bei Äther oder Benzin wäre es etwas anderes.“

„In geschlossenen Räumen? Bei Flaute?“

„Woher willst du wissen, daß Flaute war?“

„Weil es sonst unklug wäre, ein Segelschiff zu verlassen, ohne alle Segel zu reffen."

„Mmh. Schon möglich."

„Und das war dann der springende Punkt," fährt Carola fort, „es kam Wind auf. Und schon fuhr das Segelschiff den Booten davon."

„Oh. Peinlich. Die werden ganz schön gestaunt haben. – Aber woher willst du das wissen?"

„Ich habs irgendwo gelesen."

„Ich meine, einen Beweis gibt's nicht. Oder?"

„Nein. Aber ist das nicht ein sehr plausibler Hergang?"

„Wahrscheinlich ja."

„Also, da sehe ich bei uns keine Gefahr." Amurdarjew dreht sich von seinem Bildschirm um: „Erstens können wir nicht in die Boote, und zweitens haben wir nicht genug Alkohol an Bord, um einen explosionsfähigen Alkoholnebel zu erzeugen."

„Und drittens verrät uns Günther nicht, wo der Alkohol ist – obwohl er es ja weiß."

„Das habe ich nicht gesagt!" verteidigt sich Cohäuszchen. Und schon haben wir wieder Thema Alkohol. Da erleben wir das größte Abenteuer aller Zeiten und verbringen die Zeit mit Wirtshausgesprächen.

„Vielleicht wäre das für ein 'Aussteiger' eine Möglichkeit, dort seinen Lebensunterhalt zu fristen!" schlägt Cohäuszchen vor, „Alkoholhaltige Getränke herzustellen."

„Die Granitbeißer vertragen keinen Alkohol – das habe ich doch beschrieben!" werfe ich ein.

„Und geringere Dosen?"

„Das hätten sie doch irgendwann selbst herausgefunden. Ich glaube, sie können Alkohol in keiner Konzentration vertragen. Diese Fähigkeit des Stoffwechsels ist ihnen im Laufe der Evolution abhanden gekommen."

„Und warum?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe keine biochemischen Untersuchungen angestellt. Gärungsprozesse sind vielleicht sehr schwer erreichbar. – Vielleicht werden unsere Chemiker es herauskriegen. Es ist mindestens eine Doktorarbeit, Günther!"

„Ich bin mit einem Doktortitel zufrieden.“

„Jedenfalls habe ich überhaupt nichts dort gesehen, was auf den Gebrauch von Drogen hinwiese – es wurde nicht geraucht, nicht getrunken, es gab keine anderen Drogen, nicht mal so, wie es bei manchen unserer Naturvölker der Fall ist. Ist eben so. – Aber, wer weiß, ich habe ja nicht alles gesehen.“

„Eigentlich,“ sagt Günther, „ist Äthylalkohol ein sehr einfach aufgebauter Stoff. Ich verstehe nicht, warum er in der Biosphäre der Welthöhle weniger wahrscheinlich entstehen sollte als in der Biosphäre auf der Erdoberfläche.“

„Graduelle Unterschiede in der Biochemie“ sage ich, „bedingen noch keine prinzipiellen Unterschiede. Außerdem ist es so besser als andersrum – stell dir vor, wir würden in ein Meer voll Hochprozentigem einfahren. Das Boot würde sofort auf den Grund sinken und für immer dort bleiben!“

„Wieso?“ fragt der Pater.

„Wissen Sie denn nicht, daß die Dichte von Alkohol etwa 20 Prozent geringer ist als die von Wasser? Dieses Schiff kommt zwar mit Konzentrationsänderungen im Salzgehalt klar, aber die lassen die Dichte des Wassers nur um 2 Prozent variieren. – Nanu? Was ist das denn?“

Während dieser Worte habe ich einen Blick auf den SISC geworfen. Dabei ist mir der aktuelle Salzgehalt des umgebenden Wassers ins Auge gesprungen.

„Schaut einmal her! Das Wasser draußen ist fast schon trinkbar!“

In der Tat. Der Salzgehalt beträgt nur noch ein Viertel des Meeresdurchschnittes. Jetzt fällt es auch den anderen auf.

„Warum gibt es denn da keinen Alarm, wenn sich etwas so wesentliches ändert?“ fragt Gabi.

„Weil es nicht so wesentlich ist. Dieses Boot ist in der Lage, sowohl in Süßwasser als auch in Salzwasser zu operieren.“ sage ich, „Der Schiffsrechner läßt einfach Wasser aus den Regelzellen nach draußen pumpen, ohne darüber groß ein Wort zu verlieren.“

„Und warum fällt uns das erst jetzt auf?“ fragt sie.

„Der Salzgehalt ist schon gefallen, seit wir in diese Höhlen eingefahren sind. Nur ist er in der letzten Zeit etwas stärker gefallen.“

„Und warum gerade jetzt?“

„Ich weiß es nicht. Oder doch, ich weiß es: Immer dann, wenn wir uns in horizontal verlaufenden Höhlen bewegen, kann sich der Salzgehalt schneller ändern. Stell dir einen Schacht vor – oben Salzwasser, unten Süßwasser. Das würde nicht lange so bleiben. Das schwerere Salzwasser würde nach unten sinken und das Süßwasser nach oben. – Ich bin sicher, wenn wir die Salzkonzentration gegen den bisherigen Kurs auftragen, dann werden wir immer ein stärkeres Verändern der Salzwasserkonzentration in horizontal verlaufenden Höhlenabschnitten feststellen.“

„Herwig,“ läßt Amurdarjew sich vernehmen, „daran hätten wir schon früher denken sollen. Das ist ein hervorragender Hinweis!“

„Hinweis auf was?“

„Daß die Verhältnisse hier nicht stabil sind. Sonst hätten sich die Konzentrationen doch schon längst ausgeglichen!“

„Keine voreiligen Schlüsse!“ sage ich, „Dome mit Süßwasser können sich, wenn keine Strömungen dabei sind, lange halten. Die Diffusion ist einfach kein Transportvorgang, der schnell genug ist.“

„Die was?“ fragt der Pater. Ich habe wieder vergessen, daß nicht nur Fachleute im Raum sind.

„Die Diffusion. Das ziellose Wandern von Molekülen in einer Flüssigkeit. Es bewirkt, daß sich letzten Endes alle Flüssigkeiten – und auch Gase – vermischen, ohne daß man umrührt. Diese Vermischung ist aber unter Umständen sehr langsam.“

„Bei Herwig’s Hang zum Ordinären hätte ich jetzt erwartet, daß er das anhand eines Furzes erklärt, denn man bald im gesamten Raum riechen kann, auch, wenn man die Klimaanlage abstellt!“ murmelt Edwin.

„Da kennst du mich nicht gut genug! Dieses Beispiel hätte ich nicht genommen, weil schon unsere Körpertemperatur dafür sorgt, daß die Luft in diesem Raum ordentlich durchmischt wird!“

„Ich habs jetzt verstanden!“ sagt der Pater.

„Gut.“ meint Amurdarjew, „dann können wir ja wieder über Geologie sprechen anstatt über Darmwinde.“

„Bitte.“ sage ich.

„Also. Die Verhältnisse sind nicht stabil, Diffusion oder nicht. Zumindestens in allen Höhlenabschnitten, die nicht vollständig horizontal verlaufen, dürfte kein Konzentrationsgefälle oben schwer – unten leicht vorliegen. Das war aber immer der Fall, wenn auch ganz schwach. Und wir haben auch immer schwache Auf- und Abwärtsströmungen nachgewiesen – zu schwach, um die Manövertätigkeit des Bootes zu stören."

„Was schließt du daraus?"

„Irgendwas produziert hier ab und zu Süßwasser. Und dieses irgendwas ist gelegentlich heftig genug, um sogar Steine und Geröll zu bewegen. – Vielleicht ist dieses irgendwas auch der Grund dafür, daß wir nicht überall Artefakte finden."

„Du meinst also, daß die Lösungsgleichgewichte und Konzentrationsgefälle viel zu weit von jeder Gleichgewichtskonfiguration entfernt sind?"

„Genau richtig."

„Dann sollten wir versuchen, die Häufigkeit dieser Vorgänge irgendwie genauer abzuschätzen. Das könnte nämlich eine Bedrohung für das Boot darstellen."

„Diese kleinen Konzentrationsschwankungen?" fragt Gabi.

„Wenn es etwas mit dem Bewegen der Felsen da draußen zu tun hat, ja!"

„Das wird schwierig," meint Amurdarjew, „wir brauchen ein genaues Salzwasser-Konzentrationsprofil unserer Reise, um rauszukriegen, wie Konzentrationsschwankungen von der Höhlengeometrie abhängen. Und ein Teil dieser Daten haben wir ja mit der Navigationsdatenbasis verloren – wir verfügen da nur über die letzten Tage."

„Reicht das nicht?"

„Vielleicht reicht es. Mehr wäre besser."

„Wir haben mehr."

„Woher?"

„Das Streßanalyseprogramm. Dessen Daten werden auch protokolliert! Und die wurden nicht gelöscht."

„Was bringt uns das?"

„Ist doch ganz einfach. Mit dem Druck haben wir die Wassertiefe für jeden Zeitpunkt der Reise. Die Kraft der Vortriebsmaschinen läßt sich

auch ermitteln, und damit ungefähr die Geschwindigkeit. Ebenso die Bootslage. Und ganz besonders läßt sich der Salzgehalt ermitteln!“

„Ja?“ fragt Amurdarjew ungläubig.

„Ja! Denk doch mal nach! Zwischen Süß- und Salzwasser ist unser Auftriebsunterschied in der Größenordnung von etwa 30 Tonnen. Diese 30 Tonnen müssen aus den Regelzellen herausgepumpt werden, wenn wir uns von Salzwasser nach Süßwasser bewegen. 30 Tonnen! Das wirkt sich auf die Statik des Bootes schon aus. Das aus den Daten des Streßanalyseprogrammes herauszukriegen ist eine der leichtesten Aufgaben! – Die Sensoren sind doch so empfindlich, daß sie die Verbiegung der Zwischendecks nachweisen könne, die durch unsere eigenen Bewegungen im Boot bewirkt werden!“

„Du könntest recht haben.“ murmelt Amurdarjew.

„Ich habe recht. Navigation und Streßanalyse des Bootskörpers werden von zwei unabhängigen Programmsystemen verwaltet. Sie sind aber nicht ganz unabhängig. – Und jetzt, wenn du dir den SISC ansiehst, kannst du leicht abschätzen, daß von diesen 30 Tonnen bereits der größte Teil herausgepumpt worden ist.“

„Tja,“ sagt Amurdarjew, „das sollte man sich vielleicht mal ansehen. Frau Gohlmann, könnten Sie das mal machen?“

Gabi greift in die Tasten. Ich sehe, daß Cohäuszchen etwas sagen will. „Glaubst du nicht?“ frage ich.

„Ich glaube das schon. Aber ich habe andere Sorgen.“

„Ernsthaft?“

„Ernsthaft. – Wir haben bis jetzt also dauernd Wasser aus den Regelzellen herausgepumpt, ja? – Weil wir ständig Gebiete mit geringerer Salzwasserkonzentration erreicht haben?“

„So ist es.“ sage ich.

„Ist in der letzten Zeit, ich präzisiere, seit unserem Wassereinbruch, überhaupt einmal wieder Wasser in die Regelzellen aufgenommen worden?“

„Das müßte sich wohl feststellen lassen. Warum…“ Plötzlich ahne ich, worauf er hinauswill.

„Wenn das nämlich nicht der Fall ist, dann haben wir immer noch keinen experimentellen Beweis dafür, daß, wenn wir Wasser in die Regelzellen aufnehmen, die Ventile sich auch wieder schließen lassen!“

Carola schüttelt den Kopf: „Wir haben die Treiber geprüft – es ist wieder alles okay!“

„Und wie habt ihr die getestet?“

„Gar nicht. Wir können doch nicht so einfach in die Schiffssteuerung eingreifen!“

„Gar nicht.“ wiederholt Cohäuszchen. Es klingt wie eine endgültige Feststellung.

„Das muß sich doch rauskriegen lassen,“ sage ich und geife zum Interkom. In der Zentrale muß man wissen, ob in den letzten Tagen irgendwann einmal Wasser in die Regelzellen aufgenommen worden ist.

Man weiß es auch. Schnell ist unsere Befürchtung, daß die Regelzellenbewässerung noch gar nicht getestet worden ist, widerlegt. Zwar wurde in der letzten Zeit tatsächlich viel mehr Wasser raus- statt reingepumpt. Aber gelegentlich kam es auch vor, daß das Boot sich wieder etwas schwerer machen mußte. Und danach sind die Ventile immer wieder geschlossen worden.

Alles funktioniert also so, wie es sein soll.

„Wir machen uns alle schon etwas verrückt. Im Moment tut der große Unbekannte nichts!“ sage ich.

„Doch.“ sagt Gabi. Sie blickt von ihrem Bildschirm beunruhigt auf.

„Was?“

„Die Daten von der Streßanalyse. Entweder, ich kann immer noch nicht mit dem Programm umgehen, oder sie sind manipuliert worden. Seht her!“

Wir sehen auf ihren Bildschirm. Auch, wenn mir diese Aufstellung nicht geläufig ist, ist sie schnell zu interpretieren:

Alle mechanischen Belastungsparameter des Bootes haben sich seit Freitag, dem 29. Januar, nachmittags um 15 Uhr, nicht verändert!

„Das gibt es nicht!“ sage ich.

„Was verspricht der sich davon, den Datenbestand der Streßanalyse zu manipulieren?“ fragt Carola, „Den hätten wir uns unter normalen Umständen doch überhaupt nie angesehen!“

„Großer Gott," sage ich, „das hat er auch gar nicht getan!"

„Sondern?"

„Das Streßanalyseprogramm selbst! Es funktioniert im Moment nicht!"

Ich springe zum Interkom, aber Cohäuszchen ist schneller. Er darf Wellington die schlechten Neuigkeiten verkaufen.

Wenn das Streßanalyseprogramm nicht funktioniert, dann wissen wir nicht, wie das Boot im Moment mit dem hohen Außendruck fertig wird – es könnte sein, daß der Druckkörper kurz vor dem Kollabieren ist, während wir immer noch den beruhigenden Angaben des manipulierten Programmes glauben!

Wellington bringt das Boot sofort zum Stehen. Wenig später ist er bei uns: „Das möchte ich mir ansehen!" sagt er. In demselben Moment betritt auch Garner das vordere Oberdeck.

Die Inspektion der Daten bringt wenig neues. Es ist so, als seien dem Streßanalyseprogramm die meisten Meßwerte vorenthalten worden – allerdings nicht alle. Einige Parameter haben sich verändert, so daß bei einer flüchtigen Betrachtung kaum etwas auffällt. Nur, daß das Streßanalyseprogramm ständig behauptet, daß der Druckkörper weit von jeder Überlastung entfernt sei.

Jeder von uns hat jetzt verstanden, daß das nicht der Fall sein muß. Gerade eben, heute morgen, haben wir uns alle gemeinsam entschlossen, weiterzufahren, weil wir uns aufgrund der Angaben des Streßanalyseprogrammes in Sicherheit fühlten. Jetzt sind diese Entscheidungsgrundlagen Makulatur.

„Die Sensoren sind ja wohl noch funktionsfähig, oder?" fragt Cohäuszchen, „Das wäre doch aufgefallen, wenn jemand durch das Schiff gelaufen wäre und Geräte verändert hätte. – Es sind ja wohl auch so viele."

„Es sind viele," sagt Garner, „unübersichtlich viele. Wir können sie so gar nicht interpretieren. Ohne das Streßanalyseprogramm sind wir aufgeschmissen!"

„Was ist mit der aktiven Druckkörperentlastung? Die Symmetrieerzwingung des Druckkörpers?" frage ich, „die kriegt die Daten doch auch von ganz genau denselben Meßwerten?"

„Ja, aber diese Programmsysteme sind voneinander unabhängig. Das Streßanalyseprogramm muß ja nicht laufen, aber die aktive Druckkörperunterstützung immer."

„Das sollten Sie aber sofort rauskriegen, ob sie das wirklich tut." sagt Wellington zu Garner. Der weiß aber auch ohne das, was er zu tun hat.

Jedenfalls sind unsere beiden Chefinformatiker wieder dran. Sie müssen den Fehler finden.

„Allmählich gewöhne ich mich an seinen Stil!" knurrt Carola, „Mit dem SISC war das genauso. Nur dies ist gefährlicher!"

Ich sage nicht, daß ich ernsthaft überlegt habe, ob alles, was wir über den großen Unbekannten wissen, auf eine Frau hindeuten könnte.

„Damals habt ihr doch bloß den Dämonprozeß abgeschossen, der den SISC mit Daten versorgt hat, und neu gestartet! Geht das jetzt nicht auch?"

„Wenn du nicht soviel reden würdest, dann werden wir es noch herausfinden!"

Natürlich hat sie dieselbe Idee gehabt. Und leider funktioniert sie nicht. „Der lernt dazu!" sagt sie. Dann bemerkt sie, daß Wellington noch bei uns ist und bequemt sich zu einer genaueren Auskunft: „Ich habe den Dämonprozeß gefunden, der von allen Sensoren die Daten einsammelt, und neu gestartet. Der beliefert das Streßanalyseprogramm. Leider immer noch falsch."

„Das gibt zu Hoffnungen Anlaß." sage ich.

„Wieso denn?"

„Wenn der große Unbekannte noch dazulernt, dann ist er jedenfalls keine Kapazität auf diesem Gebiet."

„Beruhigt mich wenig. Man muß kein Chirurg sein, um jemandem den Schädel einzuschlagen."

Eine Zeitlang wird es still im vorderen Oberdeck. Im Moment liegt das Boot auf präzis ebenem Kiel, weil es nicht manöverieren muß. Und so problemlos, wie alle Systeme laufen, könnte man auf den ersten Blick annehmen, daß es keinerlei Probleme gibt. Ein Programm funktioniert nicht – na und? Daß aber die Angaben dieses Programmes eventuell gerade jetzt eminent wichtig sein könnten, so wichtig, daß wir es uns gar nicht leisten können, sie nicht zu kennen, das macht die Situation wieder einmal

so unwirklich. Eigentlich, denke ich mir, müßten wir die pessimistischste Annahme machen: Der Druckkörper steht dicht vor dem Kollabieren, und wir sollten uns deshalb auf den Rückweg machen: vorsichtig, langsam und erschütterungsfrei. Vielleicht schaffen wir es noch.

Vielleicht sind wir aber auch schon über den Punkt hinaus, wo ein Rückweg überhaupt noch möglich ist – es kann ja durchaus sein, daß der minimale Anstoß, der jetzt zum Versagen des Druckkörpers führen würde, auch durch eine kleine Druckabnahme ausgelöst werden kann. Dann sind wir jetzt schon über den 'point-of-no-return' hinaus.

„Der forked." sagt Carola.

„Was macht der?" frage ich.

„Weißt du überhaupt nichts mehr über UNIX? – Er forked!"

Natürlich weiß ich, was es bedeutet, daß ein Prozeß 'forked'. Es handelt sich um einen der älteren Mechanismen in UNIX, mit dem erreicht wird, daß verschiedene Programme nebenher und damit praktisch gleichzeitig laufen können. Ein Programm kann einen Aufruf an das Betriebssystem absetzen, der mit 'fork', also etwa 'Gabel', bezeichnet wird. Das Betriebssystem verdoppelt diesen Prozeß dann – Programmcode genauso wie Daten. Diese beiden Prozesse sind zunächst vollkommen identisch und machen auch dasselbe. Allerdings wird einem von ihnen vom Betriebssystem mitgeteilt, daß er der 'Sohnprozeß' ist. Aufgrund dieser Mitteilung, die alleine in beiden Prozeßkopien unterschiedlich ist, können beide Prozesse unterschiedliche Aktionen ausführen. Eine von diesen beiden Programmkopien kann sich zum Beispiel selbst beenden und ein anderes Programm starten. Mit diesen simplen Mechanismus haben die alten UNIX-Versionen alle parallelen Programmläufe erzeugt und verwaltet.

Wenn ein Programm aber keinen solchen Fork-Aufruf absetzen soll – etwa, weil das nicht vorgesehen ist – nicht jede Programmlogik erfordert so etwas – dann sollte ein Prozeß, der dieses Programm ausführt, keine Sohnprozesse erzeugen. Das, was die Carola eben angedeutet hat, heißt aber, daß gerade so etwas geschieht.

Ich frage nach, ob sie uns das näher erklären kann.

„Kann ich nicht," sagt sie, „es ist einfach so, daß dieser Dämon mehrfach da ist. Und er sollte nur einmal da sein."

„Mmh.“ sage ich, und nach einer Weile, „Wenn diese Dämonen alle Meßwerte einsammeln und weitergeben, dann sollte das natürlich schon etwas drunter und drüber gehen.“

„Wieso?“

„Ja, mal schnappt sich der eine Dämon einen Meßwert, mal der andere. Kein Wunder, daß welche verloren gehen.“

„Denk doch mal nach!“ sagt Carola mürrisch, „Jeder der Dämonen würde sein Zeug weiterreichen, so, wie es ein einzelner Dämon auch tun würde. Es könnte höchstens sein, daß Meßwerte in der falschen zeitlichen Reihenfolge beim Streßanalyseprogramm ankommen – aber sie kommen an. Tatsache ist aber, daß im Moment überhaupt keine Meßwerte ankommen!“

„Weißt du, was da für Übergabemechanismen verwendet werden? Ich meine, um die Meßwerte vom Meßwertdämon zum Streßanalyseprogramm zu geben?“

„Nein.“ sagt Carola, „Und wenn du gar nichts zu tun hast, dann kannst du ja mal alle Möglichkeiten zusammenstellen, die dir einfallen!“ Und nach einer Weile sagt sie: „Scheiße. Ich habe die Abendwache. Ich wollte mich vorher noch etwas ausruhen.“

„Ich übernehme deine Wache!“ sage ich heldenhaft.

„Wirklich?“

„Ja!“

„Ohne Gegenleistung?“

„Vielleicht darf ich dann weiter ungestraft dumme Fragen stellen!“

„Das muß ich mir aber noch überlegen.“ sagt Carola. So entsetzlich begeistert sieht sie auch nicht aus. Ich kann mir eigentlich auch denken, warum: Wenn sie mit diesem Problem noch länger zu tun hat, dann bleibt sie ohnehin bis weit in die Nacht hinein wach.

Während Carola und Edwin schweigend und verbissen weiterarbeiten, hackt auch Jeffrey Garner auf den Tasten einer Konsole herum. Er versucht, auch ohne das Streßanalyseprogramm etwas über die momentane Statik des U-Bootes herauszukriegen.

Da bemerke ich, daß Natalie, die im Moment eigentlich nicht soviel zu tun hat, mich sehr mürrisch ansieht. Sogleich wird mir mein Fehler klar:

Natalie's Wache habe ich noch nie übernommen. Wie komme ich denn dann dazu, Carola zu entlasten?

Wenn ich so kleinlich denken würde, dann könnte ich natürlich auch mal durchanalysieren, wie oft Natalie schon mit Alfred Seltsam zusammengesessen hat, ohne daß das aus dienstlichen Gründen notwendig wäre. Vielleicht werde ich es auch tun, wenn Natalie ein Wort sagt. Das ist genauso wenig sachlich, aber manchmal muß man bei den Frauen eben die sachliche Ebene der Konfliktlösung verlassen.

Dann sehe ich wieder die konzentriert arbeitende Carola an und denke, daß es für solche groben Vereinfachungen doch wieder zu viele Abstufungen gibt. Bei Carola habe ich eigentlich noch nie eine so kleinliche Art beobachtet.

Carola könnte tatsächlich sogar der Menschengruppe angehören, deren Begabung, welche auch immer dieses in Wirklichkeit ist, unter der 'Kaskadenbremsung' weit zurückgestutzt worden sind. Sie gehört sogar ziemlich sicher dazu, weil diese Menschengruppe größer ist als allgemein vermutet. Nämlich die sogenannten 'Genies'. Genies, das sind die gefeierten Komponisten, Maler und Schriftsteller, oder die in der Industrie verzweifelt gesuchten 'Superprogrammierer'.

Irgendwie nimmt man ja weithin an, daß geniale Charakterzüge selten sind. Ich glaube das nicht mehr. Viel eher scheint es mir der Fall zu sein, daß der durschnittliche Mensch in seiner durchschnittlichen Biographie und seinen durchschnittlichen Lebensumständen so vielen Bremsfaktoren unterliegt, daß geniale Züge sich nicht entwickeln können. Das bezeichne ich als die Kaskadenbremsung.

Zum Beispiel nehmen wir man Johann Sebastian Bach. Dem wird Genie von allen Kennern klassischer Musik zugeschrieben, da gibt es gar keine Diskussionen.

Was wäre, wenn Bach, mit denselben Erbanlagen und Begabungen, die er unzweifelhaft gehabt hat, in einem anderen sozialen Kontext, in einer anderen Zeit aufgewachsen wäre? Was, wenn er heute sein Leben auf den Müllhalden der Dritten Welt zu fristen gezwungen wäre? Was, wenn sein sozialer Kontext ihn in seiner Zeit nie mit der Musik in Berührung gebracht hätte, etwa als Angehörigen einer anderen sozialen Schicht? Was,

wenn ihm eine andere Begabung, die er wahrscheinlich ja auch in überdurchschnittlichem Maße gehabt hat, quasi gezwungen hätte, mit dieser ein überdurchschnittliches Einkommen zu erzielen, ohne die Möglichkeit, sich sogar in seiner Freizeit mit Musik zu beschäftigen? Was, wenn er heute leben würde? Diese Art von Klassik kann man heute nicht mehr komponieren, ohne sich dem Plagiatsvorwurf auszusetzen!

Was, wenn in seiner Zeit die Rollenverteilung der Geschlechter bereits ausgewogener gewesen wäre, und er einen größeren Anteil seiner Zeit der Hausarbeit hätte widmen müssen? Oder seine ganze Zeit, weil die Ehefrau berufstätig sein wollte? Was, wenn er ein etwas weniger dickes Fell gehabt hätte und unter den vielfältigen Störungen seiner Familie so gelitten hätte, daß er nicht zum Komponieren in der Lage gewesen wäre? Spielende Kinder im Hof? Installationen, deren Geräusche ihn nachts nicht hätten schlafen lassen? Was wäre gewesen, wenn er in früher Kindheit in einer Umgebung aufgewachen wäre, die eine negative oder gleichgültige Einstellung zur Musik gehabt hätte – gerade in dem Alter entscheidet es sich, ob sich Begabungen entwickeln oder nicht?

Es gibt viele solche 'Was wäre, wenn's. Und das führt mich dazu, zu denken, daß es sehr viele Menschen gab und gibt, die genau zu diesen Kompositionen in der Lage gewesen wären. Das gleiche gilt für Schriftsteller und Maler und überhaupt jeder kreativen Tätigkeit. Es müssen alle Randbedingungen stimmen und Sclüsselerlebnisse zur rechten Zeit eintreffen – und das ist ein sehr unwahrscheinlicher Zustand.

Für die geheimnisvollen 'Superprogrammierer' gilt das gleiche. Vor über zehn Jahren, erinnere ich mich, gab es mal an der Bundeswehrhochschule in Neubiberg bei München ein Projekt, wo man herauskriegen wollte, was einen Superprogrammierer ausmacht. Schon die Fragestellung war falsch. Sinnvoll wäre es gewesen, zu fragen, was einen Superprogrammierer daran hindert, ein Superprogrammierer zu sein. Und um diese Frage zu beantworten – einen Strom von möglichen Hindernissen für einen Superprogrammierer aufzuzählen – wäre eine vorübergehende Tätigkeit bei meinem alten Arbeitgeber sinnvoll gewesen. Wie man in Großfirmen Kreativität und Leistungswillen abbaut und wie man Leistungs-

möglichkeiten einschränkt, daß muß man aus eigener Anschauung kennen. Sonst glaubt man das einfach nicht.

Die meisten Arbeitnehmer sind es zufrieden – schließlich sind sie ja durch ein auskömmliches Gehalt gekauft. Die, die nicht zufrieden sind, haben kreative Hobbies – es sei denn sie sind auch daran gehindert, etwa durch eine Familie, die ihre ganze Freizeit in Anspruch nimmt.

Carola hat keine Familie und, soweit ich weiß, auch nichts, was ich als 'kreatives Hobby' bezeichnen würde. Ob sie der Qualifikation als potentieller Superprogrammierer genügen würde, weiß ich nicht. Ihre gesamte Tätigkeit in der Informatik hat sich immer im Kontext größerer Projekte abgespielt. Wie das aussieht, wenn sie so richtig ungebremst loslegt, das sehen wir am ehesten noch hier, wo sie noch mit am meisten Durchblick hat, jedenfalls, was die EDV an Bord betrifft.

Für Edwin gilt fast das gleiche. Auf beiden ruht meine – und nicht nur meine – Hoffnung. Der große Unbekannte mag die supersuperuser-Berechtigung haben. Aber die größte Kompetenz ist auf der Seite des Rechts. Auf unserer Seite.

Daraus folgt aber auch, daß, wenn der oder die großen Unbekannten sich durch Carola oder Edwin bedroht fühlen sollten, diese beiden in größerer Gefahr schweben als der Rest der Schiffsbesatzung.

Plötzlich erinnert Carola mich an Charmion. Charmion war auch eine Superprogrammiererin – eine Superprogrammiererin des Überlebens. Bis zu dem Zeitpunkt, wo ich sie kennenlernte, hat nie jemand ihre persönliche Entwicklung ihrer Fertigkeiten gebremst. War es nicht nur die Aussichtslosigkeit der damaligen Situation, der sie zum Aufgeben zwang, sondern auch der 'Kulturschock', ausgelöst durch das Auftauchen eines Menschen, nicht nur das, sogar noch eines Mannes, der aus einer Welt kam, die nicht einmal vorstellungsmäßig sich in ihre Welt integrieren ließ, und der ein paar Tricks kannte, die ihr wie Zauberei vorkommen mußten? – Ach nein, das kann eigentlich nicht sein. Den großen Erfolg unserer Gleitschirmflucht von Casabones hat sie ja gar nicht mehr miterlebt. Da war sie ja schon tot. Gerade von der Planungsphase hat sie noch etwas erfahren.

Was aber war es dann, wenn nicht der Kulturschock? Was hat die Superprogrammiererin des Überlebens geschlagen?

War ich es?

Ich verdränge diese Gedanken wieder. Geht schwer – wir sind der Welt von Charmion schon so nahe. In einem Boot, das ihren Namen trägt.

Und das ihre Welt zerstören kann.

„Da ist noch mehr los. Man müßte das System neu installieren." Carola weiß ganz genau, daß wir das nicht tun können. Ich überlege mir, ob ich ganz vorsichtig fragen soll, was da noch mehr los ist, oder ob ich hoffnungsvoll abwarten soll, bis sie von selbst mit weiteren Informationen rausrückt.

Das geschieht nicht. Es sieht so aus, als ob die beiden noch eine ganze Weile beschäftigt sind. Ich verziehe mich nach vorne, in die Kantine.

Eugen Serpinski, der selten bei uns im vorderen Oberdeck ist, weil er meistens in seiner Kabine arbeitet oder im Labor im hinteren Oberdeck zu tun hat, sitzt an einem Tisch vor einer Cola. Er scheint im Moment nichts zu tun. Mit verhaltenem Interesse mustert er den SISC und dann, als ich den Niedergang zur Kantine herunterkomme, mich. Dann ist wieder der SISC dran. Der ist im Moment eigentlich sehr uninteressant, weil sich Meßwerte und Außenansichten nicht ändern.

„Wie steht es?" fragt er.

„Sie arbeiten dran."

„Aha." Sehr redselig ist er nicht. Während ich mir aus der Küche einen Apfelsaft hole, komme ich nicht umhin, festzustellen, daß der Umfang seiner Muskeln nicht sichtbar abgenommen hat, obwohl niemand von uns ihn beim Training sieht. Große Fitnessgeräte haben wir natürlich nicht an Bord, was immer er benutzt, es muß sich um sein Privateigentum handeln. Oder er ist schon im Stadium der Muskelabnahme, und man sieht es zunächst nicht, weil es von Fettzunahme kompensiert wird. Das ist eine häufige Erscheinung bei Bodybuildern, die ihr Training plötzlich reduzieren.

Stehe ich mit ihm eigentlich auf 'du' oder 'Sie'? Egal: „Wie trainierst du hier an Bord eigentlich?" frage ich, „Oder geht das gar nicht?"

Einen Moment lang sieht er mich an, dann stellt er seinen Becher auf den Tisch. In der nächsten Sekunde hat er seine Hände auf zwei Tischen aufgestützt, und ich bekomme ein paar tiefe Liegestütze vorgeführt. 'Tief' heißt, daß der Oberkörper bei dieser Übung sehr viel tiefer kommt als die Hände, und der Griff ist auch sehr weit.

Eugen hört mit dieser Übung, bei der ich beim ersten Versuch bereits zwischen die Tische geplumpst wäre, überhaupt nicht wieder auf. Ohne nennenswert schnellerem Atem sagt er: „Es gibt überall Gelegenheiten. Man braucht keinen Fitnessraum!"

„Das weiß ich, sage ich, „aber das ist doch nur ein Notbehelf. Bei gewissen Muskelgruppen braucht man mechanische Hilfen, um sie überhaupt belasten zu können. Und Hanteln hast du doch bestimmt nicht mitgenommen, oder? Wir hatten doch Gewichtsbeschränkungen."

Eugen hört mit seinen Übungen auf, um zu verhindern, daß er mich durch übermäßige Schweißproduktion geruchsmäßig belästigt.

„Expander," sagt er, „das reicht. Hanteln wären mir auch lieber gewesen."

„Erscheinen mir viel zuverlässiger als jede Art von Expander." stimme ich zu, „Expander können reißen oder ihre mechanischen Eigenschaften verändern. Eine Hantel ist was solides, zuverlässiges."

„Hast du denn mal Krafttraining gemacht?" fragt er und sieht mich von oben bis unten an. Ein Bodybuilder und dazu noch ein Biologe, der sich mit Biostatik beschäftigt, kann mir natürlich mit einem Blick ansehen, daß ich im Moment keine Kraftübungen gewohnt bin.

„Vor langer Zeit," sage ich, „bevor ich zum Laufen kam, dachte ich, daß man sich eventuell durch eine kleine Serie von Kraftübungen zwischendurch außer Atem bringen kann. Jeden Tag wenigstens einmal, das wäre für die Gesundheit ja genug gewesen."

„Das würde funktionieren. Aber dann bist du zum Laufen gegangen und hast das Krafttraining ganz eingestellt?"

„Nicht absichtlich. Aber Zeit und Energie haben nicht für beides ausgereicht. So war das. Laufen tue ich seit – Moment – seit 15 Jahren."

Eugen Serpinski nickt. „Man erlebt es immer wieder, daß solche Sportarten in der ersten Begeisterung aufgenommen und schon bald wieder auf-

gegeben werden. Da scheidet sich Entschlossenheit und Charakterstärke von Dilettantismus."

„Dem muß ich widersprechen." sage ich.

„Warum?"

„Ich habe keine Charakterstärke. Ich habe nur Angst davor, krank und schwach zu sein. Nicht mehr die kleinste Wanderung machen zu können, keine Treppe mehr steigen zu können und in Kreislaufschwierigkeiten zu kommen, wenn ich mir mit jemanden ein gepflegtes Streitgespräch liefern muß. Charakterstärke habe ich noch nie gehabt."

„Tatsächlich!"

„Ich glaube, daß das die Situation von vielen ist, die in mittlerem Alter mit irgendeiner Ausdauersportart anfangen. Angst. Und Vorstellungsvermögen. Jeder, der Sport betreibt, kann eventuell bei sich selbst solche Motivation finden – vielleicht ganz unerwartet."

„Ich weiß nicht." sagt Eugen.

„Ich will dich jetzt auch nicht zu solchen Introspektionen verleiten. Die Gefahr dabei ist nämlich immer, daß das, was man bei solcher Nabelbeschau findet, einem die Motivation brechen lassen kann."

„Das glaube ich nicht. Ich habe schon seit früher Jugend Sport betrieben. Mir macht es Spaß."

„Mir nicht." sage ich.

„Nein?" fragt Eugen ungläubig.

„Nein. Der Schweiß, der schnelle Atem. Die ständige Bemühung, sich anstrengen zu müssen. Gewiß, beim Laufen geht es, wenn man erst unterwegs ist, irgendwann fast von selbst. Aber auch nicht jedesmal."

„Dann sind wir da verschieden." stellt Eugen fest.

„Sicher."

„Ich habe eher die Erfahrung gemacht, daß ganz andere Hintergedanken verfolgt werden, wenn sich jemand bei mir erkundigt, wie man Kraftsport macht."

„Nämlich?" frage ich.

„Die meisten wollen Erfolg bei Frauen."

„Tatsächlich!"

„Jaja. Das sind auch die, die am ehesten wieder aufgeben. Diese Motivation hält nicht."

„Vielleicht auch deshalb, weil nicht alle Frauen auf Muskelberge fliegen?"

„Das kann ich nicht beurteilen. Ich komme gar nicht mit denen in näheren Kontakt, die es nicht tun." grinst Eugen, „Mit den anderen natürlich schon!"

„Gelegentlich!" sage ich.

„Gelegentlich. – Auf jeden Fall ist das keine tragfähige Motivation. Habe ich noch nie beobachtet."

Wie fachsimpeln noch eine Weile weiter. Sport ist ein unerschöpfliches Thema, und, das darf ich wohl sagen, wir sind qualifizierter, darüber zu reden, als die zahllosen Bierbäuche, deren einzige sportliche Betätigung die Fernsehübertragung eines Fußballspieles ist. Wie über Medizin und Wetter werden die meisten Gespräche über Sport von absoluten Laien geführt.

Eugen will etwas über Sport in der Welthöhle wissen, aber da muß ich ihn enttäuschen:

„Ich hätte es beschrieben, wenn ich etwas derartiges gesehen hätte. Die Granitbeißerinnen sind eben durch die Bank sehr fit, und ob sie sich dazu durch irgendwelche sportlichen Betätigungen – Übungen oder Wettkämpfe – gezielt vorbereiten, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich glaube, von Wettkämpfen habe ich gehört, und völlig ohne jede Art von Ertüchtigung kann man dieses Fitness-Niveau ja auch eigentlich nicht halten. Aber ich weiß nichts über die Häufigkeit von solchen Aktivitäten, und was dort eigentlich geschieht. – Vielleicht kriegen wir es diesmal heraus!"

Ein Geräusch vom Niedergang her läßt uns aufblicken. Edwin kommt runter, geht schnurstracks zur Küche, besorgt sich ein Glas, trinkt es aus, stellt es in ein Reinigungsfach, und geht zur Toilette.

„Was ist?" rufe ich hinterher.

„Scheiße." sagt er und schließt die Tür.

„Das hätten wir auch so gewußt." sagt Eugen, aber Edwin hört das nicht mehr.

„Sie sind im Streß.“ sage ich, „Diese Formulierung ist bei ihm ungewöhnlich.“

„Warum arbeitest du nicht mit?“ fragt Eugen.

„Gute Frage. Erstens arbeite ich mit – ich mache nur mal eine Pause. Und zweitens fühlen sich unsere beiden Chefinformatiker im Schiffsrechner bestens zuhause. Ich könnte also höchstens zuarbeiten, oder ich müßte wieder soviel Zwischenfragen stellen, daß ich den Arbeitsfortschritt mehr behindere als fördere. – Tja, das ist bei dieser Arbeit so. ‘Adding manpower to a late projekt makes it later’.“

„Ist das alte Mädchen denn so gut? – Ich meine, in ihrem Fach?“

„Das ‘alte Mädchen’ ist noch keine vierzig. Das dauert noch mehr als zwei Monate. – Und in ihrem Fach ist sie Spitze. Sagen wir mal – sie ist eine bessere Informatikerin als ich ein Läufer bin.“

„Laufen tut sie nicht.“

„Das ist nicht schwer zu sehen. Ich versuche, sie seit etwa 15 Jahren dazu zu überreden. Es wird mir wohl nicht mehr gelingen. Und dir auch nicht!“

„Dabei gibt es so viele Argumente für den Ausgleichssport.“

„Das brauchst du mir nicht zu sagen,“ sage ich, „aber bei medizinischen Fragen hält sich jeder selbst für den zuständigen Fachmann. Nicht mal die finanziellen Erwägungen greifen.“

„Gibt es die?“ fragt Eugen verwundert, „Sport kostet Zeit, die man dann nicht in den Beruf stecken kann. Also kostet er eigentlich auch Geld!“

„Das müßtest du besser wissen!“ sage ich, „Krankheiten kosten Geld. Und die haben Ausdauersportler nun mal nachgewiesenermaßen seltener.“

„Ja. Gut.“

„Und das Geld, das man in der Zeit, wo man Sport treibt, nicht verdient, kann auch nicht wegbesteuert werden. Eine Gesundheitssteuer gibt es nämlich nicht.“

„Noch nicht.“

„Zu wahr. Die EG kommt bestimmt noch auf interessante Ideen. Erinnerst du dich, als sie vor einigen Jahren eine Akademikersteuer einführen wollten? Das Argument lief darauf hinaus, daß Akademiker ein höheres Einkommen erzielen und ihre Ausbildung mit Steuergeldern finanziert

bekommen haben. Völlig übersehen haben unsere Volksvertreter dabei, daß ein Akademiker wesentlich später im Leben anfängt, überhaupt etwas zu verdienen, und daß das mit den Gehaltsunterschieden auch nicht mehr so stimmt. Nicht übersehen haben sie allerdings, daß in ihren eigenen Reihen überdurchschnittlich viele Akademiker sind – und schon war der Vorschlag wieder vom Tisch."

„Ja," sagt Eugen, „und selbst, wenn der Vorschlag nicht gleich wieder weggekehrt worden wäre – es wäre eine Doppelbesteuerung gewesen. Denn die angeblich höheren Gehälter der Akademiker unterliegen ja der Steuerprogression."

„Stimmt." sage ich, „Das werden wir nach dieser Reise zu spüren bekommen."

Und nach einer Weile fahre ich fort: „Aber das ganze ist ein unersprießliches Thema."

„Was?"

„Steuern. Und Geld."

„Steuererklärung ausfüllen?"

„Das auch. Aber ich meine, die Argumentationen hin und her. Beispiel: Rauchersteuer. Du hast sicher schon gehört, daß Raucher manchmal zu behaupten pflegen, daß sie vermöge der Tabaksteuer dem Staat viel Geld zukommen lassen. Und plötzlich hört sich das Rauchen wie eine großartige soziale Tat an."

„Dieses Argument läßt sich kaum überhören. Wird immer wieder vorgebracht!" stimmt Eugen zu.

„Ja. Allerdings ist es so, daß jemand, der nicht raucht, das ersparte Geld ja nicht wegwirft, sondern für andere Zwecke ausgibt. Und die werden auch besteuert!"

„Stimmt."

„Nicht nur das. Diese anderen Zwecke helfen der Wirtschaft viel eher weiter. Rauchen heißt, eine Art Rauschgiftkonsum subventionieren. Wenn sich ein Nichtraucher statt dessen dafür Unterhaltungselektronik kauft, fördert er unsere High-Tech-Industrie. Oder?"

„Stimmt. So kann man das sehen." sagt Eugen.

„Leider fallen mir diese Argumente erst immer hinterher ein, wenn ich mich mit einem Raucher gestritten habe."

„Hast du dich schon mit Palmer gestritten?"

„Nein. Er hat ziemlich schnell verstanden, was Rauchen an Bord eines U-Bootes bedeutet. Vielleicht raucht er heimlich. Interessiert mich nicht."

„Haben wir eigentlich sonst noch Raucher an Bord?" fragt Eugen.

„Glaube ich nicht. Weiß ich aber nicht. Kann sein, daß alle echte Nichtraucher sind. Die Raucherhäufigkeit nimmt in sozialen Schichten mit größerer Allgemeinbildung ab – das ist ja bekannt."

„Laß das nicht den Palmer hören!" grinst Eugen.

„Ich habe nichts gegen den Pater. Und warum sollte ich Streit vom Zaun brechen – einfach nur so? Ich bin kein Weltverbesserer – und solange jemand sich nur selbst schädigt, bin ich ein Ausbund von Toleranz!"

Edwin kommt aus der Toilette heraus und setzt sich zu uns. Er sieht müde aus.

„Wir reden gerade über Steuern und übers Rauchen." sage ich.

„Eure Sorgen möchte ich haben!"

„Tja, wir machen uns eben Sorgen. Die EG-Hierarchie ist eine institutionalisierte, wechselseitige Vorteilsannahme als gegenseitiges Geschäft. Und dazu braucht man eben Geld, um das zu finanzieren. Und damit wir das in Form von Steuern bezahlen können, ist es notwendig, daß wir lebendig zurückkommen. Also sind unsere Sorgen und deine Sorgen gar nicht soweit voneinander entfernt!"

„So." Edwin steht wieder auf, um sich noch etwas zu trinken zu holen. Als er sich wieder zu uns setzt, sagt er nichts. Er denkt nach. Dann ist es vielleicht keine so gute Idee, ihn dabei zu stören. Also halte ich den Mund.

„Wir finden es einfach nicht." sagt er nach einer Weile, mehr zu sich selbst.

Wieder kommt mir eine Szene aus Buchheim's Boot in den Sinn: Da liegt das Boot havariert am Grunde der Straße von Gibraltar, die Luft darin nur noch ein Gemisch von Rauch, Batteriesäuredampf, zuviel Kohlensäure und zuwenig Sauerstoff. Irgendwann sagt der Alte: 'Tut mir leid.' Er meint, daß seine Techniker nicht mehr in der Lage sind, das Boot raufzubringen.

Unsere Lage ist aber doch völlig anders, oder? Erstens laufen alle lebenserhaltenden Systeme so, wie sie sollen, und zweitens ist das Boot nicht direkt von dem Streßanalyseprogramm abhängig. Es könnte noch viele Kilometer weiter in die Tiefe gehen – wir wissen eben nur nicht, wann es dem Druckkörper zuviel werden wird.

„Was passiert denn, wenn ihr alle Dämonen für die Meßwerterfassung abschießt?“

„Nichts natürlich – Weniger als nicht funktionieren kann etwas nicht funktionieren.“

„Und wenn man wieder einen startet?“

„Werden ihm die Meßwerte von irgendeiner Instanz abgenommen. – Tja.“

Manchmal, denke ich, hat die Systemprogrammierung wirklich einen Anstrich von Zauberei.

„Carola schreibt einen neuen. Mit Jeffrey zusammen. Und mir natürlich.“ sagt Edwin nach einer Weile.

„Ehlich? Ist das überhaupt zu schaffen? Das sind doch irrsinnig viele Meßwerte, die im ganzen Boot gewonnen werden müssen!“

„‘Neuschreiben’ ist vielleicht nicht ganz das richtige Wort. Wir haben ja den Quelltext des Dämons. Den modifizieren wir etwas. Umgehen den üblichen Pipe-Mechanismus. Mit dem Streßanalyse-Programm machen wir dasselbe. Müßte gehen. Dauert nur etwas. – Und wir werden es umschaltbar machen, so daß wir jederzeit wieder die alte Konfiguration herstellen können.“

„Was nehmt ihr denn für den Pipe-Mechanismus?“ frage ich.

„Eine Briefträgertask. Ganz unabhängiges Programm. Kann man sogar in Ada schreiben.“

„Großartig!“ sage ich, „Da kommt Ada mal ja wieder etwas zu Ehren! – Und wie geht die Kommunikation?“

„Common Memory. Da müssen Warteschlangen und sowas implementiert werden.“

„Hört sich einfach an.“

„Eben. Deshalb haben wir auch an dich gedacht!“ Edwin steht auf: „Kommst du rauf, wenn du fertig bist?“

„Ja.“ sage ich.

„Ich habe überhaupt nichts verstanden.“ sagt Eugen, als Edwin weg ist, „nur, daß sie dir Arbeit angeschafft haben!“

„Soviel habe ich auch verstanden. Ich fürchte, wenn die Carola meint, daß wir umfangreiche Neuimplementierungen machen müssen, dann ist es auch nötig. Wahrscheinlich meint der LI, daß es ohne Streßanalyse einfach nicht geht. Tja.“ Ich trinke aus und stehe auf: „Die Pflicht ruft. – Wenn ich noch einmal auf die Welt komme, dann nehme ich an dieser Expedition nur teil, wenn ich meine Vorbelastung in Informatik verschweigen kann. Biologe müßte man sein. Ihr habt ja im Moment nichts zu tun!“

„Wartet es ab, bis wir da sind!“ sagt Eugen, „Aber wenn wir etwas delegieren können, dann werden wir auch euch Informatiker einspannen. Zum Blütenblätter zählen, zum Beispiel.“

„Ich bin Physiker.“ sage ich, schon auf dem Weg nach oben, „Und in der Welthöhle gibt es kaum Blüten.“

Auf dem Niedergang kommt mir Pater Palmer entgegen, für den es ja auch wenig zu tun gibt, sowohl jetzt, in dieser Situation, als auch eigentlich als Dauerzustand. Auch er demonstriert im Moment das Prinzip der Neuronalen Focussion: Nur eine Handvoll Menschen an Bord sind jetzt voll im Arbeitsstreß. Und gleich werde ich dazu gehören.

Oben kann ich mich sofort an die Arbeit machen. Das Gerüst der Briefträgertask hat Carola schon aufgeschrieben, ich brauche also nur die algorithmischen Details einzufügen. „Es werden nur ein paar tausend Zeilen!“ sagt sie, „höchstens. Außerdem hast du ja sowieso die Wache übernommen.“

„Ein paar tausend Zeilen?“

„Sowas schreibst du doch an einem Abend?“

„Wenn es ein abgeschlossenes Programm ist, mit klaren Schnittstellen und klarer Problemstellung – ja. Im industriellen Kontext ist sowas ein Mannjahr, das weißt du so gut wie ich.“

„Mannjahre können wir uns jetzt nicht leisten.“ sagt sie, als ich mich vor meiner Konsole bequemer hinsetze.

„Doch. Das Boot hält das solange aus.“

„Und die Lebensmittelvorräte? Und das, was der große Unbekannte in der Zeit noch anstellen wird?“

„Wenn wir“ sage ich, „in der Zeit herausfinden, wer der große Unbekannte ist, werden wir die Lebensmittelvorräte um ihn ergänzen!“

„Da spricht der alte Welthöhlenreisende!“ murmelt Edwin.

Der Rest des Abends vergeht meistens schweigend. Meine Wache verbringe ich nicht, wie üblich, in der Zentrale, sondern im vorderen Oberdeck. In der Zentrale ist bis Mitternacht ja sowieso jemand, und dann ist Vivian Grail dran.

Eigentlich ist die Programmieraufgabe als solche nicht zu schwer. Der Quelltext des Meßwertdämons und der Quelltext des Streßanalyseprogrammes sind zwar recht umfangreich – letzterer hat etwa eine halbe Million Quelltextzeilen – aber das meiste muß und darf nicht verändert werden. Nur die Teile, die im Meßwertdämon die Daten in die Pipelines hineinstecken, und die, die im Streßanalyseprogramm dieselben Daten dann aus der Pipeline herausholen, werden verändert. Und die Briefträgertask zu programmieren erweist sich als nicht allzu schwer, weil sie nur diese beiden speziellen Programme miteinander verbinden muß.

Es zeigt sich, daß die vorhandenen Programme, die größtenteils in C und C++ geschrieben sind, vom Software-Engineering Standpunkt sauber strukturiert sind. Die Kommunikationsteile sind eingekapselt und lokalisiert. Ein paarmal während dieses Abends glauben wir, sogar noch vor Mitternacht fertig sein zu können. Aber das ist vorschnell.

„Man müßte mehr C++ – Erfahrung haben!“ seufzt Carola.

„Unser alter Arbeitgeber war eben nicht so besonders progressiv auf diesem Gebiet.“ sage ich, „Wie sollte man das auch sein, wenn man noch so viele Altkunden hat, die mit COBOL und BS2000 zufrieden sind. – Wenn du C++ hättest lernen wollen, dann hättest du dich nach einem neuen Arbeitsplatz umschauen müssen!“

„Habe ich ja getan.“ verteidigt Carola sich, „aber die Angebote waren alle nicht besonders. Bis auf dieses hier.“

„Das wir ohnehin nicht ablehnen konnten.“ Das Gespräch erstickt wieder. Gleich ist Mitternacht. Inzwischen ist, bis auf uns vier, das vordere Oberdeck leer. Die anderen sind längst alle schlafen gegangen.

„Geisterstunde“ sagt Edwin.

„Gibt’s hier nicht – oder dauernd.“ sage ich.

„Haltet doch mal den Mund.“ sagt Carola. Ich halte den Mund. Einige Minuten lang. Und dann sagt das Interkom etwas. Ich gehe ran.

„Glückwunsch!“ sagt Wellington. Er ist also noch auf.

„Danke. Wofür?“

„Daß Sie’s so schnell geschafft haben.“

„Was geschafft haben?“

„Daß die Streßanalyse wieder funktioniert!“

Ich stelle den Lautsprecher ein: „Würden Sie das bitte noch einmal wiederholen?“

„Wie oft wollen Sie es denn noch hören? – Oder funktioniert die Streßanalyse nur hier, in der Zentrale?“

Jeffrey, Carola und Edwin hören in derselben Sekunde damit auf, auf ihren Tastaturen herumzuhacken.

„Wir sind noch überhaupt nicht fertig!“

„Moment. Ich komme rüber.“

Noch bevor Wellington die kurze Strecke von der Zentrale bis zu uns zurücklegen kann, probieren wir es selber aus.

Er hat recht: Die Streßanalyse funktioniert wieder. Als ob sie noch nie etwas anderes getan hätte.

„Und dafür schlagen wir uns die Nächte um die Ohren!“ murmelt Edwin, als Wellington zu uns hereinkommt. Der wendet sich sofort an den LI:

„Sind die Werte plausibel? Ich meine, wir müssen damit rechnen, daß das Streßanalyseprogramm auch auf subtilere Weise verändert werden kann!“

Jetzt ist Jeffrey Garner in seinem Element. Er untersucht die Angaben des Streßanalyse-Programmes, sieht sich die Kraftflüsse an.

„Es ist ein bißchen meine Schuld,“ sagt er, „daß ich nicht früher bemerkt habe, daß irgend etwas mit diesem Programm nicht stimmt. Aber ich habe nur auf mögliche Asymmetrien der Kraftflüße geachtet, und auf Singularitäten. Die absoluten Werte habe ich einfach nicht nachgeprüft.“

„Es macht Ihnen ja keiner einen Vorwurf,“ sagt Wellington, „denn normalerweise wäre das ja genug gewesen, oder?“

„Ja. Andererseits – so kompliziert das Streßanalyseprogramm ist, und so vielfältig die Daten, die es interpretieren muß – ein paar Größen kann man letzten Endes abschätzen. Wenn man geistig nicht zu träge ist, diese kleinen Kopfrechenaufgaben eben mal zu machen."

„Zum Beispiel?" fragt Wellington.

„Zum Beispiel. Stellen Sie sich das Boot in zwei Hälften geteilt vor. Die Fläche dieser Schnittfläche kennen wir. Elementare Geometrie – Fläche einer Ellipse. Den Druck kennen wir auch. Damit kennen wir die Kaft, mit der der Wasserdruck die beiden Bootshälften zusammenpreßt. Ganz einfach, nicht?"

„Ja."

„Und diese Kraft muß gerade der Gesamtsumme der Kraftflüsse entsprechen, die das Boot von rechts nach links durchsetzen."

„Das hätte der große Unbekannte aber manipulieren können." mein Wellington.

„Nein." sagt Carola, „Hätte er nicht. Dazu muß man in die Programmlogik des Streßanalysators eingreifen. Das wäre wesentlich komplizierter gewesen als das, was wir in den letzten Stunden versucht haben."

„Aha. – Und wieviele solche schnellen Plausibilitätsprüfungen erlaubt das Programm?" fragt Wellington wieder Jan Jeffrey Garner gewandt.

„Eine Handvoll. Mehr nicht. Das Beispiel von eben geht natürlich noch mit den beiden anderen Hauptsymmetrie-Ebenen. Andere Dinge müßte ich mir erst überlegen."

„Stimmt es denn jetzt?"

„Mal sehen – für die Längsschnittfläche. 12.800 Meter Tiefe, im Durchschnitt leicht verdünntes Seewasser mit einer Dichte von 1.015 – Okay?"

Wir nicken.

„Das entspricht einem Druck von ungefähr 1300 Bar. Unsere Fläche ist, wie bei einer Ellipse üblich, Produkt der beiden Hauptachsen mal Pi. Das sind 342.12 Quadratmeter – Staunen Sie nicht, ich kenne die Zahl eben. So gut Kopfrechnen kann ich auch nicht. – So. Diese Fläche mal diesem Druck genommen, das gibt unter Brüdern etwas weniger als 4.5 Millionen Tonnen. – Es ist übrigens etwas weniger, weil das Boot ja kleiner geworden ist. Um zwei Prozent."

„Ja.“ sagt Wellington, „Scheint zu stimmen.“

„Jetzt sehen Sie sich diese Zahlen hier an. Das ist der aufintegrierte Kraftfluß durch den Druckkörper in Querrichtung. Das sind schon mehr als 4 Millionen Tonnen – der Druckkörper trägt ja die Hauptlast. Der Kraftfluß durch die Decks und durch die Spantenscheiben ist vergleichsweise gering, und der atmosphärische Druck im Innern des Bootes macht weniger als ein Promille dieses Wertes aus. Kommt ungefähr hin – sehen Sie?“

„Ja.“ sagt Wellington. „Das ist einleuchtend. Aber warum funktioniert das Programm jetzt wieder?“

„Weil der große Unbekannte seine Manipulationen rückgängig gemacht hat!“ sagt Carola.

„Merkwürdig,“ sage ich, „das ist neu. Bis jetzt haben wir immer die Aufräumarbeit gemacht. Jetzt hat er uns die Arbeit im letzten Moment abgenommen. Warum?“

„Eine Laune.“ sagt Edwin. Das erinnert mich wieder an meine Vermutung, daß es sich bei dem großen Unbekannten um eine Frau handeln könnte, aber auf jeden Fall um jemanden mit einer schwankenden Gemütslage. Ich sage dazu aber auch jetzt nichts.

„Vielleicht hat der große Unbekannte plötzlich Angst um sein Leben bekommen?“ vermutet Garner.

„Dazu hätte er aber schon öfter Gelegenheit gehabt.“ Wellington denkt nach: „Wir werden dessen Motivation heute nicht ergründen. Haben Sie schon wesentliche Änderungen an dem System gemacht?“

„Nein.“ sagt Carola, „Wir arbeiten ja auf Kopien. Die archivieren wir jetzt, und damit hat es sich.“

„Gut. Das ist wohl das beste, was man im Moment machen kann. – Dann werden wir morgen weiterfahren – wenn die Streßanalyse es erlaubt.“ Er sieht den LI an.

„Die erlaubt es.“ sagt dieser, fast mit Stolz, „Das Boot wird mit dem Druck fertig, als ob er überhaupt nicht vorhanden wäre.“

Das ist natürlich übertrieben, wie schon die Verkürzung den Bootes, die man bei genauem Hinsehen mit bloßem Auge wahrnehmen kann, zeigt. Aber die nach wie vor bestehende Symmetrie des Druckkörpers und seiner

Kraftflüsse zeigen, daß das Boot noch weit von der Überbelastung entfernt ist.

Jedenfalls werden wir in dieser Nacht gut schlafen können.

Wenn Tage wie dieser nur nicht zur Routine werden!

Tiefenrekord

Am anderen Morgen um 8 Uhr setzt sich das Boot endlich wieder in Bewegung. Es ist der 5. Februar, der 23. Projekttag, ein Freitag. Unsere gestrige Versammlung ist erst 24 Stunden her, und unser Zeitverlust durch die Sache mit der blinden Streßanalyse ist nicht so besonders groß. Carola, Edwin und ich sind etwas unausgeschlafen, Garner wahrscheinlich auch, aber den sehen wir normalerweise nicht, weil er sich in der Zentrale oder den Maschinenräumen aufhält.

Jedenfalls bin ich froh, daß wir im Moment keine andere Verpflichtungen haben als den Außenaufnahmen leidlich aufmerksam zu folgen.

Der horizontale Tunnel setzt sich fort, und damit sind unsere Tiefenschwankungen gering. Häufiger biegen Gänge und Tunnels ab, die für das Boot viel zu klein sind, die aber von einem Menschen begangen werden könnten. Wir sind immer auf der Ausschau nach Treppenstufen oder ausgeschlagenen Wegen, aber wir finden nichts dergleichen. In diesen weitverzweigten Tunnelsystemen bekommen wir natürlich nur die Teile zu Gesicht, die mit dem Boot befahren werden können. Das müssen aber nicht die geeignetesten Streckenabschnitte sein, wenn man hier Wege baut, die zu Fuß begangen werden können.

Außerdem besteht natürlich die Möglichkeit, daß damals nur Teile dieser Höhlen trocken waren, und daß wir uns jetzt in Abschnitten befinden, die schon immer unter Wasser waren. Eigentlich liegt das auch nahe: schließlich sind wir inzwischen wahrscheinlich tiefer als die Oberfläche des Ozeans in der Welthöhle.

Wenn ich mir vorstelle, daß die Höhlen, die da draußen immer neu im Scheinwerferlicht der CHARMION auftauchen, einmal trocken gewesen sein könnten, dann fühle ich mich schon an manche Höhlen erinnert, die wir seinerzeit auf dem Wege in die Welthöhle und aus ihr heraus durchstiegen haben. Es ist durchaus möglich, daß man eine sehr rudimentäre Pfadanlage vom Boot aus gar nicht erkennen kann, sondern erst, wenn man tatsächlich genötigt ist, sich zu Fuß da durchzuschlagen. Ein Programm, das sich eine Landschaft ansehen kann und dann anzeigt, wo ein Pfad ist, das muß erst noch geschrieben werden.

Inzwischen sind wir in ein Gebiet gekommen, das schon in der Nähe der nördlichen Küste von Schottland liegt. Soviel kann man trotz der beschädigten Datenbasis der Trägheitsnavigation sagen. Das ständige Kreuzen bewirkt, daß wir größere Strecken zurücklegen, ohne weit zu kommen. Auch dieser Tunnel, dem wir im Moment folgen, windet sich vielfach. Der tiefste Punkt, den wir, diesem Tunnel folgend, erreichen, ist 12.870 Meter, aber stellenweise steigen wir auch wieder bis 12.350 Meter.

„Fragt mich nicht, fragt mich nicht." murmelt Amurdarjew.

„Was sollen wir dich nicht fragen?"

„Diese Tunnel. Unerklärlich."

„Das war doch klar, daß wir uns in eine Gegend aufgemacht haben, die den Geologen etwas unerklärlich ist!"

„Jaja. Du hast ja recht."

„Was ist denn am unerklärlichsten an diesen Tunnels?" fragt Edwin. Seitdem das Problem mit unserem Streßanalyseprogramm sich von selbst gelöst hat, haben unsere Informatiker genauso wenig zu tun wie die anderen auch.

„Der konstante Querschnitt."

„Strömungsvorgänge?" fragt Edwin, „Wasser oder Lava."

„Wasser glaube ich nicht. Da gibt es in dem Buch von Herwig einige Stellen, die darauf hindeuten, daß diese Gesteine sehr wenig wasserlöslich sind. Wenn das korrekt beschrieben ist."

„Es IST korrekt beschrieben." sage ich in nachdrücklichem Tonfall.

„Jaja. Natürlich. Ich wollte nichts anzweifeln."

„Bleibt Lava?" fragt Edwin.

„Im Prinzip ja. Aber das muß eine sehr dünnflüssige Lava gewesen sein, damit stabile und schnelle Strömungen durch so lange Kanäle möglich sind."

„Wieso schnelle Strömungen?"

„Weil Lavaströme sonst unterwegs zuviel Wärme verlören, und dann würde so ein Tunnel irgendwann verstopfen."

„Gut." sage ich, „Das mag ja alles möglich sein. Wir haben diese Gesteine da draußen noch nicht analysiert. Vielleicht bilden die eine dünn-

flüssige Lava. – Und Tunnel, die durch erstarrende Lava irgendwann endgültig verstopft wurden, die finden wir ja nicht."

„Gut." sagt Amurdarjew, „Und wo ist die Lava jetzt abgeblieben?"

Einen Moment Stille. Dann redet Amurdarjew weiter: „Wenn man meinen eigenen Simulationen folgen würde, die ich vor dieser Expedition gemacht habe, und die letzten Endes auch auf Vermutungen beruhen, die Herwig in seinem Buch geäußert hat, dann war es Gas oder Wasserdampf. Frage: Ist das plausibel? Um solche großen Kanäle voll Lava auszublasen, braucht man immense Mengen Wasserdampf. Und für die Welthöhle gilt das erst recht. Wo ist das Wasser geblieben?"

„Ich glaube mich zu erinnern," sage ich, „daß wir auf der Oberfläche dieses Planeten ein paar Ozeane haben. – Auch wenn es schon eine Weile her ist, daß wir dort waren."

Amurdarjew sieht mich eine Weile an. „Ja gut," sagt er, „da ist es geblieben. Es ist genug Wasser – größenordnungsmäßig geht es um das ungefähre Volumen der Welthöhle, nicht wahr?"

„Ja," sage ich, „ein paar tausend Kubikkilometer. Nach dem, was ich gesehen habe. Das würde ein paar tausend Kubikkilometer Ozeanwasser erklären. Vielleicht ein paar zehntausend. Das ist immer noch weniger als das, was tatsächlich in den Ozeanen drin ist. Wir bräuchten also nicht einmal die bisherigen Theorien über die Entstehung der Ozeane zu modifizieren. Der Weg über die Welthöhle war eben eine der Möglichkeiten, wie Wasser aus dem Planetenkern an dessen Oberfläche gelangte. Eine zusätzliche Möglichkeit. Nicht?"

„Aber daß die Geologie bis jetzt von diesem Mechanismus noch so überhaupt nichts in Erfahrung gebracht haben sollte…"

„Wollen wir mal ein statistisches Argument machen – ich möchte sagen, ein polemisches?" frage ich.

„Nur zu!"

„Wir kennen eine Menge Vulkane, die es bis zur Oberfläche geschafft haben. Die, die es NICHT bis zur Oberfläche geschafft haben, die kennen wir nicht. Und die haben in der Vergangenheit die Welthöhle aufgeblasen. Diese, oder sogar andere, wenn es noch mehr davon geben sollte."

„Herwig, der große Vereinfacherer!" sagt Edwin.

„Ich habe eben lange drüber nachgedacht. – Denk an Schweizer Käse. Die Gase, die entwichen sind, haben nicht zu den Löchern beigetragen. Daraus können wir nicht schließen, daß bei der Herstellung von Schweizer Käse keine Gase entstehen. Tja, und in der Geologie ist es umgekehrt. Da sehen wir nicht die Löcher – also die Welthöhle – sondern die entweichenden Gase: unseren altbekannten Vulkanismus. Es ist eine Vereinfachung, aber deshalb muß es nicht falsch sein."

„Aber einige dieser Gänge, die ihr bei eurem Welthöhlen-Abenteuer beschritten habt, sind doch künstlich!" fragt Carola.

„Zweifellos. Ich kann mich auch nicht erinnern, Tunnel mit kleinem Querschnitt gesehen zu haben, die nicht künstlich waren. Lavaströme in so engem Querschnitt kann ich mir nämlich nicht vorstellen – wegen der Viskosität und wegen des Wärmeverlustes der Lava."

„Herwig lernt es nie. Der macht immer noch den Genitiv bei 'wegen'!" murmelt Edwin.

„Es ist immer noch korrekt!" sage ich, „Und das gehört nicht zum Thema."

Amurdarjew geht nicht darauf ein: „Sowohl in deinem Buch als auch da draußen sieht man ja einen deutlichen Trend: Kleine Höhlen und Höhlenketten sind vorwiegend unregelmäßig. Spalten, Risse, Brüche. Manchmal auch eben nachbearbeitet, um gangbare Tunnel draus zu machen. Große Höhlen sind eher schlauchartig regelmäßig – obwohl es da auch viele Ausnahmen gibt."

„Ausnahmen geben muß," sage ich, „das hängt doch alles davon ab, durch welches umgebende Gestein Lava fließen muß, und welche Spalten und Klüfte sie vorfand, die dann erweitert wurden."

„Ist denn das Geröll da draußen der Rest der Lava?" fragt Carola, „Der Rest, der dann nicht ausgeblasen wurde?"

„Nein," sagt Amurdarjew, „oder: Ich weiß es nicht. Es ist kein typisches Lavagestein. Kein Basalt, kein Schiefer."

„Paßt schon wieder nicht." sage ich.

„Die Lava könnte andere, feste Materialien mit sich geführt haben."

„Dann müßten da draußen aber noch die Reste der echten Lava zu finden sein!"

„Bring mir eine Probe rein, und ich sag dir's!“

Das Gespräch versiegt eine Weile. Die CHARMION bewegt sich in ein Gebiet des Tunnels hinein, der immer höher mit Geröll gefüllt ist. Es muß etwa schon der halbe Tunnelquerschnitt zugeschüttet sein, und manchmal ist es schwierig, zwischen den größeren Felsen und der Höhlendecke noch genügend Platz zu finden, um das Boot hindurchzusteuern.

„Wenn das so weiter geht, dann können wir bald wieder umkehren!“ murmelt Edwin.

„Gleich ist Mittagspause. Dann kann es uns eine Zeitlang egal sein!“ sage ich.

„Ich fürchte, mit dem Essen müßt ihr euch noch eine Zeitlang gedulden!“ sagt Carola, die den Bildschirm mit der Sicht nach vorne genauer betrachtet hat, „Da geht's nach unten!“

Tatsächlich. Der Tunnel beginnt, sich abwärts zu winden, gleichzeitig ist auch wieder viel weniger störendes Geröll vorhanden. Bald schon ist der Tunnel so steil, daß sich auf seinem Boden kein Geröll mehr halten kann. Auch das Boot muß deshalb eine entsprechende Nicklage einnehmen. Das Vorwärtskommen wird sehr langsam.

11:29 Uhr – 13.000 Meter. Der Tunnel wird noch steiler. Das Boot wird so gesteuert, daß der Bug nahe an der Decke des Tunnels ist, und das Heck dicht über dem Boden. Auf diese Weise ist die Neigung des Bootes nicht ganz so stark wie die des Tunnels. Trotzdem müssen die ersten sich schon wieder anschnallen. Und da die CHARMION sich nicht längs ihrer Symmetrieachse bewegt, ist auch nur Schrittgeschwindigkeit möglich.

12:00 Uhr – 13.360 Meter. Ich sehe, daß Carola die Streßanalyse aufgerufen hat. „Wie sieht es aus?“ frage ich.

„Bilderbuchwerte.“ sagt sie, „Soweit ich es beurteilen kann. Und sie ändern sich, je tiefer wir kommen.“

„Beruhigend.“

Jeder von uns weiß, daß wir uns ein Tiefenlimit von 13.500 Metern gesetzt haben. Nicht mehr lange, und wir sind da.

Der Tunnel wird noch steiler, aber er weitet sich auch. 40 bis 50 Meter Durchmesser. Mehr, mit zunehmender Tiefe. Schön – dann kann die Neigung des Bootes bald wieder zurückgenommen werden.

12:10 Uhr. Die Tiefe ist 13.440 Meter. Noch eine Bootslänge, dann ist Sense, denke ich.

12:20 Uhr. 13.500 Meter. Das Boot kommt zum Stillstand. Und es kommt auf ebenen Kiel, weil es in dem unregelmäßigen Querschnitt tatsächlich eine horizontale Strecke von 66 Metern gibt. Oder 65 Metern, korrigiere ich mich – man muß die Geometrieänderung des Bootes berücksichtigen.

„Mittagpause!“ hören wir Wellington’s Stimme über die Rundspruchanlage, „Um 14 Uhr Mannschaftsversammlung in der Zentrale!“

„Aha!“ sage ich, „Er will uns auf noch höhere Tauchtiefen einstimmen!“

„Willst du das nicht?“ fragt Carola.

„Ich weiß nicht. Ich möchte am Leben bleiben. Andererseits – laß erstmal den LI einen Blick auf die Streßanalyse werfen.“

„Ich wette,“ sagt Edwin, „der geht jetzt mit dem Programm ins Bett.“

Darauf sage ich nichts. Ich muß daran denken, daß der große Unbekannte die Streßanalyse von sich aus wieder einsatzbereit gemacht hat. Das kann sich jederzeit wieder ändern.

Während des Essens findet sich Jeffrey Garner von mehreren Fragern umlagert. Wie schätzt er die Stabilität des Bootes ein? Können wir weiter? Kann man dem Streßanalyseprogramm trauen? Gibt es Frühsymptome, wenn der Druckkörper versagen sollte, und wie sehen die aus, und hat man dann noch eine Chance, wenn man sofort umkehrt, wenn man sie bemerkt?

„Laßt ihn doch mal essen! Genau das werden wir doch gleich in der Schiffsversammlung erörtern!“ höre ich Colbert sagen.

„Gibt’s eigentlich im Moment Phantomprozesse?“ frage ich Carola, die jetzt zufällig mir gegenüber sitzt, so leise, daß sonst keiner es hören kann – die meisten horchen in die Richtung der Gespräche um den LI.

„Dauernd.“ sagt sie.

„Und keine Aussicht, rauszukriegen, was die machen?“

„Nein. – Ich arbeite allerdings auch nicht sehr intensiv daran.“

„Mmh. Könnte es sein, daß der große Unbekannte nur möchte, daß wir auf diese Weise ständig an ihn erinnert werden?“

„Ich habe wirklich nicht die geringste Ahnung. Und daß wir ja eigentlich mindestens zwei große Unbekannte haben, macht die Lage nicht übersichtlicher."

„Wie recht du hast." sage ich, „Aber was das weitere Vorgehen betrifft: Ich bin sicher, daß es weiter geht. Erstens will Wellington das so, und zweitens hat sich hier jeder an die Tauchtiefe gewöhnt – letzten Endes ist es ja nur eine abstrakte Zahl, die man nicht direkt wahrnehmen kann. Wenn wir jetzt umkehren würden, dann würde sich im Bordbetrieb in der nächsten Zeit gar nichts ändern."

„So ist es."

So ist es tatsächlich. Es kommt in der anberaumten Versammlung gar nicht zu einer längeren Diskussion. Jeffrey Garner berichtet, daß er die Angaben des Streßanalyseprogrammes sorgfältig auf innere Konsistenz geprüft hat, um sicher zu sein, daß wir dem Programm jetzt trauen können. Was die Aussagen des Programmes selbst betrifft, so scheint dem Boot der Druck nichts auszumachen. Die Kraftflüsse sind zwar riesengroß, aber alle verhalten sich untereinander so wie vorausberechnet. Und Geometrieänderungen, abgesehen von der Verkleinerung des Bootes, gibt es auch nicht.

„Allerdings" sagt er, „bewegen wir uns in einem Gebiet, daß dem Maschinenbau noch fremd ist. Für diese Art von U-Booten liegen ja noch keine Erfahrungen vor."

„Freigabe für die nächsten 1000 Meter?" fragt Wellington.

„Von mir aus – ja." nickt Garner, „Das Risiko ist akzeptabel. Und ganz ohne Risiko sind wir auf dieser Reise nie. Das muß man auch sehen."

Interessanter Gedanke, denke ich: Der große Unbekannte ist am Ende bloß eine vorbereitete Störaktion der EG, um uns am Einschlafen zu hindern und uns an Gefahr zu gewöhnen! – Dann aber erscheint mir dieser Gedanke wieder zu abwegig. Das wäre, als ob die NASA seinerzeit den Astronauten auf den ersten Mondflug eine Bombe mitgegeben hätten, um die Sache noch etwas aufregender zu gestalten.

„… der Schacht noch etwas weiter runter, weitet sich aber nicht mehr wesentlich aus." dringt Amerlingen's Stimme wieder an mein Bewußtsein. Es geht jetzt um das weitere Vorgehen – also aufpassen.

„Das heißt also, daß wir das Boot nicht die ganze Zeit auf ebenem Kiel führen werden. Dazu kommt aber noch die etwas beunruhigende Tatsache, daß es einige hundert Meter unter unserem Standpunkt unklare, schwer interpretierbare Reflexe gibt. Wohin wir also kommen und ob es immer weitergeht ist also weiterhin ungewiß.

„Wieso unklare Reflexe?“ frage ich.

„Akustische schwarze Löcher, und Spät-Echos.“

„Ja und? Irgendwie wird die Höhlengeometrie schon sein, um das zu erklären.“

„Homberg, Sie sind uns eine große Hilfe.“ sagt Wellington. Das ärgert mich.

„Wenn jetzt so kryptische Andeutungen gemacht werden, dann kann ich daraus keine Fakten destilieren!“ sage ich, „Dann kann man diese informationsfreien Bemerkungen auch ebensogut unterlassen.“

„Sie wären der erste, der sich über eine restriktive Informationspolitik beschwert!“

„Sicher. – Aber darum geht es doch jetzt gar nicht. ‘Unklare Reflexe’ – Reflexe sind immer unklar, wenn man sich noch kein Bild machen kann, was da reflektiert, und wie!“

„Sehen Sie sich die Reflexe doch selber an!“

„Das werde ich tun. Aber ich werde abwarten, bis wir etwas weiter sind und mit bloßen Augen klar sehen können, was wir jetzt indirekt und unsicher deduzieren müßten. Wir sind nicht hier, um unnütze Denksportaufgaben zu machen.“

Wellington betrachtet mich mit wenn auch gut verhüllter Abneigung. Amerlingen sieht so aus, als ob er vermitteln wollte, aber nicht weiß, wie.

„Was reden wir denn? Wir werden es sehen, wenn wir weiterkommen!“ kommt Cohäuszchen mir zur Hilfe. „Oder bedeuten Reflexe, die wir zur Zeit nicht interpretieren können, eine Gefahr?“

„Nein.“ sagt Amerlingen.

„Sind die Reflexe in dem Sinne schwer interpretierbar, daß sie auf zeitlich veränderbare Höhlengeometrie hinweisen? Oder auf sonst etwas, das sich bewegt?“

„Nein. Hier bewegt sich nichts.“

„Na also.“ sagt Cohäuszchen mit gespielter Erleichterung, „Das wäre das einzige, was mir Sorgen machen würde.“

Nach einer kurzen Pause stellt Wellington das weitere Vordringen zur Abstimmung. 15.000 Meter, oder Warnungen des Streßanalyseprogrammes – je nachdem, was zuerst eintritt – das ist jetzt unser Limit.

15.000 Meter, denke ich, als die Versammlung auseinandergeht. Noch nie hat jemand daran gedacht, eine technische Maschinerie zu entwickeln, die in einer solchen Tiefe noch funktionieren soll. Wahnsinn, daß wir uns darauf verlassen, daß es problemlos immer weitergeht. Was heißt ‘problemlos’? Davon kann man bei dem bisherigen Verlauf der Reise ja eigentlich nicht reden. Aber es ist wie bei unserem damaligen Welthöhlenabenteuer: Kaum ist man drin, verschieben sich die Perspektiven, und manche Gefahr, an die man vorher nur in Alpträumen gedacht hat, wird ‘akzeptabel’.

Denk mal nach, Herwig: Die jetzige Situation, verglichen mit der Situation damals, als ihr Casabones bestiegen habt. Warst du da nicht plötzlich ein vor Angst zitterndes Bündel, das sich von Charmion tragen lassen mußte? Und jetzt? Jetzt kannst du im Boot ungehindert spazieren gehen, in der Kantine etwas essen, mit Kollegen reden oder mit dem Rechner arbeiten oder spielen. Kann man da von echter Gefahr reden? Ist es nicht vielmehr eine bequeme Kreuzfahrt, was wir gerade erleben? Sogar Apollo 13 damals, der ein Sauerstofftank oder so etwas im Versorgungsteil explodiert ist, war gefährlicher. Und die Challenger-Explosion, weltweite Direktübertragung der Konsequenzen eines zu kalten Dichtungsringes und spektakulären Management-Versagens, was war denn das? Und wir regen uns darüber auf, wenn wir mal nicht gleich ein Ventil rechtzeitig zukriegen oder bloß ein paar Programme verrückt spielen.

Um 14:30 ist die Versammlung zu Ende. Ich schätze Meetings, die zügig durchgeführt werden. Besonders, weil man eigentlich immer beobachten kann, daß die wesentlichen Entscheidungen und Denkprozesse schon vorher stattfinden. Aber natürlich ist eine halbwegs saubere demokratische Legitimation unseres Vorgehens notwendig.

Der Schacht verengt sich wieder auf bis zu dreißig Meter, so daß wir in der nächsten Zeit genötigt sind, einen Nickwinkel des Bootes von bis zu

70 Grad auszuhalten. Die Geschwindigkeit ist dabei selten größer als ein paar Dutzend Zentimeter pro Sekunde. Um 15:30 Uhr biegt sich der Tunnel in einer Tiefe von 14.200 Metern wieder in horizontale Richtung. Das ist nicht die einzige Änderung: Erstens gibt es mehrere Abzweigungen, die teilweise eine hinreichend lichte Weite haben, um sie auch mit dem Boot befahren zu können, zweitens verengt sich der Tunnelquerschnitt auf einen Durchmesser von erst 20 Metern, dann sogar noch weniger, drittens wird sein Querschnitt praktisch kreisförmig und viertens liegt auf dem Boden des Tunnels kaum noch Geröll.

Die Wände des Tunnels scheinen stellenweise gerippt, als ob sie durch Knorpel gestützt würden. Cohäuszchen spricht es aus: „Wie eine riesige Speiseröhre!“

„Beruf es nur nicht!“ sage ich, „Was sagt der Geologe?“

„Der sagt, daß hier mal Lava mit ganz ordentlicher Geschwindigkeit durchgerauscht sein muß.“

„Und die gelegentlichen Wasserströmungen, die du früher diagnostiziert hast?“

„Kann ich nicht sagen,“ mein Amurdarjew, „es liegt zuwenig Zeug rum, was unter solchen Bedingungen Spuren macht.“

„Also macht jemand regelmäßig sauber?“ fragt Cohäuszchen.

„Nicht unbedingt. – Aber werft mal einen Blick auf den Salzgehalt!“

Mit einem Blick sehen wir, was er meint: Dieses Wasser kann man bereits trinken. Es würde nur noch ganz leicht salzig schmecken, allerdings würde, wenn man es unter Normaldruck brächte, der hohe Kohlendioxidgehalt explosionsartig auskochen.

„Aber es gibt andere Gesichtspunkte.“ murmelt Amurdarjew plötzlich, rückt dann aber nicht damit heraus, was er meint. Vielleicht führt er Selbstgespräche.

Der Tunnel sieht nicht nur aus wie eine Speiseröhre, er windet sich auch so. Das heißt, eine Speiseröhre windet sich so nicht – im allgemeinen ist sie im Verhältnis zum Durchmesser kürzer.

Um 17 Uhr sind wir auf 14.500 Meter. Weil es so schön vorangeht, machen wir noch keinen Dienstschluß. Niemand protestiert – Weil der Salzgehalt da draußen gegen Null tendiert, haben vielleicht alle, nicht nur ich,

das Gefühl, daß wir bald etwas Besonderes vorfinden. Aber keiner hat eine Vorstellung davon, was das sein könnte.

Einige wilde, korkenzieherartige Biegungen zwingen dem Boot vorübergehend wieder eine starke Nicklage auf. Dabei erreichen wir 14.800 Meter.

„Langweilig.“ sagt Cohäuszchen, „Was tun wir, wenn wir für alle Ewigkeit nur solche Tunnel vorfinden?“

„Darüber zerbrechen wir uns den Kopf, wenn es soweit ist!“ sage ich, „Solange unsere geologischen Mitarbeiter uns immer wieder glaubhaft versichern, daß es solche Tunnel nicht geben kann, können sie auch nicht allzu lang sein, wenn es sie denn doch mal gibt!“

„Macht euch nur lustig!“ murmelt Amurdarjew, „Ihr werdet auch noch eure unerklärbaren Probleme bekommen.“

„Tja.“ sagt Cohäuszchen, „Manche laufen vor dieser unterhaltsamen Veranstaltung davon. Wo ist zum Beispiel die Kollegin Yay? Und Seltsam ist auch nicht da. Merkwürdig.“

„Der Schluß ist nicht zwingend!“ sage ich, „Alfred hält sich oft in seiner Kabine auf, oder auch im hinteren Labor.“

„Ich wollte ja auch gar nichts andeuten.“ sagt Cohäuszchen. Natürlich wollte er das.

Um 18:10 ist es dann soweit: Wir erreichen unser neues, selbstgesetztes Limit von 15.000 Metern. Da der Tunnel aber gerade mal wieder sehr horizontal verläuft, hält das Boot nicht an.

„15.002 Meter.“ sagt Cohäuszchen nach einer Weile.

„Haben wir 15.000 Meter Wassertiefe eigentlich bezogen auf Salzwasser beschlossen?“ frage ich, „Dann können wir nämlich noch etwas weiter!“

„Nun werd nicht spitzfindig!“ murmelt Edwin.

Der Tunnel windet sich wieder etwas nach oben, und die Tiefenanzeige geht wieder unter 15.000 Meter. Ein Seitenspalt zieht vorbei. Zu eng, um mit dem Boot hineinzufahren, aber die Kanten scheinen abgerundet.

„Wie aufgeschmolzen. Wie Kerzenwachs!“ sage ich. Amurdarjew kommentiert das nicht. „Die umfassende, alles erklärende geologische Theorie wird dir auf dieser Reise sowieso noch nicht einfallen!“ sage ich zu ihm,

„Da werden wir uns noch öfter auf den Weg machen müssen!“ Das kommentiert er auch nicht. Dafür kommentiert er etwas anderes:

„Ist euch aufgefallen, daß wir seit geraumer Zeit eine Netto-Strömung haben?“

„Tatsächlich? Woher weißt du das?“ frage ich.

„Nebenergebnis der Trägheitsnavigation. – Wenn ihr nicht dauernd am Streßanalyse-Programm kleben würdet, dann hättet ihr es auch bemerkt.“

„Wieviel ist es denn?“

„Sehr wenig, und während des Fahrens kann man es kaum messen – eigentlich müßte man ja an allen Stellen des Tunnel-Querschnittes messen. Aber die Trägheitsnavigation kann trotzdem nebenbei Strömungsfelder vermessen, wenn auch die Genauigkeit nicht so groß ist. Im senkrechten Teil des Schachtes war die Driftgeschwindigkeit des Wassers zu gering und hätte das Ergebnis von Konvektionsströmungen sein können. Aber hier ist der Querschnitt enger, und in genau horizontalen Abschnitten sollten überhaupt keine Konvektionsströmungen auftreten. Es sind aber welche da!“

„Ich habe eigentlich nur eine zahlenmäßige Angabe haben wollen und keinen Grundsatzvortrag über das Messen von Strömungsfeldern!“

„Du kriegst deine Zahl. In der Tunnelmitte ist es fast ein halber Zentimeter pro Sekunde. Bei 16 Meter Tunneldurchmesser. In unsere Fahrtrichtung.“

„Kein Irrtum möglich?“

„Ich glaube nicht. Ich kenne das Trägheitsnavigationsprogramm natürlich nicht.“

„Ich meine, überleg doch mal: Die CHARMION hat einen Druckkörperdurchmesser von jetzt 6.5 Metern. Rechts und links sind noch die äußeren Tauchtanks, die Vortriebsmaschinen und die Kollisionsschienen und alles mögliche. Wenn so ein großer Körper durch eine Röhre von bloß 15 bis 20 Metern Durchmesser treibt, dann kommt es allein dadurch schon zu Stömungsfeldern rund um diesen Körper herum.“

„Kann sein. Das wäre aber auch schon früher der Fall gewesen – wir fahren auf dieser Reise ja nicht das erste Mal durch beengte Höhlungen. Aber erst jetzt sagt die Trägheitsnavigation, daß eine derartige Strömung tat-

sächlich vorhanden ist. Außerdem sind die Angaben in sich konsistent, weil diese Strömung bei größerem Tunneldurchmesser abnimmt. In der erwarteten Weise."

„Mmh." sage ich, „Ich wollte nicht deine Kompetenz in Fage stellen. Wieviel, sagtest du?"

„Fünf Millimeter pro Sekunde. In der Tunnelmitte."

„Fünf Millimeter. Also extrapoliert auf die Abwesenheit des Bootes?"

„Das nehme ich an. Sonst wäre diese Aussage sinnlos."

„Gut. Ein halber Zentimeter pro Sekunde, hier haben wir 16 Meter Durchmesser. Das sind fast 200 Quadratmeter. Dann sind das, Moment, pro Quadratmeter fünf Liter pro Sekunde, also insgesamt ein Kubikmeter pro Sekunde. Da müssen wir aber noch berücksichtigen, daß das Strömungsprofil etwa parabolisch ist. Dann haben wir einen halben Kubikmeter pro Sekunde."

„So viel? Bist du sicher?" fragt Edwin verwundert.

„Rechne nach. Es ist elementare Geometrie."

„Immerhin!" sagt Amurdarjew, „Daraus können wir eine ganze Menge lernen!"

„Was denn?" fragt Edwin.

„Wenn dieser halbe Kubikmeter für alle Zeiten hier entlang fließt, dann heißt das nichts weiter, als das in einer langen aber definitiv endlichen Zeitspanne sich hier Salzwasser befinden müßte."

„Wenn es sich nicht um irgendwelche circularen Strömungen handelt!" werfe ich ein.

„Ja. Das ist auch möglich. Aber daran glaube ich auch nicht. Die könnten nämlich nur durch thermische Konvektionsvorgänge in Bewegung gehalten werden."

„Warum nicht? Den Erdwärmegradienten haben wir!"

„Schon. Aber daß diese Strömungen gegen den Strömungswiderstand dieses langen Tunnels aufrecht erhalten werden, daran glaube ich nicht so recht. Und dann hätten wir in höheren Lagen der Höhle auch schon solche stetigen Strömungen beobachten müssen. – Dasselbe Argument läßt sich auch gegen Tidenströmungen anführen, falls du jetzt damit kommen möchtest!"

„Ich habe nicht im Traum daran gedacht.“ sage ich, „Also, was du nahelegen willst ist, daß hier irgendwo irgend etwas einen halben Kubimeter Wasser pro Sekunde schluckt?“

„Ja. Aber nicht dauernd. Weil hier kein Salzwasser ist.“

„Könnte das Wasser bis hierhin durch Inonenaustauschvorgänge salzfrei werden? In solchen Mengen?“ frage ich Cohäuszchen.

„Nein. Schon gar nicht als ständige Einrichtung – Ionenaustauscher sind auch irgendwann erschöpft.“

„Wenn sie alle ihre Ionen ausgetauscht haben, vermute ich mal ganz laienhaft?“

„Ja. So kann man das sogar einem Physiker erklären!“

„Die physikalische Chemie habt ihr von uns gelernt, nicht umgekehrt!“

„Herwig, ich will das auch wissen, was mit dieser Strömung ist!“ beschwert Carola sich, um unseren Mikro-Schlagabtausch zwischen den Fakultäten zu unterbinden. Recht hat sie.

„Was verstehst du unter ‘nicht dauernd’?“ frage ich Gerald wieder.

„Bevor das Meerwasser hier unten ankommt, muß irgend etwas passieren. Muß sich die Strömung umkehren oder so. Da sie aber sehr gleichmäßig fließt, muß das ein sehr langperiodischer Vorgang sein.“

„Tage?“

„Monate oder Jahre eher. Viel länger nicht, denn dazu ist die Strömung wieder zu stark.“

„Das Salzwasserargument.“

„Richtig.“

„Du hast mal auf diese Schleifspuren am Boden der Tunnels hingewiesen. Könnte es was damit zu tun haben?“

„Kann sein, kann aber auch nicht sein. – Hier haben wir im Moment keine solchen Schleifspuren.“

„Tiefenrekord!“ sagt Cohäuszchen, der zwischendurch mal wieder auf den SISC gesehen hat. Der zeigt jetzt 15.100 Meter an.

„Ein halber Kubikmeter pro Sekunde.“ denke ich laut nach, „Wißt ihr, woran ich denke, wenn ich mich frage, was soviel Wasser schlucken könnte?“

„An ein Leck in die Welthöhle hinein vermutlich?“ fragt Carola.

„Vermutlich."

„Aber für das Boot wäre das Leck wohl zu klein?"

„Das sowieso. Was mich mehr stört ist, daß es soviel ist. Bei diesem Druckunterschied würde ein halber Kubikmeter Wasser pro Sekunde jedes Leck, wie immer es auch aussieht, ganz schnell erweitern. Und dann würde die Welthöhle absaufen. Das ist aber nicht geschehen!"

„Vielleicht irgendwelche Sickervorgänge?"

„Durch diesen Fels? Denk dran, Carola: Eine Atmosphäre Druckunterschied bei einem Liter sind 100 Wattsekunden. Wir reden hier von 500 Litern pro Sekunde und eine Druckunterschied von einem Kilobar! Das entspricht einer Dauerleistung von 50 Megawatt, wenn dieses Wasser tatsächlich in die Welthöhle gelangen sollte! – Mit 50 Megawatt kann man ganz schön viel Radau machen. – Also es ist nicht so etwas, was man innerhalb der Welthöhle unter dem Begriff 'Salzige Quellen' oder – es ist ja nicht salzig – unter 'Quellen' kennen würde. Eher würde man schon von einem Wasservulkan sprechen, oder einem Höchstdruckgeysir oder so etwas."

„Es muß nicht die Welthöhle sein!" sagt Amurdarjew.

„Nein? Und was dann?"

Er zuckt die Achseln. Edwin hat einen Vorschlag: „Abkühlung des Wassers. Zieht sich zusammen, deshalb fließt etwas nach!"

„Glaube ich auch nicht." sage ich, „weil das auch einem ganz ordentlichen Wärmeverlust des Wassers, das so an Volumen verliert, entspräche. Hier sollten sich aber im Laufe der Zeit überall ziemlich stationäre Wärmetransportströme herausgebildet haben."

„Wenn wir noch länger darüber diskutieren, behaupten wir schließlich, daß es ein Meßfehler ist, weil uns nichts anderes mehr einfällt!" sagt Edwin.

„Nein." sagt Amurdarjew, „Und spätestens heute Nacht, wenn das Boot stationär liegt, werden wir es merken. Ein halber Zentimeter pro Sekunde würde es jede Stunde um 18 Meter versetzen, wenn man nichts unternimmt."

„Okay.“ fasse ich zusammen, „Wir haben einen Strom von einem halben Kubikmeter pro Sekunde, und wir wissen noch nicht, was der Grund ist. Weiß Wellington es schon?“

„Nein.“ Amurdarjew erhebt sich, „Ich werde ihn jetzt unterrichten – Nein, ich gehe selbst in die Zentrale!“

„So eine schwache Strömung!“ sagt Edwin, als Gerald gerade den Raum verlassen hat, „Vielleicht ist es gar nicht so wichtig.“

„Und wenn sie zehnmal schwächer wäre! Auch über fünfzig Liter pro Sekunde müßten wir uns den Kopf zerbrechen. Es wäre genauso schwer erklärbar.“

„Vielleicht erfahren wir es ja gleich!“ sagt Edwin, „Ich habe das Gefühl, daß sich der Tunnel da vorne aufweitet.“

„Und ich habe das Gefühl, daß Wellington unser Tiefenlimit bereits ganz schön überzogen hat!“ sage ich, „Und die Arbeitszeitordnung auch. Und das an einem Freitagabend!“

Es ist gerade 20 Uhr vorbei. Und der SISC zeigt 15.151 Meter Tiefe an.

Oesophagus maximus

Wir rechnen eigentlich jede Sekunde damit, daß Wellington eine feste Position für das Bootes suchen läßt. Andererseits – auf den offenbar größeren Hohlraum, den Edwin voraus erspäht hat, sind wohl nicht nur wir neugierig. In diesen Hohlraum bewegt sich das Boot nur wenige Minuten später hinein.

Wenn der Vergleich mit der riesigen Speiseröhre für den Tunnel, den wir soeben verlassen, nicht allzuweit hergeholt ist, so paßt er jetzt zumindestens genauso gut, wenn nicht noch besser. Die Geometrie ist ganz genau dieselbe, nur ist alles noch größer.

Dieser kreisförmige Tunnel hat einen Durchmesser von etwa 170 Metern, aber, bedingt durch die knorpelringartige Wandstruktur, wechselt sie zwischen 155 Metern und fast 200 Metern. Das Boot hat also überall genug Manöverierraum. Der Tunnel, aus dem wir eben kommen, mündet im oberen Drittel dieses neuen, größeren Tunnels ein, und wir kommen nicht umhin, zu bemerken, daß auch die dadurch erzeugten Kanten abgerundet sind.

Scheinwerfer und Bildverstärker der CHARMION ermöglichen, mit vereinten Kräften ein paar hundert Meter in beiden Richtungen weit zu sehen. Der riesige Tunnel scheint sich in beiden Richtungen hin unverändert fortzusetzen.

Interessant ist für mich jedoch etwas anderes: Diese Knorpelringstruktur ist ausgeprägter als bei dem kleinen Tunnel, aus dem wir eben gekommen sind. Manche dieser Knorpelringe scheinen deshalb in ihrem ganzen Umfang eine richtige architektonische Struktur zu bilden: Säulen zu den Seiten, die einen geschwungenen Bogen tragen und unter, am Boden des Tunnels, durch einen ebensolchen Bogen verbunden werden. Die Ähnlichkeit zu den Säulen in der Welthöhle ist unübersehbar, auch wenn noch deutliche Unterschiede in Form und Größe bestehen. Ob die anderen das auch so sehen? Sie haben ja noch keinen direkten Blick in die Welthöhle geworfen.

Ich suche auch nach Artefakten wie künstlichen Weganlagen, finde aber nicht das geringste.

„Armer Gerald!“ sagt Carola.

„Wieso?“

„Wird er Wellington gleich bestätigen können, daß er auch nicht weiß, wie diese Formationen zu erklären sind!“

„Das ist für ihn keine Streßsituation.“ sage ich, „Sowie jemand ihn deshalb kritisiert, wird er schnell klarmachen, daß jeder andere noch viel weniger von dem versteht, was wir sehen. Die Überlegenheit des Fachmannes. Die Situation kennst du doch!“

„Die Überlegenheit der Fachfrau.“ korrigiert Carola, „Sonst ja.“

Das Boot ist in der Mitte der Höhle zum Stillstand gekommen. Der SISC zeigt 15.200 Meter Tiefe an. „Sieht so aus, als ob wir erst einmal hier bleiben.“ sage ich.

Das ist in der Tat so. Minuten später verkündigt Wellington den Dienstschluß, und bald danach kommt es in der Kantine wieder zu den üblichen, mit vollem Munde geführten Spekulationen über das weitere Vorgehen.

Von Gerald erfahren wir an diesem Abend noch, daß die erste Messung der Driftgeschwindigkeit in diesem großen Tunnel auf etwa ein Millimeter pro Sekunde hinausläuft – Wegen des großen Tunnelquerschnittes entspricht das aber immerhin einem Gesamtdurchsatz von 11 Kubikmetern pro Sekunde.

„Ist das sicher?“ frage ich.

„Morgen früh werden wir es ganz genau wissen.“

„Mit dieser Wassermenge könnte man aus Lanzarote eine blühende Insel machen!“

„Wie kommst du gerade jetzt darauf?“

„Ich habe das mal auf einem Urlaub dort ausgerechnet: Wieviel Wasser man bräuchte, um die ganze Insel flächendeckend zu begrünen. Wäre allerdings schade, wegen der Lavafelder.“

„Das würden die Einheimischen wahrscheinlich anders sehen!“

„Natürlich. Aber zu jeder Biosphäre gehören Randgebiete, die vom Leben nicht so richtig erobert werden können. Das ist in einer gesunden Biosphäre normal. Die arktischen Eisplatten, Hochgebirge, Wüsten.“

„Woher willst du wissen, was in einer gesunden Biosphäre normal ist? Wir kennen nur eine!“ fragt Gerald.

„Zwei. Mit der Welthöhle. – Dort haben wir diesselbe Erscheinung: Die dunklen, höheren Regionen sind frei von jedem Pflanzenwuchs, und wo Felsen so steil sind, daß sich nichts hält, da wächst natürlich auch nichts. Das kommt in der Welthöhle häufiger vor. – Steile Felsen, meine ich."

„Wobei noch zu diskutieren wäre, ob diese beiden Biosphären wirklich als getrennt zu sehen sind!"

„Ja. – Aber für euch Geologen sind Biosphären ja sowieso nur sekundäre Erscheinungen – Eine komische Verunreinigung auf dem Felsboden, der euch eigentlich interessiert!"

„Da muß ich dir aber widersprechen! In der Geologie gibt es viele Dinge, die nur auf das Leben zurückzuführen sind! Denk an Erdöl und an Kohlenflöze und an Kalksteine und an…"

„Du hast recht," gebe ich zu, „ich habe einen Moment lang nicht nachgedacht."

„Spielt ja auch keine Rolle." sagt Gerald. „Die Geologie hier ist sowieso schon interessant genug. Ich überlege mir – wenn wir mal annehmen, daß alles, was du über die Welthöhle geschrieben hast, richtig ist, und ich zweifele nicht mehr daran – ich überlege mir, ob die Welthöhle sich eventuell in noch wesentlich größere Tiefen erstrecken könnte. Wir sind bis jetzt davon ausgegangen, daß die Meere in der Welthöhle zwar stellenweise ordentlich tief sein mögen, daß aber der größte Teil des Volumens der Welthöhle über dem Niveau dieses Meeresspiegels liegt. Das muß nicht so sein. Und ein Hinweis darauf ist die außerordentliche Tiefe, in der wir uns gerade jetzt befinden."

„Jetzt geht's aber los mit den Spekulationen!" sage ich.

„Das müssen wir tun. Kein Gedanke ist zu abwegig, um ihn nicht mal durchzudenken und auf Verifizierbarkeit abzuklopfen."

„Zweifellos. Aber ich habe gelernt, daß das Erdinnere sehr heiß ist. Um so heißer, je tiefer man kommt. Eine Welthöhle, die sich in noch viel größere Tiefen erstrecken würde, würde noch mehr Modifikationen am Standardmodell des Erdkörpers erfordern."

„In der Situation sind wir sowieso schon. Wir können die ganze Geologie umschreiben. Wir müssen nur noch rauskriegen, ob es sich um sehr große oder bloß um große Änderungen handelt!"

„Gut.“ sage ich, „Machen wir mal das Experiment. Was passiert, wenn hier, oder wenn in der Welthöhle, wie ich sie beschrieben habe, ein Vulkan ausbricht? So groß, wie die Welthöhle ist, ist das nicht ausgeschlossen – auch, wenn ich keinen gesehen habe.“

„Zunächst mal“ denkt Gerald Amurdarjew laut nach, „würden die vulkanischen Ejekta die Umwelt wesentlich mehr belasten – besonders wahrscheinlich die Gase.“

„Ja. Und?“

„Entstehung eines Vulkanberges – durchaus möglich.“

„Durchaus.“

„Der könnte allerdings bis zur Decke wachsen. Was dann? Penetrierung der Welthöhle? Erreichen der Oberfläche? Versiegelung des Welthöhlenteils des Vulkanes durch erstarrte Lava?“

„Oder Welthöhlen gibt es nur da, wo Vulkanismus unwahrscheinlich ist. Wir wissen ja definitiv nur, daß es die Welthöhle zwischen Schottland und Süddeutschland gibt. Wie es unter der Ätna-, Stromboli- und Vesuvgegend aussieht, wissen wir noch nicht. Island ebenfalls nicht. Ein kleiner Teil unseres eigenen Kontinentalschelfs. Das ist doch bis jetzt alles!“

„Hast du die Eifel vergessen?“ fragt Amurdarjew, „Dort hat es vor geologisch kurzer Zeit geknallt. CO2-Austritte gibt es dort jetzt noch. Und andere tektonische Ereignisse hat es in Mitteleuropa auch schon häufiger gegeben. Deutschland knirscht noch immer!“

„CO2 ist kein Argument gegen die Welthöhle. Gelegentliche schwache Erdbeben auch nicht. Aber du hast recht – junger Vulkanismus verträgt sich nicht so richtig damit. – Vielleicht können wir hinfahren! Die CHARMION weiß zwar nicht mehr auf den Meter genau, wo sie ist, aber besser als ein Kilometer können wir immer noch navigieren.“

„Noch sind wir nicht drin. Das, was dieses Wasser dran hindert, hineinzukommen, wird auch uns daran hindern. – Obwohl ich es hoffen möchte.“

Ich bin mit dem Essen weitgehend fertig. So kann ich noch schneller reden als mit vollem Mund. Ein gutes Verfahren, wenn man jemanden die Ohren vollreden möchte: Zusammen Essen, aber weniger nehmen, damit

man eher fertig ist! – Aber natürlich habe ich nicht die Absicht, Gerald zu irgend etwas zu überreden.

„Du möchtest hin, ja?“ frage ich.

„Ja, natürlich.“

„Kennst du jemanden an Bord, der partout nicht hinwill?“

„Jetzt denkst du wieder an unseren großen Unbekannten, ja?“

„Ja, natürlich.“

„Naja, also – ich weiß nicht. Jeder hier ist neugierig. Das große Abenteuer ist es für alle. Manche zeigen es mehr, manche weniger. Und wir haben jetzt schon einige Bewährungsproben bestanden – das macht die Leute zuversichtlich. Glaube ich.“

„Mmh.“

„Der einzige, dem man unterstellt hat, daß er nicht hinwill, bist du, Herwig!“

„Das ist nur teilweise so. Eine rein intelektuelle Erkenntnis. Hin möchte ich schon wieder.“

„Kennst du eigentlich noch jemanden dort? Ich habe da keine Übersicht…“

„Schwer zu sagen. Die, die ich am besten kennengelernt habe, sind alle tot. Von dem Volk der Sachinor und von Osont's Leuten könnte ich noch jemanden kennen. Flüchtig kennen. – Die sind es jedenfalls nicht, die mich dahin ziehen.“

Das artet aber richtig in Tiefenpsychologie aus, denke ich, wenn ich jetzt versuche, rauszukriegen, was mich in der Welthöhle am meisten anlockt. Wo wir uns damals doch soviel Mühe gegeben haben, wieder rauszukommen. Ich verdränge den Gedanken wieder.

„Du hast doch gerade mit Wellington gesprochen? In welche Richtung geht's denn weiter? Mit dem Strom?“

„Ja.“ sagt Amurdarjew, „Wir glauben, daß das das gescheiteste wäre. Vielleicht kriegen wir etwas über die 11 Kubikmeter pro Sekunde raus.“

„Vielleicht beantwortet das dann auch deine erste Frage.“

„Wie tief die Welthöhle runtergeht?“

„Ja.“

„Vielleicht.“ Gerald versinkt wieder in Einsilbigkeit. Einsilbigkeit des Nachdenkens, nicht der Depression. Geologen sollten nicht so labil sein, daß sie reihenweise Doktorarbeiten verbrennen und aus den Fenstern der geologischen Institute springen, wenn wir mit unseren Forschungsergebnissen zurückkommen werden. Ich überlege, ob ich Gerald mit diesem Gedanken aufheitern sollte, entscheide mich dann aber dagegen: Irgendetwas in mir möchte nicht das Thema ‘Zurückkommen’ ansprechen. Albern, dieser rudimentäre Aberglauben!

An diesem Abend renne ich, als ich schließlich in meine Kabine will, fast Gabi über den Haufen. Sie hatte ja Wache bis Mitternacht, fällt mir ein. Aber ist das ein Grund, so an mir vorbei zu laufen, als ob sie mich nicht kennt?

Naja, wenn ich in Gedanken bin, dann höre und sehe ich auch nichts. Da sollte ich der letzte sein, der daran Anstoß nimmt.

Am anderen Morgen lassen wir uns viel Zeit – Zugeständnis an den Tatbestand des real existierenden und auch hier immer mal wieder vorkommenden Wochenendes. Erst um 10:20 Uhr, als wirklich jeder mit dem Frühstück fertig ist, machen wir uns wieder auf den Weg – stromabwärts, wie Gerald richtig vermutet hat. Wobei das Wort ‘Strom’ nicht unbedingt diese schwache Strömung suggeriert – die wäre nicht einmal in der Lage gewesen, das Boot über Nacht um die eigene Länge zu versetzen.

Der ‘Oesophagus maximus’, wie dieser Tunnel inzwischen getauft worden ist, zieht sich hin. Und wir gewinnen weiter an Tiefe, wenn auch langsam. Ich stelle mir vor, daß Wellington in einem gewissen Zwiespalt ist: Eigentlich sollte er sich ein Vordringen in größere Tiefen von der Schiffsversammlung genehmigen lassen. Aber es sind ja nur ab und zu so ein paar Meter, die hinzukommen. Um 12:00 haben wir 15.300 Meter Tiefe.

Und immer noch gibt es keine Warnungen des Streßanalyseprogrammes.

Der Oesophagus maximus führt meistens in östlicher Richtung. Gelegentlich gibt es Einmündungen anderer Höhlengänge, die aber alle geringere Durchmesser haben – wie der Seitenarm, aus dem wir gestern gekommen sind. Auch ihre Beiträge zum gesamten Wasserstrom sind unerheblich.

Zwischen 14 und 15 Uhr schwenkt die Richtung nach Nordosten um, und um 15:30 ist die Tiefe 15.400 Meter.

Plötzlich taucht Natalie wieder im vorderen Oberdeck auf. Dabei merke ich auch, daß sie eine Zeitlang weggewesen ist. Weil ich, wie jeder im Schiff, den Wachplan der nächsten Tage kenne, weiß ich auch gleich, warum: Wahrscheinlich hat sie sich etwas hingelegt, weil sie die Wache von 16 bis 24 Uhr hat. Das wird toleriert, obwohl eigentlich nur die Wache von 0 bis 8 Uhr als ausreichender Grund angesehen wird, sich vorher und hinterher ausruhen zu dürfen. Aber so lange keine anderen, dringenden Sachen anstehen, sagt niemand etwas, wenn man sich tagsüber mal ein paar Stunden zurückzieht.

Sie kommt schnurstracks auf mich zu. „Ich fühl mich nicht so." sagt sie.

„Beileid." sage ich.

„Wirklich. Ich mache keinen Spaß!"

„Das habe ich auch nicht gesagt!"

„Kannst du meine Wache übernehmen?"

„Warst du bei der Tante Doktor?"

„Nein, ich habe nur Kopfschmerzen. Und so."

Was ist 'und so', will ich fragen, aber ich tue es nicht. Vielleicht hat sie ja ihre Tage. Solange ich keine Statistik darüber führe, kann ich das nicht nachprüfen, und nebenbei, ich will es auch nicht. Wenn ich mich unwohl fühle, dann kann das auch niemand sonst nachprüfen.

Außerdem ist es für mich durchaus beruhigend, daß sie ihre Tage hat.

„Okay. Hau dich in die Falle! – Und sag vorher Wellington oder einem von den WOs Bescheid."

„Kannst du das nicht machen?"

„Meinetwegen."

Natalie geht in Richtung Kantinenniedergang davon.

„Schiebst du gerne für andere Wache?" fragt Cohäuszchen, der natürlich alles mitgekriegt hat.

„Für dich nicht!"

„Und für Seltsam?"

Ich konzentriere mich wieder auf die Bildschirme, weil ich möchte, daß er merkt, daß ich das Thema nicht weiter verfolgen möchte.

Punkt 16 Uhr wird in unserer Fahrtrichtung eine Biegung nach unten deutlich. Wir kommen näher, und dann verlangsamt das Boot seine Fahrt.

„Hier spricht der Käptn. Bitte alle in die Zentrale!“

„Ich dachte, er fragt uns gar nicht mehr!“ sage ich zu niemand bestimmten, als wir alle auf dem Weg sind.

Natürlich werden wir alle mit der Tatsache konfrontiert, daß das Streßanalyseprogramm nach wie vor keinen Grund zur Besorgnis nahelegt. Jeffrey Garner erwähnt einmal sogar die Zahl ‘20 Kilometer’, mit einem ‘vielleicht’ davor. Dann aber bringt er auch Dutzende von Gründen vor, daß wir diese Tiefe nicht mehr erreichen können.

Jedenfalls bemüht er sich um objektive Information. Er erläutert uns, daß die asymmetrische Belastung des Druckkörpers sich innerhalb eines Druckanstieges von bloß 8 bis 16 Bar entwickeln könnte. Das entspricht einer Tiefenzunahme von 80 bis 160 Meter. Dann wären nur noch minimale weitere Drucksteigerungen möglich, bevor die aktive Formregulierung des Druckkörpers die Asymmetrie nicht mehr kompensieren kann. Und was dann passiert, sei technisches Neuland.

„Ich schlage vor, wir bleiben jetzt an Ort und Stelle. Überschlafen wir’s. Und morgen entscheiden wir uns – wir müssen nicht weiter. Den Oesophagus maximus können wir auch noch in der anderen Richtung verfolgen, und manch andere Abzweigung auch!“ schließt Wellington die Versammlung, „Machen wir morgen um 10 Uhr eine Abstimmung, okay?“

Das grenzt ja fast an auschlafen können, denke ich mir, bemühe mich aber, meine Begeisterung nicht allzu deutlich zu zeigen.

Wellington sieht in die Runde: „Das wär’s eigentlich. Hat jemand die Kollegin Yay gesehen?“

„Äh – ich habe ihre Wache übernommen!“ sage ich.

„Das sagen Sie mir jetzt erst, Homberg?“

„Sie fühlte sich schlecht und hat mich erst vor kurzem drum gebeten.“

„Trotzdem hätten Sie mir das früher sagen können!“

„Ich habe eben erläutert, daß bis jetzt dazu keine Gelegenheit war!“

Ein bißchen sinkt Wellington wieder in meiner Achtung. Wann hätte ich denn eben mit der weltbewegenden Information, daß ich Natalie’s Wache übernehme, rausplatzen sollen? – Daß Natalie im Prinzip sich auch hätte

abmelden können steht auf einem anderen Blatt. Ich will sie da ja nicht irgendwie reinreiten.

Wellington sieht mich mißbilligend an, sagt aber nichts. Die Versammlung geht auseinander.

An diesem Abend gehe ich vor dem Essen auf die Toilette. Durchfall. Bei mir häufig Symptom von gestörtem Schlafrhythmus. Wahrscheinlich ist bei mir die allgemeine Darmperistaltik bei Müdigkeit heftiger, und dann kommt der Darminhalt in einem noch zu flüssigen Zustand im Sigmoid und im Enddarm an. Nicht schlimm, nur ärgerlich. Aber als ich in die Kantine komme, sind fast alle Plätze besetzt. Der am einfachsten erreichbare ist der dem Pater Palmer gegenüber. Ich hätte ja die Ausrede, in der Zentrale sein zu müssen, weil ich Wache habe – aber solange noch Tagesbetrieb in der Zentrale ist, ist meine Anwesenheit dort nicht erforderlich. Und ob ich später noch bequem in der Kantine essen kann, weiß ich nicht. Also setze ich mich dem Pater gegenüber.

Keine Provokation, Herwig! Denke ich mir. Betriebsklima halten. Versuchen wir, ein neutrales Thema zu finden. Es spricht so selten jemand mit dem Pater, und da fühlt er sich sicher ausgegrenzt. Worüber spricht man mit einem Pater?

Er nimmt mir das Problem ab: „Sie müssen noch etwas aufbleiben, nicht?“

„Wegen der Wache? – Naja. Die Abendwache ist ja nicht so schlimm.“

„Ich hatte am Donnerstag die Nachtwache – mir war das sehr unheimlich. Allein mit dem Schiff, alle schlafen, und mit den meisten Dingen kann man doch nicht umgehen. Wenn etwas passiert wäre…“

„Hätten Sie ja das ganze Schiff geweckt! Allein wären Sie dann nicht mehr gewesen.“

„Aber wenn es sehr schnell passiert wäre?“

„Das ist unser Restrisiko. Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben.“ Ich beiße mir auf die Lippen. Das sind Zitate, die ich von ihm erwarte, und nicht umgekehrt. Aber er nickt nur.

„Jedenfalls – falls diese Höhlen über uns zusammenstürzen – so schnell wird niemand unsere Totenruhe stören. Auf welchem anderen Friedhof

liegt man schon so sicher?“ fahre ich fort. Gefährlich nahe an seinem beruflichen Aufgaben.

„Da mögen Sie recht haben. Aber in erster Linie sind wir dem Leben verpflichtet!“

„Sie auch?“

„Ich bin das Leben, sagt Jesus Christus.“ Scheibenhonig. Jetzt sind wir doch da!

„So. Sagt er das. Ich bin nicht bibelfest, müssen Sie wissen, Pater.“

„Verlangt ja niemand.“

„Ich bin nur ein einfacher Atheist. Und weil ich das bin, weiß ich, daß es nichts jenseits des Lebens gibt. Und deshalb ist für einen Atheisten das Leben ungeheuer wertvoll. Die Hoffnung des Seins im Meer des Nichtseins.“

„So habe ich das aber noch nie gehört.“

„Es ist ja auch nur meine private Auffassung.“

„Können Sie denn damit leben? Ich meine, mit der Aussicht auf ein Meer des Nichtseins?“

„Sie meinen, ohne jede Jenseitsvorstellung?“

„Ja, das meine ich.“

„Was wollen Sie denn mit den Jahrmilliarden der Ewigkeit anfangen, Pater, wenn Sie sie denn erreichen?“

„Ich weiß nicht, ob wir diese Frage jetzt schon stellen dürfen.“

„Ich muß sie stellen, solange ich noch lebe. Das ist doch für einen Atheisten natürlich, oder? Später kommt man vielleicht nicht einmal mehr dazu. – Wenn wir Atheisten recht haben!“

„Und wenn nicht?“

„Dann wird es schwierig. Aber diese Frage hat so viele Aspekte.“

„Das hat sie.“ stimmt der Pater zu.

„Unser Geist ist nicht für die Ewigkeit geschaffen. Deshalb, glaube ich, wäre jede Art von Ewigkeit für einen menschlichen Geist ein Unglück.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Das ist doch so, Pater: Eine stark vereinfachte logische Alternative, wenn man schon an eine Jenseitsvorstellung glaubt. Entweder, man verändert sich bei Eintritt in diese Existenz so sehr, daß man nicht mehr davon

reden kann, daß man noch man selbst ist. Dann erübrigt sich für das Ich die Frage, wie man mit der Ewigkeit umgehen kann, weil es sich nicht mehr um das Ich handelt. Können Sie mir soweit folgen?“

„Ich glaube, schon.“

„Gut. Und wenn unser Geist unserem diesseitigen Ich zu ähnlich ist, dann ist er so sehr unserer körperlichen Existenz verhaftet, daß er nicht mit einer ganz andersartigen Form der Existenz wechselwirken kann. Unsere Gefühle, unsere Fähigkeit, zu lernen und zu vergessen, all das hat biologische und neuronale Grundlagen. All diese Eigenschaften sind sinnvoll in einer Umwelt, in der man sich behaupten muß. Am Leben bleiben muß. Konzepte wie ‘Schmerz’ konnten sich nur in einer physischen Existenz entwickeln. Letzten Endes basieren sogar unsere Vorstellungen von ‘gut’ und ‘böse’ auf diesen physischen Voraussetzungen – sehen Sie sich Ihre zehn Gebote an! – Was interessieren, im Angesicht der Ewigkeit, Ehebruch und Diebstahl und Körperverletzung?“

„Jetzt haben Sie die Evolution mit ins Spiel gebracht!“

„Die mögen Sie nicht!“

„Sie gehen von der Voraussetzung aus, daß eine Evolution stattgefunden hat!“

„Nein, tue ich nicht, aber von allen Hypothesen ist sie immer wieder die allereinfachste und erfolgreichste!“

„Das ist ihre subjektive Meinung!“

„Daß Evolution ein einacher Mechanismus ist?“

„Ja!“

„Natürlich – was einfach ist und was nicht, das ist immer eine subjektive Angelegenheit. Auch in der Mathematik!“

„Aber damit geben Sie sie Subjektivität Ihrer Auffassung zu?“

„Tue ich das? – Ja, natürlich tue ich das. Ich gebe die Subjektivität JEDER Auffassung zu. Was immer in unserem Kopf ist, ist subjektiv geworden, ob es sich nun um sogenannte Fakten oder um Meinungen oder Vermutungen handelt. Es gibt für das neuronale Selbst keine objektive Wirklichkeit!“

„Jetzt bringen Sie noch weitere, ebenso unbewiesene Vermutungen hinein. Über die Natur des menschlichen Geistes, zum Beispiel!“

„Die Neurologie ist keine unbewiesene …“ Ich spüre eine Hand auf meiner Schulter.

„Wenn ihr euch gegenseitig bekehren wollt, könnt ihr das nicht woanders tun?“ fragt Günther Cohausz.

Ausatmen. Pause. Hilfloses Grinsen auf beiden Seiten.

„Wir leben in unterschiedlichen Welten. Das müssen wir akzeptieren. Ich wollte Sie nicht beleidigen – wenn ich das getan haben sollte, Pater.“

„Es ist immer interessant, andere Meinungen zu hören.“ sagt dieser.

„Wie sind wir überhaupt drauf gekommen?“ frage ich.

„Nachtwache. Und die Gefahr des Höhleneinsturzes. Und der Tod.“

„Ja. So war es. – Der Tod. Wir haben irgendwo einen gemeinsamen Nenner. Aber wir sind beide nicht in der Lage, ihn zu finden.“

„So wird es wohl sein.“ sagt der Pater und vertieft sich in sein Abendessen.

Ich müßte mal einen Rhetorik-Kurs besuchen, denke ich mir. Vielleicht liegt’s daran. Oder auch nicht: Die beste Argumentationsführung fällt einem immer erst nachher ein. In Rhetorikkursen lernt man aber nichts über die inhaltliche Bewältigung strittiger Diskussionspunkte, sondern nur über deren Darstellung. Und wie soll man überhaupt zwischen Tür und Angel einen eigenen Standpunkt darstellen, zu dem man gekommen ist, indem man das ganze Leben in einer anderen Welt gelebt hat als das Gegenüber?

Trotz meiner Nachtwache kriege ich wegen des erfreulich späten Dienstanfanges am nächsten Tag einen vollen Nachtschlaf. Die Versammlung am anderen Morgen bringt das erwartete Ergebnis: Freigabe bis 17.000 Meter Tauchtiefe. Wir fahren weiter. Es ist Sonntag, der 7. Februar, unser 25. Projekttag.

Um 12 Uhr haben wir eine Tiefe von 15.500 Metern, und um 14:30 Uhr sind es schon 15.600 Meter. Eine sehr schnelle Tiefenzunahme ist das nicht. Da die Angaben des Streßanalyseprogrammes uns auch weiter beruhigend vorkommen, droht die Fahrt, nahezu langweilig zu werden.

Das ändert sich um 16:20 Uhr. Inzwischen haben wir in der Tunnelmitte eine Tiefe von 15.700 Metern. Voraus, im Scheinwerferlicht der CHARMION, taucht eine Geröllhalde auch. Diese türmt sich zu beträchtlicher Höhe auf: Drei Viertel des Querschnittes des Tunnels sind dadurch verlegt. Oben drüber ist aber für uns immer noch genug Platz.

Der Kontrast zur bisherigen Geröllfreiheit des Tunnels ist deutlich. Diese Geröllhalde bedarf einer Erklärung.

An dieser Stelle klafft in der Decke des Tunnels ein gewaltiger Riß. Solche Risse haben wir schon viele gesehen, auch im 'Oesophagus maximus'. Aber dieser hier ist anders, nicht nur wegen der Schutthalde darunter. Amurdarjew sieht zahlreiche Schleifspuren auf den Felsen der Rißinnenseite, als unsere Scheinwerfer von unten hineinleuchten. Und als wir direkt darunter vorbei fahren, notgedrungen dicht unter dem Rißeingang, gibt es sofort neue, interessante Informationen von der Trägheitsnavigation:

In diesem Riß verschwindet der Wasserstrom!

Dort verschwinden mehr als die 11 Kubikmeter pro Sekunde: Es sind etwa 16. Das kommt daher, daß von nun an im Oesophagus Maximus ein Strom in die entgegengesetzte Richtung driftet. Dieser ist aber schwächer und befördert nur etwa 5 Kubikmeter pro Sekunde. Das paßt zusammen.

Die Schutthalde hört so schnell auf, wie sie sich uns plötzlich in den Weg geschoben hat. Wellington wendet das Boot. Kurz darauf stehen wir wieder direkt unter dem Riß.

„Jetzt" sagt Edwin, „bereden sie, ob sie reinfahren wollen!"

„Das wird eine üble Circelei. Ich hoffe, sie fragen uns vorher noch!“ meint Amurdarjew.

„Und was sagst du dann?“

„Wäre schon interssant, mal nachzusehen!“

„Seht euch das Loch doch an!“ sage ich, „Das ist enger als eine Jungfrau. Da kann das Boot nicht auf ebenem Kiel bleiben – da werden wir es wieder senkrecht stellen müssen.“

„Das ist bei einer Jungfrau so üblich.“ sagt Cohäuszchen. Müdes Gelächter.

„Der Vergleich hinkt. Von einer Jungfrau, die 16 Kubikmeter Wasser pro Sekunde ansaugt, würdest du auch die Finger lassen, Günther! – Oder was auch immer.“

„Lassen wir ihm das Vergnügen und geben diesem Ort den angemessenen Namen!“ sagt Amurdarjew, „Dieses ist also die Jungfrauen-Spalte. Es gibt noch ein paar andere Analogien.“

„Welche?“ frage ich.

„Es bleibt vielleicht nicht folgenlos, wenn wir reingehen!“

„Meinst du, die Strömung ist zu stark? Der Querschnitt ist ja wesentlich enger als der vom Oesophagus.“ Einen Moment lang überlege ich, ob diese Aussage auf für die namengebende anatomische Analogie stimmt. Es ist natürlich völlig egal.

„Ich weiß nicht. Das müssen unsere nautischen Kollegen besser wissen.“

„Fragen wir einfach mal!“ schlage ich vor, „Wellington hat ja am Anfang gesagt, er fährt uns hin, wo wir wollen!“

„Solange es nicht zurück ist.“ sagt Amurdarjew.

In der Tat redet man in der Zentrale über diesen Spalt. Die Navigation hat schon ein räumliches Bild von seinem Anfang, und da können wir rein, sagt die Simulation. Aber wir werden mit außergewöhnlich geringen Abständen zwischen Fels und Bootskörper zu rechnen haben. Dazu kommt die durch die Anwesenheit des Bootes deutlich veränderte Strömung. Wellington ist sehr skeptisch.

„Herwig, hast du massenhaft C-Sourcen compiliert?“ fragt Carola mich plötzlich ganz ohne Vorwarnung.

„Ich? Nein. Wieso kommst du denn jetzt gerade darauf?“

„Irgendjemand hat in den letzten Tagen viel gearbeitet. Ich nahm schon an, daß du es nicht warst, weil sich nämlich nicht feststellen läßt, wer es war!“

„Dann wissen wir ja, wer es war.“

„Ja. Dann wissen wir’s.“

Carola’s Zwischenbemerkung nimmt einem viel vom eigenen Seelenfrieden:

Was spielt der große Unbekannte mit dem C-Compiler herum?

An diesem Abend geschieht natürlich nichts mehr. Das Boot wird genau unter der Spalte auf feste Position gelegt, und Wellington läßt verbreiten, daß wir morgen, am Montagmorgen, mal wieder eine Schiffsversammlung abhalten werden. Dann ist Dienstschluß.

Als wir aufstehen, sagt Amurdarjew:

„Es ist noch zu früh, um sich sicher zu sein, aber wir werden es innerhalb der nächsten 24 Stunden genauer wissen.“

„Was denn?“ frage ich.

„Diese Strömung. Sie scheint mit der Zeit abzunehmen. Allerdings sehr langsam – Größenordnung bis zu zwei Prozent am Tag.“

„Schließt wenigstens Tideneinfluß aus.“

„Ja. Aber sonst fast nichts! – Tideneinfluß werden wir hier unten sowieso nicht mehr nachweisen können, wie kommst du bloß auf diese Idee?“

„Nur so.“ sage ich und sehe nicht ein, daß diese Idee dümmer sein soll als viele andere, die schon geäußert wurden.

In der Kantine sehe ich Natalie wieder, und sie scheint wohlauf. Ich setze mich einfach ihr gegenüber.

„Wie geht’s? Gut erholt?“ frage ich.

„Warum sollte es mir schlecht gehen?“ fragt sie pikiert.

„Na, hör mal! Gestern habe ich deine Wache übernommen!“

„Ach ja – entschuldige. Es geht schon wieder besser.“ Damit versinkt sie nicht nur in Einsilbigkeit, sondern genaugenommen in Nullsilbigkeit: Sie sagt gar nichts mehr. Sieht mich nicht einmal mehr an.

Dafür taucht Alfred Seltsam auf und setzt sich zu uns. Oder, sagen wir mal präzise, zu Natalie. Ich mache ein gleichgültiges Gesicht. Er ist ja schließlich ein netter Junge.

Dann fällt mir aber etwas ein: „Ich denke, Sie haben Wache?“

„Die Kollegin Rau hat für mich übernommen. Sie will sowieso noch einiges arbeiten, und dann kann sie ebenso gut gleichzeitig Wache schieben.“

„Gute Idee,“ sage ich, „Für die Carola habe ich auch schon eine Wache übernommen. Da kannst du irgendwann eine für mich übernehmen, dann sind wir zyklisch quit! – Hoffentlich verlieren wir nicht die Übersicht.“

Alfred sieht nicht besonders begeistert aus. Wahrscheinlich ist mein Gedankengang zu plausibel nachvollziehen. Besser, ich wechsele das Thema:

„Vielleicht sind wir bald soweit, und Sie können Ihre Evolutionstheorien testen!“

Seltsam ist sichtlich erleichtert, daß ich ein unverfängliches Thema aufgreife: „Tja. Eigentlich müßte ich alles vorausberechnen, was wir sehen werden – sonst ist es kein richtiger Beweis für meine Evolutionsmathematik. – Und selbst damit würde ich Reinhardt nicht überzeugen!“

„Wenn man sich nur kurz in einer Biosphäre aufhält, dann bekommt man sowieso nur einen kleinen Teil zu sehen, zu klein, um eine solche Theorie zu verifizieren oder zu falsifizieren.“

„Vielleicht.“ sagt Seltsam.

„Sehen Sie Amurdarjew an! Der ist der Meinung, daß er nur einen einzigen Stein von draußen ins chemische Labor bringen muß, um eine ganze Reihe geologischer Fragen mit einem Schlag lösen zu können. Ich glaube nicht, daß ein einziger Stein dazu ausreicht.“

„Er wird Fragen in eine richtige Richtung lenken. Oder in eine richtigere Richtung!“ sagt Seltsam, „Erinnerst du dich daran, daß man damals, vor der ersten Mondlandung, sagte, ein Kilogramm Steine vom Mond, und man kann die Geschichte des Sonnensystems aufschreiben! – Und was ist nachher von der Behauptung übrig geblieben?“

„Naja, die NASA-Manager wollten natürlich Steuergelder flüssig machen. Da trumpft man schon etwas mehr auf. – Wenn diese Aussage übrigens richtig gewesen wäre, dann hätte man aus der Untersuchung von Mondgestein die Existenz der Welthöhle schließen können!“

„Vielleicht hat man das ja!“ sagt Seltsam, „Und dann haben sie sich ganz schnell gegenseitig Stillschweigen zugesichert, alle geplanten Veröffentlichungen rechtzeitig verbrannt und nie wieder darüber nachgedacht!“

Natalie sagt nichts dazu. Sie macht den Eindruck, als ob sie unserem Gespräch nicht einmal zuhört.

„Und was die biologische Evolution betrifft, und die Fragen in dieser Richtung – unsere bloße Anwesenheit kann die Evolution in der Welthöhle geändert haben. Massiv geändert haben. Wir haben schließlich schon beim ersten Mal Bakterien aus unserer Welt mitgebracht. Wer weiß, was die inzwischen angestellt haben!“

„Sollten die soviel angestellt haben können? Wenn es tatsächlich der Fall ist, was Sie als Vermutung in Ihrem Buch beschreiben, dann haben diese beiden Biosphären wenigstens ab und zu miteinander zu tun! Daraus müßte eine gewisse mikrobiologische Robustheit gegeneinander folgen. – Sie sind ja auch nicht durch Bakterien aus der Welthöhle krankgeworden!“

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht!“ sage ich, „Aber das stimmt. – Aber was die allgemeine Robustheit der Welthöhle und der Biosphäre in ihr betrifft, da bin ich skeptisch. Viel weniger Energiedurchsatz als die Biosphäre der Erdoberfläche. Das alleine ist vielleicht noch kein Beweis. Aber der 27-Stunden-Rhythmus könnte einer sein. Ein Beweis für die Empfindlichkeit der Biosphäre in der Welthöhle!“

„Wie das?“

„Der Schlaf-Wach-Rhythmus wird irgendwie synchronisiert. Aber ich habe bis jetzt nichts gefunden, was eine Periode von 27 Stunden hat. Gar nichts. Ich habe mich mit mehreren Kollegen aus verschiedenen Fachrichtungen unterhalten. Niemand hat eine Idee.“

„Die hätte ich auch nicht.“

„Wenn man nicht davon abgeht, daß es etwas mit einer Periode von 27 Stunden ist, was den Lebensrhythmus in der Welthöhle synchronisiert. Es könnte unser 24-Stundenrhythmus sein, der sich irgendwie auswirkt. Unmerkbar schwach – wir haben ja jedenfalls nichts bemerkt.“

„Geht das?“

„Eine Synchronisation von zwei periodisch operierenden Systemen, die mit verschiedenen Frequenz oszillieren? Leicht! Habe ich schon als Kind

gemacht. Elektronische Oszillatoren. Radiosender also. Man baut zwei Oszillatoren auf und stellt eine leichte Kopplung zwischen ihnen her – bei fliegendem Aufbau auf dem Schreibtisch reicht schon die einfache Störstrahlung aus. Ganz besonders leicht ist die gegenseitige Synchronisation, wenn die Oszillatoren im Frequenzverhältnis 1 zu 2 oder 1 zu 3 oder 2 zu 3 schwingen. Aber 8 zu 9 kriegt man auch hin. Wenn die Eigenfrequenzen der Oszillatoren sich hinreichend genau wie 8 zu 9 verhalten, dann synchronisieren sie sich."

„Tja, Elektronik. Aber bei biologischen Systemen?"

„Es ist keiner unter uns, der jemals eine Strafanstalt für Frauen geleitet hat. Oder in einem Wohnheim für Frauen gelebt hat. Der wüßte es nämlich besser!"

„Wieso?"

„Da werden regelmäßig Monatsbinden ausgegeben – weil die meisten ja ihre Menstruation haben. Und siehe da – die Perioden sind nicht zufällig verteilt, sondern laufen fast alle parallel! Die Frauen synchronisieren sich gegenseitig!"

„Tatsächlich?"

„Ja. Und das muß irgendwie doch eine ganz schwache Kopplung sein, die zudem eigentlich nicht biologisch sinnvoll ist. Trotzdem funktioniert es. Vielleicht ist es Geruch. Oder Verhaltensänderung. – Ich weiß nicht. Ich bin keine Frau."

Dann sehe ich Natalie an, um sie auch mal in das Gespräch mit einzubinden: „Bei Wohnheimen für Studentinnen könnte das auch passieren. Hast du da irgendwelche Erfahrungen, eigene oder aus dritter Hand?"

„Nein." sagt Natalie. Sie möchte nicht mitreden. Merke ich gleich.

„Gut." sagt Alfred, „Deine These ist also, daß die Welthöhle, die Biosphäre in ihr, einen Eigenrhythmus von 27 Stunden hat. Wieso eigentlich das? Wieso gerade 27 Stunden?"

„Das könnte der Rest des alten 24-Stunden-Rhythmus sein, der sich allmählich gedehnt hat! Und bei einer Dehnung auf 27 Stunden wurde er von der Synchronisation eingefangen! – Das wäre auch zu untersuchen, ob solche biologische Rhythmen immer dazu neigen, im Laufe der Evolution länger zu werden. Das ist wieder dein Fach!"

„Kommt drauf an.“ sagt Alfred, „Wie immer dasselbe Kriterium: Überlebensvorteil oder nicht?“

„Kein Trend?“

„Nein.“

„Mmh. Was sagt die Wissenschaft des Evolutionärs über die phasische Natur der meisten biologischen Systeme? Die vielen Rhythmen, die man beobachtet? – Es scheinen so viele zu sein, daß man nicht einfach sagen kann, das läge daran, daß die geologische, meteorologische und himmelsmechanische Einbettung unserer eigenen Ökosphäre eben viele Rhythmen hat: Tag und Nacht, Jahreszeiten, Mondphasen, Wechsel zwischen Tief- und Hochdruckgebieten. Was sagt der Evolutionär dazu?“

„Biologische Rhythmen, insbesondere bei individuell lernfähigen Systemen, können als Abtastvorgänge gedeutet werden: Der Zustand eines biologischen Systems variiert, und dabei werden irgendwann die Parameterkombinationen, die zur Bewältigung der aktuellen Situation am besten geeignet sind, eingenommen. Insofern könnte diese phasische Betriebsweise ein Überlebensvorteil sein. So ähnlich, wie im räumlichen Sinne die Rechtshändigkeit, oder, sagen wir mal, die Bevorzugung einer Hand.“

„Das ist eine neurologische Angelegenheit.“ sage ich, „Da wimmelt es von phasischen und fokalen Zusammenhängen. Ich weiß aber nicht, ob das eine Eigenschaft ist, die Systeme auf der Basis von Neuronalen Netzen beruhen, haben müssen, oder ob diese Eigenschaft auch wieder von der Evolution als einfach zweckmäßig entwickelt wurde.“

„Ich weiß es auch nicht. Ehrlich gesagt.“ Alfred sieht Natalie von der Seite an. Diese tut so, als interessiere sie sich überhaupt nicht für unser Gespräch. Dabei ist sie doch Biologin!

„Na, jedenfalls,“ sage ich, „wir können diese Fragen heute abend nicht lösen. – Seien wir mal froh, daß die Welthöhle biologisch wenigstens so unterschiedlich von unserer Biosphäre ist, daß wir uns keine Krankheiten einfangen können. Das wäre sonst in einer tropischen Umgebung das größte Problem!“

Ein lautes Klirren läßt uns zusammenfahren. Natalie hat ihr Besteck vom Tisch gefegt. „Tschuldigung!“ sagt sie, „Versehen!“ Sie bückt sich und hebt es wieder auf.

„Du und deine Frau haben das bis jetzt getestet. Sonst niemand. Ob das schon repräsentativ ist?“ fragt Alfred.

„Wir werden’s erfahren, wenn wir hinkommen! – Außerdem, das Mädchen, das mit uns gekommen ist, hat es auch getestet.“

„Diese…“

„Chreich. Sie ist nicht krank geworden. Jedenfalls nicht, solange sie noch bei uns war. Immun gegen unsere Infektionen.“

Natalie mustert uns beide unter ihren Augenbrauen. Jetzt habe ich wieder Zweifel daran, daß sie mit Alfred schläft. Versteh einer die Frauen. Ich könnte mal ja ganz direkt fragen, aber dazu respektiere ich zu sehr die Privatsphäre von anderen.

Doktor Morton ist in die Kantine gekommen und hat sich auf einen freien Platz neben uns gesetzt. Sie muß die letzten Sätze gehört haben, mischt sich aber nicht in unser Gespräch ein. Zeit, sie von uns aus zu integrieren:

„Es hat auch Beispiele gegeben, da war die Sensibilisierung andersrum. Die Indianer, zum Beispiel, oder die Eskimos: Sind die nicht wesentlich empfänglicher für unsere Trivialinfektionen?“ frage ich in keine bestimmte Richtung, dann wende ich mich an Doktor Morton: „Was sagen Sie dazu? – Über die Gefahr von Infektionskrankheiten in einer ganz anderen Biosphäre?“

„Unvorhersehbar.“ sagt Mary Morton und kaut weiter. Offensichtlich, daß sie nicht reden mag. Dann bequemt sie sich aber doch noch zu einer Mitteilung: „Sie haben einfach Glück gehabt, wenn Sie damals in der Welthöhle nicht krank geworden sind.“

„Meine Theorie war, „ sage ich, „daß die Welthöhle, und die Art, wie die Granitbeißerinnen leben, Kranke zu schnell aus dem Verkehr zieht, so daß Infektionskrankheiten kaum weitergegeben werden können und sich deshalb einfach nicht entwickelt haben. – Im Laufe der Evolution.“

„Schon möglich.“ sagt sie. Jetzt wissen wir es ganz genau.

„Evolutionsvorgänge können durch kleinste Parameteränderungen ganz neue Bahnen nehmen,“ wirft Alfred ein, „es handelt sich letzten Endes um ein chaotisches System.“

„Mit anderen Worten,“ frage ich, „du meinst, daß es gar nicht möglich ist, daß, was die Ergebnisse der Evolution betrifft, zu einer richtig schö-

nen, systematischen Theorie zu gelangen? An tausend Stellen hätte die Evolution eine andere Wendung nehmen können?“

„So ist es. Wie das Leben im allgemeinen.“ sagt Alfred ganz weise, „Es gibt keine Einzelantwort, die alles erklärt. Es gibt nur Einzelantworten, die Einzelheiten erklären. Und davon gibt es viele. – Abgesehen davon, daß wir die meisten Einzelantworten nicht kennen.“

„Das ist in der Evolution so,“ sage ich, „Wenn unsere Kollegen von der geologischen Zunft etwas wesentliches herausfinden, dann wird sich das in weit weniger Worten beschreiben lassen.“

„Ja.“ sagt Alfred, „Und was unser Hauptproblem betrifft, da wird die Antwort aus einem einzigen Namen bestehen.“

„Oder aus mehreren!“ wirft Natalie ein.

„Aus mehreren?“ frage ich, „Willst du eine Verschwörungstheorie an die Wand malen?“

„Könnte doch sein!“

„Wenn es mehrere sind,“ sage ich, „dann müßten wir eine Theorie fallen lassen: Daß es sich um ein psychiatrisches Problem handelt. – Es wäre zu unwahrscheinlich, daß sich mehrere identisch Verrückte hier an Bord zu koordiniertem Tun zusammenfinden. – Daß sie sich gegenseitig erkennen, und wir erkennen sie nicht. – Daran glaube ich nicht.“

„Also, um es auf den Punkt zu bringen: Einen Verrückten – davon hätten wir höchstens einen. Ja?“ fragt Alfred.

„Ja.“ sage ich. „Klingt fast beruhigend, nicht?“

„Nicht für mich.“ murmelt Doktor Morton, ohne ihr Essen zu unterbrechen, „Wenn jemand eine nachvollziehbare Absicht verfolgt, dann könnten wir viel eher etwas herausbekommen!“

„Das ist uns bis jetzt aber doch nicht gelungen! Niemandem von uns! Denken wir uns doch irgendeine ‘vernünftige’ Absicht aus, und versuchen, diese mit den bisherigen Ereignissen zur Deckung zu bringen! – Mir jedenfalls ist das noch nicht gelungen.“

„Mir auch nicht.“ sagt Natalie schnell, und Alfred nickt.

„Das ist noch kein Beweis, daß es keine solche Absicht gibt.“ stellt Doktor Morton fest.

„Sie meinen, wir alle unterliegen der Einwirkung einer Art semantischem Skotom?“ frage ich.

„Was ist das?“ fragt Natalie.

„Ein Skotom entsteht durch einen mehr oder weniger begrenzten Ausfall einer Cortexregion oder eines anderen Nervenkomplexes. Beispiel: Das Flimmerskotom, das entsteht, wenn Teile der Netzhaut und der zugehörigen Nerven nicht richtig durchblutet werden. Das sieht dann so aus, als ob Teile des Bildfeldes von einem immateriellen Flimmern bedeckt sind – jedenfall sieht das Auge nicht mehr überall. – Wenn so ein neuronaler Ausfall, etwa durch Minderdurchblutung, woanders passiert, dann sind die Symptome anders. Zum Beispiel: Der Ausfall geschieht im Hinterkopf, im Ozipitallappen. Dort werden die visuellen Informationen schichtweise entschlüsselt, also Konturen erkannt, oder Farben und so weiter. Wenn da etwas ausfällt, dann fehlt auch ein Teil des Bildfeldes, aber der Betroffene merkt das unter Umständen gar nicht. Das ist das merkwürdige, was sich ein Gesunder gar nicht vorstellen kann: Im Bild ist ein Loch, und das Loch ist auch nicht wahrnehmbar.“

„Kann man auch die Wahrnehmung des eigenen Hungers so vergessen?“ fragt Alfred.

„Man kann. – Aber ich esse schon noch, keine Angst! – Was ich andeuten will ist, daß diese Skotomisierung überall im Cortex passieren kann, und daß sie überall eventuell völlig unbemerkt vor sich gehen kann. – Mal ein ganz extremes Beispiel: Einer von uns könnte jetzt einen kleinen Schlaganfall haben, der nur Cortexregionen betrifft, die etwas mit dem Klavierspielen zu tun haben. – Das ist ein Beispiel, ich weiß nicht, ob das genau so möglich ist! – Die Fähigkeit zum Klavierspielen könnte sich dann unbemerkt davonschleichen, ohne daß der Betroffene diesen Verlust bemerkt. Wenn er das Klavierspielen nicht gerade in seinen Tagesablauf eingebaut hat, kann es lange dauern, bis er merkt, daß ihm etwas fehlt.“

„Ist das nicht eine Art sehr intensives Vergessen?“ fragt Natalie.

„Im Prinzip ja. Ein Vergessen umfangreicher Kenntnisse, Erinnerungen und Fertigkeiten auf Grund von echten Ausfällen. Das normale Vergessen beruht nicht auf solchen Vorgängen. Man kann aber sagen, daß das normale Vergessen über einen ganz langen Zeitraum sich zu ähnlich drastischen

Ausfällen kumuliert – wenn man zum Beispiel jahrzehntelang nicht Klavier spielt, oder ähnlich lang eine bestimmte Sprache nicht spricht, dann sind diese Fähigkeiten weg.“

„Ist das nicht alles etwas zu sehr vereinfacht, Herr Homberg?“ fragt Doktor Morton.

„Für unseren Zweck reicht es. Was ich damit sage will ist nur, daß es möglich ist, daß eine Erklärung, die quasi vor unserer Nase liegt, von keinem von uns wahrgenommen wird, so, als ob wir alle nicht über die volle Funktionsfähigkeit unseres Großhirns verfügten!“

„Also, was du sagen wolltest ist, daß vielleicht die Lösung vor unserer Nase liegt, wir sie aber nicht sehen! – Das hättest du aber ohne den Umweg über die Neurologie sagen können!“ sagt Alfred, „Du kriegst bei uns kein Honorar für jeden Satz!“

„Finde ich auch.“ pflichtet Natalie ihm bei.

„Der Umweg ist nicht unbedingt unnötig.“ fahre ich fort, „Es gibt die prinzipielle Möglichkeit, daß der große Unbekannte falsche Fährten auslegt. Unseren Cortex mit ‘Skotom-fördernden’ Mustern beschickt, wenn wir wieder das neurologische Bild verwenden wollen. Es kann sein, daß wir gezielt auf die falsche Fährte gelockt werden, daß unsere Überlegungen gezielt manipuliert werden, und daß diese Manipulationen genauso schlecht als solche erkennbar sind.“

„Ja und? Hast du eine Idee?“

„Wie manipuliert man Leute?“

„Indem man mit ihnen oder zu ihnen spricht! – Oder ein Buch schreibt!“ Alfred grinst: „Wolltest du jetzt den Verdacht explizit auf dich selbst lenken, Herwig?“

„Nein, das wollte ich nicht. – Aber es besteht doch die prinzipielle Möglichkeit, oder?“

„Damit sagtst du aber wenig neues.“

„Damit deute ich nur einen Ansatz an. Wer kommuniziert auf welche Art mit jedem von uns? – Außer ich selbst, mit meinem Buch, das ja fast jeder gelesen hat.“

„Der Alte.“

„In sehr vereinfachter Form. ‘Bitte alle in die Zentrale’ oder so. So kann man nicht viel manipulieren.“

„Du denkst jetzt an mehr persönliche Gespräche?“

„Ja.“

„Niemand. Niemand ist mit jedem anderen Mitglied der Besatzung gleicherweise kommunikativ verbunden. Wenn ich das mal so ausdrücken darf. Oder hast du eine Idee?“

„Mit einem reden wir alle!“

Alfred sieht mich fragend an.

„Einem erzählst du Dinge, die du niemandem sonst erzählst!“ fahre ich fort. „Na?“

Er schielt auf Natalie. Ich enthalte mich jeder Bemerkung.

„Ich weiß nicht…“ beginnt er.

„Der Computer!“ sage ich.

„Ach? Da hast du einen konkreten Verdacht?“

„Nein. Aus verschiedenen Gründen nicht. Ich wollte nur mal vorführen, wie die Skotomisierung wirkt, ohne daß einer von uns eine Apoplexie hat. Jeder redet mit dem Computer, aber der ist über alle Zweifel erhaben – und das sogar, obwohl wir alle wissen, daß auch der Computer nicht immer so kooperiert, wie er soll! – Die einfache Frage, wer mit uns allen kommuniziert, haben wir in dieser Runde nicht auf Anhieb gelöst! Und die Antwort war doch weiß Gott einfach genug, oder? – Manche andere Dinge werden ähnlich einfach sein. Die geologische Erklärung der seltsamen Höhlengeometrie um uns herum, die Existenz der Welthöhle, die vergangenen Wechselwirkungen der Welthöhle mit unserer Welt, und das Wirken unseres großen Unbekannten. Ich bin sicher, unser großer Unbekannte hat bereits eine deutlich sichtbare Fährte gelegt. Und sowohl er als auch wir sind zu blöd, sie zu sehen. Später einmal – wenn es für uns ein ‘später’ gibt – wird es heißen, daß wir das offensichtliche übersehen haben.“

„Das ist doch nur eine Vermutung!“ sagt Alfred, „Woher willst du wissen, daß der große Unbekannte jetzt schon solche Fehler gemacht hat, die ihn verraten könnten?“

„Weil es ein Mensch ist!“

„Eben hast du noch die prinzipielle Möglichkeit, daß der Computer…“

„… der von Menschen gebaut ist. Neinnein, das Argument ändert sich nicht. – Ich kenne die Fährten nicht, und sonst auch niemand. Sonst hätten wir das Problem nicht. Ich sage nur: Es spricht alles dafür, daß welche da sind. Und die Struktur unseres Bewußtseins ist ideal dazu geeignet, uns diese Fährten übersehen zu lassen!“

„Da würde ich aber nicht zu sehr drüber reden!“ sagt Alfred.

„Warum?“

„Weil ich, wenn ich der große Unbekannte wäre, dann eine Fährte absichtlich legen würde – einen getürkten Hinweis. Das müßte dann der allerdeutlichste sein. Und dann warte ich ab, bis sich irgendjemand zuweit vorwagt, und dann…“ er macht die Geste des Halsabschneidens.

„Danke für den Hinweis!“ sage ich, „vielleicht können wir den großen Unbekannten veranlassen, genau das zu tun! – Funktioniert natürlich nur, wenn er nicht einer von uns vieren ist. Oder wer noch etwas von unserem Gespräch aufgeschnappt hat.“

„Ihr macht euch zu viele Gedanken,“ sagt Natalie, „vielleicht ist der große Unbekannte gar nicht darauf aus, uns zu schädigen oder umzubringen! Vielleicht sind ihm ja nur Mißgeschicke passiert!“

„Also wenn du uns so beruhigen willst, dann ist dir das nicht gelungen! Mir ist es relativ egal, ob jemand das Boot aus bösem Vorsatz zum Absaufen bringt, oder weil irgend ein infantiler Streich daneben gegangen ist! Das ist doch beides gleich gefährlich. – Was ist eigentlich mit diesem Medikament, Doktor? Ist es wieder aufgetaucht?“ frage ich Mary Morton.

„Nein.“

„Wieso interessiert dich gerade das?“ fragt Alfred.

„Ist ein gutes Beispiel. Die Schiffssoftware so zu verändern, daß irgendetwas Beunruhigendes passiert, und daß dann letztlich so etwas wie die Sache mit dem Regelzellenventil passiert, das könnte ein danebengegangener Streich sein. Aber dieses Medikament! Nachdem alle gehört haben, wie gefährlich es ist! Einen harmlosen Scherz kann man damit nicht spielen – gar nicht spielen wollen! Jemand, der nur einen harmlosen Scherz damit vorhatte, würde es jetzt heimlich, still und leise zurückbringen, um nicht selbst darauf aufpassen zu müssen. – So ein Teufelszeug versteckt doch keiner unter dem eigenen Kopfkissen!“

„Sie vergessen, daß immer noch die prinzipielle Möglichkeit besteht, daß das Viskositor gar nicht erst an Bord gekommen ist!“ sagt Doktor Morton.

„Stimmt. – Also ist das auch kein definitiver Hinweis.“

Unser Gespräch wird unterbrochen, weil von einem Nachbartisch brüllendes Gelächter herüberkommt. Cohäuszchen hat da etwas zum besten gegeben, aber wir haben nichts davon verstanden. Merkwürdig – immer, wenn ich das Gefühl habe, daß man sich am Nachbartisch besser amüsiert, fühle ich einen Anflug von Ärger in der Magengrube. Aber das geht vielleicht allen so.

„Ich habe noch ein Beispiel, um ein semantisches Skotom zu demonstrieren!“ sage ich, um das Thema wieder aufzunehmen.

„Nämlich?“

„Einfache Frage: Welche Religion hat ein grausames Hinrichtungsinstrument als Wahrzeichen?“

„Das Christentum. Warum?“ fragt Alfred.

„Spielverderber!“ sage ich, „Die meisten, die ich frage, kommen nicht drauf! – Du bist also prädestiniert, die Grenzen eines semantischen Skotoms als erster zu überschreiten – beruhigend, dich bei uns zu haben.“

„Ich werde die Augen jedenfalls aufhalten!“ verspricht Seltsam, „Aber diese Fangfrage war wirklich nicht schwer: Du hast es in deinem Buch erwähnt.“

„Wirklich? Habe ich ganz vergessen. – Ich glaube, ich werde alt.“

Es ist wirklich völlig überflüssig, daß Natalie dazu nickt.

Am anderen Morgen wird es ernst. Wie angekündigt beginnt der Tag, der 8. Februar, mit einer Schiffsversammlung. Eine kurze Schiffsversammlung: Amurdarjew wird von Wellington befragt, ob er irgendetwas über das offensichtliche hinaus über den Spalt sagen kann. Das ist natürlich nicht der Fall. Was er inzwischen weiß ist, in welchem Maße die Strömung in den Spalt hinein abnimmt:

„Zwischen gestern abend und heute morgen müssen es etwa ein drittel Prozent sein. Man kann es aus den automatischen Manöverkorrekturen des Bootes ablesen. – Aber Strömungen zu messen ist immer eine ungenaue Angelegenheit.“

„Abnahme der Strömung?“ fragt Wellington.

„Ja.“

„Und ist die Abnahme zeitlinear?“

„Tut mir leid. Dazu kann man noch nichts sagen.“

„Irgendwelche Ideen, woran es liegen könnte?“

Das ist natürlich nicht der Fall. Außer der allgemeinen Idee, daß dieser Wasserstrom von 15 Kubikmetern pro Sekunde irgendwie in die Welthöhle gelangen könnte – wohin auch sonst – kann man nichts sagen. Und die Abnahme läßt darauf schließen, daß es irgendwelche Parameter gibt, die sich in einigen Monaten deutlich ändern, denn die derzeitige Abnahme von einem Prozent pro 24 Stunden würde in drei Monaten zu einem völligen Versiegen dieses Stromes führen.

Andererseits heißt das auch, daß in einem ähnlichen Zeitabstand solche Strömungen sich vielleicht verdoppeln könnten!

Zum Manöverieren ist der Spalt groß genug, es wird sogar möglich sein, das Boot die meiste Zeit auf ebenem Kiel zu halten, im Gegensatz zu meiner ersten Einschätzung. Nur ist eben die Frage, ob die Strömung das Manöverieren in diesem beengten Raum nicht zu gefährlich macht. Bei diesem Außendruck möchte man natürlich vermeiden, daß das Boot irgendwo anstößt, und sei es auch noch so leicht.

„Driftströmungen dürften in diesem Spalt überall dort, wo das Boot hinkann, in der Größenordnung von 2 bis 4 Zentimetern pro Sekunde liegen, mehr nicht.“ teilt Amerlingen uns mit, „Es hört sich wenig an. Aber es stört, wenn man präzise steuern will.“

„Kollisionen mit den Felsen geschehen dann doch höchstens mit diesem Tempo?“ fragt Cohäuszchen.

„Wenn wir das Boot treiben lassen würden. Aber wir wollen uns ja, wo möglich, schneller als das bewegen. Und wenn dann das Boot durch diese schwache Strömung abgelenkt wird, dann ist eine Felsenberührung auch bei höherer Geschwindigkeit möglich.“

„Dann müssen wir uns eben verdammt vorsichtig bewegen!“ sagt Cohäuszchen.

„Das ist eine verdammt gute Idee.“ sagt Amerlingen, und es ist nicht zu erkennen, ob er das sarkastisch meint.

Wir kommen überein, die Einfahrt zu versuchen. Schon vor 9 Uhr geht die Versammlung auseinander, und jeder begibt sich an seinen Platz.

Wahrscheinlich wäre es ohne Rechnerhilfe gar nicht möglich, hier ohne Wandberührung zu operieren. So aber scheint das Manöver leicht und elegant, und nur die Nähe der vorbeiziehenden Felsen unterscheidet die Fahrt von den letzten Tagen. Die Geometrie der Spalte ist unübersichtlich und in keiner Weise regelmäßig. Amurdarjew zeigt uns immer wieder, was er für Schleifspuren hält. Er muß wohl etwas von der geologischen Feldarbeit verstehen, denke ich, denn an vielen Stellen, die er uns als bemerkenswert andeutet, sehe ich nicht das geringste.

„Überhaupt keine scharfen Kanten hier!“ sagt er, „Wenn man von den formgebenden Kräften nichts weiß, dann ist es meistens ein guter Ansatz, anzunehmen, daß solche Formen fraktaler Natur sind. Das sind sie hier nicht: Wenn man einen Teil dieser Felswand verkleinert, dann kommt man zu Formen, die man in dieser Spalte nicht mehr findet. Das würde zwei Gründe haben können: Anschmelzen oder Anschleifen.“

„Und an Anschmelzen glaubst du nicht?“ frage ich.

„Nein. Diese Spalte ist durch einen Bruchvorgang entstanden. Das sieht man, nicht? Gut. Wenn so eine Bruchspalte im Nachherein anschmelzen sollte, dann ist nicht einzusehen, wieso das Anschmelzen nur die Bruchkanten betreffen sollte.“

„Wenn nicht hier etwas durchgeflossen ist, was das Anschmelzen bewirkt hat!“

„Ja. Das Anschmelzen als Ganzes will ich ausschließen. Bleibt nur das Durchfließen von heißem Material, was das Schmelzen bewirkt hat, oder von Material, das so schnell fließt, daß es die Spalte durch Abschleifen weiter formt. Und das ist es, was ich glaube. Aus einer ganzen Reihe von Gründen.“

„Die Schleifspuren und der veränderliche Wasserstrom?“ frage ich.

„Ja. – Und es beunruhigt mich.“

„Warum?“

„Weil das vielleicht häufiger passieren könnte als es uns lieb sein kann.“

„Das hättest du vorhin in der Versammlung auch deutlicher sagen können!“

Im Laufe der nächsten Zeit wird der Spalt niemals so schmal, daß das Boot sich querlegen oder gar eine steile Nicklage einnehmen muß. Auch das spricht für gelegentlich heftigere Strömungen: Enge Teile des Spaltenquerschnittes wurden wirksamer ausgehobelt.

Ein anderer Grund ist aber genauso wichtig: Die Länge des Spaltes, also seine horizontale Ausdehnung. Sie beträgt einige hundert Meter. Das bewirkt zum einen, daß die Driftströmung des Wassers geringer ist als erwartet, und daß Stellen, die doch zu eng sind, immer wieder umfahren werden können.

Der Spalt endet in beiden Richtungen ziemlich abrupt. Das ganze sieht aus, sagt Amurdarjew, als sei ein ganzer Felsblock von einigen hundert Metern Kantenlänge ausgebrochen und habe sich von dieser Bruchposition nicht weit entfernt.

Um 10 Uhr haben wir eine Tiefe von 15.400 Meter – eine Eifelturmlänge über unserer letzten Übernachtungsposition. Die Spannung legt sich. Um 10:30 Uhr sind es dann 15.200 Meter. Cohäuszchen ist dicht davor, sich schon wieder in die Privatangelegenheiten anderer Leute zu mischen:

„Ist Alfred im hinteren Labor?“ fragt er Natalie beiläufig. „Woher soll ich das wissen?“ fragt sie mürrisch zurück.

„Ich meine ja nur…“

Wir erfahren nicht mehr, was Cohäuszchen meint. „Donnerwetter!“ sagt Carola ungläubig.

„Was ist?“ frage ich.

„Die Systemauslastung geht rauf. Da geschieht etwas! – Hat einer von euch etwas veranlaßt?“

Keiner von uns fühlt sich schuldig. „Geht’s schon an die Substanz?“

„An Antwortszeiten wirst du es vielleicht noch nicht merken, aber es fehlt nicht mehr viel, und die Videodaten können nicht mehr komprimiert werden!“

„Dann werden sie eben unkomprimiert gespeichert.“ sagt Cohäuszchen.

„Du weißt nicht, was du redest! Das Schreiben solcher Datenmengen in die Archivspeicher kostet genausoviel, und die CPU-Kapazität dazu wird dann auch nicht mehr zur Verfügung stehen.“

„Wie sieht es mit den Realtime-Prozessen aus?“

„Die sollten ungestört laufen. – Merkwürdig. Jetzt geht's wieder runter. Seht doch! Die CPU-Schlangen werden wieder abgebaut."

„Wir hatten doch schon häufiger solche Belastungsspitzen, oder?" frage ich.

„Aber so viel? Und alle Prozesse unsichtbar."

„Der Supersuperuser." sage ich, „eigentlich müßte man doch mal nachsehen, wer wo im Schiff seine Finger auf welcher Tastatur hat!"

„Da wirst du kein Glück haben. Was immer eben geschehen ist – es war darauf angelegt, daß es schnell vorbei ist. Außerdem wird unser großer Unbekannter solche Fehler nicht machen: Der hat schon längst wieder die Finger von der Konsole weg."

Es wird 10:40 Uhr. Unser Adrenalinspiegel geht wieder auf normal zurück. Vielleicht hat Carola auch überreagiert. Sie war ja schon häufiger während dieser Reise unter starkem Streß.

„Ich glaube, 50 Meter über uns scheint der Spalt zu Ende zu gehen." sagt Amurdarjew, „Jedenfalls sieht es von hier so aus."

Bevor jemand anderes etwas sagen kann, springt auf allen Bildschirmen eine Dialogbox auf:

SUPERVISOR CRASH PRIORITY MESSAGE:

SUPERVISOR CONTROLLED MANEUVER

ATTENTION!

MANUAL BOAT MANEUVER CONTROL IS

BEING DISABLED FOR 120 MINUTES.

MAINTENANCE ACTIVITIES IN PROGRESS.

„Was soll denn das heißen?" frage ich. Die anderen sind mindestens genauso verblüfft.

Natürlich kommt die Nachfrage aus der Zentrale sofort. Und natürlich können wir wenig Hilfreiches antworten. Wir erfahren, daß die Behauptung der Dialogbox den Tatsachen entspricht: Alle Vortriebsmaschinen und damit jede Ruderwirkung sind gestoppt worden, jede Pumpaktivität in die Regelzellen oder in die Trimmtanks ist zum Erliegen gekommen. Das Steuerungsprogramm verweigert jede Annahme von irgendwelchen Manöveranweisungen, sowohl direkte manuelle Eingaben als auch automatische Steuerung, etwa durch das Trägheitsnavigationsprogramm.

Die CHARMION treibt mit der Beweglichkeit einer hohlen Konservendose dahin!

„Maintenance Activities," sage ich, „das glaube, wer will. Das ist nicht ein neues Feature des Systems. Dann wäre es möglich, sich über die Natur dieser 'maintenance activities' Auskunft zu verschaffen. Oder kannst du das, Carola?"

„Ich versuche es. Aber in Sachen Schiffssteuerung werden die in der Zentrale rascher zu einem Ergebnis kommen!"

Sie hackt auf der Tastatur herum, während ich SISC und Navigationsprogramm studiere. Die CHARMION treibt mit dem schwachen Strom weiter nach oben – sie war gerade vollständig ausgeregelt und deshalb gleicht sich ihre Geschwindigkeit der Strömung an. Das wäre nicht so schlimm – aber das Boot hält sich, solange es 'Toter Mann' spielt, nicht aktiv von den Felswänden fern. Wir alle warten deshalb mehr oder weniger auf den ersten Kontakt.

Um 10:50 ist es dann soweit. Die Tiefe ist 15.130 Meter. Die hervorragend schalldämpfende Bauweise der CHARMION bewirkt, daß ein unaufmerksamer Zuhörer das dumpfe und leise Knirschen, das von allen Seiten und zugleich von nirgendwo zu kommen scheint, vielleicht zunächst gar nicht bemerken würde. Aber es ist nicht nur dieses bedrohliche Geräusch: Ganz langsam legt sich das Boot zur Steuerbordseite schräg, vielleicht nur zwei Grad, um dann ebenso gemächlich wieder auf ebenen Kiel zu kommen. Wir sind durch die normale Bootslageregelung verwöhnt – wenn die Geometrie der äußeren Höhlen es nicht erzwingt, dann liegt die CHARMION meistens wie ein Brett auf ebenem Kiel. Das ist jetzt nicht mehr der Fall.

Das demonstriert uns besser als jede Vorlesung in Maschinenbau und theoretischer Mechanik, daß ein U-Boot im allgemeinen ein sehr unstabiles Schiff ist. Die ganze Lagestabilität der CHARMION ist eine Leistung ihrer Bordrechner. Gerade, daß ihr Schwerpunkt im Moment etwas tiefer ist als der Schwerpunkt des verdrängten Wassers. Wäre es nicht so, dann würde sich das Boot jetzt langsam, aber unaufhaltsam auf den Kopf stellen!

Dieses Knirschen wiederholt sich in den nächsten Minuten immer wieder, ebenso hört das Boot mit seinen seichten Schwankungen nicht auf. Mal ist der Felskontakt an der Backbordseite, mal an der Steuerbordseite. Und auf allen Bildschirmen die ständige Dialogbox, die die Minuten unserer erzwungenen Manöverierunfähigkeit herunterzählt, so, als ob uns jemand sagen wollte: 'Seht her! Wer ist jetzt der Stärkere?"

Immerhin denke ich, daß keine unmittelbare Gefahr droht. Die Kollisionsschienen werden das Boot vor wirklich ernsthaften Beschädigungen schützen – die sind für solche leichte Kollisionen ausgelegt. Andererseits, auch, wenn der Eindruck der Sachtheit dieser Kollisionen sich aufdrängt, so darf man nicht vergessen, daß ein Körper mit einer Masse von 1700 Tonnen ganz erheblichen Kräften ausgesetzt ist, wenn er nur leicht gebremst wird: 2 Zentimeter pro Sekunde in einer fünftel Sekunde auf Null abzubremsen benötigt eine Kraft von 17 Tonnen. Und das ist eine zusätzliche anisotrope Kraft auf unseren hochbelasteten Druckkörper!

Die Tiefe nimmt langsam weiter ab. Die Umgebungsdarstellung funktioniert nach wie vor, und so können wir rasch feststellen, daß diese Spalte wirklich eine Sackgasse ist: Auf ihrer gesamten Länge endet sie in einer Tiefe von etwa 15.100 Metern mit einer ebenen Höhlendecke. Diese ist über uns längst in den Bereich der Scheinwerfer gerückt.

„Die Strömung muß in den seitlichen Ritzen unter dieser Höhlendecke verschwinden," sagt Gerald, „Da müßte man doch eigentlich etwas hören!"

Er hat recht: Die Höhlendecke schließt den Spalt nicht bündig ab, sondern da sind überall deutliche Ritzen, deren Breite zwischen Null und 15 Zentimeter variiert.

„Nicht unbedingt," sage ich, „bei dem Druck ist Kavitation unwahrscheinlich, und für Wirbel mit deutlicher Geräuschentwicklung ist die Strömung noch zu schwach! – Aber die Echolotaufzeichnungen werden in der Tat durch diese Ritzenströmungen gestört."

„Kann sein. Aber diese Strömung – das sind stellenweise Meter pro Sekunde!" widerspricht Amurdarjew, „schließlich müssen auf der gesamten Länge des Spaltes 15 Kubikmeter pro Sekunde verschwinden!"

„Naja, vielleicht hören wir auch etwas, sowie das Boot endlich still liegt! Im Moment kratzen wir ja selbst ganz schön auf den Wänden herum – da kann man schwächere Signale nicht nachweisen."

„Also ich krieg's nicht raus, was da los ist, und in der Zentrale sind sie genauso hilflos." sagt Carola, „Wir können nur abwarten. Meinst du, daß es sich um eine neue Teufelei des großen Unbekannten handelt? – Bin neugierig, was jetzt noch kommt!"

„Wieso? Das Boot treibt manöverierunfähig! Reicht dir das noch nicht? – Meiner Meinung nach können wir ziemlich sicher sein, daß es sich um eine neue Sondervorstellung des großen Unbekannten handelt, und nicht um eine reguläre Systemaktion."

Carola nickt nur und sagt nichts. Solange niemand etwas sagt, sind die dumpfen Schürfgeräusche deutlich zu hören.

Die Rundspruchanlage meldet sich: „Hier spricht der Käptn. Solange wir nicht manöverieren können, bitte ich alle, sich vorsichtshalber anzuschnallen. Das wäre alles. Danke."

„Ist das denn nötig? Das Boot bewegt sich doch kaum!" sagt Edwin.

„Er hat schon recht," sage ich, als ich mich auf meinem Sitz festschnalle, „denn das kann sich ja jede Sekunde ändern. Und wir haben nicht den mindesten Einfluß darauf!"

Einige Minuten lang wird kaum etwas gesprochen. Das Boot bewegt sich im Zentimetertempo, und die Reibung mit der Felswand bremst es sogar noch unter die Geschwindigkeit der schwachen Wasserströmung ab. Zeitweise scheint es sich überhaupt nicht zu bewegen, und ich denke, daß das Risiko, sich ungesichert durch das Schiff zu bewegen, nicht allzu groß wäre. Gerald bringt es fertig, in den Pausen, in denen der Kontakt Boot-Felswand mal gerade kein Geräusch macht, Fremdgeräusche einzufangen.

Aber ob es wirklich Geräusche sind, die nicht mittelbar durch die Anwesenheit des Bootes bewirkt werden, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Es hört sich wie ein gelegentliches, dumpfes Knirschen an – das ist nicht genau das, was ich erwarten würde, wenn ich an das Wasser denke, das hier zwischen Ritzen verschwindet.

Dann setzt sich Sydekum aus der Zentrale mit uns in Verbindung. Ihm ist der Nachweis schwacher Infraschallwellen gelungen. Die kann man natürlich definitionsgemäß nicht direkt hörbar machen, aber wir können uns in einem Fenster auf dem Bildschirm die Oszillogramme ansehen – die natürlich reichlich nichtssagend sind.

„Es gibt" sagt Gerald, „gewisse Anzeichen für bevorstehende Erdbeben. Unter manchen Umständen gehören Infraschallsignale dazu."

„Du kannst uns wirklich Mut machen!" sage ich.

„Ich glaube nicht an Erdbeben. Nicht hier. Aber diese Singnale sind offenbar da!"

„Natürlich sind sie da, wenn man sie aufnehmen kann! – Kann man sie schneller wiedergeben, sodaß sie auch hörbar werden?" frage ich. Das ist keine dumme Frage – natürlich kann man das tun, die Frage ist nur, ob das mit vernünftigem Aufwand schnell erreichbar ist.

Es ist schnell erreichbar, und das, was wir so zu hören bekommen, als wir diese Geräusche mit einem Faktor von 5, 10, 20 oder 50 beschleunigt wiedergeben ist – auch ein Knirschen.

„Selbstähnliche Geräusche. War fast zu erwarten." sage ich.

Erst um 11:35 Uhr kommen wir in 15.100 Metern Tiefe an der Spaltdekke an. Das Boot kommt endlich zur Ruhe, und von nun an können wir die akustischen Messungen ohne selbsterzeugte Störungen machen. Das Boot selber hat bescheidene 5 Grad Schlagseite angenommen, und der Nickwinkel ist 2 Grad nach vorne. Stört fast gar nicht. Die meisten sind der Meinung, daß man sich eigentlich gefahrlos von den Sitzen losschnallen könnte, und es dauert auch nicht mehr lange, bis Wellington eine entsprechende Order gibt. Es gibt nur eins, was stört – die Dialogbox. Sie sagt immer noch auf allen Bildschirmen das gleiche:

SUPERVISOR CRASH PRIORITY MESSAGE:

SUPERVISOR CONTROLLED MANEUVER

ATTENTION!

MANUAL BOAT MANEUVER CONTROL IS

BEING DISABLED FOR 64 MINUTES.

MAINTENANCE ACTIVITIES IN PROGRESS.

„Ob wir wirklich das Boot wieder steuern können, wenn diese Zeit rum ist?“ überlegt sich Carola, „Wenn das wirklich eine Aktion des großen Unbekannten ist, könnte er uns beliebig lange zappeln lassen! – Er könnte zum Schluß sagen: Ätsch, jetzt gibt es noch einmal 60 Minuten Zwangspause!“

„Am besten erzählst du das im ganzen Schiff herum, damit er wirklich auf diese Idee kommt und sich dafür nicht selber anstrengen muß!“ schlage ich vor.

„Immerhin ist die restliche Zeit gerade lang genug fürs Mittagessen. Dagegen spricht doch jetzt nichts, oder?“

Carola steht als erste auf, aber die anderen haben nur drauf gewartet. Es dauert nicht lange, bis der größte Teil der Besatzung sich in der Kantine wiederfindet. Dabei sollten wir uns eigentlich noch genauer um die auffangbaren Geräusche kümmern, und die Ritzen, die ganz in der Nähe des Bootes verstärkt das Wasser aus dem Spalt heraussaugen, genauer untersuchen. Aber das können wir vermutlich auch dann tun, wenn das Boot wieder einsatzbereit ist. Es scheint niemanden besonders zu stören, daß wir in den nächsten 60 Minuten in einer besonders schlechten Situation sind, wenn doch noch etwas Unvorhergesehenes passieren sollte. Das Gefahrenbewußtsein ist sehr gesunken, stelle ich fest. Um ein altes Sprichwort zu zitieren: ‘Der Mensch gewöhnt sich an allem – auch am Dativ.’

Vielleicht ist das Gefahrenbewußtsein tatsächlich gesunken – aber kaum, daß wir zehn Minuten beim Essen sitzen, brechen plötzlich gleichzeitig alle Gespräche ab. Jeder sieht den Gegenüber an. Äußerlich scheint ja gar nichts geschehen zu sein.

Aber ich merke es auch: Das Boot, das von der schwachen Strömung gegen die Spaltdecke gedrückt wird und sich deshalb überhaupt nicht nicht bewegen sollte, hat sich bewegt – unmerklich, aber unser Gleichgewichtssinn kennt dieses Boot bereits genau genug, um auch diese seichten Bewegungen wahrzunehmen. Gerald steht wieder auf, um zu seinem Arbeitsplatz zu gehen. Fünf Minuten später, in denen sich dieses schwache, Schwindel-artige Gefühl zwei- oder dreimal wiederholt hat, ist er wieder da.

„Kleine Sensation!“ sagt er.

„Was denn?“ fragt jemand im Raum. Alle hören ihm zu.

„Die Strömung draußen. Sie hat vorübergehend stark abgenommen und war zeitweise sehr ungleichmäßig.“

„Und was schließt du daraus?“ frage ich.

„Daß die Strömung vorübergehend stark abgenommen hat und zeitweise sehr ungleichmäßig war!“

„Nein, im Ernst! Das war doch bis jetzt noch nicht der Fall!“

„Ich rede im Ernst. Mehr als beobachten können wir nicht. Und solange wir im Oesophagus maximus waren, hätten wir eine vorübergehende Abnahme der Strömung während der Fahrt gar nicht messen können, weil wir uns dort ständig bewegt haben und die Strömung geringer war. Es kann also häufiger passieren.“

„Es beunruhigt mich doch. Was ist mit dem Boot? Ist es freigekommen?“

„Kurzzeitig. Aber in der Zentrale paßt ja jemand auf.“

„Das ist auch alles, was die da machen können! – Tun können sie nichts.“

„Nun reg dich nicht auf und iß weiter! Die Strömung war wirklich nur für wenige Sekunden schwächer – das war alles! Jetzt ist sie wieder fast auf ihrem vorherigen Wert.“

Bei dieser Aussage ist mir überhaupt nicht wohl. Es fühlt sich unphysikalisch an. Genauso, als ob man am Ufer eines Flusses sitzt, und dieser versiegt in wenigen Minuten. Dem würde ich auch nachgehen wollen.

„Wir messen alles genauer nach, wenn das Boot wieder manöverierfähig ist." sagt Gerald mit vollem Mund.

Wenn – denke ich. „Hier unten geschieht doch nichts. Änderungen – chemische, thermische, geologische – spielen sich auf einer enorm langen Zeitskala ab. Da ist kein Platz für kurzfristige Strömungsänderungen."

„Jaja. Wir werden es schon noch herausfinden. Ich würde mir jetzt keine Sorgen machen über das, was wir sowieso nicht beeinflussen können." sagt Gerald, immer noch mit vollem Mund.

Laß ihn doch sich Sorgen machen! – Solange Herwig sich Sorgen macht, spricht er nicht über sein Lieblingsthema, über die Überbevölkerung!" mischt Cohäuszchen sich ein.

„Das ist nicht mein Lieblingsthema!"

„Doch, doch! In deinem Buch hast du in jedem zweiten Satz…"

Wir erfahren nicht mehr, was in meinem Buch nach Günther's Meinung in jedem zweiten Satz drinstehen soll. Ein dumpfes Grollen setzt an. Es kommt von allen Seiten. Und es muß laut sein, wenn ich daran denke, wie sehr dieses Boot den Schall von außen dämpft.

Gleichzeitig scheint das Boot wieder zu schwanken. „Macht ihr euch jetzt endlich auch Sorgen?“ frage ich. Einige stehen auf, um die Kantine zu verlassen. Anderen steht die Verwirrung noch im Gesicht geschrieben.

„Hier spricht der Käptn. Alle sofort auf die Stationen! Selbstsicherung für alle! Ich wiederhole…“ hören wir über die Rundspruchanlage.

Er braucht es nicht zweimal zu sagen. Als ich den Niedergang zum vorderen Oberdeck hinaufrenne, trete ich zweimal fehl, weil das Boot immer stärker schwankt. Vielleicht dauert es deshalb fast eine halbe Minute, bis ich endlich angeschnallt auf meinem Sitz sitze, und ich bin nicht einmal der letzte.

Das Boot fällt – das ist deutlich. Die Strömung hat sich umgekehrt und ist stärker geworden. Wahrscheinlich kratzen wir jetzt ganz ordentlich an den Felsen entlang, aber davon ist bei dem Donnergrollen nichts zu hören – weder direkt noch über die übersteuerten Außenmikrophone. Außerdem spüren wir das Zittern des Bootes – es wird von heftigen Erschütterungswellen gekreuzt.

„Wie war das noch, mit ‘hier gibt es keine Erdbeben?’„ frage ich.

„Ich wette, daß man davon an der Oberfläche nichts merkt!“ sagt Gerald.

Da treibt uns ein ordentlicher Ruck in die Sitze. Das Boot, so erkennen wir an der Anzeige, ist in wenigen Sekunden auf mehr als Schrittgeschwindigkeit beschleunigt worden, und jetzt hat es sich irgendwo festgekeilt. Und das bei diesem Druck!

Auf der Umgebungsortung können wir leicht erkennen, warum: Die starke Abwärtsströmung hat das Boot in der Jungfrauenspalte ja nicht genau auf demselben Weg nach unten gedrückt, den wir nach oben genommen haben – wir haben ja schließlich alle Stellen vermieden, die für das Boot zu eng waren. Jetzt hatten wir diese Wahl nicht mehr. Und an der Stelle, wo wir jetzt sind, müßte das Boot einen halben Meter weniger breit sein, um weiter direkt senkrecht nach unten durchzukommen.

Daß es überhaupt die zusätzlichen Kräfte in dieser engen, spitzwinkligen Spaltengeometrie aushält! In dieser Tiefe! Die mechanischen Belastungen müssen viel größer sein als dort, wo wir beim Sonnenstein festgeklemmt

waren. – Und die Abwärtsströmung draußen wird immer größer. Selbst, wenn das Boot jetzt manöverierfähig wäre, gäbe es keine Möglichkeit, sich aus dieser Lage zu befreien.

Der Krach wird lauter. „Herr Kollege, du hast recht gehabt!“ sage ich zu Gerald, obwohl mir nicht zum Scherzen zumute ist, „Für mich hast du den Nobelpreis für Geologie verdient!“

„Den gibt es nicht.“ sagt Gerald, „Und daß ich recht hatte, weiß ich sowieso.“

„Mensch, sieh dir diesen Druck an!“ sagt Carola. Sie ist ansatzweise weiß im Gesicht.

Sie hat recht: Der Druck steigt. Wahrscheinlich Strömungswiderstand in den Höhlen, die wir auf unserer Herfahrt durchfahren haben – dieses Wasser, das jetzt von oben in diese Spalte hineinschießt, muß ja irgendwo hin. Wir sind jetzt etwa 60 Meter unter dem oberen Spaltende, müßten also eine Drucktiefe von 15.160 Metern haben. Der Anzeige nach sind es aber 16.200 Meter – über 100 Bar zusätzlich! Ich versuche, im Kopf abzuschätzen, was man daraus bezüglich der Geometrie der Höhlen, durch die jetzt dieses zusätzliche Wasser gepreßt wird, entnehmen kann, aber es gelingt mir nicht. Sicher ist, daß so eine Formation wie der Oesophagus maximus nicht bis zum Ozean mit gleicher lichter Weite durchgehen kann, denn dann würden einige Dutzend bis hundert Kubikmeter pro Sekunde relativ folgenlos bleiben. – Aber egal, wie der Druck erzeugt wird – das Boot muß es aushalten! Dazu kommen noch die Wärmespannungen, die durch die momentane Außentemperatur von 47 Grad erzeugt werden.

Ich traue mich nicht, das Streßanalyseprogramm aufzurufen.

Die Strömung und der Lärm nimmt zu, die Erschütterungen sind so heftig, daß man jetzt nicht fehlerfrei auf einer Computertastatur schreiben könnte. „Sind alle angeschnallt?“ höre ich noch einmal Wellington's Stimme über die Rundspruchanlage. Eine reichlich rhetorische Frage.

Und dann heult ein Klaxon auf. Wir alle sehen die gelbe Balkenschrift auf dem SISC:

SUPERVISOR CRASH PRIORITY MESSAGE:

STRUCTURAL OVERLOAD! ADVISE SURFACING

Erst einmal können vor Lachen, denke ich. Kriegen wir jetzt doch noch raus, wo die Grenzen des Bootes liegen? Wo ist denn eigentlich die andere Dialogbox, die mit den ‘maintenace activities’? Ist das Boot wieder manöverierbar? Nicht, daß es jetzt noch einen Unterschied macht.

„Ich habe Angst!“ höre ich jemanden, aber ich erkenne die Stimme nicht, „Hätte ich es doch nicht getan!“

Was getan? Wer hat da gesprochen?

„Die Strömung wird schwächer.“ sagt Gerald. Spinnt der? Jeder hört doch, daß es noch lauter wird! – Komisch. Jetzt zeigt der SISC 13.580 Meter Tauchtiefe an. Und dann sind es wieder 16.640 Meter. Und 12.110 Meter. Ich spüre ein knirschendes Zittern in den Armlehnen des Sessels, das seinen Ausgang im Bootskörper genommen zu haben scheint. Schwindel. Das Boot bewegt sich. Der Gleichgewichtssinn versucht, die Augen auszurichten, und alles wandert aus dem Blickpunkt aus. Es drückt mich schwer in den Sitz. Zu schwer. Und es sind 7200 Meter, sagt der SISC. So ein Blödsinn.

Carola’s Kopf. Wird hin- und hergeschleudert. Hat sie einen Genickbruch? Wir können uns nicht verständigen, der Lärm ist zu laut. Die anderen auch – sehe ich auch so albern aus, auf dem Sitz hin- und hergeschleudert?

Und dann dreht sich das Boot. Über dem Lärm höre ich noch das Scheppern aus der Kantine. Niemand hat Tablets und Geschirr weggeräumt, denke ich. Es fliegt alles durch die Gegend. Das Blut schießt in den Kopf. Das ist gefährlich, denke ich – die diversen Aterien im Gehirn sind bei Menschen in unserem Alter nicht mehr so gut. Das könnte ein paar Gehirnschläge geben. Ob’s einen roten Vorhang gibt? Aber nein, jetzt ist das Boot wieder richtig rum. Auf den Bildschirmen – die Außenansichten sausen vorbei. Schwer interpretierbar. Aber die Außenscheinwerfer müssen wohl noch leuchten. Qualitätsarbeit, denke ich. Wie das ganze Boot. Schade, daß es jetzt kaputtgeht. Diese Druckwerte! Der reinste Blödsinn.

‘ADVISE SURFACING’. Steht da immer noch. Aber nun verschwindet die Box wieder. Hat der Rechner eingesehen, daß das Boot nicht durch

massiven Fels hindurch auftauchen kann? Wie lange fahren wir jetzt schon bergauf? Wir müssen doch schon längst an der Decke der Jungfrauen-Spalte angekommen sein! Sind wir nicht eben noch abwärts gefahren?

Diese Schmerzen. Die Gurte schneiden ins Fleisch. Man versucht, die Stöße abzufangen, aber sie kommen immer wieder aus unerwarteten Richtungen. Jemand schreit. Ich kann nicht einmal erkennen, ob Mann oder Frau. Oder hier oder Nebenraum. Nein, Nebenraum kann es nicht sein. Das würde man nicht hören. Und wieder dreht sich das Boot. Mir ist übel. Irgendjemand muß doch jetzt kotzen, und die Kotze muß durch das ganze Boot fliegen! Ekelhaft.

Jungfrauen-Spalte. Wie angemessen, dieser Name! Mit einem Knall geht's rein, und die Folgen sind unvorhersehbar. Das Hymen hätte aber schon unten sein müssen. Geologie und Anatomie im Widerstreit. Jungfrauen haben in der Welthöhle sowieso nichts zu suchen.

Die Stöße waren hart. Man würde sie dem Boot gerne ersparen, aber man ist ja selber damit beschäftigt, nicht in Stücke gerissen zu werden, obwohl man angeschnallt ist. Und immer noch kein Wassereinbruch. Wer weiß, vielleicht ist das Unterdeck schon abgesoffen? Aber nein, wir haben uns ja schon mehrmals auf den Kopf gestellt. Jetzt tun wir es wieder. Dann wäre das Wasser schon hier. – Ich mag es nicht, wenn sich das Boot auf den Kopf stellt.

Carola's Kopf ist gerade in meiner Blickrichtung. Der pendelt wie wild. Mädchen, spann die Nackenmuskeln an! Daran hat niemand gedacht, daß man sich bei solchen Erschütterungen auf dem Sitz das Genick brechen kann. Ich will ihr etwas zurufen, aber ich höre nicht einmal meine eigene Stimme. Und wieder schlägt jemand von außen unser Boot. Und wieder. Hört das nicht auf, das Rollen um die Längsachse?

Es wird dumpfer, das Grollen. Das Boot dreht sich immer noch träge um die Längsachse. Aber langsamer. Kommt zur Ruhe – kopfüber. Nickwinkel vernachlässigbar, aber Schlagseite 180 Grad. Das ist nicht vernachläßigbar.

Das Licht. Die ganze Zeit hat es unverändert gebrannt. Auch jetzt. Die Bildschirme flackern nicht. Allerdings zeigen sie nichts an – das Wasser da draußen ist trüb von aufgewühlten Schwebestoffen.

Und das Grollen zieht sich weiter zurück.

„Ich glaube, wir haben es überstanden!“ sagt Amurdarjew. Man kann es deutlich verstehen. Überstanden? Wir sind noch am Leben! – Er muß recht haben, wenn wir noch zu solchen Äußerungen in der Lage sind.

Es taucht wieder eine Dialogbox auf allen Bildschirmen auf. Wir kennen sie schon:

SUPERVISOR CRASH PRIORITY MESSAGE:

SUPERVISOR CONTROLLED MANEUVER

ATTENTION!

MANUAL BOAT MANEUVER CONTROL IS

BEING DISABLED FOR 25 MINUTES.

MAINTENANCE ACTIVITIES IN PROGRESS.

Es ist 12:15 Uhr. „Herr im Himmel!“ sagt jemand. War es der Pater? Und noch jemand sagt: „Was machen wir jetzt mit der angebrochenen Mittagspause?“

Unsere Lage ist unangenehm, weil das Boot auf dem Kopf steht und so bleibt. Das kann ein erwachsener Mensch nicht unbegrenzte Zeit aushalten. Aber wenn man vorsichtig ist, kann man sich aus dieser Lage gut befreien. Wellington macht jetzt einen entsprechenden Vorschlag über die Rundspruchanlage.

Ich überlege mir, ob das gut ist. Sich in diesen Stühlen wieder anzuschnallen dürfte schwierig sein, solange das Boot noch auf dem Kopf steht. Aber wir müssen es riskieren, denn die Situation scheint sich zu stabilisieren.

Die gelenkigsten befreien sich zuerst von ihren Stühlen und helfen dann den anderen. Die niedrige Höhe der Räume in der CHARMION kommt

uns dabei sehr gelegen. Während wir arbeiten, zeigt Günther auf einen SISC:

„Entweder ist die Druckmessung gründlich kaputt, oder wir sind fast wieder zu Hause!“

Wir sehen es alle, die, die noch in ihren Stühlen hängen, sogar am besten: Unsere Tiefe ist 3050 Meter!

„Die Druckwarnung hat aber auch aufgehört!“ sage ich, „Dann könnte es stimmen!“

„Können wir denn in der kurzen Zeit durch diese vielen Tunnels zurücktransportiert worden sein?“ fragt Günther.

Wir bemühen und gemeinsam um Carola. Sie ist unverletzt. Ebenso der Pater, der als nächster dran ist. Solzbach schafft es derweil von alleine.

„Glaube ich nicht.“ sagt Gerald. Er untersucht sich selbst, wie die anderen auch, um rauszukriegen, welche der blauen Flecken ernsthafte Verletzungen verbergen.

„Was glaubst du nicht?“

„Daß wir all diese Höhlen zurückgepumpt wurden. Nein. Wir haben die Jungfrauen-Spalte nicht verlassen. Jedenfalls nicht nach unten.“

„Nach oben war sie doch zu?“

„Das werden wir uns noch ansehen. Zum Schluß war sie es nicht mehr. – Glaube ich.“

Der wirbelnde Dreck auf den Bildschirmen mit den Außenansichten setzt sich allmählich. Es kommt etwas in Sicht, was wie ein Boden aus Geröll und Schlamm aussieht. Natürlich steht alles auf dem Kopf.

„Bitte ernsthafte Verletzungen sofort an die Zentrale melden!“ hören wir Wellington’s Stimme, „Frau Yay, Herr Spaliter und Herr Serpinski, bitte ins Revier!“

„Ich bin doch gar nicht ernsthaft verletzt?“ sagt Natalie. Dann aber versteht sie: Jemand anderes ist verletzt worden, und bei den Biologen an Bord kann man noch am ehesten vermuten, daß sie in der Lage sind, der Ärztin zur Hand zu gehen – wenn diese nicht selbst schwer verletzt sein sollte. Bloß das nicht, denke ich, und sofort habe ich die Vision eines Bootes voller Schwerverletzter, und keiner zu medizinischer Hilfe in der Lage.

Ich informiere die Zentrale, daß bei uns, so, wie es aussieht, niemand schwer verletzt ist. Dabei erfahre ich aber auch die Neuigkeiten: Colbert ist schwer verletzt. Schädelbruch und noch ein paar andere Sachen. Soweit man es bisher weiß. Er war im Reaktorraum und hatte sich nicht angeschnallt. Mehr erfahre ich nicht, aber ich nehme an, daß er einen unangenehmen Anblick bieten wird: Wer nicht angeschnallt war, muß fürchterlich hin- und hergeschleudert worden sein. Peer Elderman ist auch verletzt, aber ich erfahre nicht, wie schwer. Beide bedürfen jedoch dringender Hilfe unserer Ärztin, die unverletzt ist – um unsere blauen Flecken wird sich also jetzt niemand kümmern können.

„Noch einmal der Käptn. Das Boot ist fast auftriebsneutral – es könnte sich jederzeit von selbst wieder in die aufrechte Lage bewegen. Bitte achte jeder darauf, jederzeit etwas zum Festhalten in der Nähe zu haben!“

„Gute Idee,“ sage ich, als die Rundspruchanlage wieder schweigt, „wahrscheinlich würde sich das Boot aber nur sehr langsam drehen. – Was mich interessiert ist: Warum sind wir denn dann in dieser unwahrscheinlichen Lage liegengeblieben? Sind wir am Ende schon wieder eingeklemmt?“ Wir betrachten die Bildschirme genauer.

Das Wasser ist immer noch nicht klar genug, um darüber etwas zu sagen. Der Grund ist sehr uneben, und allmählich rücken einige Felsbrocken in Sicht.

„Möchte wissen, wie unsere technischen Einrichtungen außerhalb des Druckkörpers aussehen!“ sagt Edwin.

„Wir werden es bald herausfinden!“ sage ich und deute auf die Dialogbox auf den Bildschirmen, die uns noch ein paar Minuten Inaktivität verspricht, „Das Boot ist bald wieder manövrierfähig. – Wenn ich denn zu fassen kriege, der uns das eingebrockt hat!“

„Dieses Erd-Wasser-Sonstwas-Beben eben gerade hat der uns nicht eingebrockt.“ sagt Gerald, „Das hätte uns sowieso erwischt!“

Ich habe etwas im Hinterkopf, irgend etwas ist mir während dieses Vorganges eben aufgefallen – etwas Wichtiges. Aber ich komme jetzt nicht drauf.

„Ernsthafte Schäden haben wir nicht.“ sagt Carola, „Seht euch die Streßanalyse an!“

Sie hat das Kunststück fertiggebracht, ein auf dem Kopf stehendes Terminal zu bedienen. Ich trete hinter sie, und die anderen interessiert das auch.

„Wesentliche Schäden außerhalb des Druckkörpers würde das Programm ja auch melden, nicht?“ fragt Cohäuszchen.

„Ich glaube, ja. – Ja, natürlich.“ sagt Carola, „Aber das Interessanteste – seht euch die Kraftflüße an!“

Ich sehe, was sie meint: „Alle um einen Faktor fünf geringer. Die Tiefenmessung stimmt: Wir haben bloß noch 3050 Meter Wasser über dem Kopf!“

Carola dreht sich zu mir um: „Meinst du, daß wir – daß wir in deiner Welthöhle sind?“

„Es ist nicht ‘meine’ Welthöhle. Aber seht’s euch doch an: Salzgehalt Null, Kohlendioxid am Anschlag der Löslichkeit! Ich glaube, ja! – In den Ozeanen sind wir nicht. Wie hätten wir da auch hinkommen sollen?“

Gerald faßt sich an den Kopf: „Wie hat denn das funktioniert? Kann mir das mal jemand erklären? Wenn wir wirklich da sind – wie sind wir da reingekommen?“

„Ich weiß es nicht.“ sage ich, „Irgendein ‘Ventil-Mechanismus’. Irgend sowas. Aber ich weiß es nicht!“

„So ein Wippstein? Wie in deinem Buch?“ fragt Carola.

„Bei dem Druckunterschied? Ein Ventilmechanismus, der gegen den Druckunterschied arbeitet – ich kanns mir nicht vorstellen. – Eventuell – Ich habs!“

„Was hast du?“

„Die Kohlensäure-Explosionen! Darüber habe ich doch spekuliert, nicht? Das Donnernde Meer! Das müssen die Vorgänge sein, die diesen Mechanismus eben angetrieben haben!“

Gerald geht auf und ab. Das ist auf der gekrümmten Decke des Bootes, die jetzt unser Fußboden ist, etwas schwierig – es gibt viele Möglichkeiten, sich anzustoßen. „Wenn das, was du sagst, richtig ist, Herwig, dann haben wir aber schon ein paar Antworten!“

„Ich stelle auch nur Vermutungen an!“

„Jaja. Aber plausible. Die plötzlichen starken Strömungen, die ich in diesen Tunnels vermutet habe. Die Schleifspuren, die Abwesenheit von Salzwasser. – Alles. Es könnte zusammenpassen!“

„Und wie?“

„Darüber muß ich noch nachdenken. Nebenbei – gibt’s draußen Licht?“

„Das sind unsere eigenen Lampen.“ sage ich, „Und selbst, wenn die nicht wären – auch ein paar tausend Meter Wasser schirmen jede Spur von Licht schon recht gut ab.“

„Jaja. Das stimmt natürlich.“

Die Dialogbox verschwindet von den Bildschirmen. Sofort hören wir Wellington’s Stimme: „Bitte jetzt jeder festhalten. Wir drehen.“

„Optimismus hat er ja.“ sagt Cohäuszchen.

„Das Drehen an sich ist wahrscheinlich noch einfach. Im Krankenrevier haben sie’s mit den beiden Verletzten zu tun – die müssen während des Drehens langsam umgebettet werden!“

Wer immer das Manöver einleitet, weiß das offenbar nur zu gut. Wir spüren es alle an der Bewegung des Bootes und an dem langsamen Driften der Außenbilder: Das Boot hat sich vom Boden abgehoben. Gradweise fängt es an, sich um die Längsachse zu drehen.

„Seht ihr!“ sage ich, „Die Vortriebsmaschinen funktionieren noch! Mit den Regelzellen und den Trimmtanks alleine wäre dieses Manöver sehr schwierig.“

Es dauert acht Minuten. Viel Zeit, sich bei der weiteren Neigung des Raumes neue Standplätze zu suchen, erst an den randseitigen Teilen der Decke, in den Öffnungen der Spantenscheiben, dann endlich auf dem Fußboden. Als das Boot endlich ausgependelt ist, schlägt Cohäuszchen vor:

„Gehen wir in die Kantine und machen da wieder sauber. Die Nautischen haben alle besseres zu tun!“

Buch 3

Pilger in der Welthöhle

Die nächsten Stunden bleibt das Boot, wo es ist – und schon das ist eine gute Nachricht. Unsere Manöverierfähigkeit ist nicht eingeschränkt. Es gibt zahllose kleine Schäden, aber nichts wirklich Ernsthaftes. Jedenfalls, was das Boot betrifft.

Bei den beiden Verletzten hingegen sieht es schlimm aus. Wer dort nichts zu suchen hat, darf nicht ins Krankenrevier: Zuwenig Platz, und wegen der Sterilität. Aber vor der Toilette im zentralen Niedergang fange ich einmal Natalie ab, und die erzählt mir mehr. Sie ist sichtlich beunruhigt und durcheinander. Colbert ist mit dem Gesichtsschädel irgendwo aufgeschlagen und fürchterlich zugerichtet. Er muß sofort bewußtlos gewesen sein und hat das Bewußtsein bis jetzt nicht wiedererlangt. Doktor Morton sieht wenig Chancen dafür, daß er durchkommt. Und wenn doch: Augen, Nase – alles hin. Gebiß zerschmettert. Grauenhaft. Wie soll man da leben?

Auch Peer Elderman ist schlimm dran: Pneumothorax und Herztrauma. Ein halbes Dutzend Rippenbrüche. Irgendetwas hat er sich in die Brust gerammt. Medizinisch beherrschbar – wenn ein Team von Chirurgen bereitstände.

„Und wie geht es der Morton?“ frage ich.

„Sie sieht aus wie ein Gespenst. Aber sie ist ja unverletzt und arbeitet mit der Präzision eines Industrieroboters. Aber sie ist mit diesen zwei Patienten überfordert!“

Seltsam, denke ich: Diesen Vergleich mit dem Industrieroboter – der paßt nicht zu Natalie. Aber darum geht es ja jetzt nicht: „Ist Peer bei Bewußtsein?“

„Manchmal.“ sagt Natalie, „Er hat ja keine Kopfverletzungen. – Ich muß jetzt wieder hin.“ Mit für sie ungewöhnlicher Behendigkeit verschwindet sie via Zentrale in Richtung Revier. Meine Hilfe oder die von jemandem anderem von uns ist jetzt nicht gefragt – sonst hätte sie etwas gesagt. Im vorderen Oberdeck berichte ich, was ich gehört habe.

Während der Aufräumarbeiten verlieren wir wenig Worte. Den meisten steht wohl meine Schilderung vor dem inneren Auge, und obwohl die aus

zweiter Hand ist, ist sie doch vielen in die Knochen gefahren. Jeder kann sich an die Erschütterungen erinnern und nur zu gut vorstellen, was passiert wäre, wenn man sich nicht rechtzeitig festgeschnallt hätte, oder wenn der Sessel gebrochen wäre, oder wenn man sich aus irgendeinem Grunde im Schiff hätte frei bewegen müssen. Jeder könnte jetzt statt Colbert auf der Krankenstation liegen.

Um 15:44 – ich bin im Unterdeck beschäftigt, eine der halbvollen Lebensmitteltruhen umzuräumen, deren Inhalt durcheinandergeschüttelt wurde – hören wir Wellington's Stimme über die Rundspruchanlage:

„Bitte herhören. Hier spricht der Käptn. – Unser Kamerad Sebastian Colbert ist soeben gestorben. Er hat das Bewußtsein nicht wiedererlangt. – Danke."

Nach ein paar Sekunden höre ich die Stimme des Paters aus der Richtung der Kantine. Es hört sich wie 'Friede sei seiner Seele' an, oder so etwas. Diesmal sage ich nichts.

Die Welthöhlenexpedition hat ihr erstes Opfer gefordert. – Nein, ihr zweites: Irene muß man mitzählen. Gerade ich muß das. Aber Sebastian Colbert ist der erste, der gewissermaßen 'vor dem Feind' gefallen ist.

An diesem Abend ist es relativ ruhig in der Kantine. Das liegt zum einen daran, daß nur ein Teil der Besatzung da ist – viele arbeiten durch, um Schäden zu reparieren und das Boot zu prüfen – und daran, daß das Boot sich immer noch an derselben Stelle aufhält, wo optisch nichts zu sehen ist – und da ist natürlich der Gedanke an Colbert. Die Gefährlichkeit der Expedition ist real geworden. Sogar, als das Boot beim Sonnenstein als ganzes eingeklemmt war, ist niemand zu Schaden gekommen. Naß kann man auch im Schwimmbad werden. Aber jetzt ist es anders. Jetzt ist jemand ums Leben gekommen.

Kaum sind wir in der Welthöhle, schlägt sie bereits zu.

Aber noch wissen wir nicht mit letzter Sicherheit, ob wir wirklich dort sind. Carola und Edwin setzen sich beim Abendessen zu mir. Herdentrieb der alten Kollegen?

„Gerald hat die Abendwache, und er nutzt die Gelegenheit, zu horchen! – Die ganze Zeit schon." sagt Edwin, „Ich habe mit ihm gesprochen und ein bißchen mit reingehört."

„In die Außengeräusche?" frage ich.

„Ja. – Das ist nicht uninteressant!"

„Und?" fragt Carola.

„Also, diese Geräusche gleich nach dieser Explosion – oder was immer es war – sind allmählich abgeflaut und dabei immer gleichmäßiger geworden – sie kommen aber nicht aus allen Richtungen, sondern es gibt bevorzugte Richtungen. Und es handelt sich nur noch um ein fernes Rauschen. Manchmal scheint es an- und abzuschwellen, wie Brandung. Aber das kann ein Irrtum sein."

„Kann es, und es ist doch richtig!" sage ich, „Wenn wir wirklich am Ziel sind, und wenn dies wirklich eine Kohlensäureexplosion war, dann ist das Meer noch aufgewühlt und wirft Wellen an irgendwelche Küsten. Weil es aber sehr viele Küsten sind, mittelt sich das weg – An- und Abschwellen ist also eigentlich nicht möglich!"

„Kannst du ihn nicht mal ausreden lassen?" fragt Carola. Ich halte gehorsam den Mund.

„Also, das ist nicht das einzig interessante. Es gibt auch andere Geräusche. Langgezogenes Heulen. Tiefe Rülpser. Wie Tierlaute eben. Aber sehr weit weg. Gerald meint, an der Hörgrenze wimmelt es von solchen Geräuschen, aber um die herauszufiltern müßte man erst noch geeignete Verfahren entwickeln."

„Gibt's Lotungen? Oder hat es noch keiner probiert?"

„Doch, die gibt es." sagt Edwin, „450 Meter über uns ist Felsen. Eine massive Felsdecke. Wir sind also wieder in einer Höhle. Aber zur Seite gibt es in vielen Richtungen keine Echos, das zum einen, und das Wasser ist immer noch so trüb, daß man nicht bis zu dieser Decke durchsehen kann. Gerald sagt, wir sind deshalb vielleicht immer noch nicht in der Welthöhle, aber eventuell in einem Höhlensystem, das mit dieser in Verbindung steht."

„Mmh. Geräusche von rollenden Felsen?"

„Nicht mehr. Jedenfalls nicht mehr mit Sicherheit."

„Hat er schon etwas mehr über den Ventilmechanismus herausgekriegt?"

„Nein. Wie sollte er? Da sind wir alle gleich schlau."

Einen Moment schweigen wir. Dann fragt Carola:

„Wo haben sie Colbert hingelegt?"

„Plastiksack. Tiefkühltruhe. Wenn wir nicht die Aussicht hätten, bald aufzutauchen, würde er wie alle anderen organischen Abfälle behandelt. – Tja – Beerdigungen an Bord sind nicht vorgesehen."

„Soll er über Bord gehen? Seemansgrab?" frage ich.

„Sowas ähnliches stellt Wellington sich wohl vor. – Aber es gibt noch ein Problem – hat Gerald mir erzählt."

„Nämlich?"

„Elderman. Bei seinem Zustand können wir den Druck im Boot nicht erhöhen. Und das müssen wir, wenn wir auftauchen und die Luken aufmachen!"

„Auweih. Das stimmt." sage ich.

„Doktor Morton sagt, es ist völlig unmöglich. Er stirbt, wenn wir jetzt im Boot die physikalischen Bedingungen so sehr ändern!"

„Wir könnten nur den Druck ausgleichen. Feuchtigkeit und Temperatur bleiben, wie sie sind!" schlage ich vor.

„Daran haben sie wohl auch gedacht. Aber es geht nicht."

Ich überlege eine Weile. „Einen gewissen Überdruck könnte die Eingangsschleuse aushalten. Ich habe damals spekuliert, daß wir in Meereshöhe – in Welthöhlen-Meereshöhe – vier Bar Druck haben. Vielleicht geht das?"

Eigentlich sollten wir solche Angaben über das Boot auswendig kennen. Aber ich bin mir nicht sicher. Was die Eingangsschleuse betrifft, so erinnere ich mich an die Angabe 'Druckfest bis ein paar Dutzend Meter'. Wieviel ist denn das?

Den Rest des Abendessens löffeln wir mehr oder weniger schweigend in uns hinein. Gabi Gohlmann setzt sich in Hörweite hin, spricht aber nicht mit uns. Natalie taucht überhaupt nicht auf. Im Moment ist man, wenn man Medizin-Kenntnissen hat, schnell dabei, mit Arbeit eingedeckt zu werden.

„Übermorgen hätte Colbert Nachtwache gehabt. Und Elderman ist auch nicht einsatzfähig." sage ich, „Wellington wird den ganzen Wachplan umstellen müssen."

„Ist das das einzige, was dir jetzt einfällt?" faucht Carola, „Da liegt einer im Sterben, und du denkst daran, daß der keine Wache mehr übernehmen kann und du so mehr Arbeit hast!"

„So mein ich das doch gar nicht!"

„Wie denn? Welchen Nutzen hätte deine Aussage denn?"

„Ich habe nur laut gedacht!"

„Aha. Jedenfalls wissen wir so, was dir am wichtigsten ist."

„Was soll denn das heißen? Wieso bist du überhaupt so aggressiv?"

„Ich bin nicht aggressiv! In deinem Buch gehst du sehr leichtfertig mit Menschenleben um, und jetzt scheint sich das zu wiederholen!"

„Ich habe die beiden nicht umgebracht!"

„Ich verstehe nicht, worüber ihr eigentlich streitet!" versucht Edwin, zu vermitteln.

„Carola will mir irgendetwas unterstellen – und ich verstehe nicht, was!"

Carola steht auf und bringt ihr Tablet weg. Sie spricht kein Wort mehr mit uns und geht in ihre Kabine.

„Hat sie vielleicht mit Elderman oder Colbert etwas gehabt?" frage ich.

„Nein. Kaum Kontakte. So wenig wie wir auch. – Sie ist irgendwie mit den Nerven fertig.“ vermutet Edwin.

„Versagensängste? Weil sie noch nichts über den großen Unbekannten und seine Machtmittel im Rechner herausgefunden hat?“

„Glaube ich nicht. Ich habe ja auch keine, und auch sonst hat niemand etwas herausgefunden – bis jetzt. Nein, ich glaube, sie hat sich die ganze Sache anders vorgestellt.“

„Mmh. Und du? Du müßtest doch genauso beunruhigt sein, oder? Sie ist in keiner Gefahr, in der du nicht auch bist. Und alle anderen an Bord auch. Oder bist du auch mit den Nerven fertig und zeigst es bloß nicht?“

„Nein,“ sagt Edwin, „ich glaube, das ist es nicht. Es ist nur so, daß unter verschiedenen Umständen die Gefahren von verschiedenen Leuten unterschiedlich stark wahrgenommen werden. Carola ist jetzt eben dran. Ich habe vielleicht nicht genug Phantasie. Oder im Moment nicht genug Phantasie. Ich weiß es nicht.“

„Ich weiß noch, wie sie geheult hat, als die Sache mit dem Reaktor passierte. Danach aber nicht mehr.“

„Muß für dich als Schriftsteller doch enorm interessant sein!“ sagt Edwin.

„Wieso?“

„Zu sehen, wie die verschiedenen Menschen in Extremsituationen so ganz unerwartet reagieren!“

„Vielleicht. In Extremsituationen bin ich aber meistens damit beschäftigt, selber zu reagieren. Dann habe ich keine Muße, andere zu beobachten und zu analysieren.“

„Lernt man nicht mehr über die Menschen, wenn man zu schreiben versucht?“ fragt Edwin.

„Wahrscheinlich nicht, weil – was soll denn das heißen: ‘zu schreiben versucht’?“

„Lernt man nicht mehr über die Menschen, wenn man schreibt, meine ich!“

„Aha. – Nein. Wahrscheinlich nicht. Ich kann genausowenig vorhersagen, wie sich jemand in ungewohnten Situationen verhält. Einschließlich meiner eigenen Person. Könnte ich es, dann könnte ich ja aufgrund dieser

profunden Menschenkenntnis herausfinden, wer der große Unbekannte ist, oder?“

„Das wäre nützlich.“

„Ich kann es aber nicht. Ich habe es nicht gelernt. Auch das Schreiben nicht. Ich habe mich nie so besonders für das Schreiben interessiert. – Vielleicht gibt es die Berufung zum Schriftsteller gar nicht, und man schreibt eben nur dann, wenn man etwas zu sagen oder zu berichten hat. Das aber hängt von Zufälligkeiten der eigenen Biographie ab.“

„Ob man zum Beispiel zufällig in die Welthöhle hineingestolpert ist, ja?“

„Genau. – Gewiß, die Sprache muß man schon beherrschen. Und den Wunsch haben, etwas zu Papier zu bringen. Vielleicht noch mehr. – Hemingway hat einmal gesagt, es sei die Kunst – oder Aufgabe? – des Schriftstellers – oder des Journalisten? – einen wahren Satz zu schreiben. Das wäre der Anfang und die Basis aller weiteren schriftstellerischen Aktivitäten. – Ich weiß nicht, ob ich das tue.“

„Du beschreibst doch einfach, was geschieht?“

„Und manchmal, was ich selbst mache, und warum. Da kann ich dem Leser beliebig etwas vorlügen. Und mir selbst auch. Ich merke es vielleicht nicht einmal. – Es ist sehr schwer. Seelischer Striptease. Öfter gerät man an Dinge, die man dem Leser besser nicht erzählen will. Und dann lügt man den Leser eben an.“

„Zum Beispiel, wenn man Aggressionen hat und jemanden umbringen möchte?“ vermutet Edwin, „Oder seltsame Variationen des eigenen Sexualtriebes verspürt?“

„Das zweite ist nicht mein Thema. Jeder hat sexuelle Vorstellungen, die einfach nicht in die Realität hinein abbildbar sind. Insofern ist das wieder weniger interessant. Aber die Sache mit den Aggressionen. – Wenn du an Osont denkst, da habe ich eigentlich nicht verschwiegen, daß ich den Wunsch hatte, ihn zu töten. Und daß ich es auch getan habe.“

„Aber du hast Skrupel beschrieben, als du ihm die Luft abgedrückt hast, in seinem wehrlosen Zustand. Hast du die wirklich gehabt?“

„Du mußt immer daran denken, daß ich das alles viel später aufgeschrieben habe. Alles ist in der Erinnerung schon wieder durchgemahlen wor-

den. Reflektiert. Verdrängt. Wieder hervorgeholt. Rechtfertigungen sind entstanden, im Nachherein. – Ich hatte Skrupel – aber natürlich sind mir die Gedanken nicht wortwörtlich so durch den Kopf geschossen, wie ich es beschrieben habe. Das kann man gar nicht – nicht bei dem zeitlichen Abstand."

„Also, mit dem 'wahren Satz' ist es nichts?"

„Ich glaube, – jaein. Keine Ahnung. – Ich war in der Welthöhle, das habe ich geschrieben, und das ist auch wahr. Alles weitere – Tja."

Edwin nickt. „Dann kann es wohl niemand? – Die Wahrheit beschreiben."

„Als Schriftsteller beschreibt man sowieso nur eine subjektive Wahrheit. Sonst schreibt man ein Fachbuch, und nicht einmal ein gutes. Subjektivität ist für jeden etwas anderes – das subjektive Erleben der Welt. Das ist ein so kompliziertes Wahrnehmungsgebäude – das bringt man einfach nicht zu Papier. Und jemand anders kann es sowieso höchstens teilweise verstehen. Denn der andere hat eine andere Subjektivität. – Vielleicht sollte man alle subjektiven Überlegungen weglassen und sich auf die objektiven Ereignisse und Beschreibungen beschränken. Aber schon die Auswahl ist wieder subjektiv, und jede Wahrnehmung ist sowieso gesteuert durch das eigene Ich und seine Beschränkungen. – Vielleicht, denke ich, macht das die Belletristik so interessant! So viele subjektive Welten, die sich niemals auf einen Nenner bringen lassen. Soviele persönliche Wahrheiten."

„Dann kriegt jetzt jeder seine ganz besondere persönliche Wahrheit serviert." sagt Edwin.

„Das ist eine harte Wahrheit," sage ich, „für Colbert, zum Beispiel. – Das Leben ist ein Buch, das mit dem Tode endet. Und es hat nur einen einzigen aufmerksamen Leser!"

„Brilliant! – Das würde ich verwenden, wenn du noch einmal ein Buch schreibst!" sagt Edwin.

„Ich werde es mir merken!" verspreche ich.

Während ich mit Edwin rede, kann ich die Gedanken schweifen lassen, weil ich ja eigentlich nur Dinge erzähle, die ich auch schon anderen erzählt habe. Dabei kommt mir eine Idee: Was wäre, wenn es sich bei dem großen Unbekannten gerade um Colbert oder Elderman gehandelt hat?

Wieviel Probleme wären dann jetzt für uns gelöst! Aber ich glaube irgendwie nicht daran.

„Sollte man ihn besuchen? – Elderman, meine ich." frage ich, um das Thema zu wechseln.

„Die Morton wird dir mit dem nackten Arsch ins Gesicht springen, wenn du es versuchst! – Der ist noch nicht besuchsfähig."

„Woher weißt du das?"

„Ist doch klar, bei der Verletzung. Außerdem habe ich die Yay gefragt."

„Aha."

Am anderen Morgen gibt es eine Schiffsversammlung, und zwar erst um 10 Uhr. Vorher bringen die Schiffingenieure die Außenortung auf den neuesten Stand, damit wir Entscheidungsgrundlagen haben.

Die CHARMION bewegt sich in dieser Nacht vom 8. auf den 9. Februar 1999 nicht um einen Zentimeter. Wellington will vor jeder weiteren Exkursion ein hundertprozentig einsatzfähiges Boot.

Amerlingen eröffnet, als endlich alle bis auf Doktor Morton und David Aldingborg in der Kantine versammelt sind: „Tagesordnungspunkt für heute: Zustand des Bootes – Zustand der Navigation – Weiteres Vorgehen. Einwände?"

„Zustand Elderman?" frage ich.

„Schlecht. Aber da wir da nichts tun können – außer diese Versammlung deshalb hier abzuhalten und nicht in der Zentrale – eignet sich das nicht für dieses Forum."

„Wir kommen darauf zurück." sage ich. Amerlingen läßt sich seine Verwunderung nicht anmerken, oder er ahnt, worauf ich hinauswill.

„Also einverstanden. Das Boot. Ich darf zusammenfassen, ja? So, wie es aussieht, ist nichts wesentliches zu Bruch gegangen. Das trifft auch besonders für alles zu, was sich außerhalb des Druckkörpers befindet: Kameras, Scheinwerfer, alle Vortriebs- und Manöverpropeller.

„Äußere Tauchtanks?" frage ich.

„Geprüft. Auch dicht. Kaum zu glauben, aber wahr. – Die Kollisionsschienen sind ordentlich verschrammt – aber dazu sind sie da."

„Wie knapp war es eigentlich?" fragt der Pater.

„Das wird für immer ein Rätsel bleiben. Die Aufzeichnungen der Trägheitsnavigation sind ungenau – sehr ungenau. Es hat einfach niemand damit gerechnet, daß das Boot jemals solchen heftigen Bewegungen ausgesetzt werden würde. Was uns wahrscheinlich vor dem drohenden Versagen des Druckkörpers gerettet hat, ist der plötzliche Druckabfall, der Millisekunden vor den stärksten Beschleunigungen auftrat. Tatsächlich sollte das Boot in der Lage sein, ohne diesen großen Außendruck von einem riesigen Tennisschläger in einer Zehntelsekunde auf Schallgeschwindigkeit gekickt zu werden, ohne zu zerbrechen. Solche Beschleunigungen würde natürlich niemand an Bord überleben, ob angeschnallt oder nicht. Tatsächlich war unsere größte Geschwindigkeit etwa 180 Meter pro Sekunde, und da die Beschleunigungen für Sekunden anhielten, sind wir Beschleunigungen von bis zu einem Dutzend G ausgesetzt gewesen. Mehr nicht."

Er macht eine Pause, um diese Information wirken zu lassen. Ein Dutzend G! „Warum hat es dann auch nicht unter den angeschnallten mehr Knochenbrüche und Genickbrüche gegeben?" frage ich. Nur zu gut erinnere ich mich an Carola's Kopf, der in meinem Blickfeld schaukelte, als ob ihn jemand abreißen wollte.

„Glück. Zufall. Und die Beschleunigungen stiegen so an, daß alle die Nackenmuskeln rechtzeitig maximal angespannt haben. Außerdem hängt sowas von der Richtung der Beschleunigungen ab. – Ich glaube, es hätte jetzt schon die Hälfte der Besatzung tot sein können, unter geringfügiger Variation der Umstände. Wir hätten zum Beispiel bloß mit den Felswänden kollidieren müssen. Es kann sich ja jeder die Aufzeichnungen ansehen, um zu erkennen, wie nahe wir dran waren."

„Aber das Boot wäre auch heil geblieben?" fragt Cohäuszchen.

„Wahrscheinlich ja."

„Beruhigend." Kurzes Lachen in der Runde. Amerlingen redet weiter:

„Unsere Trägheitsnavigation ist natürlich nicht ganz aus dem Tritt gekommen, weil wir in der kurzen Zeit der heftigsten Bewegung nicht weiter als ein paar hundert Meter versetzt worden sein können – die Richtungen der Bewegung haben sich ja dauernd geändert. Die Jungfrauen-Spalte ist nicht mehr als 1 bis 3 Kilometer von uns entfernt. Genauer wissen wir es

nicht. Aber das ist ja genau genug, um definitiv festzustellen, daß wir uns in einem Wasservolumen aufhalten, das keine Verbindung zu den Weltmeeren hat. Jedenfalls die meiste Zeit."

„Also sind wir in der Welthöhle?"

„Wir kommen gleich dazu. Die meisten wollen sicher wissen, was eigentlich genau passiert ist, und manche haben ja schon Mutmaßungen unseres Geologen gehört. Gibt es neue Erkenntnisse, Herr Amurdarjew?"

Gerald steht auf, damit ihn alle hören können. Er tritt hinter seinen Sitz:

„Ich kann nicht viel neues sagen. Am plausibelsten ist folgendes: Es gibt eine Art Ventil, das die Welthöhle gegen das Wasser der Ozeane abschließt. Dieses ist nicht ganz dicht, so daß es zu den etwa 15 Kubikmetern Wasser pro Sekunde kommt, die aus dem äußeren Höhlensystem in die Welthöhle einsickert. Diese Leckrate ist nicht konstant, sie kann kleiner, aber auch vielleicht viel größer sein. – Und es gibt einen Mechanismus, der dieses Ventil von Zeit zu Zeit öffnet. Dabei wird Wasser sowohl von außen in die Welthöhle genommen als auch welches nach außen gedrückt. – Welche dieser Wassermengen größer ist, und ob dieses Verhältnis bei jeder dieser Öffnungsvorgänge dasselbe ist, das wissen wir nicht. – Wahrscheinlich geht bei diesen Öffnungsvorgängen mehr Wasser raus als rein."

„Welche Wassermenge?" fragt Cohäuszchen, „Welche Wassermenge wird denn da ausgetauscht?"

„Größenordnung einige Dutzend Millionen von Kubikmetern. – Soviel muß es mindestens sein, um das Süßwasser in den Außenhöhlen zu erklären. – Ja, und über die Häufigkeit dieses Öffnungsmechanismus kann man nur spekulieren. Er könnte in Abständen von Monaten oder Jahren ausgelöst werden. Mehr kann es nicht sein, wegen der Wasserbilanz, und weil es dann sehr unwahrscheinlich wäre, daß dieser Mechanismus gerade bei unserer Anwesenheit ausgelöst worden wäre."

„Können wir ihn ausgelöst haben?" fragt Cohäuszchen.

„Glaube ich nicht. Weiß ich aber nicht. – So, das rätselhafte ist – ja, rätselhaft ist eigentlich eine ganze Menge. In geologischen Zeiträumen müßte dieser Mechanismus ja Millionen Male ausgelöst worden sein. Für irgendeine mechanische Vorrichtung erscheint mir das viel. Kein Haushaltswas-

serhahn hält einige Million Betätigungen aus. Dann – die erheblichen Erschütterungen. Wie stark sie waren, haben wir ja alle am eigenen Leib zu spüren bekommen. Daß wir oben mit seismischen Messungen so gar nichts davon bemerkt haben sollten!“

„Wie die Welthöhle selber!“ sage ich, „Derselbe Grund, der die Welthöhle der seismischen Exploration entzieht, muß auch schon diese Vorgänge seismisch abgeschirmt haben!“

„Wahrscheinlich ist es so. Bleiben nur noch die Fragen nach der genauen Natur dieses Mechanismus, und danach, wie er angetrieben wird. Da wurde ja schon mehrfach über die Kohlensäureexplosionen spekuliert, die Herwig aus der Welthöhle berichtet hat. Diese Vorgänge, die wir ja auch nicht genau kennen – gar nicht kennen, muß man sagen – müssen sehr heftig sein. Immerhin haben sie in der Welthöhle zu der Bezeichnung ‘Donnerndes Meer’ geführt. – Herwig, dieser Sturm, der vor der Insel der Sachinor euren Saurierfänger zerschlagen hat, war eigentlich das der Ausläufer einer Kohlensäureexplosion?“

„Weiß ich nicht.“ antworte ich, „Heftige meteorologische Vorgänge könnten auch auf andere Weise entstehen. Aufbau eines zu großen vertikalen Temperaturgradienten, zum Beispiel. Meteorologen haben ja schon darüber Vermutungen angestellt, ob diese stabile Luft- und Wolkenschichtung, wie ich sie beschrieben habe, überhaupt stabil sein kann. Da muß ja schließlich eine ganze Menge Erdwärme irgendwie durch die Welthöhle durch!“

„Das stimmt. – Gut. Da wissen wir also auch nichts genaues. Kohlensäureexplosion – vielleicht. Ob das wirklich etwas mit Kohlensäure zu tun hat, wissen wir ja auch nicht – den einzigen meßbaren Hinweis in diese Richtung haben wir in der Tatsache, daß jetzt draußen im Wasser soviel Kohlendioxid gelöst ist, daß dem im Geichgewichtszustand in einer darüberliegenden Atmosphäre eine so hohe Konzentration dieses Gases entsprechen würde, daß Herwig und seine Frau damals ihr Abenteuer nicht überlebt hätten. Die umgebenden chemischen Werte sind also kein Gleichgewichtszustand. Kann man dem soweit folgen?“

„Ja.“ sagt Cohäuszchen, und auch andere nicken.

„Und der Mechanismus. – Tja. Nichts genaues weiß man nicht. Eine Vorausalternative ist: Künstlich oder natürlich? – Ich will ja niemanden beeinflußen, aber die Heftigkeit der Vorgänge lassen auf einen natürlichen Vorgang schließen."

„Und ihre genaue und häufige Wiederholbarkeit?" frage ich, „Und die perfekte seismische Abschirmung?"

„Ich habe keine hundertprozentig passenden Antworten versprochen. Die seismische Abschirmung ist ein Phänomen, das die gesamte Welthöhle betrifft. Und die genaue Wiederholbarkeit – Tja, das ist wirklich ein Problem. Herwig, der Kippsteinmechanismus, durch den ihr zum Schluß in das Loch Ness gekommen seid – war der natürlich oder künstlich?"

„Da würde ich auf künstlich tippen. Zumindestens teilweise. Vielleicht waren geeignete Höhlen und ein geeignet instabil gelageter Fels vorher vorhanden. Aber die ganze Dimension dieser Anlage war ja viel bescheidener. Das kann durch Menschenhand gemacht werden, insbesondere auch deshalb, weil wir wissen, daß es in der Welthöhle Wesen gegeben hat – oder irgendwo noch gibt – die mit der Bearbeitung von Fels hervorragende Erfahrungen und Fertigkeiten haben. – Ja, aber es ist ein Unterschied, ob man Anlagen für Druckunterschiede von einigen Bar oder von tausend Bar baut. Letzteres – ich darf nur daran erinnern, daß es auch in unserer technischen Zivilisation nicht viele Einrichtungen gibt, die mit solchen Druckunterschieden umgehen können, und daß dieses Boot dazu gehört, und jeder hier weiß, was es gekostet hat. Nein, wenn ihr mich fragt – das wo wir gestern durchgekommen sind, das ist nicht künstlich. Nicht einmal künstlich manipuliert."

„Das macht die Beantwortung der Frage nach diesem Mechanismus nicht eben einfacher!" sagt Gerald.

„Macht doch mal ein Denkmodell! Wenigstens ein geologisch denkbares Modell, das die Vorgänge erklärt!" schlägt Amerlingen vor.

„Wenn ich das versuche, denke ich immer an Herwig's Kippstein oder Wippstein!" sagt Gerald, „Und ob es so etwas sein könnte."

„Das müßte schon ein ganzer Berg sein! Ein Kippberg eben." werfe ich ein.

„Gut. Dann mal so: Wir wissen, daß der Oesophagus maximus und die Jungfrauen-Spalte deutlich tiefer lagen las das Tiefenniveau der Meeresoberfläche in der Welthöhle – selbst, wenn die Schätzungen für die letztere ein paar tausend Meter daneben liegen. Gut. Stellen wir uns mal vor, diese langen Außenhöhlen UNTERTUNNELN die Welthöhle und die Meere in ihr stellenweise!“

„Phantastische Vorstellung!“ sage ich.

„Nicht wahr? Wir hatten die Welthöhle schon über unseren Köpfen! – Da ließe sich auch etwas über die Umgebungstemperaturen, die wir im Oesophagus maximus vorgefunden haben und die wir hätten vorfinden müssen, sagen. Aber dazu kommen wir später. Also: Wir waren schon unter der Welthöhle. Stellen wir uns dann eine Verbindung zur Welthöhle vor – einen Spalt etwa. Durch den müßte ja, bedingt durch den immensen Druckunterschied, eine immense Wassermenge hindurchschießen. Mit enormen Geschwindigkeiten. Wenn nicht…“

„Wenn nicht?“ frage ich.

„Wenn nicht oben, auf dem Spalt, etwas draufliegt.“

„Unser Kippberg?“

„Genau. Jedenfalls ein Konglomerat aus Felsen oder irgend etwas, das in der Lage ist, diesen Spalt gegen den immensen Druck abzuschließen. Und das wohl nur durch das Eigengewicht. Das würde zum Beispiel die Leckrate erklären, und ihre Änderungen. Die Schleifspuren in den äußeren Höhlen würde es erklären.“

„Moment. Noch nicht. Die sind erst erklärbar, wenn man annimmt, daß dieser Kippberg ab und zu etwas angehoben wird, und so dieses Ventil quasi aufgeht!“ sage ich.

„Stimmt – ich war schon etwas zu weit. Der Öffnungsmechanismus. Große, explosionsartige Vorgänge, die diesen Berg anheben und gleichzeitig an diesem Spalt einen solchen Überdruck erzeugen, daß Wasser nach außen gedrückt wird. Viel Wasser.“

„Mmh.“ sagt Cohäuszchen. Gerald sieht ihn erwartungsvoll an: „Ja?“

„Jetzt muß ich aber mal aus dem Nähkästchen plaudern – ich habe mit Sprengstoffen gearbeitet. Ein handelsüblicher Sprengstoff erzeugt Detonationsdrucke von einigen zehntausend Bar – das ist schon richtig. Aber

schon in geringem Abstand vom Detonationspunkt werden so hohe Drukke bei weitem nicht mehr erreicht. Und um hier Wasser nach draußen zu drücken, sind doch über tausend Bar notwendig, nicht? Wenn wir dann noch über diese Kohlensäureexplosionen spekulieren, bei denen es sich ja allenfalls um heftige Entlösungsvorgänge handeln kann – mit solchen Vorgängen sind solche Drucke nicht machbar!“

„Auch, wenn sich das ganze unter viel höheren Grunddrucken abspielt? 300 Bar haben wir hier noch!“

„Ich – äh – weiß nicht. Tja, es hat wenig Grund gegeben, sich mit der Löslichkeit von CO2 unter 40 bis 50 Grad und 300 Bar an aufwärts zu beschäftigen.“

„Also Neuland der physikalischen Chemie?“ fragt Amerlingen.

„Ich werde die Literatur durchkämmen!“ verspricht Cohäuszchen.

Gerald fährt fort: „Es ist ja nur eine Idee unter vielen – es muß ja nicht eine Kohlensäureexplosion sein. Wir wollten ja auch nur ein plausibles Denkmodell entwickeln, nicht?“

„Ja, sicher! Das ist doch schon sehr schön!“ sagt Amerlingen.

Kommen wir denn auf demselben Wege zurück?“ frage ich, „Das müßte doch mit dem Wasserstoß nach draußen möglich sein!“

„Ne. Das würde ich nicht versuchen. Wir haben einfach Glück gehabt, daß wir nirgends angestoßen sind. Bei diesen Strömungsgeschwindigkeiten. Außerdem kennen wir das genaue Timing nur ungenau.“ Amerlingen hat sich wohl über das Zurückfahren schon mehr Gedanken gemacht. „Es gab zunächst eine Strömung nach außen. Da war die Spaltdecke noch zu. Zu diesem Zeitpunkt wurde das Boot nach unten gedrückt und klemmte sich dabei fest. Dann wurde der Kippberg angehoben – wenn es denn ein solcher war – und die Strömung kehrte sich um und nahm die maximalen Werte an. Damit wurde das Boot aus der Einklammerung befreit und in die Welthöhle gespült. Dann aber stieg der Druck wieder an, bedingt durch die Druckwellen der Kohlensäureexplosion, die jetzt erst ankamen, und die Strömungsrichtung kehrte sich wieder um. Dabei blieb es dann, bis der Kippberg sich wieder in seine vorherige Position senkte. – Letzteres ist etwas spekulativ, weil das Boot inzwischen nicht mehr am Ort des Geschehens war. – Wäre es das gewesen, dann wären wir eventuell gleich

wieder aus der Welthöhle hinausbefördert worden, oder, schlimmer, der Berg hätte uns zerquetscht."

Gerald nickt dazu: „So würde ich es auch sehen."

„Das heißt doch," fasse ich zusammen, „daß wir es einem extrem unwahrscheinlichen Vorgang zu verdanken haben, daß wir angekommen sind! Das konnte niemand vorhersehen! – Dieses ganze Unternehmen beruhte aber auf der Annahme, daß es eine solch unwahrscheinlich erscheinende Möglichkeit geben müsse! – Als SF-Autor dürfte man sich so etwas nicht einfallen lassen. Das kaufen einem die Leser nicht ab! – Aber ein so teures Projekt auf eine so schwache Annahme zu stellen, das ging offenbar ganz gut."

„Herwig denkt schon wieder an sein nächstes Buch!" grinst Edwin, und Cohäuszchen schlägt vor: „Dann verschweige doch einfach alles! Du kannst ja schreiben, daß wir durch Teleportation hineingekommen sind!"

„Du bist unernst." stelle ich fest.

„Wollen wir zum Thema zurückkommen?" fragt Wellington, der sonst noch nichts gesagt hat.

„Ich bin eigentlich jetzt fertig." sagt Gerald, „Noch mehr Einzelheiten herauszuspekulieren wäre unklug. Der Möglichkeiten sind zuviele."

„Okay." meint Amerlingen, „Ja, danke. Zumindestens können wir uns jetzt etwas vorstellen. Und was die Rückkehr betrifft, so haben wir ja die zwei Möglichkeiten, die Herr Homberg uns in seinem Buch beschrieben hat."

„Nicht unbedingt." sage ich, „Ich weiß nicht, ob der Wippstein wieder in seinen vorherigen Zustand zurückgekehrt ist."

„Was ist jetzt schon noch gewiß. – Also. Letzter Tagesordnungspunkt: Das weitere Vorgehen. – Ach ja, vorher möchte ich noch erwähnen, wie unsere Navigation beeinflußt worden ist. Es hat zwar Fehler gegeben, aber die können in ihrer Größe nach oben abgeschätzt werden. Wir gehen davon aus, daß unsere letzten Tiefenmessungen in der Jungfrauen-Spalte, bevor die Strömungsvariationen einsetzten, korrekt waren. Das waren an ihrem oberen Ende 15.100 Meter. Die Trägheitsnavigation behauptet nun, daß wir um bloß 70 Meter nach oben versetzt worden sind. Die Unsicherheit ist allerdings plusminus 200 Meter. Daraus, daß wir jetzt eine Tiefe

von 3050 Metern messen – Süßwasser vorausgesetzt, was ja konsistent mit den Beobachtungen von Herrn Homberg in der Welthöhle ist – ergibt sich, daß die tatsächliche Tiefe der Oberfläche der Meere in der Welthöhle 15.100 – 70 – 3050 Meter ist. Das sind 11.980 Meter."

„Moment," sage ich, „Drucktiefe entspricht nicht tatsächlicher Tiefe. Oben haben wir wahrscheinlich etwa vier Bar!"

„Lassen Sie mich doch ausreden! Ich komme gerade dazu. – Also, wenn der atmosphärische Druck tatsächlich vier Bar ist, wie Herr Homberg damals vermutet hat, dann müssen wir noch einmal 30 Meter von der derzeitigen Drucktiefe abziehen – wir hätten also nur 3020 Meter Wasser über dem Kopf. 15.100 – 70 – 3020 Meter sind 12.010 Meter. Also rund 12 Kilometer. Das sind 1500 Meter mehr als Sie es damals geschätzt haben. Würden Sie das für möglich halten, Herr Homberg?"

„Ja. Daß der Höhenmesser ein bißchen Blödsinn anzeigt, unter diesen Bedingungen, für die er nicht gebaut wurde, das haben wir ja schon vermutet. Und was unsere körperliche Anstrengung betrifft – ich weiß nicht. Wir wären dann also um 15 Prozent leistungsfähiger gewesen als wir es vermutet haben. – Naja, ausgeschlossen ist es natürlich nicht. – Andere Möglichkeit wäre, daß der Meeresspiegel in der Welthöhle um 1500 Meter abgesunken ist. Aber das können wir wohl ausschließen, denke ich. Wo sollte das viele Wasser sonst auch hingekommen sein?"

„Gut. 12 Kilometer. Dann: Die momentane Außentemperatur ist fast dieselbe wie in der Jungfrauen-Spalte, nämlich 48 Grad. Äh – Die Oberflächentemperatur des Wassers in der Welthöhle war weniger, nicht wahr, Herr Homberg?"

„Körpertemperatur. 37 Grad etwa. Mehr hätten wir ja gar nicht ausgehalten – es war soweiso die ganze Zeit an der Grenze."

„Gut. Das heißt also, daß es hier keine zu direkte Verbindung zur Oberfläche des Welthöhlenozeans geben kann, weil sich sonst die Temperaturen durch Konvektion schnell angleichen würden."

„Nana – so einfach ist das nicht!" widerspreche ich, „Es ist durchaus möglich, daß die Wasseroberflächentemperatur lokal gelegentlich höher ist!"

„Gut. Also noch eine offene Frage.“ sagt Amerlingen, „Also – weiteres Vorgehen. Die Frage beinhaltet: Weitere Kurse, Druckangleich an die hiesigen atmosphärischen Verhältnisse, und Angleich an den 27-Stunden-Rhythmus. Vorschläge?“

„Druckangleich geht nicht wegen Elderman.“ sagt Edwin, „Doktor Morton sagt, er stirbt, wenn wir den Druck im Boot erhöhen!“

„Mmh.“ sagt Amerlingen, „Das hat sie mir auch schon angedeutet.“

„Das müssen wir ja auch nicht überstürzen!“ schlage ich vor, „Noch sind wir nicht an der Oberfläche. Den genauen Druck dort kennen wir auch noch nicht.“

„Das Problem ist“ sagt Amerlingen, „daß wir eine Druckerhöhung von einem auf vier Bar nicht momentan vornehmen können. Sie haben sich damals auf Ihrem Weg nach unten langsam aklimatisieren können. Sie haben sich gleichzeitig körperlich angestrengt. Das alles fällt jetzt bei uns weg! Wir müßten den Druck langsam steigern.“

„Ja, sicher! Aber wir brauchen die Luken ja nicht gleich aufzumachen, wenn wir an die Oberfläche kommen!“

Amerlingen sieht Wellington an. Der kratzt sich am Kopf: „Vertagen wir diese Entscheidung. Vielleicht gibt es ja bis dahin andere Gesichtspunkte.“

Das war ein bißchen undiplomatisch. Wohl nicht nur ich habe daraus verstanden: ‘Vielleicht ist Elderman bis dahin tot.’

„Gut. Vertagen wir. – Es gäbe dann ja auch noch die Möglichkeit, den Druck im Boot so langsam zu steigern, daß das sogar für einen Schwerverletzten erträglich ist. Ich werde das mit Frau Doktor Morton abklären. – Was ist mit dem 27-Stunden-Tag?“

„Niemand zwingt uns, diesen Rhythmus mitzumachen. Außerdem liegt er im Moment etwas ungünstig!“ sage ich und zeige auf den SISC: Wenn der 27-Stunden-Rhythmus exakt diese Länge hat, dann beginnt heute die Schlafperiode um 8 Uhr morgens und endet um 17 Uhr am Nachmittag.

„Vertagen wir das also auch. Gut. Weiteres Programm also: Suchkreuzen. Wie sich inzwischen wohl rumgesprochen hat, gibt es 450 Meter über uns eine Felsdecke. Ob diese zum Kippberg gehört, oder wie unsere Umgebung sonst aussieht, wissen wir nicht. Wenn wir die Außenscheinwerfer ausmachen, können wir keinerlei anderes Licht nachweisen. An Geräu-

schen haben wir schwaches, anisotropes Rauschen und Geräusche, die sich als Tierlaute deuten lassen. Das heißt, daß es einen Weg zur Oberfläche gibt. Geben muß. Wir müssen ihn nur noch finden. Das tun wir jetzt. Einwände?“

Als das nicht der Fall ist, beendet Amerlingen die Versammlung: „Gut. Haben wir noch etwas?“

„Wann feiern wir?“ fragt Cohäuszchen.

„Sowie Herr Elderman in der Lage ist, mitzufeiern. Nochwas?“

„Gibt’s Hinweise, daß das ‘Ventil’ nicht ganz zu ist? Geräusche?“ frage ich.

„Nein. Wir empfangen keine. Nochwas? – Gut. Ich danke Ihnen. Bitte auf die Stationen!“

Suchkurs

Als das Boot sich um 11:30 Uhr dieses Tages, des 9. Februars wieder in Bewegung setzt, stellt sich in der Tat heraus, daß es die ganze bisherige Fahrt unbeschadet überstanden hat. Die Manöverbewegungen sind so präzise wie eh und je. Europäische Präzisionsarbeit! Man könnte stolz sein. So ab und zu muß man sich eben klarmachen, daß in der CHARMION mehr Gehirnschmalz und mehr Geld steckt als im Mondprojekt der NASA vor 30 Jahren.

Zunächst steigen wir senkrecht nach oben, um die Höhlendecke zu inspizieren. Dabei präzisiert sich das Ortungsbild der Umgebung. Es handelt sich um ein gewaltiges Gewölbe, das wesentlich weiter als hoch ist, und schon die Höhe ist mit 500 Metern eindrucksvoll genug. In verschiedenen horizontalen Richtungen gibt es echofreie Gebiete. Dort werden wir als nächstes nachforschen.

Auch, als die Höhlendecke in Sicht kommt, kann unser Geologe keine definitiven Aussagen treffen. Für uns Laien sieht sowieso jeder Felsen gleich aus, und Gerald findet nichts auffälliges. Trotzdem wäre die Aussage, ob diese Höhlendecke zum Kippberg gehört oder nicht, ja interessant gewesen.

Dann sinkt die CHARMION wieder und nimmt Kurs auf das erste echofreie Gebiet in Ostrichtung. Im Verlaufe dieser nächsten paar Dutzend Minuten kommt man tatsächlich zu der Ansicht, daß die Felsen über uns zu einer nicht fest mit dem Untergrund verbunden Formation gehören – die Wände des Gewölbes treffen seinen Grund immer in spitzem Winkel, so, als seien diese großen Beulen aus Fels in den Untergrund hineingedrückt worden.

Dann gibt es aber auch immer wieder Spalten und Klüfte, die der Vorstellung eines einzigen großen, monolithischen Blockes über unseren Köpfen widersprechen. Wir können uns aber nicht mit Einzeluntersuchungen aufhalten.

Das Gewölbe wird sehr flach – 70 Meter hoch und 240 Meter weit. Wir sind gezwungen, einige Umwege zu fahren – die Geometrie dieser Gewölbe stellt sich als unübersichtlich heraus. Als wir einem Nordkurs folgen,

bricht der Boden plötzlich ab. Die Tiefenlotungen ergeben kein Signal mehr. Da die Höhlendecke sich nicht senkt, so daß wir nicht zu größerer Tauchtiefe gezwungen sind, halten wir diesen Kurs bei. Die Struktur der Höhlendecke über unseren Köpfen wird komplizierter und unübersichtlicher.

„Um einen beweglichen Berg herum“ sagt Gerald, „würde ich eine ganze Menge Lücken erwarten, durch die man aufsteigen kann. Aber wir haben noch nichts dergleichen gefunden. – Es muß doch so sein, oder?“

„Nicht unbedingt,“ sage ich, „Wenn dieser Berg immer wieder präzise in dieselbe Position zurückfällt, kann das ja daran liegen, daß er rundherum keinerlei Spielraum hat!“

„Tja. – Vielleicht.“ sagt Gerald. Er scheint mir irgendwie betrübt ob der vielen ungelösten Fragen. Aber vielleicht irre ich mich.

Dann greift Gerald wieder in die Tasten: „Ich schalte die akustischen Außensignale herein, ja?“ Niemand widerspricht. Gerald dreht die Verstärkung soweit auf, daß ein Rauschen an der Grenze der Hörbarkeit erscheint.

„Ist das nun Verstärkerrauschen, oder ist das echt?“ frage ich.

„Vorhin war es echt. Aber hier sind wir offenbar in einer akustischen Totzone. Kann sein, daß das Rauschen unter das Verstärkerrauschen gesunken ist. – Kann man da nicht etwas machen? Herwig, du bist doch Physiker! Ich habe mal gehört, daß es Geräte gibt, mit denen man ein Signal ‘aus einem Meer von Rauschen’ herausholen kann. Wie macht man das?“

„Das gibt es – das hilft uns aber nichts. Das geht nämlich nur, wenn man schon eine ganze Menge über das zu empfangende Signal weiß. Einfachster Fall: Das Signal ist nur in einem bestimmten Frequenzbereich zu erwarten. Dann blendet man eben alle anderen Frequenzbereiche aus. Damit wird man dann auch nicht von dem Rauschen aus diesen anderen Frequenzbereichen gestört. So einfach ist das. Wenn man aber überhaupt nichts über das Signal weiß, dann bleibt einem ja nichts anderes übrig, als das gesamte verfügbare Frequenzband abzulauschen. Und dann hört man eben auch das gesamte Rauschen, das in diesem Frequenzbereich erzeugt wird. – Willst du auf Tierlaute hinaus?“

„Auch. Aber das Rauschen von vorhin – Wellenrauschen. Das interessiert mich."

„Rauschen aus Rauschen herausfiltern? Tut mir leid. Physikalisch unmöglich."

„Habe ich mir fast schon gedacht. Und Tierlaute?"

„Schon eher. Die meisten akustischen Äußerungen von Tieren beschränken sich auf ein paar wohldefinierte Frequenzen. Allerdings pflegen die sich in der Tonhöhe zu ändern. Wenn man die Verstärkerempfindlichkeit gerade auf diese Frequenzen einschränkt, dann kann man allerdings solche Lautäußerungen nachweisen, die noch unter dem thermischen Rauschen liegen. Aber auch hier gilt wieder: Man muß vorher wissen, wie die Lautäußerungen aussehen, die man erwartet."

„Vielleicht haben wir ja auch anders Glück, Herwig!" schlägt Edwin vor, „Sieh dir doch diese unübersichtliche Topographie da draußen an! Das sieht doch aus wie eine Hügellandschaft. So etwas ist doch ein wunderschönes Habitat für Jagdtiere! – Vielleicht haben wir Begegnungen aus der Nähe."

Bevor ich mich drüber wundern kann, woher Edwin diese Terminologie so genau kennt, kommt mir Doktor Reinhardt zuvor: „Nein, Herr Daum! Da irren Sie sich. Wir sind tiefer als 3000 Meter. In dieser Tiefe werden sie keine großen Raubtiere finden, gleich welcher Gattung. Das ist völlig unmöglich, und zwar…"

Die Begründung, die Reinhardt geben will, erfahren wir nicht. Ein kräftiger Rülpser schwappt in tiefem Baß aus den Lautsprechern und geht in ein langgezogenes Knurren über. Weil Gerald die Verstärkung soweit aufgedreht hat, können wir unsere eigenen Worte nicht mehr verstehen.

Aber schon dreht Gerald die Lautstärke herunter. Mein Herzschlag ist ein bißchen schneller – die Plötzlichkeit hat uns wohl alle erschreckt. Aber trotzdem: manche Siege der wissenschaftlichen Auseinandersetzung muß man kalt genießen:

„Sprechen Sie weiter, Herr Doktor Reinhardt!" sage ich, „Wir hören aufmerksam zu!" Reinhardt sagt erst einmal nichts.

„Das war ganz nahe. Sieht jemand was?" fragt Carola. Wir nehmen die Außenaufnahmen sämtlicher laufenden Außenkameras auf die Bildschir-

me. Die hängende Hügellandschaft da draußen sieht genauso aus wie zuvor, aber jetzt erwartet man eigentlich, daß sich plötzlich ein Monster hinter einem der Hügel hervorwagt.

„Es muß nichts großes gewesen sein. Die Verstärkung und die Lautstärke – das hat uns alle erschreckt.“ sage ich.

„Warum brüllt es gerade jetzt?“ fragt Edwin.

„Wenn es brüllen kann, dann wird es irgendwann auch brüllen. Warum denn nicht gerade jetzt? – Aber wie gesagt, es kann viel leiser gewesen sein, als wir uns das jetzt vorstellen.“

Das Boot befinden sich etwa 150 Meter unter der hängenden zerklüfteten Hügellandschaft – soweit man eine solche Aussage überhaupt machen kann. Die höchsten Hügel – also die, die am tiefsten herunterhängen – erreichen das Höhenniveau des Bootes. Wenn wir noch etwas tiefer gehen, wird das Licht der Scheinwerfer im nicht ganz klaren Wasser vollständig gestreut, bevor es auf die hängenden Felsen fällt. Deshalb läßt Wellington offenbar nicht tiefer steuern. Ist auch interessanter so.

„Da bewegt sich was! Voraus!“ sagt Gerald. Er kann die Echolotbilder schneller interpretieren als wir.

„Wieweit voraus? Wie groß?“ fragt Carola. Ihre Stimme klingt unruhig. Und „Kann man was sehen?“ fragt Gabi. Man kann nicht. Aber unsere Augen kleben an den Bildschirmen.

„Vielleicht ist es beunruhigt wegen dem Licht.“ sagt Carola wieder.

„Wegen des Lichtes!“ korrigiere ich.

„Im Duden steht immer noch, daß Dativ auch geht!“

„Könnt ihr eure Grammatik nicht nach dieser Reise ausdiskutieren? Außerdem heißt es ‘durch das Licht’. – Da vorne bewegt sich wirklich etwas!“ sagt Edwin.

„Ich kann noch nichts sehen.“ sage ich, „Aber es kann nicht groß sein. Wir müßten uns über die absolute Lautstärke…“

Die Lautstärke wird uns wieder vorgeführt. Und dann sehen wir alle, daß sich in Fahrtrichtung etwas bewegt. Es fällt aus der Hügellandschaft herab.

„Mein Gott! – ist das groß!“ flüstert Carola.

Wir alle werden leichter. Der Rudergänger gibt Tiefenruder. Die CHARMION beschleunigt, um so rascher Tiefe zu gewinnen. Auch in der Zentrale hat man die flache Fleischscheibe, die sich mit welligen Bewegungen rasch nähert, gesehen.

„Warum gehen wir nicht nach oben und verstecken uns zwischen den Hügeln?“ schreit Carola mit steigender Lautstärke. Dann ist es da, stößt gegen das Boot. Alles schwankt.

„Festhalten und Anschnallen!“ hören wir gleichzeitig über die Rundspruchanlage, „Es ist keine Gefahr! Wiederhole, es ist keine Gefahr!“

„Ist es wirklich nicht! Es kann das Boot nicht verdauen!“ rufe ich, als ich mit meinem Sitz kämpfe. Die Bewegungen des Bootes sind nicht hart, aber unvorhersagbar. Dazu das Scharren auf der Außenhaut und ein tiefes Knurren, Scharren und Schürfen. Trotzdem gelingt es mir schnell, mich anzuschnallen.

„Ist das ein Rochen?“ fragt Edwin.

„Frag Herrn Reinhardt! Der weiß doch alles!“ Im gleichen Moment tut es mir leid – ich wollte Reinhardt nicht beleidigen. Habe ich aber vielleicht auch gar nicht, denn er antwortet mit ziemlich sachlichem Tonfall: „Sieht so aus. Man erkennt ja kaum etwas!“

In der Tat können wir das Tier nicht als Ganzes erkennen, und auch nicht, was es macht. Es scheint das Boot zu umfassen, weil wir die graue Haut gleichzeitig auf Bildschirmen sehen, die Kameras an entgegengesetzten Seiten des Schiffes zugeordnet sind. Will es das Boot zerdrücken? Zerschlagen? Zerbeißen? Ich weiß nicht. Aber ich habe wenig Sorge – dieses Boot ist über 12.000 Meter von seiner bisherigen maximalen Tauchtiefe entfernt – das gibt nicht nach.

„3300 Meter. Wieweit will er noch runter?“ fragt Cohäuszchen.

„Soweit es geht. Wir können. Ob das Viech kann, weiß ich nicht. Würde mich wundern.“ sage ich. Werden wir jetzt, gleich zu Anfang unseres Aufenthaltes in der Welthöhle, die Tiefe der Welthöhlenozeane auf diese Weise ausloten? – Wahrscheinlich nicht – das Tier wird lange vorher von uns lassen.

Jetzt sind wir endlich alle angeschnallt. Das Deck hat sich 30 Grad nach vorne geneigt. Auf den Bildschirmen ist sehr wenig zu erkennen. Manchmal läßt es das Schiff los, kommt dann aber immer wieder. Carola atmet heftig. Ich beuge mich zu ihr rüber:

„Mach dir keine Sorgen! Kein Tier kann dieses Boot zerbeißen! Mit organischen Mitteln kann man nicht die erforderlichen Kräfte aufbringen! Wenn wir so einfach wegtauchen, dann schützen wir dadurch mehr das Tier als uns selbst!“

Sie scheint nicht überzeugt. Ich überlege mir, ob die Wärme unserer Wärmeaustauscher das Tier eher anzieht oder abschreckt, komme aber zu keinem Ergebnis.

„4000 Meter.“ sagt Cohäuschen. Inzwischen läuft die CHARMION über 30 Kilometer pro Stunde und unsere Tiefe nimmt in jeder Sekunde um 4 bis 5 Meter zu.

Dann werden die Bildschirme dunkel. Carola zuckt wieder zusammen. „Jetzt sind sie in der Zentrale auch auf die Idee gekommen, daß es durch das Licht der Außenscheinwerfer angelockt wird.“

Die Rundspruchanlage meldet sich wieder: „Wir haben Echos voraus. Wir gehen steiler runter. Sind alle gesichert?“

Rhetorische Frage. Zu dem Urwelttier da draußen äußert Wellington sich nicht. Wahrscheinlich nimmt er an, daß alle den Sinn der Manöver begreifen.

„Was für Echos voraus?“ fragt Gabi, „Noch mehr von diesen Tieren?“

„Nein,“ sagt Gerald, „Felsen. Wir können nicht erwarten, daß es hier beliebig tief und beliebig weit weiter geht. – Es ist interessant, daß es gerade hier so bodenlos weit runterzugehen scheint. Vielleicht hat das auch mit diesen Kohlensäureexplosionen zu tun.“

„4500 Meter.“ sagt Cohäuszchen, „Komisch. Da stimmt was nicht.“

„Was denn?“

„Die Tiefenzunahme. Wir laufen jetzt mit 20 Knoten. Das sind 10 Meter pro Sekunde. Bei 45 Grad Nickwinkel sollte die Tiefe also in jeder Sekunde etwa um 7 Meter zunehmen, nicht?“

„Genau.“ bestätige ich.

„Es sind aber zehn Meter. Alle 50 Sekunden 500 Meter.“

„Bist du sicher?“

„Ganz sicher. Ich zähle noch einmal nach.“

„Mmh. Na, wenn schon. Dann gibt’s hier eben eine Abwärtsströmung.“ Ich sehe Gerald an: „Hat vielleicht auch etwas mit der Kohlensäureexplosion zu tun!“ Gerald zuckt mit den Achseln.

Die Temperatur ist inzwischen 50 Grad. Ich weise Gerald darauf hin, und er meint, auch das könne mit der gerade erfolgten Kohlensäureexplosion zu tun haben. Kühlere, abwärts fallende Wassermassen, denen irgendwo anders sicher warme, aufsteigende Wassermassen gegenüberstehen. Für diese Tiefe sind 50 Grad sehr kühl – nach den klassischen geologischen Modellen der Erdrinde sowieso. Aber die sind inzwischen ja endgültig ad Akta gelegt.

Gute zwei Minuten später läßt das Tier endlich von uns ab. Einige Sekunden lang sehen wir noch auf einigen der Bildschirme eine wabernde Fleischmasse, die von muskulösen Wellen durchzogen wird. Dann verläßt das Tier den Bereich der Scheinwerfer und ist nur noch auf den Ortungsschirmen zu erkennen. Es entfernt sich rasch nach oben.

Wir haben eine Tiefe von 6000 Metern erreicht – 6000 Meter unter dem Wasserspiegel des Welthöhlenozeans bedeutet 18 Kilometer unter dem Meeresspiegel der Erdoberflächenozeane, mache ich mir klar. Nie zuvor waren Menschen so tief – aber in der Lage waren wir auf dieser Reise ja schon öfter.

„Wir bewegen uns in einem Riesenspalt von etlichen hundert Metern Durchmesser, wenn man den Lotungen glauben darf!“ sagt Gerald, „Und unter uns ist immer noch kein Grund. Das sind Formationen! – Du hast damals nur einen Teil gesehen, Herwig! – Den unterseeischen Teil konntest du ja nicht sehen.“

„Ich nehme das nächste Mal eine Taucherbrille mit, wenn ich auf die Zugspitze gehe!“ sage ich, „Ist das Viech jetzt ganz weg? – Das Boot schaukelt noch!“

„Wir bremsen grad ab. – Aber es könnte sein, daß es hier Turbulenzen gibt.“ sagt Gerald. Ein paar Minuten sagt keiner was. das Boot pendelt durch und liegt wieder auf ebenem Kiel.

Und es sinkt weiter!

„7000 Meter!“ sagt Cohäuszchen, „Glaubt ihr’s jetzt?

„Sinkrate?“ frage ich. Ich kann es ebensogut selber ablesen: „5 Meter pro Sekunde. Und wechselnd. Ganz ordentlich. Wellington wird das Boot steil anstellen müssen, um dagegen anzukommen – bleiben wir am besten angeschnallt!“

„Ich könnte jetzt eine ketzerische Frage stellen!“ sagt Edwin, „Aber die Carola sieht schon beunruhigt genug aus!“

„Frauen sind stabiler als du denkst!“ sage ich, bevor Carola etwas sagen kann, „Frag ruhig!“

„Was machen wir, wenn diese Abwärtsströmung doppelt so stark werden sollte wie sie jetzt ist?“

Betretenes Schweigen. „Frag das Wellington!“ schlage ich vor.

„Ein bißchen versteht er wohl auch von der U-Boots-Betriebstechnik.“

Das Deck hebt sich zum Bug hin an. 10 Grad, dann 15, dann 20. Das Boot nimmt wieder maximale Fahrt auf.

Und sinkt weiter!

Kurz darauf hören wir über die Rundspruchanlage, daß wir angeschnallt bleiben sollen. Es ist auch ganz angenehm so, denn das Boot schaukelt, als ob es immer noch von dem Riesenrochen berannt würde – dabei ist von dem nichts mehr zu sehen. Der hatte, außer für die berufliche Reputation von Dr. Reinhardt, keine Gefahr gebildet. Aber jetzt?

Das Boot nimmt einen Anstellwinkel von 45 Grad ein. Bei voller Fahrt wäre das eine Steigrate von 7 Metern pro Sekunde. Ich beobachte den SISC: 7328 Meter zeigt er in diesem Moment an. Die Ziffern bewegen sich nicht. Und als sie sich bewegen, ändern sie sich in 7329 Meter. Das Boot sinkt immer noch. Und es schaukelt stärker.

Das muß man auch in der Zentrale gemerkt haben. Der Nickwinkel nimmt weiter zu. Als er 60 Grad überschreitet, nimmt die Tiefe eine Zeitlang meterweise wieder ab. Aber das bleibt nicht so. Bevor die Trägheitsnavigation, die sich auch ständig ein Bild über die Strömungsverhältnisse rundherum verschaffen kann, den günstigsten Kurs nach oben ausrechnen kann, hat sich schon wieder alles geändert. Die Fallgeschwindigkeit des Wassers nimmt weiter zu. Das Boot stellt sich senkrecht, und wir sitzen wie Astronauten zur Bewegungslosigkeit verdammt in unseren Sitzen.

Diesmal ist die Kantine über uns, und ich denke daran, daß, wenn jetzt jemand ein Tablet hat liegenlassen, dieses unter ungünstigen Umständen auf uns herabfallen könnte.

Die CHARMION fährt mit Volldampf. Und die Tiefe nimmt jede Sekunde stetig um 2 Meter zu. Plötzlich bekomme ich Angst: Was, wenn sich diese Situation überhaupt nicht in den Griff kriegen läßt?

„Herwig, kann er nicht die Batterien zuschalten?“ fragt Edwin mich.

„Soviel ist da nicht drin. Und mit leeren Batterien – dann braucht nur noch der Reaktor auszufallen! Ich glaube, das riskiert Wellington nicht.“

„Ja, aber was machen wir denn dann?“ fragt Carola. In ihrer Stimme ist Panik.

„Abwarten. So eine Strömung kann nicht beliebig weit in die Tiefe gehen!“ Ich überlege mir, ob ich noch dazu sagen soll: ‘Spätestens in Neuseeland ist Schluß’, entscheide mich dann aber dagegen.

Eine kurze Zeit sagt niemand etwas. Dann erreichen wir 8000 Meter Tauchtiefe – 20 Kilometer unter der Erdoberfläche!

„Die Fallgeschwindigkeit nimmt weiter zu – diese Spalte wird enger. Sind nur noch ein paar hundert Meter.“ sagt Gerald dazu. Mir wird klar, daß die Option, die Batterien zuzuschalten, wenn wir sie mal gehabt haben sollten, inzwischen nicht mehr besteht. Der Rudergänger muß nun höllisch aufpassen, daß das Boot nicht mit den Wänden kollidiert.

Die Bildschirme mit den Außenansichten bleiben dunkel. Die gesamte Energie wird für den Vortrieb verbraucht. Und als von der Zentrale aus die meisten Beleuchtungskörper abgeschaltet werden, wird auch in mir die Unruhe immer stärker.

Ich fange an, zu rechnen: Maximale Drucktiefe bis jetzt war 15.700 Meter, kurzzeitig etwas über 16.000 Meter. 8000 Meter haben wir überschritten, die Fallgeschwindigkeit ist im Augenblick etwa 3 Meter pro Sekunde. Wenn es so weitergeht, dann haben wir in 45 Minuten die verbleibenden 8000 Meter hinter uns gebracht. Solange werden wir noch leben. Und dann?

12:51 Uhr – 9000 Meter unterschritten. Ich denke an das Geschwindigkeitsprofil einer Strömung. In der Nähe der Wände ist die Strömungsgeschwindigkeit doch geringer! Warum gehen sie nicht näher an die Wände

ran, um dann langsam wieder nach oben zu kriechen? Wellington muß das doch wissen! Oder sind die Turbulenzen dazu in Wandnähe zu groß? Was sagt die Trägheitsnavigation dazu?

Die Minuten kriechen weiter dahin. Von den Diskussionen in der Zentrale kriegen wir nichts mit. Oder diskutieren sie nicht? Sind sie dort vor Schreck gelähmt? Müßte man sich aus dem Sitz befreien und in die Zentrale klettern, um einzugreifen?

12:55 Uhr – 10.000 Meter. 22 Kilometer unter der Erdoberfläche! Die Fallgeschwindigkeit des Bootes ist größer geworden – jetzt sind es etwa 4 Meter pro Sekunde.

Der Bug neigt sich. Ich verstehe: Die Geometrie dieses Spaltes legt es nahe, daß woanders die Abwärtsströmung weniger stark ist. Dazu muß man den Spalt in Längsrichtung entlangfahren, und dazu kann man das Boot nicht senkrecht ausgerichtet bleiben lassen. Das wird ein Kunststück der Steuertechnik, denke ich mir – wenn sie das Boot jetzt einpendeln würden, dann hätten wir eine Fallgeschwindigkeit von 14 Metern pro Sekunde!

60 Grad, dann 50. Die Tiefenangabe auf dem SISC ändert sich abenteuerlich schnell. Wir erreichen 11.000 Meter.

„Herwig!“

War das Carola? „Was ist?“ frage ich.

„Ich will nicht sterben!“

„Wir werden nicht sterben. – Außerdem geht es ganz schnell.“ Zu spät, denke ich. Mit dieser Logik darf ich Carola nicht kommen.

„Ich wollte noch ein paar Dinge tun.“

„Das wollten wir doch alle!“ Wie komme ich denn dazu, Seelsorger zu spielen? Wer tröstet mich? Ich will auch nicht sterben!

Das Boot hat jetzt einen Anstellwinkel von 40 Grad. Wir verlieren 5 Meter pro Sekunde. Ich rechne nach: „Ich glaube, die Fallgeschwindigkeit nimmt ab! – Die vom Wasser, meine ich, nicht unsere!“

„Könnte sein,“ sagt Gerald, „Die Geometrie der Spalte ist unübersichtlich. Da könnten Strömungsanteile abgezweigt werden. Aber ich kann nicht so schnell eine Übersicht gewinnen, wie wir an solchen Stellen vorbei sind.“

„Oder die Strömung selber wird schwächer!“ sage ich, „Es können ja nicht ewig kühlere Wassermassen absinken. – Carola?“

„Ja?“

„Du kriegst heute noch deine Mittagspause! – Nur etwas später.“

„13.000 Meter.“ sagt Cohäuszchen. Seine Rohheiten sind manchmal sehr eigenwilliger Natur, denke ich.

Aber meine Beobachtung stimmt: Die Fallgeschwindigkeit nimmt weiter ab. Ich weiß nicht, woran es liegt. Die Spaltwände sind nur noch 200 Meter voneinander entfernt, und dieses ist nicht die Stelle des Spaltes mit dem größten Durchmesser. Vielleicht gelingt es doch noch, Teile dieses mächtigen Spaltes zu erreichen, die eine geringere Abwärtsströmung als 10 Meter pro Sekunde haben. Dort könnten wir uns dann wieder nach oben schleichen.

Nebenbei denke ich daran, daß die Gesamtgeometrie dieser Höhle jetzt sehr schwer zu verstehen ist. Wir sind jetzt zum Beispiel tiefer als der Oesophagus maximus. Die Höhlensysteme ‘Welthöhle’ und die ‘Äußeren Höhlen’ sind ganz offensichtlich sehr ineinander verschränkt. Wieso sind sie dann trotzdem fast vollständig voneinander getrennt?

Wieder schwankt das Boot stark, dann legt es sich auf fast ebenen Kiel. Die Tiefenanzeige erreicht 14.000 Meter. Die Sinkgeschwindigkeit des Bootes ist zwar jetzt 6 Meter pro Sekunde, aber das ist auch ungefähr die Geschwindigkeit des fallenden Wassers. Wenn wir das Boot entgegen der Strömung ausrichten, könnten wir es bereits zum Stillstand bringen.

„Siehst du, Carola? Wir haben eigentlich schon gewonnen!“

„Aber die Tiefe nimmt immer noch zu!“

„Weil die in der Zentrale versuchen, noch günstigere Teile des Spaltes anzusteuern. Dazu muß man ungefähr waagerecht fahren. Deshalb werden wir noch etwas weiter nach unten gehen. Aber nicht mehr viel!“

Ich hoffe, ich habe das mit genügender Überzeugungskraft gesagt. Das, was der Rudergänger jetzt tun muß, ist eine diffizile Optimierungsaufgabe. Bevor ich weiter darüber nachdenken kann, fällt Gerald noch etwas auf:

„Etwas anderes nimmt auch noch zu!“

„Was denn?“

„Die Temperaturen der Felswände. Nach Infrarotspektrum sind es 130 Grad. Das Wasser ist zwischen 52 und 60 Grad warm – das wechselt dauernd."

„Denkst du daran, daß die Kohlensäureexplosionen in Wirklichkeit Dampfexplosionen sein könnten?"

„Eine Denkmöglichkeit unter vielen. Der CO2-Gehalt hat übrigens schon abgenommen, als wir anfingen, diesem Rochen auszuweichen."

„Ich habe nicht drauf geachtet."

„Ich auch nicht, aber ich habe mir eben die Aufzeichnungen angesehen." Gerald deutet auf den SISC: „Die nächste runde Zahl!"

Der SISC zeigt 15.000 Meter an. „Immerhin haben wir für die letzten tausend Meter ganze 8 Minuten gebraucht." sagt er, „Immer noch ganz schön schnell. Wenn man bedenkt, daß wir in den Außenhöhlen für diesen Tiefe Tage benötigt haben!"

Wir fallen wieder in Schweigen. Das gedämpfte Licht, die dunklen Bildschirme, die immer noch steigenden Tiefenangaben, das Schwanken des Decks – eine gespenstische Atmosphäre. Aber gerade die Bootsbewegungen sind es, die noch am meisten zu Hoffnungen berechtigen: Die sind jetzt vorwiegend von uns ausgelöst. Gewissermaßen handelt es sich um die Suche nach 'Aufwind'.

„Ich hätte nie gedacht, daß die Meere in der Welthöhle so tief sind." sage ich, „Ich dachte, daß, im gesamten Bild, gerade der Boden der Welthöhle ein bißchen mit Wasser bedeckt ist. Jetzt sieht es so aus, als ob der größte Teil unter Wasser ist, nicht?"

Gerald ist nicht einverstanden: „Nein. Erstens hat dieser Spalt nicht die lichte Weite, die in der der Welthöhle so vorkommen, wie du berichtet hast, und zweitens kann es sich um eine Ausnahme handeln. Immerhin sind wir wahrscheinlich unter dem 'Donnernden Meer'!"

„Da hast du auch wieder recht. Dann sind wir jetzt wirklich an einer der tiefsten, für Menschen erreichbaren Stellen des Planeten, nicht? – Mein Gott, wenn man sich das vorstellt – mehr als 27 Kilometer tief. Das Gestein rundherum müßte glutflüssig sein!"

„Warm ist es jedenfalls.“ nickt Gerald, „Und es würde hier noch wärmer, wenn die Strömung aufhört. Wir dürften keinesfalls hierbleiben. – Na, jetzt sieht es so aus, als haben sie etwas gefunden!“

Er bezieht sich auf die Echolotdarstellung auf den Bildschirmen. Dort ist jetzt zu sehen, daß das Boot einen seitlichen Einschnitt im Fels ansteuert – eine Loge, gewissermaßen, die groß genug ist, das ganze Boot aufzunehmen. Darinnen sind Strömung und Wirbel gering genug, um dem Boot zu ermöglichen, eine stationäre Position einzunehmen.

Minuten später ist das geschehen. Es ist 13:25 Uhr, und die Tauchtiefe ist 15.400 Meter.

„Ewig lang können wir hier nicht bleiben! Seht euch die Außentemperatur an! 72 Grad. Und die Strahlungswärme des Felsens.“ sagt Amurdarjew.

„Warum bleiben wir überhaupt hier?“ fragt Carola.

„Ich nehme an, daß wir jetzt erst einmal abwarten wollen, ob diese Strömung sich zeitlich verändert. Wenn sie deutlich schwächer wird – und dazu reichen 40 Prozent aus – dann können wir sogar denselben Weg zurücknehmen, den wir eben gekommen sind.“

„Weißt du das oder glaubst du das?“

„So würde ich es machen, wenn ich Kapitän wäre!“

In diesem Moment geht die Innenbeleuchtung des Bootes wieder auf ihre übliche Stärke. Die CHARMION braucht nicht mehr alle Energie zum Manöverieren. Aber die leichten Schwankungen des Bodens zeigen, wie unruhig das Wasser hier ist. Ohne Rechnerhilfe könnte man das Boot gar nicht stationär halten.

Als wir wenig später in Richtung Kantine gehen – das gescheiteste, was wir jetzt machen können – bemerke ich, daß die Stoßfugen wieder vollständig zusammengepreßt sind. Das Boot ist durch den Druck wieder kleiner geworden.

Aber es zeigt nicht die Spur einer Fehlfunktion.

15.400 Meter, denke ich. Viel hat nicht mehr gefehlt, und wir hätten schon wieder drucktechnisches Neuland betreten.

In der Kantine setze ich mich Carola gegenüber. Sie scheint einen Moment ausweichen zu wollen, aber ich bin stur. Soll ich Normalität spielen?

Ich glaube nicht. Nicht lügen. Den ‘wahren Satz’ sagen, wie Hemingway es ausdrückte.

„Ich hatte heute die Hosen gestrichen voll.“ sage ich.

„Ja.“ sagt Carola kurz. Edwin setzt sich neben uns.

„Jedenfalls merkt man bei solchen Gelegenheiten, ob man am Leben hängt oder nicht. Nicht?“

Carola sagt nichts. Aber Edwin: „Ich habe den Peer beneidet.“

„Warum denn den?“

„Der hat nichts von alledem mitgekriegt.“

„In der Krankenstation gibt es auch einen Situation Screen. Und daß das Boot eine so extreme Lage eingenommen hat, wird er wohl schon mitgekriegt haben, wenn er wenigstens ab und zu bei Bewußtsein ist! – Die Morton muß ja irgendetwas unternommen haben, damit er nicht von der Koje herunterrollt.“

„Ja, vielleicht. Wenn sich das Boot schiefliegt, merkt es jeder an Bord.“

„So ist es. Du ißt ja nichts, Carola!“

„Keinen Hunger.“

„Ich schon. Oder ist das kein Tag für die alten Epikuräer? ‘Lasset uns essen und trinken und fröhlich sein, denn morgen sind wir vielleicht schon alle tot. Oder, wer weiß, vielleicht heute schon!’„

„Du gehst mir auf die Nerven!“

„Seelischer Zuspruch liegt dir nicht, Herwig.“ sagt Edwin mit einem Seitenblick auf Carola. Die macht einen Seitenblick in Edwin’s Richtung, dann steht sie auf: „Ich leg mich hin. Hoffentlich liegt das Boot bald mal ruhig!“

„Da haben wir wenig Einfluß drauf.“ sage ich. Carola verschwindet in Richtung ihrer Kabine.

„Die Yay sieht man auch selten in letzter Zeit.“ sagt Edwin.

„Die hat in der Krankenstation zu tun. Ich wußte auch nicht, daß sie in der Richtung eine besondere Ausbildung hat.“

„Ach so.“ Edwin scheint auch schweigsamer als sonst.

„Also, wir haben jetzt praktisch das Ziel erreicht, und alle laufen mit hängenden Ohren rum!“ sage ich.

„Noch haben wir gar nichts erreicht.“ widerspricht Edwin, „Wir sind ja kaum angekommen, und schon geht es uns ans Leben!“

„Tja.“ sage ich, „Welthöhle! Das ist der hiesige life-style. Man lernt hier, wie man am Leben bleibt. Erfolgsquote 100 Prozent. Wer den Lehrgang nicht besteht, der macht keinen anderen Lehrgang mehr und verdirbt auch nicht mehr die Statistik. – Übrigens haben die Außenhöhle doch eigentlich auch nach besten Kräften versucht, und das Leben schwer zu machen, oder?“

„Du hast auch Schiß. Du zeigst es bloß nicht.“

„Natürlich habe ich Schiß!“ sage ich, „Warum sollte ich weniger Schiß haben als ihr? Bloß, weil ich schon mal hier war? Meinst du, ich habe deshalb einen Sonderstatus? – Du siehst doch, was das ‘Schicksal’ für Einfälle hat! Nichts, was man einmal in der Welthöhle erlebt hat, bereitet einen auf das vor, was man noch erleben könnte. Die Welthöhle ist die letzte Arena des unbedingten Lebenswillens. Alles andere setzt sich hier nicht durch. Und wir spielen dieses Spiel jetzt mit. Bis es uns gelingt, wieder rauszukommen.“

„Wie wir das wohl machen werden?“

„Anders, als wir es jetzt planen. Nur das ist sicher. Und bis wir das geschafft haben, bis dahin ist überhaupt nichts sicher. Was wir tun und erleben werden, wieviel Zeit wir brauchen werden, wohin es uns verschlagen wird. Die EG hat uns da ja so wohldefinierte Aufträge gegeben, ich weiß. Alles Makulatur. In Kürze wird jeder an Bord nur noch ein Ziel haben: Bloß weg! Bloß nach Hause. Bei dem einen dauert es länger, bei dem anderen kürzer. Carola ist offenbar jetzt schon soweit. Reinhardt, zum Beispiel, noch nicht. Der träumt noch von dem wissenschaftlichen Ruhm, den der erste ‘richtige’ Paläontologe in der Welthöhle ernten wird. Er wird sich noch umsehen, glaube mir. Wir werden noch alle knietief durch die Scheiße waten.“

„Du machst einem richtig Mut.“

„Ist es nicht besser, das Schlimmste zu erwarten und dann nicht ganz so herb entäuscht zu werden?“

„Ich weiß nicht. Das ganze Leben auf das Schlimmste zu warten?“

„Nicht das ganze Leben. Nur den Teil, den man davon in der Welthöhle verbringt!“

„Gut, daß meine Frau nicht weiß, wie es uns geht.“

„Daß ist das erste Mal, daß du das sagst, Edwin! – Bis jetzt hast du – nach langer Familienvaterschaft gewissermaßen – so ein bißchen den Eindruck gemacht, daß du froh bist, deine Familie für eine Weile los zu sein! – ‘Was schert mich Weib, was schert mich Kind, laß sie betteln gehen, wenn sie hungrig sind!’„

„Ja? Tatsächlich. Stimmt. – Aber betteln müssen sie nicht gehen.“ Er denkt einen Moment nach: „Irgendwann erschrickt man vor der eigenen Courage. Man merkt, daß es einem doch ans Leben gehen kann. Das ist vielleicht nicht das Merkwürdige, aber merkwürdig ist es, daß das nicht bei der ersten Krise passiert ist. Objektiv war die Sache eben vielleicht nicht so gefährlich wie der Übertritt in die Welthöhle selbst, oder? – Also jedenfalls weiß man nicht, wann es einem zu viel werden wird.“

„Immerhin hast du dich besser gehalten als ich es bisher bei dir erwartet habe. Ich dachte, du würdest früher Symptome der Angst zeigen. Oder mehr zeigen als du es tatsächlich tust. Ich dachte, du und Carola wären in diesem Punkte in etwa gleich. Das ist aber nicht so. Und es kann sich auch noch ändern. Wer weiß, vielleicht bin ich der nächste, der heult und mit den Zähnen klappert! – Ich mache da überhaupt keine Vorhersagen mehr.“

„Ich wundere mich,“ sagt Edwin, „daß du mir jetzt nicht vorwirfst, ich wäre phantasielos! So einen Vorwurf kann man daraus ja konstruieren. Vieles, was sich als Mut oder Unerschrockenheit darstellt, ist doch in Wirklichkeit bloß Phantasielosigkeit und Dummheit.“

„Also, ‘vorwerfen’ tu ich sowas grundsätzlich nicht! ‘Vermuten’ wäre das Wort, was ich anwenden würde. Höflich, wie ich bin.“

„Naja. Bei diesen tiefenpsychologischen Untersuchungen kann ja auch alles mögliche rauskommen. – Bei mir käme jetzt raus, daß ich müde bin. Schlicht und ergreifend.“

„Dann leg dich mal schnell hin! Du hast doch heute die Abendwache, oder irre ich mich?“

„Du irrst dich nicht. Aber ich bin zu sehr aufgekratzt. Mir wäre wohler, wenn wir schon auf der Oberfläche des Welthöhlenozeans schwämmen.“

„Wie ich vorhin erläutert habe – das wäre keine Versicherung auf ein geruhsames Leben."

„Stimmt auch wieder. Aber diese Position hier – dem Boot kann doch dauernd was passieren. In den Außenhöhlen war es so schön ruhig."

„In der Jungfrauen-Spalte nicht!"

„Davor, meine ich."

„Auch nicht immer. Sagte ich doch schon. – Weißt du was? Du legst dich jetzt hin und schläfst eine Runde. Vielleicht kann man sogar ein Schlafmittel rechtfertigen, obwohl ich da normalerweise immer abrate. Ich weiß nicht – nimmst du sowas? Ich übernehme den Anfang deiner Wache. Und wenn ich die Nase voll habe, dann wecke ich dich. Wenn du Glück hast, ist das erst um Mitternacht der Fall! – Wer kommt denn nach dir?"

„Colbert."

„Oh. Also noch nicht entschieden. Na, Wellington oder Amerlingen werden schon jemanden finden. Also ab in die Falle!"

Edwin steht auf: „Das lasse ich mir nicht zweimal sagen – bevor du es dir anders überlegst!" Schon ist er weg.

Die ganze Zeit, während ich noch esse, versuche ich, herauszufinden, ob die schwachen Bewegungen des Bootes zu- oder abnehmen. Ich komme zu keinem definitiven Ergebnis. Dann nehme ich mir vor, mich etwas mit Strömungsdynamik zu beschäftigen. Darüber weiß ich immer noch zu wenig.

Diesen Nachmittag halte ich mich in der Zentrale auf. Ich erfahre, daß es einen schwachen Trend zur Abnahme der Strömung gibt, aber dieser ist tatsächlich so schwach, daß er noch gar nicht mit Sicherheit feststeht. Was ich nur indirekt erfahre ist, daß es in den Minuten, als wir wie mit einem Fahrstuhl in die Tiefe gingen, hier sehr hektisch gewesen sein muß. Die Rudergänger haben sich gegenseitig abgelöst und heftige Auseinandersetzungen über die beste Strategie brachen aus.

Jetzt ist man dabei, die Aufzeichnungen des Navigationsprogrammes zu betrachten, die Geometrie der Spalte und, soweit diese gemessen werden konnte, die Geometrie der Strömungsfelder. „Ein Problem" sagt Amerlingen zu mir, „ist das alles eigentlich gar nicht. Wenn sich das Strömungsfeld überhaupt nicht ändert, dann kann man viele Wege nach oben finden.

Durch reinen Zufall hätte wir das auch tun können. Wir sind eben bei unserem Ausweichmanöver zielsicher in die Mitte dieser Abwärtsströmung geraten. Am Anfang hätten wir durchaus früher wieder rauskönnen. Wenn man weiß, wo die Strömungen günstiger sind, ist das ja ganz einfach!“

„Genausogut hätte es aber auch noch länger dauern können, nicht?“ frage ich.

„Ja.“ Amerlingen sieht sich in der Zentrale um: „Es war eine kollektive Panik. Ohne die Symptome der Panik. Wenn Sie verstehen, was ich meine.“

„So ungefähr.“

„Das panische Fehlverhalten ging von niemandem speziell aus. – Wir müssen uns etwas überlegen, damit das nicht noch einmal passiert. – Im Nachherein steht man da wie eine Horde dummer Schuljungen.“

„Es wird noch einmal passieren,“ sage ich, vielleicht reichlich altklug, „und das nächste Mal wird die Krise eine andere sein. Und es wird wieder eine Dummheit sein, diese nicht optimal zu beherrschen. Im Nachherein ist man immer klüger und kann die beste Strategie ausarbeiten. – Die meisten Leute begreifen diesen Zusammenhang nicht.“

„Das tun sie hier schon,“ sagt Amerlingen, „es ist nicht so, daß es jetzt Vorwürfe gibt. Aber während es passierte, haben wir uns doch etwas gegenseitig angeschrien. Ich hätte nicht gedacht, daß das möglich ist. So zivilisiert, wie bisher der Umgangston war.“ Kopfschüttelnd setzt er sich wieder hin.

„Wann tauchen wir denn auf?“ frage ich.

„Im Moment überlegen wir noch, ob es irgendeinen Grund gibt, das nicht gleich zu tun.“

„Da müßte ich die Kollegin Rau wecken, damit sie den großen Moment nicht verpaßt!“

„Großen Moment? Welcher ist das? Auftauchen oder Lukendeckel aufmachen?“

„Ach ja. Elderman.“ sage ich, „Kann ich zu ihm hinein?“

„Fragen Sie Morton.“

Ich gehe quer durch die Zentrale zum Krankenrevier. Dabei tritt mir Wellington entgegen: „Herr Homberg, können Sie heute die Wache von Herrn Colbert übernehmen?“

„Ich habe schon die von Herrn Daum übernommen!“

„Wieso denn das?“

„Herr Daum fühlt sich nicht wohl und möchte schlafen.“

„Ist er krank?“

„Wohl nicht. Psychisch erschöpft. – Naja, er ist nicht ganz auf seinem Leistungsgipfel.“

Wellington ist unzufrieden: „Ich habe schon einmal gesagt, daß ich über solche Wachwechsel informiert werden möchte!“

„Wir haben es eben erst so verabredet!“

Wellington wendet sich ab und ich kann meinen Weg zur Krankenstation fortsetzen. Mit halbem Ohr höre ich noch, daß er sich über Carola erkundigt. Arme Carola! Gut, daß sie früh zu Bett gegangen ist.

Peer Elderman liegt auf der Backbordseite. Die Tür ist angelehnt, und ich sehe flinke weiße Bewegungen: Der Overall von Dr. Morton.

„Krankenbesuch?“ frage ich.

„Meinetwegen.“

Ich trete ganz ein.

Krankenbesuch

Peer Elderman ist nicht bei Bewußtsein, aber er wird nicht künstlich beatmet. Die einzigen Zeichen der Intensivpflege sind einige Kanülen, mit denen er 'verdrahtet' worden ist. Doktor Morton räumt einen Schrank um, und Natalie hilft ihr dabei. Allgemeines Ordnung-Schaffen, wahrscheinlich, weil in der Eile sehr viel medizinisches Material umgeräumt wurde.

„Wie geht's ihm?" frage ich, „Doch kein Pneumothorax?"

„Doch, aber das habe ich schon längst im Griff. Nachdem die Rippenfrakturen mit Osteosynthese stabilisiert worden sind, konnte der Rest relativ leicht behandelt werden. Die Lunge war glücklicherweise nicht punktiert." Doktor Morton setzt sich auf eine freie Liege. Sie sieht müde aus. Kein Wunder, denke ich – sie muß sehr schnell gearbeitet haben, mit zuerst zwei und dann einem so schwer verletzten Patienten. Natalie fährt fort, in den Schränken zu räumen und achtet gar nicht auf uns.

„Ich habe etwas von Herztrauma gehört?"

„Ja. Auch da hat er Glück gehabt. Keine Ruptur, keine ausgerissenen Klappen. Sonst wäre die Prognose sehr schlecht. Nur Hämatome. Vorübergehende Reizleitungsstörungen, die zu Tachycardien geführt haben."

„Und wie ist die Prognose jetzt?"

„Er sollte sich schonen. Kein Streß. Absolute Ruhe. Mildes Klima. Dann kommt er nicht nur durch, sondern er wird sogar wieder ganz gesund."

Bei diesen Worten fällt mir eine Szene aus dem Film 'Briefe eines Toten' ein: Der alte Professor, der irgendwo in Rußland den Atomkrieg überlebt hat, fragt einen der noch übriggebliebenen Ärzte, den er in einem der noch existierenden Bunker getroffen hat, wozu er ihm raten würde. Und der antwortet: 'Zu Bergluft. – Und zu absoluter Ruhe!'

„Mildes Klima!" sage ich, „Wie soll das gehen? Die Welthöhle ist die Hölle, klimamäßig!"

„Er kann selbstverständlich nicht von Bord. Auf Monate hinaus nicht! – Es würde ihn umbringen."

„Das wird schwierig. Auf jeden Fall wird der Druck im Boot erhöht werden müssen. Wie sieht es damit aus?"

„In den nächsten vier Wochen nicht."

„Haben Sie das Wellington erzählt?“

„Ja.“

„Und was hat er gesagt?“

„Was schon? Er ist sofort mit der naheliegenden Idee gekommen – allmähliche Druckanhebung und so weiter. Ich bin dagegen.“

„Abgesehen vom Druck kann er doch jede Luftzusammensetzung bekommen, die er braucht, oder?“

„Das ist nicht so sehr das Problem,“ sagt sie, „jede Änderung, gleich welchen Parameters, führt sofort zu einer Änderung von Dutzenden anderen Werten, und das auf ganz unvorhersehbare Weise. Druckerhöhung heißt Erhöhung der Partialdrucke. Welchen Partialdruck erhöhen wir um wieviel?“

„Also ist es die Änderung des Druckes, die ihn schädigen könnte, und nicht die Druckerhöhung an sich?“

„Vielleicht kann man das so sagen. Stark vereinfacht. Aber solange er mein Patient ist, bin ich gegen jede Druckerhöhung!“

„Mmh.“ sage ich. Ich trete dicht an die Liege heran: „Ist er bewußtlos, oder schläft er?“

„Er schläft. Wenn er wach ist, ist er ansprechbar.“

„Dann will ich ihn nicht wecken.“ sage ich und wende mich zum Gehen. Peer Elderman’s Augenlider flattern. Er scheint mich anzublinzeln. Also ist er doch wach, oder er wacht gerade auf. Ich beuge mich über ihn.

„Wir sind drin, ja?“ flüstert er mit Anstrengung. Doktor Morton runzelt die Stirn. „Drin in der Welthöhle, ja?“

„Ja.“ sage ich, „Wir sind drin.“

„Es war so…“ Er scheint wieder einzuschlafen. Frau Morton flüstert: „Er weiß noch nicht alles über unsere Schwierigkeiten.“

„Wir haben doch keine Schwierigkeiten!“ sage ich, „Das kann er ruhig wissen!“

„Nicht zuviele Einzelheiten! Da müßten Sie zulange reden, und er müßte zulange zuhören. Deshalb.“

„Ach so.“ sage ich und wende mich wieder Peer zu. Der hat die Augen wieder offen:

„Großartige Fahrt… Ich war so stolz… wollte unbedingt die Saurier sehen… Schon als Kind… Und nun das hier."

„Aber nein," sage ich, „Sie sind verletzt. Aber Sie werden wieder gesund. Ich sehe das, ich verstehe etwas davon!"

„Haben Sie schon Saurier gesehen?"

„Einen. Mehr eine Art Riesenrochen." antworte ich wahrheitsgemäß.

„Wirklich! Wie groß?"

„Größer als das Schiff! – Aber keine Sorge – er konnte dem Boot nichts tun. Jetzt schlafen Sie erst einmal! Wenn es Ihnen besser geht, können Sie sich die Aufzeichnungen ansehen!"

„Größer als das Schiff! – Die möchte ich sehen. – Und alle anderen Tiere."

„Das werden Sie," sage ich, „wie wir alle."

Er schließt die Augen wieder. Ich erinnere mich, daß er etwa 22 Jahre alt sein muß. Die Begeisterung für Abenteuer und Urwelttiere hat er sich offenbar bewahrt. Sogar jetzt noch, wo er als einer der ersten bereits von diesem Abenteuer empfindlich getroffen wurde. Und immer noch die Neugier – ich könnte ihn fast beneiden.

„Jetzt ist aber genug." sagt Doktor Morton, „Er sollte die meiste Zeit schlafen."

„Tut er schon wieder. Sie sollten das auch tun, Frau Morton. Sie sehen müde aus!"

„Das werde ich in dieser Nacht. Frau Yay wird die Krankenwache übernehmen."

„Wir haben eine reguläre Wache! Ich bis Mitternacht, und dann wahrscheinlich Frau Rau!"

„Nein nein. Sie wissen nicht, was zu tun ist. Diese und die nächste Nacht braucht er noch eine eigene Pflegerin."

Ich verlasse die Krankenstation wieder.

Amerlingen kommt wieder auf mich zu: „Die Frau Rau ist doch schon schlafen gegangen, ja?“

„Das sah so aus.“

„Falls sie vor Mitternacht aufstehe sollte, könnten Sie ihr ausrichten, daß Sie die Hundswache hat? Dann kann sie sich vielleicht noch hinlegen. Wenn sie nicht bis Mitternacht aufsteht, dann wecken Sie sie wie üblich.“

„Okay.“ sage ich.

„Außerdem würden wir jetzt ganz gerne auftauchen.“

„Jetzt gleich?“

„Ja. – Da ist ein strömungsdynamisch möglicher Weg. Und wir können ja jederzeit zurück, falls es nicht gehen sollte.“

„Das Boot wird wieder steil angestellt werden, nicht?“

„Ich fürchte, ja. An einigen Stellen. Aber wir sind zuversichtlich, daß wir mit etwas mehr Überlegung ohne große Probleme nach oben kommen. Frau Morton weiß schon Bescheid, damit sie den Verwundeten wieder sichert.“

Damit wird es Peer besser gehen als Carola, denke ich. Wenn man schläft, dann ist man im allgemeinen sehr überrascht, wenn das Bett langsam in die Senkrechte rotiert. Glücklicherweise kann man sich in den engen Kabinen kaum verletzen. Ich überlege, ob ich sie warnen soll, aber dazu müßte ich sie wecken. Lieber nicht. Sie wird es schon von selber merken, wenn sie im Kopfstand aufwacht.

„Sehen Sie hier.“ sagt Amerlingen, „Wenn wir aus unserem Alcoven rausgehen, sind wir sofort in einer Vertikalströmung drin. Die wird nach Norden hin aber immer schwächer, weil dort der Spalt enger wird und dazu noch verzweigt. Da wollen wir hin. Wir werden bei diesem Manöver aber noch etwas an Tiefe gewinnen – einige hundert Meter.“

„Das sollte wohl möglich sein.“ sage ich, „Soviel hatten wir ja schon.“

„Aber nicht bei 72 Grad Wassertemperatur.“

„Mmh. – Ist das kritisch?“

„Wüßten wir auch ganz gerne – die Wärmespannungen sind im Druckkörper am größten. Aber wir bleiben ja nicht lange so tief. Hängt natürlich

etwas von der Topographie des Spaltes dort ab, und die können wir von hier aus nicht sehr genau vermessen."

„Sie wollen sagen, Sie wissen nicht, wie tief wir heute noch kommen werden?" stelle ich fest.

„Das will ich zum Beispiel sagen. Und daß so ziemlich alle Vermutungen über die Manöverierbarkeit da drüben auf wackligen Füßen stehen. Wir werden sehen. – Wir fangen um 16:45 Uhr an."

Ich unterichte alle bei uns im vorderen Oberdeck, daß heute noch kein Dienstschluß ist. „Wahrscheinlich müssen wir uns alle wieder anschnallen!" sage ich, „Was mir nur Sorgen macht – wenn das Boot sehr hektische Bewegungen machen sollte, dann ist es besser, wenn niemand in den Kojen liegt. Amerlingen meint, ich soll Carola nicht wecken. Aber das sollte man vielleicht besser doch tun. Ja, und den Edwin auch. Wer schläft denn sonst noch?"

Ich setze mich wieder mit der Zentrale in Verbindung. Nach einigem Hin- und her sind wir uns einig, die gesamte Freiwache rauszuscheuchen, soweit sie in den Kojen liegen sollten. Damit fällt mir die Aufgabe zu, unsere beiden Chefinformatiker zu wecken. Eine der ehrenvollen Aufgaben, die man als Wachhabender so hat.

Edwin schläft fest, aber als ich ihn anrufe und erkläre, daß wir auftauchen wollen, steht er sofort auf. Carola antwortet überhaupt nicht. Dann muß ich sie selbst in ihrer Kabine besuchen.

„Bist du da?" frage ich, als ich ihre Kabinentür einen Spalt weit aufmache.

„Das weißt du doch." knurrt es von innen unwillig zurück, „Ich habe dich gehört. Ich komme gleich."

„Gut. Brauchst du Hilfe?" Ich weiß wirklich nicht, wie ich ihr beim Aufstehen helfen sollte.

„Nein!" kommt es mit überflüssiger Lautstärke zurück. Ich verziehe mich wieder.

Ich entscheide mich, trotz Wache im vorderen Oberdeck zu bleiben, weil in der Zentrale Betrieb genug ist. Vielleicht entgehen mir damit einige wirklich nervenaufreibende Momente. Wenn ich aber meine Motivation etwas gründlicher analysiere, komme ich zu der Erkenntnis, daß die Tatsa-

che, daß das vordere Oberdeck höher als die Zentrale liegt, wenn das Boot auf ebenem Kiel liegt, und daß es erst recht höher liegt, wenn der Bug nach oben zeigt, eine Rolle spielt. Das ist natürlich völlig unlogisch: Wenn dem Boot etwas passiert, dann wird es keinen Unterschied machen, ob man sich in der Zentrale oder im vorderen Oberdeck aufhält.

Edwin und Carola haben inzwischen auch ihre Plätze eingenommen. Beide sehen übermüdet aus. Vielleicht haben sie viel mehr als ich es dachte daran gearbeitet, etwas über den großen Unbekannten rauszukriegen, und dieses sind einfach die Symptome des Scheiterns. Ich weiß nicht. Auch andere sehen abgeschlafft aus.

Vielleicht ist der große Unbekannte auch mit den Nerven fertig und unternimmt deshalb im Moment nichts. Wenigstens ein beruhigender Gedanke!

16:35 Uhr. Alle sind an ihren Plätzen. Wir sehen die Felsen des Alcovens im Lichte der Außenscheinwerfer. Ein dunkles Loch in einem tiefen Meer, jahrmillionenlang ohne Licht, und dann einige Stunden lang diese Festbeleuchtung!

„Wozu dieser Aufwand. Mir erscheint das alles so sinnlos!“ sagt Carola.

„Wieso sinnlos? Wieso so plötzlich sinnlos?“ frage ich. Solche Äußerungen sind bei Carola nicht üblich.

„Ist doch so. Ist das nicht auch deine Meinung?“

„Du übernimmst von mir eine Meinung nicht ungeprüft! Im allgemeinen übernimmst du von mir überhaupt keine Meinung!“

Edwin beugt sich zu Carola rüber: „Wir können auch in unseren Sitzen schlafen. Wir sind ja nur aus Sicherheitsgründen hier. Wenn Herwig nicht seine langen Monologe vom Stapel läßt, und wenn das Boot nicht zu sehr geschüttelt wird, dann geht das doch ganz gut.“

Carola scheint nicht überzeugt. Ich auch nicht: „Ich halte keine langen Monologe. Ich äußere mich manchmal zu gewissen Dingen meines Interesses! – Aber ich halte keine langen Monologe. Das sieht höchstens so aus, weil…“

„Geht schon los.“ sagt Edwin.

„Streitet euch nicht." sagt Solzbach dazwischen. Und weil er selten spricht, hören wir auf ihn und streiten nicht. Fürs erste, jedenfalls. Jeder wartet auf das, was da kommen soll.

Der Unterschied zwischen rauf und runter – der Panikfaktor. Sonst nichts. In welchen Situationen werden wir noch lernen, Panik zu vermeiden? Mir fällt wieder die Mitteilung von Buchheim ein, der in seinem Buch erwähnt hat, daß von 40.000 U-Boot-Seeleuten im Zweiten Weltkrieg 30.000 nicht zurückkamen. Drei von vieren. Was für ein gewaltiger Aufwand von Menschenleben und von Material. Und was ist als einziges übriggeblieben? Ein einziges Buch über den U-Boot-Krieg, das lesenswert ist, daß die subjektive Wahrheit eines Teilnehmers beschreibt. Ein einziges Buch als Ergebnis eines Vorganges, der, wenn überhaupt einen, dann nur diesen Zweck hatte: Dieses eine Buch hervorzubringen. Ist da eine versteckte Rekursivität? Ich schüttele den Kopf. Jetzt nicht darüber nachdenken, wie wenig eventuell von uns bleibt, wenn uns etwas passiert. Ob die EG eine zweite Expedition ausrüsten wird? Und ob die auch den Eingang zu den Außenhöhlen finden wird? Oder ob sie sich einmal für eine ganz andere Methode entscheiden, zum Beispiel, eine direkte Bohrung in einem Gebiet niederzubringen, in dem es einfach keinen Grund gibt, eine Bohrung zu machen, und um auf diese Weise die Welthöhle per Zufall zu treffen?

Wäre das nicht sowieso billiger gewesen? Für den Preis dieses Bootes kann man viele hundert Tiefbohrungen machen. Alle statistisch über Mitteleuropa verteilt – da muß eine die Welthöhle treffen! Oder ist da ein Denkfehler? – Ich stelle fest, daß ich denkfaul bin. Warten können wir jetzt. Abwarten. Unser Leben in der Hand des Rudergängers. Und tausend anderer Zufälligkeiten. In der Hand von Millionen Gedanken, die beim Bau dieses Bootes gedacht worden sind.

Endlich ist es 16:45 Uhr. Die beleuchteten Felswände auf den Bildschirmen entfernen sich allmählich. Gleichzeitig nehmen die unregelmäßigen Schwankungen wieder zu.

Außer den vorbeiziehenden Felsen sehen wir in den nächsten Minuten wenig. Die Wassertemperaturen schwanken dauernd, die meisten Meßwerte liegen zwischen 60 und 75 Grad. Das heißt aber auch, daß der Druck-

körper diesen zeitlichen und räumlichen Temperaturschwankungen und den dadurch verursachten thermischen Spannungen unterworfen ist – eine ganz neue Situation auf dieser Reise.

Um 16:50 Uhr haben wir eine Tiefe von 15.600 Metern, weitere fünf Minuten später sind es 15.700 Meter. Das ist die Tiefe, die wir unter der Jungfrauenspalte hatten, allerdings ist der Druck geringfügig kleiner, weil jetzt die Tiefenmessungen auf Süßwasser korrigiert werden.

Endlose Steilwände ziehen vorbei, stürzen in Tiefen, die Radar und Echolot immer noch nicht erfassen wollen. Klüfte, die vielleicht groß genug für das Boot sind, tauchen auf, aber zwischen zu eng zusammenstehenden Felsen wollen wir nicht fahren. Und immer wieder schüttelt das Boot sich.

Nach oben finden Echolot und Radar auch nichts, aber noch verhindern die Abwärtsströmungen ein Vordringen direkt in diese Richtung.

Endlich, um 17:00 Uhr, als wir 15.800 Meter haben, geraten wir einige Sekunden lang in sehr heftige Turbulenzen. Das Boot hat einen Abstand von vielleicht dreißig Metern zur nächsten Felswand, und das ist für diese Situation zweifellos zuwenig. Ich kann mir vorstellen, wie der Rudergänger jetzt fluchen wird. Das Interessante ist aber, daß wir kurzfristig in eine Aufwärtsströmung hineingeraten. In eine heiße Aufwärtsströmung: Die Außentemperatur steigt auf über 95 Grad.

Leider bleibt es nicht lange so – wegen der Turbulenzen muß man einen guten Abstand zu den Felswänden halten, und damit sind wir dieser Aufwärtsströmung genauso ausgeliefert wie der Abwärtsströmung, die uns wenig später erreicht.

„Sollten wir nicht besser umkehren?“ murmelt Edwin.

„Wohin?“ frage ich. Darauf weiß er auch keine Antwort.

Die Geometrie der Felsen um uns herum läßt sich im Moment am besten als eine nicht genau senkrechte Spalte mit faltigen und immer wieder aufgerissenen Wänden und einem Durchmesser von 150 bis 400 Meter beschreiben. Es ist nicht klar erkennbar, ob dieser Durchmesser über und unter uns zu- oder abnimmt. Die horizontalen Abmessungen der Spalte müssen viele Kilometer betragen. Und es stellt sich nun auch heraus, daß man aus der Spaltengeometrie nicht vorhersagen kann, ob man mit war-

men absteigenden oder heißen aufsteigenden Wasserströmen zu rechnen hat. Der Kohlendioxidgehalt des Wassers schwankt auch und ist eigentlich nicht sehr groß. Er scheint mit der Zeit abzunehmen, so, als ob von irgendwoher Kohlendioxid-armes Wasser hinzugemischt wird.

Inzwischen hat die Wasseranalyse auch herausgekriegt, daß viel von den Schwebestoffen im Wasser organischen Ursprunges ist. Dazu finden sich jetzt auch Spuren von Stickstoff, überraschend viel Methan, ein bißchen Kohlenmonoxid und Ammoniak. Dann ist auch eine Spur von Wasserstoffperoxid da – als Cohäuszchen das bei einem Blick auf die Analyse sieht, gibt er seiner Verwunderung Ausdruck: H_2O_2 sollte in der freien Natur an zahlreichen Katalysatoren zerfallen.

„Vielleicht Seiteneffekt der Kohlendioxidexplosion?“ frage ich. Cohäuszchen weiß es auch nicht.

„UV-Strahlung?“ fragt er.

„Unter Wasser?“

„Könnte an der Oberfläche erzeugt und mit Abwärtsströmungen hierhergelangt sein.“

„Ich weiß nicht. Bei dem trüben Licht da oben habe ich natürlich gedacht, daß kein UV drin ist. Aber natürlich haben wir das nicht messen können.“

„Wir werden es bald messen.“ sagt Cohäuszchen.

Das Wasser ist neutral bis leicht sauer. Eine Reihe von Metallsalzen sind nachzuweisen – eigentlich alles, was überhaupt in Wasser löslich ist. Die Gesamtkonzentration ist aber nicht hoch – die Vielzahl der Analyseergebnisse irritiert, das ist alles. Ein Glas von diesem Wasser da draußen könnte man ohne weiteres trinken: Ein Mineralwasser eben – man müßte es natürlich kühlen.

Ein Seitengewölbe des Hauptspaltes, das wir um 17:50 Uhr finden, zeigt vorwiegend Aufwärtsströmungen. Zu diesem Zeitpunkt ist unsere Tiefe immer noch 15.800 Meter. Das und die Tatsache der immer wieder wechselnden Außentemperaturen bewirkt eine ständige Verspannung bei mir: Jede Sekunde erwartet man, daß etwas passiert. Ich nehme mir Mut und rufe das Streßanalyseprogramm auf. Es zeigt nichts Beunruhigendes. Ich prüfe genau, ob es mit den aktuellen Daten versorgt wird, obwohl ich nicht

glaube, daß unser großer Unbekannter zweimal dasselbe Spiel versuchen wird.

Das Gewölbe führt in der Tat weiter nach oben, verbindet sich mit anderen solchen Gewölben, wird bei weiterem Vordringen immer unübersichtlicher. Der Aufwärtsstrom stabilisiert sich, die Turbulenzen werden schwächer. Um 19 Uhr hat unsere Tiefe auf beruhigende 12.000 Meter abgenommen. Allerdings ist die Außentemperatur in der ganzen Zeit zwischen 95 und 105 Grad.

Ein paarmal nehmen wir eine Abzweigung, die offenbar falsch ist. Wir merken es daran, daß Strömung und Turbulenzen fast ganz abnehmen, aber die Temperatur auf über 130 Grad steigt. An solchen Stellen zieht die CHARMION sich schnell wieder zurück: Der thermodynamische Wirkungsgrad der Fleischmann-Pons-Reaktoren ist unter diesen Umständen sehr niedrig, während die Klimaanlage um so mehr Energie verbraucht.

20 Uhr, 9500 Meter Tiefe. Ein enger Spalt. Kaum Strömung. 110 bis 120 Grad. Stellenweise müssen wir sogar wieder tiefer gehen. Aber da unsere Klimaanlage uns von den Temperaturbedingungen außen nicht das geringste merken läßt, ist hier drinnen immer noch die übliche Raumtemperatur. Edwin döst vor sich hin, Carola ist ganz eingeschlafen. Komisch – warum sind denn plötzlich alle so müde? Günther sagt kaum etwas, Ulrich Solzbach stiert vor sich hin. Smalltalk-Flaute. Auf Befehl des Alten an die Sitze gefesselt. Vielleicht ist das gar nicht nötig. Aber, denke ich, wenn uns die Welthöhle nicht genügend mit Aufregung versorgt, dann kommt der große Unbekannte vielleicht auf dumme Ideen.

21 Uhr, 8000 Meter Tiefe. Immer noch unwegsame Spaltenlandschaft. In der letzten Stunde haben wir zweimal Geräusche aufgefangen: Einmal ein fernes Grollen, und dann ein langes, klagendes Heulen. In beiden Fällen gefolgt von vielen Echos. Unmöglich, etwas über die Einfallsrichtung dieser Lautereignisse auszusagen.

22 Uhr, 6400 Meter. Die Temperaturen werden langsam geringer. Immer noch zu hoch, als daß wir bei Ausfall der Klimaanlage überleben könnten, wenn sich die Innentemperatur erst der Außentemperatur angeglichen hat. Aber die Abnahme ist das, was sich psychologisch erleichternd auswirkt. Es gibt weitere, ferne Geräusche, darunter die meisten vermutlich Lautäu-

ßerungen von großen Unterwassertieren. Wieder werden zeitraubende Umwege nötig.

23 Uhr. Immer noch 6400 Meter. Aber die Landschaft reißt auf – wir sind in weiten, steilen Schluchten, die wahrscheinlich einen hochalpin abenteuerlichen Eindruck machen würden, wenn man sie als Ganzes sähe. Keine Echosignale mehr über uns. Sieht so aus, als ob wir jetzt ohne Probleme senkrecht nach oben können.

Die Geräusche der Unterwassertierwelt, von der wir direkt nichts sehen können, sind jetzt allgegenwärtig. Hoher Anteil an organischen Schwebestoffen. Dafür ist die Temperatur in der letzten Stunde, als wir noch in den beengten Spalten waren, stark gefallen. 54 Grad sind es jetzt.

„Sieht so aus, als ob es kein Hindernis mehr zwischen uns und der Oberfläche gibt." sage ich, „Damit hätten wir es geschafft!"

Verschlafen sind sie alle, aber die Aussicht, in Kürze die Welthöhle wenigstens durch die Außenkameras zu sehen wirkt belebend. Sogar Carola spürt die allgemeine Lebhaftigkeit und blinzelt. Gerald geht auf und ab, obwohl niemand gesagt hat, daß wir uns losschnallen dürfen. Aber ich mache es auch so. Gut, die versteiften Glieder bewegen und die verkürzten Sehnen strecken zu können.

Das Boot liegt jetzt auf ebenem Kiel, kommt zum Stillstand, und dann beginnt es, sich senkrecht nach oben zu bewegen. Da die Felswände nun meistens nicht mehr in der Reichweite unserer Außenscheinwerfer sind, werden diese erst gedrosselt und dann ganz ausgeschaltet. Damit wir nichts anlocken. Der große Rochen ist uns allen noch in guter Erinnerung.

Wie sehr wir doch auf unsere Sinnesorgane fixiert sind, denke ich. Schon an dem, was wir jetzt an organischen Schwebestoffen analysieren könnten, können wir genug über die Biosphäre der Welthöhle lernen, um Generationen von Biologen zu beschäftigen. Aber den eigenen Augen trauen wir doch, bei aller Beschränktheit derselben, am allermeisten.

Mitternacht. 10. Februar 1999. Ein Mittwoch. Das jetzt wie ein Fahrstuhl gleichmäßig aufsteigende Boot hat eine Tiefe von 2800 Meter erreicht. Die Außentemperatur ist immer noch 54 Grad, vielleicht gerade eben 53. Stabile Schichtung, denke ich: Dieser Teil des Welthöhlenmeeres ist, vor kurzer Zeit wenigstens, nicht von einer Kohlensäureexplosion durchpflügt

worden. Wir haben vom Ort unseres tiefsten Vordringens ja auch eine Versetzung von 14 Kilometer oder so in horizontaler Richtung erreicht.

„Carola, aufwachen! Deine Wache! Dienstfreude vortäuschen!“ sage ich.

„Ich bin wach.“ knurrt sie.

„Alle anderen auch. Gleich ist Weihnachten! – Solange in der Zentrale normaler Betrieb ist, kannst du wahrscheinlich hier bleiben!“

„Weiß ich. Hat mir Wellington selbst nahegelegt.“

„Andererseits könnte es deine aufregenste Wache werden!“

„Kann ich drauf verzichten.“

„Jeder möchte hier auf Aufregungen verzichten. Seid ihr denn nicht inzwischen Abenteuer-gestählt?“

Carola guckt mich giftig an und würdigt mich keines weiteren Wortes mehr.

Die Bildschirme, die sich jetzt der größten Aufmerksamkeit erfreuen, nämlich die Außenansichten, zeigen nichts. Aber als ich das Bildanalyseprogramm aufrufe, mit dem man aus einem Bild jede noch so versteckte Information herausdestilieren kann, kriege ich etwas heraus: Es ist ein diffuses Licht da draußen – nicht alles, was wir an wesenlosem Schneegestöber sehen, ist das elektronische Rauschen der Kamera.

„Entweder,“ sage ich, „gibt es schon Licht, das bis zu dieser Tiefe durchdiffundiert, oder es sind irgendwelche biochemischen oder biologischen Prozesse, die hier dieses oder jenes Lichtquant erzeugen.“

„Nützt uns das was?“ fragt Edwin.

„Nein. Es sei denn, man will eine wissenschaftliche Veröffentlichung ohne ernsthaften Hintergrund machen. Was meinst du, wieviel seinerzeit über das ‘Shuttle-Glow’ gerätselt wurde!“

„Über das was?“

„Über das ‘Shuttle-Glow’. Lichterscheinungen um das Space-Shuttle herum, während es im Orbit war.“

„Was wars denn?“

„Restliche Moleküle aus der Hochatmosphäre, die mit der Shuttle-Oberfläche kollidierten und dabei so angeregt wurden, daß sie Licht aussendeten. Lag eigentlich nahe.“

„Wenn es nahelag, warum hast du es der NASA nicht geschrieben, was es ist?“

„War das jetzt eine ernsthafte Frage?“

„Nicht ernsthafter als der Versuch, das Licht da draußen mit dem Shuttle-Glow in Verbindung zu bringen.“

„Ich habe nicht das Licht da draußen mit dem Shuttle-Glow in Verbindung gebracht, sondern ich habe den Prozeß der Wissensgewinnung über das Licht da draußen, denn wir noch nicht abgeschlossen haben, mit dem Prozeß der Wissensgewinnung über das Shuttle-Glow, der seinerzeit abgeschlossen worden ist, in Verbindung gebracht!“

„Herr im Himmel,“ sagt Carola, „ihr redet einen Scheiß zusammen!“

„Amen.“ sage ich. Mehr fällt mir dazu nicht mehr ein.

Kurz darauf kriegen wir mehrere Echos von bewegten, großen Objekten in einigen Kilometern Entfernung. Da diese Erscheinung aber nur wenige Sekunden anhält, und da sich Objekte gleichzeitig in entgegengesetzter Richtung zeigen, bin ich geneigt, an Meßfehler oder irgendwelche seltsamen Echos zu glauben.

„Anderes U-Boot. Die Russen sind schon da.“ sagt Günther.

„Hahahahaha.“ sagt Carola in unlustigem Tonfall.

„Um 0:30 Uhr wird das Restlicht draußen geringfügig heller. Die Tiefe ist noch 1000 Meter. Da wir dem großen Rochen in einer Tiefe von mehr als 3000 Metern begegnet sind, wissen wir, daß wir schon seit langem anderen Tieren begegnen könnten. Es gibt aber nur Plankton und Kleintiere und die allgegenwärtige Kulisse der fernen Lautäußerungen großer Tiere. Letztere hat sich seit einer halben Stunde nicht geändert – ein Zeichen dafür, daß die akustischen Umgebungsbedingungen sich nicht wesentlich geändert haben.

Die Steiggeschwindigkeit nimmt geringfügig ab. Jetzt ist es noch ein halber Meter pro Sekunde. In etwas mehr als einer halben Stunde kommen wir oben an. Merkwürdig – dieser Anti-Klimax. Bei diesen Anstrengungen, die wir unternommen haben, um hierherzukommen. Vielleicht liegt die fehlende Begeisterung auch an der späten Stunde.

„Ist der Peer wach?“ frage ich, „Weiß jemand, wer bei ihm ist? – Ich glaube, er hat ein starkes emotionales Interesse an der Welthöhle.“

„Wahrscheinlich Natalie oder die Morton. Außerdem – in der Krankenstation sind doch auch Bildschirme, oder?“ fragt Cohäuszchen.

„Ja, aber vielleicht – ich hatte den Eindruck, daß er den genauen Augenblick des Auftauchens nicht verschlafen möchte!“

„Dann geh doch hin!“

Ich gehe nicht hin. Hier, im vorderen Oberdeck gibt es naturgemäß mehr Bildschirme – hier können wir die Ansichten aller Außenkameras gleichzeitig im Blickfeld haben.

„Gut, daß keine von den Außenkameras kaputtgegangen ist.“ sage ich.

„Dann könnten wir daran auch nichts ändern.“ Was ist bloß mit der Carola los? Dieser aggressive Unterton – die ganze Zeit schon! Die anderen sind doch auch nicht so giftig. Habe ich irgendetwas getan? Ich kann bei mir keine Schuld finden.

0:45 Uhr, Tiefe 550 Meter. Auf einem der Bildschirme ist plötzlich ein Gespenst. Ich halte den Atem an.

Langsam rotiert es, windet zahlreiche Arme um sich, sinkt dabei in die Tiefe. Oder besser: Es ist fast stationär, und wir steigen ja. Was wie eine Fratze ausgesehen hat, zerfließt wieder zu organischen Formen.

„Ein Ast.“ sagt Cohäuszchen. „Ein faulender Ast. Die Lichtverstärkung hat das bißchen Licht so stark sichtbar gemacht.“ Na klar. Was sonst?

„Ich hatte einen richtigen Schreck bekommen!“ sagt Gabi. Wie schön – es ging also nicht nur mir so.

0:55 Uhr. Tiefe 250 Meter. Die Bildanalyse zeigt, daß das Licht zunimmt. Zu sehen ist immer noch nichts. Dann aber beginnt in den nächsten Minuten das Bildrauschen abzunehmen. Bald zeigen die Außenkameras, die nach oben ausgerichtet sind, verschwommene Bewegungen. Die Oberflächenwellen!

1 Uhr. 100 Meter. Das Licht kommt deutlich von oben. Kein Zweifel mehr möglich. Seit langer Zeit Licht, das nicht von uns selbst erzeugt wurde. Und die Schlieren, die die Oberflächenwellen erzeugen, werden immer deutlicher, besonders am Rand des Lichtkreises, auf den unter Wasser ja immer die gesamten 180 Grad des Himmelsgewölbes abgebildet wird.

„Fertigmachen zum Auftauchen in 5 Minuten.“ Das war Amerlingen’s Stimme, die da über die Rundspruchanlage zu hören war. Was sollen wir uns fertigmachen? Wir werden auftauchen, und damit fertig. Schwierigkeiten gibt es höchstens noch, weil wir eventuell wegen zu hohen Wellenganges die Luken nicht aufmachen können. Aber das können wir ja sowieso nicht, wegen Peer.

Unsere Steiggeschindigkeit nimmt weiter ab. Um 1:05 Uhr sind wir noch 50 Meter tief. Ohne den Oberflächenwellengang könnte man schon über uns etwas von der Landschaft sehen. Das Boot liegt immer noch wie ein Brett – ein deutliches Zeichen dafür, daß es im Moment keine langwelligen Wasserbewegungen, die sich bis in diese Tiefe hinein auswirken würden, gibt.

„Eigentlich,“ doziere ich, „muß sich nach einem Sturm in der Welthöhle die Wasserfläche immer sehr schnell wieder beruhigen. Eine Welle kann in keine Richtung sehr lange geradeaus laufen, ohne irgendwo anzubranden. Außerdem ist starker Wind in der Welthöhle nicht üblich. – Das ist nicht der Pazifik.“

„Das wissen wir, daß das nicht der Pazifik ist.“ sagt Carola.

„Schön. Eins plus. Setzen!“ sage ich.

„Streitet euch nicht,“ sagt Edwin, „seid lieber froh, daß gerade nichts passiert!“

In diesem Moment schreien die Alarm-Klaxone auf.

Schockzustand

Wir alle stehen wie erstarrt. Einen Moment lang. Was ist denn nun passiert? Vor einer Sekunde noch zeigte sich keine Gefahr, aus keiner Richtung.

Die Klaxone schweigen. Stattdessen kommt eine Frauenstimme über die Rundspruchanlage: „Hilfe! Dem Eldermann ist etwas passiert!“

Augenblicklich bin ich auf dem Weg in die Krankenstation. Andere kommen hinter mir her, aber ich sehe mich nicht um.

In der Krankenstation sind die Leute aus der Zentrale natürlich eher angekommen – sie brauchen ja nur durch eine oder zwei Türen hindurch. Trotzdem sehe ich mit einem Blick, daß etwas nicht stimmt: Peer Elderman liegt nackt auf dem Boden. Augen weit aufgerissen, in unnatürlicher Stellung. Er bewegt sich nicht.

Und der Anblick ist obszön: Zum einen wegen der Kanülen, die noch teilweise an seinem Körper befestigt sind, und wegen des Verbandes um seinen Brustkorb, zum anderen wegen einer voll entwickelten Erektion. Trotzdem scheint er tot zu sein.

Natalie steht daneben, ein Bild der Hilflosigkeit. „Ich war doch nur kurz weg!“ sagt sie, „Als ich eben wiederkam, lag er so da!“

„Wer hier nichts zu suchen hat, raus!“ sagt Wellington, und in die Zentrale ruft er hinein: „Auftauchvorgang stoppen!“

Widerwillig verlassen wir die Krankenstation. Schließlich wüßte ich da gerne mehr Einzelheiten. Aber der Alte wird eingehend mit Natalie und Doktor Morton reden wollen, außerdem wird Doktor Morton Wiederbelebungsversuche machen.

Wenig später finden wir uns alle im vorderen Oberdeck wieder. Das Boot liegt in 40 Meter Tiefe und bleibt vorerst dort.

Alle reden durcheinander, so daß auch die, die nicht mehr dazu gekommen sind, einen Blick in die Krankenstation zu werfen, schließlich alles wissen, was es dort auf den ersten Blick zu sehen gab.

„Warum hat sie denn nun Alarm gegeben? Es wäre doch viel besser, sofort Doktor Morton heranzuholen?“ fragt Ulrich Solzbach.

„Panik. Sie hat den Toten gesehen, als sie wieder reinkam und hat die Nerven verloren. Schließlich war sie zu diesem Zeitpunkt gerade für ihn verantwortlich!“ versuche ich, zu raten.

„Wo war sie denn?“

„Weiß ich doch nicht. Toilette?“

„Mitten im Auftauchen?“ fragt Edwin ungläubig, „Da verkneift man sich doch sowas!“

„Na, ihr wißt doch, wie das ist! Erst verkneift man sich’s, um ja nichts zu verpassen, und dann wird das Boot beim Auftauchen immer langsamer, und dann muß man eben ganz dringend, wenn’s am spannendsten wird. – Bei spannenden Filmen passiert einem das doch dauernd!“

„Habt ihr gesehen, was für eine …“ Cohäuszchen macht eine unmißverständliche Bewegung.

„Riesenerektion er hatte?“ setzt Solzbach fort, wobei er das Wort ‘Erektion’ so betont, als wolle er erreichen, daß alle, die daran Anstoß nehmen könnten, dies mit Sicherheit auch tun. „Naja, und? Soll ja vorkommen, wenn man tatenlos im Bett liegt. Und wenn dazu noch diese Yay um einen herumschwirrt.“

„Dabei war sie anständig angezogen.“ Cohäuszchen schüttelt den Kopf, „Ganz, wie es sich an Bord gehört.“

„Tja.“ sage ich, „Komisch. Meinen eigenen, bescheidenen Erfahrungen nach stellt sich eine Erektion nicht ein, wenn man krank genug ist. – Aber vielleicht ist das individuell verschieden. Außerdem ist er jung.“

„Herwig, erzähl uns jetzt nicht deine geriatrischen Erfahrungen, wenn wir wissen wollen, warum der Elderman umgekommen ist!“ sagt Cohäuszchen, „Du lebst ja noch – du bist doch völlig uninteressant!“

„Wir alten Kalkeimer sollten uns da gegenseitig nichts unterstellen!“ parriere ich, „Aber mal im Ernst: Gibt man nicht Sedativa, bei Schwerkranken, damit sowas nicht passiert?“

Keiner weiß es so genau. Wir spekulieren weiter. Natürliche Ursache oder nicht? Vermeidbar oder nicht? Hat der große Unbekannte seine Hand im Spiel?

Und schnell stellt sich auch eine andere Erkenntnis ein: Wir werden jetzt im Boot den Innendruck raufsetzen können, ohne auf den Schwerkranken

Rücksicht nehmen zu müssen. Die allgemeine Meinung ist, daß das den großen Unbekannten als Täter ausschließt.

„Woher weißt du eigentlich so genau, daß er tot ist?“ fragt Cohäuszchen mich.

„Ich? Woher ich das weiß?“

„Ja, du hast gesagt: ‘Sie hat den Toten gesehen, als sie wieder reinkam und hat die Nerven verloren.’.“

„Ja, das habe ich gesagt. Und? Habt ihr nicht gesehen, wie er dagelegen hat?“

„Daß ist noch lange kein Beweis, daß…“

„Na schön. Vielleicht nicht. Aber wenn jemand, von dem ich weiß, daß er so schwer verletzt ist, in einer so unnatürlichen Stellung auf dem Boden liegt, Augen weit aufgerissen, alles starr, dann ist er tot. Außerdem ist die Erektion nicht zurückgegangen, solange wir da waren.“

„Sollte sie das?“ fragt Cohäuszchen.

„Na Günther!“ sagt Solzbach belehrend, „Bist du schon mal aus dem Bett gefallen und hast dich dann von vielen fremden Leuten angestarrt wiedergefunden? – Willst du behaupten, daß du unter solchen Umständen eine Erektion beibehälst?“

„Na gut. Ich meine ja nur…“

„Denk an Gehenkte. Da ist auch häufig eine Erektion zu beobachten. Und bei manchen anderen Todesarten auch. Wir wissen überhaupt nicht, ob er erst seine Erektion bekommen hat, oder ob er erst gestorben ist. – Ist ja auch egal.“

„Nein.“ sage ich, „Das ist es vielleicht nicht.“

„Wie meinst du das, Herwig?“ fragt Solzbach.

„Ich muß darüber nachdenken. Warten wir einmal ab, welchen Autopsie-Befund die Morton machen wird.“

„Wird sie denn eine Autopsie machen?“

„Ich glaube, das muß sie. Wenn eine Todesursache nicht ganz klar ist, und in diesem Fall ist sie das nicht, im Gegensatz zu Colbert, dann muß sie eine Autopsie machen. Sie ist der einzige Arzt in Reichweite, und der Alte ist der einzige Vertreter des Gesetzes. Der Alte muß das veranlassen. Sonst macht er sich eventuell wegen Strafvereitelung strafbar.“

„Gilt das nicht nur dann, wenn der dringende Verdacht auf eine Straftat besteht?“

„Ja. Aber der besteht ja. Oder nicht? Habt ihr den bisherigen Verlauf der Reise vielleicht nicht mehr in Erinnerung?“

„Herwig hat recht, Uli.“ sagt Cohäuszchen, „Sie muß es tun. – Na, da bin ich neugierig.“

„Das sind wir wohl alle.“ sage ich.

Wir warten nun darauf, daß der Auftauchvorgang weitergeführt wird. Dabei nehme ich die Gelegenheit wahr, einige Berechnungen anzustellen:

In dieser geringen Tiefe kommt die Tiefeninformation nicht mehr vom Druck, sondern von den Laufzeiten der Echowellen bis zur Wasseroberfläche. Das ist genauer. Mit diesen beiden Information ist es jetzt möglich, den Druck an der Wasseroberfläche zu messen. Da wir in 40 Meter Tiefe noch einen Druck von 9 Bar haben, ist der Druck an der Oberfläche 5 Bar. Damals, bei unserem ersten Aufenthalt in der Welthöhle, hatte ich 4 Bar geschätzt.

Gabi Gohlmann hat ihre anfängliche Müdigkeit überwunden und schwatzt mit Vivian Grail, die auch dem ersten Sichtkontakt mit der Welthöhle entgegenfiebert und deshalb zu uns raufgekommen ist, über irgendwelche Urlaubsorte, die sie mal besucht haben. Ich schnappe Wortfetzen auf wie zum Beispiel ‘breathtaking landscape’. Nun, davon werden sie Kürze genug haben.

Um 2:10 Uhr ist es dann soweit. Wellington, der wohl annimmt, daß jeder auf ist, läßt sich über die Rundspruchanlage vernehmen: „Hier spricht der Käptn. Die Wiederbelebungsmaßnahmen waren nicht erfolgreich. Herr Peer Elderman ist tot. Wahrscheinlich ist er einem akuten Schock zum Opfer gefallen. – Wir setzen das Auftauchen fort.“

Das war alles. Keine Mitteilung über Ursachen des Schocks. Keine Vermutungen. Da müssen wir wohl warten, bis die Gerüchteküche Fakten ausspuckt.

Peer Elderman wird seine Saurier nicht mehr zu sehen bekommen. Nicht mehr in dieser Welt.

Langsam steigt das Boot weiter. Nur noch wenige Minuten. Die Wasseroberfläche sieht von unten genauso aus wie die Wasseroberfläche in einem Schwimmbad, nachdem man ins Wasser gesprungen und mit dem Kopf unter Wasser geraten ist – Kunststück, es handelt sich ja um denselben Stoff und um dieselben Naturgesetze.

In der Tat ist mir schon vor langer Zeit klargeworden, daß die Frage, wie es wohl auf anderen Welten aussieht, Lichtjahre oder Lichtjahrmillionen weit entfernt, zumindestens teilweise beantwortbar ist. Die Biosphäre, so denn eine vorhanden ist, wird sich von der unseren unterscheiden, bedingt durch die Zufälligkeiten der Evolution und der sie steuernden Randbedingungen. Aber ein Ozean, der an irgendwelche Küsten brandet, Steilküsten ausschneidet und Sandstrände aufschwemmt, wird immer und überall vertraut aussehen. Ein Berg, seine fraktale Form, ein Tal, Wellen und Brandung, Wasserfälle – alles schon gesehen. Am anderen Ende des Universums.

Oder auch nicht. Gerade die Welthöhle hat ja gezeigt, daß es in der Natur doch noch einige Formen gibt, die zu sehen wir nicht vorbereitet waren.

Die letzten Meter. Es ist 2:14 Uhr, als die oberen Kollisionsschienen der CHARMION die Oberfläche durchstoßen. Ein fremdes Stahltier in einem fremden Ozean. Etwas in der Welthöhle noch nie dagewesenes. Nun wird es Wirklichkeit, nach all den vielen Jahrmillionen, wo es nicht Wirklichkeit war. Es ist wie die erste Mondlandung.

Wir hören nicht, wie die gespeicherten Gase in die äußeren Tauchtanks fauchen. Aber wir können es sehen. Die oberen Kameras schieben sich mit der Scheitelwölbung des Bootes über das Wasser. Der Blick reißt auf – schäumendes Wasser fließt aus dem Bild ab, wir sehen den aufgewühlten Schaum rund um das Boot herum aus der Froschperspektive. Das Bild wird klar. Und dann:

Da sind sie. Wie oft in den letzten zwei Jahren träumte ich davon, wie von einer Welt, deren reale Existenz ich glaubte und dann wieder doch nicht. Die mächtigen Felssäulen, die den graubewölkten Himmel zu tragen

scheinen. Zwei- bis dreitausend Meter stark, bis zu den Wolken sind es 5000 Meter. Ein gewaltiger Wald aus Felsen, gewachsen in der Ewigkeit und für die Ewigkeit.

Es regnet im Moment nicht, die Sicht ist klar, der Blick geht weit, bis zu Säulen, die in einigen Dutzend Kilometern Entfernung sein müssen. Wir sind mitten in einem der Meere der Welthöhle aufgetaucht.

Die Basis der nächsten Säulen – noch einige tausend Meter von uns entfernt – steht in bewaldetem Hochgebirgen. Enge, steile, wilde Inseln. Atemberaubende Bergformen, unerreichbare Wälder auf Simsen zwischen den Wolken und dem Meer, unerreichbar für den kühnsten Kletterer, sowohl von unten als auch von oben.

Es ist still hier im vorderen Oberdeck. Ganz still. Alle sehen auf die Bilder auf den Bildschirmen wie auf eine Erscheinung. Es ist eine Erscheinung: Eine neue Welt erscheint. Man hätte sie sich nie ausdenken können. Und doch ist sie da, dieses fremde Meer ist da, tatsächlich da, bloß 10.5 Kilometer unter unseren Füßen, nein, es sind 12 Kilometer, wie wir inzwischen wissen. Zwölf Kilometer über uns ist die Nordsee. Eine ganz andere Welt. Die Nordsee – Wassertemperatur sechs bis zehn Grad oder so. Hier sind es 51 Grad. 44 Grad Lufttemperatur, wie wir ablesen können. Die ersten Luftproben werden inzwischen an Bord genommen. Die ersten Meßwerte erscheinen auf dem SISC: 100% Luftfeuchtigkeit. 5 Bar – wie ich es vorhin errechnet habe. Die Partialdrucke: Viel CO2, eigentlich viel zu viel. Mehr Sauerstoff als in unserer vertrauten Atmosphäre, aber prozentual ist es weniger. Stickstoff, überraschend viel freier Wasserstoff. Ein bißchen Ozon und Spuren von Stickoxiden. Kohlenmonoxid auch, aber nicht in gefährlichen Konzentrationen. Und Helium, etliche Prozent!

Das Licht. Schwach, wie an einem trüben Tag. Das wußte ich schon, aber nun kriegen wir Zahlen. Weniger als eineinhalb Watt pro Quadratmeter. Ein Tausendstel der direkten Sonneneinstrahlung. UV fast nicht nachweisbar – für das H2O2 im Wasser, das Ozon in der Luft und für die Stickoxide in Luft und Wasser werden wir uns eine andere Erklärung ausdenken müssen.

„Es ist unheimlich." sagt Gabi. Vivian und Gabi schwatzen nun nicht mehr über sonnige Urlaubsziele.

„Unheimlich leer. Wo sind deine Saurier, Herwig?“ fragt Cohäuszchen. Der Bann ist gebrochen. Da steht Ulrich Solzbach auf und fängt an zu klatschen. Warum denn nun das? Dann verstehe ich: Bei manchen Landungen mit Verkehrsmaschinen pflegt man zu klatschen, wenn der Pilot das besonders gut hingekriegt hat. Ich schalte über das Interkom eine Verbindung zur Zentrale: „Jetzt alle!“ sage ich: Wollen wir dem Alten auf diese Weise mal was Nettes sagen.

Als sich das ‘Klappklapp’ gelegt hat, kommt Wellington’s Stimme über die Rundsprechanlage: „Danke. Aber ich denke, das haben wir uns alle verdient. Jeder hat seinen Teil dazu beigetragen. Jede und Jeder.“

Als es ganz ruhig geworden ist, fährt Wellington fort: „Wir werden zunächst an genau diesem Platz bleiben und den Druckangleich durchführen. Genaugenommen hat er schon begonnen, aber wir lassen den Druck so langsam steigen, daß die meisten von Ihnen nicht einmal ein Knacken der Trommelfelle verspüren werden. Morgen wird Doktor Morton ein Medikament verteilen, das die Druckanpassung und die Anpassung an die Luftzusammensetzung unterstützen soll. Das werden wir einige Wochen regelmäßig nehmen müssen. Trotzdem werden die meisten von Ihnen im Laufe der Zeit gewisse Beschwerden bekommen, und wundern Sie sich nicht, wenn alltägliche Dinge wie das Atmen sich anders anfühlen. – Wir werden uns im Schiff vollständig an die Außenbedingungen angleichen, mit Ausnahme von Luftfeuchtigkeit und Temperatur. – Nachdem der Druckangleich durchgeführt worden ist, was etwa 48 Stunden erfordern wird, werden wir die Luken öffnen, Colbert und Elderman bestatten und das Boot von außen untersuchen. Danach werden wir kreuzen. – Wecken morgen – sagen wir, zehn Uhr. – Ich danke Ihnen. Gute Nacht, meine Damen und Herren. Nachtwache bitte in die Zentrale!“

„Das gilt dir, Carola!“ sage ich, „Du hast jetzt noch mehr als fünf Stunden die Welthöhle ganz für dich allein!“

Ausnahmsweise gibt es diesmal keine giftige Antwort von Carola. Sie steht einfach auf und geht zum zentralen Niedergang. Ich habe nicht die Spur einer Ahnung, was sie jetzt denkt – Wenn jetzt alle schlafen, dann wird sie die erste sein, die tatsächlich für eine Weile allein in der Welthöhle ist – in einem gewissen Sinne.

„Es ist verdammt spät geworden," sage ich, „für meinen Teil kann ich die Welthöhle auch morgen noch lange genug ansehen! Ich war schließlich schon mal da."

Trotz der späten Stunde liege ich in meiner Koje noch lange wach. Der schwache Wellengang bewegt das Boot gerade eben spürbar. Das ist ein ganz anderes Gefühl als draußen in den Außenhöhlen. Man kommt sich gleich viel mehr auf einem Schiff befindlich vor. Aber natürlich – so etwas wie das Geräusch der an den Rumpf plätschernden Wellen kann man in der CHARMION nicht hören. Das sachte Wiegen an der Grenze der Wahrnehmbarkeit ist alles.

Ob das Wissen um die Funktion eines Oberflächenschiffes, um die Bewegungen eines schwimmenden Gegenstandes in den Jahrtausenden schon irgendwie seinen Weg in unsere Gene gefunden hat?

10. Februar 1999, Mittwoch. Der 28. Projekttag – der Morgen danach. Kein besonderer Dienstplan. Wellington's humane Weckzeit ist von den meisten deutlich überzogen worden. Frühstück und Mittagessen ist dasselbe. Im Moment keine Pflichten außer der, dem Körper Gelegenheit zu geben, sich an die Drucksteigerung zu gewöhnen.

Carola bekomme ich an diesem Morgen nicht zu sehen, weil sie wohl gleich nach ihrer Wache ins Bett gefallen ist.

Doktor Morton fängt an, die Epeditionsteilnehmer nacheinander zu sich ins Krankenrevier zu bitten – jeden Tag sollen es ein paar sein. Erstens handelt es sich um eine allgemeine gesundheitliche Bestandsaufnahme, zweitens meint sie, daß sie auf diese Weise die Auswirkungen der Drucksteigerung im Boot gut verfolgen kann, ohne daß sie alle Expeditionsteilnehmer jede Viertelstunde untersucht.

Sämtliche Bildschirme und sämtliche SISCs in der Kantine zeigen Außenansichten. Die haben sich seit gestern wenig verändert. Das Boot ist nicht versetzt worden, da es hier kaum Strömungen gibt, und die, die es gibt, scheinen unregelmäßig in Stärke und Richtung zu sein, so daß es sich vielleicht um Nachwirkungen der Kohlensäureexplosion handeln könnte. Wir wissen es nicht. Der schwache Südwind ist nicht in der Lage, die CHARMION zu bewegen, weil sie sowenig Fläche über dem Wasserspiegel zeigt.

So, wie ich mich erinnere, sind die Leuchtenden Wolken über diesem Meer beständig in Höhe und Leuchtkraft. Während unserer kurzen Schlafperiode hat es, wie wir den Aufzeichnungen entnehmen können, zweimal eine Bildung und Wiederauflösung von Nebelbänken gegeben. Jetzt haben wir treibende Wolkenfetzen in 1700 Meter bis 2000 Meter über dem Meer, so daß gelegentlich die Sicht auf entferntere Säulen teilweise verdeckt wird.

Abgesehen davon ist in den letzten acht Stunden nicht viel passiert. Kein prähistorisches Großtier ist in unserer Nähe aufgetaucht, um dieses neue, seltsame Stahltier zu beschnuppern. Die Echolotung kann ferne Bewegungen nachweisen, die offenbar durch größere, schwimmende Tiere zu erklären sind. Aber die scheinen sich in Landnähe aufzuhalten.

Die Säuleninsel im Westen von uns, deren Küste vielleicht 4000 Meter von uns entfernt ist, können wir am besten beobachten. Um eines ihrer südlichen Vorgebirge, daß einem steilen, 800 Meter hohen Zahn ähnelt, der inselseitig bewaldet ist, kreisen Punkte – seit gestern schon. Gelegentlich stürzen diese Punkte ins Meer, um dann gleich wieder nach oben zu schießen. Man kann sie mit den Außenkameras näher heranholen, und dann sind die Pteranodon – ähnlichen Formen unverkennbar. Das ist für Doktor Reinhardt natürlich das interessanteste.

Doktor Reinhardt's Haltung hat sich mir gegenüber nun völlig verändert. Da der Homberg sich nun definitiv die Welthöhle nicht ausgedacht hat, ist es sogar entschuldbar, daß er von Paläontologie keine Ahnung hat. Und da sowohl der Rochen, mit dem wir gestern aneinander geraten sind, als auch diese Pteranodons dahinten nicht in sein durch Fossilien geprägtes Weltbild passen, ist er zu der Annahme gelangt, daß ich doch einige Beobachtungen in meinem Buch korrekt wiedergegeben habe. Nun beobachtet er, richtet seine Bilddateien ein, um systematisch Bobachtungen zusammenfassen und mit den jeweils besten Aufnahmen archivieren zu können.

Interessant ist, daß Reinhardt sich nicht so sehr für das Plankton interessiert, für die Mikrolebewesen in dem Wasser um uns herum. Diese genauer zu untersuchen würde auch viel neues für Biologie und Paläontologie bringen – auch bei dem kleinsten Lebewesen kann man schließlich einen vollständigen Genomsatz aufzeichnen. Aber wie die meisten Menschen ist

er in der Bewertung eines Lebewesens durch dessen bloße Körpergröße beeinflußt. Wären die Saurier der Erdgeschichte nicht größer als Hunde gewesen – niemals hätten sie dieses weite Interesse von Wissenschaftlern und Laien gefunden.

Günther Cohausz beschäftigt sich, sobald er mit seinem ausgedehnten Frühstück-Mittagessen fertig ist, noch eingehender mit der Chemie des Wassers und der Luft. Das bringt aber zunächst keine neuen Erkenntnisse – Die Zusammensetzung hatten wir ja schnell ermittelt, und dabei bleibt es dann. Lediglich die Änderung einiger Komponenten ist interessant.

Eugen Serpinski verbringt viel Zeit damit, die Außenaufnahmen zu beobachten. Noch sind wir nicht nahe genug an irgendwelchen Tieren dran, um Feinheiten von Knochenbau und Muskulatur zu studieren – das aber ist ja sein wissenschaftliches Hauptinteresse.

Stephen Spaliter verschwindet, kurz bevor die meisten anderen das Mittagessen vollendet haben, und taucht wenig später wieder mit einigen Geräten auf. Er setzt sich an einen frei gewordenen Platz in der Kantine, und ich erkenne Zahnarztspiegel und Sondenhaken und einigen anderen Dingen, die man als Zahnarzt so braucht.

„Der Schulzahnarzt ist da!“ ruft er, „Bitte Zähneputzen, und dann alle nacheinander zu mir kommen, irgendwann im Laufe des Tages, ja?“

„Wie das?“ frage ich, „Idee von Alten?“

„Nein. Es gehört eigentlich sowieso zu meinen vertraglichen Pflichten. Einmal im Monat sollte ich bei jedem nachsehen. Die ganze Besatzung durchchecken, soweit sich das mit dem normalen Bordbetrieb vereinbaren läßt. Und wir sind jetzt fast einen Monat lang unterwegs.“

„Aha.“ sage ich und bleibe noch ein bißchen. Das Wort ‘Schulzahnarzt’ erinnert mich an glückliche Kindheitstage, von denen man damals noch nicht gewußt hat, wie glücklich sie waren. Unser Schulzahnarzt, der alte Doktor Biermann, hatte da eine ganz eigene Art, mit den Kindern umzugehen – wer auffiel, bekam vor der ganzen Klasse sein Fett weg. Und so war man immer im Streß, wenn er kam, bis man selbst drangewesen war. Danach kam der angenehme Teil, weil man sich dann der Schadenfreude hingeben konnte, wenn der Doktor jemanden anders herunterputze. ‘Was?’ rief er da manchmal, und der Tonfall war unheilschwanger wie ein Gewit-

ter am Horizont, ‘Ruin, Ruin, Ruin!’ oder ‘Da ist ja noch ein Rest der Weihnachtsgans – von vor zwei Jahren!’ oder ‘Da ist ja schon wieder Zahnschmelz unter dem Dreck zu sehen!’.

Nachdem alle Kinder drangewesen waren, erinnere ich mich, stand der alte Biermann auf und gab noch einen Vortrag über die Folgen mangelnder Zahnpflege zum Besten. Das konnte er gut – er malte dann im allgemeinen Fälle mit Komplikationen auf das anschaulichste aus. Manche von uns sahen sich dann schon hospitalisiert und künstlich ernährt, weil man wegen einer Kiefervereiterung die Klappe nicht mehr aufkriegen konnte. – Der gute, alte Biermann – ein Leben lang ungeputzte Kindermäuler durchchecken, zehntausende vielleicht, und was ist bei diesen Bemühungen von ihm und von seinen Berufkollegen herausgekommen? Zahnärzten geht es immer noch überdurchschnittlich gut. Die Mahnungen der Schulzahnärzte müssen wohl nicht auf so besonders fruchtbaren Boden gefallen sein.

Während ich Stephen Spaliter bei seiner Arbeit zusehe, denke ich auch daran, daß meine Klasse privilegiert war – der Sohn des Schulzahnarztes war viele Jahre lang bei uns. Da gab es dann schon mal einen versteckten Hinweis, an welchem Tag man sich die Zähne putzen sollte, um den ‘Überraschungsangriff’ des Schulzahnarztes kontern zu können.

Stephen Spaliter geht nicht mit so spektakulärer Rhetorik vor. Einigen schlägt er vor, sich mit ihm auf einen Termin in der Krankenstation zu einigen – am besten gleich. Aber im wesentlichen scheint er mit dem Zustand unserer Zähne zufrieden zu sein. Bei mir findet er auch nichts.

Gerald Amurdarjew hält sich meistens im vorderen Oberdeck bei seinen Computersimulationen auf. Am liebsten würde er die alten Modelle, die er schon vor der Welthöhlenexpedition bearbeitet hat, so aktualisieren, daß tatsächlich das rauskommt, was wir jetzt sehen, und damit ist er vollauf beschäftigt.

Natalie ist auch die meiste Zeit im vorderen Oberdeck zu finden, da sie ja in der Krankenstation nach Peer’s Tod nichts mehr zu tun hat, aber als ich hinter ihr vorbeigehe, habe ich den Eindruck, daß sie irgend etwas auf den Bildschirmen ließt, was mit der Expedition gar nichts zu tun hat.

Gabi ist im hinteren Labor tätig, ich weiß nicht, womit. Vielleicht muß das hintere Labor auf die baldige Analyse von irgendwelchen mineralischen oder biologischen Proben vorbereitet werden.

Der Pater ist unruhig. Er geht auf und ab, mal im vorderen Oberdeck, mal in der Kantine, mal in den Kabinengängen.

„Jetzt, wo draußen soviel Platz ist, merkt man erst, wie wenig man sich in dieser kleinen Blechkiste die Beine vertreten kann, nicht wahr?“ frage ich ihn.

„Ja, das auch. Aber ich bin in Gedanken.“ sagt er.

„Schwere Gedanken?“ frage ich.

„Ich weiß es nicht. Das naheliegende ist – unsere beiden Toten. Die sollen doch einfach über Bord gehen, oder? – Es ist so würdelos!“

„Das ist das übliche Seemannsgrab-Ritual!“

„Könnten wir sie nicht an Bord belassen? Wir haben doch Tiefkühltruhen. Da liegen sie doch jetzt auch.“

„Aber Pater!“ protestiere ich, „Das erscheint mir genauso würdelos! Außerdem, stellen Sie sich die Probleme vor, wenn einmal die Kühltruhe kaputtgehen sollte, oder die Energie zu lange ausfallen sollte. Das ist ja soweit nicht hergeholt, wie wir wissen. Dann haben wir nicht nur die Lebensmittel, die allmählich vergammeln, sondern dazwischen auch noch die Leichen. Stellen Sie sich das einmal plastisch vor!“

„Da haben Sie natürlich recht. – Ja. Aber könnte man sie nicht an Land bringen, um sie zu beerdigen?“

„Wo wäre denn da der prinzipielle Unterschied?“

„Sie hätten einen Platz, der…“

„Den haben sie. Die ganze Welthöhle!“

„Wenn sie über Bord gehen, werden sie wahrscheinlich gefressen.“

„Das werden Sie sowieso, Pater! Denken Sie an die biologischen Fakten: Unser Körper ist voll von Mikrolebewesen, die sich in jeder Sekunde in einem erbitterten Kampf mit unserem Immunsystem befinden. In dem Moment, wo wir sterben, gewinnen sie diesen. Also, wo ist der Unterschied?“

„Ein Grab ist ein Fokus der Erinnerung. Ihre Charmion hat ja auch ein Grab!“

„Ja, das hat sie. Wir waren damals aber auch nicht in einem beengten U-Boot, wo sie länger aufbewahrt werden mußte. – Natürlich, wenn wir es uns zeitlich leisten können – man könnte an Land gehen, um sie zu beerdigen. Aber das heißt, daß die Leichen noch länger an Bord bleiben müßten, und das heißt auch, daß wir während dieses Beerdigens ziemlich verletzlich sind. – Es braucht eine Zeit, bis man sicher ist, wo man unter freiem Himmel ungefährdet eine Versammlung abhalten kann. – Also, 'unter freiem Himmel' – was man hier drunter versteht."

„Vielleicht haben Sie recht." gibt Palmer zu, „Mir ist es nicht angenehm, aber vielleicht haben Sie recht."

„Folgender Gedanke, Pater," fahre ich mit dem Thema weiter fort, „folgender Gedanke, der gar nicht unseren Gegensatz zwischen Glauben und Nichtglauben berührt: Der Körper ist doch nicht das Wesentliche, jedenfalls, wenn er nicht mehr lebt. Das ist unser beider Ansicht, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Unsere Körper sind das, was wir an materiellen Dingen hinterlassen, nicht? 50 oder 70 oder 90 Kilogramm Materie, die eine Zeitlang nach dem Tode natürlich sehr unangenehm aussehen. Aber wir hinterlassen im Laufe unseres Lebens noch mehr Materie, die auch Bestandteil unseres Körpers war, jedenfalls teilweise! Wir atmen aus, wir pissen und wir scheißen. Niemand käme auf die Idee, einer Klärgrube eine spiritistische Bedeutung zu verleihen. Und ebenso die Versorgungsseite, denken Sie einmal an die! Die Materieströme, die unseren Körper aufbauen und erhalten! Die Wasserleitung und der Supermarkt. – Ja, der Supermarkt! Das, was da auf den Regalen steht, sofern es sich um Lebensmittel handelt, das werden einmal menschliche Körper werden!"

„Sie stellen immer merkwürdige Verbindungen her, Herr Homberg!"

„Habe ich nicht recht?"

„In einem gewissen Sinne – ja. Ich habe in Ihrem Buch diese Sache mit den markierten Atomen gelesen – sie wissen schon, dieses Gedankenexperiment: Alle Atome, die einmal Bestandteil eines gewissen Menschen waren, zu markieren. Ich habe lange drüber nachgedacht. Es macht uns in einem sehr materiellen Sinne alle zu Teilen derselben Welt."

„Ist für Sie das Wort und der Begriff 'materiell' denn immer so abwertend?"

„In der Tradition, in der ich – und vielleicht auch Sie – aufgewachsen sind, ja. Aber man muß es wohl noch einmal durchdenken. Die spiritistische Welt hat eine materielle Basis. Das ist die Welt, so wie Sie sie sehen, Herr Homberg."

„Ja. So kann man es wohl ausdrücken."

„Ich glaube an eine spiritistische Welt jenseits einer materiellen Basis."

„Wäre der Unterschied denn so groß?"

„Ich glaube, da müssen wir noch drüber nachdenken. Ich habe keine endgültigen Antworten – aber Sie auch nicht, Herr Homberg!"

„Nein. Habe ich nicht. Aber in manchen Winkeln des Seins suche ich nicht mehr nach Antworten. Aber was eine spiritistische oder metaphysische Welt jenseits der materiellen betrifft, Pater – ich erinnere mich so dumpf an einige Dinge, die im Kontext dieser Qumran-Rollen aufgetaucht sind! Diese beschreiben doch das historische Frühchristentum, daß durchaus nicht so jenseitig ausgerichtet war! War es nicht so? Es ist nicht mein Hauptinteressengebiet, Pater – ich kann mir historische Fakten nie merken. Sie können mir Fehlinformiertheit vorwerfen, ungenaues Recherchieren! Alles berechtigt! Aber das, woran ich mich zu erinnern glaube ist, daß es das in diesen Rollen beschriebene Frühchristentum interessanterweise schon vor Christus gegeben hat! Und es unterscheidet sich in Einzelheiten durchaus von dem, was für Sie Christentum ist! Was ich darüber gehört habe ist, daß unsere vertraute Version des Christentums eine exportierte, von jüdischen merkmalen befreite Version dieser Qumran-Texte gewesen ist. Oder irre ich mich?"

Der Pater scheint unangenehm berührt zu sein. Da er nichts sagt, rede ich weiter:

„Einzelheiten waren dort völlig anders. Eine strenge Hierarchie dieser frühen Glaubensgemeinschaft, zum Beispiel, und keine Feindesliebe, im Gegenteil – naja, damit wird die Kirche ja nicht allzuviel Schwierigkeiten haben, wie die Geschichte gezeigt hat!"

Palmer kommt immer noch nicht aus der Reserve.

„Und das Ganze ist offenbar für die Kirche so bedrohlich, daß sie die Dokumente, die sie besitzt, streng unter Verschluß hält. Das müssen Sie doch besser wissen als ich, Pater: Da gibt es doch eine kirchliche Behörde,

die die ‘Reinheit des Glaubens’, oder wie man das nennt, überwachen soll – und diese Behörde ist aus der früheren Heiligen Inquisition hervorgegangen. Wie heißt die noch?“

„Das ist die Glaubenskongregation.“ sagt Palmer.

„Genau. Ich kam nicht auf dieses Wort. Die Nachfolger der Heiligen Inquisition!“

„So kann man das nicht sagen… sie haben sich geändert!“

„Weil sie mußten, nicht aus Einsicht. Wieso nehmen Sie die in Schutz? – Moment mal… ich verstehe.“ Ich sehe den Pater von oben bis unten an: „Sind Sie etwa…“

„Ja.“ sagt Palmer, „Ich bin Mitglied der Glaubenskongregation.“

Jetzt muß ich schlucken. Natürlich – das ist das logische – wenn die Kirche es schon durchgesetzt hat, daß jemanden von ihnen auf diese Mission mitkommt. Immerhin habe ich auf diese Weise das Vergnügen, mal einem leibhaftigen Inquisitor gegenüber zu stehen. Ich sage das aber nicht. Keine unnötigen Konfrontationen an Bord.

„Gehen wir mal wieder zum konkreten Ausgangspunkt, Pater: Wollen Sie etwas sprechen, wenn wir die beiden – dem Meer übergeben?“

Gerade noch habe ich meine Wortwahl geändert. ‘Über Bord werfen’ wollte ich jetzt nicht sagen.

„Wenn es gewünscht wird. – Waren die beiden Christen?“

„Wellington kann die Personalakten einsehen, und die Eins und Zwei WO auch. Fragen Sie doch einen von denen!“

Doktor Morton ist hereingekommen und steht schon eine Weile neben uns. Ich wende mich ihr zu: „Ja?“

„Haben Sie Zeit für eine Untersuchung?“

„Jetzt gleich? Ja.“ Ich nicke dem Pater zu und folge der Ärztin in Richtung Krankenstation.

Ich kann es immer noch nicht glauben: Wir haben einen Inquisitor an Bord – wie im finstersten Mittelalter!

Untersuchungsrichterin

Im backbordseitigen Krankenrevier hinter der Zentrale soll ich mich auf eine Liege setzen – diejenige, auf der der arme Peer gelegen hat, erinnere ich mich. Sie ist jetzt wieder frisch bezogen. Doktor Morton macht all die üblichen Tests: Blutentnahme für Laboruntersuchungen, Blutdruck und Puls, liegend und stehend und bei Kniebeugen. Temperatur. Urinprobe. Fragen nach Beschwerden und Konsistenz und Häufigkeit des Stuhlganges. Alles mit Behendigkeit und effizienter Routine.

„Liebesleben?“ fragt sie dann.

„Normal.“ sage ich, „Soweit man hier an Bord von ‘normal’ reden kann.“

„Was heißt ‘normal’?“

„Ja, wissen Sie, Frau Doktor, ich bin jetzt 48 Jahre alt. Da ist die Sexualität nicht mehr so dringend.“

„Wie oft haben Sie denn Geschlechtsverkehr oder onanieren Sie?“

„Vielleicht ein- oder zweimal pro Woche. Ich führe keine Strichliste.“

„Mehr Geschlechtsverkehr oder mehr Onanieren?“

„Ist doch medizinisch kein Unterschied! – Gut, also – in letzter Zeit – das hängt von der Gelegenheit ab, wissen Sie!“

Frau Morton weiß es nicht. Sie will es genauer wissen:

„Sie haben mit unseren Damen in der letzten Zeit also keinen sexuellen Kontakt?“

„In den letzten Tagen nicht. Davor – na, das wissen Sie ja. Ich kann nicht gerade von ‘grassierender Keuschheit’ reden. – Ist das wichtig?“

„Vielleicht.“ sagt Doktor Morton. „Meinen Sie, daß Sie ein gesundes, normales Sexualleben haben?“

„Sofern man diese Definition nicht an der Häufigkeit von sexuellen Kontakten aufhängt, ja.“

„Trauen Sie sich zu, zu beurteilen, ob eine Frau, mit der Sie sexuelle Kontakte haben, ein gesundes Verhältnis zu ihrer eigenen Sexualität hat?“

„Was verstehen Sie unter einem gesunden Verhältnis? – Meinen Sie die Abwesenheit von ‘Perversionen’?“

„Vielleicht auch das. Ich weiß, daß das ein sehr ungenaues Konzept ist.“

Ich schüttele den Kopf: „Ich habe im Laufe meines Lebens gemerkt, daß die Hauptbeschäftigung aller Menschen ist, sich gegenseitig etwas vorzumachen. Und sich selbst auch. Das gilt auch für die Sexualität – vielleicht sogar ganz besonders da. Wenn ein Mädchen, mit dem ich schlafe, zufällig auf Bumsen mit Mantelpavianen steht, und sie will mich das nicht merken lassen, dann glaube ich nicht, daß ich das herauskriege. – Ist es das, was Sie wissen wollten?“

Doktor Morton hat sich Aufzeichnungen gemacht und scheint jetzt damit fertig zu sein. Sie setzt sich auf die Liege mir gegenüber. Mir einem Blick vergewissert Sie sich, daß die Türen der Krankenstation wirklich geschlossen ist.

„Was halten Sie von Frau Yay?“

„Sie stellen aber Fragen!“ sage ich.

„Ich habe meine Gründe.“

„Tja. – Nun, sie sieht sehr gut aus und sie weiß das. Und sie kann es anwenden. Wenn sie will. Sie will aber nicht übermäßig häufig. Sie…“

„Mich interessiert natürlich der Punkt ‘Normalität’!“ unterbricht Doktor Morton mich, „Haben Sie irgendwelche Auffälligkeiten bemerkt?“

„Nein. – Mein Verhältnis zu ihr ist auch etwas abgekühlt – nein, das ist falsch, es war ja eigentlich nie ‘heiß’, wenn Sie wissen, was ich meine.“

Frau Morton nickt, sagt aber nichts. Also fahre ich fort:

„Sie genießt Sex, sie ist nicht gerade monogam – Tja, was noch? Am Anfang habe ich sie für unintressiert gehalten und mich gewundert, wie sie zu dieser Expedition gekommen ist. Da habe ich sie vielleicht unterschätzt. Ja, und zum Schluß gab es mal Streit.“

„Streit?“

„Nicht richtig Streit. Sie deutete an, daß ich mich an dem Waschen ihrer Textilien beteiligen könnte, und ich deutete daraufhin an, daß ich das auch ebensogut bleiben lassen könnte. Ja, und das war eigentlich schon alles. Das Verhältnis ist dann weiter abgekühlt.“

„Aggressionen?“

„Nein, überhaupt nicht, weder von mir noch von ihr. Es ist, als ob wir niemals miteinander geschlafen hätten und dieses auch niemals gewollt hätten. Es ist praktisch ungeschehen!“

„Mmh.“ Eine lange Zeit sagt Doktor Morton nichts. Sie verschränkt die Finger, so daß die Knöchel weiß hervortreten.

„Herr Elderman hat vor seinem Tode ejakuliert.“ sagt sie unvermittelt.

„Ach, wirklich?“ Mehr fällt mir dazu nicht ein.

„Vielleicht sogar mehrmals.“

„Was schließen Sie daraus?“

„Er hat nicht onaniert. Und es würde mich sehr wundern, wenn er, in seinem Zustand, von selbst auf diese Idee gekommen wäre.“

„Woher wollen Sie denn das wissen?“

„Seinen Zustand kannte ich schließlich am allerbesten. Und da er ja nachweißlich ejakuliert hat, muß das Sperma irgendwo geblieben sein. Das ist es aber nicht. Keine Flecken im Bettbezug, keine Papiertaschentücher – ich habe überall nachgesucht.“

Allmählich begreife ich, worauf sie hinauswill: „Sie glauben, daß Frau Yay mit ihm geschlafen hat?“

„Es ist jetzt zumindest das plausibelste. – Und wenn sie das getan hat, bei seinem Zustand, dann ging die Initiative von ihr aus. Dann war es wenigstens Totschlag. Ich habe ihr jenseits von aller Mißverständlichkeit erläutert, daß jede Art Streß von Herrn Elderman ferngehalten werden muß.“

„Haben Sie sie gefragt?“

„Nein. Und das werde ich auch nicht tun. Denn wenn es so ist, dann hat sie etwas damit bezweckt, und dann sollten wir das herausfinden.“

„Tja. – Wenn sie es war und nicht von selbst damit herausrückt – warum machen Sie bei ihr keinen Scheidenabstrich?“

„Frau Yay ist Biologin. Sie weiß, wie man solche Spuren am eigenen Körper verwischt. Vielleicht hat sie auch ein Kondom benutzt. Oder was weiß ich für eine Technik.“

„Trotzdem – es kann ja nicht schaden.“

„Ich werde es machen – was glauben Sie, warum ich gerade jetzt mit Reihenuntersuchungen anfange? Aber ich bin sicher, der Befund wird negativ sein.“

„Also, ich weiß nicht,“ sage ich, „vielleicht sehen Sie Gespenster. Sie wollen Frau Yay unterstellen, daß sie die große Unbekannte ist. Aber

warum sollte sie auf diese Weise Unruhe verbreiten? Das war doch bis jetzt die wesentliche Wirkung des Treibens des großen Unbekannten, nicht wahr? – Wenn Sie hingeht, in die Krankenstation, und einen Schwerkranken vorsätzlich 'totfickt', dann ist das zwar Mord – nicht nur Totschlag, sondern tatsächlich Mord – aber es paßt nicht mit dem zusammen, was der große Unbekannte bisher gemacht hat. Dieser Mord hätte ja ganz unbemerkt ablaufen können."

„An den großen Unbekannten dachte ich auch weniger."

„Sondern?"

„Nichts sondern. Ich dachte – ja, ich dachte daran, daß sie eventuell abnormal sein könnte. Sex mit Wehrlosen. Ist bei Frauen sehr selten, aber es könnte ja sein. Außerdem war Elderman in ihrer alleinigen Obhut. Jetzt sagen Sie aber, daß die Yay bezüglich ihrer Sexualität unauffällig ist."

„Soweit ich das beurteilen kann."

„Tja. – Was ist dann passiert? Und warum? Wie sollte das Unternehmen geschädigt werden?"

„Das Unternehmen wurde nicht geschädigt," sage ich, „im Gegenteil. Wir hätten den Innendruck nicht erhöhen können, wenn Elderman am Leben geblieben wäre. Auf lange Zeit nicht. Es hätte massive Verzögerungen gegeben, gerade jetzt, wo wir unser Operationsgebiet erreicht haben und anfangen können, die Welthöhle zu untersuchen."

„Ja, meinen Sie denn," fragt Doktor Morton ungläubig, „daß der Yay die Zielsetzung des Unternehmens so am Herzen liegt, daß sie dazu einen Mord begeht?"

Bingo, denke ich – die Direktive q78q99q! Jemand an Bord ist in besonderem Maße daran interessiert, in der Welthöhle Untersuchungen anzustellen. Ist es das? Ist die Direktive q78q99q an Natalie gerichtet?

Aber nein, denke ich mir. Dann hätte sie andere Möglichkeiten gehabt, Peer Elderman umzubringen. Unauffälligere Möglichkeiten. Nicht Sex. Dazu muß man sich ja ein bißchen freimachen. Jeden Moment könnte jemand reinkommen. Oder? Nein, diese Sicht ist auch zu eingeengt. Plötzlich habe ich die Idee, wie es gemacht worden sein kann: Sie hat ein Papiertuch genommen und ihm mit den Händen einen runtergeholt. Das geht ganz unauffällig unter der Bettdecke. Jeden Moment hätte jemand rein-

kommen dürfen – dann hätte sie eben an den Kanülen etwas nachgesehen. Daß Elderman außer Atem ist, das soll ja bei einem Kranken auch vorkommen. War es so? Ist er dann zum Orgasmus gekommen, und hat dann der Kreislauf versagt, so, wie sie es beabsichtigt hat? Oder mußte sie noch ein bißchen nachhelfen? Ist er dann schon von der Liege gefallen? Sie rennt, sowie sie sich sicher ist, daß er tot ist, raus, zur Toilette, entsorgt das Papiertaschentuch, kommt wieder und schlägt Alarm. – War es etwa so?

Wenn diese ganze Handlungskette so war – eigentlich eine sehr sichere Sache. Zu jedem Zeitpunkt hätte eine Störung eintreten dürfen – dann hätte man es später eben noch einmal versucht. Peer hätte sich bei niemandem darüber beschwert, daß Natalie ihn verführen wollte. Nicht nur das – wenn jemand hinzugekommen wäre und gleich klar gesehen hätte, was vor sich geht, selbst das wäre für Natalie ungefährlich gewesen. Die Tötungsabsicht hätte man ihr nie beweisen können – man wäre nicht einmal auf die Idee gekommen.

Andererseits – es gibt noch eine ganze Menge Methoden, die viel unauffälliger gewesen wären. Deshalb glaube ich eigentlich doch nicht daran. Denn wie sieht die Bilanz aus: Hier die Gefahr des Entdecktwerdens und damit die Gefahr, die Direktive nicht mehr ausführen zu können. Und dort die Verzögerung, die Peers Krankheit uns aufgezwungen hätte. Wenn die Direktive an mich gerichtet gewesen wäre, denke ich, und ich skrupellos genug gewesen wäre, auch einen Mord zu begehen, und wenn dieser Mord für mich völlig sicher gewesen wäre, ohne jede Gefahr der Entdeckung, dann hätte ich es doch nicht getan, und zwar aus einem ganz einfachen Grund: Um die Direktive q78q99q erfolgreich zuende führen zu können, braucht man bis zum Schluß ein funktionsfähiges Boot mit einer einsatzbereiten Besatzung. Wir sind nicht so viele. Jeder hinterläßt eine Lücke, nicht nur menschlich, sondern auch, was die Aufgabenverteilung an Bord betrifft. Jeder Mord würde die Erfolgswahrscheinlichkeit der Direktive q78q99q vermindern.

„Nein.“ sage ich zu Frau Morton, „Ich glaube, das ist zuweit hergeholt. – Ich kann mir überhaupt keine vernünftige Motivation für einen Mord vorstellen.“

Die Ärztin nickt. „War ja auch nur eine Theorie. Könnten Sie jetzt Frau Yay herbitten? – Natürlich, ohne ihr etwas von unserem Gespräch zu sagen?“

„Natürlich.“ sage ich und springe von der Liege runter, „Gleich ist sie da – sie hat im Moment nichts zu tun.“

Auf dem Weg zum vorderen Oberdeck denke ich noch an andere Konsequenzen, die sich daraus ergäben, wenn die Direktive q78q99q an Natalie gerichtet wäre: Dann hätte sie nämlich, wenigstens mittelbar, auch mit dem Tod von Irene etwas zu tun.

Wenn das so wäre, dann wäre es an mir, noch eine Rechnung zu begleichen.

Die Schule der Haie

Als ich das vordere Oberdeck betrete, merke ich sofort, daß etwas geschieht. Alle kleben mit großer Aufmerksamkeit an den Bildschirmen.

„Was ist denn los?“ frage ich, „Natalie, du sollst ins Krankenrevier kommen!“

„Immer, wenn es am spannendsten wird!“ murrt sie, geht aber sofort los.

„Was ist denn los?“ frage ich noch einmal.

„Sieh die Echos!“ Gerald Amurdarjew zeigt sie mir, „Keine 900 Meter entfernt, westlich von uns!“

„Die Zentrale hat uns drauf aufmerksam gemacht, wir hätten es sonst wahrscheinlich gar nicht bemerkt.“ sagt Cohäuszchen.

„Was ist es?“

„Etwa fünf Meter lang, schwimmt dicht unter der Wasseroberfläche, sehr schnell. Ein Rudel von etwa dreißig Tieren.“ sagt Gerald.

„Wie schnell?“

„75 Kilometer pro Stunde – mehr als doppelt so schnell wie wir es können! – Im Moment sind sie stationär, aber als sie von Süden kamen, da waren sie eine Zeitlang so schnell.“

„Die CHARMION ist kein Rennboot.“ sage ich, „Was ist es denn?“

„Vielleicht eine Art Hai. Aber sie müßten näher rankommen, um das festzustellen. Wenn wir keinen Kameraträger ausschleusen und hinschikken.“

„Das ist eigentlich nicht nötig,“ sage ich, „Dieses Boot hat Antriebsmaschinen. Und es kann sehr leise sein!“

Wir bereden uns mit der Zentrale. Dort ist man einverstanden. Langsam wendet die CHARMION ihren Bug nach Westen. Mit langsamer Schrittgeschwindigkeit, eher Schlendergeschwindigkeit, pirschen wir uns heran. Das hätte etwa eine halbe Stunde gedauert, aber bevor diese Zeit um ist, zieht die ganze Gruppe in unsere Richtung. Alle Maschinen werden gestoppt, und in der Tat scheinen die Tiere unser Boot für eine Art Felsen zu halten. Wir geraten tatsächlich mitten in die Gruppe hinein, ohne daß diese Tiere besondere Notiz von uns nehmen.

Es sind tatsächlich Haie. Oder eine Lebensform, die den Haien ähnlich genug sieht, um so bezeichnet werden zu können. Außerdem weiß ich, daß es Haie erdgeschichtlich schon früh gegeben hat – es ist also gar nicht so unplausibel, daß es hier, in der Welthöhle, solche Tiere gibt. Damit liegen allerdings auch ähnliche Verhaltensmuster nahe: Diese stromlinienförmigen Körper, die beeindruckenden Gebisse – das sind Raubtiere.

Alfred Seltsam ist im Moment im hinteren Labor – sonst würde er wahrscheinlich anfangen, sich mit Doktor Reinhardt zu streiten. So haben wir Muße, die wendigen Tiere einfach nur zu betrachten.

„Müssen Jungtiere sein – so ziellos, wie die umeinander schwimmen!“ meint Ulrich Solzbach. Von unseren Biologen ist keiner anwesend, den man fragen könnte – ich weiß aber nicht, wer sich gut in Verhaltensforschung auskennt.

„Also eine Haischule? Sagt man das: ‘Haischule’?“ frage ich.

„Ich weiß nicht.“

Wir beobachten weiter, um in den Bewegungen der Tiere System zu erkennen. Das ist nicht ganz einfach, weil die Tiere, die nahe genug dran sind, um gut von den Außenkameras erfaßt werden zu können, dauernd von einem Bildschirm zum nächsten wechseln. Dabei verliert man die Übersicht, welches der Tiere welches ist.

„Hat jemand gesehen, wie sie springen? So wie Delphine?“ frage ich.

„Nein. Sollten sie das?“ fragt Cohäuszchen.

„Das weiß ich nicht. Haie sind wohl schneller als Delphine, also sollten sie besser springen können – aus dynamischen Gründen. Aber ich habe noch nie von springenden Haien gehört.“

„Also, da würde ich mir jetzt keine Sorgen drüber machen, Herwig.“ sagt Cohäuszchen, „Weil es vielleicht sowieso nichts miteinander zu tun hat, ob unsere Haie in unseren Ozeanen da oben springen und ob diese es tun.“

„Ob unsere Haie oben springen interessiert mich im Moment wenig. Wenn diese es tun, dann bekommen wir vielleicht Schwierigkeiten bei dem Versuch, das Boot zu verlassen!“

„Also erstens dauert das noch einige Tage, und zweitens – selbst wenn sie springen, dann müssen sie ja nicht über das Boot hinweg springen! –

Und drittens – sieh sie dir doch an: Das ist eine Schule! Jungtiere! Die sind nicht auf Beutezug.“

„Das ist mir egal.“ erwidere ich, „Und euch wäre es auch egal, wenn man von einem dieser Riesentiere getroffen wird, egal, ob es nun aus Spieltrieb springt, oder aus einem anderen Grunde.“

„Seit wir darüber streiten ist noch keiner gesprungen.“ stellt Gerald fest, „Seht doch – sie ignorieren das Boot völlig.“

„Noch ist ja auch niemand von uns oben!“

„Unser Problem, wenn wir jetzt da oben auf Deck wären, wäre sowieso die Hitze und nicht die Haie. Sehr euch die Werte an. Herwig, ich glaube einfach nicht, daß ihr damals so lange bei diesen Temperaturen hier habt leben können!“ Ulrich zeigt auf den SISC: „Wasser immer noch 48 und Luft 42 Grad. Das würden wir nicht lange aushalten. – Sagenhaft, daß diese Tiere das aushalten – die müssen einen ganz anderen Stoffwechsel haben!“

„Ganz so heiß war es damals nicht. Kann es nicht gewesen sein.“ sage ich, „Ich nehme an, daß das auch eine lokale Auswirkung der Kohlensäureexplosion ist. Ihr seht ja, daß die Temperatur schon etwas gesunken ist, seit wir hier angekommen sind. Vielleicht ist die Hitze, wenn sie eine vorübergehende ist, auch ein Grund, warum sich hier im Moment wenig Tiere herumtreiben – aber nein, das war in Kladde gedacht: Ich erinnere mich, daß es auf dem offenen Meer sowieso nicht so viele Tiere gegeben hat. – Diese Viecher sind zufällig hier. – Da bin ich sicher.“

„Jedenfalls scheinen sie sich wohlzufühlen.“ meint Gabi, „Keine Anzeichen von Hitzeschlag!“

„Urteile nicht zu früh! Wem die Evolution keinen Sinn für die eigene Körpertemperatur mitgegeben hat, der würde eine gefähliche Steigerung derselben gar nicht bemerken! Der Tanz da draußen kann durchaus bereits ein Symptom eines Überhitzungsdeliriums sein! – Haie sind wechselwarme Tiere, wenn ich richtig informiert bin. Und im Moment haben sie dieselbe Temperatur wie das Wasser!“

„Wie könnte man denn feststellen, ob das der Fall ist? – Ich meine, ob sie sich anormal verhalten?“

„Eine Möglichkeit wäre, ihnen ein Beutetier vorzusetzen. Leider sind wir nicht in der Lage, ihnen etwas vorzuwerfen!“

Wir diskutieren noch länger über diese Tiere, ohne daß diese sich davon beeindruckt zeigen. Jetzt, wo das Boot wieder still liegt, könnte es ja sein, daß diese Haischule sich von uns auf einer ihrer zufällig erscheinenden Bewegungen wieder von uns entfernt. Tun sie aber nicht. Ich überlege mir, ob das vielleicht an den organischen Abfällen liegt, die das Boot auspreßt. Wir haben aber keine Möglichkeit, das herauszukriegen.

Stephen Spaliter kommt aus der Kantine zu uns rauf. Er trägt immer noch sein Zahnarztbesteck spazieren. „Wen habe ich noch nicht angesehen?“ fragt er.

„Was hälst du davon, eine Liste zu führen?“ fragt Cohäuszchen.

„Gar nichts. Ich bin unter anderem deshalb hier an Bord, weil ich hier den Papierkram eines Praxisbetriebes vermeiden kann. Weitgehend jedenfalls. Wenn ich jemanden behandle, muß ich das allerdings schon festhalten. – Sind das Haie?“

„Du bist doch Biologe!“ sage ich.

„Ja. – Vielleicht habe ich ja auch nur rhetorisch gefragt!“

„Können Haie springen? Weißt du etwas darüber?“

„Ob sie können, weiß ich nicht. Sie tun’s nicht.“

„Delphine tun’s doch auch!“

„Delphine sind in der Evolution sehr viel weiter fortgeschritten. Leistungsfähiges Gehirn. Deshalb pflegen sie zu spielen. Das Springen gehört dazu. Einen anderen Zweck hat es gar nicht. Jedenfalls nicht, daß ich es wüßte. – Delphine pflegen auch ohne besonderen Grund auf dem Schwanz das Wassertreten zu üben, und manchmal kommen sie bei ihren Spielen Segelbooten recht nahe – ohne sich jedoch zu verletzen.“

„Woher weißt du das?“

„Ich habe mal einen längeren Segeltörn in der Karibik mitgemacht. – Dabei habe ich mehr Delphine als Haie gesehen. Haie eigentlich gar nicht. – Und die Delphine spielen eigentlich dauernd.“

„Dieses Umeinanderschwimmen sieht aber so aus, als ob diese Haie auch spielen!“

„Sie müssen ständig schwimmen. Haie können kein Wasser in die Kiemen einziehen. Sie sind dafür auf den Staudruck angewiesen, und deshalb müssen sie ständig schwimmen.“ Stephen Spaliter kratzt seinen kahlen Schädel. „Ich glaube, es hat auch noch einen anderen Grund: Haie haben keine Schwimmblasen. Das ist bei Fischen das, was bei unserem Boot die Regelzellen sind. Sie können eine bestimmte Tiefe im Wasser nur dynamisch halten. Auch deshalb müssen sie dauernd schwimmen.“

„Und wie schlafen sie dann?“ frage ich.

„Ich weiß nicht, ob sie überhaupt schlafen. Vielleicht schläft man als Hai überhaupt nicht! – Ich weiß nicht viel über Haie!“

„Jedenfalls mehr als wir!“ sagt Cohäuszchen, „Siehst du, Herwig, deine Befürchtung, daß sie uns beim Springen vom Boot wegschnappen können, ist unbegründet!“

„Trotzdem sind sie mir unsympathisch.“ sage ich, „Ich habe gehört, daß sie alles fressen. Ziemlich unterschiedslos. Das war wohl über viele Jahrmillionen eine ausreichende Strategie, um sich zu ernähren. Nur heute soll es so sein, daß die Haie bedroht sind, weil in den Ozeanen inzwischen zuviel Zeug rumschwimmt, was für einen Hai einfach nicht verdaulich ist!“

„Da hast du richtig gehört.“ sagt Stephen, „Wenn man einen Ziegelstein mit einem Tuch umwickelt und einem Hai vorwirft, dann ist es sehr wahrscheinlich, daß er den hinunterschluckt.“

„Da wird er aber Darmbeschwerden bekommen! Und Zahnschmerzen, falls er ihn vorher kauen will.“

„Apropos Zahnschmerzen,“ sagt Stephen, „hier habe ich wohl alle durch. Also gehen wir weiter.“ Und er verläßt mit seinem Untersuchungsbesteck unseren Raum in Richtung zentralem Niedergang.

„Jedenfalls sollten wir nicht ins Wasser.“ sagt Cohäuszchen, „Herwig, in deinem Buch habe ich gelesen, daß du vom Saurierfänger aus geschwommen bist. Das war aber ganz schön mutig!“

„Das war noch ziemlich am Anfang. Da wußte ich noch nicht, was es alles an Tieren in der Welthöhle gibt. – Ja, ich glaube, daran lag es.“

16:00 Uhr. Doktor Reinhardt geht in die Zentrale, um seine Wache anzutreten. Kurze Zeit darauf kommt Natalie wieder von ihrer medizinischen

Untersuchung zurück. Sie sieht verstimmt aus, ärgerlich. Sie läßt sich in ihren Sitz fallen.

„Man müßte mal eine der Lampen anmachen, um zu sehen, wie sie darauf reagieren!“ schlägt Solzbach vor.

„Könnte ihnen schaden.“ sage ich, „Weil unsere Lampen wesentlich intensiver sind als die Lichtquellen, die es hier gibt. Jedes Tier hier hat sich im Laufe der Evolution an diesen geringen Beleuchtungspegel angepaßt. Seht doch die großen Augen! – Wir sind richtlinienmäßig gehalten, keine derartigen Schäden bei irgendwelchen Lebewesen zu erzeugen, wenn es nicht im Interesse der Zielsetzung der Expedition ist.“

„Scheiße.“ sagt Natalie.

„Wie bitte?“ fragt Ulrich.

„Scheiße.“ wiederholt sie mit Nachdruck und fixiert ihren Bildschirm, ohne ihn wirklich anzusehen. Dann steht sie abrupt auf und verschwindet in Richtung Kantine, ohne jemanden anzusehen – vermutlich geht sie in ihre Kabine.

„Habe ich was Falsches gesagt?“ erkundigt sich Ulrich, und Cohäuszchen fragt ganz entgeistert: „Was hat sie denn? Den Tonfall habe ich noch nie von ihr gehört!“

„Ich auch nicht.“ sage ich. Ich verstehe es auch nicht: Hat Doktor Morton sie mit ihrem Verdacht konfrontiert? Dafür paßt aber diese Reaktion nicht.

„Ist sie krank?“ vermutet Cohäuszchen weiter, „Herwig, du kennst sie doch besser als wir. Finde mal raus, was sie hat!“

„Was? Wieso ich?“

„Weil – naja – du kennst sie halt besser!“

„So würde ich das nicht sehen.“

„Das kannst du aber mal machen,“ meldet sich jetzt auch Ulrich Solzbach zu Wort, „wenn hier jemand an Bord Kummer hat, dann müssen die anderen etwas tun. – Sie hat sich doch auch eben untersuchen lassen, oder? Vielleicht ist sie krank? Vielleicht hat sie Krebs?“

„Wieso? Sie raucht doch nicht!“

„Soll auch bei Nichtrauchern vorkommen! – Los, geh schon.“

Ich merke, daß die Meinung, daß ich in Erfahrung bringen sollte, was mit Natalie los ist, mehrheitlich verteilt ist. Also mache ich mich auf den Weg.

Verdammt kitzlig. Was hat die Morton ihr gesagt? Müßte ich vorher zu ihr hin und fragen? Egal – Selbstbewußtsein trainieren. Was kann mir schon passieren, außer daß Natalie mir unsere üblen Verdächtigungen vorwirft.

Ich schiebe ihre Kabinentür einen Spalt weit auf und klopfe gleichzeitig. „Können wir etwas für dich tun?“ frage ich hinein.

„Nein.“ kommt es heraus, „Verschwinde!“

Merkwürdig. Ich höre einen verweinten Unterton. Das paßt nicht zu Natalie.

„Wirklich nicht?“ frage ich.

„Hau ab!“

Also haue ich ab. Schnurstracks zu Doktor Morton. Sie ist alleine im Revier und räumt schon wieder ihre Schränke um.

„Haben Sie mit Natalie geschimpft? Die ist ja ganz durcheinander!“ frage ich.

„Ich habe ihr nichts von unserem Gespräch und unserem Verdacht gesagt. – Aber durcheinander werden Sie auch gleich sein!“

„Ich? Wieso?“

„Sie ist schwanger.“

„Von…?“

„Weiß ich nicht. Dazu ist es noch so früh. Man könnte natürlich jederzeit eine genetische Analyse machen.“

„Puh…“

„Ich habe ja gesagt, sie werden gleich durcheinander sein!“

„Wie alt ist denn das, ich meine, in welchem Monat, oder anders…“

„Zwischen Null und einem Monat. Sie vermißt gerade eine Regel. – Jedenfalls ist es hier an Bord passiert.“

„Diese medizinische Tatsache dürften Sie mir gar nicht mitteilen.“ sage ich. Vergeblicher Versuch, das Thema zu wechseln.

„Richtig. Eigentlich darf ich das nicht. Nicht einem Außenstehenden. Aber Sie sind ja nicht direkt außenstehend, nicht?“

„Das ist nicht gesagt – da gibt es – ach du Scheiße.“

Ich verlasse die Krankenstation mit Äußerungen in demselben Tonfall, den Natalie angewendet hat. Wahrscheinlich bilde ich mir den spöttischen Blick im Nacken von Doktor Morton nur ein.

Im vorderen Oberdeck lasse ich mich in meinen Sitz fallen und sehe den Bildschirm an, ohne ihn anzusehen.

„Scheiße.“ sage ich, „Große, heilige, verdammte, kochende, rote Scheiße!“

„Jetzt fängt der auch noch an. Versteht ihr das?“ wundert Cohäuszchen sich. Dann begreift Ulrich Solzbach als erster. Er tut einen unartikulierten Schrei. Dann haut mir jemand auf die Schulter.

„Was ist denn hier los?“ Carola kommt gerade ins Oberdeck hinauf. Sie hat bis jetzt geschlafen, wegen ihrer Nachtwache.

„Herwig wird Vater!“ wird ihr mitgeteilt.

„Das ist noch gar nicht raus, ob ich das war!“ versuche ich, klarzustellen. Damit habe ich natürlich diese Vermutung bezüglich des Problemes verifiziert. Und nun hört niemand mehr auf mich und eventuelle Einwände – Leugnen geht nicht mehr.

„Was? Herwig? Nie! – Mit wem eigentlich?“

Schnell werden Carola alle notwendigen Fakten mitgeteilt, die noch gar nicht feststehen. Bei all ihren Ansätzen von schlechter Laune in der letzten Zeit, jetzt scheint sie leidlich amüsiert. Sollte jeder Psychiater wissen: Schadenfeude ist eine gute Medizin gegen Depressionen.

„Wirklich Herwig?“ fragt nun auch Edwin, „Das kann nicht sein. Ihr kennt doch seine Einstellung!“

„Wann ist es denn soweit?“ fragt Cohäuszchen. Mir reichts. Ich stehe auf und gehe zum zentralen Niedergang.

Alfred Seltsam ist dabei, im hinteren Labor an einem Analysegerät Einstellungen vorzunehmen. Er sieht etwas überrascht auf, als ich eintrete: „Ist was passiert? Du siehst so unruhig aus!“

Außer ihm sind noch Eugen Serpinski und Esther Petersen anwesend. Ich frage Alfred: „Kannst du mal mit vor die Tür kommen? – Möglicherweise haben wir etwas zu bereden!“

Im oberen zentralen Niedergang, unter den Einstiegsluken, fragt Alfred, nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hat, noch einmal: „Du machst es wirklich geheimnisvoll! Was ist denn? – Hat das Boot Junge bekommen?“

„Das Boot nicht.“ sage ich, „Natalie.“

„Yuph.“ sagt Alfred.

„Das habe ich auch gesagt.“

Alfred ist verwirrt. Das sagt genug – also hat er auch mit ihr geschlafen. Seine nächste Frage bestätigt das:

„Von wem?“

„Naja,“ sage ich, „erstmal müssen wir eingrenzen.“

„Äh – ich habe…“

„Ich mache übrigens keinerlei Vorwürfe!“

„Das habe ich nicht angenommen. – Ich übrigens auch nicht.“

„Also wir zwei schon mal. Kommt noch jemand in Frage?“

Alfred schüttelt den Kopf. Dann fragt er: „Woher weißt du es denn?“

„Von Doktor Morton. Zufallsbefund!“

„Das ist aber komisch!“

„Was?“

„Warum weiß sie dann nicht, wer es war?“

„Sie meint, sie müßte erst eine genetische Untersuchung machen. Hat sie wohl noch nicht, entnehme ich daraus."

„Ich dachte, das wäre eine der einfachsten Übungen! Das kann man doch heute schon fast gleich nach der Zeugung!"

„Ich kenne mich damit nicht so aus." muß ich zugeben.

„Tja," sagt Alfred, bevor wir rumtheoretisieren, müßten wir das ja erst einmal wissen. – Es sind ja zwei völlig verschiedene Situationen!"

„Da hast du recht." sage ich, „Entschuldige, aber – ich würde gerne wollen, daß es nicht meins ist. Aber davon hängt es wohl nicht mehr ab."

„Ne. das tut's nicht. Gehen wir mal runter, zu unserer Tante Doktor?"

„Ich glaube, wenn sie einen Grund hatte, die Vaterschaft nicht sogleich festzustellen, dann hat sie das immer noch nicht getan. Die Untersuchung von Natalie ist doch schon vorbei."

„Braucht sie nicht unsere DNS oder sowas?"

„Hat sie. Im Moment wird jeder am Bord untersucht, einer nach dem anderen. Sie nimmt dabei Blutproben. Von jedem."

Alfred grinst: „Da könne man jetzt schön Verwirrung stiften, wenn man die Blutproben heimlich vertauscht! – Aber im Ernst – ich weiß im Moment nicht, wie ich mit Natalie – weiß sie es?"

„Ja, natürlich."

„Und?"

„Ich glaube, sie liegt in ihrer Kabine und heult. Oder sie ist nur eingeschnappt – ich weiß nicht. Mich jedenfalls wollte sie nicht sehen. – Aber wer der Vater ist, weiß sie ja auch noch nicht."

„Zum Henker." sagt Alfred.

„Hast du mal vorgehabt, eine Familie zu gründen?"

„Eigentlich nicht. – Und du?"

„Ich hatte eine Familie. Kinder hatten wir nicht."

„Ach ja. Entschuldige."

„Was rede ich – es hängt ja nicht von uns ab. Gerade wollte ich rumdozieren, daß ihr im Alter ja viel besser zusammenpaßt. Aber davon hängt es nicht ab. Überhaupt nicht."

„Warten wir vielleicht erst einmal ab. – Ich muß weitermachen. Übrigens danke."

„Wofür?“ frage ich.

„Für die Information. – Himmel, wie soll ich jetzt Natalie gegenübertreten?“

„Wenn sie jetzt in die Kantine kommt, kannst du’s gleich ausprobieren!“

„Ich glaube nicht, daß ich heute in die Kantine komme!“

„Wird schönes Gerede geben, wenn wir alle drei nicht auftauchen!“

„Ist mir egal.“ Alfred legt seine Hand an das Schott. „Das werden unruhige Tage.“

„Nanana. Wenn das unsere einzigen Probleme wären…“

An diesem Abend trau ich mich doch in die Kantine, fest darauf vertrauend, daß Natalie nicht aufkreuzt. Und wenigstens dieses eine Mal habe ich mit meiner Vorhersage recht. Außer dem intensiven Interesse meiner Kollegen ist der Vorfall praktisch wie nicht geschehen.

Das, was mir an diesem Abend nicht widerfährt, geschieht mir dafür am anderen Morgen. Es ist der 11. Februar, Donnerstag und unserer 29. Projekttag. Inzwischen haben wir erfahren, daß die Drucksteigerung langsamer vorgenommen wird als zunächst beabsichtigt, weil einige Besatzungsmitglieder über schmerzende Gelenke geklagt haben, kaum, daß der Druck 2 Bar deutlich überstiegen hatte. Es werden also noch zwei Tage bis zum Öffnen der Luken vergehen.

Natalie betritt die Kantine. Sie gibt sich, als ob nichts wäre. Unmittelbare Krise ist vorbei. Aber es setzt sofort eine akustische Pause ein, weil jeder, der sie sieht, sie ansieht und mitten im Satz aufhört, und die, die sie nicht gleich sehen, aufhören zu reden, weil die anderen aufhören.

Wie es der Zufall will, sitzt Carola mir gegenüber, und wir haben es an diesem Morgen tatsächlich geschafft, nicht über dieses Thema zu reden. Dafür schweigen wir jetzt darüber.

„Tja.“ sagt Cohäuszchen, und „Tja.“ Irgend etwas kommt jetzt. Ich weiß es – er will etwas sagen.

„Tja.“ sagt er noch einmal, „Wenn man sich so umguckt…“ und er macht eine Geste in Richtung des nächsten Bildschirmes mit Außenansichten, aber ein bißchem mehr könnte diese Geste doch noch umfassen, „wenn man sich so umguckt, dann ist man doch immer wieder erstaunt.“

„Erstaunt worüber, Günther?“ fragt Solzbach nach zwei Sekunden. Und weitere zwei Sekunden vergehen. Warum muß es ausgerechnet jetzt so still sein?

„Wie fruchtbar das hier ist!“

Das Gelächter schwappt wie eine Brandungswelle über uns zusammen. Natalie tut so, als ob überhaupt nichts wäre, und setzt sich neben Carola, mir schräg gegenüber. Sie sieht mich aber nicht an.

„Als das Lachen verebbt ist, und bevor der normale Gesprächspegel wieder einsetzt, hört man, wie Cohäuszchen schon wieder Luft holt, um noch etwas zu sagen. Und das allgemeine Gespräch setzt doch noch nicht ein.

„Uli, weißt du, wo da in der Küche die Salzgurken sind?“ Wieder ein Heiterkeitsausbruch. Und Cohäuszchen fängt an, die Gabi Gohlmann zu fixieren. Jetzt muß die sich auch noch eine Bemerkung gefallen lassen.

Aber es kommt anders. Ganz anders. Carola spricht in die akustische Pause hinein, die die anderen eigentlich für die nächste Bemerkung von Cohäuszchen eingeräumt haben, und sie spricht laut und deutlich:

„ICH lasse es mir übrigens NICHT wegmachen.“

‘Wieso, wir haben doch gar nicht…’ will ich sagen, bremse mich aber. Warum sagt sie das? Nun stimmen alle Reaktionen nicht mehr. Natalie’s Kopf fährt herum, und sie sieht Carola überrascht an. Cohäuszchen hält den Mund, weil ihm jetzt nichts mehr einfällt. Gabi fällt die Kinnlade herunter.

„Daß du’s weißt.“ fährt Carola fort. Jetzt fixiert Natalie mich. Und dann wieder ihr Tablet. Und dann steht sie auf bringt ihr Tablet weg und geht. Und dann steht Carola auf und bringt ihr Tablet weg und geht. Und dann stehe ich auf und bringe mein Tablet weg.

Zahllose Augen in meine Richtung. Warum so viele, denke ich? 30 minus 2 mal 2 minus meine zwei eigenen sind doch höchstens 54 Augen, oder? Die können doch nicht jetzt gerade alle hier sein?

„Herwig, gibt es denn gar nichts anderes, was man in der Freizeit tun kann?“ fragt Cohäuszchen.

„Wenn du was findest, sags mir bitte.“ sage ich und gehe in Richtung Kabinenzeile.

Sekunden später stehe ich in der Tür von Carola's Kabine. Sie hat sich auf ihre Koje gelegt und offenbar schon darauf gewartet, daß ich hereinschneie: „Was fällt dir denn ein, so eine Bemerkung zu machen?"

„Mir paßt das nicht, wie ihr mit der Natalie umgeht. Ich wollte mal sehen, was für Gesichter ihr macht!"

„Und warum gerade so? Ich stehe jetzt da wie jemand, der restlos der sexuellen Haltlosigkeit anheimgefallen ist!"

„Du kannst mir leidtun!"

„Und du stehst da wie…"

„Ich kann's jederzeit widerrufen."

„Also kriegst du doch kein Kind!"

„Von dir nicht, das müßtest du wissen. Oder hast du die Übersicht verloren? Vielleicht solltest du Buch führen! Über die Frauen an Bord, mit denen du noch nicht geschlafen hast, das ist vielleicht einfacher!"

„Das geht dich überhaupt nichts an!"

„Was du mit der Natalie machen wirst, das geht mich schon etwas an. Ich kenne dich lang genug. Du wirst sie zur Abtreibung überreden wollen!"

„Also, zunächst einmal, es ist noch gar nicht raus, ob ich der Vater bin!"

„Wieso? Der Seltsam etwa? Der hat doch nicht!"

„Der hat doch!"

„Woher willst du das wissen?"

„Von ihm selbst."

„Und? Selbst wenn? Es müßte doch schon feststehen, wer…"

„Nein, das steht noch nicht fest."

„Na gut. Das wird aber schnell feststellbar sein."

„Ja, und dann? Was mischst du dich denn da ein?"

„Weil ich nicht will, daß Natalie gegen ihren Willen abtreibt!"

„Und wenn es nicht gegen ihren Willen ist?"

„Woher willst du das wissen? Hat sie das gesagt?"

„Ich habe mit ihr noch überhaupt nicht darüber gesprochen!"

„Da sieht man es wieder mal! Mit ihr, mit der Hauptbeteiligten, sprichst du gar nicht! Statt dessen kommst du hier rein und fängst an zu streiten! – Typisch Mann."

„Ich fange nicht an zu streiten. Du hast angefangen! Mit dieser blöden Bemerkung!“

„Ich habe nur…“ Carola sieht plötzlich hinter mich. Ich stehe immer noch in der Tür und habe diese nicht geschlossen. Als ich mich umdrehe, steht Natalie hinter mir. Wie lange hat sie schon zugehört?

„Du bekommst keine Probleme damit. Das verspreche ich dir!“ sagt sie. Dann geht sie in ihre Kabine und macht die Tür hinter sich zu.

„Habe ich schon einmal ‘Arschloch’ zu dir gesagt?“ frage ich, als ich mich wieder zu Carola umdrehe.

„Sag’s ruhig. Ist dein Niveau!“

Ich verlasse ihre Kabine ohne weitere Worte.

Alfred Seltsam war an diesem Morgen noch nicht frühstücken und deshalb nicht Zeuge dieser Szene. Aber weder er noch ich ist jetzt eine Schlüsselfigur. Ich würde am liebsten Doktor Morton sofort zur Feststellung der Vaterschaft bewegen. Aber die benutzt die Tage unserer erzwungenen Inaktivität während der Drucksteigerung zum Ausschlafen.

Eine hervorragende Idee, denke ich. Solange wir uns nicht vom Fleck bewegen, kann man sich ebensogut etwas langmachen. Und die Außenaufnahmen kann ich mir auch in meiner Kabine auf den Bildschirm holen. Von jeder Kamera. – Aber den Vaterschaftstest, der ist wichtig. Den müssen wir so bald wie möglich machen.

Gruppenunterricht

Wenn ich gedacht habe, ich kann mich einen ganzen Tag lang ungestört dem Nichtstun hingeben, dann habe ich mich getäuscht. Um 16:40 Uhr werde ich in die Zentrale gerufen. Günther Cohausz hat vor kurzem seine Wache angetreten, und ich nehme an, daß er irgendetwas über Unstimmigkeiten innerhalb der Besatzung weitergegeben hat. Wellington will uns wohl beschäftigen:

„Herr Homberg, da wir im Zielgebiet angekommen sind, wider manche Erwartungen, müssen wir weitere Vorbereitungen treffen, die vorher nicht so dringend waren."

„Ja?" frage ich.

„Sie haben in München doch schon Unterricht in Xonchen gehalten, ja?"

„Ja. Ich und meine Frau."

„Gut. Es könnte sein, daß das bald akut wird. Wir richten Wiederauffrischungskurse ein. Zum Einen."

„Und zum Anderen?"

„Das nautische Personal erhielt keinen Unterricht. Es wurde nicht für nötig befunden. Ich denke, daß diese Entscheidung nicht richtig war, aber, andererseits, die beiden einzigen Lehrer für Xonchen waren ja in München. Es ging also gar nicht anders. Wir müssen damit rechnen, daß wir alle diese Sprache können müssen. Ich möchte, daß Sie, beginnend mit morgen, Kurse in Xonchen machen. Geht das?"

„Ja, natürlich."

„Können Anfänger und Fortgeschrittene zusammen unterrichtet werden?"

„Bei einer Sprache schon."

„Gut. Ab morgen also. Von 9 bis 12 und von 14 bis 16 Uhr. Bis auf Widerruf. Nehmen Sie die Kantine. – Sie können ja Rollenspiele machen, damit niemand einschläft. Oder irgend so etwas."

„Es wird ein bißchen eng in der Kantine." wende ich ein.

„Nicht sehr. Ein paar haben ja immer etwas anderes zu tun. Machen Sie's bitte bekannt."

Damit ist das Thema abgehakt. Und ich habe die Möglichkeit, mich mit dieser neuen Information beim Abendessen unbeliebt zu machen.

Der nächste Tag verläuft genauso, wie ich es unter diesen Umständen vorhergesehen habe: Langweilig, und für mich stressig. Streß, weil ich gleichzeitig mit sehr unterschiedlichem Kenntnistand bei meinen Schülern umzugehen habe. Und natürlich, auch Natalie und Carola sitzen im Auditorium. Ich nehme sie nie dran, bei keiner Frage. Lediglich bei den Rollenspielen müssen sie involviert werden.

Häufig schweift mein Blick zum SISC und zu den Bildschirmen, die Außenansichten zeigen. Die Außentemperaturen sind inzwischen weit abgesunken: Wasser 41 Grad und Luft 39 Grad. Wenn sie noch ein bißchen weiter sinken, dann wird der Aufenthalt außerhalb des Bootes für Menschen immerhin möglich, wenn auch alles andere als angenehm.

Die Theorie jedoch, daß es die vorübergehend hohen Außentemperaturen sind, die die Tierwelt fernhalten, hat sich nicht bestätigt. Die Haiherde ist nun doch weitergezogen und befindet sich nicht mehr in der Reichweite unserer Ortungsmethoden, und andere interessante Tiere sind nicht in unsere Nähe gekommen. Die Fernortung jedoch zeigt immer noch und ständig Bewegungen in Landnähe.

Sprachunterricht ist praktisch niemals die große intellektuelle Herausforderung. Das habe ich schon in früher Jugend so empfunden. Eine Sprache muß man gebrauchen, dann lernt sie sich fast von selbst. Deshalb sind die Gespräche und die Rollenspiele eigentlich noch das sinnvollste, was wir uns jetzt zusammenimprovosieren können. Trotzdem finden immer mehr Mitglieder der Besatzung einen Grund, ganz dringend irgend etwas anderes tun zu müssen.

Doktor Morton ist zum Beispiel überhaupt nicht anwesend. Sie fährt mit ihren Reihenuntersuchungen fort. Dabei kommt eigentlich immer nur einer zur Zeit dran – nach dem Abwesenheitsmuster sind es aber immer zwei bis drei gleichzeitig.

Das hätten wir uns in unserer Schulzeit mal leisten sollen!

Am Abend dieses 12. Februar taucht Wellington auf, so, als wolle er während des Unterrichtes hospitieren – wie man die Tätigkeit nennt, mit der Schulräte junge, in der Ausbildung befindliche Lehrer zu ärgern pfle-

gen. Das ist aber nicht sein Anliegen. Als ich den Unterricht für den heutigen Tag beschließe, verkündet er einen neuen Wachplanalgorithmus, der der Tatsache möglicher Behinderungen und Ausfälle Rechnung tragen soll.

Es ist ganz einfach, sagt er. Wie bisher ist er selber und die beiden Offiziere sowie die Ärztin vom Wachdienst ausgenommen. Er wird sich, auch wie bisher, mit seinen beiden Offizieren die Mittelwache von 8 bis 16 Uhr teilen. Da ändert sich also gar nichts.

Beginnend mit übermorgen, dem 14. Februar, dem Tag, an dem wir vermutlich die Luken öffnen werden, weil der Druckangleich beendet ist, werden die Hundswache und die Abendwache aber anders verteilt. Es geht nach Kabinennummern. Die werden einfach durchgezählt, Besatzungsmitglieder, die von der Wache ausgenommen sind und leere Kabinen werden dabei übersprungen. Die nächsten zwei Kabinennummern übernehmen jeweils die Hundswache und die Abendwache. Wenn einer verhindert ist, verschiebt sich das Ganze. So einfach und übersichtlich ist das.

Wegen der unvorhersehbaren Ausfälle wird es nicht so sein, daß man immer nur die Hundswache oder die Abendwache bekommt. Das wird dann einfach statistisch variieren. Also, sagt er, am 14 Febuar sind Kabinennummer 4 und 5 dran – 1 bis 3 ist er selber mit seinen beiden Offizieren. Die Hundswache hat Garner, die Abendwache Chapman. Am 15. Februar hat Palmer die Hundswache und Grail die Abendwache.

„Irgendwelche Fragen?“ will er dann wissen, „Hat jemand etwas nicht verstanden?“

Als das nicht der Fall ist, fährt er fort: „Dann möchte ich auch, daß nicht mehr, wie bisher, Wachen getauscht werden, ohne daß ich oder meine beiden Offiziere davon etwas erfahren. Diese heimliche Tauscherei mag ich nicht. In Zukunft lassen Sie sich das bitte bei einem von uns genehmigen. Okay?“

Wellington verläßt die Kantine, und alle wissen, wer gemeint war. Bürokrat, denke ich, sage aber nichts.

Auch an diesem Abend rede ich nicht mit Natalie. Am nächsten Tag bekomme ich sie überhaupt nicht zu sehen, weil sie dem Unterricht fernbleibt. Da ist sie allerdings nicht die Einzige. Als am Abend nur noch

Edwin, Cohäuszchen, Gabi, Solzbach und Palmer in der Kantine sitzen, gebe ich auf:

„Wozu mache ich das eigentlich? Wenn ich das hochrechne, rede ich schon morgen mittag vor leerem Haus."

„Du machst das, weil Wellington es dir gesagt hat!" klärt Cohäuszchen mich auf.

„Danke für den Hinweis! Die Anweisung ging an alle. Die Mehrheit hat bereits die Mitarbeit verweigert. – So können wir uns ebensogut Witze erzählen."

„Machen wir doch sowieso, die meiste Zeit?" fragt Edwin, „Aber für heute ist Schluß, ja?"

„Für morgen auch. Ich glaube, nach Dienstbeginn machen wir die Luken auf. Wir haben ja schon fast den Enddruck."

Edwin deutet auf die Bildschirme: „Hoffentlich lichtet sich der Nebel bis dahin wieder. Man sieht ja rein gar nichts!"

„Du wirst keine Muße haben, die Aussicht zu bewundern. Dein erster Gedanke wird sein: Bloß wieder rein ins Boot! – Wetten?"

„Einen Blick werde ich aber schon in die Runde werfen wollen."

„Sehr viel mehr als auf diesen Bildschirmen wirst du nicht sehen. Von der Insel da, im Westen, sind wir noch 3600 Meter entfernt – zu weit für Einzelheiten."

„Woher weißt du eigentlich, daß das Westen ist?" fragt Ulrich Solzbach.

„Steht doch auf dem SISC!"

„Nein, ich meine, wenn man draußen ist, im Freien. Woran erkennt man die Himmelsrichtungen?"

„Gar nicht. Damals hatten wir einen Kompaß mit, und solange ich den nicht zur Verfügung hatte, habe ich das mehr oder weniger geschätzt. Oder schätzend fortgerechnet – wie du das auch immer nennen willst. Das kann natürlich beliebig falsch werden, im Laufe der Zeit."

„Ach so."

„Tja. So ist das. Die Navigatorinnen der Granitbeißerinnen brauchen ein gutes Ortsgedächtnis. Je mehr sie rumkommen im Laufe des Lebens, desto besser wird ihre Navigation. Aber ihr geistiges Abbild der Gegenden, die sie kennen, hat vermutlich mit einem geometrischen Bild sehr wenig zu

tun – wie das ja meistens bei geistigen Abbildern der Fall ist. – Himmelsrichtung ist bei den Völkern der Welthöhle kein nützliches Konzept."

„Also, wenn du auf einer Insel bist, baust du ein Urteil – oder ein Vorurteil – auf, und in diesem Koordinatensystem bewegt man sich orientierungsmäßig dann, ja?"

„Ja. Aber hier an Bord haben wir ja bessere Navigationsmittel. Deshalb können wir Himmelsrichtungen benutzen."

Als ein längeres Schweigen einsetzt, sage ich: „Jedenfalls ist Navigation in der Welthöhle einfacher als Navigation in der Seele einer Frau!"

Dünner Scherz, aber er erfüllt sein Zweck als Navigation in Sachen Gesprächsthema.

„Ich kann das nicht glauben, daß du und Carola…" fängt Edwin an.

„Brauchst du auch nicht. Wir haben nicht. Sie hat sich auf eine ungewöhnliche Weise in etwas eingemischt, das sie nichts angeht."

„Und warum hat sie das?"

„Ich weiß nicht. Sie ist schon die ganze letzte Zeit so komisch. Meine persönliche Theorie ist, daß sie irgendwelche Schwierigkeiten hat, hier an Bord. Ich weiß nicht, welche. Sie kann nichts dagegen, und so hat sie einen Stellvertreterkrieg angefangen. Da kam ich gerade recht."

„Oder sie hat sich grundsätzlich gegen die Abtreibung an sich äußern wollen!" schlägt Palmer vor.

„Grundsätzlich? Wo wir aktuelle Fälle haben? Glaube ich nicht. – Und ich glaube es auch nicht, daß Carola sich grundsätzlich gegen die Abtreibung aussprechen würde. Ich kenne sie doch schon länger. Oder, was meinst du, Edwin?"

„Wie Carola zur Abtreibung steht?"

„Ja."

„Sie würde auf jeden Fall alle Entscheidungen selbst treffen wollen. Ob für oder gegen Abtreibung, das weiß ich nicht. Aber gegen jeden, der ihr Vorschriften machen will. Komisch ist nur, daß sie sich bei euch so einmischt."

„Mmh." sage ich, „Von mir bekommt sie zwar keins, aber vielleicht, daß jemand anders? – Weiß jemand etwas?"

Wir stellen schnell fest, daß die Gerüchteküche an Bord keinerlei Kenntnis davon genommen hat. Carola hat keine Herrenbekanntschaften. Nicht hier.

„Also genuine Streitlust. – Naja, Frauen…“ sage ich. Hätte ich ihr aber auch nicht zugetraut.“

„Könnte Frau Yay sie um Hilfe gebeten haben?“ fragt der Pater.

„Vielleicht. Aber ich glaube, daß Natalie sich selbst noch gar nicht schlüssig ist. Ich weiß es nicht. Ich erfahre ja nichts.“

„Ihr habt ja eine tolle Kommunikation miteinander!“ sagt Cohäuszchen.

„Wenn sie doch mit mir nicht reden will!“

„Woher weißt du das?“

„Das ist das einzige, was sie mir deutlich genug zu verstehen gegeben hat!“

„Also reden wir hier um des Kaisers Bart!“

„So ist es.“

„Kann denn hier an Bord eine Abtreibung durchgeführt werden?“ fragt der Pater.

„Na, Sie sind gut!“ sage ich, „Das ist doch noch einfacher als eine Appendektomie! Geht sogar medikamentös. Und die andere Frage, die Sie sicher auch gleich stellen – ein Baby kann auch großgezogen werden. Medizinisch sind wir bestens ausgerüstet. Abtreibung oder Entbindung, Kinderkrankheiten, alles. Von da gibt’s keine Probleme.“

„Aha.“

„Und taufen können Sie sicher auch ambulant, wenn Frau Yay das will!“ sage ich zum Pater.

„Da ist sicher der Vater dagegen!“ sagt Cohäuszchen.

„Hat sich das noch nicht rumgesprochen, daß nicht nur ich in Frage komme?“

„Naja, das wird sich rausstellen. Aber du bist doch gegen das Taufen?“

„Allerdings. Und ob ein Evolutionär soviel mit einer Religion am Hut hat, muß sich auch noch herausstellen!“

„Man kann doch taufen und das Kind später, wenn es größer ist, selber über seine Religionszugehörigkeit entscheiden lassen!“ schlägt der Pater vor.

„Bitte die Reihenfolge beachten! Erst die Entscheidung! Keine Vorwegnahme irgendwelcher Rituale! Genauso gut könnte man es präventiv in die islamische Religionsgemeinschaft aufnehmen – ich weiß nicht, haben die eine Taufe?“

Es stellt sich heraus, daß niemand das weiß. Nun ist die Abwesenheit von Faktenkenntnis einer hitzigen Diskussion nie abträglich, und wir würden noch weiter darüber reden, wenn sich die Kantine nicht allmählich wieder füllen würde. Zeit zum Abendessen.

Trotzdem spüre ich, daß da irgendwie noch weitere hitzige Diskussionen folgen werden – insbesondere, da die Hauptbeteiligte ja noch gar nicht mitgemacht hat.

Beim Abendessen setze ich mich mit Palmer zusammen, weil ich ihn noch einiges über diese Nachfolgebehörde der heiligen Inquisition, deren Mitglied er ist, fragen will. Dazu kommt es nicht. Carola setzt sich zu uns.

„Also, es war dumm von mir.“ sagt sie.

„Du hast sicher recht,“ sage ich versöhnlich, „aber was meinst du jetzt genau?“

„Zu behaupten, implizit zu behaupten, ich wäre auch schwanger. Ich glaube, das glaubt niemand.“

„Da hast du in der Tat auch recht. – Aber warum hast du’s dann gemacht?“

„Mir tut die Natalie leid. Ich habe ein paar Worte mit ihr gewechselt, vorhin. Mit allem möglichen hat sie gerechnet. Nur damit nicht.“

„Du sagst das in einem vorwurfsvollen Ton!“

„Tu ich nicht, aber du darfst es gerne so auffassen!“

„Fühlt sie sich denn unwohl?“ fragt der Pater.

„Körperlich nicht. Es ist wohl mehr eine Krise der Lebensplanung.“ behauptet Carola. Ich könnte jetzt sagen, daß ich vor einiger Zeit noch angenommen haben, daß Natalie zu so etwas weitreichendem wie ‘Lebensplanung’ gar nicht in der Lage wäre, aber ich sage jetzt nichts.

„Lebensplanung. Muß man denn alles im Leben planen?“

„Ja.“ sage ich, „Wenn man das möchte: Ja.“

Ausnahmsweise nickt Carola. „So sehe ich das auch.“

„Aber es gibt eben Schicksalsschläge!“

„Verstehe ich das richtig, daß Sie ein ungewolltes Kind als ‘Schicksalsschlag’ bezeichnen, Pater?“ frage ich.

„Nein, das habe ich nicht gemeint!“

Natürlich hat er das nicht so gemeint. Aber wenn er auf die Nuancen seiner Wortwahl nicht aufpaßt, ist er ja selber schuld. Nach einigem Hin- und Her beschuldigt er mich: „Sie würden es also auf jeden Fall als ‘Schicksalsschlag’ bezeichnen, ja?“

„Das kommt doch immer auf die Umstände an! Und zwar auf die materiellen Umstände! – Ein Kind ist immer ein Klotz am Bein, und diesen Klotz kann man entweder tragen, oder man kann es nicht. Und man will es tragen, oder man will es nicht. Einschließlich aller Zwischenfärbungen. Wie dies jetzt bei Natalie aussieht, weiß ich nicht. Das ist ihre Privatsache!“

„Nanana,“ sagt Carola, „Das ist jetzt auch deine Privatsache!“

„Jaja. – Gut. – Gut, wenn es meine Privatsache auch ist, dann gestehst du mir also auch das Recht auf eine Meinung zu, ja?“

„Deine Meinung kennen wir ja!“

„Ist das ein Grund, meine Meinung gleich a priori zu verurteilen, weil ihr sie schon kennt?“

„Wie ist denn nun ihre Meinung?“ fragt der Pater.

„Ganz allgemein und akademisch? So kann ich es am besten ausdrükken!“

„Bitte!“

„Also.“ Ich hole Luft. „Einem Landtier unserer Größe – also erwachsen 70 Kilogramm und 70 Watt Grundumsatz – steht im freien Spiel des Existenzkampfes in der Natur eine Gesamtbevölkerung auf dem ganzen Planeten von einigen Dutzend Millionen zu. Wir sind aber fast sieben Milliarden. Nicht nur das: Vermöge unserer technischen Zivilisation gelingt es uns, pro Bewohner dieses Planeten das Gleichgewicht der Ökosphäre wesentlich massiver zu schädigen als das den Mitgliedern einer anderen Spezies möglich wäre. Das hat dazu geführt, daß wir momentan eine immense Rate an Spezies haben, die aussterben – für immer von diesem Planeten verschwinden. Täglich sind es einige. Einschließlich der Mög-

lichkeit – der sehr wahrscheinlichen Möglichkeit – das wir selbst eines Tages eine dieser aussterbenden Spezies sein werden."

„Ja. Und?"

„Damit, mit diesem massiven Genozid, haben wir als Rasse unser Lebensrecht längst verwirkt. Genauso verwirkt wie etwa jemand, der hier an Bord anfangen würde, einen nach dem anderen umzubringen."

„Nanana! Das ist aber eine radikale Sicht!"

„Das ist eine radikale Sicht, weil es keine übergeordnete Instanz gibt, die zwischen den Rassen dieser Erde Recht spricht. Gäbe es die, würden wir verurteilt werden. Das mildeste denkbare Urteil wäre die Reduktion auf eine ökologisch vertretbare weltweite Zahl von Menschen. Das strengste Urteil wäre die Extinktion."

„Sie reden von den Menschen, als ob es irgend eine x-beliebige Tierrasse wäre!"

„Wir SIND irgendeine x-beliebige Tierrasse! Und wir sind, vermöge unserer Fruchtbarkeit und unserer Technologie, die stärkste Tierrasse, die es jemals auf diesem Planeten gegeben hat! – Deshalb gehören wir in Sicherheitsverwahrung!"

Der Pater lehnt sich zurück. Er ist überhaupt nicht einverstanden. Aber er ist ja selber schuld – warum fragt er mich?

„Wenn wir als Rasse schon kein Lebensrecht mehr für uns beanspruchen können, weil eine übergeordnete Instanz, wenn es sie denn gäbe, uns bereits kollektiv auf den Abfallhaufen der Evolution geworfen hätte, dann kann es auch kein Recht zur individuellen Existenz geben. Für keinen von uns. Und auch nicht für die, die gerade noch ungeboren sind. – Sehen Sie, Pater: Es wird immer gesagt: Abtreibung ist Mord. Das stimmt auch. Aber man kann nicht daraus folgern, daß 'keine Abtreibung' gleichbedeutend ist mit 'kein Mord'. Ein Kind in die Welt zu setzen heißt, einen weiteren Zerstörer dieser Welt auf seinen Weg zu bringen. – Rechnen Sie nur zusammen, was ein normaler Mensch im Laufe seines Lebens an Resourcen verbraucht! Ein Kind in die Welt zu setzen heißt, das Lebensrecht anderer Spezies zu beschneiden, und da wir eines Tages auch zu den Spezies auf der Abschußliste gehören werden, auch das Beschneiden des Lebensrechtes zukünftiger Generationen."

„Diese Argumentation würde jeden Mörder entlasten! Wenn sie so weiterreden, haben sie sogar Massenmörder entschuldigt."

„Ja. Das weiß ich. Früher hat mich das auch selbst gestört. Ein Fehler in der Argumentationskette. Aber es ist keiner: Ein Mord ist, wenn man nur die Beziehungen der Menschen untereinander betrachtet und die Ökosphäre als unerschöpfliche Resource betrachtet, die so gar nicht mit berücksichtigt werden muß, ein Verbrechen. Wenn man die Ökosphäre jedoch berücksichtigt, und auf diese Weise auch das Leben zukünftiger Generationen der eigenen Spezies, dann sieht das plötzlich ganz anders aus."

„Es kann nicht zweierlei Recht geben." widerspricht der Pater.

„Wieso nicht? Recht ist ein Kunstprodukt. In der Natur gibt es kein Recht. Keine Ethik. Nur die Zweckmäßigkeit des Überlebens. Und je nachdem, wie weit man den Begriff des Überlebens faßt – und das ist im wesentlichen davon abhängig, welchen Einblick und welches Verständnis man von ökologischen und evolutionären Zusammenhängen hat – je nachdem kann man ein Recht formulieren. Da kommen ganz unterschiedliche ethische Axiome heraus!"

„Es wäre eine sehr trostlose Welt, wenn Sie recht hätten!"

„Vielleicht ist diese Welt trostlos! Haben wir Anspruch auf eine Welt, die nicht trostlos ist? Wo können wir denn diesen Anspruch einklagen? – Pater, ich bin nicht der einzige, der so denkt, und beileibe nicht der erste. Da hat es mal ein Gedicht von Erich Kästner gegeben, über eine Weltregierung, die eingesehen hat, daß der Mensch für seinesgleichen einfach nicht zuträglich ist, und daß es deshalb das Beste wäre, die gesamte Menschheit zu vergiften. Kästner hatte dabei allerdings weniger ökologisches als politisches Fehlverhalten im Auge."

„Ich kenne das Gedicht," sagt der Pater und zitiert:

„… Die Tiere im Zoo schrien schrecklich, bevor sie starben
und langsam löschten die großen Hochöfen aus.
Da hatte die Menschheit nun endlich erreicht, was sie wollte
Zwar war die Methode nicht ausgesprochen human.
Die Erde aber war nun friedlich, und still, und rollte
ihre bekannte eliptische Bahn."

„Genau. Das meine ich."

„Blanker Zynismus!"

„Ja. Zynismus. Das bleibt. Die Form der Weltanschauung, die Dauer hat!"

„Ihr werdet euch nicht bekehren!" mischt Carola sich nun wieder ein.

„Das werden wir nicht. Das ist umso bedauerlicher, weil sich jetzt die ganze Sache ein zweites Mal zu wiederholen droht. Hier, in der Welthöhle."

„Und du willst es verhindern?"

„Habe ich schon längst aufgegeben."

„Dann brauchst du ja nicht gegen eine Abtreibung zu sein!"

„Ich möchte mal wissen, Carola, wie du reden würdest, wenn du ein Kind von mir hättest!"

„Vielleicht sollten wir uns anderen Themen zuwenden," versucht der Pater zu vermitteln, „was machen wir, wenn morgen die Luken aufgehen?"

„Wir fangen an, zu kreuzen. Und bringen alles über die Welthöhle in Erfahrung. Alles, was wir können. Dazu sind wir hier."

„Hätten wir das nicht schon längst tun können? So liegen wir hier schon einige Tage am selben Ort fest!"

„Es hat wohl irgend einen Grund. Ich werde bei Gelegenheit mal nachfragen."

„Ich weiß, was ich machen möchte!" sagt Carola.

„Nämlich?"

„Schwimmen!"

„Da sieh dir mal die Temperaturen an! Ich glaube, das ist noch etwas zu heiß! Außerdem – hast du die Haie vergessen?"

„Die sind doch weg. Und das Boot ortet alles in kilometerweitem Umkreis!"

„Frag mal lieber Wellington. – Aber zu heiß ist es trotzdem: 38 Grad im Wasser und 37 in der Luft!"

„Wir werden sehen." sagt Carola. Ihre ganze Aggressivität ist jetzt wie weggeblasen. Hat sie sich eventuell nur königlich amüsiert, während wir

uns gestritten haben? Sie hat mich doch ermutigt, meine Meinung zu erläutern, oder etwa nicht?

Eigentlich kennt sie mich ja schon so lange. Schon im alten Ada-Compiler-Projekt war sie einmal Zeuge, als ich einem Außenstehenden die Vorteile der Programmiersprache Ada erläutern sollte. Da erwartet man im allgemeinen Erläuterungen über Methoden des Software-Engineering, und wie diese durch Ada unterstützt werden. Ich weiß nicht mehr, wem ich damals etwas erklären sollte. Aber sie und mein damaliger Chef müssen ganz entsetzt gewesen sein, als ich meine Erläuterungen damit begonnen habe, festzustellen, daß man mit Ada wesentlich mehr Menschen umbringen könne als etwa mit COBOL, weil Ada für Waffensysteme ja so geeignet sei, und daß das ein ökologisch wichtiger Punkt sei, weil die Beseitigung von Menschen sich immer günstig auf die Umwelt auswirke. Dann erst fing ich mit dem Stoff an, den man von mir erwartete. Die Aufmerksamkeit der Zuhörer war auf diese Weise zunächst einmal gesichert.

In der Zeit darauf hat mein Vorgesetzter sich das zweimal überlegt, bevor ich einen Kunden von dieser Sprache überzeugen oder einen Vortrag halten sollte. Carola muß wissen, daß bei mir manchmal ungewöhnliche Argumentationsketten zu erwarten sind. War es das, was sie eigentlich erwartet hat?

Versteh einer die Frauen.

Am nächsten Tag ist es soweit. Der Innendruck hat seit einiger Zeit 5 Bar erreicht, und die Außentemperaturen sind zur Zeit 37 Grad in Luft und Wasser. Luftfeuchtigkeit 100 Prozent, nach wie vor. Das wird höllisch, denke ich mir – damals, als ich mit Irene in diese Welt abstieg, habe ich mich über lange Zeit dran gewöhnen können, und sogar Irene hatte es geschafft, obwohl ihr Kreislauf längst nicht so leistungsfähig war wie meiner.

Jetzt aber werden wir diesen Bedingungen plötzlich ausgesetzt. Zudem sind wir heute, am 14. Februar des Jahres 1999, über einen Monat an Bord dieses beengten U-Bootes, mit wenig Gelegenheit zu körperlicher Bewegung. Trainingsdefizite haben wir alle, sogar Serpinski, der außer seinen Kraftübungen nicht viel machen kann. Und Kraftübungen alleine, das weiß jeder Sportmediziner, tragen wenig zur Leistungsfähigkeit des Herz-Kreislaufsystems und der Chemiefabrik Leber bei.

Die Beschwerden verschiedener Besatzungsmitglieder, die höchstwahrscheinlich durch den höheren Druck im Innern des Bootes bedingt sind, sind noch nicht abgeklungen und im allgemeinen unspezifischer Natur – erhöhte Temperatur, immer wieder Gelenkschmerzen, Benommenheit, Übelkeit. Ob diese Symptome durch die Kautabletten, die wir jetzt zu jeder Mahlzeit nehmen müssen, gemildert werden und sonst deutlich schlimmer wären, weiß ich nicht. Ich habe auch noch keine Gelegenheit gefunden, nachzufragen, was in diesen Tabletten eigentlich drin ist – normalerweise nehme ich keine Medikamente, ohne genau zu wissen, worum es sich handelt.

Um 10:30 sollen die Luken geöffnet werden. Carola erzählt mir beim Frühstück, daß sie bei Wellington war und die Erlaubnis zum Schwimmen eingeholt hat – sie will unbedingt der erste Mensch sein, die in diesem Ozean schwimmt.

„Der erste Mensch, der das getan hat, bin ich gewesen," sage ich ihr, „du bist höchstens die erste in diesem Unternehmen. Und du wirst Schwierigkeiten kriegen. Du wirst dich überhitzen! Der Körper kann keine Wärme abführen!"

Insgeheim denke ich, daß sie von ihrem Vorhaben sowieso Abstand nehmen wird, sowie sie die Nase aus dem Boot hinaussteckt.

Amerlingen kommt etwas später in die Kantine und setzt sich mir schräg gegenüber, sowie er sich sein Frühstücks-Tablet geholt hat.

„Glückwunsch, Herr Homberg!“

„Wozu?“

„Haben Sie sich mal die Stärke der akustischen Signale außen im Verlauf der letzten Tage angesehen?“

„Nein, ich bin nicht dazu gekommen.“

„Ihr 27-Stunden-Rhythmus! Präzise wie vorhergesagt! Auch die fortgerechnete Phasenlage stimmt.“

„Tatsächlich?“

„Ja. Der akustische Tierstimmen-Hintergrund hat genau diese Periodik. Ebenso die Ortung von Bewegungen unter Wasser in Landnähe. Ebenso die Vogelsichtungen, aber die hat bis jetzt niemand systematisch gemacht – das andere ließ sich ja automatisch aufzeichnen. – Allerdings sinkt die Gesamtaktivität nicht auf Null ab – ich glaube, in Ihrem Buch beschreiben Sie irgendwo ein vollständiges Erliegen aller Urwaldstimmen während der Schlafperiode, nicht war?“

„So genau weiß ich das auch nicht mehr. Kurz nach unserem Aufenthalt in der Welthöhle war mir alles noch gegenwärtig – deshalb habe ich ja gleich alles aufgeschrieben. Jetzt müßte ich schon selbst in meinem eigenen Buch nachlesen.“

„Jedenfalls dürfen wir uns jetzt Gedanken über diese strenge Periodik und strenge Synchronisation machen.“

„Werden wir denn jetzt auf den 27-Stunden-Tag umsatteln?“ frage ich, „Die Phasenlage ist ja gerade günstig: Heute um 5 Uhr aufwachen und um 23 Uhr schlafen!“

„Nein. Wellington meint, daß dem zwei Gründe entgegenstehen. Zum Einen möchten wir gemäß Missionsauftrag alles über die Welthöhle in Erfahrung bringen, was wir können, und es könnte ja sein, daß in der hiesigen Schlafperiode etwas beobachtbar ist, was sonst nicht beobachtbar ist. Zum Anderen können wir, wenn wir unseren 24-Stunden Rhythmus beibehalten, feststellen, ob uns irgendwann etwas physiologisch den Über-

gang auf den 27-Stunden Rhythmus nahelegt. Wenn es soweit ist, dann können wir uns ja immer noch Gedanken machen."

„Wir werden uns gleich über etwas ganz anderes Gedanken machen," sage ich, „und zwar über einen akuten Fall von hitzebedingtem Kreislaufversagen. – Frau Morton sollte vielleicht schon mal ihre Intensivstation anheizen!"

Amerlingen hat wohl schon von Carola's geplantem Bad gehört. Er quittiert das mit Achselzucken: „Wenn Sie dazu noch Lust haben, nachdem Sie oben sind." sagt er zu ihr, „Aber etwas anderes wollen wir kurz entscheiden. Das heißt, eigentlich haben wir es schon entschieden."

„Was denn?" frage ich.

„Wer zuerst aussteigt. Es ist Ihre Welt, Herr Homberg. Sie haben Sie entdeckt. Wenn Sie wollen…"

„Meine Frau hat sie auch entdeckt!"

„Ich weiß. Wollen Sie als erster raus? – Es ist keine Gefahr – sehen Sie dort: Der Wellengang hat in den letzten Tagen gewaltig abgenommen. Der schwache Wind kann nicht viel neue Wellen aufwerfen."

„Sind wir pünktlich?" frage ich.

„Ja." Amerlingen sieht auf die Uhr, „Die Luke wird schon entspannt."

„Die Luke wird was?" fragt Carola. Ich könnte ihr auch antworten, aber Amerlingen kommt mir zuvor: „Die Einstiegsluken sind unter großen Kräften auf die Manschette im Druckkörper gepreßt worden. Die Berührungsflächen sind so präzise gearbeitet, daß es zu Festkörperverschweißungen gekommen ist. Das Problem wurde zusätzlich durch die mechanischen Erschütterungen, denen wir ausgesetzt waren, verschärft. Das läßt sich bei diesem Lukenprinzip und diesen Tauchtiefen, die wir erreicht haben, nicht vermeiden. Deshalb wird jetzt Wasserstoff unter Hochdruck in die Lukendichtungen gepreßt, unter gleichzeitiger Überwachung durch das Streßanalyseprogramm. Dann können wir um 10:30 Uhr die Luke mit dem kleinen Finger aufstoßen."

„Tja, Carola," sage ich, „Auf diesem Boot geht ohne High-Tech gar nichts. Ohne dieses Vorgehen kämen wir hier nie wieder raus!"

„Jedenfalls nicht so leicht." sagt Amerlingen, „Es wäre gut, wenn Sie rechtzeitig im zentralen Niedergang sind!"

„Wer steigt denn sonst noch aus?“

„Nacheinander wenigstens alle einmal. Wir haben Zeit.“

„Ich bin rechtzeitig da.“ sage ich.

„Wahrscheinlich ist eine Badehose angemessen. Sonst schwitzen Sie ihre Sachen in einer Minute so durch, daß Sie gleich wieder eine Waschmaschine belegen können!“ rät er mir.

Ich bin schon um 10 Uhr im oberen Teil des zentralen Niederganges – wie vorgeschlagen mit Badehose. Es sollen im ersten Rutsch nicht mehr als 5 Leute raus, vorsichtshalber. Auswahlkriterium: Ganz demokratisch – wer am meisten drängelt.

Carola und Edwin, natürlich. Sie tauchen kurz nach mir auf: Wie ich in Badesachen: Badehose und Bikini. Während wir warten, kann ich ganz sachlich feststellen, daß ich von uns dreien mich figurmäßig noch am ehesten am Idealgewicht gehalten habe. Wie schwer ich heute wohl wäre, wenn ich nicht vor mehr als 15 Jahren das Laufen angefangen hätte?

Dann kommen Eugen Serpinski und Doktor Reinhardt zu uns. Eugen’s Bodybuilder-Figur scheint nach wie vor wie gemeißelt – kein Gramm Fett zuviel, trotz der Inaktivität an Bord. Und Reinhardt kann sich auch nicht über Übergewicht beklagen – die viele Feldarbeit des praktischen Paläontologen zahlt sich in dieser Hinsicht eben auch aus.

„Will denn keiner von den nautischen bei der ersten Gruppe sein?“ frage ich. Keiner weiß etwas.

Die Luke über uns sieht so aus wie immer. Ob auf der anderen Seite eine kühle Brise fächelt oder eine Wassersäule von 16 Kilometern Höhe versucht, das Boot zu zerdrücken – diese Luke hat von innen immer gleich ausgesehen. Was für ein konstruktiv einfacher Apparat, denke ich – eigentlich ist es ja nur eine Tür für spezielle Betriebsbedingungen. Und doch hat allein dieser Lukenmechanismus soviel gekostet wie ein paar Dutzend Einfamilienhäuser.

„Druckausgleich abgeschlossen!“ sagt Amerlingen’s Stimme über die Rundspruchanlage, „Nicht erschrecken – wir dimmen jetzt!“ Es ist 10:15 Uhr.

„Wir machen was?“ fragt Carola.

Statt einer Antwort sinkt plötzlich die Helligkeit. Eine ganze Reihe von Beleuchtungskörpern wird abgeschaltet, andere nehmen nur in ihrer Helligkeit ab.

„Das!“ sage ich, „Die Außenansichten geben ein falsches Bild der Helligkeit draußen. Die Bilder suggerieren normale Tageslichtbeleuchtung. Wenn wir jetzt nach draußen gehen, würde es uns wie tiefe Dämmerung vorkommen. Deshalb werden wir uns jetzt schon mal an den geringen Beleuchtungspegel gewöhnen, damit wir gleich nicht einfach vom Boot herunterstolpern!“

„Das ist aber arg dunkel!“ beschwert sich jetzt auch Edwin, „das hätte ich mir nicht so vorgestellt!“

„Die Innenbeleuchtung dieses Schiffes ist das beste und hellste und trotzdem augenschonendste, was man an Innenbeleuchtungseinrichtungen für Geld kaufen kann.“ sage ich, „Ihr seid jetzt einfach verwöhnt!“

„Da kann man ja kaum lesen!“ beschwert Edwin sich. Amerlingen kommt zu uns. Er hat seinen VICOMP auf uns gerichtet: „Dokumentation für die Nachwelt!“ grinst er. Der VICOMP ist auch für diesen geringen Beleuchtungspegel empfindlich genug.

10:25 Uhr. Auf dem SISC erscheint eine Meldung:

SUPERVISOR PRIORITY MESSAGE

SHIP MAIN ACCESS UNLOCKED

„Der merkt auch alles.“ sagt Serpinski.

„Auf einem U-Boot ist die Information, ob die Einstiegsluken offen sind oder nicht, eben von elementarer Wichtigkeit!“ sage ich, „Gerade bei uns, wo wir keinen Turm haben. Wir sind sehr verletzlich.“

„Die Luken würden sich automatisch wieder schließen, wenn irgendetwas Ungewöhnliches geschieht.“ sagt Amerlingen.

„Dann kommen wir hier ja nie raus.“ murmelt Edwin „Hier geschehen doch nur ungewöhnliche Dinge!“

Ein paar Minuten warten wir einfach nur ab. Dann sagt Amerlingen: „Ist soweit. Auf die Leiter, Herr Homberg!“

Ich greife in die Sprossen.

Die Luke über mir schwenkt lautlos auf. Ich sehe das Grau der Leuchtenden Wolken. Der Lichtpegel im Raum unter den Einstiegsluken ist gut getroffen worden: Draußen ist es gerade etwas heller als hier drinnen. Man hat wirklich den Eindruck, 'nach draußen' zu gehen.

Da warme und dazu noch feuchte Luft leichter sind als die Luft innerhalb des Bootes, kommt es trotz offener Luke zu keinem Luftaustausch. Erst, als ich den Kopf über den Lukenrand stecke, ist es, als ob ich die Kopf in eine Badewanne warmen Wassers hineintauche.

„Mein Gott." sage ich. Der Schweiß bildet sich auf meiner Stirn ohne jeden Übergang. Mit ein paar Tritten steige ich ganz aus dem Luk heraus. Die Hitze schlägt von allen Seiten wie eine Faust auf mich ein. „Mein Gott," sage ich noch einmal, „wie haben wir das damals bloß ausgehalten?"

Das Laufgitter, die Kollisionschienen. Alltäglich aussehend, wie damals, in Ullapool. Allerdings sind die Kollisionsschienen inzwischen schartig – die CHARMION ist, nach allem, was wir schon erlebt haben, nicht mehr ganz fabrikneu. Das Wasser ist leicht bewegt, und es weht eine schwache Brise, die aber keine Kühlung bringt.

Die Insel im Westen ist nicht unbedingt klarer zu erkennen als auf dem Bildschirmen. Das liegt vielleicht an der schwachen Beleuchtung – ich weiß nur zu gut, daß ein direkter Sichtkontakt eigentlich immer ein besseres Bild liefern muß als wenn die Bildinformation den Umweg über irgendeine Art von Bildverarbeitung nimmt.

„Wie ist es?" ruft Edwin von unten herauf.

„Heiß!" rufe ich zurück. Es ist in der Tat so heiß, daß einem die Säulen, die den grauen Himmel tragen, gleich noch einmal so hoch und so unüberwindlich vorkommen – vielleicht liegt das am dem Gedanken, auf sie hinaufzuklettern, und an die Anstrengung, die das erfordern würde. Dabei haben wir das damals doch tatsächlich gemacht!"

Ich gehen auf das Laufgitter, um für den nächsten Platz zu machen. Es ist Edwin. Er taucht mit dem ganzen Oberkörper über dem Lukenrand auf und gleich darauf wieder unter. „Oh nein!" höre ich ihn sagen.

„Oh ja!" rufe ich zurück, „Du wolltest doch aussteigen!"

Ich habe eine Vision von einem Eisberg in der Welthöhle. Ein Eisberg, von dem ich nicht weiß, woher er kommen sollte. Eine Zeitlang eine Sensation in dieser Umgebung. Aber er würde rasch dahinschmelzen.

Eugen Serpinski und Thomas Reinhardt sind die nächsten, erst dann versucht Edwin es ein zweites Mal. Carola ist die letzte.

Ich halte die Hand ins Wasser: „Na, Carola? Ein Bad? – Für Kaffee ist es zu kalt!"

Carola glänzt. Wie wir alle. Wer in dieser Umgebung nicht schwitzt, wessen Kreislauf das nicht aushält – dabei nützt Schwitzen nichts, wenn die Luftfeuchtigkeit 100 Prozent ist. Ich rechne nach: Wenn unsere Körper unter der mangelhaften Möglichkeit des Kühlens eine Temperatur annehmen, die etwas höher ist als die Lufttemperatur, dann ist es auch wieder möglich, etwas Wärme durch Schwitzen oder durch Konvektion abzugeben. Aber die vollen 70 Watt des Grundumsatzes? Das kann doch gar nicht gehen!

„Vielleicht war es damals noch ein paar Grad kühler – und wir haben ständig eine Art Hitzefieber gehabt!" vermute ich. Carola fummelt an ihrem Bikini-Oberteil herum: „Es kneift!" erklärt sie, als ich zugucke. Ich weiß, warum es kneift: Sie hat an Bord noch etwas zugenommen. Aber das sage ich natürlich nicht. Statt dessen schlage ich vor: „Zieh's doch aus – das stört hier niemanden!"

Inzwischen hat Amerlingen den VICOMP hochgereicht, und Doktor Reinhardt macht Aufnahmen. Carola merkt nicht, daß das Objektiv auf ihr ruht, als sie den BH-Teil ihres Bikinis auszieht. Ich erkenne, daß Reinhardt sie heranzoomt. Das werden also unsere historischen Aufnahmen, denke ich und verkneife mir ein Grinsen, damit sie nichts merkt.

„Hübsch!" sage ich, und „Probierst du jetzt noch eine Runde Schwimmen?" Als sie sieht, wo ich hinsehe, richten sich ihre Brustwarzen plötzlich auf.

Und Reinhardt hält weiter drauf!

Nun haben auch die anderen gemerkt, daß Reinhadt nicht das aufnimmt, was man eigentlich jetzt vom Dokumentator des Geschehens unter den obwaltenden Umständen erwarten darf. Alle sehen in Carola's Richtung,

alle enthalten sich einer Bemerkung, und so setzt eine akustische Pause ein.

Nun merkt auch Carola endlich, daß sie aufgenommen wird. Sie bückt sich überraschend flink, hält sich an einer der seitlichen Kollisionschienen neben dem Laufgitter fest und klettert so über die Rundung des Druckkörpers der CHARMION ins Wasser. Dabei kann sie auf die Wölbung der äußeren Tauchtanks treten.

Ich beobachte sie fasziniert. Seit 15 Jahren kenne ich sie, und die Theorie sagt, daß unter diesen Umständen eigentlich keine sexuelle Attraktion mehr entstehen sollte – diese wird nämlich zu einem nicht unwesentlichen Teil durch den Neuigkeitswert eines sexuellen Reizes mit bestimmt und ausgelöst. Wahrscheinlich ist es einfach die Tatsache, daß ich die Carola noch nie so wenig bekleidet gesehen habe. Trotzdem bin ich irritiert – wir sind doch beide nicht mehr ganz jung.

Der Versuch von Carola, sich vor der Kamera in Sicherheit zu bringen, mißlingt. Zum einen sind da die verschiedenen Außenkameras, die uns jetzt auch teilweise im Blickfeld haben, – und sie natürlich auch – zum zweiten merkt sie rasch, wie heiß das Wasser ist. Wie ein Wiesel ist sie wieder heraus.

„Das kann man ja nicht aushalten!“ sagt sie, „Ich steige wieder ein.“

Sie ist die erste, die wieder in das Luk hineinklettert, aber wir kommen gleich hinterher.

Nun geht es Schlag auf Schlag. Immer neue Gruppen von fünfen stellen sich zusammen, klettern raus und sind nach überraschend kurzer Zeit wieder drinnen. Die Duschen sind dauernd belegt. So heiß und schwül hat sich das niemand vorgestellt. Wie gut, daß es in der Welthöhle nicht auch noch eine zusätzliche Sonneneinstrahlung gibt!

Die Springbrunnen

Auch, wenn der Aufenthalt außerhalb des Bootes alles andere als ein Vergnügen ist, so gibt es doch draußen durchaus etwas Ernsthaftes zu tun. Das Boot muß von außen wenigstens etwas untersucht werden, wenn wir schon die Gelegenheit dazu haben. Und das bedingt unter anderem auch, sich schwer zugängliche Stellen ansehen zu müssen – die meisten davon unter Wasser.

Um das überhaupt machbar zu machen, müssen die, die das tun, gekühlt werden. Das aber ist vorgesehen, und es gibt sogar mehrere Möglichkeiten, das zu tun.

Unter Wasser braucht man sowieso einen Taucheranzug. Einen solchen kann man leicht mit einer Kühlung versehen. Um das zu erreichen, sind diese Taucheranzüge nicht nur mit Druckluftflaschen, wie das so üblich ist, ausgerüstet, sondern auch mit einer großen Batterie und einer Wärmepumpe. Wie man sich leicht anhand der thermodynamischen Grundlagen klarmachen kann, sind nur wenige Dutzend Watt notwendig, um einen Taucher in diesem warmen Wasser kühl zu halten. Das kann die mitgenommene Batterie über Stunden leisten, auch, wenn der Taucher sich anstrengen muß.

Über Wasser ist es einfacher: Das Boot kann große Mengen von Wasser für unbegrenzte Zeit kühlen, und die muß man einfach irgendwo ins Freie geben. Man braucht nur Öffnungen im oberen Teil des Druckkörpers, weil es selbstverständlich aus Sicherheitsgründen nicht möglich ist, durch die geöffnete Luke einen Schlauch ins Freie zu legen. Solche Öffnungen sind überall vorhanden, weil es ja möglich sein kann, daß die Öffnungen, die für bestimmte Zwecke vorgesehen sind, etwa, um die denaturierten organischen Abfälle oder die Salzsole, die von der Elektrolyse übrigbleibt, aus dem Boot herauszupumpen, oder die Regelzellen zu be- und entwässern, durch äußere Einflüsse verlegt worden sind. Dann muß man ausweichen können, und deshalb gibt es auch im oberen Teil des Druckkörpers solche Öffnungen.

Der Durchmesser dieser Bohrungen ist nie sehr groß und liegt, je nach Zweck, im Bereich von einigen Millimetern bis zu einem Zentimeter. Das

heißt, daß man durch so eine Öffnung mit bescheidenem Druck ein paar Liter Wasser pro Sekunde auspressen kann. Wenn diese auf 15 Grad gekühlt worden sind, dann kann man mit dieser einfachen Vorrichtung den Aufenthalt auf dem Deck sogar ganz angenehm gestalten. Ausgenommen, man ist Brillenträger, wie Carola.

So um 11:30 sind die notwendigen Schaltungen erledigt, und wir können ein zweites Mal raus. Wir, das sind die, die wirklich draußen zu tun haben, wie die Schiffsingenieure, und die, die die Welthöhle mehr touristisch genießen wollen und dürfen. Irgendjemand kommt auf die Idee, daß man zur Abwechselung einmal draußen essen könnte, und diese Idee verbreitet sich wie ein Lauffeuer. Gegen Mittag sitzen einige der nautische und fast alle wissenschaftlichen Besatzungsmitglieder auf Laufgitter und Kolisionsschienen, unter dem Sprühregen der vielen Springbrunnen, die die CHARMION ausspeit, und versuchen, eine sehr diffizile Optimierungsaufgabe zu lösen: Einerseits den eigenen Körper möglichst vollständig dem kühlenden Sprühregen auszusetzen, andererseits zu verhindern, daß das Mittagessen vollregnet.

Ich sitze zwischen Edwin und Carola, die sich auch wieder herausgetraut hat, in Bugnähe. Natalie, die auch herausgekommen ist, hat sich zum Heck verzogen.

„Kneift es jetzt nicht mehr?“ frage ich mit vollem Mund und deute auf Carola's Bikinioberteil, den sie wieder angezogen hat.

„Doch. Aber ich bin nicht zu deiner persönlichen Unterhaltung mitgekommen!“ maunzt sie zurück.

„Die Esther Petersen sitzt dahinten, und die ist 'oben-ohne'!“

„Die hat da ja auch nichts.“

Ungewöhnliche Bemerkung für Carola, denke ich – ich stehe auf und werfe einen gezielten Blick. Dann setze ich mich wieder: „Stimmt. Du hast mehr!“

„Im alten Ada-Compiler-Projekt,“ mischt Edwin sich nun ein, „haben wir über viel sachlichere Themen geredet als jetzt.“

„Haben wir das?“ frage ich, „Ich erinnere mich aber an sehr unsachliche Themen. Wer zum Beispiel zum AT ernannt worden ist, oder zum Fachreferenten, und wo wieder umorganisiert wird. Was hatte das mit Compiler-

Bau zu tun? Du kannst sicher sein, daß ich lieber über Carola's Brüste rede als über diese Firmen-Seilschaften!“

„Also wenn du meinst.“ sagt Carola und legt ihren Bikini-Oberteil ab.

„Wie dürfen wir das verstehen?“ frage ich.

„Ich tue eben etwas für meine Kollegen. – Naja, und er kneift eben. Guck weg!“

„Ich guck nicht weg. Wir werden dafür bezahlt, während unseres Aufenthaltes hier die Augen offenzuhalten!“

„Nana,“ sagt Edwin, „das ist wohl etwas anders gemeint!“

„Ne, nicht unbedingt! Wenn Carola eine Granitbeißerin wäre, zum Beispiel, dann wären wir gehalten, sofort mit dem Zentimeterbandl ihre Oberweite zu messen!“

„Wenn sie eine Granitbeißerin wäre,“ sagt Edwin, „dann würde sie dir etwas husten, wenn du es nur versuchst, aber so, daß du nachher nicht mehr weißt, ob du Männchen oder Weibchen bist! – Jedenfalls hast du es so beschrieben.“

„Nicht alle Granitbeißerinnen. Bei Charmion hätte ich schon mal nachmessen dürfen!“

„Wollen wir nicht wieder über AT Ernennungen reden? – Wäre mir angenehmer.“ schlägt Carola vor.

„Da haben wir nichts zu reden. Im Rahmen dieser Mission haben wir eine wohlumrissene Aufgabe, und was nachher kommt, also wenn du in den Diensten der EG bleibst, da können wir auch nichts reden, weil keiner von und etwas über die Hierarchie dieser Behörden weiß!“

„Stimmt.“ sage ich, „Dieses ganze Sozial-Engineering, das kennen wir gar nicht. Wir sind gewissermaßen Consultants! Beförderungschance Null. Jedenfalls während dieser Reise!“

„Verarmtes, akademisches Proletariat!“ sagt Carola, „Mir kommen die Tränen!“ Sie matscht in ihrem Essen rum, genau wie wir. Wir haben alle dasselbe Problem: Das Essen ‘macht Wasser’. Bei Buchheim macht ein leckgeschlagenes U-Boot Wasser, bei uns das Mittagessen. Jedenfalls, solange wir hier unter den Springbrunnen sitzen.

„Wir müßten hier auf einem Stativ eine Höhensonne aufstellen – dann könnten wir uns sonnen!“ sagt Carola.

„Ist es dir vielleicht noch nicht heiß genug hier?“ frage ich.

„Naja, mit diesem Sprühregen natürlich.“

„Eine Höhensonne mit Ozonloch?“ fragt Edwin, „Jedem sein eigenes Melanom?“

„Ach, das kann man bei modernen Höhensonnen doch wegfiltern, oder?“

„Trotzdem, Carola“ sage ich, „ob mit oder ohne Filter – außerhalb des Bootes dürfen wir das nicht.“

„Warum?“

„Hast du nicht die Meßwerte gesehen, wie wenig natürliches UV-Licht hier vorhanden ist? Eine ganz normale Quecksilberdampf-Hochdruckentladung würde da hinten auf der Insel tausendmal mehr UV-Einstrahlung erzeugen als dort auf natürliche Weise ankommt. Das ist die Tier- und Pflanzenwelt hier nicht gewöhnt, und deshalb dürfen wir es nicht. Ganz einfach.“

„Meinst du, daß auch Dickhäuter Schaden nehmen könnten?“

„So dick ist die Haut der Dickhäuter nicht – das suggeriert nur der Name. Von Elefanten glaube ich zu wissen, daß sie sogar eine recht empfindliche Haut haben – aber das muß nicht richtig sein. – Kann man das nicht ändern, Carola?“

„Was?“

„Dein Bikini-Oberteil. Wenn es doch kneift!“

„Schwer. Das ist nicht elastisch, und vorne ist nur ein einfacher Haken. Man muß irgendwie umnähen.“

„Der Herwig hat Defizite – der versucht doch nur, einen Vorwand zu finden, dir am Busen rumzufummeln!“ sagt Edwin.

„Wieso? Wenn er mir das umnäht – das darf er!“

„Ich bin kein Änderungsschneider!“ stelle ich fest, „Ich habe nur eine technische Frage gestellt. Eine technische Frage unter Kollegen.“

„Die nächste technische Frage, die er stellt, ist, ob du die Pille nimmst!“

„Edwin!“ sage ich, „Noch ein Wort, und du bist der erste von uns, der in diesem Ozean ein Bad nimmt!“

„Apropos Pille,“ sagt Carola, „Da weiß ich was!“

„Was denn?“

„Vorhin war ich auf der Toilette. Jemand hatte vergessen, ein gebrauchtes Tampon wegzuwerfen. Ein frisch benutztes Tampon. Es lag neben der Schüssel."

„Na und?"

„Gerade vor mir war Natalie Yay auf derselben Toilette!"

„Ehrlich?"

„Wenn ich's doch sage!"

„Und das war ganz frisch? – Ich meine, frisch benutzt, die üblichen Blutspuren?"

„So war es."

Einen Moment lang haben wir leiser geredet, aber wie das so ist, wenn man etwas verbergen möchte, werden die anderen aufmerksam. Wir müssen das Thema vertagen.

Aber dann denke ich: Doktor Morton hat es doch gesagt. Sie kann sich nicht irren: Schwangerschaft ist doch entsetzlich einfach zu diagnostizieren. Also entweder ist das Tampon nicht von Natalie, oder sie hat Nasenbluten gehabt. Ich muß es wissen.

„Also, von dir ist es nicht?"

„Ich hatte meine Tage vor ein paar Tagen." sagt Carola.

„Ja. Stimmt. Das habe ich gemerkt."

„Wie darf ich das verstehen?"

„Ach nichts. – Ähem."

„Außerdem werfe ich gebrauchte Tampons nicht in die Gegend."

„Das habe ich auch nicht behauptet. Ich will nur wissen, ob tatsächlich Natalie…"

„Geh doch hin und frag sie!" schlägt Edwin vor, „Dann weißt du es!"

„Wenn sie nicht zu mir kommt, gehe ich auch nicht zu ihr."

„Herrgott, ihr Männer!" Carola ist fast empört, „Ihr könnt überhaupt nicht über den eigenen Schatten springen!"

Wir sind fertig mit dem Essen – bis auf das, was der Sprühregen ins Meer gespült hat. Nacheinander stehen immer mehr Besatzungsmitglieder auf und gehen ins Boot zurück. Dafür tauchen Dauphin und Sydekum in Taucheranzügen aus der Luke auf und fangen an, seitlich vom Boot herunterzuklettern.

„Sie dürfen nur zu zweien!“ sage ich, „Sicherheitsmaßnahme. Wir übrigens auch – auf dem Deck soll sich auch niemand alleine aufhalten. – Falls du noch schwimmen gehen willst, Carola!“

Sie will nicht. Außerdem sieht sie wegen ihrer nassen Brille kaum noch etwas. Also gehen wir wieder zurück ins Boot.

Dabei erfahren wir, daß die CHARMION noch den ganzen Tag hier liegen bleiben wird, und vielleicht morgen auch noch. Kommt drauf an, was bei der Außenbordinspektion noch gefunden werden wird.

Kurz vor 20 Uhr – nach dem Abendessen – kommt Carola wieder zu mir: „Ich probiers doch noch mal!“

„Was?“

„Schwimmen! – Die Wassertemperatur ist auf 36 Grad gefallen. Luft sogar 35 Grad. – Kannst du mitkommen?“

„Ja. – Warum?“

„Ich geh ohne Brille. Außerdem dürfen wir ja nicht alleine raus, und im Moment ist gar niemand draußen.“

„Laufen die Springbrunnen noch?“

„Ja. – Kenn dich doch, sonst würde ich dich doch nicht bitten, mitzukommen! – Ich gehe mich nur noch rasch umziehen.“

Nachdem ich die Zentrale informiert habe, daß wir rauswollen, ziehe ich auch wieder meine Badehose an. Chapman, der Wache hat, sagt mir, daß im Umkreis von drei Kilometern kein Fisch ist, dessen Länge 10 Zentimeter übersteigt. Wenn was ist, werden sie uns rechtzeitig alarmieren.

Auf dem Weg zum zentralen Niedergang kommt mir Natalie entgegen. Sie sieht so durch mich hindurch, daß es das reinste Wunder ist, daß wir nicht zusammenstoßen.

Wenig später ist Carola auch da. Kaum, daß wir oben sind, legt sie schon wieder ihren Bikini-Oberteil ab. „Ich wollte im Boot nicht so rumlaufen!“ erklärt sie, „Hälst du’s mal?“

„Was?“ frage ich, „dies Stoffteil, oder…“

„Phhh…“ macht sie.

Wir gehen zum Bug, der immer noch auf die Insel im Westen ausgerichtet ist. Carola beginnt, über die Kollisionsschienen nach rechts hinunterzusteigen. Schon hat sie einen Fuß im Wasser.

„Merkt man, daß es ein Grad weniger ist?“ frage ich.

„Kaum. Komm doch mit!“

„Das überlege ich mir gerade.“

Wenig später hängen wir beide steuerbordseitig, noch vor den äußeren Tauchtanks, den Wärmeaustauschern und den Vortriebsmaschinen, seitlich am Bug und halten uns an einer der Kollisionsschienen fest. Aus dieser

Perspektive, Kinn nur wenige Zentimeter über dem Wasserspiegel, sieht die Welthöhlenlandschaft noch bedrohlicher aus als sonst, obwohl ich nicht sagen kann, woran das liegt. Hinter der Insel im Westen, noch einige Säulen weiter, dehnen sich unter den Wolken düstere Öffnungen aus. Das müssen Randtäler der Welthöhle sein – dort kann sich die Leuchtende Wolkendecke nicht überall ungestört entwickeln, oder in entlegeneren Lagen dieser Täler, die ja eigentlich Seitenhöhlen sind, auch gar nicht.

Im Norden scheint sich die Säulenwaldsee endlos zu dehnen, aber da sind auch dunklere Gebiete – entweder, dort hängt die Decke der Welthöhle gebietsweise so tief, daß sich dort auch keine Leuchtende Wolkendecke entwickeln kann, oder es handelt sich um einen Wettervorgang, der die Aktivität der Leuchtenden Wolkendecke stört.

Unter den Leuchtenden Wolken gibt es zur Zeit kaum Wolken, die die Sicht behindern.

„Wie eine Badewanne, so heiß. Lange halte ich das nicht aus!“ sagt Carola, „Wo hast du mein Top hingetan?“

„Oben, auf die Gräting! – Das weht nicht weg.“

„Gut.“ Sie sagt eine Zeitlang nichts. Dann stößt sie sich ab, paddelt ein paar Meter vom Boot weg, ohne richtige Schwimmbewegungen zu machen, und hängt sich dann wieder neben mich an die Kollisionsschienen. Kleine Wellen laufen weg und sind noch Dutzende von Metern weiter draußen zu identifizieren, so schwach ist der Wellengang. Jeder Tropfen, der von dem Sprühregen der Schiffsspringbrunnen seinen Weg bis auf unser Gesicht hier findet, ist eine reine Wohltat.

„Erinnert mich an das Schwimmenlernen – vor zehntausend Jahren, in einem Schwimmbad in Lerbach!“ sage ich, „Nur ja nicht zu weit vom Rand weg.“

„Wo?“

„Lerbach. Kleiner Ort am Harz.“

„Ach so.“

„Ich habe noch an der Angel schwimmen gelernt!“ erwähne ich, und in demselben Moment, wo ich das sage, kommt die Erinnerung wieder: An den rauhen, nassen Stoff des Haltegürtels der Angel und den ebenso rauhen Umgangston des Bademeisters. Schönfelder hat er geheißen, oder so

ähnlich. Das Wasser war immer saukalt – bis an den allerwärmsten Tagen des Sommers – dann war es nur ‘ziemlich’ kalt. Und ich mochte das Schwimmenlernen überhaupt nicht. Wie lang das her ist – und wie stolz der Tag war, als ich selbst, mit einer sukzessive leergelassenen Schwimmweste, allmählich die ersten, richtig selbstständigen Schwimmbewegungen machte, ohne unterzugehen – ohne Angel und ohne Hilfe. Kleine Siege. Völlig vergessen. Millionen andere Kinder haben’s genauso gemacht. Aber ich, denke ich, habe Schwimmen gelernt, um eines Tages im Ozean der Welthöhle zu schwimmen! – Gönn dir den Stolz. Ein bißchen nur.

Wie still dieses Meer ist. Wie lautlos die kleinen Wellen. Im Moment, denke ich, könnten wir fast alleine auf der Welt sein – nichts weißt darauf hin, daß sich in diesem Boot außer uns noch andere lebende Menschen aufhalten.

„Das hat dich wohl sehr verwirrt!“ sagt Carola.

„Was?“

„Daß Natalie vielleicht doch nicht schwanger ist!“

„Es wäre schon eine Erleichterung.“ gebe ich zu.

„Für wen?“

„Für alle! – Für alle Beteiligten.“

„Habt ihr damals – du weißt schon – über Verhütung gesprochen?“

„Unsere Sondervorstellung in der Zentrale? Nein. Ich glaube, ich darf mich da als der Verführte betrachten. Die Initiative ging eindeutig von ihr aus. – Auch, wenn du es vielleicht nicht glaubst, aber es war so.“

„Naja, wir haben ja den Fummel gesehen, den sie anhatte.“

„Es ging jedenfalls so schnell“ fahre ich fort, „daß ich überhaupt nicht einen Gedanken in die Richtung hatte. Das hätte ich früher nie gedacht, daß das sogar mir passieren könnte: Eine Verführung, so schnell und so überwältigend, daß man gar nicht dazu kommt, über das Für und Wider nachzudenken!“

„Du Armer!“

„Ja, wirklich!“

„Und was war mit der Menschenfresserin? Mit Charmion?“

„Ach, das zählt irgendwie nicht. Ganz andere kulturelle Gepflogenheiten. Das war ja auch am Anfang eine echte Vergewaltigung. – Ja. So muß man es wohl sagen."

„So hast du's auch beschrieben. – Aber Spaß hat es trotzdem gemacht, nicht?"

„Bei Natalie oder bei Charmion? – Naja, natürlich. Ja. In beiden Fällen. Beide sind oder waren attraktive Frauen. In beiden Fällen hatte ich vorher eine längere Enthaltsamkeit hinter mir. Da kann man nicht vermeiden, daß es einem Spaß macht."

„Als Mann."

„Ich kann die andere Seite nicht beurteilen! – Ja, also, auf jeden Fall – es gab keinen Gedanken über Verhütung. Später mal, danach, ja. Aber dann habe ich gedacht, wenn man von einer zivilisierten Frau so verführt wird, dann wird die sich ja wohl irgendwie geschützt haben. Und Natalie ist Biologin – Unwissenheit in dieser Richtung kann man ihr doch wohl als allerletztes unterstellen. Nein, ich war ziemlich sicher, daß da nichts passiert war, nichts passiert sein konnte. Und dann plötzlich das."

Nach einer Weile setze ich noch hinzu: „Aber es ist natürlich schon ein Unterschied gewesen, zwischen Natalie und Charmion. Am Anfang konnte ich bei Charmion ja nicht sicher sein, daß sie sich plötzlich nicht doch mehr für meine Qualitäten als Proteinlieferant und Kaloriendepot interessiert als für meine Qualitäten als Liebhaber. – Es ist nicht ganz einfach, mit einer Menschenfresserin, weißt du. – Das ist bei Natalie natürlich nicht zu erwarten."

„Würdest du mit Natalie noch einmal schlafen?" fragt Carola mit einem fast lauernden Tonfall.

„Die Frage stellt sich im Moment nicht."

„Und wenn sie sich doch mal wieder stellt?"

„Ich weiß nicht. – Ich weiß es wirklich nicht."

Weil das Thema gerade dran ist, kann man es ja ebensogut weiter verfolgen. Carola wird mir schon widersprechen, wenn ich Unsinn rede. „In beiden Fällen war es nicht die große Liebe – bei Natalie schon gleich gar nicht. Die große Liebe gibt es in unserem Alter nicht mehr."

„Nein?"

„Nein. Sex und Situation. Gelegenheit. Überschwappen des Hormonspiegels. Bei Charmion kam noch die Fremdartigkeit der ganzen Situation hinzu. Aber diese Verzauberung etwa eines ganzen Stadtviertels, bloß, weil die Angebetete da wohnt, die hat es in früher Jugend mal gegeben. Jetzt nicht mehr. Weder bei Natalie noch bei Charmion."

„Und bei deiner Frau?" fragt Carola, „Von der redest du eigentlich überraschend wenig!"

„Oh, ja, das stimmt. Wirft das jetzt ein schlechtes Licht auf meinen Charakter? – Nein, bei der Irene war es auch nicht so. Ich war ja schon zarte 32, als ich sie kennenlernte. – Was die Häufigkeit der Erwähnung betrifft – Natalie ist hier an Bord, und Charmion war Bewohnerin der Welthöhle. Irene hat mit diesem Unternehmen weniger zu tun. Vielleicht liegt es daran, daß ich selten von ihr rede."

„Mmh." macht Carola. Zustimmung oder Widerspruch ist nicht zu erkennen. Sie läßt ihre Beine auftreiben, bis diese die Wasseroberfläche erreichen. Dann trampelt sie das Wasser, so daß es hoch aufspritzt.

„Du hast Ödeme in den Beinen!" sage ich.

„Komplimente machen kannst du nicht."

„Das war eine klinische Feststellung! Eine einfache Diagnose."

„Ich kann nichts dafür, daß meine Beine nicht so niedlich sind wie die von Natalie."

„Nun sei doch nicht gleich eingeschnappt! Erstens sind für mich bei einer Frau nicht die Beine das Interessanteste – Beine habe ich selber – sondern das, was dazwischen liegt, und zweitens kann man etwas gegen diese Ödeme tun!"

„Jetzt kommst du wieder mit dem Laufsport."

„Tja, wenn du's schon weißt."

„Schwimmen ist auch gut."

„Aber nicht, wenn man so faul am Boot hängt wie wir jetzt! – Wollen wir eine Strecke rausschwimmen?"

„Ne." sagt Carola, „Da habe ich wirklich Angst, daß mein Kreislauf versagt. Zu heiß. Ich schwitze jetzt schon."

„Merkt man im Wasser nicht!"

„Und der Sprühregen kommt nicht viel weiter raus. – Nein, ich mag nicht. – So ist es doch ganz schön. – Außerdem könnte es sein, daß ich das Boot nicht mehr sehe, wenn ich zu weit hinausschwimme."

„Wenn du meinst." sage ich. Ich schwimme ein paar Meter hinaus, bloß um zu zeigen, daß ich das kann. Aber Carola hat recht: Zu warm. „Ein Meer von Urin, frisch gepisst, kann nicht wärmer sein!" sage ich.

„Du hast Vergleiche." sagt sie, als ich mich wieder neben ihr festhalte. Da hat sie recht: Im Moment vergleiche ich die Dichte von Wasser mit der Dichte von weiblichen Brustdrüsengewebe durch Betrachtung des Aufschwimmens von Carolas Busen. Keine genaue Meßmethode, denke ich – da müßte man sich etwas einfallen lassen. Die Physiologen nennen das eine 'unblutige Meßmethode', was ich suche. Grapschen, anheben und Schätzen, zum Beispiel. Unblutig, aber ungenau. Carola läßt nicht genau erkennen, ob es ihr unangenehm ist, wenn mein Blick ein paar Sekunden länger auf ihr liegt.

Carola's Busen erinnert mich wieder an Charmion. „Charmion war wie von einer anderen Welt – und dann wieder auch nicht. Sie sah gut aus – für eine Granitbeißerin sowieso, aber auch nach unseren Maßstäben, und sie war de facto aus einer anderen Welt. Aber manchmal passiert es mir jedenfalls, daß man ein Mädchen sieht, da denkt man: Die kennt man schon seit zehntausend Jahren. Als ob man mit ihr in grauer Vorzeit über die endlosen Steppen vor den Gletschern gewandert ist, als ob man mir ihr dem Nordwind widerstanden hat und dem mächtigen Mammut. Als ob man mit ihr Feuer und Lager geteilt hat. Und nachts haben wir nicht verstanden, was die Sterne sind."

„Deja-vu." sagt Carola.

„Ja sicher. Ich weiß das. Dieser Eindruck verfliegt im allgemeinen auch, sowie so eine Frau den Mund auftut. Von einer Sekunde zur anderen ist sie dann eine ganz gewöhnliche Zeitgenossin. – Schade eigentlich."

„Kommt das oft bei dir vor, dies deja-vu bei einer Frau?"

„Nein. Selten. Immer seltener. Je älter man wird. Das gilt für jede Art von deja-vu. – Das hat sicher eine eine nüchterne neurologische Erklärung, aber es ist, als ob man Erinnerungen aus einem früheren Leben allmählich vergißt. – Als Kind hat man noch viele davon gewußt."

Wir schweigen ein paar Minuten und hängen einfach nur an den Kollisionsschienen des Bootes. Ich verfolge die Punkte, die um die hervorragenden Küstenfelsen der Insel im Westen von uns kreisen. Keines dieser Tiere hat bis jetzt auf unsere Anwesenheit irgendwie reagiert. Aber von dort aus sind wir ja kaum zu sehen: Ein paar Quadratmeter grauer Stahl im Meer, wie ein unwichtiger Felsen, auf dem sich manchmal etwas bewegt. Wir sind nicht interessant genug – das Nahrungsangebot bei diesem Felsen muß besser und leichter erreichbar sein.

„Was würdest du denn machen, wenn ich jetzt ohnmächtig werden würde?“ fragt Carola plötzlich.

„Oh. Schwierig. Ich bin kein Rettungsschwimmer. Dann halt dich lieber am Boot fest!“

„Und wenn ich hier ohnmächtig werde?“

„Das müßte gehen,“ sage ich und löse mich von meinem Griff, „Ich umklammere dich so, daß du nicht untergehst und rufe dann um Hilfe! – Alleine krieg ich dich nämlich nicht aus dem Wasser raus.“

Bei diesen Worten habe ich ihr vorgeführt, was ich meine: Ich habe rechts und links von ihr die Kollisionsschienen ergriffen und drücke sie mit meinem Körper gegen das Boot. Dabei dreht sie sich, und wir schwimmen Front an Front aneinander im Wasser. Bauch an Bauch, Bekken an Becken, Brust auf Brüste. Ich bin einen Moment lang irritiert.

„Also so würde ich um Hilfe rufen!“ sage ich.

„Wenn man uns so im Wasser sieht, glaubt keiner, daß wir Hilfe nötig haben!“ stellt Carola fest. Ich stelle fest, daß ich fünfzehn Jahre lang nicht gewußt habe, wie weich sich meine Kollegin anfühlt.

„Wie meinst du denn das?“ frage ich.

Sie sieht mir in die Augen, und ich sehe ihr in die Augen: „Ich denke dabei zuviel. Das ist mein Problem.“ sagt sie.

„Wobei denkst du zuviel?“

„Bei dem, was ich jetzt gerne machen möchte.“

„Aha.“ sage ich. Wahrscheinlich ist es taktisch günstig, jetzt nicht explizit zu fragen, was sie denn gerne machen möchte. Also halte ich den Mund.

Außerdem stelle ich fest, daß sie sich gar nicht gegen meine enge Umklammerung wehrt. Dabei dauert diese schon länger als unbedingt nötig.

„Ich laß dich nicht untergehen!“ sage ich, in einem lahmen Versuch, die Situation doch noch ins Harmlose einer Erklärung über Rettungsschwimmen abgleiten zu lassen. Statt einer Antwort umschlingt sie unter Wasser meine Hüfte mit ihren Beinen. Das ist kaum noch uminterpretierbar.

Lange Sekunden vergehen, in denen keiner was sagt. Dafür rührt sich bei mir was, und das kann ihr kaum entgehen, so, wie wir uns jetzt umklammern.

„Was man nicht sieht, das existiert nicht!“ sage ich in einem Versuch progressiver Verführungsphilosophie. Ihre Bewegungen scheinen nur das Ziel zu haben, unsere Badehosen runterzustreifen. Zum Teufel auch, denke ich, bei manchen Dingen muß man eben manuell eingreifen. Kaum, daß ich anfange, mir mit einer Hand die Badehose runterzuziehen, macht sie bei sich dasselbe. Wie auf ein Kommando fliegen dann beide Badehosen nach oben auf die Gräting. Dann umschlingt sie mich wieder.

„Jetzt könnte ich versehentlich reinrutschen!“ sage ich, „Ich weiß nicht, ob dieses Wasser dazu…“

„Halt doch den Mund.“ sagt sie, „Und mach es schon!“

Einen Moment lang überlege ich mir, daß wir vorhin über die rechtzeitige Erwähnung von Verhütungsmethoden gesprochen haben. Aber ob sie die Pille nimmt, hat sie nicht gesagt. Was schließt man daraus?

Das Eindringen ist schnell und für beide fast überraschend. Vielleicht liegt das am Wasser. Ich weiß nicht. Eine Welle von Wohlbefinden schwappt in meinem Bauch nach oben.

„15 Jahre habe ich darauf gewartet!“ sage ich. Das stimmt nicht. Ich weiß es und sie weiß es. Aber im Moment ist es so, als ob es wahr wäre. Merkwürdige Spezies, dieser Homo Sapiens, denke ich – irgendwie spannend, dazuzugehören. Besser, als ein unbeteiligter Geist zu sein.

Es dauert an. Die Zeit der Bewegungen, Stöße, immer wieder, die Wärme ihres Bauches und des Wassers rundherum. Sie denkt zuviel dabei, hat sie gesagt. Das geht auch anderen so. Immerhin ist diese Kollegin von mir brilliante Gedankengänge gewöhnt und nicht gleichmäßiges Dauerrammeln.

„Daß einem so einfache Dinge soviel Spaß machen können!“ sage ich, um überhaupt etwas zu sagen. „Halt den Mund und mach weiter!“ sagt sie, „Guck dir die Landschaft an, wenn’s dir langweilig wird!“

Dann kann es mit dem ‘zuviel denken’ ja gar nicht so schlimm sein. „Ich guck lieber dich an!“ sage ich, aber auch nur aus rationaler Überlegung – ungefähr weiß ich, was Frauen hören wollen.

Und plötzlich denke ich: Die bleibt dir. Wir werden nicht zusammenziehen wollen, wir werden nicht heiraten wollen. All diese Konfliktstoffe, mit denen man sich das Leben so schwer machen kann – das wird es bei Carola nicht geben. Also steuern wir auf eine Zukunft kollegialer Zusammenarbeit mit dem notwendigen Abstand und gelegentlichen sexuellen Exzessen zu – ist das nicht fast ideal? Keine emotionalen Probleme. Keine Ehekräche. Keine verzehrenden Leidenschaften. Nur entspannender Sex. Ohne Denken.

„Das möchte ich jetzt alle 15 Jahre mit dir machen!“ sage ich. Witze kommen bei ihr aber im Moment nicht an.

Jetzt hat sie ihren Kopf auf meine Schulter gelegt und die Augen geschlossen. Soll ich jetzt aufpassen, daß sie mit dem Kopf nicht unter Wasser gerät? Ich habe doch schon zu tun! Und ich tue es, bis sie etwas zu stöhnen anfängt. An dieses Bad soll sie sich noch lange erinnern. Wir beide werden uns daran erinnern, denke ich.

„Mach schon – tiefer!“ sagt sie. Das geht doch anatomisch gar nicht, was redet sie so? Noch ein paar solche Bemerkungen, und ich gehe wieder ‘offline’. Sie merkt das nicht, was sie mit diesem Wort angerichtet hat, und gibt sich ganz den gemeinsamen, wellenartigen Bewegungen hin.

‘Des Meeres und der Liebe Wellen.’ Plötzlich kommt mir dieser Titel in den Sinn. Eine Fantasy-Geschichte, die ich irgendwann einmal gelesen habe:

Ein Junge verliebt sich in eine wunderschöne Nixe. Die Verbindung würde unerfüllt bleiben, wenn nicht der Vater Meeresgott ein Einsehen hätte und bei einer Verlobenszeremonie den Jungen in einen Nix verwandelte. Tatsächlich, es gelingt auch, weil dieser Meeresgott auch ein bißchen allmächtig ist, jedenfalls, was diese Dinge betrifft. Wie auf ein Zau-

berwort verfügt der Junge plötzlich über einen prächtigen, großflossigen Fischschwanz von der Taille an abwärts.

Die Hochzeitsnacht wird aber eine arge Enttäuschung. Die Nixe wird die Eier legen, und er soll drüberschwimmen und seinen Samen ablegen. So hat er sich das nicht vorgestellt, und im Kummer um die verlorengegangene Fähigkeit zur Sexualität möchte er sich ertränken.

Leider geht das auch nicht, weil er bei der Verwandlung auch Kiemen bekommen hat. Jemand, der Kiemen hat, kann nicht ertrinken.

Um das Maß vollzumachen, muß er auch noch erfahren, daß Nixen unsterblich sind.

Ich muß kurz lachen, als ich an diese Geschichte denke. Carola klammert sich fester an mich und murrt. „Schneller!“ sagt sie. Tut mir leid, Kaninchenrammeln geht unter Wasser nicht. Zuviel Dämpfung. Ich überlege, ob ich ihr das erläutern soll, aber ihre immer heftiger werdenden Bewegungen lassen nicht vermuten, daß sie jetzt über Hydrodynamik diskutieren möchte. Ich spüre ihren Orgasmus in ihr aufsteigen, und ich möchte mitmachen, weil…

Links von mir zischt und braust es auf. Über einen großen Teil der Länge des Bootes wird das Wasser weiß und fängt an, zu schäumen und zu spritzen. Was ist denn das? Ein Tier? Ist doch etwas ungesehen in die Nähe des Bootes gekommen? Die Zentrale sollte uns doch gewarnt haben! – Da höre ich von weitem die Alarm-Klaxone aus dem Boot. Dann begreife ich:

Es ist die CHARMION, die da angefangen hat, zu brüllen – sie entlüftet ihre Tauchtanks. Wir tauchen!

Einen Moment lang bin ich vor Schreck erstarrt. Dann schreie ich: „Carola! Ins Boot! Schnell!“

Ihr Kopf rollt verständnislos hin und her. Schlafzimmeraugen, denke ich. Habe ich bei Carola noch nie gesehen. Aber sie begreift nicht – Sie begreift einfach nicht!

Als ich mich aus ihr zurückziehe, macht sie einen kleinen Laut. Ein Protest. Ein kleines Mädchen, dem man etwas wegnimmt. Und ich greife an die Kollisionschiene und ziehe mich kraftvoll hinauf. Konzentriert bewegen – bloß nicht stolpern!

160 Kubikmeter Luft machen ein ganz schönen Krach, wenn sie so plötzlich aus den Tauchtanks entweichen können. Innerhalb des Bootes hört man von dem Lärm ja nichts, aber hier draußen jagt einem das Tosen ganz schön der Adrenalinspiegel in die Höhe. Das fördert Entschlußfreudigkeit und Mobilität: Bloß die Beine in die Hand nehmen und ins Schiff zurück!

Die offenstehenden Lukendeckel bewegen sich. Klar, der Schiffsrechner wird nicht zulassen, mit offenen Luken zu tauchen. Wie im Traum arbeite ich mich vor, meine Bewegung gegen die des Lukendeckels, ein Wettlauf. Wo bleibt die Carola?

Oben auf dem Boot sehe ich den Schaum und den Gischt an beiden Seiten des Bootes. Das Deck sinkt bereits tiefer. Kein Irrtum möglich. Und die Luke schließt sich immer noch. Mit ein paar Schritten bin ich dort, schmeiße mich durch, ergreife die oberen Sprossen – Die Aussicht, von dem Lukendeckel zerschnitten zu werden, war eine sehr theoretische: Ich hatte noch genug Zeit.

Ich kann noch einen Moment über den Lukenrand gucken. Scharf fährt mir das Gas ins Gesicht, das beim Schließen der Luken automatisch die Dichtungen säubert: Carola ist nicht direkt hinter mir. Ich sehe sie überhaupt nicht! Erst, als der Spalt nur noch 30 Zentimeter weit offen ist, taucht sie über dem Bug auf.

Entsetzen auf ihrem Gesicht. Rechts und links der Gischt, der immer höher auf den Rumpf der CHARMION hinaufleckt. Das Vorderdeck ist

schon überspült. Noch 25 Zentimeter Öffnung der Luke. Sie kann es nicht mehr schaffen. Sie sieht mich an und sie weiß es. Warum hat sie nur so-lange gebraucht?

„Carola, Schwimmen! – Wir tauchen gleich wieder auf!“ rufe ich mit überschlagender Stimme. Der Lukendeckel drückt meinen Kopf nach unten. Vor meinen Augen ist nurmehr Stahl in wenigen Zentimetern Entfernung. Die Welt draußen ist von der Welt drinnen abgetrennt.

Ich sehe die Carola nicht mehr.

Nur ein paar Meter sind zwischen uns, immer noch, jetzt, in dieser Sekunde. Und wie unterschiedlich sind unsere weiteren Lebensaussichten geworden!

Wie der Blitz bin ich die Sprossen runter. Irgendwie weiß ich, daß ich nackt bin, aber das interessiert mich nicht. Ich renne runter in die Zentrale:

„Seid ihr verrückt! – Die Carola ist noch draußen!“

Dann erst sehe ich, daß auch den Leuten in der Zentrale der Schrecken im Gesicht steht. Wegen Carola? Nein. Und ich begreife. Gleichzeitig bestätigt Amerlingen es mir:

„Wir wissen. – Sie haben es geschafft? – Wenigstens einer. – Das Boot taucht von selbst!“

„Was?“

„Ja. Sehen Sie da!“

Ich sehe auf die Bildschirme. Auf allen Bildschirmen die gleiche Mitteilungsbox:

SUPERVISOR CRASH PRIORITY MESSAGE:

SUPERVISOR CONTROLLED MANEUVER

ATTENTION!

MANUAL BOAT MANEUVER CONTROL IS

BEING DISABLED FOR 120 MINUTES.

Das hatten wir doch schon, denke ich. In der Jungfrauen-Spalte. Wir haben es damals nicht rausgekriegt. Und jetzt probiert der große Unbekannte schon wieder dasselbe Spiel. Weil's so einfach ging.

Und unsere beste Waffe dagegen, die, die eine Chance gehabt hätte, den großen Unbekannten zu überführen, unsere beste Informatikerin, ist noch draußen! Scheiße!

„Gehen Sie nach vorne und sichern Sie sich!" ruft Amerlingen, „Wie wissen nicht, ob das Boot auf ebenem Kiel bleibt!"

Ich renne zuerst rüber in meine Kabine. Innerhalb von Sekunden werden wir das Problem nicht lösen, also kann es nicht schaden, wenn ich mir wieder etwas anziehe. Schon eine Minute bin ich wieder im vorderen Oberdeck – ohne Probleme, denn das Boot bleibt tatsächlich auf ebenem Kiel. Wenigstens etwas.

Hektik unter meinen Mitarbeitern. Auch Angst. Ich sehe die Außenaufnahmen. Eine, direkt nach oben, zeigt die Silhouette einer nackten Schwimmerin. Carola. Leben tut sie noch. Aber wie lange? Ich sehe das Bild wie gebannt an, sehe die Wolken von Blasen, die jetzt noch vom Boot nach oben steigen. Sie muß sich in einem Tümpel von kochendem Gischt befinden, aber so langsam, wie das Boot sinkt, dürfte sie wenigstens keine Probleme mit Wirbeln haben. Aber Angst wird sie haben, denke ich, wenn sie erst ihre Situation begreift. – Im Moment macht sie wenigstens noch koordinierte Schwimmbewegungen.

Edwin hackt auf seiner Konsole herum, aber man sieht ihm die Frustration an: „Es ist nicht zu schaffen!" sagt er, „Die Bootsteuerung ist wieder völlig abgekoppelt!"

„Wir müssen es schnell schaffen!" sage ich, „Sie kann vielleicht stundenlang schwimmen, aber nur, wenn das Wasser kühler wäre!"

Erst gute zwei Minuten seit Unterschneiden der Einstiegsluken. Das Boot sinkt mit 15 Zentimetern pro Sekunde und scheint diese Geschwindigkeit beizubehalten. Gerade 20 Meter Tiefe haben wir jetzt. Das Manöver ist nicht geeignet, um schnell Tiefe zu gewinnen, denn dann würde man die vorderen Tauchtanks zuerst entlüften, um das Boot mit dem Bug

nach unten zu neigen, und dann erst, wenn man mit Maschinenunterstützung anfängt, Fahrt aufzunehmen, werden die hinteren äußeren Tauchtanks restlos entlüftet.

„Macht das Boot irgendwelche Manöver von sich aus?“

„Nein.“ sagt Edwin nur.

„Jedenfalls weniger als ihr draußen!“ sagt Cohäuszchen, „Warum hast du sie nicht mit reingenommen?“

„Sie hat nicht gleich begriffen, was los war! – Und ich habe nicht gleich begriffen, daß sie nicht gleich begriffen hat.“

„Kann man ja verstehen. Ihr wart ja sehr beschäftigt.“

„Wieso? Was weißt…“

„Ihr wart direkt vor einer unserer Außenkameras!“

„Tja, Herwig.“ sagt nun auch Solzbach, „Wir haben alle zugesehen. Erst hast du sie gefickt, und dann bist du wie ein Wiesel aus dem Wasser raus und hast dich nicht mehr um sie gekümmert! – Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?“

„Verdammt noch mal, ich habe nicht…“

„Streitet euch später!“ sagt Edwin, „Wir müssen sehen, was wir machen. – Zwei Stunden hält die nicht durch. Herwig, tu auch mal was!“

Ich setze mich auf meinen Platz und melde mich am Schiffsrechner an. Jetzt erst nehme ich wahr, daß Natalie neben mir sitzt. Ich sehe sie mit keinem Blick an. Sie mich vielleicht auch nicht, aber das kann ich so ja nicht wissen.

5 Minuten nach Untertauchen, 50 Meter Tiefe. Wir können Carola immer noch sehen. Vielleicht sie sogar uns, als etwas Undeutliches in der Tiefe unter sich. Was wird sie denken? Daß wir sie absichtlich ausgesetzt haben, das kann sie ja wohl nicht denken. Sie wird wissen, daß irgendetwas schiefgegangen ist, und daß wir versuchen, es zu beheben. Also wird sie warten und um ihr Leben schwimmen.

„Die Sinkgeschwindigkeit wird größer.“ sagt Gerald, „wir hatten wohl etwas Untertrieb, ohne die äußeren Tauchzellen. – Sieht nicht so aus, als ob die in der Zentrale das Boot wieder in ihre Gewalt kriegen.“

„Vielleicht schafft sie es ja doch!“ murmelt Solzbach, „einfach treiben lassen – sowenig Schwimmbewegungen wie möglich.“

Und dann sagt er noch völlig überflüssiger Weise: „Für den Homberg müssen wir uns irgend etwas einfallen lassen. Der ist zu gefährlich für unsere weiblichen Besatzungsmitglieder."

„Halt die Schnauze." sage ich.

„Nana." Cohäuszchen ist sauer: „Diesen Ton wollen wir hier doch nicht einreißen lassen!"

„Wenn hier der Eindruck propagiert wird, daß ich Carola absichtlich…"

„Das sagt ja niemand!"

Einen Moment überlege ich. Das, was ich sagen wollte, läuft auf die dümmste Ausrede hinaus, auf das notorisch bekannte 'Das habe ich nicht gewollt'. Wenn man trotzdem ein Unglück zustande gebracht hat, ist das überhaupt keine Entschuldigung. Aber habe ich dieses Unglück denn zustande gebracht? Was habe ich falsch gemacht? Ich habe eine Wut im Bauch:

„Wenn ich rauskriege, wer dieser große Unbekannte ist, den…"

Das Interkom meldet sich. Gerald geht ran. „Oh Gott." sagt er, während er mit der Zentrale spricht, und „Ich versuche es."

„Was ist?" fragt Cohäuszchen.

„Seht mal auf die Fernortung! Die Haie sind wieder da. Und sie kommen näher!"

Wir können uns rasch informieren, daß er recht hat. 2500 Meter nördlich von uns. Wenn sie ihre maximale Geschwindigkeit einschlagen würden, dann wären sie in zwei bis drei Minuten hier. Oder besser: Über uns. Wo Carola um ihr Leben schwimmt.

„Wellington hat gesagt, ich soll sie mit einem seismischen Torpedo stoppen, wenn sie zu nahe kommen."

„Geht das noch?" frage ich.

„Die seismischen Torpedos ausschleusen, das ist eines der wenigen Dinge, die noch gehen. Treffen ist eine andere Sache."

„Die dürfen nicht in zu großer Nähe zu Carola explodieren – das zerreißt ihr die Lunge!"

„Weiß ich doch. – ich denke, je früher, desto besser – dann sind sie noch weiter weg. Wenn es einen ihrer Artgenossen zerreißt, dann sind sie erst einmal mit dem beschäftigt."

„Gute Idee," sage ich, „Haie kennen da keine Pietät." – Wenn sie sich tatsächlich wie Haie verhalten, denke ich.

10 Minuten nach Tauchen. 100 Meter Tiefe. Das Boot liegt ruhig wie ein Brett, und das Ganze könnte durchaus ein ganz normales, beabsichtigtes Manöver sein. Ist es aber nicht, und das Gefühl, das der große Unbekannte sich jede Sekunde etwas Neues ausdenken kann, zehrt an den Nerven. – Wir haben uns nicht genug angestrengt, denke ich – wir hätten ihn schon längst zur Strecke bringen können – und müssen. Aber wir haben uns nicht genug angestrengt.

Und dann sehe ich plötzlich Carola vor mir, wie sie vor 15 Jahren zu uns gekommen ist – eine schlanke Maid, frisch von der Uni weg, noch reserviert und höflich gegen jedermann. Ich habe ihr die ersten Innereien des Ada-Compilers erläutert. An welche Zukunft hat sie wohl gedacht? Jedenfalls nicht daran, 15 Jahre später in einem heißen, unterirdischen Meer von prähistorischen Haien zerrissen zu werden.

„Okay." sagt Gerald, „Ich bin fertig. Ich kann." Er nimmt wieder Verbindung mit der Zentrale auf.

„Feuerbereitschaft, Feuerverbot?" frage ich, als er mit seinem Gespräch mit der Zentrale fertig ist. Diese Redewendung ist mir irgendwie von der Bundeswehr her noch in Erinnerung.

„Feuerbereitschaft, Feuererlaubnis, Feuer frei." sagt er, „Wir sollen keine Zeit verlieren." Er hat das Kontrollprogramm für die seismischen Torpedos schon aufgerufen.

„Worauf wartest du?" frage ich.

„Na, es wäre schon empfehlenswert, wenn tatsächlich ein Torpedo im Rohr drin ist. Aldingborg bringt gerade eins hin."

„Ach so."

Wir warten einige Minuten. Es trifft keine Bereitmeldung ein. Als die Zentrale sich meldet, werde ich gewünscht: „Herr Homberg, bitte sofort ins hintere Unterdeck! Bitte gleich, ja?" Wellington's Stimme klingt dringend.

Eine Minute später bin ich in dem Raum unter der Zentrale. Aldingborg und Amerlingen erwarten mich. Zwischen ihnen liegt am Boden der Torpedo.

„Sehen Sie sich das Ding mal genau an, Herr Homberg.“ sagt Amerlingen.

„Was ist damit?“ frage ich, „Ich habe mir noch nie eines aus der Nähe angesehen. Wenn mit diesem Torpedo etwas ist, dann können wir doch ein anderes nehmen, oder?“

Ich knie mich hin. Die meisten technischen Details sagen mir wenig. Dieser 8 Zentimeter durchmessende und 1.20 Meter lange, zylindrische Körper mag sich von seinesgleichen unterscheiden – aber ich kann es nicht herausfinden.

„Ich habe einen anderen Schrank aufgemacht – wegen der Balance.“ sagt David Aldingborg, „dann habe ich aber gemerkt, das die Torpedos in diesem Schrank etwas anders aussahen als die, die wir bisher verwendet haben.“

Vorne, an dem sich stumpf verjüngenden Kopf des Zylinders sehe ich viele eingeprägte Schriften. Eine davon springt mir plötzlich ins Auge:

NUCLEAR WARHEAD

HANDLE WITH CARE

„Nein.“ sage ich entgeistert.

„Doch.“ sagt Amerlingen.

„Das ist doch verrückt!“

„Sie sehen es doch!“

„Das heißt – heißt das – wir haben ATOMWAFFEN an Bord?“

„Jedenfalls steht’s drauf. Homberg, Sie haben sich doch auch mal mit Reaktorphysik beschäftigt, ja? – Können wir das verifizieren, was das für Sprengkörper sind? – Ob nuklear oder nicht?“

„Ich verstehe nicht mehr darüber als jeder andere Physiker an Bord. Wellington ist doch auch Physiker, oder?“ Ich überlege mir, ob ich damit herausrücken sollte, daß vielleicht Priest auch etwas davon versteht, entscheide mich aber zunächst dagegen.

„Ja. Aber er hat sich jahrelang mit anderen Dingen beschäftigt – jedenfalls nicht mit Reaktorphysik.“

„Ich auch nicht."

„Was würden Sie denn tun, um es herauszufinden?"

„Ob da wirklich eine Atombombe drin ist?" sage ich, „Ich würde…"

„Wo bleibt ihr denn" fragt Edwin, der plötzlich in der Tür steht, „Die Haie kommen näher! – Was ist mit 'Atombombe'?"

„Ich fürchte, jetzt können wir's kaum noch geheimhalten." sagt Amerlingen.

„Was geheimhalten? – Wir müssen der Carola helfen!"

„Okay. Ich weiß nicht, ob es sinnvoll ist, 'Atombombe' auf etwas draufzuschreiben, das keine Atombombe ist. Diesen Torpedo werden wir jedenfalls nicht nehmen. David, was spricht dagegen, ein ganz normales seismisches Torpedo zu holen und dieses zurückzubringen?"

„Nichts." sagt Aldingborg, „Ich habe gesagt, ich habe ihn nur wegen den Balance ausgewählt."

„Dann tun Sie's! Es eilt. – Unsere Kollegin…"

Edwin und ich hasten wieder über den zentralen Niedergang zum vorderen Oberdeck hinauf. „Was soll das gewesen sein? Eine Atombombe?" fragt Edwin mich.

„Frag mich was Leichtes."

„Aber die sind doch viel größer?"

„Nein. Nicht unbedingt. – Wir kümmern uns später darum!"

Gerald ist sauer: „Was dauert das so lange? – Je tiefer wir kommen, desto schwieriger wird es!"

„Du bekommst dein Torpedo." sage ich, „Es dauert noch. Da war eines schlecht geworden."

„Was?"

Ich bin im Moment mundfaul und verschiebe die Erklärung auf später. Geheimhalten kann man es sowieso nicht mehr.

Was wird eigentlich noch alles passieren? Eine verbrecherische Direktive an ein bislang unbekanntes Besatzungsmitglied, ein ebenfalls unbekanntes Besatzungsmitglied, das sich nach Kräften bemüht, uns alle umzubringen, bis jetzt zwei Tote, wenn wir uns in den nächsten Stunden nicht sehr anstrengen, werden es drei sein, und jetzt stellt sich auch noch heraus, daß wir vielleicht Atomwaffen an Bord haben. Ich denke, die CHARMI-

ON ist auf zivile Zwecke umgerüstet worden? Was ist das bloß für eine Schlamperei? – Es gibt viele Dinge, die man ‘verlegen’ oder ‘vergessen’ kann, aber Atombomben gehören meinem Dafürhalten nach nicht dazu.

Andererseits – damals, als die Sowjetunion aufhörte, zu existieren, sind ihre Waffen, einschließlich der nuklearen, einige Jahre später auch in den unerwartesten Winkeln der Welt aufgetaucht. Wenn die ganze Infrastruktur, die diese Waffen aufbewahrt und in Bereitschaft gehalten hat, zusammenbricht, dann finden sich für so etwas Interessenten. Und dann sind die Bomben eben plötzlich weg. Aber daß so etwas bei uns passieren sollte, in der EG? Daß, im Rahmen der politischen Umorganisationen der letzten Jahre, nicht mehr der Verbleib aller Waffen verfolgt werden konnte? – Außerdem haben diese Bomben einen neuen Eindruck gemacht – soweit man das von diesen Dingern äußerlich sagen kann. So neu, als seien sie erst nach dem kalten Krieg hergestellt worden. Frisch produziert, und dann hier an Bord ‘vergessen’? Ich kann es nicht glauben.

„Temperatur fällt.“ sagt Gerald.

„Ist doch nicht schlimm!“ sagt Edwin.

„Vielleicht doch.“ sage ich, „Wir könnten die Haie eventuell nicht mehr akustisch orten, wenn dazwischen Schichten mit unterschiedlicher Temperatur sind.“

„Dann nehmen wir eben Radar! Ich denke, wir haben mehrere Ortungsverfahren?“

„Im Prinzip ja,“ sage ich, „aber man möchte natürlich mehrere Verfahren gleichzeitig einsetzen – wegen der Redundanz. – Schwimmt die Carola noch?“

Wir sind inzwischen 400 Meter tief, und ein direkter Sichtkontakt nach oben ist nicht mehr möglich. Aber ziemlich genau über dem Boot an der Wasseroberfläche ist noch etwas, was sich bewegt. Es ist also noch Hoffnung.

„Jetzt habe ich eins.“ sagt Gerald.

„Was?“

„Ein Torpedo im Bilgenrohr. Also – stört mich nicht!“

Wir stören ihn nicht. Aber jemand anderes tut es. Eine neue Dialogbox taucht auf allen Bildschirmen auf:

SUPERVISOR CRASH PRIORITY MESSAGE:

APPLICATION OVERWRITING SYSTEM KERNEL

RESTART PRO-UNIX (Y/N)?

„Um Gottes willen!“ sage ich, „Bloß jetzt kein Systemabsturz!“

„Er läßt uns noch die Wahl, ob wir das System weiterfahren oder nicht!“ sagt Edwin, „Was sollen wir tun?“

„Das weißt du ganz genau. Wenn wir das System ganz neu hochfahren, dauert das so lange, daß die Carola bis dahin auf jeden Fall ertrunken ist. Wenn es uns überhaupt gelingt – bei sowas sollte nämlich gerade die Carola dabei sein! – Außerdem müssen wir auch an den ungestörten Reaktorbetrieb denken – den brauchen wir genauso dringend.“

„Und wenn wir es nicht neu starten, und es stürzt ab?“

„Sind wir nicht schlechter dran als wenn wir es gleich neu einspielen. Es gibt nur die beiden Möglichkeiten: Wir müssen im laufenden Betrieb den Kernel neu einspielen oder diese Warnung ignorieren!“

„Du bist wahnsinnig!“ sagt Edwin.

„Weißt du was besseres?“

„Kann ich jetzt das Torpedo losschicken?“ fragt Gerald.

„Hast du noch nicht?“ frage ich zurück.

„Nein.“

„Dann tust du es auch nicht!“

„Herwig, willst du Carola umbringen?“ Edwin schreit mich fast an.

„Will ich das? Hast du’s nicht gesehen? Eine Application will oder hat den Kernel überschrieben! Da steht es, auf jedem Bildschirm. Weißt du, um welche Application es sich da handelt? – Siehst du. Ich auch nicht. Kann sein, daß das Boot tot ist, wenn er sein Torpedo losschickt. Es dauert Stunden, bis wir wieder flott sind, bestenfalls, oder sogar Tage. Oder wir schaffen es überhaupt nicht.“

„Es ist doch nicht sicher! Es gibt doch Speicherschutzmechanismen! Normalerweise kann eine Anwendung gar nicht…“

„In dem Moment, wo Gerald sein Steuerprogramm für die seismischen Torpedos aufgerufen hat, in genau dem Moment hat es diese Warnung gegeben!“

„Früher hat das Programm doch auch funktioniert!“

„Funktioniert in diesem System etwa noch etwas deterministisch? Edwin! Wir können Carola nicht helfen, wenn wir selbst drauf gehen! Denk doch daran: wenn wir die weniger als zwei Stunden durchhalten, dann haben wir die Bootskontrolle wieder! Dann können wir auftauchen und sie an Bord nehmen! Das können wir schaffen! – Und das könnte sie schaffen!“

„Hast du die Haie vergessen?“

„Die habe ich nicht vergessen.“

„Und die Hitze?“

„Die schon gar nicht. Ist für sie vielleicht sogar ein größeres Problem als die Haie – vielleicht mögen die Carola nicht.“

„Und wenn sie das erst feststellen, nachdem sie ein Stück von ihr abgebissen haben?“

„Tiere fressen nicht wahllos alles, was ihnen vor die Schnauze kommt!“ Blödsinn, was ich da sage, denke ich – gerade noch ist uns erläutert worden, wie wahllos Haie zuzuschnappen pflegen. Aber das ist nicht unser Problem. Im Moment ist der Rechner unser Problem. Und denn möchte ich in konsistentem Zustand haben: „Außerdem: Die Box da sagt, daß der Kernel nicht vielleicht überschrieben wird, sondern daß er wirklich jetzt schon überschrieben worden ist!“

„Das sehe ich! Aber erstens ist das eine Speicherverletzung, und die kann noch abgefangen worden sein, wie ich eben schon gesagt habe…“

„Steht da aber nicht!“

„… Und zweitens kann ein Teil des Kernels, der im Moment nicht gebraucht wird, beschädigt worden sein. – Du siehst doch: Im Moment läuft noch alles!“

Irgendwie ist unsere ganze Diskussion komisch, fällt mir auf: Teilweise argumentieren wir damit, daß der Rechner nicht mehr richtig funktioniert oder nicht mehr richtig funktionieren könnte, teilweise damit, daß er es doch noch tut. Es muß andere, vielleicht tiefenpsychologische Gründe

haben, daß ich den Kernel neu einspielen will und Edwin sich lieber darauf verlassen möchte, daß er noch unbeschädigt ist, weil es ja so extrem unwahrscheinlich ist, daß tatsächlich eine Anwendung im Kernel herumschreibt.

Ich probiere noch ein Argument, das mir jetzt erst einfällt: „Und dann noch etwas, Edwin!“

„Was?“

„Wenn du den Kernel neu einspielst, dann kann diese Blockade des Steuerprogrammes wegfallen.“

„Warum sollte sie das?“

„So ein Gefühl von mir. Unser großer Unbekannter arbeitet ziemlich systemnah. Ziemlich maschinennah. So könnten wir ihm eventuell ein Schnippchen schlagen! – Jedenfalls ist es einen Versuch wert.“

„Du verlangst viel von mir! Ich weiß nicht, wie ich das machen soll.“

„Ich habe es irgendwo in der Dokumentation gesehen, Edwin: Es gibt eine Option, im laufenden Betrieb die Integrität des geladenen Codes des Kernels zu überprüfen. Und aller anderen Programme. Das müssen wir bloß finden, und dann müssen wir es tun. Edwin! Integrität prüfen und den Kernel eventuell neu einspielen. Oder auch nicht einspielen, wenn er noch unbeschädigt ist. Versteh doch: Ich will sie doch auch retten! Wir müssen es tun, und zwar schnell. Anstatt hier rumzudiskutieren!“

„Also soll ich nicht?“ fragt Gerald dazwischen.

„Nein.“ sage ich entschieden, „Du sollst nicht.“

„Aber die Haie kommen jetzt schnell näher!“

„Gleich kannst du Wellington noch einmal erläutern, was du vorhast.“ sagt Edwin, „Der fragt bestimmt, wo das Torpedo bleibt. Ich wundere mich, warum er nicht schon längst…“

„Ich kann gar kein Torpedo mehr abschicken. Selbst, wenn ich wollte.“ sagt Gerald plötzlich.

„Warum?“ frage ich. Aus dem Augenwinkeln habe ich gesehen, wie auf seinem Bildschirm spontan mehrere Fenster verschwunden sind.

„Die Außenortung ist abgestürzt. Wir sehen nichts mehr. Radar, Echolot – alles weg. Das war also die Applikation, die vielleicht im Kernel herumgeschrieben hat. Das Torpedosteuerprogramm war in Ordnung.“

„Scheiße.“ sage ich.

Eine peinliche Pause von ein paar Sekunden Länge entsteht. Dann sagt Edwin: „Herwig. Wenn wir nicht soviel geredet hätten, dann hätte Gerald die Haie inzwischen gestoppt. Jetzt können wir nicht einmal mehr das.“

Ich wende mich an Gerald: „Wirklich alles weg? Keine Ortungen mehr?“

„Nein.“ sagt Gerald, „Keine. Keine Haie. Und keine Carola.“

Und nach ein paar Sekunden: „Wann fangt ihr endlich mit eurer Systemkonfigurierung an?“

Wir wissen kaum, was wir zuerst tun sollen. Die Außenortung neustarten. Das wäre wahrscheinlich ziemlich sicher: wenn sich ein frisches Binärabbild dieses Programmes im Speicher befindet – vielleicht ist ja gar nicht der Kernel überschrieben worden, sondern eben die Außenortung – und bisher ist dieses Programm ja zuverlässig gelaufen. Aber wir entscheiden uns, auf Nummer Sicher zu gehen und uns zunächst mal um Verifikation des Kernels zu kümmern. Bis dahin soll nichts neues gestartet werden. Das Problem ist nur, daß wir erst in der Dokumentation nachwühlen müssen, um herauszufinden, wie das überhaupt geht.

Wellington begreift immerhin recht schnell, daß es im Moment keine genialen Lösungen gibt und läßt uns machen. Was sie in der Zentrale tun oder tun können, weiß ich nicht.

Das Boot selber ist derzeit noch nicht in Gefahr. Es sinkt zwar immer noch, mit einer langsamen Geschwindigkeit von jetzt einem drittel Meter pro Sekunde, aber wir sind weit von jeder Gefährdung durch zu hohen Druck und durch Kollision entfernt. Wenn unser Zustand noch lange anhält, werden wir ein paar tausend Meter tiefer irgendwo zwischen den Felsen aufsetzen. – Uns geht's gut. Wir können uns Zeit lassen.

Aber oben, auf der Wasseroberfläche, kämpft die Carola ihren letzten Kampf.

Um die Bomben, die wir gefunden haben, können wir uns jetzt überhaupt keine Gedanken machen. Und nicht um den großen Unbekannten – der sich in jeder Sekunde etwas Neues ausdenken könnte. Das einzige, was für uns arbeitet – und gegen Carola – ist die Zeit. Die Minuten auf der Dialogbox zählen weiter runter. Aber ob wir, wenn diese zwei Stunden um sind, wieder die Verfügung über das Boot kriegen, ist mehr als ungewiß.

Um 22 Uhr haben wir die Stellen in der Dokumentation, wo die Systemverifikation beschrieben wird, gefunden. Nicht auszudenken, was wäre, wenn im Moment nicht einmal die Dokumentenverwaltung funktionierte! Aber sie funktioniert, und wir können mit der Verifikation anfangen.

Es ist im Prinzip einfach. Bitweise wird das geladene Betriebssystem mit den Lademodulen auf dem Speicher verglichen. Checksummen über alle

gespeicherten und alle laufenden Programme werden ausgerechnet und mit archivierten Checksummen überprüft. Dann, als sich um kurz nach 22:20 herausstellt, daß der Kernel unbeschädigt ist, wird nacheinander alles andere, was da an Anwendungen läuft, geprüft. Wir wissen, daß es gut sein kann, daß der Fehler schon längst nicht mehr auffindbar sein kann, weil die beschädigten Programmteile nicht mehr im Speicher liegen.

Da der Kernel unbeschädigt ist, wissen wir nun auch, daß das Blokadeprogramm nicht durch ein Neuladen des Kernels umgangen werden kann. Diese meine Vermutung ist nun auch Makulatur – wir werden die 120 Minuten abwarten müssen. Es bleibt uns gar nichts anderes übrig.

„Diese Scheiß-Software hier an Bord!“ gibt Edwin seinem Unmut irgendwann einmal Luft, „So kompliziert wie nie eine Software-Installation zuvor. Das ist wie mit der europäischen Intergration: Man hat es noch nie zuvor so kompliziert gemacht, also muß es funktionieren!“

„Ja,“ sage ich, „und alles im laufenden Betrieb. Ohne Test vorher.“

22:30 Uhr. Die Tiefe ist 1400 Meter, die Sinkgeschwindigkeit schon seit langer Zeit gleichmäßig 33 Zentimeter pro Sekunde. Wir können die Außenortung neu starten. Das Programm initialisiert sich problemlos.

Weder die Haie noch Carola sind auffindbar.

„Da. Und? – Woran liegt’s?“ fragt Edwin. Darauf weiß ich auch keine Antwort. Aber wohl jeder von uns denkt das gleiche: Inzwischen war genug Zeit, daß die Haie im Vorbeiziehen Carola in Stücke gerissen und verschlungen haben und dann weitergezogen sind.

Tiefe größer als 1400 Meter und nur schwache Temperaturgradienten im Wasser – da sollte die Außenortung sogar sehr kleine Gegenstände, die im Wasser treiben, finden, jedenfalls direkt über uns. Und da in weiterer Entfernung von uns tatsächlich kleine, bewegliche Dinge nachgewiesen werden können, also vermutlich Fische von der Größe eines Fingers und darüber, ist sicher, daß die Außenortung tatsächlich wieder in vollem Umfange funktioniert. Daraus können wir also schließen, daß über uns nicht nur die Carola nicht mehr da ist, sondern auch, daß sie nicht teilweise in Stükke gerissen wurde.

„Es sei denn, daß auch die Stücke vollständig verschlungen wurden.“ stellt Cohäuszchen fest, als wir diesen Punkt durchsprechen, „Weiß jemand, ob Haie so gründlich sind?“

Keiner weiß es. Ich möchte es eigentlich nicht so genau wissen. Mein Wunschgedanke geht in einer anderen Richtung:

„Bis zum Wiederanfahren der Außenortung hatte sie 80 Minuten Zeit. Kann sie in der Zeit die Insel im Westen erreicht haben?“ frage ich.

3600 Meter in 80 Minuten. Das sind circa 3 Stundenkilometer. Ich glaube nicht, daß die Carola das unter normalen Umständen schaffen kann. Und dann bei dieser Hitze. Außerdem wissen wir, daß sie zumindestens nicht sofort damit angefangen hat, in Richtung dieser Insel zu schwimmen. – Ich glaube deshalb nicht daran, daß sie die Insel erreicht haben könnte.

Und immer noch diese nerventötende Dialogbox auf dem Bildschirm:

SUPERVISOR CRASH PRIORITY MESSAGE:

SUPERVISOR CONTROLLED MANEUVER

ATTENTION!

MANUAL BOAT MANEUVER CONTROL IS

BEING DISABLED FOR 25 MINUTES.

MAINTENANCE ACTIVITIES IN PROGRESS.

Amerlingen kommt zu uns ins vordere Oberdeck. Er erklärt uns das weitere Vorgehen:

„Wie nehmen an, daß wir in Kürze die volle Souveränität über das Boot zurückbekommen. Der Chef hat Folgendes vor: Sowie wir können, werden wir mit maximaler Geschwindigkeit auftauchen. Volle Reaktorleistung auf die Vortriebsmaschinen, steiler Anstellwinkel und Anblasen der äußeren Tauchtanks. Er empfiehlt dann Selbstsicherung für alle. Außerdem soll

sich jeder intensiv mit der Außenortung beschäftigen, damit wir rechtzeitig sehen, ob uns beim Auftauchen etwas im Wege ist."

Ich bin skeptisch, daß es nach zwei Stunden etwas bringt, beim Auftauchen ein paar Sekunden einzusparen, aber ich sage nichts. Amerlingen fährt fort:

„Wir erreichen wahrscheinlich etwa 40 Knoten. Das heißt, daß wir ganz schön springen werden! – Wo immer die Frau Rau ist, das kann sie weder überhören noch übersehen."

Wenn Sie noch am Leben ist, denke ich. Cohäuszchen interessiert etwas anderes:

„In dieser Tiefe die äußeren Tanks anblasen? Haben wir denn soviel Gas vorrätig?"

„Auf dem Weg nach oben dehnt es sich ja aus." sagt Amerlingen.

„Und was machen wir, wenn wir oben sind?" frage ich.

„Suchen. In immer weiterem Umkreis. Wenn wir dabei zufällig die Haie finden sollten, dann erlegen wir diese. Mageninhaltsanalyse. Sie verstehen."

„Ich verstehe nicht," sagt Cohäuszchen, „wenn wir schon annehmen, daß die Frau Rau von den Haien vollständig gefressen wurde, dann lohnt es sich immer noch, an der Oberfläche das Wasser zu analysieren. Dabei kann es doch nicht ohne Verletzungen abgegangen sein. Und Blutspuren im Wasser können wir nachweisen."

„Bist du sicher?" frage ich, „Sie hat irgendwie erwähnt, daß sie gerade ihre Tage hatte. Wenn deine Methoden empfindlich genug sind, finden wir auf jeden Fall Blutspuren!"

„Wie lange ist denn das genau her?" fragt Cohäuszchen.

„Weiß ich nicht genau – und menstruale Blutverluste schwanken sehr stark. Dazu kommt noch, daß diese Haie sehr groß waren. Die könnten durchaus einen Menschen als Ganzes verschlingen! – Ohne Verletzungen. Wenigstens vielleicht."

„Du willst damit sagen, daß Blutspuren im Wasser überhaupt keinen Hinweis geben. Weder in die eine noch in die andere Richtung?"

„Genau das will ich damit sagen."

„Aber je länger wir mit der Wasseranalyse warten, desto schwieriger wird es!“

Amerlingen, der uns eine Zeitlang zugehört hat, mischt sich wieder ein:

„Ich glaube, wir lassen die Analyse bleiben. In erster Linie wollen wir die Frau Rau retten, wenn sie noch irgendwo am Leben sein sollte. Das wird uns eine ganze Zeitlang beschäftigen. Danach ist die Analyse sowieso sinnlos. – Tja. Würden Sie sich dann bitte fertig machen und alles einsammeln, was lose herumliegt?“

Kaum, daß Amerlingen draußen ist, fängt wieder die Diskussion über Schuld und Nichtschuld an. Ich reagiere gereizt:

„Wollen wir das vielleicht mal verschieben, ja? Der Alte wird das noch untersuchen, und niemandem stehen Vorgriffe auf das Untersuchungsergebnis zu.“

„Ein Kriegsgerichtsverfahren?“ fragt Solzbach.

„Das heißt hier anders – dieses ist kein Kriegsschiff. Aber in der Funktion ist so eine Verhandlung dasselbe wie ein Kriegsgericht. Ein provisorisches Gericht muß zusammengestellt werden, wenn ein ordentliches Gericht nicht verfügbar ist.“

„‘Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden’!“ zitiert Cohäuszchen.

„Das ist auch nicht der Fall.“ sage ich, „Wenn ein Bordgericht zusammengestellt wird, dann werden Protokolle erstellt, die später einmal durch ein ordentliches Gericht überprüft werden. Sowie die Möglichkeit dazu besteht.“

„Und würdest du auf ‘nicht schuldig’ plädieren?“ fragt Cohäuszchen.

„Im juristischen Sinne – ja. In einem anderen Sinne geht das keinen von euch was an.“

„Scheint mir doch irgendwie eine verdrehte Form der Rechtsfindung zu sein.“ stellt Cohäuszchen fest.

„Weißt du was besseres? In diesen Dingen gibt es hier nichts anderes als Provisorien. Nebenbei, das, was auf dieser Reise schon passiert ist, reicht aus, um eine ganze Handvoll Verfahren in die Wege zu leiten. Gerichtsverfahren und Untersuchungsverfahren. Was haben wir denn da: Sabotage, Mord, Verstoß gegen das Kriegswaffengesetz, um die wichtigsten Tatbe-

stände zu nennen.“ Die Vorbereitung biologischer Kriegsführung nenne ich nicht, denn die Kenntnis um die Direktive q78q99q ist ja nicht Allgemeingut.

„Was für Kriegswaffen?“

„Ah, du weißt die neuesten Entwicklungen noch nicht!“

Mit ein paar Worten erkläre ich, was für einen merkwürdigen Torpedo wir gefunden haben. Alle im Raum werden sehr hellhörig, und mir kommt der Themawechsel gerade recht.

„Das hast du vorhin mit dem ‘schlecht gewordenen Torpedo’ gemeint?“ fragt Gerald.

„Ja.“

„Das glaube ich nicht. Wozu sollen die gut sein? – Torpedos mit Kernsprengkörpern – Quatsch!“

„Die CHARMION ist immerhin als militärisches Schiff gebaut worden!“

„Aber sie ist umgerüstet worden. Für zivile Zwecke. Dabei vergißt man doch nicht, Atombomben zu entfernen, falls wirklich welche an Bord gewesen sein sollten!“

„Du sagst es. – Ich habe ja auch nicht behauptet, daß ich es verstehe.“

23:10 Uhr. Die 120 Minuten sind um. Die Dialogboxen des Blokadeprogrammes verschwinden von den Bildschirmen. Nun schnallen sich auch die letzten von uns an.

Schon neigt sich das Deck, Bug nach oben. Wellington wird die 2200 Meter Tiefe so schnell wie möglich überwinden. Wir hören aber weder etwas von den hochfahrenden Vortriebsmaschinen noch von der Preßluft, die in die äußeren Tauchtanks einströmt. Lediglich die Tiefenangabe auf dem SISC beginnt schon bald, recht schnell abzunehmen.

Der Anstellwinkel wird 45 Grad, mehr nicht. Ich rechne nach: Wenn wir tatsächlich mit Hilfe des Auftriebs der äußeren Tauchtanks 72 Kilometer pro Stunde erreichen, dann entspricht das bei einem 45-Grad-Wurf einer Wurfweite von 40 Metern und einer Wurfhöhe von 10 Metern. Die CHARMION wird also nicht wie ein Delphin aus dem Wasser herausspringen – dazu wäre mindestens die doppelte Geschwindigkeit notwendig. Aber der größte Teil des Vorschiffes wird aus dem Wasser heraus-

kommen, und wenn das Boot dann wieder zurückfällt, wird es uns ordentlich durchschütteln.

Und es wird einen weithin sicht- und hörbaren Schwall geben, und kräftige Wellen.

Die Erwartung dieses Sprunges des Bootes legt zunächst die Diskussion bei uns im vorderen Oberdeck lahm.

Leider sind kaum Außenscheinwerfer eingeschaltet, weil jetzt jedes Watt, das der Reaktor liefert, für den Vortrieb gebraucht wird. Aber wir sehen noch genug. Es steigen Blasen auf, und die kleineren Blasen haben eine geringere Steiggeschwindigkeit als die CHARMION. Sie bleiben also relativ zu uns in der Tiefe zurück – es sieht merkwürdig und widersinnig aus, obwohl es so einfach zu erklären ist.

Auf den Anzeigen des Außenortungsprogrammes ist hingegen in der näheren Umgebung nichts zu sehen. Nichts, was unsere rasende Aufwärtsfahrt stoppen könnte. Unsere Fahrrichtung ist etwa West, so daß wir der Insel im Westen beim Auftauchen auf etwas mehr als einem Kilometer nahekommen werden. Dann werden wir, ohne Zeit zu verlieren, sofort einen Ost-West-Suchkurs einschlagen.

Immer schneller werden wir. In Wildwestfilmen ist es immer die Kavalerie, die zum Schluß die Helden heraushaut. Und immer kommen sie noch rechtzeitig.

1000 Meter Tiefe. 22 Knoten bereits, das sind schon über 40 Kilometer pro Stunde. Der Auftrieb der Luft in den äußeren Tauchtanks wird spürbarer. Schon wenige Sekunden später nebelt sich das Boot in dichten Wolken von Blasen ein. Das kommt daher, daß soviel Luft in die äußeren Tauchtanks geblasen wurde, daß diese schon bei einem wesentlich höheren Druck vollständig gefüllt sind. Bei noch weiter fallendem Druck quillt diese Luft wieder in Massen aus den äußeren Tauchtanks heraus. Die Geschwindigkeit erreicht 36 Knoten – 67 Kilometer pro Stunde. Und steigt noch. Nun wird das Wasser draußen heller. 72 Kilometer pro Stunde. Und steigt immer noch.

„Obacht – festhalten!“ hören wir über die Rundspruchanlage. Einen Moment lang haben wir das Gefühl wie in einem Fahrstuhl, der beginnt, abwärts zu fahren. Gleichzeitig sehen wir auf den Außenbildschirmen

zwei Sekunden lang undeutlich über das Meer, bevor alles in einem Wirbel von Gischt zusammensinkt. Die Bewegung des Deckes ist für Sekunden erratisch. Dann stabilisiert es sich aber wieder. Die Außenansichten der oberen Kameras werden nach einigen Sekunden klar.

Sofort beginnt die Auswertearbeit: Für Bruchteile einer Sekunde waren Teile des Bootes über zehn Meter über der Wasseroberfläche. Die Bilder der betreffenden Außenkameras sollte man sich genau ansehen. Bei einer stabilen Schwimmlage der CHARMION gibt es nämlich keine Möglichkeit, aus dieser Höhe Aufnahmen zu machen. Die Gelegenheit muß man also nutzen.

Es zeigt sich aber schnell, daß diese Arbeit vergeblich ist. In dieser kurzen Zeitspanne ist das Wasser nicht genügend von den Frontlinsen abgelaufen – alle Bilder sind verschliert. Praktisch unbrauchbar.

„Meine Herren – wer nichts zu tun hat, schnappt sich bitte ein Glas und geht an Deck!“ Das war Amerlingen's Stimme, die da über die Rundspruchanlage kam.

„Wo haben wir denn hier Ferngläser?“ fragt Cohäuszchen.

„Im zentralen Niedergang. Bei den Taucheranzügen. Glaube ich. – Was mir mehr Sorgen macht: Was, wenn der große Unbekannte das gleiche Spiel gleich noch einmal wiederholt?“

„Herwig, du machst einem richtig Mut.“

„Das habe ich in diesem Tonfall schon öfter gehört!“

Bald nach diesem Zeitpunkt steht ein Drittel der Besatzung an Deck und sucht mit starken Nachtgläsern das Meer und die nahe Insel ab. Als erstes wendet sich das Boot nach Osten, um genau den Ort anzusteuern, an dem wir untergetaucht sind. Das ist mir nicht unangenehm, weil es von den Küstenfelsen, die die Pteranodone umkreisen, doch nicht mehr allzuviele Flugminuten bis hierher sind.

Die Wellen, die wir selbst beim Auftauchen gemacht haben, haben sich längst schon verlaufen. Nichts weist darauf hin, daß diese harmlos erscheinende Wasseroberfläche bereits eine der unseren verschluckt haben könnte. Wir suchen mit allem, was da ist: Ferngläser, Kameras, Außenmikrophone, die Außenortung, die mit Echolot und Radar kilometerweit im Wasser sehen kann. Wir hören das Kreischen der Tiere von der Insel im

Westen, wir horchen, ob da ein menschlicher Laut drunter ist – ein Hilferuf. Man kann sich leicht ausrechnen, daß Carola nicht bis dahin gekommen sein kann, und doch horchen wir.

Und es gibt noch ein Problem: Der Aufenthalt außerhalb des Bootes ist natürlich nur erträglich, wenn wir wieder unsere kühlenden Springbrunnen wieder anschalten. Dann muß man aber verdammt aufpassen, daß die Ferngläser nicht dauernd naß werden. Ich denke mir, es muß doch eine Möglichkeit geben, ein Fernglas zu konstruieren, dessen brechende Flächen aus Wasser bestehen, das irgendwie in der richtigen Form gehalten wird. So ein Fernglas wäre immun gegen die Benutzung im Regen. Aber ich habe keine Idee zu einem machbaren Konstruktionsprinzip.

Und während wir die Wasseroberfläche absuchen, fällt mir auch ein, daß wir Colbert und Elderman noch nicht bestattet haben. Carola ist wirklich die erste. Euphemisch würde man sagen: Die erste, die in der Welthöhle ihr Haupt zur Ruhe gebettet hat. Faktisch ist sie ersoffen oder von den Haien zerrissen worden. Ein Vorgang, der nichts romantisches an sich hat.

Genausowenig wie die Kreuzigung von Charmion.

Noch ein Zitat kommt mir in den Sinn: ‘Poole würde der erste Mensch sein, der den Saturn erreicht.’ Arthur C. Clarke. 2001. Was hat Saturn mit der Welthöhle zu tun? Und die wirkliche Carola mit dem fiktiven Frank Poole? – Was Arthur C. Clarke wohl aus der Welthöhle gemacht hätte, wenn er sie sich ausgedacht hätte? Oder Isaak Asimov? Vielleicht tun sie’s noch. Ach nein, Asimov ist ja schon lange tot. Ist Clarke schon tot? Weiß ich nicht. Nur von Asimov kenne ich das Todesdatum: Der 6. April 1992. April und seine Geburt- und Todestage. Geburtstage: Ich, Carola, Adolf Hitler. Todestag: Einstein. Der April kann ja nichts dafür. Und der Februar auch nicht. Meine Gedanken drohen, in sinnlose Kreise abzurutschen, und ich zwinge mich wieder zu mehr Aufmerksamkeit.

Die nassen Klamotten kleben am Körper. Entweder Schweiß oder unsere Kühlungsspringbrunnen. Meistens beides. Konzentrieren, denke ich, Fernglas aus der direkten Berieselung raushalten. Ein Tropfen kann genau den Teil des Bildes verschlieren, auf dem Carola zu sehen sein könnte. Ein Tropfen kann sie umbringen, wenn sie noch lebt und weit genug abgetrieben ist.

Ein paarmal sehe ich mißtrauisch zu der Insel im Westen rüber. Aber die Pteranodone – oder welche Spezies es auch immer ist, die die Felsen umkreist – machen keine Anstalten, näherzukommen, und warum sollten sie es dann getan haben, als Carola viel weiter draußen im Meer um ihr Leben schwam? Natürlich weiß ich nichts über Pteranodone, und auch Reinhardt weiß wenig über sie, denn er kennt Fossilien und nicht lebende Tiere. Reinhardt ist, seit wir in der Welthöhle angekommen sind, deutlich stiller geworden. Kollision der Wirklichkeit mit seinem paläontologischen Wissensschatz? Kann eigentlich noch nicht sein, denn wir sind noch gar nicht so vielen Tierarten nahegekommen. Auch jetzt sucht er brav das Wasser nach Carola ab und genehmigt sich kaum einen Blick in Richtung der kreisenden Urweltflieger. Und wenn er mit seinem Glas doch mal die Insel streift, dann sucht er dort nach Carola und nichts sonst.

Oder wenigstens nach einem Menschen. Natürlich könnte diese Säuleninsel schon bewohnt sein. Obwohl es unwahrscheinlich ist, denn die meisten Inseln in der Welthöhle sind nicht bewohnt. Wenn die Insel aber bewohnt sein sollte, und die Carola hat sich dahin geflüchtet, dann gibt es eine ganze Menge neuer Aspekte. Aber das ist immer so: Der 'Wenn's' sind so viele, und flächendeckend alls 'wenn's zu durchdenken ist meistens Zeitverschwendung.

Mitternacht. Es bricht der 15. Februar 1999 an. Ein Montag. Ende eines Wochenendes – Was für ein Wochenende. Und immer das gleiche, trübe Licht.

Die Suche wird weitergeführt, ohne Rücksicht auf Müdigkeit. Das Meer östlich der Insel im Westen, rund um unseren ersten Auftauchspunkt herum, wird abgegrast. Die CHARMION fährt 100 Meter breite Streifen ab, die äußeren Tauchtanks sind soweit wie möglich entleert worden, damit die CHARMION so hoch wie möglich im Wasser liegt. 20 Knoten Zickzack-Kurs. Damit können bei 100 Meter Suchstreifenbreite in jeder Stunde 3.6 Quadratkilometer abgesucht werden. Weitere flankierende Maßnahmen werden getroffen, so zum Beispiel das Ausschleusen von Kameraträgern, die wir später wieder an Bord nehmen werden. So können wir optische und akustische Signale, die in großer Entfernung vom Boot aufgezeichnet wurden, aufnehmen.

Die hohe Geschwindigkeit dieses Suchkreuzens macht noch andere Probleme. Obwohl die äußeren Tauchtanks maximal entleert wurden, wird doch ein großer Teil der die Wasseroberfläche überragenden Wölbung der CHARMION überspült. Kollisionsschienen und Laufgitter lenken dabei diese Wasserströme zur Seite, aber es spritzt trotzdem. Lästiger ist, daß so nicht alle Kühlwasserspringbrunnen funktionieren können, und da Fahrtwind und aufspritzendes Seewasser nicht im mindesten kühlen, ist die Fernrohrbeobachtungswache eigentlich nur auf dem hinteren Teil des Bootes machbar.

Eine andere Folge der hohen Geschwindigkeit ist unsere deutliche Kielwasserspur. So unauffällig die graue CHARMION selbst sein mag, aber diese Straße, die aus den auswandernden Wellen gebildet wird, dürfte besonders von erhöhtem Standpunkten aus weit zu sehen sein.

Wen oder was werden wir so anlocken?

In den frühen Morgenstunden kommen wir der Insel auch recht nahe. Wir folgen ihrem Küstenverlauf, manchmal weniger als 100 Meter vom Ufer entfernt. Wir rufen Carola's Namen. Und ich erinnere mich gut daran, wie gut die Granitbeißerinnen mit Pfeil und Bogen umgehen können – was wir jetzt machen, ist nicht ungefährlich.

In einer anderen Umgebung wäre das technisch kein Problem: Man würde Infrarotkameras einsetzen. Die Körperwärme eines Menschen entspricht der Strahlung einer klassischen Glühbirne mittlerer Leistung. Aber in einer Umgebung, die bereits eine Temperatur hat, die der Körpertemperatur eines Menschen entspricht, funktioniert das nicht so ohne weiteres. Und natürlich wäre da das Problem der anderen großen Tiere, die ja auch ein Infrarotsignal erzeugen würden.

Cohäuszchen philosophiert irgendwann einmal über DNS-Analyse: Untersuchen jeder organischen Materie, die uns in die Quere kommt. Wenn es deutliche, systematische Unterschiede der Gene zwischen der Welthöhle und unserer Welt gibt – und das halte nicht nur ich für wahrscheinlich – dann kann man schon von sehr kleinen organischen Materialmengen angeben, ob es Material aus der Welthöhle oder aus unserer Welt ist.

Aber erstens haben wir noch keinerlei genetische Daten aus der Welthöhle, und zweitens würde eine zufällig eingesammelte Probe mit immens

großer Wahrscheinlichkeit aus der Welthöhle stammen. Das wäre wenig hilfreich, um Carola finden zu können. Wahrscheinlich redet der Günther nur, um sich und uns wachzuhalten.

Der undurchdringliche Dschungel, den wir so vergeblich mit unseren Blicken zu durchdringen versuchen, erinnert mich an eine Vision, die ich manchmal unterwegs beim Laufen habe, wenn ich durch regennasse Wiesen presche. Die bloße Vorstellung, man würde durch ein Zauberwort um den Faktor 1000 verkleinert werden und müßte sich dann in dieser Wiese durchschlagen und am Leben bleiben.

Alle Pflanzen dieser Wiese wäre zu mächtigen Urwaldriesen geworden, selbst kleinere Insekten zu aggressiven Ungeheuern. Kleine Wiesen hätten einen Durchmesser von Hunderten von Kilometern, bei großen ginge es in die Tausende. Sich normalgroßen Menschen bemerkbar zu machen wäre praktisch nicht möglich, im Gegenteil, man müßte man sie meiden: Schließlich wären es ja berggroße Riesen, die diesen Urwald niederwalzen würden. – Selbst, wenn man als normalgroßer Mensch wüßte, daß ein nahestehender Mensch sich so kleingezaubert irgendwo in einer solchen Wiese aufhalten würde, es wäre praktisch nicht möglich, ihn zu finden und ihm irgendwie zu helfen. Genausowenig, wie wir jetzt Carola finden und ihr helfen können.

Wir finden nichts auf der Insel. Carola nicht, und auch sonst keinen Menschen. Oder wenn dort doch welche sind, dann halten sie sich verborgen, so, wie das Volk der Sachinor es getan hat.

Pater Palmer hat die Hundswache. Da die Zentrale aber unter diesen Umständen besetzt ist, schiebt er auch seine Fernrohrschichten mit uns zusammen. Wenn ich wacher wäre, würde ich vielleicht versuchen, mich mit ihm zu streiten. Oder, wer weiß, vielleicht auch nicht.

Die Schränke mit den nuklearen Torpedos sind inzwischen untersucht worden. Ich erfahre es, als ich vorübergehend in der Zentrale bin, um mich zu erkundigen, wie der weitere Suchplan aussieht.

Es ist ja noch viel schlimmer, als wir dachten: Es gibt 64 Torpedos, die nach ihrer Aufschrift einen kleinen nuklearen Sprengkopf haben. 64 Stück! Auch, wenn das Sprengköpfe im unteren Kilotonnenbereich sind, kann die CHARMION damit einen Küstenstrich zu einer Wüste machen,

oder den größten Teil der Welthandelsflotte versenken. Aber das ist ja nicht einmal das schlimmste. Weitere 192 Torpedos haben wechselnde Aufschriften, die zu interpretieren uns schwer fällt. Wir glauben, daß es sich sowohl um chemische als auch um biologische Waffen handelt.

Die CHARMION hat den vielfachen Tod im Bauch. Und wir haben bis jetzt nichts davon gewußt! – Und wir haben unser Bestes gegeben, das Zeug sicher in die Welthöhle zu transportieren.

„Wo kommen die her? Sind die vielleicht doch absichtlich an Bord?“ frage ich Amerlingen. Der zuckt mit den Schultern: „Wenn die absichtlich hier wären, dann müßten wir davon wissen. Es weiß aber keiner was. Es sei denn, der Alte verstellt sich. Aber ich kenne ihn zu gut. Er ist ehrlich bestürzt.“ Und nach einer Weile sagt er: „Es ist doch völlig undenkbar, daß jetzt noch jemand solche Kriegswaffen bereithält!“

Ich könnte ihm jetzt etwas über die Direktive q78q99q erzählen, die jetzt auch wieder in einem anderen Licht zu sehen ist. Aber ich tue es nicht. Im Moment teile ich das Wissen über die Direktive q78q99q nur mit Edwin und Carola.

Wenn sie doch noch am Leben wäre und ich mit ihr drüber sprechen könnte!

„Vielleicht ist es nichts,“ sage ich, um mich schnell von diesem Gedanken abzulenken, „Zumindestens einen der vorgeblich nuklearen Sprengkörper könnte man mal untersuchen und auseinandernehmen, um rauszukriegen, ob es wirklich einer ist! – Strahlenmeßgeräte haben wir doch an…“

„Nein.“ sagt Amerlingen entschieden, „die nehmen wir nicht auseinander. Die bringen wir dem Absender zurück. – Schon deshalb müssen wir diese Reise überstehen!“

„Sie haben recht.“ sage ich. „Aber ich werde noch einmal die Schiffsdokumentation durchgehen – unter diesem neuen Gesichtspunkt. Natürlich erst, wenn das hier vorbei ist.“ Wenn wir Carola aufgegeben haben, denke ich. So heißt das übersetzt. – Immerhin weiß ich jetzt aber auch, daß Amerlingen nicht jeder möglichen Zielsetzung dieser Reise vorbehaltlos gegenübersteht.

Das erste Mal kommt mir noch ein anderer Gedanke: So, wie die Direktive q78q99q eine Zielsetzung des Unternehmens definiert, die nur einer oder einige wenige an Bord ausführen sollen und die nicht allen bekannt ist, so kann es ja noch andere solche Spezialaufträge geben. Und mit einem davon können diese Bomben etwas zu tun haben. – Mir fällt aber im Moment kein denkbarer Auftrag ein, zu dem Atomwaffen notwendig sind. – Ich weiß doch, was ich in meinem Buch geschrieben habe! Natürlich kann man zu der Ansicht kommen, daß man sich in der Welthöhle vielleicht nicht ganz unbewaffnet bewegen sollte. Aber doch keine Atombomben! Auch die Direktive q78q99q, die auf das Beschaffen von virulenten Keimen aus der Welthöhle hinausläuft, macht ja noch Sinn. Aber doch nicht, welche hinzubringen!

In den Morgenstunden wird die Insel einmal umkreist. Sie hat einen Durchmesser von 7 bis 9 Kilometern und damit eine Küstenlinie von 60 bis 80 Kilometern – mit allen Winkeln und Buchten. Wir haben jetzt ein genaues, dreidimensionales Modell der Insel und glauben, von den meisten Stellen zu wissen, ob man dort schwer oder leicht vorwärtskommt. Doch diese Information ist wenig nützlich, um herauszufinden, wo sich Carola, wenn sie die Insel aus eigenem Antrieb heraus betreten hat, hinwenden würde. Ihre Kletterfähigkeiten dürften beschränkt sein, von dem Schwimmen über das Meer wäre sie erschöpft, und wegen der hohen Temperatur wäre sie auch gar nicht mehr am Leben. Sie kann es einfach nicht geschafft haben.

Was ist während der Zeit unserer Zwangstauchpause passiert?

Gegen 9 Uhr gibt es eine Durchsage von Wellington über die Rundspruchanlage:

„Bitte herhören. Herr Palmer wird in zwei Stunden einen ökumenischen Gottesdienst lesen. Dabei werden Colbert und Eldermann in der üblichen Weise bestattet. Wer will, kann anwesend sein. Die Veranstaltung findet oben, unter freiem Himmel statt. – Weil es sinnvoll ist, herauszukriegen, was mit menschlichen Leichen in diesem Meer passiert, werden die beiden ohne weitere Vorkehrungen dem Meer übergeben. Wir beobachten dann, was geschieht. Danke."

Pietätlos, denke ich – aber vielleicht richtig. Vielleicht kriegen wir ja so noch einen Hinweis.

Und auf eine Hoffnung auf Rache: Wenn es doch die Haie sind, die plötzlich wieder auftauchen, sobald die beiden Leichen im Wasser sind, werden sie nicht viel Freude an ihrer neuen Mahlzeit haben: Man kann ja nicht dauernd mit den Artenschutzrichtlinien unterm Arm herumrennen, wenn man persönliche Rechnungen zu begleichen hat. Auch, wenn es nur ein Hai ist.

Inzwischen haben wir auch Pläne entwickelt, weiter entfernte Inseln anzulaufen. Diese dürfte Carola erst recht nicht erreicht haben können. Andererseits – sie hatte ihre Brille ja nicht zum Schwimmen mitgenommen. Vielleicht ist sie genau in die falsche Richtung geschwommen? Vielleicht schwimmt sie noch? Quatsch, sage ich mir: Inzwischen sind 11 Stunden vergangen. Entweder sie hat festen Boden unter den Füßen, oder sie ist tot.

11 Uhr. 15 Februar 1999. Ein Montag. Die CHARMION ist wieder am Orte ihres ersten Auftauchens.

Die meisten sind anwesend, weniger aus einem Hang zum Religiösen, sondern wegen Colbert und Elderman. Und die meisten haben genügend Phantasie, sich auszumalen, daß durchaus noch mehr passieren kann, sodaß noch weitere Besatzungsmitglieder in dieses fremde, heiße Meer geworfen werden. Es ist also auch nicht der übliche Geschwätzpegel zu hören.

Und die meisten haben genügend Phantasie, sich vorzustellen, daß der große Unbekannte genau jetzt auf die Idee kommen könnte, das Spiel zu wiederholen. Unauffällig sind die Stehplätze in der Nähe der Einstiegsluken deutlich beliebter als die an den Enden des Bootes. Allerdings hat Garner uns versichert, daß er die Steuerleitungen für die Entlüftungsklappen manuell blockiert hat und so das Boot im Moment gar nicht in der Lage ist, zu tauchen.

Das, was Palmer so über unsere drei verblichenen Kollegen erzählt, ist so das übliche, was man bei Beerdigungen hört. Von Carola spricht er als der ‘allseits beliebten Kollegin’, was noch angehen mag, und von der ‘aufmerksamen Zuhörerin bei den Nöten anderer’, was nicht genau das ist, was ich von Carola in Erinnerung habe: Mit dem bloßen Zuhören hat sie

sich nie lange aufgehalten. Und das Wort ‘unentbehrlich’, das er für alle drei findet, ist zwar sehr schön höflich, aber unentbehrlich ist hier niemand. Daß die drei nicht unentbehrlich waren, werden wir jetzt demonstrieren müssen, wenn wir weiterleben wollen.

Daß für Carola quasi eine Messe gelesen wird, obwohl wir die Suche nach ihr ja noch gar nicht eingestellt haben, erscheint mir ein wenig voreilig. Aber niemand protestiert ob dieses offensichtlichen Widerspruches. Und ich habe noch einen Grund, mir zu wünschen, daß wir sie doch noch finden: Ich möchte ihr von ihrer eigenen Trauerfeier erzählen. Nicht viele Menschen haben Gelegenheit, so etwa wie Tom Sawyer und Huckleberry Fin ihrem eigenen Trauergottesdienst beizuwohnen. Das liegt wohl daran, daß man in solcher Situation meistens wirklich tot ist.

Colbert und Elderman haben ihre normale Bordkleidung an und sind darüber hinaus in Tücher eingewickelt. Vermutlich hat irgendjemand protestiert, sie so einfach ins Wasser zu werfen, als seien sie eben erst lebendig von Bord gefallen. Beide Leichen versinken langsam – später erfahre ich, daß sie mit einigen Kilogramm Salz beschwert worden sind. Wenn das sich aufgelöst hat, werden sie vielleicht wieder auftauchen, wenn sie nicht vorher einem Aasfresser zum Opfer fallen.

Auch, wenn wir alle zu Umfallen müde sind – auf mich wartet noch eine Anhörung. Um 12 Uhr muß ich mich im Krankenrevier einfinden, weil Wellington, Amerlingen und Fahlenbeek mit mir unter acht Augen sprechen wollen.

Es gibt keine Vorwürfe und Vorverurteilungen. Ich muß alles, was passiert ist, aus meiner Sicht vortragen. Daß ich schneller als Carola gemerkt habe, daß das Boot im Begriff ist, zu tauchen, ist glaubhaft. Daß ich schneller aus dem Wasser heraus und in die Luke herein bin, auch. Aber die Frage, ob ich mich eventuell früher darum hätte kümmern müssen, ob Carola mitkommt oder nicht, anstatt dies erst dann zu tun, wenn ich selbst in Sicherheit bin, bleibt offen. Mir wird klargemacht, daß ich nach unserer Rückkehr in die Zivilisation wahrscheinlich mit einem Untersuchungsausschuß konfrontiert werde.

Darüber hinaus habe ich den Eindruck, daß keiner der drei mich verdächtigt, daß ich der große Unbekannte sein könnte. Möglich wäre es ja:

Ich bereite das eigenmächtige Tauchen des Bootes vor, bringe Carola dazu, mit mir außerbords zu gehen und bin dann noch schnell genug, um mich selbst wieder in Sicherheit zu bringen und Carola draußen ertrinken zu lassen. Wahrscheinlicher ist aber, daß dieser Vorgang mich eher von dem Verdacht, der große Unbekannte zu sein, ausschließt. Natürlich sind wir uns darüber klar, daß dieses alles ein Abwägen von Wahrscheinlichkeiten und Unwägbarkeiten und nicht quantifizierbaren Abschätzungen gegeneinander ist. – Um 14 Uhr bin ich entlassen.

Den Rest des Tages, bis zum Abend, verbringen wir weiter mit Suchkreuzen. Die nächsten paar Inseln, die weiter entfernt sind, werden angesteuert, dann fahren wir wieder zu unserem Ausgangsort zurück. Gegen Abend ruft Wellington jeden von uns zu einem Vier-Augen-Gespräch ins Krankenrevier. Jeder soll wenigstens zwei Fragen beantworten: Besteht noch eine Chance, und sollen wir weitersuchen?

Ich beantworte beide Fragen mit ja. Auf der Schiffsversammlung, die gleich danach einberufen wird, gibt Wellington das Ergebnis bekannt: Zwei glauben, daß Carola noch am Leben sein könnte, acht wollen am nächsten Tag noch weitersuchen. Acht von jetzt 27 Besatzungsmitgliedern. Nicht einmal ein Drittel.

„Kompromißvorschlag." sagt Wellington, „Wir beginnen mit unserer eigentlichen Arbeit genau hier. Benachbarte Inseln, dieser Teil des Meeres. Geologie, Paläontologie, Meteorologie und Chemie haben genug zu tun. Auf diese Weise halten wir unsere Augen ja auch offen. – Ja, Herr Homberg?"

„Ich glaube im Namen aller zu sprechen, die die Carola – und Colbert und Elderman – näher gekannt haben. Die Insel im Westen sollte 'Carola-Insel' heißen. Die beiden mit der nächstengrößeren Entfernung von hier könnten dann 'Colbert-Insel' und 'Elderman-Insel' heißen." Ich sehe mich um: „Oder hat jemand einen besseren Vorschlag? Als Pioniere in dieser Welt können wir doch Namen geben, oder?"

Es hat keiner einen besseren Vorschlag. Aber es bricht sofort eine Diskussion darüber los, warum eine Insel nach einem Vornamen und die beiden anderen nach Nachnamen benannt werden sollen. Bis schließlich Fahlenbeek das naheliegende ausspricht:

„Was spricht gegen ‘Carola-Rau-Insel’, ‘Sebastian-Colbert-Insel’ und ‘Peer-Elderman-Insel’?“

Und schon ist die Diskussion zu einem Ende gekommen. Wir erfahren dann noch, daß die Seebestattung von Colbert und Elderman keine neuen Erkenntnisse gebracht hat. Die salzbeschwerten Leichen sind in die Tiefe abgedriftet, bis sie in einigen tausend Metern Tiefe jede unserer Ortungsmöglichkeiten verlassen haben. Kein Raubtier, kein Aasfresser hat sich um sie gekümmert oder ist Ihnen auch nur nahe gekommen.

Danach hat die gesamte Besatzung, bis auf die Wachhabenden, Gelegenheit, sofort die Koje aufzusuchen.

Auf dem Weg in meine Kabine werfe ich einen Blick in Kabine 29 – Carola’s Kabine. Es ist wohl nicht die schwache Hoffnung, daß sie irgendwie unbemerkt an Bord gegangen ist und sich seitdessen ausschläft. Aber als ich mein Blick über ihre paar Habseligkeiten schweifen lasse, denke ich, daß es besser gewesen wäre, wenn man sie besser gekannt hätte – da war ja immer eine fühlbare Mauer um ihre allzu privatesten Gedanken. Je besser man sie kennt, denke ich, desto besser könnte man erraten, was sie in ungewöhnlicher Umgebung tut.

Warum soll ich denn glauben, daß sie tot ist? Solange ich ihre Leiche nicht gesehen habe, kann irgend etwas Unerwartetes passiert sein. In der Welthöhle ist alles möglich. Es muß ja nicht gleich ein Vogel Greif sein, der sie während unseres Zwangstauchens gegriffen und verschleppt hat.

Nein, denke ich: Dies soll mein Glaube sein. Sie lebt noch. Es ist irgend etwas Erstaunliches passiert, und sie lebt noch. Ich muß mit Edwin drüber sprechen. Vielleicht hat er das gleiche Gefühl. Diese Kabine werden wir jedenfalls unberührt lassen. Damit sie jederzeit zurückkommen kann. Gleich morgen werde ich Wellington das vorschlagen.

Als ich schließlich in meinem Bett liege, habe ich das Gefühl, ein Problem gelöst zu haben. Dabei ist das gar nicht der Fall.

High Noon

34. Projekttag, Dienstag, der 16. Februar 1999. Endlich geht es an die eigentliche Arbeit. Deshalb sind wir doch hergekommen. Es erinnert mich ein bißchen an den Anfang meines Studiums, jene Mondnacht im Oktober 1970, in der ich eine kleine Wanderung unternahm und mir bewußt war, daß von nun an eine sonnige Zeit beginnen würde: Nur noch Physik und Mathematik, und nicht mehr die vielen anderen Fächer, die, mich jedenfalls, auf der Schule so sehr gestört haben. So soll es jetzt sein: Nur noch Forschung in und an der Welthöhle, und kein Kampf ums Überleben mehr. – Keiner von uns ist wohl so naiv, anzunehmen, daß es die ganze Zeit so sein wird, aber dieses Gefühl ist jedenfalls da.

Es ist eine Landung auf der Carola-Rau-Insel beabsichtigt. Schon während des allgemeinen Frühstückens nimmt die CHARMION Kurs auf die Insel. Wir wissen ja schon von der ersten Umschiffung der Carola-Rau-Insel, daß es dort nicht soviele Möglichkeiten zum Landen gibt. Jetzt, wo wir die Insel gezielt unter diesem Gesichtspunkt begutachten, stellen wir rasch fest: es gibt noch viel weniger als kaum welche. Entweder steile Felsufer, oder undurchdringlicher Dschungel bis zum Wasser.

Das Boot wird direkt unter den mächtigen Felsen, der im Süden der Insel aufragt, gesteuert. Bei dem geringen Wellengang und der Abwesenheit von Strömungen ist das völlig gefahrlos, aber die Flugsaurier, die unablässig um diesen Felsen kreisen, könnten eine Bedrohung für jeden außerbord sein. Gerald will Gesteinsproben aus dem Felsen nehmen, und Doktor Reinhardt will endlich ein bißchen das tun, wozu er mit auf diese Reise gekommen ist: Die Lebensformen begutachten, von denen er noch vor etwas mehr als einem Monat behauptet hat, daß es sie gar nicht geben kann.

Die Pteranodone halten sich fern von uns – sie bemerken uns also, denn sonst würden sie ja überhaupt nicht reagieren. Reinhardt hätte es wohl lieber, wenn sie neugieriger oder aggressiver wären, aber sie sind es eben nicht. So bleibt ihm nichts anderes übrig, als sie mit der äußersten Tele-Einstellung seines VICOMP heranzuholen.

Wir manöverieren so nahe an die Felswand heran, wie es eben möglich ist. Wieder springt das Mißverhältnis ins Auge: Dieses große, moderne, teure U-Boot mit all seinen genialen, technischen Einrichtungen und der primitiven Methode, die notwendig ist, um von dieser Felswand ein bißchen Material in das Boot zu bringen. Es wird notwendig sein, daß Gerald Amurdarjew mit einem Kleinbohrer und anderen Werkzeugen bewaffnet das Boot verläßt und in die Felswand einsteigt.

Das wäre schon schwierig genug, wenn man nicht gezwungen wäre, die übliche geologische Feldausrüstung zu transportieren. So aber scheint es nahezu unmöglich zu sein, einen Einstieg zu finden. Hier, auf dem Bootsdeck, sind wir gute fünf Meter von der Felswand entfernt und würden gute Griffe und Tritte sehen können. Das heißt, wenn welche da wären. Aber das Boot schleicht sich Meter für Meter weiter, ohne daß Gerald zufrieden ist.

„Ich glaube, man muß sich hineinklempnern!“ sagt er mit wenig Begeisterung. Von technischem Alpinismus hat er kaum mehr Ahnung als das, was man eben aus einem Buch lernen kann. Wie wir anderen auch.

„Ich habe ja gesagt: Wenn wir erst in der Welthöhle sind, wird geklettert und geklettert und geklettert!“ sage ich.

„Herwig, statt blöde Bemerkungen zu machen könntest du mir mal ein Vergrößerungsglas aus dem Labor holen!“ sagt er, „Das habe ich nämlich vergessen.“

„Hast du denn noch nicht genug zu schleppen?“ frage ich.

„Ist alles halb so schlimm. Und ich muß ja nicht hoch hinein. Ist also nicht einmal gefährlich.“

„Und wenn du dich auf die äußeren Tauchtanks stellst?“

„Würde ich abrutschen. – Lieber nicht.“

„Ich hol dir dein Glas. Wo liegen die Dinger denn?“

„Frag Gabi. Die ist gerade im hinteren Labor beschäftigt. Die weiß es. Die weiß alles, weil sie dort mal aufgeräumt hat.“

Als ich in die Luke einsteige, bedauere ich es, daß ich nicht zu sehen bekomme, wie Gerald es fertigbringt, in die Felswand einzusteigen. Vielleicht rutscht er ab und fällt ins Wasser, und bei sowas möchte man doch dabeigewesen sein!

Im hinteren Labor hockt Gabi Gohlmann vor einem der Bildschirme. Sonst ist niemand da.

„Du weißt alles, gib es zu!“ sage ich mit beschwingtem Tonfall, „Gerald sagt du weißt, wo…“

Von einer Sekunde zur anderen lerne ich, wie es ist, in die Mündung eines Revolvers zu blicken.

„Was soll das denn?“ frage ich entgeistert.

Hinter Gabi’s Gesichtszügen arbeitet es, aber sie sagt nichts. Aber sie nimmt die Pistole auch nicht herunter. Und dann verstehe ich: ‘Du weißt alles, gib es zu!’ habe ich gesagt. Das hat sie falsch verstanden. Sie glaubt, daß ich gerade hereingeplatzt bin, um sie mit meinem Wissen über das zu konfrontieren, was ich weiß. Und was ich jetzt, durch dieses Mißverständnis, tatsächlich weiß:

Gabi ist der große Unbekannte!

Vor ihr, auf dem Bildschirm, eine weiße Fläche. Reflexartig hat sie dort etwas gelöscht, als ich hereinkam. Etwas, was ich nicht sehen sollte.

Lange Sekunden vergehen. Sie hat sich definitiv veraten. Damit, daß ihr das passieren würde, hat sie nie gerechnet. Aber wenn man damit nicht rechnet, wozu hält man dann eine Pistole bereit? – Und nun weiß sie, daß sie mich nicht laufen lassen kann.

„Wir finden eine Lösung!“ sage ich.

„Natürlich.“ sagt sie, „Du mußt weg.“

„Draußen wissen sie alle, daß ich speziell zu dir wollte! – Ich sollte ein Vergrößerungsglas holen.“

Sie denkt nach. „Es muß wie ein Unfall aussehen.“ sagt sie, mehr zu sich selbst.

„Hier kann einem kaum ein Unfall passieren. Es sei denn, du versenkst wieder das Boot! – Darin hast du ja Übung.“ Obwohl ich weiß, daß sie es nicht riskieren möchte, mich zu erschießen, weil man Schußwunden ja besonders schwer als Unfall darstellen kann, hypnotisiert der Revolver mich. Ich bin sicher, daß er geladen ist.

„Ich möchte wissen, wie du…“

„Halt den Mund.“ befiehlt sie, „Geh an den Chemikalienschrank. – Na los, mach schon!“

Als ich langsam rüberrücke, fällt mein Blick auf die Raumüberwachungskamera. Sie bemerkt es: „Da sieht niemand zu. Die Kamera ist blockiert! – Aufmachen."

Ich öffne den Schrank.

„Die Ampullen unten rechts."

„Was ist damit?"

„Hals abschlagen und trinken."

„Das tu ich nicht. Was ist das? Salpetersäure? Warum sind die nicht beschriftet?"

„Du wirst sie trinken! Sonst verlierst du gleich eine Kniescheibe!"

„Und das willst du noch als Unfall darstellen?"

„Wenn du das getrunken hast, wird man nichts mehr erkennen können."

Ich begreife: „Ist das das…"

„Genau. Das Viskositor."

„Warum machst du das? – War das die ganze Zeit hier?"

„Geht dich nichts an. Trinken!"

Ich erinnere mich deutlich an die plastischen Beschreibungen von Doktor Morton über die Wirkung von Viskositor. Das trinke ich nicht. Überhaupt, das ist ein Beweismittel! Aber, wenn ich nicht – meine Gedanken überschlagen sich. Gabi ist doch nicht in Nahkampfmethoden ausgebildet, oder? Habe ich eine Chance, ihr den Revolver aus der Hand zu schlagen, bevor sie mich zum Krüppel schießt? Oder mich umbringt?

„Trink!" sagt sie drohend und kommt näher.

„Wenn du mich totschießt, kriegst du das Zeug nicht in meinen Körper rein. Dann läßt sich die Schußwunde nicht mehr verbergen!" sage ich, „Außerdem kann jede Sekunde jemand hereinkommen!"

Das hat sie sich wohl auch schon gedacht. Sie ist nervös – dieser Vorfall war nicht geplant. Vielleicht ärgert sie sich auch über sich selbst – welchen Verdacht hätte ich geschöpft, wenn sie nicht die Nerven verloren und den Revolver in Anschlag gebracht hätte?

„Ich weiß, wieviel dir die körperliche Unversehrtheit bedeutet!" sagt sie, „Willst du wirklich steife Beine bekommen? Für den Rest deiner Tage Rollstuhl fahren? Nie mehr Laufen?"

Die Tür geht auf: „Was dauert das denn so lange? Amurdarjew braucht…“ Doktor Thomas Reinhardt reißt Mund und Nase auf, als er Gabi’s Revolver sieht.

„Reinkommen. Tür schließen!“ sagt sie.

„Tja.“ sage ich zu Reinhardt, „Welcome to the club!“

„Mund halten!“ Gabi’s Tonfall ist scharf, aber, unüberhörbar, ist da auch ein Zittern in ihrer Stimme, „Beide die Hände über den Kopf!“

Wir tun, wie uns geheißen. Reinhardt blickt von Gabi zu mir und zurück. Nun weiß er auch Bescheid. Will Gabi uns jetzt so lange gemeinsam in Schach halten? Wie lange überhaupt? Bis was geschieht?

Sie blickt von einem zum anderen, und wir fangen an, zu rechnen. Eigentlich ist es so: Meine und Reinhardt’s Chancen sind schlecht. Aber Gabi’s Chancen sind jetzt Null. Wenn wir uns jetzt beide auf sie stürzen, hat sie Zeit für einen Schuß. Vielleicht trifft der nicht einmal. Und dann haben wir sie. Langsam wird mir das klar. Und Reinhardt wohl auch.

„Geben Sie auf!“ sagt Reinhardt, „Es ist zwecklos!“

„Sie werden das jetzt trinken!“ wiederholt Gabi, „Alle beide!“

„Was?“ fragt Reinhardt.

„Viskositor kann man nur injizieren!“ sage ich, „Oral geht das nicht – die Magensäure zersetzt es völlig! – Und für beide reicht es sowieso nicht!“ Das habe ich mir zwar ausgedacht, aber ich gehe davon aus, daß Gabi es auch nicht besser weiß. Ihre Reaktion gibt mir recht.

„Dann bereite eben eine Spritze vor!“

„Spritzen sind nur unten in der Krankenstation!“

Schon wieder stimmt ihr Konzept nicht. Sie überlegt einen Moment. Dann geht sie ans Interkom. Die Pistole bleibt auf uns gerichtet, genaugenommen auf einen unbestimmten Fleck zwischen uns.

„Zentrale? Gohlmann. Ich bin im hinteren Labor. Ich will Wellington sprechen.“ Nach ein paar Sekunden fährt sie fort: „Gohlmann. Hören sie zu. Ich übernehme jetzt das Kommando über das Boot. Ich habe Homberg und Reinhardt in meiner Gewalt. Unternehmen Sie nichts, oder sie werden sie nicht lebendig wiedersehen!“

Dann legt sie rasch auf, so, als ob sie Angst vor Rückfragen hätte.

Jetzt ist sie übergeschnappt, denke ich. Geiselnahme! Zu welchem Zweck? Was will sie denn mit dem Boot machen, wenn sie schon mal das Kommando über dasselbe hat? Ich versuche mir, vorzustellen, welches Gesicht Wellington jetzt macht.

Jedenfalls ist das Thema Viskositor erst einmal vom Tisch. Das hat nun keinen Zweck mehr. Jetzt ist es jedem bekannt, wer der große Unbekannte ist.

Das Interkom schlägt an. Gabi rührt sich nicht.

„Willst du nicht rangehen?“ frage ich, „Vielleicht hat der Alte Rückfragen!“ Ich bin versucht, sarkastisch zu werden. ‘Vielleicht will der Alte wissen, wann die Krönung ist!’ Aber solange Gabi mit der Pistole rumfuchtelt, bin ich vorsichtig.

Überhaupt, die Pistole: Wie kommt die denn an Bord?

Schon wieder geht die Tür auf. Da Gabi noch nicht allgemein verkündet hat, daß das Boot gekapert worden ist, kommen eben ab und zu mal Leute vorbei, um nachzusehen, wo wir bleiben. Diesmal ist es Edwin.

„Wo bleibt ihr denn?“ fragt er. Dann sieht er unsere Hände über dem Kopf. Die Kinnlade fällt ihm herunter.

„Stell dich mal gleich dazu!“ sage ich.

„Halt den Mund!“ Gabi schreit fast. Und Edwin schreit sie an: „Dahin.“

Edwin ist eine artige Geisel. Unaufgefordert nimmt er wie wir die Hände über den Kopf. Und macht den Mund wieder zu.

Gabi steht jetzt von drei Männern umringt. Alle überragen sie. Alle sind stärker als sie. Ein Paläontologe, der gewohnt ist, prähistorische Knochen aus Felsen herauszuwuchten und deshalb nicht ganz ohne Körperkräfte ist, ein früherer Welthöhlenreisender, der auch weiß, wie er seine Hände zum Töten gebrauchen kann, und Edwin ist auch nicht gerade wehrlos. An Gabi’s Stelle würde ich mich jetzt eingekesselt fühlen.

„Wenn noch jemand reinkommt, wird’s eng!“ sagt Reinhardt.

„Mund halten!“

Also halten wir alle den Mund. Und Gabi überlegt. Die Gefahr ist jetzt eigentlich nur noch, daß sie wild um sich schießt. Wenn wir das verhindern, dann haben wir gewonnen. – Was für eine dilettantische Aktion,

denke ich. Aber auch bei dilettantischen Aktionen kann sich ein Schuß lösen.

Und dann: Die hat Carola auf dem Gewissen! Und Colbert und Elderman! Und vielleicht auch Irene. Da sind einige Rechnungen zu begleichen! Langsam heize ich meine Rachegedanken an. – Aber warum hat sie das alles gemacht? Das müssen wir auf jeden Fall noch rausfinden.

Gabi's Lage ist eigentlich verzweifelt. Und sie beginnt, es zu verstehen. Trotzdem bedroht sie uns weiter.

Auf dem SISC sehe ich, daß die Einstiegsluken geschlossen worden sind. Die wenigen Außenansichten, die man in diesem Labor zu diesem Zeitpunkt auf dem Bildschirmen sehen kann, zeigen, daß das Boot sich wieder von der Felswand entfernt. Es wird wohl noch etwas dauern, bis Gerald seine ersten Gesteinsproben einbringen kann.

Sekunden später werden die Kameras überspült. Die CHARMION taucht. Gabi müßte es eigentlich auch zur Kenntnis nehmen. Es gibt keinen vernünftigen Grund, jetzt zu tauchen. Ich nehme an, daß Wellington nur erreichen will, daß Gabi wieder mit ihm Kontakt aufnimmt. Gabi tut das aber nicht. Sie ist so unsicher, seit sie ihre Anonymität selbstverschuldet aufgegeben hat, daß sie wie erstarrt ist. Kein Handlungskonzept.

„Ich habe eine Menge Veränderungen im Betriebssystem vorgenommen." sagt sie schließlich.

„Ach ja?" frage ich.

„Ja. Gegen meinen Willen funktioniert in diesem Boot nichts mehr."

„Aha." Ich warte ab, ob sie noch mehr sagt. Möglich wäre es schon. Aber es ist genauso möglich, daß es sich um eine Schutzbehauptung handelt. So wie: 'Mein großer Bruder kommt gleich und verhaut euch alle, falls ihr nicht das tut, was ich sage!'.

Andererseits, daß sie die supersuperuser-Berechtigung hat, ist ja durchaus glaubhaft. Himmel – dann ist sie die einzige, in deren Kopf das Paßwort für den supersuperuser ist!

Die CHARMION hat eine Tiefe von über 200 Metern erreicht. Sie nimmt Fahrt auf, aber der SISC läßt natürlich Wellington's Absichten nicht erkennen.

Ich schiele Edwin von der Seite her an. Er darf nicht zu Schaden kommen. Unsere beiden Informatiker brauchen wir unbedingt, wenn Gabi tatsächlich zuviele Änderungen am System gemacht hat. Und da Carola nicht mehr da ist, kommt es auf Edwin an. Hoffentlich spielt er nicht den Helden.

Wie die Ölgötzen stehen wir einander gegenüber. Die Zeit arbeitet eigentlich für uns, denke ich. Es wird zwar verdammt unangenehm werden, die Hände den Rest des Tages über dem Kopf zu halten, aber irgendwann muß Gabi auch schlafen. Oder hat sie vielleicht auch Komplizen? Sieht nicht so aus. Denn dann wäre es das naheliegenste gewesen, diesen heranzuholen. Andererseits wäre es genauso zweckmäßig, einen eventuellen Komplizen zunächst anonym zu halten. Was würde ich tun?

„Scheiß-Männer!“ sagt Gabi plötzlich.

„Na klar.“ sagt Reinhardt. Aber Gabi spricht nicht weiter.

Mit der habe ich mal geschlafen, denke ich mir. Unfaßbar. So ist es also, mit einer Frau zu schlafen, die einem nach dem Leben trachtet. Und nichts habe ich gemerkt. Nicht das geringste. Hat die Anziehungskraft dieser feuchten, warmen Spalte soviel Gefahrenwahrnehmung kompromitiert, oder war wirklich beim besten Willen nichts zu erkennen? Wo hätte ich aufmerksam werden müssen? Ihr erster Verführungsversuch, zum Beispiel – da hat es den Wassereinbruch gegeben. Hat sie versucht, mich von etwas fernzuhalten? Und der Herwig ist prompt reingefallen. Penis, befiehl, ich folge. Allmählich verstehe ich, warum viele Männer ihrem besten Stück einen Vornamen geben: Es wäre zu entwürdigend, einen vollkommen Fremden 95 Prozent aller Entscheidungen treffen zu lassen.

Aber nein, denke ich, du hast dir nichts vorzuwerfen. Sie hat es sehr geschickt gemacht. Damals, die Sache mit dem Anmalen der Brustwarzen. Kam mir gleich bekloppt vor. Aber auch wieder logisch. Es gibt kein Gesetz dagegen, sich mit Lippenstift die Brustwarzen anzumalen. Das machen vielleicht mehr Frauen, als ich denke. Das war nicht der Knackpunkt, wo bei mir die Alarmklingel hätte schrillen müssen. Deshalb nicht. Aber wann dann? Irgendwelche definitiven Hinweise muß es gegeben haben!

Ob sie noch mehrere aus der Besatzung so manipuliert hat? Jetzt kommt sie mir überhaupt nicht attraktiv vor. Nicht nur wegen der Pistole. Sie schwitzt. Ich rieche ihre Angst. Ihre Labilität. Alles kann passieren.

Die verrücktesten Gedanken kommen mir. Sollte man versuchen, sie jetzt zu verführen? Quatsch. Mit dem Ballermann vor der Nase kann man keine wirksame Anmache inszenieren. Selbst, wenn sie da unbefriedigte Wünsche haben sollte. Was ich auch nicht glaube, denn dazu war der Sex mit ihr zu normal. Heftig und beweglich, aber normal. Nein, das ist kein Ansatzpunkt.

Lächerlich machen? Nein. Kann heftige Reaktionen erzeugen. Überhaupt, mit dieser ganzen Amateurpsychologie müssen wir vorsichtig sein, solange wir ihre Beweggründe nicht kennen. Genaugenommen wissen wir nicht einmal, ob sie für ihr Verhalten einen nachvollziehbaren Grund hat, oder ob sie in die Hände eines Psychiaters gehört.

Sie zeigt mit dem Revolver auf mich: „Setz dich mit dem Alten in Verbindung!“

„Und was soll ich ihm sagen?“ frage ich.

„Wir fahren so schnell wie möglich nach Grom!“

„Wir wissen doch gar nicht, wo das liegt!“

„Dann werden wir es suchen!“

„Das haben wir doch sowieso vor!“

Einen Moment ist sie wieder still.

„Was willst du denn in Grom?“ frage ich.

„Ich gehe dort von Bord.“

„Ach?“

„Setz dich mit dem Alten in Verbindung!“ droht sie.

Ich greife zum Interkom: „Chef? – Man wünscht hier, daß wir nach Grom fahren!“

„Sofort!“ sagt Gabi.

„Sie haben es gehört – Sofort!“

„Sind Sie okay?“ fragt Wellington’s Stimme besorgt.

„Wir sind okay. Alle unverletzt.“

„Mmh. Nach Grom?“

„So lautet die Order.“

„Okay.“ Wellington legt auf. Er weiß natürlich genausowenig wie ich, wo Grom ist. Aber jetzt geht es erst einmal darum, Zeit zu gewinnen. Auf dem SISC erkenne ich, daß die CHARMION den Kurs ändert und beschleunigt.

„Zufrieden?“ frage ich.

„Ja. Fürs erste. Alle hinsetzen!“ sagt sie. Wir tun wie uns geheißen. Es ist ja schon ein großer Fortschritt, sich bloß hinsetzen zu dürfen anstatt Gift trinken zu müssen.

„Von Bord.“ sage ich nach einer Weile. Ich hatte gehofft, sie damit zu weiteren Erklärungen provozieren zu können. Leider läßt sie sich darauf nicht ein. Sie steht an einem Labortisch gelehnt, hält die Pistole in unsere Richtung und sagt nichts.

Was passiert eigentlich, wenn jetzt einer von uns auf’s Klo muß? Bei mir ist es zwar noch nicht soweit, aber man kann es ja mal ausprobieren. „Ich muß auf den Eimer!“ sage ich.

„Sag dem Alten, er soll uns einen Eimer raufbringen lassen!“ befiehlt sie. Ich stehe auf.

„Halt!“ Die Pistole zielt wieder definitiv auf meinen Bauchnabel.

„Ich denke, ich soll dem Alten…“ Ich zeige auf das Interkom: „Ich kann hier nicht durch den Fußboden rufen!“

Das sieht sie ein. Ich darf ans Interkom und der Zentrale unsere Wünsche mitteilen.

„Grail soll den Eimer hochbringen!“ mischt Gabi sich ein. Wellington sagt, daß es genauso geschehen wird. Eine Minute später öffnet sich die Tür zum zentralen Niedergang. Vivian Grail schiebt den Eimer herein, und ich nehme ihn in Empfang. Dann stehe ich erst einmal herum.

„Nun?“ fragt Gabi, „Worauf wartest du?“

„Ich kann nicht, wenn alle zugucken!“

„Dann geh da hinter den Labortisch! – Oder laß es sein.“

Ich hebe den Eimer wieder auf. Ein Putzeimer – vielleicht derselbe, mit dem Natalie und ich vor langer Zeit unser ‘Revierreinigen’ inszeniert haben. Das ist natürlich, wie alles auf der CHARMION, kein verzinktes Stahlblech. Das ist eine Titanlegierung. Hier ist alles vom besten. Da kommt ein Revolvergeschoß nicht durch. Ich überlege.

Neben dem Labortisch bücke ich mich: „Da hat ja schon jemand hingeschissen!“

„Quatsch!“ sagt Gabi, „Das hätte ich doch…“

Sie hat sich einen Moment lang gebeugt, um dorthin zu sehen, wohin auch ich mit angeekeltem Gesicht schaue. Dabei zeigt der Revolver einen Moment lang in eine undefinierte Richtung. Jetzt oder nie…

Der Eimer wirbelt mit der Öffnung voran auf sie zu. In der nächsten Sekunde habe ich sie – ihr Unterarm mit dem Revolver ist eingeklemmt. „Schieß doch!“ zische ich, „Du reißt dir den eigenen Arm auf!“ Sie schießt nicht und erspart so den Materialtest – der vielleicht ja auch ungünstig ausgegangen wäre. Sie wehrt sich praktisch kaum.

Reinhardt reagiert schnell und springt mir zur Hilfe. Gemeinsam haben wir sie blitzartig entwaffnet, denn bevor sie riskiert, daß wir ihr mit der Eimerkante den Arm abschneiden, läßt die die Pistole los, und wir können sie aus dem Eimer herausziehen. Reinhardt untersucht sie: „Geladen!“ sagt er und legt die Waffe auf einen Labortisch, in sicherer Entfernung von Gabi. Edwin greift zum Interkom.

Nun kommt mir die Wut hoch, und ich drücke mit dem Eimer fester zu, als es notwendig ist: „So! Du willst also zu den Granitbeißerinnen! – Glaubst du, die können mit dir irgend etwas anfangen? Gerade mit dir? – Wo liegt hier das Klebeband?“

Gabi ist nicht kooperativ, aber Edwin findet es. Wellington betritt den Raum, gerade als wir Gabi mit provisorischen Handschellen versehen. „Zu treuen Händen!“ sage ich, „Was wollen Sie mit ihr machen?“

Wellington antwortet nicht direkt darauf: „Das war nicht ganz gefahrlos, was sie da gemacht haben, Herr Homberg!“

„Ne. War es nicht. Was sie gemacht hat, war aber auch nicht gefahrlos!“

„War nicht als Kritik gemeint. Ich glaube, wir werden ihr jetzt viele, viele Fragen stellen müssen!“

Er faßt Gabi, die auf den Boden sieht, unters Kinn, so daß sie ihm ins Gesicht blicken muß. „Scheißmänner!“ sagt sie.

„Ich glaube, unsere Ärztin sollte dabei sein!“ sage ich. Wellington nickt: „Ich würde es nicht glauben, wenn man mir das erzählte. – Ich würde es nicht glauben.“

Er hat recht. Ich würde es auch nicht glauben.

75. Kriegsgericht

Es will sich kein richtiges Triumphgefühl einstellen. Vielleicht liegt das daran, daß Gabi's Überrumpelung schon ein bißchen aus bloßem Zufall geklappt hat. Vielleicht auch daran, daß ich Gabi bis jetzt nicht gerade unsympathisch fand. Und natürlich wird Carola dadurch auch nicht wieder lebendig.

Dann natürlich unser verletzter Stolz – daß gerade Gabi uns so lange erfolgreich an der Nase herumgeführt hat – naja, die Einzelheiten werden wir jetzt erst noch erfragen. Wellington verliert keine Zeit.

Längst ist die CHARMION wieder an der Oberfläche und nähert sich zum zweiten Male der Carola-Rau-Insel. Gabi aber sitzt mit gebundenen Händen in der Zentrale und wird befragt. Leider gibt sie kaum vernünftige Antworten. Doktor Morton ist, wie ich vorgeschlagen habe, dabei und beobachtet Gabi genau, aber sie zuckt nur mit den Schultern: „Kaum Anhaltspunkte!" flüstert sie mir irgendwann zu, „Sie kann geistig ganz normal sein!"

Macht das unsere Situation komplizierter oder einfacher?

Eugen Serpinski steht hinter ihr. Seine Körperkräfte sind zwar nicht unbedingt nötig, um diese halbe Person gegebenenfalls festzuhalten, aber man weiß natürlich nie, auf welchen Einfall jemand in dieser Situation kommt.

Dafür habe ich einen Einfall und winke Amerlingen und Doktor Morton. Wir gehen nach nebenan, ins Krankenrevier.

„Ich schlage eine Wahrheitsdroge vor!" sage ich.

„Unethisch. Außerdem habe ich sowas nicht!" wehrt sich Doktor Morton entschieden.

„Wir haben." sage ich, „Ich dachte an die klassische Wahrheitsdroge."

„Wollen Sie etwa vorschlagen…" fragt Amerlingen mit einem Tonfall, als ob er fürchtet, daß ich ihn um einen größeres Darlehen ersuchen könnte.

„Genau das will ich vorschlagen."

„Soviel haben wir davon nicht! Und soll ausgerechnet sie – das gibt einen Aufstand unter den Leuten!"

„Sie wird uns nicht alles wegtrinken können."

„Glauben Sie, daß Sie unsere Absicht nicht durchschaut?" wendet Doktor Morton ein, „So dumm ist sie auch nicht!"

„Kommt ganz darauf an, wie man es anstellt." sage ich, „Außerdem gäbe es noch die prinzipielle Möglichkeit, ihr geringe Mengen medizinischen Alkohols intravenös zu injizieren. Wäre das auch unethisch? – Immerhin würde es unsere Vorräte schonen!"

Doktor Morton macht nicht den Eindruck, als ob sie das für eine glänzende Idee hält.

„Hat sie überhaupt einen Hang zum Alkohol?" fragt Amerlingen.

„Ich habe nie etwas dergleichen bemerkt. Aber es könnte sein, daß ihr Ex-Mann getrunken hat. Es hat da eine Bemerkung in dieser Richtung gegeben. Vielleicht ist das auch der Grund der Trennung gewesen – ich weiß nicht."

„Wenn das so ist, dann kriegen Sie keinen Tropfen in sie hinein. Jedenfalls nicht freiwillig." stellt Doktor Morton fest. – Ich könnte mich jetzt darüber auslassen, welche Tropfen ich schon in sie hineingekriegt habe, und wie das damals mit der Freiwilligkeit war, aber das hülfe uns jetzt nicht weiter.

„Was machen wir überhaupt mit ihr? Ich habe nicht die geringste Idee. Es ist einfach nicht vorgesehen, daß an Bord jemand gemeingefährlich wird und eingesperrt werden muß. Oder so etwas ähnliches. Was würden Sie denn tun, Herr Homberg?"

Ich kann Amerlingen auch keine Patentlösungen anbieten. „Eines hat sie ja selber vorgeschlagen, auch wenn ich nicht glaube, daß es ernst gemeint war."

„Nämlich?"

„Sie will zu den Granitbeißerinnen. Diesen Wunsch könnte man ihr ja erfüllen. – Eventuell."

„Ich weiß nicht." Amerlingen ist sichtlich unentschlossen. „Nicht die Art Geschenke für die Eingeborenen, die ich mir vorstelle. Genausowenig wie Glasperlen."

„Tja, es ist eine Variation über ein Thema," sage ich, „sind früher nicht meuternde Seeleute auf unbewohnten Inseln ausgesetzt worden? Mit einer

Flinte, und Vorräten für die erste Zeit? – An unbewohnten Inseln hat es hier keinen Mangel!“

„Sie wird zerrissen. Das ist das erste, was passiert – irgendein Diplodocus oder ein Allosaurus. Der erste, der daherkommt. – Oder ein Brachiosaurus latscht auf sie drauf.“

„Tja,“ sage ich, „stimmt. Und Reinhardt kann nicht dabei zusehen. Das können wir beiden nicht antun.“

„Ihre Gedankengänge! – Also, was machen wir?“

„Ich habe einen Vorschlag,“ sage ich, „ich mache den Advokatus diaboli. Oder so ähnlich. Sie verhören sie jetzt eine Weile, so daß ihr Hören und Sehen vergeht. Halten Sie ihr alles mögliche vor. Was an rechtlichen Konsequenzen auf sie wartet. Phantasieren sie etwas dazu, wenn nötig. Dann, wenn sie leidlich fertig ist, bin ich dran. Ich trinke dann etwas mit ihr. Zeige Verständnis. Mitleid. Oder was sich eben anbietet. Nehme gewissermaßen ihre Partei. – Vielleicht klappt es.“

„Wir sind nicht hierhergekommen, um endlose Verhöre zu führen!“ protestiert Amerlingen, „Wir haben ein wissenschaftliches Programm durchzuführen!“

„Na gut, na gut!“ sage ich, „Dann schicken wir sie an Deck und tauchen! Ist mir nur zu recht! – Auge um Auge, Zahn um Zahn…“

Amerlingen atmet tief durch. „Okay. Ich überrede den Alten zu einer Kriegsgericht-Show. Wir erfinden ein paar Vorschriften. Ob er für sowas zu haben ist, weiß ich nicht. Irgend eine Befragung muß er ja sowieso machen. Und sie müssen dann eben in den Pausen tätig werden – oder noch besser: Sie machen ihren Anwalt! – Haben Sie juristische Kenntnisse?“

„Ich habe vor Jahren mal einige Folgen von ‘Liebling, Kreuzberg’ gesehen!“ sage ich, „Das ist nicht genau dasselbe wie ein Jurastudium.“

„Dann improvisieren Sie eben, Homberg. – Wir müssen wissen, was dahinter steckt! – Und Sie, Doktor Morton, sollten auch die ganze Zeit zusehen. Für alle Fälle.“

„Wo machen wir’s?“ frage ich.

„Kantine. Morgen nach dem Frühstück. Und die ganze Nacht befragen wir sie, bis sie vor Müdigkeit umfällt. Bleibt uns wohl nichts anderes übrig. Als ihr 'Anwalt' müssen Sie dann natürlich auch schon mit ihr reden."

„Stimmt. – Bleiben wir also bei der Redeweise 'Kriegsgericht'?"

„Ja. Ich glaube sogar, das könnte sie uns abkaufen."

„Warum?"

„Wegen der Bomben, die da plötzlich aufgetaucht sind. Das könnte bei ihr – und bei vielen anderen – den Eindruck machen, als ob die Expedition Zielsetzungen hätte, die nicht jeder wissen soll."

Wie recht er hat, denke ich. Er weiß gar nicht, wie recht er hat.

So um 14 Uhr sind wir wieder an derselben Stelle unter der mächtigen Felswand am Südende der Carola-Rau-Insel. Wir sind allerdings dazu übergegangen, meistens 'Coracora-Insel' zu sagen. Das klingt exotischer, und es war die User-ID, unter der Carola dem PRO-UNIX bekannt war. Und es ist natürlich kürzer.

Gerald hat so Gelegenheit, da weiterzumachen, wo er unterbrochen wurde – ich habe inzwischen auch erfahren, daß ich tatsächlich versäumt habe, zuzusehen, wie er ins Wasser gefallen ist: Gerade, als er in den Fels einsteigen wollte, kam die Meldung unserer Geiselnahme aus dem Schiff, und da wurde es auf Deck etwas hektisch. Es ist ihm nichts passiert, aber es war wieder eine deutliche Warnung: Auch, wenn man aus bloß zwei Meter Höhe mit dem Schädel auf die Stahlhülle der CHARMION knallt, kann man sich den Schädel brechen.

Schon wenig später habe ich mein erstes 'Mandantenanbahnungsgespräch'. Gabi wird in die Krankenstation geführt und Eugen Serpinski weicht nicht von ihrer Seite. Außer diesen beiden und mir ist sonst niemand anwesend. Nun muß ich etwas improvisieren. So etwas habe ich schließlich noch nie gemacht. Mal sehen. Eugen setzt Gabi einfach auf eine der Liegen, weil ihre Hände immer noch gebunden sind.

„Du steckst in einer schlimmen Lage, Gabi!" sage ich, „Dir ist das doch wohl klar?"

Sie antwortet nicht.

„Soll er rausgehen?" Ich deute auf Eugen. Dieser verläßt daraufhin die Krankenstation, obwohl Gabi sich dazu nicht äußert. „Ich sehe in unre-

gelmäßigen Abständen mal rein.“ sagt er, bevor er die Tür hinter sich schließt. Nun bin ich mit Gabi allein.

„Du hast mehrfach versucht, Menschen umzubringen. Der Alte hat in seinen Vorschriften nachgesehen und rausgefunden, daß unter solchen Umständen ein formelles Gerichtsverfahren durchgeführt werden muß, und zwar gleich hier, an Ort und Stelle. Dazu ist ein Anwalt notwendig, der die Verteidigung übernehmen muß. Wir haben hier keinen Anwalt, also mußte einer dazu bestimmt werden. Das wollte keiner tun, und da ist es an mir hängen geblieben – warum, weiß ich auch nicht. Ich habe mich nicht um den Job gerissen. Also mach es uns nicht schwerer als unbedingt notwendig!“

Sie sagt immer noch nichts. Vielleicht habe ich den falschen Tonfall getroffen. Ich probiere eine Variation:

„Gabi, denk daran! Da gibt es Vorschriften, die in erster Linie sicherstellen sollen, daß das Verfahren rechtsstaatlich abläuft. Aber in allererster Linie muß das Unternehmen störungsfrei durchgeführt werden, und so, wie ich es verstanden habe, hat das Gericht da sehr weitgehende Vollmachten!“

Sie sieht mich unter ihrem Pony an. Gleichgültig? Amüsiert?

„Sie hätten dir die Hände auch auf dem Rücken binden können!“ sage ich, „Du siehst, daß sie sich um ein faires Verfahren ohne große Belastungen für dich bemühen!“

„Ihr seid doch sowieso in der Mehrzahl!“ sagt sie, „Ihr könnt doch mit mir machen, was ihr wollt!“

„Natürlich können wir das!“ sage ich, „Und damit das nicht passiert, sind in einem Rechtsstaat gewisse Verfahren vorgeschrieben! Hier an Bord gelten nicht die rüden Umgangsformen der Granitbeißerinnen, zu denen du ja so gerne hinwillst! – Die hätten dir schon längst den Kopf vom Rumpf getrennt.“

„In der EG gibt es keine Todesstrafe!“ sagt sie.

„Das ist doch das, was ich sage!“ fahre ich fort, „du wirst hier fair behandelt! Nicht nur ein ordentliches Verfahren, sondern es wird dir sogar im schlimmsten Fall diese Strafe erspart, einfach schon deshalb, um immer wieder eine Revision zu ermöglichen! Das ist doch eine der Ideen, die

hinter der Abschaffung der Todesstrafe stehen! – Übrigens stimmt das mit der Todesstrafe nicht so ganz, solange wir auf diesem Unternehmen sind. Wenn ganz besonderen Umständen, die das Unternehmen gefährden, nicht mehr anders zu begegnen ist…“

„Sage ich doch. Ihr könnt machen, was ihr wollt.“

„Okay. Wenn du meinst. Trotzdem wäre es sinnvoll, wenn wir mal darüber reden, an welchen Vorfällen du beteiligt gewesen bist und an welchen nicht, und was du dir dabei gedacht hast.“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Ihr müßt mir erst einmal etwas beweisen!“

„Die Geiselnahme vorhin, bei der ist nicht viel zu beweisen. Die ganze Besatzung ist Zeuge. Und die reicht als Straftatbestand bereits aus.“

„Und warum sollte ich das gemacht haben?“

„Wenn man dir keinen Grund nachweisen kann, warum du das gemacht hast, dann muß man notwendigerweise annehmen, daß deine Gedankengänge etwas abstrus und gemeingefährlich sind. Dann mußt du in eine Art Sicherheitsverwahrung! – Willst du das nicht lieber vermeiden?“

„Was für eine Sicherheitsverwahrung? Wie geht das?“

„Ah! – Hast du dir das auch schon überlegt! – Ja, das ist an Bord dieses Schiffes allerdings etwas schwierig.“

Gabi erlaubt sich ein leichtes Lächeln.

„Deshalb könnten wir durchaus auf deinen eigenen Wunsch zurückkommen.“

„Was?“

„Aussetzen.“

Sie zieht ein schiefes Gesicht.

„Glaub ja nicht, daß das ein mildes Urteil ist!“ fahre ich fort, „In dieser Welt überlebst du nicht lange. Keiner von uns kann das – glaub das bloß nicht, bloß weil ich es einmal für 90 Tage geschafft habe! Und wenn wir dich zu den Granitbeißerinnen bringen – nach Grom, oder zu einer anderen Siedlung – für die bist du auch nicht geboren. Glaub das ja nicht. Was glaubst du, was die mit jemandem machen, die schon der bloße Aufenthalt in der Welthöhle zur Kurzatmigkeit zwingt? – Oder willst du mir erzählen,

daß du gerne draußen bist? Bei dieser Knuffhitze? – Du warst doch eine der ersten, die wieder im Boot drin war! – Denk dran, Gabi: In der ganzen Welthöhle gibt es nur eine einzige Klimaanlange. Und die ist hier an Bord!“

„Als mein Verteidiger sollst du mir helfen und mich nicht entmutigen.“

„Als dein Verteidiger muß ich dir auch deine Lage klarmachen. Und bei meinem Job – der in deinem Interesse ist – mußt du mich unterstützen. Unterstützen mit Informationen. Sonst kann ich nichts für dich tun.“

„Du redest aber so, als ob du mich mit allen anderen zusammen am liebsten gleich aussetzen würdest.“

„Tue ich das? – Kann sein. Ich bin kein gelernter Anwalt. Und bloß, weil ich diesen Job bekommen habe, muß ich nicht vor Mitleid und Sympathie zu dir zerfließen. – Also. Was kannst du mir erzählen?“

„Strengt euch gefälligst selber an.“ sagt sie.

Ich versuche es anders: „Du hast die supersuperuser-Berechtigung, ja?“

„Woher sollte ich die denn bekommen haben?“

„Das, zum Beispiel, würden wir ja ganz gerne wissen. Sonst hat sie keiner!“

„Doch.“ sagt Gabi.

„Doch? – Da schau her. Wie kannst du denn das wissen, wenn du sie selbst nicht hast?“

Kleiner Triumph für mich. Gabi merkt das auch und schweigt wieder verbissen.

„Also: Du hast sie, und jemand anders auch noch?“

Keine Antwort.

„Es wäre doch für dich ein Leichtes gewesen, das Paßwort zu ändern und damit den anderen rauszuschmeißen, ja?“

Immer noch keine Antwort.

„Und für den anderen auch! – Oder hast du das gemacht?“

„Nein.“ sagt sie.

„Und warum nicht?“

„Zu gefährlich.“

„Zu gefährlich? Für wen? Für dich? Für uns alle? Das ist ja ein ganz neuer Gesichtspunkt!“

„Spotte nur."

„Ich spotte nicht. Du hast gerade zu erkennen gegeben, daß du, in gewissem Maße wenigstens, um unsere Sicherheit besorgt bist. Das ist zum Beispiel etwas, was ein Verteidiger wissen sollte."

„Ich war um meine eigene Sicherheit besorgt."

„Das macht dir ja auch niemand zum Vorwurf."

Weil sie nicht weiter redet, tue ich es nach einer Weile: „Woher wußtest du denn, daß da noch ein anderer supersuperuser ist?"

„Sieht man doch!"

„Woran?"

„Kannst du UNIX, oder kannst du es nicht?"

„Ich kann es. Ich will wissen, ob du es kannst!"

„Vielleicht besser als du!"

„Aha. – Gut. Mag sein. – Kannst du mir armen, unwissenden Dummteufel vielleicht erklären, woran man sieht, daß noch ein anderer supersuperuser aktiv ist? – Ich lerne gerne dazu!"

„Prozeßliste."

„Prozeßliste durchsehen?"

„Ja."

„Meinem bescheidenen Dafürhalten reicht das aber nicht. Es kann eine ganze Menge unter einer User-Id laufen, ohne daß jemand sich aktiv am Rechner unter dieser User-Id angemeldet hat."

„Es gibt interaktive Programme, die man nur sinnvoll in einer Session verwenden kann."

„Und solche sind unter der supersuperuser-Id gelaufen?"

„Ja."

„Und was für welche? Und wie oft?"

„Editoren," sagt sie, „und 'crypt'. Zum Beispiel."

„'crypt'? Du meinst, da hat jemand etwas verschlüsselt?"

„Du brauchst mir ja nicht zu glauben."

„Gabi, du wirst lachen, aber ich glaube dir. In diesem Punkt glaube ich dir. – Aber warum hast du den anderen nicht rausgeschmissen?"

„Habe ich doch schon gesagt – zu gefährlich!"

„Jaja. Das hast du. – Und warum hat derjenige dich nicht rausgeschmissen?“

„Weiß ich nicht. – Vielleicht hat er mich übersehen.“

„Ein Systemverwalter, der solche wesentlichen Dinge übersieht? Gerade ein Systemverwalter sollte auf nicht-autorisierte Zugriffe im Rechner achten – jedenfalls ein legitimer Systemverwalter, und ein nicht-legitimer Systemverwalter wird wohl auch ein Auge dafür haben. Außerdem war jedem an Bord bekannt, daß da merkwürdige Dinge unter der supersuperuser-Id geschehen. Trotzdem hat er dich nicht rausgeschmissen?“

„Hat er eben nicht. – Ich kann doch nichts dafür.“ Dann geht sie plötzlich etwas aus sich heraus: „Ich hatte den Eindruck, daß derjenige nicht sehr viel Ahnung vom PRO-UNIX – Betrieb hat.“

„Weniger als du?“

„Viel weniger.“

„Aha. – Hattest du den Eindruck, daß derjenige offiziell befugt ist, supersuperuser zu sein?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber du bist es nicht.“ Ich sage das mehr als eine Feststellung, und Gabi widerspricht nicht.

„Wie lautet denn das supersuperuser-Paßwort?“

„Sage ich nicht.“

Schade. Überrumpelung klappt nicht. Ich versuche es anders:

„Du kennst dich also gut im Betriebssystem aus. Besser als die meisten an Bord?“

„Das will ich meinen.“

„Mmh. – Naja, du hast ja einige Fertigkeiten. Steht jedenfalls in deiner Personalakte.“

„Hast du die etwa eingesehen?“

„Nein. Ich habe es irgendwo gehört.“

„Es ist nie vollständig, was in einer Personalakte steht.“

„Nein?“ Ich warte auf weitere Erklärungen. Aber Gabi stockt schon wieder. Immer, wenn man an etwas rührt, das Hinweise auf die Gründe ihres Verhaltens geben könnte, hört sie wieder auf, zu reden. Ich probiere es mal anders rum. Vielleicht kommt sie mit ihren Problemen heraus, wenn ich

meine eigenen anreiße – mal sehen. Personalakte – da kann ich auch etwas von mir geben:

„Meine Personalakte ist auch nicht vollständig. Was glaubst du, woher man Fertigkeiten und Qualifikationen bekommt? Von Kursen und Seminaren, die einem durch die Firma gewährt werden? Gott bewahre."

„Trotzdem wurdet ihr anständig bezahlt, oder?"

„Wir werden doch alle anständig bezahlt, oder?"

„Ich meine, in unserer vorherigen Firma."

„Naja. Leidlich. Ich weiß nicht. – Wenn man als Sachbearbeiter versagt und deshalb aufsteigen muß, wird man besser bezahlt."

„Genau." sagt Gabi. Mit etwas zuviel Nachdruck. Ist das ihr Problem? Kaum glaubhaft: Jeder glaubt, unterbezahlt zu sein. Deshalb sabotiert man doch nicht ein solches Unternehmen.

„Andererseits – willst du wirklich zu den Leuten gehören, die in einem durchschnittlichen Industrieunternehmen Führungsverantwortung haben?"

„Natürlich." sagt sie.

„Und dabei genauso werden wie die?"

„Wird mir nicht passieren."

„Ach Gabi, überleg doch! Du kennst doch die Mechanismen des Aufsteigens. Kommunikation mit anderen Auch-Aufsteigern. Um den gleichen Grad der Mittelmäßigkeit zu garantieren, und wechselseitige Übereinstimmung in dem, was diese Leute für Visionen halten. Dafür willst du deine Zeit einbringen?"

„Besser, als immer gesagt zu bekommen, was man zu tun hat – auch, wenn man es besser weiß."

„Naja gut. Das übliche Dilemma eines qualifizierten Angestellten. Aber jeder wirklich qualifizierte Sachbearbeiter hat doch seine Methoden, mit diesem Frust fertigzuwerden – von innerer Kündigung bis zu selbstgemachten Intrigen reicht das Spektrum."

„Nicht, wenn man eine Frau ist!"

„Blödsinn. Frauen können genauso weit kommen. Im Prinzip."

„Im Prinzip, ja. Sieh dich doch an Bord um! 24 Männer und 6 Frauen!"

„22 Männer und 5 Frauen." stelle ich richtig.

„Naja. Auf jeden Fall wird nicht anerkannt, was man leistet."

„Glaubst du, du bist die einzige, die das Gefühl hat?“

„Bei Frauen ist das viel schlimmer.“

„Und deshalb muß man ab und zu den Männern zeigen, wie wenig sie fachlich können?“

„Ja, genau!“ sagt sie.

„Und so zum Beispiel den Schiffsrechner manipulieren, und zwar so, daß niemand etwas rauskriegt?“

Sie schweigt. Habe ich getroffen? Ist es so simpel?

Die Tür geht auf. Eugen steckt den Kopf rein: „Alles okay?“

„Ja, danke!“ sage ich, und er verschwindet wieder.

„Gabi, du willst doch nicht behaupten, daß dieser Grund ausreichend ist, uns alle in Lebensgefahr zu bringen! – Da hätte ja jeder Grund.“

„Ich wollte es ja nicht. Eigentlich nicht. Aber einiges ist anders gelaufen, als ich es vorhatte.“

„Wie anders?“

„Außer Kontrolle geraten. Treiber manipulieren, zum Beispiel.“

„Also, jetzt kommen wir der Sache schon näher: Du hast mal einen Treiber manipuliert. Bei der Sache mit dem Wassereinbruch in die Regelzelle? Da am Sonnenstein?“

„Ich sage nichts.“ sagt sie.

„Na schön,“ sage ich, „nehme ich mal an, daß es so ist. Du hast im System manipuliert. Du wolltest vielleicht nicht, daß dabei immer etwas so Gefährliches rauskommt, wie es dann eben geschehen ist, aber es ist dann eben passiert. Aber das alles konntest du doch nur machen, weil du die supersuperuser-Berechtigung hattest! Das muß doch enorm schwer gewesen sein, sich diese zu beschaffen!“

„War gar nicht schwer,“ sagt sie, „jemand hat es am Bildschirm stehen lassen.“

„Das Paßwort?“

„Ja.“

„Aber beim Einloggen wird das Paßwort nicht auf dem Bildschirm gezeigt – wie kannst du es dann lesen?“

„Es war kein ‘Login’-Dialog. Jemand hatte ein Script erstellt, das verschiedene Dinge unter der supersuperuser-Id starten sollte. Da stand das Paßwort drin.“

„Bodenlos leichtsinnig! – Wer kann das gewesen sein?“

„Ich weiß nicht. Der Sitz war unbesetzt, und ich habe nur einen kurzen Blick drauf geworfen. – Ich habe erst später verstanden, worum es ging.“

„Wann war denn das?“

„Ganz zu Anfang des Unternehmens. – Aber wir waren schon auf See.“

„Also jemand von der Besatzung?“

„Ja, natürlich. Aber ich weiß nicht, wer.“

„Mmh. Das heißt also, du bist ganz zufällig an dieses Paßwort gekommen?“

„Ja.“

„Und zwar deshalb, weil jemand verdammt nachlässig war?“

„Ja. Deshalb sage ich ja, daß dieser jemand keine Ahnung von Informatik hat. – Dieses Script sah aus, als ob jemand noch herumexperimentiert.“

„Und später hast du dann selbst rumexperimentiert, als du gemerkt hast, welche Macht dir dieses Paßwort über das Schiff verleiht?“

Gabi schweigt.

„Ist es so?“ frage ich. Sie schweigt weiter und senkt den Blick.

„Kannst du sagen, was dieser jemand da gestartet hat? Mit diesem Script?“

„Nein. Zu lange her.“

„Was hättest du getan, wenn du nicht durch Zufall dieses Paßwort erfahren hättest?“

„Wahrscheinlich nichts.“

„Aber du sagtst doch – oder du sagst es nicht direkt, aber vielleicht meinst du es so – daß dir einige Dinge aus dem Ruder gelaufen sind. Wieso hast du es dann immer wieder versucht?“

Sie schweigt wieder.

„Du könntest jetzt viel für die Sicherheit des Schiffes tun, indem du uns das supersuperuser-Paßwort verrätst!“

Sie schüttelt den Kopf.

„Nein? Aber was hast du denn davon, wenn du es weiter kennst? – Wenn du es uns sagst, dann ändern wir es, und der andere verliert dabei seine supersuperuser-Berechtigung!“

„Ich habe meine Gründe.“

„Dürfen wir die erfahren?“

„Nein.“

„Du weißt, was das bedeutet?“

Sie sagt nichts.

„Hast du etwas dagegen, wenn wir die einzelnen Fälle durchgehen?“

„Ich sage nichts mehr. Und das Paßwort auch nicht.“

„Du machst es uns sehr schwer, Gabi!“

„Ihr verwendet doch alles gegen mich!“

„Ja, was glaubst du denn? – Du hälst uns allen die Pistole vor die Brust!“

„So kann ich mich immer noch verteidigen.“

„Mit dem Paßwort? – Glaubst du, daß dir das etwas nützt, wenn das Gericht dich auf einer unbewohnten Insel aussetzt?“

Schon wieder schweigt sie.

„Gabi, denk doch mal nach. Das Paßwort, und die Macht, die damit verbunden ist, haben dich verführt. Und ein paar Dinge sind schlimmer gelaufen, als du es dir vorgestellt hast. Du wolltest es nicht so. Wenn du das dem Kriegsgericht so darstellst, dann hast du gar keinen so schlechten Stand.“

„Kriegsgericht?“

Jetzt habe ich dieses Wort das erste Mal verwendet.

„Ja. Kriegsgericht. Ich deutete doch schon an, daß etwas andere Maßstäbe gelten als bei einem gewöhnlichen Gericht.“

„Wir sind doch nicht im Krieg!“

„Haben sich die Bomben nicht herumgesprochen?“

„Ja, aber trotzdem sind wir doch nicht im Krieg!“

„Einige an Bord haben spezielle Direktiven auszuführen.“

„Was für Direktiven?“

„Direktiven, bei denen es sich um die Vorbereitung militärischer Aktionen handelt.“

„Verstehe ich nicht.“

Mit der Direktive q78q99q scheint sie wirklich nichts zu tun zu haben. Oder sie macht es sehr geschickt.

„Es ist auch nicht wichtig, daß du alle Einzelheiten kennst. Auf jeden Fall wird ein Kriegsgericht über dich befinden. Es wird bereits zusammengestellt, jetzt, in dieser Sekunde. Und ich sage dir, daß es sehr weitgehende Vollmachten hat."

„Ach."

„Ja. Und es ist wirklich besser, wenn du uns etwas mehr unterstützt. Verstehst du? Ich kann nichts für dich tun, wenn du weiter unkooperativ bist!"

„Du willst es auch nicht."

„Was ich will oder nicht, spielt keine Rolle. Ich habe einen Job bekommen."

Sie überlegt. „Kann ich Bedenkzeit haben?"

„Ja. – Von mir aus."

„Allein?"

Ich stehe auf: „Wie lange?"

„Viertelstunde."

„Okay." Ich gehe zur Tür.

„Herwig?"

„Ja?"

„Würden die mich wirklich aussetzen?"

„Wenn das Urteil so lautet…"

„Ich meine, würden sie es dann auch tun?"

„Sie müssen!"

„So."

Weil sie weiter nichts sagt, verlasse ich die Krankenstation.

In der Zentrale empfangen mich neugierige Blicke. „Sind Sie weitergekommen?" fragt Wellington.

„Ich glaube schon. Noch keine Einzelheiten. Aber ich glaube, wir steuern auf eine Lösung zu." In kurzen Worten erläutere ich das Gespräch von eben. Das darf ein Anwalt wohl nicht, glaube ich, aber letztlich wollen wir ja alle das gleiche: Das Schiff muß sicher sein, und wenn es gelingt, Gabi das supersuperuser-Paßwort zu entlocken, so daß man es ändern kann,

wäre sie von weiteren, unheilvollen Möglichkeiten der Schädigung des Projektes abgeschnitten. Sie könnte sogar weiter im Team bleiben. Jedenfalls ist das die Perspektive, die sich abzeichnet.

„Dann klemmen wir aber auch jemanden anders auch von der supersuperuser-Berechtigung ab!“ sagt Amerlingen.

„Das ist kein Problem. Jeder kann jederzeit zu uns kommen und uns darlegen, zu welchem Zwecke man das supersuperuser-Paßwort braucht. Wenn das nicht geschieht, dann wird dieses Paßwort und die damit verbundene supersuperuser-Berechtigung wohl auch nicht im Interesse des Projektes gebraucht. Dann kriegt es keiner.“ stellt Wellington fest.

Ich könnte darauf hinweisen, daß diese Argumentation nicht funktioniert, wenn einer der anwesenden Schiffsoffiziere der andere derzeitige supersuperuser ist. Aber ein anderes Verfahren fällt mir auch nicht ein.

„Was macht sie da drinnen?“ fragt Amerlingen.

„Nachdenken.“ sage ich, „Dazu hat sie jetzt Grund und Gelegenheit.“

„Meinen Sie, sie kooperiert?“

„Ich glaube, ja. Bei dem Wort ‘Kriegsgericht’ schien sie tief beunruhigt. War wohl eine gute Idee, diese Wortwahl.“

„War ja auch Ihre Idee!“ grinst Amerlingen.

„Ja? Ach ja. Richtig. Naja: Man soll sich manchmal selber loben, denn nur der Segen kommt von oben.“

„Armer Friederich.“ sagt Amerlingen.

„Welcher Friederich?“

„Von Schiller.“

„Ah.“ sage ich nur.

„Eine Viertelstunde wollte sie haben? – Die ist schon um.“ sagt Wellington.

„Ich will sie nicht hetzen.“

„Aber die Verhandlung können wir ihr nicht ersparen. Wir müssen die Einzelheiten von allen Vorfällen wissen.“

„Natürlich,“ sage ich, „Wir sind noch nicht drauf eingegangen. Aber sie wird sich wohl darauf einlassen. Was bleibt ihr denn sonst übrig?“

„Uns was machen wir an sonstigen Sicherheitsmaßnahmen? Ich meine, außer der, daß sie eben das supersuperuser-Paßwort nicht mehr hat?“

„Ich glaube nicht, daß darüber hinaus noch etwas praktikabel ist."

Wellington überlegt: „Vielleicht können wir uns dann auch die weitere Verhöre ersparen. Gehen sie am besten wieder rein zu ihr!"

„Allein?"

„Ja, natürlich. Sie dürften gar nicht mit uns gesprochen haben."

„Das ist mir klar. – Ich werde meine Zulassung als Anwalt wieder zurückgeben!"

Mit ein paar Schritten bin ich wieder im Krankenrevier.

Gabi sitzt da, wo ich sie verlassen habe – als ob sie sich die 30 Minuten lang gar nicht bewegt hat.

„Nun?" frage ich.

„Okay." sagt sie.

„Volles Geständnis?"

„Was würde dann passieren?"

„Ich weiß es nicht. Ich kann die Entscheidung des Gerichtes nicht vorwegnehmen. Wahrscheinlich gehst du deinen Aufgaben an Bord weiter nach, solange die Expedition andauert. Wenn wir zurückkehren, gibt es dann noch einmal ein richtiges Gerichtsverfahren. Was bei dem rauskommt, kann ich noch viel weniger vorhersagen. Hängt auch ein bißchen davon ab, wie du dich auf dem Rest der Reise verhältst. – Aber eines mußt du unbedingt tun:"

„Nämlich?"

„Uns sofort das supersuperuser-Paßwort geben."

Sie schweigt wieder.

„Gabi! Denk doch nach: Es ist keine Macht, die dir dieses Paßwort verleiht. Die Macht des Zerstörens, mehr nicht. Zerstören ist aber immer einfacher als Aufbauen. – Weißt du eigentlich, daß man Macht messen, oder besser, berechnen kann?"

„Nein."

„Es ist tatsächlich so. Macht ist eine Zahl. Anzahl der Handlungsmöglichkeiten auf ein bestimmtes Ziel hin. Logarithmus davon, weil diese Zahl im allgemeinen sehr groß ist. Ein Toter hat zum Beispiel die Macht Null. Seine Handlungsoption ist genau eine: Nichts zu tun. Eins, Logarithmus davon, das ist Null. Ein Bombenwerfer, ein Terrorist, hat nur zwei Mög-

lichkeiten: Seine Bombe zu werfen oder es nicht zu tun. Logarithmus von 2 ist 1 – wenn wir mal den Zweierlogarithmus nehmen."

„Er kann sich aussuchen, wann und wohin er sie wirft!" sagt Gabi, „Das gibt mehr als zwei Handlungsoptionen."

„Ja, stimmt. Ein bißchen größer ist die Macht schon. Aber es ist problematisch, die verschiedenen Handlungsmöglichkeiten zu indentifizieren. Eine große Bombe zum Beispiel muß du schon an etwas weiter voneinander entfernten Orten explodieren lassen, um ein deutlich unterschiedliches Ergebnis zu erhalten. Und die verschiedenen Handlungsoptionen zählen natürlich nur, wenn es im Hinblick auf das Ziel einen Unterschied macht. Wenn du zum Beispiel die Sparkasse in Aurich überfallen willst, dann nützt es dir nichts, wenn du in Bad Reichenhall mit einer Pistole rumfuchtelst, oder in Paris."

„Und was hat das jetzt mit mir zu tun?"

„Du hast mit dem Paßwort eine Bombe. Du kannst dir nur aussuchen, ob du das Unternehmen schädigst oder nicht, grob gesprochen. So beschränkt ist die Macht. Eine normale Mitarbeit aber ist eine Kette von zahllosen Einflußnahmen auf das Projekt. Und die Macht ist größer."

„Das paßt aber nicht mit dem zusammen, was man sich normalerweise unter Macht vorstellt!"

„Ich weiß. Die Macht des Zerstörens wird höher bewertet. Das liegt wahrscheinlich an unserer Gefühlswelt, und die ist uns durch unsere Gene vorgeschrieben. Millionen Jahre Erfahrung haben bei uns Macht mit Gewaltausübung verbunden. Das können wir nicht so einfach abwerfen. In bestimmten Situationen nur empfinden wir Macht so, wie es diese Form der Machtberechnung zeigt. Beim Schachspiel, zum Beispiel. Viele Figuren auf dem Brett, günstige Ausgangsposition. Dadurch zahllose Handlungsoption, das heißt viel Macht, daß heißt, diese Partie für sich entscheiden zu können."

„Deine Mathematik stimmt nicht," sagt Gabi, „Wenn ich mit einer Bombe drohe, dann kann ich viele Menschen durch diese Drohung zu bestimmten Handeln bewegen. Zahllose Handlungsoptionen, über die ich so verfügen kann. Und das heißt doch nach deiner Berechnungsmethode viel Macht, oder?"

„Du kannst diesen Menschen aber nur Anweisungen geben, die du formulieren kannst, Handlungen aufzwingen, die du selbst verstehst! – Mal ganz abgesehen davon, daß du bis jetzt nicht gedroht hast, um irgend jemanden zu einem bestimmten Handeln zu bewegen."

„Ja und?"

„Handlungen, die du persönlich durch Drohung erzwingen kannst, sind nur ein kleiner, möglicher Ausschnitt des Handlungsspektrums, das den Menschen, die du bedrohst, sonst zur Verfügung stände! Das ist so: Jeder von uns kennt nur einen kleinen Ausschnitt der Welt. – Denk an totalitäre Staaten und deren absolutem Machtanspruch: Ein Grund, aus dem diese Staaten allesamt wirtschaftlich nicht so erfolgreich sind, ist ihre Macht über ihre eigenen Bürger! Sie schreiben dem Bürger vor, was er zu tun und zu denken hat, und engen damit dessen Handlungsoptionen empfindlich ein – auch die wirtschaftlichen Handlungsoptionen! Die Führung hat Macht, und damit wird der Gesamtheit der so Geführten Macht entzogen. Und schließlich auch der Führung. Das haben wir doch gesehen, im Ostblock! Die letzten zehn Jahre illustrieren das!"

„Trotzdem glaubst du nicht, was du selbst erzählst!" sagt Gabi.

„Inwiefern?"

„Du redest jetzt davon, daß der Verzicht auf Machtkonzentration die Gesamtmacht der Geführten – der dann nicht mehr so Geführten – erhöht. Daher kommt die Wirtschaftskraft einer pluralistischen Gesellschaft. Ist das so richtig?"

„Ja, das kann man so sagen." Gabi muß darüber doch schon mal nachgedacht haben.

„Dann," sagt sie, „vertehe ich nicht, wieso du dauernd für eine Reduzierung der Weltbevölkerung plädierst. Damit reduzierst du doch auch die Gesamtmacht, die der Menschheit zur Verfügung steht, oder?"

„Allerdings."

„Widerspricht das nicht dem, was du vorher gesagt hast?"

„Ich glaube nicht. Zum einen reduziert es nicht die Macht des Einzelnen – welche Macht über sein eigenes persönliches Schlicksal kann man noch haben, wenn man gezwungen ist, mit Dutzend Milliarden anderer Menschen sein Leben auf der planetenweiten Müllhalde dieser Zivilisation zu

fristen? Welche Macht hat man persönlich, wenn man seine gesamte Zeit investieren muß, um seine eigene Existenz zu fristen? – Da kommen Resourcenbetrachtungen ins Spiel. – Aber man kann es noch anders sehen: Die Menschheit übt im Moment vermöge ihrer hohen Bevölkerungszahl und ihrer technologischen Potenz Macht auf die gesamte übrige Ökosphäre aus – ohne diese jedoch wirklich zu beherrschen. Eine Reduktion dieser Macht, eine Ausbreitung von Regionen, die der menschlichen Macht vollständig entzogen sind – und das heißt, jeglichen menschlichen Einflusses – würde der Ökosphäre der Erde ermöglichen, wieder zu ihrer eignen Dynamik zurückzufinden. Gerade, indem wir verzichten, auf eine Ökosphäre Macht auszuüben, ermöglichen wir uns selbst, Macht über das eigene Schicksal wiederzugewinnen – weil wir nicht dauernd den letzten Resourcen hinterherlaufen müssen. Das geht natürlich nur mit einer massiven Bevölkerungsreduktion."

Komisch. Manchmal bemerke ich es selber, und dann meistens zu spät: Wenn ich auf dieses Thema komme, dann könnte ich stundenlang reden und immer noch das Gefühl haben, gewisse Aspekte des Problems nicht erwähnt zu haben. Und wenn es eigentlich um ein ganz anderes Thema ging, dann verliere ich das vielleicht aus den Augen. Sind vielleicht doch dieselben geistigen Mechanismen, die man bei anderen als ideologische Verbohrtheit diagnostiziert.

„Siehst du." sagt Gabi.

„Was?"

„Du widerlegst dich selber."

„Das sehe ich nicht."

„Weil wir nicht hier sind, um Macht über eine Ökosphäre aus der Hand zu geben, sondern um sie zu gewinnen!"

„Du weißt ganz gut, wie skeptisch ich dem Unternehmen gegenüber stehe."

„Aber dann muß es dir doch recht sein, wenn das Unternehmen ein Mißerfolg wird?"

„Das ist mir nicht recht, weil ich dann auch nicht überlebe. Ich bin auch ein Egoist."

„Auf jeden Fall, wenn ich das Paßwort für mich behalte, bleibe ich eine Art Opposition. Sichere den Pluralismus an Bord. Gewaltenteilung!“

„Kaum. Selbst, wenn du recht hättest – du würdest den Rest der Reise in Fesseln verbringen und nie wieder eine Tastatur anfassen. Und am Projekt und dessen Durchführung kannst du nichts mehr ändern.“

„Also doch wieder das Recht des Stärkeren. – Wie ich sagte: Ihr könnt machen, was ihr wollt.“

„Das Recht des Stärkeren hast du dir ja schließlich auch genommen – Beschweren kannst du dich deshalb nicht.“

Ich warte.

„Du mit deiner Bevölkrungsreduktion – das ist doch auch nur ein Machtanspruch. Eine Idee – wo ist das der Pluralismus? Mit dieser einen Idee willst du alle Probeme lösen! Nach deinen eigenen Worten reicht die Beschränktheit einer einzigen Idee doch nicht aus! Wo nimmst du dann das Recht her, mir die Verfügung über das Paßwort abzusprechen? Was würdest du, Herwig Homberg, denn tun, wenn dir heute jemand ein Paßwort gäbe, das anzuwenden die Menschheit sofort auf das zahlenmäßige Maß zurückstutzt, das du für richtig hälst? Würdest du es anwenden?“

„Das habe ich mir in dieser Form noch nicht überlegt.“ gebe ich zu.

„Dann tu das mal!“

„Ich glaube, du müßtest die Wirkung dieses Paßwortes – Zauberwort wäre ein besseres Wort – genauer spezifizieren. Wie soll es sein? Sollen von 10 Menschen 9 tot umfallen? Oder sollen sie zeugungs- und gebärunfähig werden? Soll das in jedem Volk gleichermaßen geschehen? Oder soll der Effekt in Weltgegenden mit hoher Bevölkerungsdichte stärker sein? Oder in Weltgegenden, wo Menschenrechte eher mit Füßen getreten werden? Der weitere Verlauf der Weltgeschichte wäre davon sehr stark abhängig, oder?“

„Siehst du! Du fängst schon mit Implementierungsdetails an. Du würdest es tun!“

„Ich tue es nicht, weil ich dieses Paßwort nicht habe. Vielleicht. Jeder, der eine solche Macht hätte, die Welt nach eigenen Wünschen zu formen, würde sie vernichten. Zuviel Macht ist nicht erträglich. Nicht in dieser Welt. Für niemanden. – Ja, du hast recht: Ich wäre wahrscheinlich korum-

pierbar. Genau wie jeder andere. Vielleicht ist diese Welt nur deshalb noch einigermaßen stabil, weil niemand eine solche Machtfülle hat. – Ja, ganz sicher ist es so. – Aber, Gabi, jetzt gibst du mir die Argumente in die Hand! Niemand soll eine solche Macht haben. Ich nicht, und du auch nicht. Verstehst du? Es ist deine eigene Meinung, diese Macht nicht haben zu dürfen! – Also sag uns das Paßwort."

Sie schweigt.

„Nebenbei – der Wunsch nach Bevölkerungsreduktion ist keine fixe Idee, die ich mir ausgedacht habe. Die Resultate unserer hohen Bevölkerungsdichte zeigen und werden zeigen, daß ich recht habe. Warum sollte ich von dieser Idee abrücken, bloß weil ich praktisch keinen Einfluß in dieser Richtung habe?"

Wie komme ich eigentlich dazu, mich selbst zu verteidigen? Gabi wird vor Gericht gestellt, und nicht ich. Ich fahre fort:

„Ich habe kein Paßwort, um die Welt zu vernichten. Und du sollst kein Paßwort haben, um dieses Boot zu vernichten. Das ist doch gerecht!"

„Ich will Garantien!"

„Bist du sicher, daß du deine Lage richtig einschätzen kannst? Forderungen wird das Gericht stellen, nicht du!"

„Noch habe ich das Paßwort!"

„Und noch jemand anderes hat es, wie du selbst erwähnt hast. Wir können diesen Tatbestand allgemein bekannt machen und auf diese Weise den anderen supersuperuser dazu bringen, es zu ändern – wenn dieser sich nicht zu erkennen gibt."

„Dann hat es keiner außer diesem anderen supersuperuser. Das wollt ihr ja auch nicht, oder?"

„Nein. Noch wissen wir aber gar nicht, welche Geschehnisse auf dich zurückzuführen sind, und welche auf den anderen supersuperuser. Vorhin hast du gesagt, der andere hat keine Ahnung vom System."

„Hat er auch nicht."

„Siehst du. Vielleicht können wir damit leben, daß der andere das Paßwort als einziger hat. Wenn er es aber schon bald ändert und dich so ausschließt, dann hast du nicht mehr Gelegenheit, deinen guten Willen zur Kooperation zu demonstrieren. Und denke dran: Der andere kann jede

Sekunde von sich aus auf die Idee kommen, das Paßwort zu verändern. Dann ist deine Rehabilitationsmöglichkeit dahin!“

„‘UNA EX HIS’. Alles großgeschrieben, immer ein Leerzeichen dazwischen.“ sagt Gabi.

„Was?“

„‘UNA EX HIS’. Es ist lateinisch. Das ist das Paßwort.“

„Keine Sonderzeichen?“

„Als supersuperuser kann man Bildungsbedingungen für Paßwörter festlegen.“

„Das ist mir bekannt!“

„Es spricht doch nichts dagegen, für den normalen Anwender strenge Bildungsgesetze zu erzwingen und für den supersuperuser ein einfaches.“

„‘UNA EX HIS’, sagst du.“

„Ja. Großgeschrieben. Je ein Leerzeichen.“

Ich gehe zur Tür und rufe nach Amerlingen. Eugen Serpinski ist auch sofort im Raum.

„Frau Gohlmann hat das Paßwort für den supersuperuser verraten.“ stelle ich fest.

„Na endlich.“ sagt Amerlingen. Er geht an eine der Konsolen, die es auch in der Krankenstation gibt, und meldet sich als ‘ROOT’ an. „Und wie heißt es?“

Er kann sich problemlos mit diesem Paßwort einloggen. Ich hole noch Fahlenbeek und Wellington, dann verlassen Gabi, Eugen und ich den Raum, damit ein neues Paßwort gewählt werden kann. In der Zentrale hält Gabi mir ihre gebundenen Hände hin:

„Muß das noch sein?“

„Wahrscheinlich nicht,“ sage ich, „aber das wird der Alte entscheiden.“

Wellington ist auch gleich wieder da, aber nicht, um Gabi die Fesseln abnehmen zu lassen: „Homberg, kommen Sie mal mit!“

In der Krankenstation zeigt er auf den Bildschirm, und ich lese:

ROOT REQUESTED PASSWORD CHANGE REFUSED

TAKING NEXT PASSWORD FROM PREDEFINED PASSWORD QUEUE

LOGGING OUT

„Was heißt denn das?“ frage ich.

„Mehr als das, was hier steht, wissen wir auch nicht!“

Ich probiere, mich unter ‘ROOT’ wieder am System anzumelden. Es geht nicht. ‘UNA EX HIS’ wird nicht mehr akzeptiert.

„Probieren Sie es mit ‘########0123456789ABCDEF########’„ schlägt Amerlingen vor.

„So ein einfaches Bildungsgesetz?“

„Nun machen Sie schon! – Uns ist eben nichts Besseres eingefallen.“

Als ich es probiere, fährt er fort: „Als mögliches Paßwort ist es akzeptiert worden. Aber dann hat er von sich aus ein anderes genommen! – Und es uns nicht verraten.“

Natürlich gelingt es mir auch nicht mehr, mich unter ‘ROOT’ einzuloggen. „Das ist ein Mechanismus, den ich bei UNIX noch nie gesehen habe!“ sage ich, „Das sieht ja so aus, als ob das System einen Vorrat von Paßwörtern hat. Bei dem Versuch, das Paßwort zu ändern, hat es dann das nächste aus dem Vorrat genommen – raffiniert. Eine Vorkehrung gegen das Verraten des Paßwortes!“

„Glauben Sie, daß die Gohlmann Sie angelogen hat?“

„Ich weiß es nicht. Sie weiß, daß das erste, was wir tun, sein wird, das Paßwort zu ändern, und daß wir dann diesen Mechanismus entdecken. Sie müßte also wissen, daß gleich Rückfragen kommen. – Aber wenn sie tatsächlich selbst das Paßwort so durch Zufall in Erfahrung gebracht hat, wie sie es behauptet, dann kennt sie diesen Mechanismus nicht, weil sie ihn noch nie selbst ausprobiert hat.“

„Mmh. Und was machen wir jetzt?“

Amerlingen ist ratlos. Dafür zählt Wellington die Möglichkeiten auf: „Also entweder die Gohlmann und der andere supersuperuser kennen das neue Paßwort, oder nur einer von beiden, oder gar keiner mehr.“

„Vielleicht sollten wir verschweigen, daß wir das Paßwort nicht mehr haben, um zu sehen, ob sie es weiß!“ schlägt Amerlingen vor.

„Dazu bin ich eben zu plötzlich wieder hier hereingeholt worden.“ sage ich, „Wenn sie aufmerksam war, weiß sie, daß etwas Unerwartetes passiert ist. Und selbst, wenn wir so tun, als sei alles in Ordnung – ob sie den Mechanismus kennt oder nicht, daran ändert das nichts.“

„Also, mir reicht es,“ entscheidet Wellington, „Wir ziehen die Verhandlung vor. Heute abend noch. Wir haben noch andere Dinge zu tun. In der Verhandlung reden wir über alles. 19:30, meine Herren. Sorgen Sie bitte dafür, daß bis dahin die Kantine frei ist, Herr Amerlingen! – Sind Sie mit Ihren Mandantengesprächen fertig. Herr Homberg?“

„Nein!“ sage ich.

„Warum denn nicht?“

„Weil eben noch nicht alles abgehandelt worden ist!“

„Darauf können wir jetzt keine Rücksicht mehr nehmen. Um 19:30 fangen wir an.“

Wenigstens bin ich nicht der einzige, der sich durch eine massive Unkenntnis der Strafprozeßordnung auszeichnet, denke ich.

Genauso, wie Wellington es angeordnet hat, geschieht es. Das Abendessen wird allgemein hastiger eingenommen, damit die Kantine rechtzeitig frei ist. Auch Gabi ißt mit – jetzt nicht mehr mit gebundenen Händen – und es ist interessant, zu verfolgen, wie die Besatzungsmitglieder sich ihr gegenüber verhalten. Das Spektrum reicht von Neugier über mitleidige Sympathie zu verdeckter Abneigung. Niemand spricht mit ihr, und sie redet mit niemandem. Ihre Anwesenheit wendet das Gesprächsthema von der bevorstehenden Verhandlung ab. Da das aber das ist, was jetzt alle am meisten interessiert, wird kaum gesprochen. Immer wieder entstehen peinliche Gesprächspausen. ‘Das ist sie also, die uns fast alle umgebracht hätte!’ sagen viele Blicke.

Da sich die Zugänge zur Kantine nicht abschließen lassen, kann man der Verhandlung von den Kabinengängen und vom vorderen Oberdeck ohne weiteres folgen. Die Öffentlichkeit ist also hergestellt, ohne daß dieses explizit so organisiert wurde. Es muß auch jeder im Schiff damit rechnen, jederzeit als Zeuge hinzugezogen werden zu können.

Den Vorsitz haben Wellington, Amerlingen und Fahlenbeek. Prozeßbeobachter sind Doktor Morton und Eugen Serpinski. Ich mache wie vorgesehen die Verteidigung. Einen Kläger oder einen Staatsanwalt gibt es nicht, das übernehmen die Vorsitzenden in Personalunion. Auch nicht ganz rechtsstaatlich, denke ich, aber wir improvisieren ja praktisch alles.

Ohne große Formalitäten läßt Wellington Gabi zunächst alles erzählen, was sie im Laufe des Projektes gemacht hat. Nachdem wir elendiglich lang darüber diskutiert haben, wie sie per Zufall das supersuperuser-Paßwort erfahren hat – aus den wenigen Fakten läßt sich eben nicht herausdestillieren, wer der andere supersuperuser ist, und wenn man noch so nachbohrt – sind wir beim ersten Fall, bei dem Gabi zugibt, die Hand im Spiel gehabt zu haben: Der shutdown des Bordrechners am zweiten Projekttag, dem 15. Januar. Weder mit dem Absturz von Irene's Duocopter will sie etwas zu tun gehabt haben, noch mit der Verlegung des Höhleneinganges durch ein seismisches Torpedo. Das waren ja auch Natalie und ich, denke ich – beides ist eigentlich glaubhaft. Aber den shutdown gibt sie unumwunden zu.

„Das war, als sich Herr Homberg und Frau Rau über Dativ und Genitiv bei 'wegen' gestritten haben, nicht?" erkundigt sich Gabi.

„Das weiß ich doch jetzt nicht mehr!" sage ich. Manche Leute haben wirklich ein besseres Gedächtnis als ich – aber ganz dumpf fällt es mir wieder ein.

Gabi erläutert, daß sie da das erste Mal etwas probiert hat, was systemweiten Schaden anrichten konnte. So richtig klar wurde ihr das aber erst, als sie unsere Reaktionen sah.

„Warum haben Sie es dann nicht selbst wieder rückgängig gemacht?" will Wellington wissen.

„Ich war in den Startlöchern. Ein Shell-Fenster unter 'ROOT' hatte ich so auf dem Bildschirm durch ein anderes Fenster verdeckt, daß niemand sehen konnte, daß ich schon ein 'kill'-Kommando eingetippt hatte. Ich brauchte es nur noch abzuschicken. Dann kam aber die Frau Yay mit ihrer Idee, den shutdown-Prozeß mit einem weiteren solchen abzuschießen, und ich brauchte nicht mehr einzugreifen."

Das wird Natalie nicht freuen, denke ich mir – bis jetzt konnte sie sich in dem Bewußtsein wiegen, damals das Schiff gerettet zu haben.

Der nächste Fall: Beendigung des SISC-Dämons am darauffolgenden Tag. „Ich wollte wissen, wie lange sowas unbemerkt bleibt!“ erklärt Gabi dazu, „Ich stoppte den SISC-Dämon, und weil ich das von der ‘ROOT’-Kennung aus tat, blieb dieses dem System-Audit verborgen. Danach konnte ich zusehen, wie sich meine Kollegen die Köpfe zerbrachen.“

„Ein bißchen erfolgreich waren wir da doch!“ sage ich, „Wir haben da nämlich zum ersten Male gemerkt, daß es einen supersuperuser gibt.“

„Und ich hatte das erste Mal gemerkt, daß ihr das vorher gar nicht gewußt habt!“ sagt Gabi mit einem gewissen Triumph in der Stimme.

„Was hätten Sie getan, um den Normal-Zustand wieder herzustellen, wenn Ihre Kollegen das nicht geschafft hätten?“ fragt Fahlenbeek Gabi.

„Nichts. Dieses Experiment war ja völlig ungefährlich. Ich hätte sie ewig lang suchen lassen!“

„Woher wollen Sie wissen, daß das ungefährlich war? Woher wollen Sie wissen, daß der SISC-Dämon nicht noch andere, wichtige Aktionen zu erledigen hatte?“

„Ich vermutete, daß er sonst nichts Wichtiges zu tun hatte. – Ein Programm – ein Zweck. Das ist UNIX-Philosophie.“ sagt Gabi.

„Da hat sie recht.“ sage ich und ernte dafür von keiner Seite dankbare Blicke.

An dem Tieftemperaturtruhenvorfall will Gabi nicht beteiligt gewesen sein. Und bei der selbsttätigen Änderung der Position des Bootes am dritten und vierten Projekttag hatte sie auch nicht die Hand im Spiel. „Ich war schon dabei, die Sache mit den Device-Treibern für die Regelzellen vorzubereiten!“ sagt sie.

„Was hatten Sie dabei vor? Was sollte daraus werden?“

„Jedenfalls nicht das, was dann daraus geworden ist. Ich wollte das Boot auf Grund legen, mehr nicht. Aber ich habe einen Programmierfehler gemacht.“

„Was für Programmierfehler?“

„Ich wollte bloß erreichen, daß mehr Wasser in die Regelzellen fließt als von der Navigation vorgegeben. Sonst nichts. Daß die Füllung der Regelzellen dann nicht wieder aufhörte, war ein Fehler."

„Ein Programmierfehler?"

„Ja. Ich wollte es nicht."

„Warum haben Sie sich nicht gemeldet und zugegeben, was Sie angestellt hatten?"

„Ich hatte furchtbare Angst!"

„So?"

„Ja. Ich hatte gleichzeitig ausprobiert, wieviele rechenintensive Prozesse man starten kann, ohne daß die Gesamtleistung des Systems dadurch leidet. Herr Daum und Frau Rau fingen sofort an, sich intensiv damit zu beschäftigen. Ich habe dann diese rechenintensiven Prozesse wieder gestoppt und gleichzeitig meinen manipulierten Treiber für die Regelzellen im laufenden Betrieb eingelinkt. Das habe ich von meiner Kabine aus gemacht. Ich war ganz stolz, daß ich das geschafft hatte, und ich wollte gerade nach oben, um mitzuerleben, was die Kollegen sagen würden, wenn das Boot sich plötzlich auf den Grund legen würde. Dann hörte ich aber Frau Rau und Herrn Homberg über einen 'Treiber' reden. Ich dachte, sie wären mir schon auf der Spur. Und da kam ich in Panik."

„Wir haben über einen Treiber geredet?" frage ich, „Davon weiß ich auch nichts mehr!"

„Du hast gesagt, daß du hoffst, daß du dich irrst, daß da von dem Server für die Auftriebsregelung die Rede ist. Kurz vorher war nämlich eine Message-Box auf dem Bildschirmen erschienen, was ich auch nicht beabsichtigt hatte."

„Stimmt." sage ich, „Daran erinnere ich mich."

„Tja. Und weil ich wollte, daß das Schauspiel wirklich stattfand, hielt ich es für das beste, dich eine Weile abzulenken!"

„Wie haben Sie Herrn Homberg denn abgelenkt?" will Wellington wissen.

„Ist das jetzt wichtig?" frage ich, aber es hilft mir nichts. Gabi geht in die Einzelheiten:

„Ich habe ihn ausgiebig an mir rumfummeln lassen. In meiner Kabine. Bis der Wassereinbruch in die Regelzelle passierte!“

„Ach.“ sagt Wellington und sieht mich an.

„Ja. Er war ganz wild darauf, zu prüfen, wo überall Lippenstift hält und wo… naja. Es hat wirklich Spaß gemacht, weil ich noch nicht wußte, wie schlimm es mit dem Wassereinbruch nachher werden würde. Ich dachte ja nur, es gibt ein bißchen Aufregung, weil sich das Boot nicht mehr richtig steuern läßt. Und dann war ich selbst in Panik, als es passierte.“

Wellington geht näher auf die manipulierten Treiber ein: Gabi hätte ja, nachdem ihr klar geworden war, wie das, was passiert war, mit ihren Manipulationen zusammenhängt, ein Wort sagen können, um so die Bereinigung der Situation zu vereinfachen.

„Ich war zu lange in Panik,“ sagt sie dazu, „und als ich wieder klar denken konnte, da lag das Boot eingeklemmt am Boden dieser Höhle und war voll Wasser, aber die Situation wurde nicht mehr schlimmer. Im Gegenteil – es sah so aus, als ob man nach langem Pumpen das Wasser wieder aus dem Boot herausbekommen würde – das ist dann ja auch so geschehen. Und das Problem mit dem eingeklemmten Boot hatte sowieso nichts mit der manipulierten Software zu tun. Die Situation war stabil – da hielt ich eben lieber den Mund.“

„Jedenfalls haben Sie sehr überlegt gehandelt, nachdem sich Ihre Panik gelegt hatte.“ stellt Wellington fest.

„Ja.“

„Sie sind sich darüber klar, daß auch die Reaktorabschaltung nach der Havarie schon für sich alleine gefährlich genug war?“

„Ja.“

„Und trotzdem haben Sie weitergemacht. Und zwar sehr schnell. Als das Boot noch gar nicht wieder flott war, stellten wir fest, daß die Datenbasis der Navigation gelöscht worden war.“

„Tja.“ sagt Gabi kleinlaut.

„Waren Sie das auch?“

Gabi schweigt einen Moment.

„Es ist besser, wenn du sagtst, was du wann und wo gemacht hast, Gabi!“ sage ich.

„Es war überhaupt keine böse Absicht. Ich habe rumgespielt, und dabei ist es passiert."

„Versehentlich gelöscht?" fragt Wellington verwundert.

„Ja."

„Aber alle Sicherungskopien waren doch auch gelöscht – das kann doch kein Versehen mehr gewesen sein!"

„Das war es dann auch nicht. Ich war unsicher. Wollte alle Spuren verwischen. Und weil in der Datenbasis für die Navigation auch festgehalten wird, wer das Navigationssystem wann aufruft, wußte ich nicht, was von meinen Aktionen wo gespeichert sein könnte. Und da habe ich eben reinen Tisch gemacht!"

„Großer Gott," sagt Wellington, „so ein Motiv habe ich noch nie gehört!"

Ich muß ihm recht geben. Wie ein Kind, das einen Apfel stiehlt und aus Angst vor Entdeckung die ganze Speisekammer anzündet. Haben wir es denn hier nicht mit einer erwachsenen Frau in mittleren Jahren zu tun?"

„Ich war immer unsicher. Das System ist so kompliziert. Immer dachte ich, daß man trotzdem noch etwas finden könnte. Man kann sich als supersuperuser alles ansehen, aber es ist so entsetzlich viel da, was man sich ansehen kann! Man ist nie sicher, ob es irgendwo nicht doch eine deutliche Spur gibt."

„Was passierte denn dann als nächstes?"

„Eine ganze Weile gar nichts mehr. Ich hatte Angst, etwas falsch zu machen."

„Da war der Vorfall mit der manipulierten Streßanalyse."

„Das war ich nicht!" sagt Gabi entschieden.

„Nein?"

„Nein. – Aber ich glaube, daß es der andere supersuperuser war. Aber ich kann nichts beweisen."

„Warum sollte der das gewesen sein?"

„Um uns in Sicherheit zu wiegen."

„In Sicherheit wiegen?" fragt Wellington erstaunt.

„Ja. Derjenige, der das gemacht hatte, muß wohl gedacht haben, daß die Streßanalyse schon bald beunruhigende Werte anzeigen würde, und daß

wir dann umkehren würden. Daß das Boot mit dem Druck trotzdem so gut fertiggeworden ist, konnte derjenige zu dem Zeitpunkt noch nicht wissen. Für uns war es ja auch eine Überraschung."

„Also meinen Sie, jemand wollte sicherstellen, daß wir weiterfahren?"

„Ja. – Jemandem an Bord ist das sehr wichtig. Glaube ich. Und ich glaube, daß es der andere supersuperuser ist. Ich habe aber keine Beweise."

„Sie könnte rechthaben," sage ich, „Denn es gibt noch einen ähnlichen Vorfall."

Wellington sieht mich erstaunt an. Und ich sehe Doktor Morton an, weil ich nicht sicher bin, ob ich sagen darf, was ich dazu sage könnte.

„Worauf Herr Homberg hinauswill ist, daß jemand aus genau dem gleichen Grund bei Herrn Elderman's Tod nachgeholfen haben könnte!"

„Wie das?"

„Einzelheiten sind jetzt wohl nicht wichtig. Aber ich darf Sie daran erinnern, daß wir Bedenken hatten, den Druck im Boot an den hiesigen Außendruck anzugleichen, solange Herr Elderman in seinem sehr ernsten Zustand war. Sowie er tot war, ist dieses Argument weggefallen."

„Haben Sie jemanden Bestimmten in Verdacht?"

„Nein. Jeder kann in der Krankenstation gewesen sein."

„Und wie ist er umgebracht worden?" will Wellington noch einmal wissen.

„Das werde ich Ihnen nicht sagen."

„Warum nicht? Sie stehen hier als Zeuge vor einem Gericht, Doktor Morton!"

„Außer mir weiß nur der Täter die Methode. Es gibt da noch eine Möglichkeit, ihn zu überführen."

Wellington sieht die Ärztin zweifelnd an. Aber die macht nicht den Eindruck, als ob sie ihre Haltung modifizieren würde, ganz gleich, mit welchem Nachdruck man sie dazu zu bewegen versuchte. – Warum argumentiert sie eigentlich nicht mit ihrer ärztlichen Schweigepflicht? Gilt die vor Gericht nicht? Noch ein Punkt, den ich nicht weiß. Oder, wer weiß, vielleicht ist die ärztliche Schweigepflicht EG-weit aufgeweicht worden, und ich weiß es nur nicht, weil niemand darum ein großes Aufheben gemacht hat.

Außerdem hat die Ärztin eine Art Autorität an sich, die schwer anzugreifen ist – auch für Wellington. Er geht deshalb der Sache nicht weiter nach – Allerdings bin ich sicher, daß er sie nicht vergißt.

„Gut." sagt er und wendet sich wieder an Gabi, „kommen wir zur Streßanalyse zurück. Über diesen anderen Gesichtspunkt reden wir später. Wir sammeln ja erst einmal Ihre Behauptungen auf, und in diesem Fall behaupten Sie, daß Sie es nicht waren. Alles andere ist aber auch nur Vermutung. Ist das so richtig?"

„Ja."

„Ist Ihnen selber die Manipulation der Streßanalyse aufgefallen, bevor sie jemandem anderen aufgefallen ist?"

„Nein."

Einer der nächsten, schwerwiegenden Vorfälle auf seiner Liste ist die 120 Minuten lange Blockierung der Schiffststeuerung in der Jungfrauen-Spalte.

„Ja." sagt Gabi nach einigem Überlegen, „Das war ich. Ich fand eine Möglichkeit, wie man das Schiff für einen vorherbestimmbaren Zeitraum von jeder Einflußnahme durch die Rudergänger trennen konnte. Es juckte mich in den Fingern, es auszuprobieren – es hatte ja auch eine ganze Menge Arbeit gekostet, und ich mußte einen großen Teil der Schiffssteuerung recompilieren und wiedereinbinden. – Ich wollte wissen, wozu ich in der Lage bin."

„Das hätte uns fast das Leben gekostet!" sagt Wellington, „denn genau da…"

„Einspruch!" sage ich, „Dieser Aufenthaltsort war sowieso extrem gefährlich. Unsere Chance, daß wir das überstehen würden, war sehr klein und wurde durch das Blockieren der Steuerung nicht kleiner. Während dieser heftigen Strömungsvorgänge war das Schiff sowieso steuerlos. Das können wir ihr nicht in die Schuhe schieben!"

„Gut." nickt Wellington nach einer Weile, „Niemand wußte, daß es so kommen würde, und sie wollten das Schiff nur einfach für eine gewisse Zeit steuerlos machen, um uns zu beunruhigen, ja?"

Komische Verhandlungsführung, denke ich – er zerlegt ihr die Behauptungen mundgerecht und gar nicht einmal ungünstig für sie formuliert.

Wahrscheinlich will er schnell durch die Verhandlung kommen, oder wenigstens schnell die Liste der Geständnisse hinter sich bringen. Naja, ist ja seine Sache. Besser, als wenn er hinter allem und jeden die schlimmstmögliche Absicht vermuten würde. Als Verteidiger kann man es wahrscheinlich mit unangenehmeren Richtern zu tun bekommen haben.

Aber wie soll man diese Motivation bewerten – wenn das wahr ist, was Gabi sagt? Rauskriegen, wozu man den Rechner bringen kann. Die eigene Intelligenz gegen alle Sicherheitsschranken des Betriebssystems zu testen. Motiv vieler Hacker – die Phase macht jeder einmal durch, wenn man in die Informatik und die praktische Arbeit mit Computersystemen einsteigt. Uns zu schaden hat sie nicht beabsichtigt, wohl aber in Kauf genommen. 'Billigend in Kauf genommen', wie die Juristen sagen. Das wird noch kommentiert werden, denke ich.

„Und warum haben Sie sich nach diesem Vorfall nicht zu erkennen gegeben? Nachdem das Boot in die Welthöhle transportiert worden war?"

„Warum sollte ich? Ich habe überhaupt nicht mehr daran gedacht! Der Übertritt in die Welthöhle war doch aufregend genug!"

„Das Boot lag auf dem Kopf, wenn ich mich recht erinnere. Wir hätten es vielleicht früher wenden können."

„Als ich daran dachte, die Blockierung aufzuheben, waren sowieso nur noch ein paar Minuten übrig."

„Mmh."

Wellington blättert durch die Notizen, die er sich gemacht hat. „Wissen Sie eigentlich etwas von den Bomben?" fragt er, „Von den nuklearen Torpedos, die wir an Bord haben?"

„Ich weiß seit kurzem, daß wir sowas an Bord haben. So, wie alle anderen auch."

„Könnten Sie sich vorstellen, warum wir sowas an Bord haben?"

„Warum sollte gerade ich mir das vorstellen können?"

„Ich möchte es gerne hören!" Wellington läßt nicht locker.

„Übriggeblieben von der Umrüstung des Schiffes auf zivile Zwecke. Versehentlich. – Das ist aber nicht meine Idee."

„Mmh." sagt Wellington und sieht sie scharf an. Ich denke, der Zweck dieser Frage ist einfach der, sie zu einem Punkt zu befragen, von dem er

aus irgendeinem Grunde überzeugt ist, daß sie damit ganz gewiß nichts zu tun hat. Dann weiß er, wie sie bei solchen Fragen reagiert. Für Vergleiche bei anderen Themen. – So stelle ich mir das jedenfalls vor. Wellington weiß, daß Gabi mit uns zusammen in München für das Projekt ausgebildet wurde. Sie kann gar keinen Einfluß auf den Prozeß der Bootsumrüstung gehabt haben.

„Der nächste Vorfall, bei dem Sie die Hände im Spiel hatten, war am 14. Februar. Der Vorfall, bei dem Frau Rau umgekommen ist. Würden Sie uns die Reihenfolge schildern?“

„Tja.“ sagt Gabi zögernd.

„Oder wollen Sie behaupten, daß Sie damit nichts zu tun haben? – Es erschien dieselbe Messagebox auf allen Bildschirmen wie bei dem Vorfall in der Jungfrauen-Spalte. Warum haben Sie es noch einmal getan?“

„Schwer zu erklären.“ sagt Gabi.

„Probieren Sie’s! Wir werden uns alle Mühe geben, es zu verstehen.“

„Ich wollte, daß niemand zu Schaden kommt – deshalb habe ich es noch einmal gemacht.“

„Was?“

„Ja, ich meine das so: Das Blokadeprogramm hatte ich ja. Aber ich war nicht sicher, ob es unter allen Umständen funktioniert. – Ich wollte es als Mittel behalten, um die Besatzungsmitglieder eventuell mal wieder zu – erschrecken. Aber ich wollte auch, daß dabei nichts wesentliches kaputtgeht. Und deshalb schrieb ich eine Erweiterung. Diese sollte das Boot in einen Nullzustand versetzen. Vortrieb aus, Regelzellenfüllung neutral und so weiter. Also nicht einfaches Beibehalten der bisherigen Maschineneinstellungen, sondern aktives Erreichen eines Zustandes des Bootes, der beliebig lange und ohne Gefahr beibehalten werden kann.“

„Aha.“

„Ja, und ein neutraler Bootszustand kann eigentlich nur im getauchten Zustand definiert werden. Wenn das Boot an der Oberfläche ist, dann wird der Aufruf des Blokadeprogrammes den Tauchvorgang einleiten. Luken schließen und äußere Tauchzellen entlüften, danach auspendeln und ausregeln. So habe ich es gemacht.“

„Ist das der Grund, daß die Messagebox gleichzeitig mit dem Entlüften der äußeren Tauchzellen auf allen Bildschirmen auftauchte?“

„Ja.“

„Wollen Sie vielleicht sagen, daß sie Ihr modifiziertes Programm zu diesem Zeitpunkt getestet haben?“

„Ja. Irgendwann mußte ich es testen. Ich wollte ja wissen…“

„Wußten Sie, daß Rau und Homberg draußen waren?“

Gabi sagt nichts. Dafür sagt Serpinski etwas: „Ich glaube, das wußte jeder an Bord!“

Natürlich wußte es jeder an Bord, einschließlich Wellington, Amerlingen und Fahlenbeek. Nach dem, was mir brühwarm erzählt wurde, nachdem es mir gelungen war, mich selbst ins Schiff zu retten, hatten Carola und ich ja viel Publikum.

„Ich möchte es von Frau Gohlmann wissen!“ sagt Wellington, „Wußten Sie es?“

„Ja.“

„Und wie lange wußten Sie es?“

„Eine ganze Weile.“

„Was ist ‘eine ganze Weile?’„

„Ich glaube, es war über eine Stunde.“

„Und Sie wußten es die ganze Zeit?“

„Ja.“

„Und dann kamen Sie plötzlich auf die Idee, Ihr Blokadeprogramm noch einmal auszuprobieren?“

Gabi antwortet nicht.

„Ich möchte, daß Sie mir genau erzählen, was in dieser Stunde passiert ist, und was sie gesehen haben! Mit Ihren eigenen Worten.“

„Ich möchte nicht. Ich habe das Programm noch einmal gestartet. Mit der Modifikation. Das muß doch genügen.“

„Dann müssen wir annehmen, daß sie Frau Rau und Herrn Homberg vorsätzlich umbringen wollten! Und im Falle von Frau Rau ist Ihnen das ja auch gelungen.“

„Nein, so war es nicht!“ Gabi ist einen Moment heftig, fängt sich aber gleich wieder.

„Wie war es denn?“

„Wir haben gesehen, daß sie nicht weit rausgeschwommen sind. War Ihnen wohl zu heiß, das Wasser. Sie haben sich dann vorne steuerbord an die Kollisionsschienen gehängt und nur noch Wasser getreten. Wahrscheinlich haben Sie sich zuerst nur unterhalten.“

„Woher konnten Sie das wissen?“

„Sie haben sich genau vor einer der Außenkameras aufgehalten.“

„Weiter.“

„Dann bin ich erst aufmerksam geworden, weil Herr Cohausz laut etwas dazu gesagt hat.“

„Was hat er gesagt?“

„Daß der Homberg sich dauernd an den Eiern kratzt!“

Aus der Richtung des vorderen Oberdecks kommt ein lautes Lachen.

„Was soll ich getan haben?“ frage ich.

„Herr Homberg, nicht jetzt! Wir befragen Frau Gohlmann.“

Da sieht man mal wieder, was man so tut, wenn man nicht drauf achtet und überzeugt ist, daß es auch sonst niemanden interessiert.

„Ja, er hat gesagt, er hat sich in zehn Minuten schon 80 mal an die Eier gefaßt.“

„Und das war so interessant, daß da alle zugesehen haben?“ Wellington läßt sich nichts anmerken.

„Herr Cohausz fing irgendwann an, laut mitzuzählen. Die meisten fanden das lustig. Und dann fing Herr Homberg an, an Frau Rau rumzufummeln.“

„Das stimmt nicht!“ werfe ich ein.

„Naja, es hat eine Weile gedauert, aber dann fing er damit an!“ Gabi läßt sich nicht beirren, „Da kam ich auf die Idee, daß es die beiden vielleicht ordentlich erschrecken würde, wenn das Boot tauchen würde.“

„Und das haben Sie dann getan?“

„Nein. Nicht gleich. Erst, als sie sich, – äh – irgendwie umklammert…“

„Und deshalb wollten Sie sie erschrecken?“

„In dem Moment fiel mir ein, daß mein verändertes Blokadeprogramm inzwischen genau das leisten würde – nämlich, das Boot tauchen zu las-

sen. – Und da tat ich's. – Es war ganz spontan. Ein ganz spontaner Entschluß."

„Hatten Sie vor Ihrer Einstellung in dieses Projekt einen psychologischen Test?"

„Nein. Warum?" fragt Gabi.

Wellington macht wieder Notizen. „Bleiben wir dabei, daß wir fragen und Sie antworten, ja? – Was geschah dann?"

„Erst genau das, was ich beabsichtigt hatte. Tauchalarm. Die beiden lösten sich wieder voneinander, aber ich habe dann nicht mehr hingesehen. Und die anderen auch nicht. – Später erfuhr ich dann, daß Homberg es noch ins Schiff geschafft hatte."

„Weiter."

„Dann ging etwas schief mit meinem Programm. Es hätte das Boot zum Stillstand bringen sollen, und dieses hätte sich dann unbeweglich 120 Minuten lang an derselben Stelle aufgehalten."

„Zweifellos zu lange für die Frau Rau!"

„Ich hatte ja die Absicht, das Programm vorzeitig zu unterbrechen. – Das müssen Sie mir glauben! – Aber es ging nicht mehr. Irgend etwas im Betriebssystem wurde überschrieben. Dann haben Herr Daum und Herr Homberg versucht, das wieder hinzukriegen. Dabei sank das Boot immer weiter, und die Außenortung stürzte auch noch ab."

„Warum haben Sie spätestens da kein Wort gesagt?"

„Ich glaube, es hätte nichts mehr genützt. Es war zu spät. – Ich hoffte die ganze Zeit, daß wenigstens das Blokadeprogramm sich wie vorgesehen selbst beenden würde. Ich war nicht sicher. Es war die Hölle, die ganze Zeit!"

„Für die Frau Rau war es die Hölle." stellt Wellington fest.

„Ja."

„Was mich interessiert – wieso sind sie auf die Idee mit dem Tauchen genau dann gekommen, als Homberg und Rau anfingen, vor der Außenkamera zu coitieren?"

Ich zucke zusammen, wie er es so klar ausspricht. Aber dieses ist eine Untersuchung, und es wird ein Mord untersucht. Da müssen die Dinge beim Namen genannt werden.

„Ich wollte den beiden eins auswischen!“

„Waren Sie eifersüchtig?“

„Nein!“ sagt Gabi mit etwas zuviel Nachdruck.

„Wollten Sie sie umbringen?“

„Natürlich nicht.“

„Dafür haben Sie ziemlich entschlossen gehandelt!“

„Ich habe es nicht gewollt!“ sagt Gabi. Ich habe gewußt, daß ich diese Ausrede noch mal zu hören bekomme. Wellington kommentiert das gar nicht.

„Es war ein Streich!“ fügt Gabi hinzu, „Nichts weiter.“

„Ein Streich also. – Dieses Blokadeprogramm – Sie geben ja zu, daß nicht alles so funktioniert hat, wie Sie es beabsichtigt haben?“

„Ja.“

„Haben Sie besondere Vorkehrungen getroffen, daß die ‘Nullstellung des Schiffes’, wie Sie es nennen, nicht wesentliche Beeinträchtigungen anderer Vorgänge an Bord bedeutet?“

„Nein – eigentlich nicht. Da waren ja keine weiteren Beeinträchtigungen zu erwarten.“

„So? Wieso sind Sie so sicher, daß ein Eingriff in die Steuerung des Schiffes, der ja einem Eingriff in den Energieverbrauch des Schiffes gleichkommt, nicht irgendwelche Rückwirkungen auf zum Beispiel den Reaktor hat?“

„Ich denke es!“

„Warum denken Sie es?“

„Der Reaktor muß doch seine Energieproduktion irgendwie an der Energienachfrage ausrichten! – Ist das nicht plausibel?“

„Haben Sie sich genau diese Gedanken gemacht, als Sie ihr Blokadeprogramm schrieben und modifizierten?“

„Ja – so ungefähr.“

„Nicht genau?“

„Ich weiß nicht mehr.“

„Sie wußten nicht mit letzter Sicherheit, welche Rückwirkungen das Programm auf den Reaktor hat, nicht wahr?“

„Mit letzter Sicherheit weiß man bei diesem Rechnersystem ja überhaupt nichts!“

„Ach! Dessen waren Sie sich bewußt! Und trotzdem haben Sie in Kauf genommen, daß Ihr Programm unerwartete Ergebnisse produzieren könnte!“ Wellingten scheint leicht aufgebracht.

„Das ist doch bei jeder Handlung im Leben so!“

„Sind wir jetzt unter die Philosophen gegangen?“

Gabi weiß nicht genau, was sie darauf antworten soll. Ich halte das für eine überflüssige Polemik, die Wellington da mit unbewegtem Gesicht geäußert hat, aber vielleicht ist das seine Art, sich Luft zu machen. Er fährt fort:

„‘Nullstellung des Schiffes’ – was bedeutet das bei der Trimmung? Einfrieren der momentanen Trimmungsparameter oder neutrale Trimmsollstellung?“

„Ich habe mich nicht um die Trimmung gekümmert.“

„Sie haben sich nicht um die Trimmung gekümmert? – Wer bei einem U-Boot in die Steuerung eingreift, wie auch immer, kümmert sich um alles! Wie kann man ein U-Boot unter Wasser steuern, ohne sich um die Trimmung zu kümmern? – Wissen Sie, daß wir es dann wohl nur einem Zufall zu verdanken haben, daß das Boot auf ebenem Kiel geblieben ist?“

Ganz so ist es nicht, wie ich weiß: all diese Regelvorgänge werden unter PRO-UNIX durch parallele Prozesse verwaltet. Wenn man davon einen manipuliert, ist die Chance, daß die anderen ihre Arbeit weitermachen, immer noch recht gut. Aber ich sage dazu nichts, um nicht Wellingtons’s Unwillen auf mich zu ziehen.

„Sie haben also leichtfertig das Leben aller an Bord aufs Spiel gesetzt. Zum wiederholten Male.“

Gabi macht eine Kopfbewegung, die man als Nicken, als auch als Kopfschütteln auffassen könnte, aber sie sagt nichts.

„Kommen wir zu dem Vorfall heute Mittag.“ setzt Wellington die Verhandlung fort. Zunächst erfragt er die Umstände, die Gabi dazu gebracht haben, mich mit einem Revolver zu bedrohen. Es ist so, wie ich gedacht habe: Sie hatte sich entdeckt gefühlt und ist in Panik geraten. Und dann war sie es ja auch.

„Gut.“ sagt Wellington, „Sie hätten den Revolver hinlegen und alles als ein Mißverständnis erklären können. Warum haben Sie das nicht getan?“

„Inzwischen war ich mir klar darüber, daß ich wegen Frau Rau unter Mordverdacht stehen würde. – Es war schon alles so verfahren!“

„Und dann haben Sie alles noch schlimmer gemacht. Geiselnahme, Piraterie…“

„Piraterie?“

„So heißt das, wenn man ein Schiff widerrechtlich in seine Gewalt bringt.“

„Sie war verwirrt und wußte nicht, was sie tat!“ werfe ich ein.

„Wir werden der Verteidigung noch Gelegenheit geben, sich zu äußern!“ ranzt Wellington mich an. Ungerecht: Einerseits halten wir uns nicht so richtig an die Strafprozeßordnung, andererseits werde ich gerügt, wenn ich die Reihenfolge auch nicht einhalte.

„Was haben Sie sich bei der ‘Kommandoübernahme’ gedacht?“

„Nichts. – Ich weiß nicht mehr.“

„Nichts.“ Wellington stützt seinen Kopf auf: „Nichts haben Sie sich gedacht. – Was sollen wir bloß mit Ihnen machen?“

So eine Frage wird einem Angeklagten vor Gericht eigentlich nicht gestellt.

„Sie können doch sowieso mit mir machen, was Sie wollen!“ sagt Gabi trotzig. Das habe ich von ihr schon gehört.

„Das würden wir, wenn wir Sie wären.“

Gegen so eine rudimentär beleidigende Bemerkung müßte ich eigentlich Protest einlegen – aber ich halte schon wieder den Mund.

Wellington wendet sich an Amerlingen: „Sollten wir eigentlich die Unprofessionalität dieses Blokadeprogrammes weiter verfolgen? Man müßte es untersuchen, und das könnte langwierig werden!“

Amerlingen zuckt die Schulter: „Ich glaube, man kann sich auf die Hauptstraftatbestände beschränken und die anderen nur soweit berücksichtigen, wie das zur Beweisaufnahme erforderlich ist. – Außerdem wäre zur Analyse des Blokadeprogrammes Frau Rau am befähigsten gewesen…“

„Der Herr Daum ist auch Informatiker!“ werfe ich ein. Daß ich das auch kann, erwähne ich nicht, weil ich absolut keine Lust habe, die Programme von anderen Leuten zu lesen, wenn ich es nicht muß.

„Was haben wir den jetzt?“ Wellington geht seine Aufzeichnungen durch: „Sabotage, fahrlässige Tötung bis Mord – ist meiner Meinung nach noch unklar, Störung des Betriebes einer kerntechnischen Anlage – nach welchem Recht müssen wir das eigentlich behandeln?“

Interessante Frage. Sollte man sich das nicht vorher überlegen?

„Nach deutschem Recht – sie ist Deutsche. Außer in den Dingen, wo europäisches Recht deutsches Recht bricht.“ überlegt Amerlingen laut.

„Ach ja. – Und welche Fälle sind das?“

„Äh – ich weiß nicht.“

„Und welches Gericht überprüft das, was wir hier machen? – Ein deutsches?“

„Steht sicher in den Dienstvorschriften drin.“

„Dieses Schiff läuft aber unter britischer Flagge!“ stellt Wellington fest.

„Das weiß ich! – Das ist aber auch das Einzige, was ich sicher weiß.“ gibt Amerlingen zu.

Ohne Zeugen würde ich mir an den Kopf schlagen. Gabi’s Hack- und Sabotageversuche, ihre ‘Streiche’ waren dilettantisch. Aber diese Verhandlung und ihre Vorbereitung auch. Nicht nur, daß keiner die Strafprozeßordnung kennt – wir wissen auch nicht, welche Strafprozeßordnung es nun ist, die wir eigentlich kennen müßten! – Wie weit ist es von da noch bis zum Rechtssystem der Granitbeißerinnen? Die Kommandantin eines Saurierfängers hat immer recht, und die ausführende Gewalt ist ihr Schwert. So war es doch, oder? Wäre jetzt auch viel einfacher. Gabi wäre dann allerdings schon längst tot. Und in der Speisekammer, wie bei den Granitbeißerinnen üblich. Ich hoffe, sie weiß das zu würdigen.

„Also, ich sehe das so,“ sagt Fahlenbeek, „daß wir sowieso nur provisorische Maßnahmen treffen können. Beweissicherung, Zeugenaussagen, Geständnisse aufzeichnen, und dann Maßnahmen zur Sicherung des weiteren Projektverlaufes. Wir brauchen uns keine Gedanken darüber zu machen, nach welchem Recht wir hier entscheiden!“

„Ich fürchte, in diesem Punkte sind Sie im Irrtum!“ widerspricht Wellington, „Vielleicht ist es so, daß wir uns nicht auf ein bestimmtes Rechtssystem berufen müssen, um zu entscheiden. Aber entscheiden müssen wir, und solange wir unterwegs sind, ist die Entscheidung eines Bordgerichtes bindendes Recht – auch wenn sie falsch war, sei es nun grundsätzlich oder bezüglich einer bestimmten Rechtsanwendung.“

„Ja, dann entscheiden wir halt!“

„Diese Entscheidung, so grundsätzlich sie für den Rest der Dauer des Unternehmens ist, wird nichtsdestoweniger nach unserer Rückkehr überprüft! – Wir müssen für unsere Entscheidungen juristisch geradestehen, in vollem Umfange!“

„Wir haben doch auch nicht die Absicht, Unrechtsentscheidungen zu treffen.“ wendet Amerlingen ein.

„Natürlich nicht. Aber Maßnahmen, die aufgrund eines strafrechtlichen Prozesses an Bord eingeleitet werden, bedeuten für einen Angeklagten unter Umständen eine einschneidende Beschneidung seiner persönlichen Rechte und seiner Bewegungsfreiheit. Und wessen Rechte und Bewegungsfreiheit eingeschränkt sind, der lebt gefährlicher als andere, sowohl an Bord eines U-Bootes als auch in der Welthöhle, wie wir aus Homberg's Beschreibungen wissen. Wir gefährden also das Leben des Angeklagten. Und dafür müssen wir gute Gründe haben!“

„Gut, aber müssen wir denn unter den gegenwärtigen Umständen so schwerwiegende Maßnahmen treffen?“

„Die Umstände, über deren Beurteilung wir befinden müssen, sind doch klar! Ich habe sie schon aufgezählt: Sabotage und Tötungsdelikt, im wesentlichen. Wiederholung nicht restlos ausgeschlossen – auch wenn die Angeklagte sich noch dazu durchringen sollte, einen hinreichend zerknirschten Eindruck zu machen – was sie nicht tut! Die Faktenlage schließt Wiederholungen nicht aus. Oder sind Sie anderer Meinung?“

„Auf welche Entscheidung wollen Sie denn hinaus?“

„Auf die, die für die Gesamtheit der an Bord Lebenden und den Projektfortschritt am günstigsten ist. – Wir sollten das jetzt unter sechs Augen besprechen. Am besten wir ziehen uns in die Zentrale zurück.“

„Moment," sage ich, „soll die Verteidigung denn gar nicht gehört werden?"

„Wieso? Haben Sie denn noch etwas zu sagen?" fragt Wellington.

„Selbst, wenn ich nichts zu sagen hätte, wäre es meine Pflicht, etwas zu sagen! Ich bin zum Verteidiger berufen worden! Da darf man sich nicht einfach ausruhen – wir sind doch hier nicht vor dem Volkgerichtshof!"

„Da hat er recht!" sagt Amerlingen.

„Gut, Herr Homberg. Bitte. Ihr Plädoyer!"

Mit dieser Aufforderung nimmt er mir wieder den Wind aus den Segeln. Ich muß ein paar Sekunden auf und abgehen, bis ich meine ersten Sätze formuliert habe.

„Ein paar Dinge, über die ich mit meiner Mandantin gesprochen habe, sind jetzt nicht gefragt worden. Da diese Verhandlung bis jetzt nicht den genauen Spielregeln eines Strafprozesses folgt, wie Sie selbst zugegeben haben, werden Sie mir gestatten, daß ich im Rahmen des Plädoyers auch noch einige Fragen an Anwesende richte!"

Die Redeweise 'meine Mandantin' kommt mir geschraubt vor. Aber offenbar ist die Eröffnung gar nicht so schlecht angekommen – Doktor Morton lächelt mir ermutigend zu, Eugen grinst und sogar Gabi zeigt Interesse.

Zuerst gehe ich darauf ein, daß Gabi dieses supersuperuser-Paßwort durch Zufall erfuhr, und daß sie ohne das wahrscheinlich gar nicht auf die Idee gekommen wäre, diese wenn auch gefährlichen Streiche zu machen. Das scheint Wellington aber nicht zu beeindrucken, soweit ich es beurteilen kann. Also probiere ich etwas anderes:

„Gabi, du hast in letzter Zeit mehrfach den Ausdruck 'Scheißmänner' gebraucht. Würdest du uns erläutern, warum?"

„Ich habe das nur einmal von ihr gehört." sagt Wellington.

„Ich glaube, ich habe die Frage an meine Mandantin gerichtet!" sage ich.

Gabi druckst rum.

„Du hast es in einem Tonfall gesagt, als ob du wirklich meintest, was du sagtest!" ermuntere ich sie.

„Ich habe daran gedacht, wie anders dieser Vorfall beurteilt worden wäre, wenn es ein Mann gewesen wäre – ich meine, diese Vorfälle, aber ohne die gefährlichen Auswirkungen."

„Du meinst, wenn jemand erfolgreich Teile am Betriebssystem manipuliert, dadurch aber niemand zu Schaden kommt und die Sache dann entdeckt wird?“

„Ja. So ungefähr. Derjenige würde mit seiner Gerissenheit und seiner Kenntnis des Betriebssystems ganz schön protzen können!“

„Mag sein,“ sagt Wellington, „Aber wenn Sie keinerlei Schaden angerichtet hätten, dann würden wir das doch auch ganz anders beurteilen! – Wahrscheinlich würden wir uns nicht die Mühe machen, diese Verhandlung durchzuziehen!“

„Sie würden es anders beurteilen, in Abhängigkeit davon, wer es gemacht hat. Ja. vielleicht würden Sie sogar genau denselben Tatbestand bei einem Mann anders beurteilen.“

„Wie kommst du darauf, daß es so sein könnte?“ frage ich.

„Es war immer so!“

„Wann war es immer so?“

„Bisher – in meinem bisherigen Beruf.“

„Du meinst, du bist in deinem bisherigen Beruf benachteiligt worden, weil du eine Frau bist?“ frage ich.

„Ja.“

„Sind Sie hier an Bord benachteiligt worden, weil Sie eine Frau sind?“ fragt Wellington.

„Nein.“

„Sonst irgendwann, im Verlaufe des Projektes? In der Vorbereitungsphase vielleicht?“

„Nein. Nicht.“

„Dann werden Sie uns doch sicher von der Verantwortung für Ihre früheren diesbezüglichen Erfahrungen freisprechen?“

„Mmh. – Ja.“

„Ich glaube, man muß das jetzt anders sehen,“ sage ich, „Wegen dieser früheren Erfahrungen befindet Sie sich in einer permanenten Verteidigungsstellung, auch wenn dieses im Projekt nicht notwendig und nicht gerechtfertigt war. Die erfolgreichen Manipulationen an der Bordsoftware waren dafür eine gewisse Kompensation. Deshalb…“

„Spielen Sie jetzt den Amateurpsychologen, Herr Homberg?“ fragt Wellington bissig.

„Nein, ich möchte nur die Beweggründe…“

„Die möchten wir von Frau Gohlmann hören.“

Was für eine weise Entscheidung, denke ich, daß ich nicht Jura studiert habe und Anwalt geworden bin. Dann müßte man sich wohl dauernd von Staatsanwälten und Richtern so zusammenstauchen lassen.

„Ab und zu will ich wissen, was ich kann, und ich will es mir beweisen!“ sagt Gabi. Das ist eigentlich genau das, was ich andeuten wollte.

„Das brauchst du hier an Bord nicht! – Schon die bloße Tatsache, daß du hier an Bord bist, zeigt, daß man deine Qualifikationen so hoch einschätzt, daß du dir eigentlich nichts beweisen mußt! Alle hier an Bord sind überdurchschnittlich qualifiziert, auch du!“

„Herr Homberg!“ wird Wellington laut.

„Ja?“

„Was glauben Sie eigentlich, was ein Verteidigungsplädoyer sein soll?“

„Ich weiß nicht. Ich lerne es gerade.“

„Sind Sie jetzt fertig?“

„Nur noch eine Frage hätte ich!“

„Und?“

An Gabi gewendet frage ich: „Was würdest du tun, wenn du dich weiter frei an Bord bewegen dürftest? Würdest du es noch einmal ausprobieren, wenn du könntest?“

Vielleicht kann sie ja, denke ich, denn wir wissen immer noch nicht, wie es sich mit dem neuen supersuperuser-Paßwort verhält.

„Ich würde nichts mehr tun.“ sagt sie. Wenigstens versucht sie keinen Augenaufschlag.

Ertapptes Schulmädchen verspricht Besserung, denke ich.

„Versprochen?“

„Versprochen.“

„Okay. Ich glaube dir. Ob diese Herren dir glauben, darauf habe ich keinen Einfluß.“ Und zu den drei Schiffsoffizieren gewandt sage ich: „Ich beantrage Aussetzung jeder Maßnahme zur Bewährung. Plädoyer Ende.“

Wellington steht auf, und die anderen beiden folgen ihm in Richtung Zentrale. Gabi sieht mich an:

„Und? Was meinst du, was wird?“

„Ich würde dich am liebsten übers Knie legen.“ sage ich ganz undiplomatisch.

Das darf ein Anwalt laut Strafprozeßordnung natürlich nicht.

Sie beratschlagen lange. Aber als sie wiederkommen, kann ich als Verteidiger einen Erfolg verbuchen: Rest der Reise in Fesseln, aber auf Bewährung – also erst einmal nicht in Fesseln. Aber ihre User-Id auf dem Rechner wird zunächst natürlich gesperrt – auf der Stelle – Edwin wird geholt, um dieses sofort zu tun. Das nützt natürlich nur etwas, wenn sie nicht mehr über das supersuperuser-Paßwort verfügt. Sicher sind wir uns in diesem Punkte nicht.

Es ist bald Mitternacht, und wir können endlich in die Falle gehen. Wenn wir uns mehrere solche Verhandlungen im Projektverlauf leisten, können wir unser wissenschaftliches Forschungsprogramm vergessen.

Programm für den nächsten Tag, den 17. Februar 1999: Da weitermachen, wo wir aufgehöhrt haben. Gerald will weitere Gesteinsproben, unsere Biologen wollen endlich das erste organische Material unter ihre Mikroskope bekommen, und die Paläontologen und Zoologen wollen endlich eine interessante Tierart vor Kameras und Mikrophone bekommen.

Südseite der Coracora-Insel. Wir folgen wieder dem Uferverlauf, diesmal langsamer und gründlicher, als wir es schon getan haben, als wir Carola suchten.

Die Gesteinsproben, die Gerald haben will, kann er nur von den steilen Uferabschnitten nehmen. Dort, wo der Urwald bis zum Ufer hinunterreicht, ist der Fels von Humus und Pflanzenwuchs bedeckt. Da sind die ersten organischen Proben für die Biologen ganz leicht zu erhalten: Man schneidet einfach ein paar Blätter von Bäumen, die über das Wasser ragen, ab. So kriegt man wenigstens einmal eine Zelle aus der Welthöhle unter das Elektronenmikroskop.

Aber darüber hinaus ist es schwierig. Massenweise Proben einzusammeln werden wir sowieso nicht, weil wir nicht den Platz haben, das alles nach Hause zu bringen. Was wir messen und anfassen und sehen, landet als Daten im Computer. Aber um Pflanzen zu sehen, anzufassen und zu klassifizieren, muß man sie erst einmal haben, muß feststellen, wo die eine Pflanze anfängt und die andere, vielleicht ein Parasit, aufhört, muß also Wurzeln und Äste auseinanderfummeln. Man müßte also an Land gehen.

Das geht nirgends. Die Steilheit des Ufers und sein dichter Bewuchs verhindern das. Dazu die schwüle Hitze, die sehr wenig motiviert, sich aus der Reichweite der kühlen Bordspringbrunnen hinauszubegeben.

Wieder fällt mir das Mißverhältnis auf: Unser modernes U-Boot, und wie sammeln wir unsere Proben ein? Wir lesen sie vom Boden auf und schneiden sie ab, und das unter allerlei schweißtreibenden Verrenkungen. Naja, die Apollo-Astronauten haben ihre Gesteinsproben auch durch Bükken aufheben müssen. Aber Apollo war ein vergleichsweise simples Programm, verglichen mit der CHARMION! Und APOLLO hat wenig wirtschaftlich verwendbare Resultate gebracht. Bei unserem Projekt geht es um Billionen – in der Größenordnung könnten, nach offizieller Lesart, die Resultate der wirtschaftlichen Nutzung der Welthöhle liegen!

Auch, wenn wir uns auf Aufnahmen mit den Kameras beschränken, verhalten wir uns schwerfällig. Die Kameras der CHARMION laufen sowieso dauernd, dazu können wir an Deck stehen und die Kameras dahinhalten, wo wir wollen. Durch lautes Rufen durch die offenen Einstiegsluken teilen wir dann der Zentrale mit, wo das Boot hinsoll. Geht's noch primitiver?

Mir fällt ein, daß wir, verglichen mit den APOLLO-Missionen, einen Vorteil haben: Keine Bodenstation hat Verbindung mit uns. Niemand kann uns gegen unseren Willen herumscheuchen. Wir sind ganz allein auf uns gestellt. Kein weltweites Publikum. Wie unsere bisherige Reise wohl verlaufen wäre, wenn es eine permanente Fernsehverbindung zur Heimat gegeben hätte? Ob wir viel von dem, was wir erzählen, hätten manipulieren müssen? Ob wir es getan hätten?

Dr. Reinhardt's Laune ist auch nicht zum Besten. In dem dichten Urwald haben wir bis jetzt keine größeren Tiere gesehen, und die Flugsaurier, die da oben immer noch die Felsen umkreisen – jetzt häufig über unseren Köpfen – halten respektvoll Abstand und kümmern sich darüber hinaus nicht um uns.

Die Kleidung bei der Arbeit auf Deck hat sich den Umständen angeglichen: Badehose und sonst nichts. Der Service auch: Esther Petersen und Vivian Grail machen sich um unser Wohl verdient, indem sie uns mit Getränken versorgen. Natürlich haben wir die strikte Vorgabe, keinerlei Müll über Bord zu werfen. Explizit hat sich Wellington zum Pinkeln über

die Reeling geäußert. Das ist strikt untersagt, nicht nur, weil wir keine Reeling haben. Es werden, jedenfalls solange wir keinen Landgang machen und dann gar keine andere Wahl haben, die Toiletten im Schiff benutzt. Schließlich wollen die Biologen ja auch das Wasser um das Boot herum analysieren, und dazu sollten dort nur Welthöhlenorganismen drin sein und nicht unsere Vorhautbewohner.

Ich bezweifele, daß sich das Konzept durchhalten läßt: Der ständige Kühlungsregen rinnt an unseren Körpern herunter, nimmt dort sicher alles mögliche an Dermatophyten mit, einschließlich der Fußpilzsporen, wenn das Wasser durch unsere Zehen rinnt, und dann läuft es über die Rundung der CHARMION ins Meer. Wer sich auf die Kollisionsschienen an der Seite setzt, oder wer auf den äußeren Tauchtanks steht, hat seine Füße auch im Wasser. Ich bin sicher, daß die CHARMION schon längst von einer Wolke von Mikroorganismen, die wir selbst mitgebracht haben, umgeben ist. Besonders, wenn wir uns langsam oder gar nicht bewegen, dürfte sich eine Untersuchung des Wasser um das Boot herum erübrigen.

Tja, und wenn es schon so ist, dann sieht man auch nicht ein, wieso man zum Pinkeln immer ins Boot rennen muß. Soviel, wie wir trinken, müssen wir nämlich oft pinkeln. Und da mehr als das halbe wissenschaftliche Personal an Deck ist, heißt das, daß an den Einstiegsluken ein fürchterlicher Betrieb ist. Da liegt die Optimierung nahe. Natürlich unauffällig, wie im Schwimmbad. Immer häufiger geht jemand eine Runde ums Boot schwimmen. Natürlich nicht wegen der Erfrischung, die hat man nur an Deck. Sondern um unauffällig pinkeln zu können. Das ist wie im Schwimmbad, wo man dazu ja auch nicht auf den Dreimeterturm steigt.

Jedenfalls bin ich sicher, daß die Konzentrationswerte von Harnstoff, die im umgebenden Wasser gemessen werden, unzuverlässig sein werden. Aber mir ist es egal – die ‘legitimen’ Welthöhlenbewohner müssen sich ja auch körperlich entschlacken, und um zu sehen, wie weit der Stoffwechsel eines Sauriers die Aminosäuren abbaut, reicht es nicht aus, dieses indirekt zu erschließen, indem man Urinreste im Meerwasser mißt. Nein, dazu werden wir einem solchen Viech schon selbst eine Urinprobe entnehmen müssen.

Bin neugierig, wie wir das anstellen werden!

Ein weniger rücksichtsvolles Vorgehen wäre, das zu untersuchende Tier zu erlegen und den Blaseninhalt aus dem Kadaver zu entnehmen und zu untersuchen. Das dürfen wir nicht, obwohl es gegebenenfalls das schnellste Verfahren wäre. Wenn wir daran denken, daß jede Stunde dieser Mission soviel kostet wie das Lebenseinkommen einiger hundert Einwohner der EG, dann ist diese Rücksicht verwunderlich. Andererseit ist es eine historische Mission, und alles, was wir tun, wird später einmal in den Geschichtsbüchern stehen. Deshalb müssen wir uns überall Mühe geben, ob es nun bei einer Verhandlung eines Bordgerichtes ist, wie gestern, oder bei der Behandlung der hiesigen Ökosphäre. Auch, wenn uns nicht dauernd eine live-übetragende Fernsehkamera über den Nacken schaut.

Was für einen Widerspruch! Das endgültige Ziel der Mission ist die wirtschaftliche Nutzung der Welthöhle, was einen ganz massiven Schaden in dieser Ökosphäre bewirken wird, so wie es bei uns oben schon längst der Fall ist. Aber jetzt, bei diesen 'Voruntersuchungen', treten wir noch leise auf. Es ist so widersprüchlich, als ob eine naturbelassene Wiese demnächst von Bulldozern weggebaggert werden soll, und kurz vorher maschiert der Vermessungsingenieur über diese Wiese, pflanzt ein paar Schilder ein, auf denen 'Bitte den Rasen nicht betreten!' steht, und bemüht sich, möglichst wenig Gras breitzutreten und keine Vögel zu erschrecken.

Nicht jeder braucht seinen Forschungsarbeiten an Deck nachzugehen. Schließlich gibt es auch eine Unterwasserfauna und eine Unterwasserflora, und um die zu betrachten kann man im Schiff bequem in den Labors sitzen und die Übertragungen der Außenkameras ansehen oder Dronen durch die Unterwasserriffe der Inseln steuern. Auch zum Katalogisieren der Meßwerte braucht man nicht den bequemen Sessel zu verlassen. Allerdings zeigt sich, daß die Reichhaltigkeit der Biosphäre unter Wasser nicht derjenigen über Wasser gleichkommt. Es gibt Unterwasserpflanzen, und zwischen ihnen schwimmen auch kleine Fische herum. Aber die Dichte des Pflanzenbewuchses nimmt mit steigender Tiefe rasch ab.

Unsere Biologen können über Einzelheiten spekulieren und die Pflanzen teilweise klassifizieren. Aber so ungefähr ist mir klar, daß die ohnehin schon geringe Beleuchtungsstärke unter Wasser noch viel schwächer ist und daß deshalb kaum Energie für die Photosynthese zur Verfügung steht.

Und wegen der geringen Pflanzendichte ist der Anfang der Nahrungskette für die Fauna auch dürftig. Zusätzlich steht als Energieversorgung nur noch der schwache Wärmestrom aus dem Erdinnern zur Verfügung.

Vielleicht kann man die geringe Insektenhäufigkeit, die wir heute genauso wie wir damals feststellen können, auch so ähnlich erklären. Kein Grund zur Beschwerde – in tropischer Umgebung sind Insekten manchmal die schlimmste Plage von allen, und ich vermisse sie überhaupt nicht.

Es gibt allerdings einige Stellen, wo Unterwassertälchen bis in größere, dunkle Tiefen dicht bewachsen sind. Das muß an Wasserläufen liegen, die lokal größere Mengen organisches Material in das Meer einbringen. Unsere Biologen sind dabei, das zu untersuchen.

Gegen Abend, kurz vor dem Essen, spricht Doktor Morton mich an. Ich folge ihr aufs Revier.

„Sind Sie inzwischen darüber informiert, daß Frau Yay doch nicht schwanger ist?“ fragt sie.

„Ja, es gab einen Hinweis. Haben Sie es jetzt herausgefunden?“

„Ich habe es schon immer gewußt.“

Ich bin etwas erstaunt: „Soll das heißen, daß Sie mir absichtlich etwas vorgemacht haben?“

„Das soll heißen, daß ich Frau Yay absichtlich etwas vorgemacht habe. Ich konnte Ihnen deshalb natürlich nicht die Wahrheit sagen.“

„Und warum haben Sie das gemacht?“

„Sie erinnern sich an unsere Überlegungen bezüglich des Todes von Herrn Elderman?“

„Ich erinnere mich an Ihre Überlegungen in dieser Sache!“

„Nun gut. Als nicht ganz Unverdächtge habe ich Frau Yay genau beobachtet. Dann blieb bei ihr eine Regel aus. Sowas kommt vor. Streß, zum Beispiel.“

„Ich weiß, warum so etwas vorzukommen pflegt.“ sage ich.

„Warum unterbrechen Sie mich dann? Die Gelegenheit war günstig. Ich eröffnete ihr, daß sie schwanger sei, und beobachtete ihre Reaktionen. Sie schien mir jedenfalls zu glauben.“

„Das kann ich bestätigen. – Und wozu jetzt das Ganze?“

„Frau Yay verhält sich genauso, wie man es erwarten würde. Eine ehrgeizige – ja, ich weiß, dem würden Sie widersprechen – also eine in Maßen ergeizige junge Dame, deren berufliche Pläne und private Lebensplanung durch ein unerwartetes Kind völlig durcheinanderkommen. Mit anderen Worten, sie reagierte vollkommen normal."

„Mit noch anderen Worten, sie wissen überhaupt nichts?"

„Was den Tod von Herrn Elderman betrifft? Nein."

„Mmh. – Sie weiß es schon? – Ich meine, Sie haben es ihr als Fehldiagnose verkauft?"

„Ja."

„Gut. Dann muß ich natürlich Herrn Seltsam auch informieren. Wenn Sie mit ihm sowenig spricht wie in letzter Zeit mit mir, dann weiß er noch nichts."

„Tun Sie das. Außer meiner Reputation als gute Diagnostikerin ist ja nichts kaputt gegangen."

„So?" frage ich, „Sehen Sie daß so einfach? Nichts kaputtgegangen? – Ich war auch etwas durcheinander, als potentieller Vater. Dann hat mir Frau Rau die Sache mit dem gebrauchten Tampon verraten. Als wir da oben beim Schwimmen waren. Deshalb haben wir uns etwas eingehender miteinander unterhalten als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre! Und deshalb sind wir auch – Sie wissen ja. Und deshalb war Frau Rau im entscheidenden Moment nicht in der Lage, schnell zu reagieren, und hat deshalb das sichere Bootsinnere nicht mehr erreicht. Und deshalb ist sie jetzt tot."

„Wollen Sie mir eine Mitverantwortung an dem Tod von Frau Rau unterstellen?"

„Ich möchte nur darauf hinweisen, wie unfair es ist, bei anderen Leuten Schicksal zu spielen!"

„Sind Sie da mehr um das Schicksal von Frau Rau, um das von Frau Yay oder um Ihr eigenes besorgt?"

„Vielleicht um alle drei!"

„Wenn Sie schon so eine umfassende Sorge haben, was ist dann mit Herrn Elderman's Schicksal?"

„Was soll damit sein?"

„Möchten Sie keine Aufklärung? – Meinen Sie, daß sich das in einer Verhandlung wie gestern klären läßt? Ohne Beweise, ohne Geständnisse? – Wir haben nichts dergleichen! Immer noch nicht."

„Und die wollten Sie bekommen! Um jeden Preis! Um um welchen Preis haben Sie sie nun doch nicht bekommen."

„Das kann sich ja noch ändern."

„Mit so einer Art von kriminalistischen Methoden braucht man keine Kriminellen mehr!"

Doktor Morton schweigt. Mit dieser Formulierung bin ich vielleicht etwas zu weit gegangen.

Ich verlasse das Revier. Beim Abendessen setze ich mich mit Alfred Seltsam zusammen. Die Neuigkeit kann ich ihm aber nicht verkaufen – Natalie hat ihn schon informiert. Ihn hat sie informiert und mich nicht! Dann steht er auf und setzt sich auf einen anderen Platz. Neben Natalie.

Gabi, die etwas später kommt, setzt sich dann zwar mir gegenüber. Aber sie hat auch schlechte Laune – vielleicht Resultat der Sündenbock-für-alles-Funktion, die sie jetzt hat. Jedenfalls schweigen wir uns beim Essen eisig an.

Ein richtiger Anwalt kann wenigstens eine saftige Rechnung schicken, denke ich mir.

18. Februar, Donnerstag, der 36. Projekttag. Wir folgem weiter dem Verlauf der Küstenlinie der Coracora-Insel – bei dem gegenwärtigen geringen Tempo werden wir sie morgen einmal umrundet haben. Wir arbeiten so wie gestern, wenn man davon absieht, daß immer mehr immer häufiger im Schiff gemacht wird. Zeitweise sind nur drei oder vier Leute an Deck. Und die Hälfte der Zeit wird darüber diskutiert, wie man den Aufenthalt auf Deck noch einfacher machen kann – die Kühlungsspringbrunnen sind ja nun wirklich ein fürchterliches Provisorium – und wie man dieses eigentlich bei der Konstruktion des Bootes hätte vorhersehen können.

Inzwischen hat sich wie erwartet herausgestellt, daß man die Ergebnisse der permanenten chemischen Analysen des umgebenden Wassers wegen der Verschmutzung durch das Boot selbst skeptisch bewerten muß. Das betrifft jedenfalls die Wasserproben, die man manuell direkt von der Oberfläche abschöpft, oder die durch höhergelegene Ventile am Boot hereinge-

nommen werden. Man kann jedoch auch in Bilgennähe Wasser hereinnehmen, und dort erwischt man ab und zu Wasserproben, die noch nicht durch das Boot beeinflußt wurden. Das ist einfach zu erklären: Der gesamte Energieumsatz verläßt das Boot über die seitlichen Wärmeaustauscher, und das wiederum bewirkt dort eine Aufwärtsströmung. Die CHARMION pumpt also auf diese Weise frisches Wasser aus dem Volumen direkt unter ihr hoch. Und wenn eine Zeitlang keine Bootsausscheidungen in Kielnähe abgegeben worden sind, dann ist das Wasser dort frisch.

Diese Tricks muß man erst einmal kennen. Dann sind sie aber ganz einfach. Und nachdem Günther Cohausz diese Tricks erst einmal begriffen hat, sorgt er dafür, daß auch wirklich jeder weiß, wie einfach die sind.

Wenn die CHARMION aber länger eine Position beibehält, dann wird das durch sie selbst in seiner Zusammensetzung modifizierte Wasser, das horizontal von ihr wegtreibt, eventuell in großem Bogen wieder in die Tiefe geführt. Irgendwann ist es dann soweit, daß wir dauernd die Spuren unserer eigenen Anwesenheit messen. Spätestens dann müßte die Charmion sich wieder weiterbewegen. Oder Wasserproben von entfernteren Stellen durch die Dronen einsammeln.

Reinhardt äußert sich am Nachmittag unzufrieden, und zwar, als er eigentlich das erste Mal einen Erfolg hat: An einer steilen Stelle, die kaum bewachsen ist, sehen wir beim Näherkommen hühnergroße Tiere herrumklettern, die sich rasch als Echsen entpuppen. Das wären dann unsere ersten Saurier, die wir auf dieser Expedition zu Gesicht bekommen, wenn wir diesen Riesenrochen, den wir ganz zu Anfang gesehen haben, nicht zählen. Es sieht so aus, als ob diese kleinen Tiere an diesem steilen, aber für sie nicht zu steilen Felsküstenstück ihre Brutpflege betreiben, und wir können provisorische Nester erkennen. Manche davon kleben in schwindelerregenden Höhen an diesem felsigen Küstenstück, jedenfalls, soweit wir gucken können.

Die flinke Virtuosität ihrer Kletterei ist erstaunlich – unechsenhaft. Als das Boot nähertreibt, äugen sie manchmal neugierig, aber nicht übermäßig besorgt zu uns rüber. Und die Flugsaurier, die in weit größeren Höhen auch hier über der Küste treiben, scheint sie überhaupt nicht zu interessieren.

„Das könnten – das könnte Lesothosaurus oder Fabrosaurus sein. Naja, besser als nichts.“ stellt Reinhardt fest.

„Ornithischier – Ornithopoden – Fabrosauriden.“ sage ich, um zu zeigen, daß ich in München wenigstens manchmal aufgepaßt habe.

„Was sonst?“ sagt Reinhardt, „Aber daß sie wie Vögel die Felsen bewohnen – Und daß wir noch keine größeren Tiere gesehen haben.“

„Diese Insel ist ein kleines Habitat. Und wegen der Steilheit der Berge wahrscheinlich noch in viel kleinere solche unterteilt. Da können sich große Tiere in großen Populationen nicht halten.“

„Das weiß ich.“ knurrt Reinhart, „Aber warum halten sie sich überhaupt hier? Warum werden sie nicht von denen bejagt?“ Er deutet auf die Flugsaurier.

„Vielleicht sind die so flink, daß der Erfolg gering ist. Außerdem ist es vielleicht nicht sehr einfach, so in der Nähe einer Felswand herumzufliegen und dann noch so ein Tier herauszupicken.“ vermute ich.

Die CHARMION ist jetzt noch acht Meter von der Felswand entfernt. Die könnte ich wahrscheinlich besteigen, denke ich. Griffe sind in genügender Menge vorhanden. Sonst könnten diese Tiere ja auch nirgends ihre Nester bauen. Aber ob die mich so ohne Gegenwehr da raufklettern lassen würden?

Reinhardt denkt an das gleiche. „Sie sind ziemlich wehrlos. Wahrscheinlich können sie sich in Sicherheit bringen, aber was machen sie mit den Jungen in den Nestern? Wenn wir jetzt da hineinsteigen würden, dann könnten sie uns doch nicht daran hindern, ihre Nester zu…“

‘Klatsch!’ macht es, und über Reinhardt’s Gesicht rinnt eine üble, grüne, stinkende Flüssigkeit. Ich trete von ihm einen Schritt zurück.

Fluchend spuckt er aus. „Was zum…“ Der Geruch ist widerlich. Und ich muß lachen: „Nur ungern nimmt der Forschungsmann statt puren Wissens Scheiße an!“

Dann macht es noch einmal ‘Klatsch!’, und ich kann auch nichts mehr sehen.

Zwei bis drei Minuten später stehen wir in den beiden Duschen im zentralen Niedergang. Auch sonst ist niemand mehr an Deck, und die Einstiegsluken sind zugemacht. Und die Klimaanlage bekommt zu tun.

„Was heißt ‘der scheißende Saurus’ auf lateinisch?“ rufe ich aus dem Türspalt der Dusche hinaus, „Das wäre vielleicht die angemessene Bezeichnung!“

„Jedenfalls wissen wir jetzt, wie diese Tiere sich Angreifer vom Leibe halten. Ob da noch ein zusätzlicher Duftstoff drin ist?“

Das weiß ich natürlich auch nicht. „Schicken wir einen von unseren Chemikern raus – die können auch einmal etwas anderes analysieren als ihre Wasserproben.“

„Jedenfalls war das sehr gezielt,“ mein Reinhardt, „Das war kein Zufall.“

Das habe ich nach diesen zwei Volltreffern auch gar nicht bezweifelt. „Wir sollten uns wegen allergischer Reaktionen beobachten lassen,“ rufe ich zurück, „Haben Sie beobachtet, wie uns eines dieser Tiere den Hintern zugewandt hat?“

„Nein.“

„Könnte man solches Verhalten aus Fossilienfunden erschließen?“ frage ich weiter.

„Nein. – So, ich bin fertig. Widerliches Zeug.“

Als wir mit dem Duschen fertig sind und die Klimaanlage die Luft innerhalb des Schiffes von den restlichen Düften gereinigt hat, sage ich:

„Es war wirklich ohne jede Vorwarnung. Auf der nördlichsten Insel der Shetland-Inseln habe ich einmal eine Kolonie von Seevögeln gesehen – Puffins, oder normale Seemöven, das weiß ich nicht mehr. Die hatten ihre Nester so dicht an dicht am Felsen, daß dieser weiß wie ein Kreidefelsen war. Das war alles Vogelscheiße! Und es stank, ganz gleich, aus welcher Richtung man sich diesem Felsen näherte. – Aber das war wohl mehr ein Symptom der lokalen Überbevölkerung denn eine Verteidigungsabsicht.“

„Und?“ fragt Reinhardt, „Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich habe eben nicht gemerkt, daß die die Felsen vollgeschissen haben. Vielleicht scheißen sie immer im hohen Bogen ins Meer. Vielleicht ungezielt. Sonst müßte dieses ja eine fürchterlich ruchbare Gegend sein, wenn dieses Zeug auf den Felsen kleben bleibt.“

„Wir sind hier, um das herauszufinden.“ stellt Reinhardt fest, „Aber solange wir hier sind, gehe ich nicht noch einmal an Deck. – Mal sehen, wie der Meeresboden hier aussieht.“

Wir investieren nicht den ganzen Rest des Tages in die Untersuchung dieses Küstenstückes. Ob auf dem Meeresboden größere Mengen von Hinterlassenschaften dieser Vögel liegen, können wir nicht sagen – da der Uferfelsen auch unter Wasser weiter steil abfällt: Was in hohem Bogen hier ins Meer geschmissen – oder geschissen – wird, sinkt lange und löst sich dabei vielleicht auf.

Abends kommt es in der Kantine zu einem Streitgespräch darüber, wie es kommt, daß es im Wasser gelegentlich so große Tiere gibt, obwohl das Nahrungsangebot nicht überwältigend ist. Mangels wirklicher Fakten können wir da natürlich nicht zu einer endgültigen Einsicht kommen. Meiner Meinung nach sind die großen Tiere sehr beweglich und können deshalb in einer sehr großen Region die nächstkleineren Tiere bejagen. Das heißt aber auch, daß die Bevölkerungsdichte der hiesigen Großtiere im Wasser nicht sehr groß sein kann, und das ist ja auch das, was wir beobachten: außer dem Rochen haben wir ja noch nichts besorgniserregend Großes gesehen.

„Jetzt ist er schon wieder bei seinem Lieblingsthema!“ sagt Cohäuszchen darauf.

„Kann ich was dafür? Die meisten Themen, über die man sich unterhalten kann, sind irgendwie relevant zum Thema Existenz oder Nicht-Existenz. Und Bevölkerungsdichte ist ein Attribut der Existenz – eine ihrer Randbedingungen und eines ihrer Hindernisse. – Außerdem wäre es und ganz schön lästig, wenn es hier von riesigen Fischsauriern nur so wimmelte!“

„Aber in deinem Buch hast du von Herden von Sauriern gesprochen!“ sagt Edwin, „Also gibt es solche!“

„Überwassertiere. Wegen der geringen Lichtstärke ist hier auf dem Land mehr los als im Wasser. Oben, bei uns, ist das anders – da haben wir dieses thermonukleare Feuer am Himmel, das uns mit soviel Licht versorgt, daß auch das Leben im Meer genug davon hat.“

„Könnte richtig sein.“ nickt Reinhardt. Kollege Reinhardt, Kamerad Reinhardt, denke ich: wir standen gemeinsam an der vordersten Front der Forschung. Aber hier fällt man nicht auf dem Feld der Ehre – hier wir man beschissen. Wörtlich. Ich muß mir irgendwie noch ein paar Bonmot daraus schnitzen.

„Auf jeden Fall,“ sage ich, durch Reinhardt’s Zustimmung ermutigt, „heißt diese geringe Bevölkerungsdichte von Großtieren, die im Wasser leben, daß es in der ganzen Welthöhle nicht sehr viel davon geben kann. Und daß heißt, daß auch nur ein geringes Zurückdrängen dieser Populationen diese zum Aussterben bringen kann!“

„Herwig, nun überleg doch mal, wie wir hierhergekommen sind!“ sagt Cohäuszchen, „Glaubst du, daß es auf demselben Weg und auf dieselbe Weise einmal routinemäßig gelingen wird?“

„Nein. Aber ich kann auch ein bißchen betriebswirtschaftlich denken. Was kostet ein Kilometer Autobahn? Was kostet ein Kilometer Autobahn in einem Tunnel und dieses Tunnelstück? Rechne nur nach! 10 Kilometer davon, mit einem Gefälle von eins zu zehn. Das ist immens teuer. Aber es ist ein Klacks, verglichen mit dem, was man sich von der Welthöhle wirtschaftlich verspricht! – Und dann wird es hier von Menschen wimmeln: Touristen und Bauunternehmer. Und sie werden ihren Fuß überall hinsetzen. Erst ihren Fuß, dann Spaten, Spitzhacke, dann den Bulldozer.“

„Manchmal denke ich,“ sagt Edwin, „daß dieses die Vision ist, mit der du abends einschläfst und morgens aufwachst!“

„Du hast recht. So ist es. – Vor einem Vierteljahrhundert hatte ich beim Einschlafen andere Vorstellungen!“

„Jetzt gar nicht mehr? – So kann man doch nicht gescheit leben und arbeiten.“

„Du siehst doch, daß ich es kann. Und ich weiß doch, daß es passieren wird, und ich habe es doch schon gesehen! Vancouver Island, zum Beispiel. Keine andere wesentliche Industrie als Holzgewinnung. Und wie sieht die Insel aus? Eine Wüste, groß wie die Schweiz! Hunderte von Quadratkilometern von Wäldern, die niemals mehr sein werden! – Ich möchte mal erleben, daß sich zum Beispiel die Kirchen um diese Art von ungeborenem Leben kümmern!“

Einen Moment schweigt jeder in der Kantine. Ein paar sehen Pater Palmer an.

„Entschuldigen Sie, Pater! – Ich habe sie nicht persönlich gemeint. – Es ist wieder einmal mit mir durchgegangen."

Palmer nickt langsam. „Vielleicht haben Sie sogar recht. Wer ist schon ohne Schuld? Und warum sollte es dann gerade die Kirchen sein?"

Na, das lassen Sie aber nicht Ihre Vorgesetzten hören!" sage ich. Kleines Lachen in der Runde. Die Situation ist wieder entspannt.

„Zu spät." sagt Edwin, „Der bringt es fertig und schreibt wieder ein Buch darüber. Dann weiß alle Welt, daß sie einem Atheisten einmal recht gegeben haben!"

„Dann wird es im Auftrag des Vatikans verlegt – mit einigen, kleinen Änderungen!" sagt der Pater mit einem feinen Lächeln. Sieh da! Humor hat er ja.

19. Februar, Freitag, der 37. Projekttag. Die Umrundung der Coracora-Insel – die zweite Umrundung eigentlich – wird heute beendet werden. Dann müssen wir entscheiden, wohin. Die Untersuchungen werden schon mit großer Routine gemacht.

Die Coracora-Insel wird für uns keine Überraschungen mehr bringen, jedenfalls, solange wir uns an deren Küste aufhalten. Und durch diesen Urwald oder über diese Felsen zu steigen, davor schreckt jeder zurück. Wir sind schließlich nicht auf einem Abenteuerurlaub.

Trotzdem scheint der Urwald immer noch bedrohlich, besonders, wenn das Boot sehr nahe am Ufer liegt, und an der Stelle hochgewachsene Urwaldriesen und dichtes Unterholz schon den Blick auf Volumina versperren, die keine 20 Meter von uns entfernt sind. Dahinter könnte sich alles mögliche verbergen.

Auch Pater Palmer empfindet das so. Als wir einmal beide an einer solchen Stelle an Deck stehen – inzwischen sind wir wieder an der Ostseite der Coracora-Insel –, beobachte ich ihn von der Seite. Er hantiert mit dem VICOMP herum, macht aber im Moment keine Aufnahmen. Er soll so ein bißchen in das Forschungsprogramm der Fachwissenschaftler integriert werden, aber keiner weiß genau, wie. Er ist aus Gründen, die im Moment nicht relevant sind, mit auf diese Reise geschickt worden und kommt sich

deshalb überflüssig vor. Beim Anblick des dampfenden Dschungels auf dem Ufer vor uns, in dem wir kaum eine bekannte Pflanze finden können, könnte man natürlich wieder ein Streitgespräch über Evolution anfangen. Von der Evolution biologische Systeme wäre man rasch bei er Evolution ethischer Systeme, und schon wäre die Konfrontation wieder hergestellt. Aber ich habe keine Lust dazu.

„Unheimlich! Jede Sekunde kann uns ja etwas angreifen!“ sagt der Pater, als wir zufällig nebeneinander stehen.

„Dann kriegen Sie sicher interessante Aufnahmen zustande!“ sage ich und deute auf seinen VICOMP.

„Darauf werde ich gerne verzichten, wenn wir vor hinterhältigen Angriffen verschont bleiben.“

„Hinterhältige Angriffe? – Tiere sind nicht hinterhältig! Hinterhalt ist eine typisch menschliche Erfindung.“

„Wieso? Es gibt doch genug Beispiele in der Natur, wo zum Beispiel Fallen verwendet werden. Sogar im Pflanzenreich. – Sonnentau, zum Beispiel.“

„Falle ja. Aber kein Hinterhalt!“ sage ich, „Das Wort ‘Hinterhalt’ impliziert eine Wertung. Ethische Werte gibt es in der belebten Natur nicht.“

Schon sind wir mitten drin in der Diskussion, die ich vermeiden wollte. Die Art und Eigenschaften und das Verhalten einer Spezies als evolutionäre Antwort auf die Frage, wie man als Lebewesen existiert. Das kann doch niemals mit ‘gut’ oder ‘böse’ bewertet werden.

Palmer merkt, daß wir auf ein Konfrontationsthema zusteuern. Er will es auch vermeiden, habe ich den Eindruck.

„Auf jeden Fall,“ sagt er, „kann man in jedem Wald in Deutschland mit wesentlich mehr Gelassenheit einen Spaziergang machen als hier.“

„Ja, leider.“ sage ich.

„Wieso leider? Suchen Sie denn immer ein Abenteuer, wenn Sie spazieren gehen? – Oder wenn Sie einen Waldlauf machen? – Sie laufen doch gerne, erinnere ich mich?“

„Darum geht es nicht,“ sage ich, „sondern darum, daß ein paar Raubtiere zu einer gesunden Ökosphäre einfach dazugehören. Die haben wir aber alle ausgerottet! Keine Wölfe, keine Bären, keine Luchse – Im nordwestli-

chen Oberharz weiß ich eine Stelle, wo ein Denkmal steht. Ein Denkmal für den letzten geschossenen Luchs. Als ob das eine Heldentat wäre wie das Besiegen eines feindlichen Heeres!“

„Füchse haben wir.“ sagt Palmer.

„Ein paar, ja. Die werden auch bejagt. Früher wegen der Tollwut, und seit man das Problem im Griff hat, wegen ihrer Vermehrungswut. Und die kann sich nur deshalb auswirken, weil sie keine Feinde haben!“

„Aber wenn Sie Raubtiere in unseren Wäldern zuließen, dann wäre es aus mit den Spaziergängen! Und mit den Waldläufen!“

„Wäre das nicht die bessere Lösung? Bereisen Sie doch mal die Alpen, sehen Sie sich einige Skigebiete im Sommer an! Zugspitzplatt, Brauneck, was weiß ich. Da finden Sie keine Bergwälder mehr – das sieht dort aus wie Baugruben, bloß damit die Abfahrtsläufer überall hinfahren können! – Was meinen Sie, wie sich diese Gegenden erholen würden, wenn man dort mit Wölfen rechnen müßte!“

„Oder auch nicht,“ sagt Palmer, „vielleicht lockt das Abenteuer die Leute erst recht!“

„Kann sein.“ muß ich zugeben, „Vielleicht müßte man Spezialwölfe züchten, die einen besonders großen Appetit auf Abfahrtsläufer haben!“

Unser Gespräch wird unterbrochen, bevor Palmer Gelegenheit hat, seine Empörung zu formulieren. Amerlingens Kopf taucht in der einen Einstiegsluke auf: „Alle ins Boot! Wir kriegen Besuch!“

„Da haben Sie Ihr Abenteuer!“ sagt Palmer und setzt sich in Bewegung.

„Wieso? Wir wissen doch noch gar nicht, was es ist! Vielleicht ist es eine Übung!“

Kurz danach wissen wir's. Es ist keine Übung: Die Haigruppe ist wieder aufgetaucht, weit draußen auf dem Meer, im Osten. Ein paar Kilometer östlich der Coracora-Insel, das ist so ungefähr die Gegend, wo wir zuerst aufgetaucht sind und wo wir Carola verloren haben. Es ist also nicht ganz unwahrscheinlich, daß es sich tatsächlich wieder um ganz genau dieselbe Haigruppe handelt wie das erste Mal.

„Sind alle drin?" fragt Amerlingen.

„Ich war der letzte." sagt Reinhardt, „Halten Sie die Haie für so gefährlich, daß wir deshalb einsteigen müssen?"

„Für so gefährlich nicht. Aber für so interessant. Wir dachten dabei gerade an Sie!" sagt Wellington, „Wir wollen sehen, ob wir sie uns genauer ansehen können als beim letzten Mal."

Inzwischen hat die CHARMION die Luken dichtgemacht und Kurs auf die Haischule genommen. Es sind etwa zwei Kilometer zurückzulegen, und da die CHARMION weiter Tiefe gewinnt, nehme ich an, daß man sich der Haigruppe von unten nähern will.

Natürlich gibt es auch einen anderen Grund, sich jetzt für die Haie zu interessieren: Deren Mageninhalt. Deshalb werden wir uns jetzt nicht auf unblutige Untersuchungsmethoden beschränken, auch wenn wir uns nicht ganz sicher sein können, ob es dieselbe Haischule ist, der wir vor fünf Tagen begegnet sind.

„Wir untertauchen sie und tauchen dann ganz langsam in ihrer Mitte auf!" hören wir Wellington über die Rundspruchanlage. Irre ich mich, oder höre ich eine Art Jagdfieber in seiner Stimme?

Es dauert nur wenige Minuten, bist wir an einem Punkt etwa 200 Meter unter der Haischule angekommen sind. Außenkameras richten sich nach oben, die Außenortung sorgt dafür, daß wir immer genau unter der Haischule bleiben. Offenhar haben die Haie noch nichts von dem großen Körper unter ihnen gemerkt. Das kann eigentlich nicht lange ausbleiben, weil wir ja einiges an Wärme produzieren. Und es sind auch Meeresbewohner bekannt, die die winzigsten mechanischen Erschütterungen wahr-

nehmen können – wenn das bei diesen Haien der Fall wäre, dann könnten wir sie nicht unbemerkt untertauchen.

Die optischen Bilder werden klarer. Und da gibt es eine Überraschung:

Einer der Haikörper ist asymmetrisch. Seitlich von ihm ist irgendetwas im Wasser, was mit dem Haikörper verbunden zu sein scheint. Es ist nur etwa eineinhalb Meter lang, und dieser Hai scheint bei seinen Schwimm-Manövern ziemlich behindert zu sein.

Erst denke ich an eine Geburt. Aber Haie gebären nicht. Oder? Ich stelle fest, daß ich es nicht weiß. Und weil ich nicht durch dumme Fragen auffallen will – Haie sind in der Evolutionsleiter weit von den Säugetieren entfernt, und das könnte bedeuten, daß man sich den Rest der Expedition die Anekdote erzählen könnte, daß der Homberg gefragt hat, ob Haie lebend gebären – halte ich den Mund und sehe mir stattdessen die Außenaufnahmen genauer an.

Das Bild wird klarer. Und dieser Auswuchs nimmt menschliche Formen an. Von einer Sekunde zur anderen wird es still im Oberdeck.

„Das ist Carola!“ flüstert Edwin.

„Das kann doch nicht sein!“ sage ich, „warum hat er sie nicht ganz aufgefressen?“

„Aber sieh doch! Es ist ein Mensch!“

„Vielleicht ist es eine Granitbeißerin!“

Ich stelle mir vor, wie ein halbzerkauter Mensch aus dem Rachen eines Hais hängt. Vielleicht hat sich ein Knochen beim Hinunterwürgen quer gestellt, und deshalb kann der Hai nicht weiterfressen. Nun muß er mit diesem Anhängsel weiterschwimmen, bis er verhungert, weil er zu blöd ist, sich von diesem Hindernis in seinem Rachen zu befreien.

Die Formen dieses Menschen werden definitiv weiblich. Und übergewichtig. Das ist keine Granitbeißerin – das ist Carola! Durch die Bewegungen des Haies bewegt sich ihr Körper, als ob sie selbst noch am Leben wäre.

Dann winkelt sie ein Bein an!

„Herwig! Sie lebt!“ ruft Edwin. Ich hänge mich ans Interkom – aber in der Zentrale haben sie auch Augen. Die Idee, jetzt schnell aufzutauchen,

mit Hilfe der äußeren Tanks, wird schnell wieder verworfen – wir wollen die Haie nicht verscheuchen.

50 Meter noch. Das Bild wird immer klarer.

„Sie sieht unverletzt aus!“ sagt Edwin, „Findet ihr nicht?“

Wunschdenken. Aber er könnte recht haben. Und wieder bewegt sie sich. Sie lebt tatsächlich – nach fast fünf Tagen! Unglaublich.

Die Haie müssen das Boot längst wahrgenommen haben. Aber die einzige Reaktion ist die, daß sie sich weiter auseinander bewegen. Der Hai mit Carola ist am unbeweglichsten, und das Boot wird genau zum Auftauchen an diese Stelle gesteuert.

„Fertig machen zum Aussteigen!“ hören wir Wellington’s Stimme, „Wer schwimmen kann und nichts zu tun hat, an Deck! Unterwasser-Party fertigmachen und Kühlaggregate mitnehmen. Seile an Deck bringen – Luken gehen in Kürze auf!“

Ich bin mit dabei. Natürlich. Immer mehr sammeln sich im zentralen Niedergang, unter den noch geschlossenen Einstiegsluken. Wenn diese Haie Carola nicht umgebracht haben…

Auch hier können wir die Unterwasseraufnahmen verfolgen. Der Hai mit Carola hat nun definitiv die große Masse, die da aus der Tiefe aufsteigt, bemerkt, und nimmt Fahrt auf. Die CHARMION aber auch. Wir durchbrechen die Oberfläche. Für die Haie muß das doch bedrohlich aussehen.

„Hoffentlich taucht er nicht!“ sagt Edwin.

„Was machst du denn hier?“ frage ich, „Bist du Rettungsschwimmer?“

„Nein. Du vielleicht?“

„Streiten Sie sich nicht!“ sagt Sydekum, der inzwischen einen Taucheranzug angezogen hat, „Vielleicht müssen wir gleich schnell reagieren!“

In derselben Sekunde, wo er das sagt, zischt über uns die Dichtungsreinigung. Die Luken schwingen in die senkrechte Position, und einer nach dem anderen entert auf.

Draußen brodelt es noch beidseitig des Schiffes: Die Schwimmtanks werden immer noch angeblasen, um das Boot hoch aus dem Wasser zu heben. Wieder eine Abwägung: Volle Schwimmtanks, um uns schnelles Operieren auf der Oberfläche zu erlauben, während sich gleichzeitig Menschen auf Deck aufhalten, oder fast leere Schwimmtanks, um schnell wie-

der tauchen zu können. Aber die letztere Alternative ist wahrscheinlich nicht sinnvoll: Wir werden Carola nur in der Nähe der Oberfläche lebend aus dem Wasser fischen können, und dazu muß das Boot nicht tauchen.

Sydekum beugt sich über die Einstiegsluke: „Wo bleiben die Berieselung?“ brüllt er. Zwei Sekunden später werden wir mit dem kühlen Wasser eingedeckt. Zu spät: Wir sind schon durchgeschwitzt.

Der Hai ist schnell geworden. Aber wir verlieren ihn nicht aus den Augen: An seiner Rückenflosse hält sich ein Mensch fest – und es ist definitiv Carola! Aber sie sieht nicht nach hinten. Sie ist die einzige im Hairudel, die noch nicht gemerkt hat, daß etwas Ungewöhnliches geschieht. Die Haie selber scheinen unruhig. Aber sie hält sich wenigstens fest. Das kann man nur, wenn man am Leben ist!

Ist sie bei Bewußtsein, oder hält sie sich nur reflexartig fest? Wir können es nicht sagen. Die CHARMION fährt mit allem hinterher, was sie hat. Diese Haie sind zwar schneller, aber für wie lange? Und das, wenn man einen Menschen an der Rückenflosse mitschleppen muß! Wahrscheinlich sind unsere Chancen gar nicht so schlecht, wenn wir ihn jagen. Armes Viech – biologische Muskeln auf einem seit einigen hundert Millionen Jahren überhohlten Entwicklungsstand gegen die prinzipiell unbegrenzte Ausdauer eines Fleischmann-Pons-Reaktors!

Der Abstand vergrößert sich wieder. 200 Meter, 300 Meter. Bleibt 300 Meter. Wir fahren nach Süden, und der Hai hält die Richtung bei.

Die anderen Haie des Rudels, die uns ohne weiteres davonschwimmen könnten, halten sich weitgestreut in Abstand von einigen hundert Metern. Rudimente eines kollektiven Hilfsangebotes? Ich weiß nicht. Hoffentlich schlägt der Hai mit Carola keine Haken! Die CHARMION kann das wohl auch, aber es könnte einige von uns vom Boot runterfegen.

„Carola! Loslassen!“ ruft Edwin, „Wir fischen dich auf!“

„Zu weit weg – sie hört dich nicht.“ sage ich.

Da macht der Hai seinen Haken. Er biegt nach Osten ab. Die CHARMION schwenkt sofort hinterher, und wir halten uns an den Kollisionsschienen fest. Die passen schon auf, in der Zentrale!

Nun verringert sich der Abstand schnell. Das hat der Hai wohl nicht beabsichtigt, wie eigentlich auch das Hakenschlagen auf offener See ziem-

lich sinnlos ist, wenn man von einem gleichbeweglichen Tier verfolgt wird, und der Abstand noch groß ist. Vielleicht haben wir doch Glück.

Als es weniger als 100 Meter sind, fängt Edwin wieder an, zu rufen, und ich Stimme mit ein: „Carola! Loslassen! Carola! Loslassen!“ Herrgott, sie braucht doch jetzt nur den Blick um 70 Grad zu drehen!

Und sie tut es. Sekundenlang sieht sie uns an. Sie ist ja kurzsichtig, fällt mir ein. Und wir rufen weiter: „Carola! Loslassen!“ Dann tun wir es synchron, und alle anderen machen mit. Sie kapiert nicht.

Und dann kapiert sie doch. Die Entfernung ist schon wieder über 200 Meter. Von einer Sekunde zur anderen schwimmt sie alleine im Wasser. Eine Rückenflosse entfernt sich von ihr. Die CHARMION nimmt genau Kurs.

Carola verschwindet von der Obefläche. Sie ist zu erschöpft zum Schwimmen. Sie würde jetzt ertrinken. Aber es dauert nur eine halbe Minute, und wir sind da, wo wir sie zuletzt gesehen haben. Das Boot kommt zum Stillstand – wir spüren, daß die Vortriebsmaschinen vollen Gegenschub geben.

Im Schiff muß man sie jetzt genau sehen, auch, wenn sie sinkt. Tut man auch. In der Einstiegsluke taucht Amerlingen’s Kopf auf: „Vorm Bug! Drei Meter Tiefe! Nun macht schon! Ihr anderen bleibt, wo ihr seid!“

Augenblicklich nehmen zwei der Taucher – Aldingborg und Sydekum – Anlauf. Und wir warten.

Es dauert nicht lange. Alle Hände greifen zu, als sie aus dem Wasser gehoben wird. Sie ist offenbar ohnmächtig. In Windeseile wird sie zu den Einstiegsluken getragen. Keine dreißig Sekunden später dürfte sie in der Krankenstation angekommen sein, wo Doktor Morton augenblicklich die Wiederbelebung machen wird.

Langsam, einer nach dem anderen, steigen wir auch wieder ein. Ich sehe mich noch einmal um: Im Süden und im Osten von uns sind an zwei oder drei Stellen die Rückenflossen von Haien zu erkennen. Mit langsamer Geschwindigkeit entfernen sie sich von uns. Sonst ist nichts zu sehen, was ungewöhnlich ist. Das Meer sieht genauso gleichgültig aus, jetzt, wo es einen Menschen wieder herausgerückt hat wie vor fünf Tagen, als es einen genommem hat.

Das wenigstens, denke ich, als ich in die helle, trockene Kühle des Bootes zurücksteige, ist bei unseren Meeren da oben ganz genauso.

Fieberphantasien.

„Sie können nicht zu ihr!“ Das erste Mal, daß ich von Wellington einen richtigen Befehlston höre, „Doktor Morton weiß nicht, ob sie sie überhaupt durchbringt!“

„Ist es so schlimm?“

Amerlingen nickt: „Haben Sie sie denn nicht gesehen?“

„Sie wurde oben so schnell vorbeigetragen.“

„Restlos erschöpft. Sie muß sich fünf Tage lang an diesem Hai festgehalten haben. Bei dieser Hitze! Ohne Schlafen! Und ohne Nahrung. – Sie sieht grau aus, im Gesicht. Ich habe etwas gehört von fliegendem Puls, und noch ein paar Dinge, die ich nicht verstehe.“

„Schafft die Ärztin es alleine?“ fragt Edwin.

„Spaliter, Solzbach und Yay sind bei ihr. Die schaffen es, oder es schafft niemand.“

Wir ziehen uns zurück. Umziehen. Kantine. Palavern. Abwarten. Was können wir sonst tun?

„Ob sie durchkommt?“ fragt Edwin.

„Meiner unmaßgeblichen Meinung nach, ja. Wenn sie gesund und unverletzt ist. Starke Erschöpfung heißt, daß alle Parameter des Körpers aus dem Ruder gelaufen sind. Nahrungsmangel. Elektrolytverlust. Kein Enzym hat seine Sollkonzentration. Was weiß ich. Dehydrierung – aber nein, trinken konnte sie ja. Wenn dies ein Salzwasserozean wäre, dann wäre sie sicher schon lange tot.“

„Und wie behandelt man das?“ fragt Edwin.

„Einzelheiten weiß ich nicht. Intensivbehandlung. Herz-Lungen-Maschine erstmal, damit sie nicht einfach wegstirbt. Infusionen. Temperaturkontrolle. Nachsehen, ob Infektionen vorliegen. Wenn ja, Rundumschlag mit allem, was in der Antibiotika-Küche ist – vielleicht tut es das Immunsystem ja nicht mehr. Sowie alles wieder in der Nähe der Sollwerte ist, müßte der Organismus sich fangen. Ja, und dann: Schlafen, länger schlafen und noch länger schlafen.“

„Und dann?“

„Können wir sie besuchen. – Wenn Sie erst einmal soweit ist, wird sie sich rasch erholen. Kann sein, daß dann die seelischen Schäden das größere Problem sind. – Aber vielleicht läuft sie in einer Woche wieder herum."

„Ah, ich habe die Carola immer für seelisch stabil gehalten!" sagt Edwin.

„Vertue dich nicht! Sie hat sich fünf Tage lang an diesem Hai festgehalten oder wer weiß was noch erlebt. Fünf Tage lang, in denen sie zu der Einsicht gekommen sein muß, daß wir sie nie finden werden! Fünf Tage lang wissen, daß man schnell sterben wird, wenn man nur losläßt. Und die ganze Zeit diese Hitze – wir hatten unsere kühlen Springbrunnen, sie nicht! Sie muß also fünf Tage lang ununterbrochen hohes Fieber gehabt haben. Ich weiß nicht, ob ich es durchgehalten hätte – und sie ist völlig untrainiert!"

„Das hätte dir alles auch blühen können!" sagt Edwin.

„Weiß ich."

Die ganze Zeit, während wir reden, sitzt Gabi einige Tische entfernt und verzehrt schweigend und ohne aufzusehen ihr Abendessen. Ich richte das Wort nicht an sie und sie nicht an uns. Niemand redet mit ihr.

Plötzlich taucht Esther Petersen auf: „Herr Homberg?"

„Ja?"

„Ist Ihnen aufgefallen, daß Sie heute die Abendwache haben?"

„Auh verdammt!" sage ich, „Habe ich ganz verschwitzt! – Komme sofort."

„Es eilt nicht," sagt Esther, „Da ist ja noch Betrieb, in der Zentrale. Wahrscheinlich bis Mitternacht. Aber könnten Sie freundlicherweise die Wache morgen abend vielleicht auch übernehmen?"

„Wieso, wer wäre denn dann dran?"

„Rau. Die kann nicht. Ersatzweise Gohlmann. Die darf nicht." Einige gucken zu Gabi rüber, aber niemand sagt was.

„Dann Yay." fährt Esther fort, „aber die hat in der nächsten Zeit im Revier zu tun und ist somit auch entschuldigt. Die nächsten wären dann Seltsam, Amurdarjew und Sie, Herr Daum. Der Chef meint, Sie könnten noch eine Wache einschieben."

„Warum eigentlich immer ich?" frage ich.

„Um 16 Uhr hätte Ihre Wache angefangen. Wo waren Sie denn da?“

„Ich habe gearbeitet. Außerdem wurden diese Haie gesichtet!“

„Das war fast zwei Stunden später. Solange ist Ihnen nicht eingefallen, daß Sie andere Verpflichtungen haben.“

Dann dreht Sie sich um und entfernt sich.

„Das sieht nicht nur so aus, als ob es ihr Spaß macht. Das macht ihr wirklich Spaß!“ sage ich.

„Manchmal glaube ich, der Alte hat was gegen dich.“ sagt Edwin.

„Das glaubst du nicht nur alleine.“

Den ganzen Abend lang versuchen wir immer wieder, etwas über Carola’s Zustand zu erfahren. Aber erst um 23 Uhr taucht Ulrich Solzbach in der Kantine auf, um einen Happen zu sich zu nehmen. Zufällig bin ich auch da.

„Und?“ frage ich. Viele, die noch in der Kantine sitzen, sehen ihn erwartungsvoll an.

„Was und?“ fragt er.

„Wie geht es ihr?“

„Stabil.“

„Ist sie irgendwie verletzt?“

„Nein.“

„Und sonst?“

„Mmh.“

„Es sind schon Ärzte gelyncht worden, weil sie den Verwandten der Patienten nichts sagen wollten, weißt du das?“

„Ich kann euch nicht mehr sagen! Sie wird leben! Reicht das nicht? – Außerdem bist du nicht ihr Verwandter!“

Er geht ab. Und wir bald darauf ins Bett. Heute erfahren wir nichts mehr.

Wenn ich gedacht habe, ich kann zwischen zwei Wachen ruhig schlafen, dann habe ich mich getäuscht. Um vier Uhr morgens steht plötzlich Natalie in meiner Kabine und schüttelt mich.

„Aufstehen! Du sollst zu Carola kommen! – Nicht anziehen, Unterhose reicht! Schnell.“

„Was ist denn?“ frage ich. Unterhose oder Badehose reicht vielleicht im Normalfall, aber nicht, wenn man eine der Uhrzeit angemessene Morgen-

latte hat. Das passiert mir immer, wenn ich entweder ganz ausgeschlafen bin oder ein massives Schlafdefizit habe. Im Moment wird es wohl letzteres sein.

Natalie sieht es und rümpft die Nase, sagt aber nichts. Wir hasten durch die Gänge. Laufen ist gut gegen Spontanerektionen, aber die CHARMION ist zu klein für längere Läufe. Es müssen noch ein paar weitere Minuten verstreichen, bevor das Ding weg ist. Wondrachek, der die Hundswache hat, sieht glücklicherweise auf einen der Bildschirme und interessiert sich nicht für uns, als wir durch die Zentrale hasten.

Natalie macht heute medizinische Nachtwache. Wenn sogar Doktor Morton zu Bett gegangen ist, muß es Carola eigentlich ganz gut gehen.

„Wir haben sie eigentlich sediert. Aber sie kommt trotzdem dauernd zu Bewußtsein. Und das letzte Mal wollte sie etwas von dir!“ sagt Natalie.

Sie haben Carola schon gut hingekriegt. Keine künstliche Beatmung. Und sie liegt völlig ruhig. Aber sie ist mit einer ganzen Reihe von Infusionsflaschen verflantscht und an verschiedene elektronische Geräte angeschlossen. Diese kenne ich nicht, aber der Herzschlag auf einem der Bildschirme ist deutlich als solcher zu identifizieren.

„Das sind 90 pro Minute!“ sage ich, „das ist doch für einen schlafenden Menschen viel zu viel!“

„Wir kriegen es nicht weiter runter! Mehr Digitalis ist zu gefährlich!“

„Da gibt’s doch heute andere Mittel!“ sage ich und beuge mich über sie: „Ich denke, sie ist wach?“

„Manchmal.“ sagt Natalie.

„Hast du mich auf Verdacht geweckt?“

„Ich will Doktor Morton nicht wegen Kleinigkeiten wecken.“

„Aber mich schon, ja?!“ sage ich, und Natalie giftet mich an, als hätte ich sie geweckt und nicht umgekehrt.

Carola’s Gesicht sieht alt aus. Nicht zerfurcht, aber alt, ohne daß man genau sagen könnte, woran das liegt. Auch ihre Atemzüge sind unregelmäßig und für eine Schlafende zu schnell. Plötzlich schlägt sie die Augen auf und sieht mich an.

Und in ihrem Gesicht ist Angst! Sie fängt an, kurz und heftig zu atmen, wie nach einem Sprint.

„Carola! Ich bin es! Herwig! Wie geht es dir?“

Sie spricht stoßweise: „Sie haben Menschen in die Masten genagelt, Menschen! Wir dürfen nicht hier sein! – Sie haben Menschen in die Masten genagelt. – Sie werden uns jagen.“

„Wer hat das getan?“

„Auf den Schiffen. Herwig weiß es, Herwig kennt sie…“

„Ich bin doch hier, Carola! – Ich bin doch Herwig!“ Sie sieht durch mich hindurch.

Ich wende mich an Natalie: „Dieses Zittern da! Am ganzen Körper! – Das ist doch nicht normal!“

„Ich weiß auch nicht!“

„Dann weck die alte Morton! – Hat sie schon früher diese Phantasien gehabt?“

„Nein, von den Menschen, die an den Mast genagelt sein sollen, hat sie eben erst gesprochen.“

„Sie haben sie gehäutet und an den Mast genagelt!“ Carola bäumt sich auf. Natalie steckt ihren Kopf in die Zentrale. Wondrachek übernimmt das Wecken der Ärztin.

„Carola, beruhig dich!“ sage ich, „Du bist bei uns an Bord! Hier bist du sicher! Nichts kann dir hier passieren!“

Sie sieht mich an. Und sieht mich nicht.

„Herwig weiß es!“ sagt sie.

„Ich bin Herwig!“

„Vielleicht Phantasien wegen deines Buches?“ vermutet Natalie.

„Von solchen Dingen hatte ich nichts geschrieben!“

Doktor Morton taucht auf, zerknautscht, aber wach. Sie erfaßt die Situation schnell. Carola brabbelt noch eine Weile vor sich hin, während die Ärztin ihr eine Spritze gibt. Speichel läuft aus Carola’s Mund, ohne daß sie es merkt. Dann schläft sie ein. Der Puls ist 105 und sinkt langsam. Ich nehme eines der Wischtücher und mache ihr das Gesicht sauber.

„Warum sind Sie denn hier?“ fragt Doktor Morton mich. Wir erklären es ihr.

„Hat sie da wirklich etwas gesehen, oder sind das Phantasien, Doktor?“ frage ich.

„Das kann man nicht unterscheiden. Ich glaube, sie wird lange brauchen, bis sie wieder ganz gesund ist und es selber unterscheiden kann. – Sie können wieder ins Bett gehen."

Ich gehe zur Tür.

„Herr Homberg?"

„Ja?" Ich drehe mich um.

„Das, was sie eben erwähnt hat – gehäutete Menschen am Mast – halten Sie denn das für möglich?" Ich sehe Doktor Morton an, daß ihr diese Vorstellung, sogar die bloße Erwähnung einer solchen Möglichkeit, gar nicht behagt.

„Bei den Granitbeißerinnen? – Meistens handeln sie ziemlich rational, und wenn sachlich notwendig ist, grausam zu sein, dann sind sie es eben. – Bei denen ist es meistens sachlich notwendig, grausam zu sein. Die sind eben so. – Ich weiß im Moment nicht, wozu es gut sein soll, Menschen zu häuten und an den Mast zu nageln. Vergessen Sie nicht, es sind Menschenfresser – vielleicht eine Art Zubereitung!"

„Also ist es möglich?"

„Ja. Ja, ich denke, es ist möglich. Das ist der hiesige Tonfall."

„Igitt!" sagt Natalie.

„Wir haben die CHARMION. Wir können alle Probleme untertauchen!" sage ich.

„Das hat ihr ja auch nichts genützt." sagt die Ärztin, „Ach, Herr Homberg, hätten Sie etwas dagegen, umzuziehen?"

„Ich hatte eben nicht genug Zeit, mich anzuziehen!"

„Umziehen! Nicht: 'Sich umziehen'!"

„Wohin denn umziehen? Gibt es noch ein U-Boot hier?"

„Lassen Sie die Witze. Ich meine, hierher. Da sind noch Liegen frei. Vielleicht wacht sie noch einmal auf, und dann sind sie gleich da! – Wir zeigen Ihnen das notwendigste an den Geräten."

„Ich hatte nicht den Eindruck, daß sie mich erkennt, und daß ich überhaupt etwas machen kann."

„Das weiß man so genau nicht. – Wenn Sie hierbleiben, könnte Frau Yay ins Bett."

„Was denn, sie bleibt nicht hier?"

„Herr Homberg!“ Frau Morton legt ihr strengstes Gesicht an, und Natalie grinst, völlig überflüssigerweise.

So kommt es, daß ich den Rest der Nacht unruhig verbringe. Carola wacht nicht noch einmal auf, und ich brauche nicht einzugreifen. Dafür hindern mich die zuckenden Linien auf verschiedenen Bildschirmen am Einschlafen, und wenigstens ein Gerät macht dauernd Pip-pip – die elektronische Übersetzung von Carola’s Herzschlag. Dieses Pip-pip läßt sich nicht abstellen.

Das ist aber noch nicht das schlimmste. Als dieser Herzschlag allmählich auf unter 80 sinkt – also in Richtung Normalität – fängt sie an, zu schnarchen.

Vielleicht sollte man sie wecken, denke ich, und ihr irgendwelche Märchen erzählen. Märchen, in denen gehäutete Menschen an den Mast genagelt werden.

Welch einfache Umstände doch Aggressionen anheizen können!

„Was hat sie erzählt?“ Edwin will es ganz genau wissen. Ich erzähle es ihm. Und er stellt mir ganz genau dieselben Fragen wie Doktor Morton.

Wir sitzen auf dem Achterdeck. Es ist der 20. Februar 1999, später Morgen. Unsere Position ist 3 Kilometer östlich der Coracora-Insel, und wir liegen ortsfest. Es ist Samstag, und es ist beschlossen worden, das Wochenende nicht mit allzuviel Arbeit zu verderben.

Es sind tiefhängende Wolken aufgekommen, es ist noch dunkler als üblich, und ab und zu regnet es. Nebel liegt auf dem Wasser, gerade soviel, daß die Coracora-Insel im Westen manchmal verschwindet, und die anderen Inseln, die weiter weg sind, meistens. Die kühlen Springbrunnen der CHARMION schaffen es gerade eben, mit dem Regenwasser zusammen eine Wassermischung zu erzeugen, die gerade eben kühlend wirkt – wenn man sich nicht gleichzeitig körperlich anstrengt. Interessanterweise ist der Regen etwas kühler als das Seewasser – bloß 34 Grad. Daß ist schon ein ganz wesentlicher Unterschied, wenn man sonst keinerlei Kühlungsmöglichkeiten haben sollte.

Ob Carola deshalb solange überlebt hat? Sie war mit den Haien weit weg, in einer Gegend, wo es zufällig etwas kühler war! Ganz auszuschließen ist es nicht. Und nur wenige Grad weniger können viel ausmachen, wenn die Außentemperatur so nahe an der normalen Körpertemperatur eines Menschen liegt oder diese sogar noch übersteigt.

„Diese Sache mit den gehäuteten Menschen, die sie an Masten von irgendwelchen Schiffen gesehen haben will – ob da was dran ist?“ fragt Edwin, „Wie kann sie die überhaupt gesehen haben? Sie ist doch kurzsichtig!“

„Ich weiß es nicht.“ sage ich, „Meiner Meinung nach kann man mit vier Dioptrien keine Einzelheiten auf einem Schiff erkennen, wenn man die ganze Zeit im Wasser schwimmen und sich an einer Rückenflosse eines Hais festhalten muß.“

„Vielleicht war sie ja gar nicht die ganze Zeit im Wasser?“

„Auch möglich. Aber wenn es in dieser Gegend einen Saurierfänger der Granitbeißerinnen geben sollte – oder ein anderes Schiff – dann ist es

merkwürdig, daß es uns noch nicht begegnet ist. – Und wenn Carola an Bord eines solchen war – Warum hat sie es dann wieder verlassen? Oder warum hat man sie wieder vom Schiff runtergelassen? Und warum hat sie sich wieder einen Hai ausgesucht, um sich über Wasser zu halten?“

„Das kannst du nicht wissen, ob sie sich ‘wieder’ einen Hai ausgesucht hat!“

„Stimmt. – Denkfehler.“

„Also Phantasien?“ schlägt Edwin vor.

„Nimm eine Sammellinse von vier Dioptrien und sieh dir die Welt dadurch an! Dann weißt du, was sie gesehen haben kann! – Sie ist sich dieser Schwäche durchaus bewußt. Vor sechs Tagen zum Beispiel hatte sie Angst, das Boot aus den Augen zu verlieren, wenn sie nur ein bißchen rauschwimmt!“

„Jaja.“ sagt Edwin, „Wir haben es gesehen.“

„Werde ich den Rest meines Lebens alle meine Damenbekanntschaften, die ich hier an Bord hatte, aufs Butterbrot geschmiert bekommen?“

„Du wirst doch ein Buch darüber schreiben! Und da wirst du doch wohl ausführlich…“

„Pflicht des Chronisten!“

„Wenn sie mal heiratet – schenkst du ihr dann ein Exemplar zur Hochzeit?“

„Die heiratet nicht! Und ein Exemplar wird sie dann schon haben. Und es ist nicht im mindesten ehrenrührig, was in diesem Buch drin stehen wird.“

„Das kannst du so sehen.“

„Wie soll man das sonst sehen?“ Irgendwie habe ich das Gefühl, Edwin ist dabei, mein Schreiben zu kritisieren. Ich wechsele das Thema: „Vielleicht ist die Carola nicht mehr so stark kurzsichtig wie früher und hat deshalb tatsächlich etwas sehen können!“

„Wieso denn?“

„Wegen des hohen Druckes hier. Könnte die Augengeometrie verändern. Wir müssen es untersuchen, wenn sie wieder gesund ist.“

„Wenn das so wäre – warum hat sie es nicht früher gemerkt? Und müßten wir dann nicht alle weitsichtig sein?“

„Vielleicht. – Weitsichtigkeit kann man kompensieren. Besser jedenfalls als Kurzsichtigkeit. Und vielleicht merken wir es nicht, wenn wir alle weitsichtig werden: Im Boot ist es immer heller als hier draußen. Hier draußen sind wir durch die Dämmerung nicht im Vollbesitz unserer üblichen Sehstärke, und drinnen wegen der druckbedingten Weitsichtigkeit. Wir haben uns alle dran gewöhnt. Vielleicht. Wir werden es noch genau nachmessen. – Aber es gibt noch eine Möglichkeit, wie Carola tatsächlich etwas gesehen haben kann, trotz ihrer Kurzsichtigkeit!“

„Nämlich?“

„Abblenden. Wie ein Fotoapparat. Jeder Kurzsichtige sollte diese Maßnahme für den Notfall kennen.“

„Wie geht denn das?“

„Durch ein kleines Loch hindurchsehen. Nähnadel in Pappe stechen. Provisorisch kann man auch mit Daumen und Zeigefinger ein kleines Loch machen und hindurchsehen. So!“ Ich zeige es ihm.

„Genial!“

„Naheliegend eher. Aber vielleicht hat sie das auch nicht gemacht. Erstens weiß ich nicht, ob sie diesen Trick kennt, und zweitens wird das gesehene Bild dann dunkler. Noch dunkler, als es hier sowieso schon ist. Es bringt also eigentlich kaum etwas.“

„Wir werden sie selber fragen, wenn wir wieder mit ihr reden können.“

„Wenn sie sich dann noch erinnert.“

Einen Moment bricht wieder Schweigen zwischen uns aus. Das liegt vielleicht daran, daß jemand durch das Luk heraufkommt. Es ist Gabi. Sie trägt einen knappen Bikini und hat offenbar die Absicht, zu schwimmen. Dazu steigt sie über das vordere Deck ins Wasser, um uns nicht über den Weg zu laufen.

„Ist sie nicht auch kurzsichtig?“ fragt Edwin. „Manchmal läuft sie doch auch mit einer Brille rum!“

„Wenig.“ sage ich, „Wir werden sie schon nicht retten müssen. Außerdem wird sie nicht weit rausschwimmen – das ist sogar ihr zu warm! – Wetten?“

Dann schweigen wir wieder, als ob es zwischen uns eine stillschweigende Übereinkunft gäbe, das, was Gabi angestellt hat, nicht zu erwähnen. Dann tut Edwin es aber doch:

„Solange sie da rumschwimmt, können wir wenigstens sicher sein, daß das Boot nicht plötzlich taucht!“

„Nicht unbedingt,“ sage ich, „Wer weiß, was für logische Bomben sie noch im System gepflanzt hat! Und wer weiß, welche Programmierfehler ihr dabei noch unterlaufen sind.“

„Dann kann sie sich einen Hai suchen!“

„Und wir auch! – Nebenbei: Hast du unsere Biologen zu dem Thema etwas sagen hören? Ich habe von Delphinen gehört, daß sie manchmal in Not gekommenen Menschen helfen sollen, aber niemals von Haien.“

„Sie haben eben noch ein weiteres Stück auf der Evolutionsleiter erklommen.“ schlägt Edwin vor.

„Und warum haben sie das bei uns oben nicht getan? – Haie sind uralt. Prähistorische Kampf- und Freßmaschinen. Es gab keinen Grund für eine Auslese, die ihnen ein Sozialverhalten beigebracht hätte. Und hier? Warum sollten sie es hier gelernt haben? Diese Haie sahen nicht gerade wehrlos aus, also warum mußte ihnen die Evolution eine Modifikation ihrer Verhaltensmuster beibringen?“

„Weiß ich nicht. – Vielleicht, weil sie doch eine ganze Menge Feinde haben? Fischsaurier, diesen Riesenrochen, den wir gesehen haben, was weiß ich – vielleicht sind es gar keine Haie. Vielleicht hat die Evolution eine andere Fischart in die Form der Haie hineinmodifiziert, weil es die zweckmäßigste Form für Raubfische ist. – Vielleicht waren es mal ganz nette Elefanten! – Oder Eichhörnchen.“

Das finde ich komisch: „Du streckst das Evolutionsprinzip aber ganz schön weit! – Wiedereroberung der Weltmeere!“

„Warum nicht?“ fragt Edwin, „Es ist eine andere Art von Weltmeer als bei uns oben! Praktisch kein Salzgehalt. Vielleicht ist der Weg vom Landtier zu einem Bewohner dieses Süßwasserozeans kürzer als von einem Bewohner eines Salzwasserozeans zu einem Bewohner eines Süßwasserozeans?“

„Ich werde Seltsam fragen," sage ich, „Vielleicht hat er da schon eine Idee."

„Dann hat Reinhardt schon eine andere."

„Jedenfalls scheint dir der Evolutionsgedanke irgendwie schon sehr vertraut!" sage ich.

„Man hat hier ja viel Zeit, darüber nachzudenken."

„Ob der Pater das auch tut?"

Gabi ist tatsächlich hinausgeschwommen, etwa in Richtung Nordwesten oder Norden, und jetzt wird der Regen gerade um soviel dichter, daß wir sie nicht mehr sehen. Kurz bevor wir sie aus den Augen verloren haben, hat sie nach Osten abgedreht.

„Sehr gefährlich, was sie da macht!" sage ich.

„Sie hat es gemerkt und Kurs auf uns genommen. Sie muß gleich wieder auftauchen. Wenn sie nicht im Kreise schwimmt."

„Sie hat Kurs auf uns genommen? – Sah mir nicht so aus."

„Doch doch. – Sie hört uns auch reden."

„Dann wird es jetzt aber für sie unangenehm, wenn wir uns nichts mehr zu sagen haben!"

Wir starren weiter in den Nebel hinaus, aber weder meine noch Edwin's Vermutung über Gabi's Kurs lassen sich verifizieren. Nichts deutet darauf hin, daß hinter dieser Regenwand ein Mensch schwimmt.

„Hast du dich mit deiner Frau mal über die Evolution gestritten?" frage ich, „Wenn ich mich richtig erinnere, dann ist sie doch studierte Theologin!"

„Es gibt so viele andere Dinge, über die man sich streiten kann…" weicht Edwin aus.

„Ja? – Erzähl!"

Gabi taucht immer noch nicht aus dem Nebelregen auf, und Edwin erzählt nichts über seine familiären Streitigkeiten. Also wieder anderes Thema.

„Auf jeden Fall trage wir in der Elektrolytzusammensetzung unserer Körperflüssigkeiten immer noch das Echo des Salzgehaltes des Urozeans in uns," sage ich, „und das gilt natürlich auch für die Meeresbewohner. Der Weg zu einem Leben im Süßwasser ist weit."

„Aber wir haben oben auch Süßwasserfische. Soweit, daß die Evolution das nicht schafft, kann dieser Weg also nicht sein!“ stellt Edwin fest.

„Stimmt auch wieder. – Wo bleibt sie denn? – In dieser Brühe kann man doch nicht solange schwimmen!“

‘Brühe’ ist natürlich übertrieben – wie wir wissen, ist dieses Wasser sehr sauber und könnte fast mit nicht mehr Vorkehrungen als ein paar Sieben in unsere Wasserleitungen gepumpt werden. Aber warmes Wasser ist in unserer Erfahrungswelt eben nicht klar und sauber: Urin, tropische Gewässer, laugenhaltige Waschwässer, Kühlwässer, Heizwässer.

Der Regen wird immer dichter, aber auch ungleichmäßiger. In kurzen Abständen kann man zwischen den Regenschleiern wieder weit sehen, aber man kann nie genau vorhersagen, wann und in welcher Richtung das der Fall sein wird. Gabi müßte jetzt nordöstlich von uns sein – ungefähr. In der Welthöhle kann man das ja nie genau abschätzen, und bei diesem Wetter erst recht nicht. Aber wir wissen, daß die Coracora-Insel im Westen ist, und daß der Bug der CHARMION genau dahin zeigt. Da die CHARMION keine Tendenz hat, sich von selbst zu drehen, können wir davon ausgehen, daß das immer noch so ist, ohne in der Zentrale rückfragen zu müssen.

Nun haben wir wieder solch eine Lücke zwischen den Regenschleiern im Norden – dort, wo wir Gabi das letzte mal gesehen haben. Jetzt sehen wir sie aber nicht – erst, als die Regenlücke langsam nach Osten abwandert, taucht ein Punkt auf dem Wasser auf.

„Schon passiert!“ sage ich, „sie verliert die Richtung! – Idiotisch, soweit rauszuschwimmen.“ Und dann stehe ich auf, um zu rufen: „Heh, Gabi, hierher! Hier sind wir!“

Sie scheint zu reagieren. Bevor wir dessen sicher sein können, ist die Regenlücke noch weiter nach Osten abgewandert. Der Blick wird weiter, aber Gabi ist nicht mehr zu sehen. Sie müßte ihre Richtung wenigstens ein paar Dutzend Meter halten, damit wir sie und sie uns trotz des Regens sehen können. Ich bleibe stehen, damit sie es leichter hat.

Die Peer-Elderman-Insel, die etwa 5 bis 6 Kilometer nordöstlich von uns liegt, kommt in Sicht. Schottische Verhältnisse, denke ich: In der einen Richtung sieht man kaum hundert Meter weit, und zwanzig Winkelgrade

daneben sind es viele Kilometer. Wir müssen mitten in einem dichteren Regengebiet sein.

„Jetzt kann ich sie überhaupt nicht mehr sehen!“ sagt Edwin, „Von ihr aus müßte sie nach links abgewichen sein, oder?“

„Ungefähr,“ sage ich, „aber in der Lücke wird sie nicht auftauchen – die wandert schneller, als sie schwimmen kann.“

Trotzdem sehe ich die ferne Insel genauer an. Sie liegt in einer merkwürdigen, helleren Beleuchtung, aber das liegt vielleicht nur daran, daß es bei uns jetzt unüblich dunkel ist. Wie eine Verheißung, diese Insel – bloß wegen der geringfügig stärkeren Beleuchtung. Mit was für marginalen Einflüßen man einen optischen Eindruck emotional färben kann! Trotzdem genieße ich es. Ich habe es schon früher mal erlebt, daß irgendwelche Landschaftsmerkmale zwischen Regenlücken und in einer plötzlichen, zufälligen Beleuchtungskombination ganz eigen aussahen. Manchmal nur für Sekunden. Damals wie jetzt habe ich plötzlich gedacht: Merk dir das, Herwig! Diesen Anblick. Eine Verheißung, eine Illusion. Mehr gibt’s im Leben nicht. Genieße den Augenblick, wo du wenigstens die Illusion oder vielleicht das Tranzendente zu ahnen glaubst. Vielleicht wird einmal nicht mehr das der Fall sein. Vielleicht wirst du irgendwann vergessen haben, daß es so etwas wie eine Verheißung einmal gegeben hat.

Man soll nicht undankbar sein. Schon bei den Reisen, die ich vor langer Zeit ganz allein durch ein fremdes Land unternommen habe, dachte ich: Etwas dem großen Abenteuer ähnlicheres wird es nicht geben. Wievielmehr müßte ich das jetzt denken. Oder auch auf der Reise vor zwei Jahren. Dieses Boot. Die Welthöhle. Eine geheimnisvolle Insel, die noch nie ein Mensch betreten hat. Du selbst noch am Leben und gesund. Was willst du mehr?

Natürlich will ich mehr: Das Schicksal hätte ein paarmal weniger heftig zuschlagen können. Der Preis für das große Abenteuer war zu hoch. Charmion. Irene. Und diese Insel da hat auch schon den Namen eines Sterblichen.

Und da sehe ich das Schiff.

„Jetzt sehe ich sie.“ sagt Edwin, „Sie uns auch. Sie hält Kurs.“

Das Schiff liegt vor der Peer-Elderman-Insel, Bug nach Westen, und es macht kaum Fahrt. Es ist ein großes Schiff. Der Regen schiebt sich dazwischen, aber ich erkenne trotz der großen Entfernung noch die Aufbauten: Masten, Masthäuser, Deckshäuser, die Segel, den langen Bugspriet. Dieses Schiff muß mindestens so groß sein wie der Saurierfänger, auf dem ich seinerzeit zuerst gefahren bin. Masthöhe hundert Meter. Sonst wäre es mir auch gar nicht aufgefallen.

Ich kann nicht erkennen, ob es sich bewegt hat. Dazu war der Blickkontakt zu kurz.

„Siehst du sie?“ fragt Edwin, „Laß doch noch einmal deine Stimme erschallen!“

„Ein Schiff!“ sage ich.

„Was? – Wo denn?“

„Da! – Vor der Insel!“

Es ist zu spät. Edwin glaubt mir nicht. Er hat überhaupt nichts gesehen. „Was für ein Schiff?“ fragt er.

„Sorg dafür, daß die Gabi reinkommt!“ sage ich und sprinte los. Sekunden später nur bin ich in der Zentrale, nehme kaum die angenehme Kühle des Schiffsinnern wahr: „Haben Sie das Schiff geortet?“ frage ich.

Wellington sieht zur Seite, wo Rolf Sydekum sich sofort an eine der Konsolen setzt. „Ein Schiff? – Wo soll denn das denn sein?“ fragt dieser.

„Vor der Peer-Elderman-Insel. Kurs wahrscheinlich ungefähr nach Westen.“ Ich erzähle nacheinander alle Einzelheiten, die ich noch weiß. „Es war ein so kurzer Augenblick!“ sage ich zum Schluß.

„Mmh.“ sagt Sydekum, „Vor der Insel?“

„Ja.“

„Kriegen wir kaum Signale. Bewegen tut sich überall etwas, in Landnähe.“

„Wollen wir nicht hinterherfahren?“ frage ich.

„Und warum sollten wir das tun?“ fragt Wellington.

„Um zu sehen, ob es wirklich eins war!“

„Ich denke, Sie sind sich sicher!“

„Ja, natürlich bin ich das! Aber ich habe kaum Einzelheiten gesehen! Wollen wir die nicht feststellen?“

„Wir werden noch früh genug Gelegenheit dazu haben," sagt Wellington, „Im Moment, bei den Sichtbedingungen, wüßten wir ja nicht einmal, in welche Richtung wir fahren müßten." Er setzt sich auch vor eine Konsole, um seinen Eintrag ins Logbuch zu machen. Ich wüßte gerne, ob er schreibt: 'Homberg hat ein Schiff gesehen', oder 'Homberg glaubt, ein Schiff gesehen zu haben'.

„Nichts definitives," sagt Sydekum, „Aber soweit weg, an der Wasseroberfläche, das kriegen wir weder akustisch noch mit Radar hin."

Wieder einer der Momente, wo man sich klarmachen muß, was die CHARMION gekostet hat. Aber vielleicht bin ich ungerecht: Was wäre gewesen, wenn sich auf einer der APOLLO-Missionen hinter einem Felsen plötzlich kleine, grüne Männchen gezeigt und den Astronauten lange Nasen gemacht hätten? Um derartigen Dingen nachzugehen, waren die APOLLO-Astronauten genausowenig gerüstet wie wir.

Aber zum Teufel, denke ich mir, das kann man ja eigentlich gar nicht vergleichen. Niemand erwartet ernsthaft kleine, grüne Männchen auf dem Mond. Mit den Schiffen in der Welthöhle ist das etwas anderes.

„Gab es etwas, was den Beobachtungen der Frau Rau entsprach?" fragt Amerlingen.

„Auf die Entfernung kann man überhaupt keine Menschen erkennen, weder lebende noch tote." antworte ich.

Auf dem Weg nach oben kommen mir unter den Einstiegsluken Gabi und Edwin entgegen.

„Ihr könnt weiterschwimmen," sage ich, „Wir fahren nicht hinterher."

„Warum denn nicht?"

„Weil Wochenende ist. – Denke ich."

Weil das Boot weiter an Ort und Stelle liegenbleibt, steigen Edwin und ich wieder nach oben. Wir setzen uns wieder auf unseren Platz auf dem Achterdeck und beobachten – doch der Regen wird stärker und gleichmäßiger. Wir können nicht einmal mehr die viel näher liegende Coracora-Insel sehen.

„Wenn du wirklich ein Schiff gesehen hast – das kann uns jetzt über den Haufen fahren!" meint Edwin.

„Ich habe wirklich ein Schiff gesehen. Und aus geringer Entfernung werden wir es ja wohl orten können. Wir sind von der Oberfläche weg, bevor sie hier sind."

„Warum eigentlich?"

„Sagte ich doch: Es ist Wochenende. Zeit für die Mannschaft, sich in der Kantine gegenseitig anzuöden. Außerdem will der Alte ein paar klarere Worte von Carola hören. Montag ist dann entschieden, was wir weiter machen werden."

„Was glaubst du, was wir weiter machen werden?"

„Tja. Wenn ich das wüßte." Eigentlich brauche ich mir nur zu überlegen, was ich tun würde. „Die Coracora-Insel ist soweit inspiziert, wie man das ohne Landgang machen kann. Und Landgang ist da zu schwierig. Wenn wir das wollen, müssen wir woanders hin. Die Peer-Elderman-Insel ist jetzt etwas interessanter geworden – es sei denn, keiner glaubt mir. Die Säulengabelinsel ist irgendwo in Gegenrichtung, ungefähr im Süden oder Südwesten, noch ein ganzes Stück weit weg. Die wäre interessant, um rauszukriegen, was aus den Sachinor geworden ist."

„Und Grom?"

„Wissen wir nicht genau, wo das liegt."

„Und Casabones?"

„Was wollen wir da?"

„Naja, vielleicht willst du es wieder sehen!"

„Will ich nicht. Und außerdem geht kein Weg mehr hinauf, wie du nach der Lektüre meines Buches wissen müßtest!"

„Doch. Da war von einem alternativen Weg die Rede."

„Den habe ich nie selbst gesehen."

„Mmh. Also werden wir ziellos kreuzen?"

„Nein nein, das kann man nicht sagen. Kartographieren werden wir, und das normale Forschungsprogramm wird weitergeführt. Wir werden schon über genug interessante Dinge stolpern. Sei froh, daß es im Moment keine Hektik gibt! Sei froh, daß wir auf Deck sitzen und uns kühl beregnen lassen dürfen! Denk daran, was die EG dafür bezahlt hat, für jede Sekunde hier! – Auch für jede Sekunde Nichtstun."

„Ich bin froh!“ sagt Edwin, „Ich könnte den ganzen Tag hier sitzen bleiben!“

Jemand kommt aus der Luke nach oben. Es ist Amerlingen. „Hallo!“ sagt er, „Da seid ihr ja!“

„Ja?“ frage ich, „Werden wir vermißt?“

„Das nicht. Aber wir haben im Norden jetzt doch ein Echo. Wir sehen uns das einmal aus der Nähe an.“

„Heißt das Einsteigen?“

„Das heißt es. – Bitte keine Hektik, aber in 30 Sekunden tauchen wir!“

„Es wird schon etwas für die Unterhaltung getan, auf diesen EG-Missionen!“ sagt Solzbach, „Da kommt keine Langeweile auf!“

Wir sitzen im vorderen Oberdeck, vor unseren Konsolen. Die Raumtemperatur ist auf einhelligen Wunsch auf 19 Grad gesenkt worden – sogar Gabi hatte nichts dagegen. Aber sie hat sich vielleicht nicht getraut, zu protestieren. Der Wunsch zu dieser niedrigen Temperatur entspringt wahrscheinlich dem Erlebnis der schwülen Hitze draußen: Jeder ist sich bewußt, daß es draußen auf vielen Kilometen im Umkreis nur tropische Temperaturen gibt. Vielleicht ist das auch derselbe Effekt, der manche Leute dazu bringt, im Winter so stark zu heizen, daß ihnen die erreichte Raumtemperatur im Sommer viel zu hoch wäre.

„Aber eigentlich ist Zeit zum Mittagessen.“ stelle ich fest.

„… sagte der große Abenteurer, und ließ Wein, Weib und unermeßliche Reichtümer fahren.“

„Unermeßliche Reichtümer? Jetzt kommt eure Motivationsstruktur doch noch ans Tageslicht!“

„Du weißt genau, daß wir ohne diese Motivation nicht hier wären!“ sagt Cohäuszchen, „Oder glaubst du, daß die EG-Bonzen den hehren Idealen der reinen Wissenschaft verfallen sind?“

„Sind wir es?“ frage ich, „Wer von uns ist den hehren Idealen der reinen Wissenschaft verfallen? – Bitte melden!“

„Ist das das Echo, von dem die Rede ist?“ fragt Gerald und zeigt auf seinen Bildschirm. Jetzt, wo die CHARMION in einer Tiefe von etwa 60 Metern nach Norden fährt, kann man von großen Gegenständen, die auf dem Meer schwimmen, ein viel besseres Ortungsbild erhalten. Es muß das Schiff sein, das ich gesehen habe. Es ist um die Peer-Elderman-Insel herumgefahren und wendet seinen Kurs allmählich von Westkurs nach Nordkurs. Der Abstand von der Insel ist noch nicht groß – vielleicht 700 Meter.

„Eigentlich sind sie doch ziemlich schnell – für das bißchen Wind!“ sagt Spaliter, der jetzt auch bei uns sitzt.

„Sie waren schon am westlichsten Rand der Insel, als ich sie gesehen habe. Und vorm Wind können die Granitbeißerschiffe den kleinsten Lufthauch ausnutzen. Ob sich meine Methoden, Höhe am Wind zu gewinnen, rumgesprochen haben, weiß ich nicht.“ sage ich.

„Aber im Moment ist oben doch überhaupt kein Wind?“ fragt Solzbach.

„Vielleicht rudern sie ja. Wir werden es gleich sehen.“

Die fünf Kilometer bis zu dem Schiff hat sie CHARMION schnell zurückgelegt. Jetzt aber müssen wir unauffällig manöverieren. Der Plan ist, ein bißchen aufzutauchen und mit den Außenkameras einen vorsichtigen Blick auf das fremde Schiff zu werfen. Jedes dumme U-Boot, denke ich, hat ein Seehrohr. Das könnten wir jetzt gebrauchen! Dann könnte man erreichen, daß beim Spähen nicht mehr über Wasser zu sehen ist als ein Gegenstand von der Größe einer schwimmenden Konservendose. Das ist mit der CHARMION nicht möglich.

„180 Meter Abstand, 65 Meter tief. Näher will er offenbar nicht ran!“ sagt Günther Cohausz, „Seht mal, wie langsam sie sind! 1.8 Kilometer pro Stunde!“

Die CHARMION läßt sich wieder zurückfallen, während die Tauchtiefe veringert wird. Als wir wenige Minuten später nur noch ein paar Meter tief sind, hat das Schiff, das genauen Nordkurs steuert, wieder einen Abstand von 240 Metern.

„Wenn sie ihre Augen aufsperren, können sie uns sehen!“ sage ich.

„Regnet es denn nicht mehr?“ fragt Edwin.

„Hier vielleicht nicht.“

Die Bilder der oberen, nach vorne gerichteten Außenkameras zeigen die gewellte Wasseroberfläche aus weniger als zwei Metern Tiefe. Dann ist es nur noch ein Meter. Gleich müssen wir die Wasseroberfläche durchschneiden.

Die Schwimmtanks werden jetzt nicht verwendet, um keinerlei Geräusche und Blasen zu erzeugen. Das Boot wird von außen wie ein Riff aussehen, das dort ist, wo eben noch keines war. Jedenfalls für eine Granitbeißerin.

Da wäscht das erste Bild frei. Besser hätten wir es nicht treffen können: Hinter leichten Regenschleiern, aber dennoch fast formatfüllend, sehen wir

das Heck eines großen Saurierfängers. Das Bild wird augenblicklich scharf, als sich die Linse selbst reinigt.

„Ist der groß!“ sagt Edwin.

„Nicht wahr!“ sage ich, „Das muß er auch sein. Die müssen viel Fleisch transportieren können. Sieht jemand Seitenschwerter?“

Im Moment haben wir Schwierigkeiten, überhaupt die Menschen an Bord erkennen zu können. Ich sehe Stapel mit Saurierfleisch und schußbereite Harpuniergeräte. Darüber ein ausladendes Gewölk aus schlaff hängenden Segeln.

„Die sind mitten in der Jagd!“ fahre ich fort, „aber sie passen verdammt schlecht auf. Wir könnten doch ein Großtier auf Verfolgung sein! – Es ist ja kaum jemand an Deck!“

„Ist doch klar!“ sagt Edwin und zeigt auf den SISC, „Nach dem 27-Stundenrhythmus fängt hier bald die Nachtruhe an!“

„Wie recht du hast!“ sage ich, „Die sind beim Essenfassen. Aber trotzdem sollte ein Ausguck oben sein. Eigentlich.“

„Sieht jemand Menschen, die an den Mast genagelt sind?“ fragt Palmer.

„Dazu müssen wir breitseitig reingucken. Die Segel nehmen uns zuviel Sicht weg!“ sage ich und greife zum Interkom, um von der Zentrale zu erfahren, ob wir das vielleicht vorhaben.

„Die Besegelung ist gut.“ sagt Spaliter mit fachmänischem Blick, „Jedenfalls, wenn das Schiff vor dem Wind fahren soll. Sonst wird es sehr ineffektiv, selbst, wenn sie Kielschwerter hätten.“

„Sie sind noch nicht so weit in ihrer technischen Evolution!“ sage ich, „Das, was wir hier sehen, ist bei den Granitbeißerinnen High-Tech! – Mach ihnen das nicht madig, wenn du ihnen mal begegnen solltest, und sie in der Überzahl sein sollten!“

Der Abstand unterschreitet 200 Meter. Die CHARMION wandert nach rechts, nach Osten aus.

„Da ist ja überhaupt keiner an Deck!“ sagt Cohäuszchen, „Pennen die am Ende schon?“

„Dann wäre eine Wache da.“ sage ich, „So ein großes Schiff wird von einer fähigen Kommandantin geführt. Die würde niemals so elementare Fehler machen.“

„Und warum, glaubst du, ist niemand an Deck?“

„Weil,“ sage ich, „sie uns bereits gesehen haben. Vermute ich. Sie verhalte sich still, um uns anzugreifen!“

„Das meinst du doch nicht im Ernst!“

„Sie müssen uns für einen Saurier halten! – Für einen noch unbekannten Saurier. Bei den Granitbeißerinnen gibt es auf jedem Schiff erfahrene Jägerinnen, die aus jedem Blubbern irgendwelcher Blasen an der Wasseroberfläche sagen können, was für ein Tier demnächst auftauchen wird.“

„Da werden sie es bei uns aber schwer haben!“

„Vielleicht irre ich mich ja,“ sage ich, „und sie pennen wirklich alle schon. – Aber nein, seht doch: Die Fleischladung! Mit so wenig fährt man doch nicht nach Hause!“

„Und wenn sie in diesem Gebiet nicht damit rechnen, etwas Jagdbares zu finden?“

„Ihr könnt lange rumspekulieren, solange wir noch nichts wissen!“ beklagt Gerald sich.

„Entschuldige, wenn wir dir auf die Nerven gehen!“ sagt Günther.

„So würde ich das nicht sagen. Aber ihr zerbrecht euch den Kopf über Dinge, über die man erst nachdenken sollte, wenn man mehr Fakten hat!“

„Das sehe ich anders,“ sage ich, „Jeder Dösbaddel kann mit Fakten arbeiten. Weit hergeholte Meinungen und haltlose Spekulationen, das ist die hohe Kunst der intellektuellen Auseinandersetzung mit der Realität!“

Gerald sieht mich so an, daß jeder weiß, daß er sich überlegt, ob ich ihn auf den Arm genommen habe. Aber er sagt nichts.

Die CHARMION schiebt sich in 150 Meter Seitenabstand allmählich auf gleiche Höhe. Dabei können wir zunehmend zwischen die Segel schauen.

„Mein Gott,“ sagt Palmer plötzlich, „die Frau Rau hat recht gehabt! – Sehen sie nur!“

Und wir sehen es. Selbst auf diese Entfernung ist es ein grauenhafter Anblick. Aber das ist noch nicht alles:

„Der eine da! Der schreit doch!“ sagt Cohäuszchen, „Der lebt noch!“

„Das darf doch nicht wahr sein!“ sage ich.

„Schöne Sitten haben deine Granitbeißerinnen!“ sagt Edwin. Auch er ist blaß geworden.

„Das sind nicht ‘Meine Granitbeißerinnen’!“

„Regt euch ab.“ sagt Gerald, „Stellt lieber fest, ob wir nicht einer optischen Täuschung unterliegen! – Es sind übrigens mindestens zwei, die da noch leben.“

Wir sind auf dem besten Wege, Einzelheiten herauszukriegen. Die CHARMION fährt jetzt auf gleicher Höhe mit dem Saurierfänger und verringert langsam ihren Abstand.

„Da.“ sagt Gerald, „Ich kann ihre Schreie aufzeichnen!“ Und er klickt in eine Dialogbox – im selben Moment hören wir, was er meint.

Die Schreie sind furchtbar. Menschen in höchsten Schmerzen. Erschöpft, aber die Schmerzen müssen so furchtbar sein, daß sie immer noch schreien. Wahrscheinlich, bis sie tot sind. Inzwischen können wir vier solche armen Kreaturen ausmachen, aber es können noch mehr sein, weil die Segel uns immer noch den Blick auf große Teile des Mastwerkes und der Takelage versperren.

„Warum machen die das nur?“ fragt der Pater.

„Weiß ich doch nicht!“ sage ich, obwohl er vielleicht diese Frage gar nicht an mich gerichtet hat.

„Dreh das mal leise!“ sagt Solzbach zu Gerald.

„Warum?“

„Wir wissen, daß sie schreien – dann brauchen wir es doch nicht dauernd zu hören!“

Ich nicke Gerald zu, und eine Sekunde später ist wieder Ruhe.

Das Interkom meldet sich. Ich werde in der Zentrale verlangt. Wie erwartet will Wellington von mir wissen, was das grausame Spiel da draußen soll. Natürlich kann ich es ihm auch nicht sagen, weil ich während meines Aufenthaltes in der Welthöhle damals so etwas nicht gesehen habe. Aber fragen kann ich: „Werden wir eingreifen?“

Wellington gibt darauf keine klare Antwort. „Wir dürfen uns nicht in die Belange der Eingeborenen einmischen, wenn nicht unbedingt notwendig!“

„Wir werden uns sowieso in ihre Belange einmischen! Das wird die natürliche Folge unseres Unternehmens sein! – Langfristig.“

„Trotzdem,“ sagt Wellington, „solange wir nicht wissen, was da vor sich geht, dürfen wir nichts tun. Das Boot ist ja nicht in Gefahr.“

„Aber – sind wir nicht zur Hilfe verpflichtet? Da gibt es doch Richtlinien für den Fall, daß wir auf kriegführende Parteien stoßen!“

„Sehen Sie da draußen irgendwo Krieg? – Nebenbei dürften wir uns auch in solchen Fällen nicht einmischen.“

Aber Würstchenbuden dürfen wir auf jeden Insel bauen, sowie wir dazu in der Lage sind, und Videotheken, denke ich, als ich ins vordere Oberdeck zurückkehre.

„Der Alte will nichts unternehmen?“ fragt Palmer entsetzt.

„Ja. So ist es. ‘Einmischung in innere Angelegenheiten’, oder so. Er hat Vorschriften, sagt er.“

„Aber das ist doch unmöglich. Wir könnten ihnen doch wenigstens ein Torpedo vor den Bug setzen!“

„So militant, Pater? – Meinen Sie, daß unsere seismischen Drei-Kilogramm-Torpedos diesen Berg aus bestem Holz aus der Welthöhle besonders beeindrucken kann? Und an unsere nuklearen Torpedos denken Sie doch wohl hoffentlich nicht, oder?“

„Natürlich nicht. Aber was können wir denn sonst tun?“

„Rausgehen. Faustkampf!“ sagt Cohäuszchen.

„Du spinnst, Günther!“ meint Solzbach.

„Das hat er doch nicht ernst gemeint!“ beschwichtige ich.

„Natürlich habe ich das ernst gemeint. Was können wir denn sonst machen? Außer den Torpedos haben wir nichts, mit dem man Eindruck machen kann.“

„Machst du im Faustkampf Eindruck?“ frage ich Cohäuszchen, „Gegen gelernte Schwertkämpferinnen?“

„Irgendwie hat der Günther schon recht. Man muß etwas tun. – Sehe ich richtig, daß das nur Männer sind?“ fragt Gerald.

„Hätte mich gewundert, wenn es anders wäre.“ sage ich, „Granitbeißerinnen werden das ihresgleichen nicht antun. – Macht einen ein bißchen parteiisch, nicht?“

„Ich bin immer parteiisch, wenn es um die Verletzung der Menschenrechte geht,“ sagt der Pater, „Das Geschlecht der Leidenden spielt da keine Rolle.“

„Stimmt," sage ich, „die Heilige Inquisition hat Männer und Frauen gleichermaßen verbrannt!"

„Herwig, was soll denn das?" Solzbach wird laut, als er den konsternierten Blick von Pater Palmer bemerkt, „Kannst du dich nicht einmal auf aktuelle Probleme konzentrieren, ohne immer gleich Mitarbeiter zu beleidigen?"

„Tschuldigung." sage ich, „Die Aussage bot sich irgendwie an. Ich hätte das nicht sagen sollen."

„Das heißt: 'Ich entschuldige mich bei Ihnen, Herr Palmer! Ich schäme mich. Es soll nie wieder vorkommen!'„ insistiert Solzbach.

„Das ist doch nicht nötig!" wehrt der Pater ab, „Er hat ja auch bis zu einem gewissen Grade recht."

„Ja? Doch?" frage ich.

„Hört auf, euch zu streiten!" wird Gerald laut, „Könnt ihr vielleicht mal wieder einen Blick auf die Bildschirme werfen?"

„Warum?" fragt Cohäuszchen.

„Ich habe das Gefühl, daß sich da jemand hinter diesen Harpuniergeräten herumtreibt! – Sie müssen uns schon länger bemerkt haben."

„Gut möglich," sage ich, „sie werden sie jetzt ausrichten. Mut haben sie, das muß man ihnen lassen!"

Die CHARMION liegt inzwischen auf gleicher Höhe mit dem Schiff und schiebt sich immer näher an dieses heran. Jetzt könnten es schon weniger als hundert Meter sein.

„Können die das Boot beschädigen?" fragt Gabi besorgt. Ich bin versucht, zu sagen, 'Weniger als du', aber ich halte mich zurück. „Nicht besonders," sage ich, „Das schlimmste, was passieren könnte, ist, daß sie die transparenten Linsenabdeckungen der Außenkameras beschädigen. Das können wir leicht reparieren, wenn das überhaupt nötig sein sollte. Dazu müßten sie die Kameras ja erst einmal treffen."

„Sie können Metall schmieden, nicht?" fragt Gerald, „Sowas hast du doch erwähnt?"

„Ja. Und auch ohne das könnte man viel ausrichten. Sicher kennen sie Gesteine, die hart wie Obsidian sind. Auch daraus ließen sich Harpunen herstellen. Aber all das nützt wenig bei einem Boot, das 18 Kilometer

Tauchtiefe aushält. Wir sind ihnen in der Defensive hoffnungslos überlegen!“

„Willst du uns oder dir selber Mut machen?“

„Es ist doch eine Tatsache! Solange wir das Boot nicht verlassen, kann uns in dieser Welt nichts passieren.“

„Und wie helfen wir diesen Leuten am Mast?“ fragt Palmer.

„Denen ist wahrscheinlich schon gar nicht mehr zu helfen.“ denkt Gerald laut nach, „Aber man muß daran denken, daß sie das noch öfter machen könnten.“

„Nicht mehr zu helfen? Mit intensiver medizinischer Versorgung?“ überlege ich.

„Willst du das Doktor Morton antun? Nach dem, was wir hier sehen, und nach deinem Buch gibt es hier dauernd Gelegenheit, komplizierteste medizinische Eingriffe zu machen. Wollen wir unser Hiersein so aussehen lassen, daß wir gemütlich unseren Forschungen nachgehen, und die Ärztin ist 24 Stunden am Tag im Streß, um irgendwelche verletzten Granitbeißer zu versorgen?“

Ich beobachte, was Palmer zu Gerald’s Argumentation sagt. Er denkt noch nach. – Ich auch. Selbst, wenn wir jetzt nichts tun und weiter zusehen, wie die Besatzung jenes Schiffes dort weitere Menschen bei lebendigem Leibe häutet und an den Mast nagelt, aus welchem Grund auch immer, irgendwann werden andere nach uns kommen – mehrere, mit besseren Waffen. Und dann werden sie die Granitbeißerinnen dazu bringen, sich ‘zivilisiert’ zu verhalten. Nicht diese Gewalt untereinander auszuüben. Dazu wird aber Gewalt nötig sein. Das Blut der Granitbeißerinnen wird fließen, und irgendwann werden sie als versprengte Gruppen in Reservaten übrigbleiben. Keine Folterungen mehr, keine Kreuzigungen. Auch keine Saurierjagden und keine schwindelerregenden Kletterexpeditionen. Sie werden sich von den Touristen photographieren lassen, sie werden auf ein Trinkgeld hoffen, sie werden von der Sozialhilfe leben, sie werden der Prostitution nachgehen, sie werden trinken. Nein, korrigiere ich mich, den Alkohol vertragen sie ja nicht. Vielleicht kann man auch ohne Alkohol verelenden. Was sollen wir tun?

Inzwischen sehen wir, daß sich die Harpuniergeräte auf Deck tatsächlich bewegen. Außerdem können wir erkennen, daß einer der Männer am Mast mit einer langen Stange in die Weichteile gestoßen wird, offenbar um ihn wieder zum Schreien zu bringen. Das bringt mich auf eine Idee, aber Gerald spricht sie vor mir aus: „Die wollen mit dem Geschrei etwas anlokken!“

Menschen häuten und an den Mast nageln, um sie schreien zu lassen, um damit Jagdbeute anzulocken. Mit ein paar Transistoren, einer Batterie und einem Lautsprecher kann man dasselbe erreichen. Also wieder ein Argument für das Kolonisieren der Welthöhle?

Wir müssen, denke ich, einen Codex ausarbeiten. Wir hier an Bord. Wir haben die faktische Autorität, denn wir werden die Öffentlichkeit haben, wenn wir zurückkehren. Man wird auf uns hören. Ein Codex, der sagt, was man in der Welthöhle tun darf und was nicht. Wäre das nicht die Gelegenheit, so viele Fehler gar nicht erst zu machen? Fehler, die bei so vielen anderen Entdeckungen und nachfolgenden Kolonisationen gemacht worden sind? Ein Codex, der aber noch wirtschaftliche Möglichkeiten offenläßt, um eine Lobby zu ermöglichen.

Es muß gehen. Tourismus, zum Beispiel. Die unverfälschte Welthöhle. Keine Deponien, keine Bergwerke, keine Städte. Vielleicht kann man mit Touristik alle anderen hier raushalten. Und vielleicht kann man sogar die Touristenströme kanalisieren, wenn man sich die Idee der ‘Touristischen Opferregionen’ zu eigen macht: Landschaftlich interessante Gebiete, die intensiv für den Massentourismus ausgebaut werden, um damit zu erreichen, daß andere Gebiete zu erreichen für die Touristen zu mühsam, zu teuer oder sogar unmöglich wird. Das geht. Man kann es sich in den Alpen ansehen: An denselben Tagen kann man erleben, daß bergbahnbestückte Berge unter den Massen der Touristen eine Delle bekommen, und daß benachbarte, vielleicht nicht ganz so hohe Gipfel zeitweise sogar noch menschenleer sind. Ich habe es gesehen.

Utopie? Ich weiß nicht. Ich bin skeptisch, wie bei jeder Utopie. Es wird sowieso sehr schwer, hier Fuß zu fassen, was immer man auch hier vorhat. Wir, mit unserem Boot, können uns noch leidlich gut bewegen. Aber in alle Ecken und Winkel der Welthöhle zu gelangen? Und das müßte man

schon tun, wenn man hier die Botschaft verbreiten möchte, daß es nicht schön ist, Menschen an den Mast zu nageln, nur um durch deren Schmerzensschreie Saurier anzulocken. – Wenn es Finanzbeamte wären, oder COBOL-Programmierer, dann vielleicht ja.

Wenn man nur wüßte, was richtig ist. Wenn man Dogmatiker und sich so verdammt sicher wäre. Aber es gibt ja keine Sicherheit. Nicht einmal in der Mathematik. Gerade dort, wo einmal die Illusion absoluter Wahrheiten zu finden war. Wie viele unterliegen dieser Illusion immer wieder! 'Die beweisbare Richtigkeit von Programmen'. Ein Schlagwort, das in meiner alten Firma immer mal wieder auftauchte. Programme nicht nur zu schreiben, sondern sogar zu 'beweisen', daß sie richtig waren. Das eine formale System durch ein anderes zu ersetzen. Das komplizierte, undurchschaubare Programm durch einen Beweis, der mindestens so kompliziert und undurchschaubar ist. Wer will denn den Beweis verstehen? Oder will man sich dabei durch ein Programm helfen lassen? Und wer beweist, daß dieses Programm richtig ist?

Nein, die Suche nach der Wahrheit klappt nicht einmal mehr in der Welt der formalen Systeme. Komplexität erzeugt Webfehler. In einem Programm. In einem U-Boot. In einem Reaktor. Überall. Was zählt ist, ob ein technisches System brauchbar ist. Mehr Nutzen als Schaden bringt. Und das fällt unter die Überschrift 'Test', nicht 'Beweis'. So rechtfertigt ein technisches System seine Existenz. Seine Marktfähigkeit.

Und in der Natur ist es genauso. Ein Lebewesen ist nicht 'richtig', weil alles so ist, wie es das im Lebenskampf braucht. Das stimmt schon mal gar nicht, denn welchen Nutzen hat der Blinddarm? Erbkrankheiten wie Bluter? Was ist mit Krebs? Wie kann ein Lebewesen 'richtig' sein, wenn es so oft so krank ist? Offenbar war das Kriterium ein anderes. Existenzfähigkeit. Trotz all der Webfehler.

Und all das gilt auch für Gesellschaften. Die Geschichte hat von keiner Gesellschaft Kenntnis genommen, die ideal und ohne Makel war – und nebenbei, wer wollte das überhaupt beurteilen? Überlebensfähigkeit, bis zur Übernahme der 'besseren' Gesellschaft im 'Wettbewerb der Gesellschaften'. Auf dem Wege dahin waren all die historischen Experimente notwendig. Die Inquisition, die Raubzüge der Wikinger, die Hunnen, der

resourcenverschleudernde Sozialismus, ja, sogar der Nationalsozialismus. Die Konzentrationslager mußten sein, damit Menschen wissen, wozu Menschen in der Lage sein können. Und wenn die geschichtliche Erinnerung verlöscht, wenn die letzten Dokumente dieser Zeit verfallen sein werden, dann werden sie es noch einmal ausprobieren. Und noch einmal. Und immer wieder, solange es Menschen und denkende Wesen gibt.

Und dann urteilen wir über die Granitbeißerinnen. So verdammt selbstsicher. Dabei können wir es uns in unserem sicheren Boot leisten, gefühllos wie ein Gott zuzusehen, was sie machen. Und immer wieder machen. Vielleicht hören sie in 2000 Jahren von selbst damit auf, oder irgendwann. Sicher sogar – auch die Sozialstrukturen der Granitbeißerinnen sind nicht für die Ewigkeit gemacht – genausowenig wie die Welthöhle selbst.

Wo nehmen wir dann die Berechtigung, und auch die Verpflichtung, her, um menschliches Leid, insbesondere dieses menschliche Leid, zu beenden? Haben die Granitbeißerinnen nicht das Recht auf ihre Grausamkeiten? So, wie wir uns das Recht auf die Konzentrationslager genommen haben?

„Ich glaube, jetzt schießen sie gleich!“ sagt Solzbach, „Sie haben bloß abgewartet, wie nahe wir noch heran kommen werden. Was meinst du, Herwig?“

„Wir werden es gleich wissen.“ sage ich.

„Können wir dann nicht zurückschießen, wenn sie schon angreifen?“ fragt der Pater. In der Sekunde überspült das Bild des Saurierfängers. Die CHARMION taucht. Wir können nicht sehen, ob noch eine Harpune auf uns abgeschossen wird.

„Wir können uns auch raushalten.“ sage ich, „Offenbar sieht der Alte das so.“

„Ich meine doch nur, daß man ein bißchen drohen kann!“ verteidigt Palmer sich.

Wellington’s Stimme meldet sich über die Rundspruchanlage: „Wir haben ein Echo in Südost, etwa sieben Kilometer. Es ist groß, und es kommt schnell näher. Bitte bleiben Sie an den Geräten und beobachten Sie alles, was sie beobachten können!“

„Ich glaube," sage ich, „da kommt das, worauf die auf dem Schiff eigentlich gewartet haben."

Vielleicht beenden sie dann auch diese Folterungen auf dem Schiff, denke ich.

„In sieben Kilometern Entfernung? Unwahrscheinlich." sagt Gerald, aber er holt das Ortungsprogramm auf seinen Bildschirm. Dann findet er es aber auch: „Tatsächlich! – Da ist es. Es muß wirklich groß sein, wenn wir es auf diese Entfernung…"

„Kannst du herausfinden, wie schnell es ist?" unterbrech ich.

„Auf jeden Fall schneller als wir. Und größer."

Die Geschwindigkeit des Tieres scheint etwa 70 Kilometer pro Stunde zu sein. Es kommt zwar genau auf uns – oder auf den Saurierfänger – zu, aber ob dieser oder wir wirklich der Grund für dessen Sprint sind, ist nicht herauszukriegen.

Das Boot steuert eine Tiefe von vielleicht 20 Meter. Auf den Außenbildschirmen sehen wir den flachen Boden des Saurierfängers, so, wie ich es damals nicht sehen konnte. Ein Floß eben, kein Schiff. Es kann vorm Wind fahren, und es kann in flachen Flußmündungen operieren. Das brauchen die Granitbeißerinnen. Das relativ konstante Windmuster in der Welthöhle erlaubt, sich Kurse auszusuchen, auf denen man immer vor dem Wind fahren kann, und bei der Saurierjagd ist man häufig drauf angewiesen, sich mit diesen großen Schiffen in flachen Gewässern aufzuhalten. Für beide technischen Forderungen stellt diese Konstruktion einen guten Kompromiß dar. Vielleicht würde man tatsächlich daran scheitern, wenn man versuchte, den Granitbeißerinnen das klassische Schiffsdesign nahezubringen. Dazu kommt, daß es noch andere Gründe für diese Floßkonstruktion geben mag, die wir nicht kennen.

Der Saurierfänger hat doch keine Harpunen auf uns abgeschossen – das müßten wir jetzt ja feststellen können. Sie halten sich zurück und warten immer noch auf etwas anderes.

Das große Tier, welches Kurs auf uns genommen hat, ist bis auf einen Kilometer heran. Bald werden wir es sehen. Es hat sich die ganze Zeit in einer Tiefe von 120 Metern aufgehalten und beginnt jetzt, zu steigen. Außerdem wird es langsamer.

„Nur mal in Kladde gedacht," sage ich, „Sie erzeugen auf diesem Schiff mit diesen Folterungen den Lärm, der gerade notwendig ist, dieses Tier aus einer Entfernung anzulocken, die groß genug ist, so daß es sich auf dem Anmarsch völlig verausgabt und dann leicht erlegt werden kann!"

„Dann denke ich auch einmal in Kladde," sagt Günther Cohausz, „nämlich etwas, was du als Physiker wissen müßtest!"

„Ja?"

„Wenn du Unterwasserziele mit Lärm beschallen willst, dann ist es nicht zweckmäßig, den Lärm über Wasser zu erzeugen. Die Schallenergie wird nicht gut genug in das Wasser eingekoppelt. Das Schreien von Menschen ist sogar über Wasser kaum sieben Kilomter weit zu hören!"

„Stimmt." muß ich zugeben. Also wissen wir wieder überhaupt nichts.

In einer Entfernung von 500 Metern erfassen unsere Kameras die ersten schemenhaften Umrisse des Tieres.

„Das ist ein alter Bekannter!" sagt Gerald, und wir erkennen es auch: Ein Riesenrochen. Und er hat es definitiv auf den Saurierfänger abgesehen.

Hackfleisch und Kleinholz

Die Sekunden verrinnen, als der Rochen näher kommt. Die CHARMION beachtet er zunächst überhaupt nicht, sondern er schießt auf den flachen Schiffsrumpf des Saurierfängers zu – und verfehlt ihn! Er unterschwimmt ihn einfach. Vielleicht kann er ihn nicht mit dem assoziieren, was immer ihn angelockt hat. Hoffentlich kommt er jetzt nicht auf die Idee, sich mit uns zu befassen!

Aber in den nächsten Sekunden sehen wir schon, daß die Granitbeißerinnen offenbar genau mit diesem Verhalten gerechnet haben: Urplötzlich wird die immer noch schnelle Bewegung des Tieres gestoppt. Gleichzeitig macht das Schiff einen deutlich sichtbaren Ruck.

„Ob das derselbe Riesenrochen ist, mit dem wir schon…“ überlegt Solzbach, aber Cohäuszchen unterbricht ihn: „Guck lieber genau zu! Da geht’s jetzt rund! Da kannst du was lernen!“

„Was soll ich da denn lernen können, Günther?“ fragt Solzbach zurück.

Die Harpunenseile, die das Tier gebremst haben, können wir nur sehr undeutlich sehen. Es werden offenbar weitere vom Schiff heruntergeschossen, um den Rochen möglichst gegen jeden Ausbruchsversuch zu sichern.

Dieser aber denkt gar nicht daran, auszubrechen. Nach einer Schrecksekunde geht er zum Angriff über. Mit wilder Entschlossenheit wuchtet er sich selber gegen die Floßunterseite, von der er doch gar nicht wissen kann, welche Art von Feind sich dahinter verbirgt. Gleichzeitig hören wir über die immer noch leise eingestellten Außenmikrophone ein tiefes, mehr unwilliges Brummen.

Wieder macht der Saurierfänger einen harten Ruck. Es sieht nicht so aus, als würde diese massige Holzkonstruktion mit solchen Stößen ernsthaft beschädigt werden können. Als der Rochen wieder ausweicht, wird er von den Leinen der Harpunen festgehalten. Allmählich verfärben die ersten trüben Wolken das Wasser – Blut und Exsudate. Aber die Verletzungen scheinen nicht tief zu sein.

Inzwischen können wir allmählich die Abmessungen des Tieres genauer abschätzen. Der scheibenförmige Hauptkörper hat einen Durchmesser von

etwa 80 Metern und ist vielleicht bis zu 4 Meter dick. Sonst haben wir von seiner Anatomie noch nicht viel gesehen. Diese Abmessungen entsprechen einem Körpergewicht von 8 Tausend bis 12 Tausend Tonnen! Das ist sogar für die Verhältnisse in der Welthöhle groß. Kein Wunder, daß ein solches Tier ein lohnendes Ziel für eine Fleischfang-Expedition ist. Andererseits – welche immensen Menschenmengen sollen denn davon satt werden? Meines Wissens wohnen auch in den größten Siedlungen der Granitbeißerinnen – die wir damals nicht zu Gesicht bekommen haben – nicht mehr als einige Tausend Menschen.

Ist mir dieser Widerspruch eigentlich schon bei meinem ersten Welthöhlenaufenthalt aufgefallen? Ich kann mich nicht erinnern. Ich habe jedenfalls keine protestierende Leserpost deswegen bekommen.

Und was das Sattwerden betrifft – wovon wird dieses Tier satt? Wieder ein Hinweis auf die Verletzlichkeit der Welthöhle: Selbst, wenn dieses Tier einen geringeneren Grundumsatz pro Kilogramm Körpergewicht hat als wir, was ja für viele Welthöhlenbewohner zutrifft, braucht es ein großes Einzugsgebiet, um genug Nahrung zu finden, sei es nun tierische oder pflanzliche Nahrung.

Rammen des Saurierfängers von unten und Losreißversuche wechseln sich ein paarmal miteinander ab. Das Wasser wird dadurch so aufgewühlt, daß sogar die CHARMION, die im Moment sich wieder auf 250 Meter entfernt hat, leicht bewegt wird. Und bei den leichten Bewegungen bleibt es nicht: Bei einem der Ausreißversuche rammt der Rochen uns. Der Stoß ist heftig genug, uns alle taumeln zu lassen. Darüber hinaus ignoriert der Rochen die CHARMION völlig.

Der Saurierfänger schwankt stark. Das Schauspiel ist so spannend, daß wir fast die Auftauchankündigung aus der Zentrale überhören. Aber Wellington hat recht: Getaucht kriegen wir nur die Hälfte des Schauspiels mit.

Das Bild an der Oberfläche ist völlig anders als noch eine Minute zuvor: Die Wasseroberfläche ist bewegt, als befände sich der Saurierfänger in einem Sturm auf einem kleinen Meer, wo die Wellen kurz und hart sind. Außerdem schwankt das riesige Schiff stark, und wir sehen, wie die Segel dadurch gebeult werden. Vielleicht ist das der Zweck der vollen Besegelung: Das Schiff wird dadurch stabilisiert. Das ist ja schließlich auch unse-

ren Seefahrern früherer Generationen bekannt gewesen: Bei Sturm ein Topsegel gesetzt zu lassen erscheint nur auf den ersten Blick widersinnig und gefährlich, weil das Schiff ja durch das hohe Drehmoment erst recht zum Kentern gebracht werden könnte. Das ist zwar richtig, aber der Luftwiderstand eines gesetzten Topsegels dämpft alle Bewegungen des Schiffes, Rollen wie Stampfen. Und das kann unter gegebenen Umständen das Wichtigste sein.

Der Saurierfänger ist auch nicht mehr menschenleer. Im Gegenteil. Überall an Deck und in der Takelage können wir sie sehen. Ganz besonders schwer wird an den Harpuniergeräten gearbeitet. Schwer und trotzdem routiniert. Die haben genau diese Art der Auseinandersetzung erwartet, denke ich mir.

Meine Kollegen sehen ganz genau hin. Für sie ist es das erste Mal, daß sie Granitbeißerinnen zu sehen bekommen. Und es handelt sich ohne Zweifel um Granitbeißerinnen. Ich erkenne die übliche Lederwams – Lederstreifenrock – Bekleidung. Ich sehe, daß auch Männer an Bord sind, und das diese die schmutzigen und schweren Arbeiten machen müssen. Wo immer jemand rumsteht und offenbar Kommandos oder Anweisungen von sich gibt, ist es eine Frau. ‘Rumstehen’ ist allerdings im Moment nicht mehr das richtige Wort – so heftig, wie sich das Schiff bewegt, müssen sich alle darauf festhalten.

Wir müssen unsere Aufmerksamkeit zwischen dem Geschehen über Wasser und unter Wasser teilen. Unter Wasser der Kampf des Rochen mit dem Schiff, und über Wasser die Auswirkungen davon. Acht- bis zwölftausend Tonnen Muskelfleisch, die ziemlich koordiniert handeln, das ist kein ganz einfacher Gegner. Auch nicht für diesen großen Saurierfänger, der nicht so viel wiegt wie der Angreifer.

Wir können nicht sehen, was sie jetzt mit den an den Mast genagelten Menschen getan haben.

Ich versuche immer noch, rauszukriegen, ob dieser Saurierfänger größer als ‘mein’ Saurierfänger, auf dem ich Charmion kennengelernt habe, ist, aber ich gelange zu keinem definitiven Ergebnis. Ist zu lange her, die Erinnerungen sind zu verschwommen. Jedenfalls gehören beide zu den größten Schiffen der Granitbeißerinnen.

Offenbar sind Harpunenleinen gerissen oder Harpunen aus dem Fleisch des Rochen ausgerissen. Die Trübung des Unterwasserbildes nimmt zu. Hektik auf Deck – ich erkenne Harpuniergeräte, die unklar sind: schwere Beschädigungen durch unerwartet hohe mechanische Belastungen.

Ist dieses Schiff eventuell an einen zu großen Gegener geraten? Sind sie in Schwierigkeiten?

Noch ehe ich meine Vermutungen formulieren und den Kollegen mitteilen kann, werden sie bestätigt. Bei einer besonders heftigen Wendung taucht eine Flanke des Rochen zwischen uns und dem Saurierfänger aus dem Wasser auf. Diese ganze Körperseite schlägt auf Deck auf. Dann taucht der Rochen wieder ab.

Dabei sind eine ganze Reihe Harpuniergeräte kaputtgeschlagen worden. Das erkennt man sogar, wenn man mit Einzelheiten der Technologie der Granitbeißerinnen nicht vertraut ist. Und ebenso erkennt man zwischen den zersplitterten Trümmerhaufen blutige und schleimige Flecken. Da muß wohl jemand gestanden haben, als das passierte.

Die Rochenflanke hat auch auf Wanten geschlagen, die dadurch Schäden in der Takelage verursacht haben. Nicht nur das: Der hintere Mast scheint angeknickt und wird nur noch durch die Takelage und die anderen Masten gehalten.

Der Saurierfänger ist gar nicht mehr seetüchtig!

„Ganz schöner Flurschaden!“ erkennt nun auch Edwin, „Herwig, meinst du, daß sie es schaffen?“

„Ich weiß nicht.“

„Am Anfang von deinem Buch hast du doch auch so einen Kampf beschrieben!“

„Ja. Der war auch ziemlich knapp.“

„Waren die damals überrascht über die Größe des Gegners?“

„Schien mir nicht so. Das Tier wurde damals ja zum Saurierfänger gelockt. Das hätte man ja abbrechen können. Jederzeit. Nein, ich glaube, die wollten damals diesen fast überlegenen Gegner angehen. Und die hier wollen es auch.“

„Sportgeist?“ vermutet Solzbach.

„Vielleicht. Aber sie verstehen unter Sport auch etwas anderes als wir. Da, seht mal dahin!“

Und alle sehen es: Eine Granitbeißerin ist über Bord gegangen und schwimmt in die Tiefe, in jeder Hand ein Schwert. Wir können kaum Einzelheiten erkennen, so dreckig ist das Wasser inzwischen. Die Ultraschallbilder sind inzwischen klarer als die optischen Aufnahmen. Die Frau erreicht den Rochen genau unter dem Schiff, als er eine kurze Erholungspause einlegt und zu überlegen scheint, wo er sich jetzt hinwenden soll. Dann wird die tapfere Granitbeißerin durch seine weiteren Bewegungen unseren Blicken entzogen.

Der Rochen ruckt wieder nach oben, schlägt den Schiffsboden des Saurierfängers erneut. Dann flieht er horizontal nach Westen. Er wird dabei nicht gebremst – also sind offenbar alle Harpunenleinen ausgerissen.

„Wo ist den…“ fragt Cohäuszchen, und Gerald deutet auf einen anderen Bildschirm: „Da! Da trudeln zwei Metallstücke in die Tiefe!“

„Puh.“ sagt Cohäuszchen, „Die hat’s hinter sich.“

Ich muß an Charmion denken. Sie hatte einen Saurier einmal auf diese Weise angegriffen und überlebt.

Niemand an Deck des Saurierfängers nimmt Notiz von der offenbar verlorenen Kampftaucherin. Sie starren in die Richtung, in die der Rochen verschwunden ist. Wir können es auf unseren Ortungsschirmen wahrscheinlich besser erkennen: Er kommt zurück.

Ein Tier dieser Größe ist einfach nicht gewöhnt, Feinde zu haben. Es wird keine Vorsicht walten lassen, bloß, weil es bereits ein paar Verletzungen hat. Und die Granitbeißerinnen werden keine Vorsicht walten lassen, bloß weil das Schiff schon ein bißchen beschädigt ist. Die Auseinandersetzung geht weiter.

Eigentlich kämpft der Rochen sehr ineffektiv. Feinden, die so an der Wasseroberfläche schwimmen wie dieses Schiff, ist er wohl noch nicht begegnet. Die wirksamsten Methoden kennt er nicht. Ein Tier seiner Größenordnung müßte den Saurierfänger nahezu umwerfen können. Auch eine Wiederholung des Flankenschlages von vorhin wäre sehr wirksam. Statt dessen versucht er, den Saurierfänger immer wieder von unten zu rammen. Dadurch gibt er aber der Besatzung Gelegenheit, neue Harpunen

herunterzubringen. Er wird immer mehr Blut verlieren, wenn er so weitermacht. Und das Gefüge des Schiffsbodens wird immer mehr gelockert werden.

Wellington hat die CHARMION jetzt in eine Entfernung von 400 Meter von der Kampfszene gebracht. Zwar wäre eine Wiederholung durch den versehentlichen Rammstoß, den der Rochen vorhin der CHARMION erteilt hat, nicht schlimm, aber wozu blaue Flecken riskieren, wenn es nichts bringt? Die optische Sicht unter Wasser ist jetzt durch das viele ausgetretene Blut so sehr gestört, daß wir von den Vorgängen unter Wasser nur noch mit Radar und Echolotung etwas sehen können. Dann kann auch ein bißchen mehr Abstand nicht schaden.

Dafür werden die Schwimmtanks voll angeblasen, um möglichst viele Außenkameras weit über die Wasserlinie zu bringen. Allerdings darf niemand aussteigen, um sich den Kampf direkt anzusehen: Erstens soll man von dem Saurierfänger aus nicht sehen, daß sich in diesem komischen, schwimmenden Ding Menschen aufhalten, und zweitens könnte der Rochen durchaus auch diese 400 Meter bis zu uns ausreißen und uns dabei erneut einen Stoß verpassen. Nein, es ist besser, wenn wir wie ein plötzlich aufgetauchtes Riff aussehen. Wenn der Kampf da drüber vorbei ist, und der Saurierfänger kommt näher, um sich das Riff anzusehen, dann verschwinden wir eben wieder von der Oberfläche und erzeugen so eine neue Legende in dieser Welt.

Noch weiter weg können wir nicht, weil es immer noch diesig ist. Wir würden dann gar nichts mehr sehen.

Wir sehen, daß auf dem Saurierfänger Feuer ausgebrochen ist – vermutlich ein zerstörter Küchenofen, dessen Inhalt durch die Erschütterungen weit verteilt worden sind. Das Feuer breitet sich nicht sehr entschieden aus, vermutlich, weil an Deck schon alles triefend naß ist. Andererseits können wir nicht erkennen, daß jemand mit Löscharbeiten beschäftigt ist. Das gesamte Personal ist schon anderweitig beschäftigt!

Plötzlich beugt Gerald sich nach vorne: „Da kommt ja noch einer!“

„Noch ein was?“ fragt Günther.

„Genauso ein Echo wie dieser Rochen vorhin! Und aus derselben Richtung.“

„Auch genauso schnell?“ frage ich.

„Schneller. Fast 80 Kilometer pro Stunde.“

„Dann ist er in fünf Minuten da. Mmh.“

In der Zentrale hat man den zweiten Rochen auch bemerkt. Amerlingen fragt mich über das Interkom, was ich davon halte. Da kann ich allerdings auch nichts sagen. Entweder, der zweite Rochen ist genauso angelockt worden wie der erste, oder er will dem ersten helfen – wie immer er von dessen Situation erfahren haben mag – oder er will den ersten angreifen. Um nur einige der Möglichkeiten aufzuzählen.

„Der ist nicht ganz ruhig.“ sagt Gerald.

„Der andere Rochen?“

„Ja. Ich kann aber nicht sagen, ob diese Geräusche eine Begleiterscheinung seines hohen Tempos sind, oder akustische Äußerungen.“

Wie kühl wir darüber reden, denke ich. Vielleicht handelt es sich um Wutschreie, die der zweite Rochen ausstößt, während er dem ersten zur Hilfe eilt. Direkt können wir das nicht erkennen – es hört sich auch nur wie ein tiefes Knurren an, das sich sowieso nicht vollständig von den Geräuschen des Kampfes in unserer Nähe trennen läßt.

In den wenigen Minuten, die der zweite Rochen braucht, um anzukommen, hat dieser hier Gelegenheit, dem Saurierfänger weitere Schläge zu versetzen. Aus Störechos schließen wir, daß bereits Splitterholz vom Saurierfänger nach allen Seiten davonschwimmt. Dann ist der andere endlich da.

Er ist unwesentlich kleiner – sein ebenfalls fast kreisförmiger Rumpf hat 75 statt 80 Meter im Durchmesser. Genau kann man es nicht schließen, da wir den zweiten nicht sehen können.

Der zweite geht den Saurierfänger genauso an wie der erste – allerdings gleichzeitig. So ist es nicht klar, ob er den Saurierfänger oder den Artgenossen meint. Das Resultat ist, daß beide Rochen miteinander kollidieren, und zwar genau unter dem Rumpf des Schiffes. Das gibt einen unerwartet mächtigen Stoß – wir sehen, daß die Scheibe des Rumpfes des Saurierfängers aus dem Wasser gehoben wird. Als sie wieder aufschlägt, stürzen Teile der Takelage auf Deck. Kurz darauf lodert der Brand an Deck heftiger auf.

Nun wird es unübersichtlich. Die beiden Rochen führen unter dem Saurierfänger so heftige und so schnelle Bewegungen aus, daß man kaum etwas erkennen kann. Dabei rammen sie den Saurierfänger wiederholt, und wir können nicht erkennen, ob es der Besatzung immer noch gelingt, gelegentlich erfolgreich Harpunen niederzubringen. Es sieht eher so aus, als ob nicht.

Wir können auch wieder die akustischen Sensoren auf die Innenlautsprecher schalten, ohne daß sich jemand über das Schreien der Gefolterten beschwert – die hört man nämlich nicht mehr. Was man hört ist der Wellenschlag, auch der an unser eigenes Boot, das ständige Bersten von Holz, das Prasseln des Feuers an Deck und das unterseeische Knurren der beiden Riesentiere.

Nun scheint das Feuer doch allmählich zu einem Problem zu werden – die heruntergestürzten Teile der Besegelung und der Takelage waren ja noch halbwegs trocken und gut brennbar, und die auflodernden Flammen haben jetzt auch die noch stehenden Teile der Besegelung erreicht. Das Feuer wird spektakulär – und niemand löscht es.

„Die sind in Schwierigkeiten!“ sagt Cohäuszchen. Feststellung. Keine Schadenfreude. Aber auch kein Mitleid. Sie haben’s ja so gewollt. Ich sehe mich um, aber ich kann die Gesichter kaum interpretieren. Wer ist bei diesem Kampf parteiisch? Bin ich parteiisch? Ich glaube nicht. Die beiden Rochen werden offenbar überleben, auch wenn der eine vielfach verletzt ist. Und sie haben ja auch nichts anderes zu tun als einander zu bekämpfen – wenn es das ist, was sie tun. In der Welthöhle ist alles möglich, und wenn mir jemand erzählte, daß die beiden coitieren, dann würde ich es auch glauben. Andererseits – sie versetzen dem Saurierfänger immer wieder mal einen Schlag gegen den Rumpf.

Der wehrt sich aber nicht mehr. Längst ist das Feuer so heiß geworden, daß der hohe Sauerstoff-Partialdruck der Atmosphäre die Feuchtigkeit der Dinge an Deck kompensiert. Das habe ich ja damals auch schon erlebt: Feuer in der Welthöhle kann sehr leicht außer Kontrolle geraten. Und dann ist plötzlich fast alles brennbar. Ich denke an die Menschen, die sie dort an die Masten genagelt haben: Die auch. Die haben’s jetzt hinter sich.

Plötzlich taucht einer der Rochen ab. Er macht sich davon, nach Südosten, in die Richtung, aus der beide gekommen sind. Wir wissen nicht, welcher von beiden es ist. Er ist langsam, so, wie sich in den letzten Minuten die Bewegungen beider Rochen verlangsamt hat. Dieser Kampf muß viele Energieresourcen gekostet haben. Der abziehende Rochen ist kaum schneller als 20 Kilometer pro Stunde.

Wenig später folgt ihm der andere. Zurück bleibt das brennende Schiff. An Deck können wir niemanden mehr beobachten.

Langsam nähert die CHARMION sich wieder dem Geschehen, ohne zu tauchen. Die grauweiße Rauchsäule muß weithin sichtbar sein. Wenn dieser Vorfall in großer Entfernung passiert wäre, dann hätten wir eventuell erst durch das Feuer aufmerksam werden können.

Natalie betritt den Raum und geht auf mich zu: „Die Frau Rau ist im Moment bei ziemlich klarem Verstand. Sie will mit dir reden!“

„Was will sie denn?“

„Hat sie mir nicht gesagt.“

„Hat sie das da eben verfolgen können?“

„Nein. Doktor Morton hielt es nicht für richtig. – Außerdem scheint sie sich im Moment nicht an das erinnern zu können, was sie in ihren Fieberphantasien gesagt hat. – Sie spricht jedenfalls nicht mehr davon.“

„Naja,“ sage ich, „daß es keine Phantasien waren, haben wir ja nun gesehen.“ Ich werfe einen bedauernden Blick auf die Bildschirme – eigentlich wollte ich weiter verfolgen, was jetzt geschieht. Außerdem sehe ich ganz gerne lodernde Feuer. Aber Carola geht natürlich vor. Ich mache mich auf den Weg in die Krankenstation.

„Ärgern Sie sie nicht!“ Doktor Morton verläßt netterweise die Krankenstation, als ich eintrete, nicht ohne mir diesen Ratschlag mitzugeben, „Sie ist noch schwach.“

„Wann hätte ich jemals…“ fange ich an, aber sie hat schon die Tür hinter sich zugemacht.

Carola sieht besser aus und ist bei vollem Bewußtsein. Wieviel davon wirkliche Erholung ist, und wieviel auf Medikation zurückzuführen ist, weiß ich natürlich nicht.

„Wie geht es dir?“ frage ich.

„Ich weiß nicht. Wie auf rosa Wolken und in der Grube gleichzeitig.“

„Komischer Vergleich. Sie hat dir sicher irgendwelche Psychopharmaka verpaßt.“

„Ja.“ sagt Carola langgedehnt, „Sicher hat sie das.“

„Du wolltst mich sprechen?“

„Ja. – Ich weiß nicht, was wirklich passiert ist. Und was nicht.“

„Du warst fünf Tage lang verschollen.“

„Es ist wie ein Traum. Schöne Dinge und scheußliche Dinge. Mehr scheußliche Dinge. Ein Fiebertraum.“

„Fieber hast du zweifellos gehabt, als wir dich aufgefischt haben.“

Sie macht die Augen zu. „Ich kann mich nicht erinnern.“

„An die Haie?“

„Doch. An die schon. Die haben mich ja dauernd – Herwig, kann das sein? Als ob sie mir helfen wollten!“

„Hier ist alles möglich. Wir sind in der Welthöhle. Das ist eine ganz andere Welt. Vielleicht sind Haie hier so. – Immerhin, sie haben dich gerettet, oder sagen wir mal, du hast dich irgendwie an ihnen festgehalten, als wir dich gefunden haben.“

„Wie kann das sein? Ich war doch nicht die ganze Zeit bei Bewußtsein!“

„Ich weiß es auch nicht. – An was erinnerst du dich denn?“

„Tja.“ sagt Carola und sieht mir ins Gesicht, „Wir sind schwimmen gegangen.“

„Das ist wirklich passiert.“ Pause. „Und das, woran du jetzt denkst, auch.“ fahre ich fort.

„Du warst plötzlich weg. Und dann war das Boot weg. – Ich war so sauer.“

„Auf mich? – Kann ich verstehen.“

„Auf alle. – Was ist denn passiert?“

Ich erzähle, was wir inzwischen wissen. Sie will es kaum glauben: „Die Gabi Gohlmann? Diese halbe Person? Die hat das alles gemacht?“

„Vieles. Nicht alles. Mit der Direktive q78q99q hat sie nichts zu tun. Glaube ich.“

Carola macht die Augen schon wieder zu. Sonst liegt sie reglos. Sie hängt immer noch an Infusionsflaschen, aber es sind nicht mehr so viele. Und der Monitor zeigt, daß ihr Herzschlag auch wieder regelmäßiger und langsamer ist.

„Soll ich gehen? Ist es zu anstrengend?“ frage ich.

„Nein. Ich will es ja wissen. Da waren plötzlich die Haie.“

„Gleich, nachdem wir getaucht waren?“

„Ziemlich. Ich war in Panik. Erst, weil ihr plötzlich verschwunden wart, und dann wegen der Haie. Da drängte sich dann einer an mich, und ich hielt mich an der Flosse fest.“

„Einfach so?“

„Einfach so. Als ob sie drauf gewartet hätten, sind sie dann losgeprescht.“

„In welche Richtung?“

„Weiß ich nicht. Sieht doch hier alles überein aus. Und ich hatte doch keine Brille.“

„Ach ja. – Wie lange ging das?“

„Lange. Ich weiß nicht mehr. Es war anstrengend, wegen der Hitze. Irgendwann habe ich das Bewußtsein verloren.“

„Dann mußt du dich bewußtlos an dem Hai festgeklammert haben!“

„Glaube ich nicht. Ich habe vorher immer schon losgelassen. – Die haben irgendetwas anderes gemacht, aber ich weiß nicht, was.“

„Und dann?“

„Und dann wird es immer verworrener. – Da waren Schiffe.“

„Mehrere?“

„Ich bin nicht sicher. Ich habe immer nur eins gesehen. Plötzlich war es ganz in der Nähe. Und dann war ich plötzlich an Bord.“

„An Bord des Schiffes?“

„Ja. Sie redeten mit mir. Alles Frauen, genau, wie du es beschrieben hast. Die Kleidung und so.“

„Du hast es also tatsächlich verstanden?“

„Ein bißchen. Entweder hat das Xonchen, das du uns beigebracht hast, einen Dialekt, oder das, was die da gesprochen haben.“

„Schon möglich. Und was war weiter?“

„Die wollten natürlich wissen, wer ich bin und woher ich komme. Außerdem haben sie mich behandelt, aber ich weiß nicht, womit. Es ging mir eine Zeitlang besser. Aber dann mußte ich ja erzählen, woher ich komme, und ich war zu träge, mir etwas auszudenken. Geistig träge, wenn du verstehst, was ich meine.“

„Ja. Weiter!“

„Als ich etwas von einem Schiff erzählte, das tauchen kann, sind sie fast wütend geworden. Dann haben sie aber gemeint, daß ich krank bin. Oder geisteskrank. Sie haben nicht viel mehr gefragt. Ich konnte mich dann frei an Bord bewegen. Und dann – das war so schrecklich! Das kann einfach nicht wahr sein.“

„Was?“

„Ich mags gar nicht erzählen. Ich mag gar nicht daran denken!“

„Du hast es schon erzählt. Im Fieber.“

„Ja?“

„Die Gehäuteten am Mast.“

„Ich muß krank sein, wenn ich mir sowas zusammenphantasieren kann.“

„Du bist nicht krank. Wir sind auf das Schiff gestoßen. Und es waren gehäutete Menschen am Mast.“

„Ja?“ fragt sie ungläubig.

„Ich erzähle dir gleich die Einzelheiten, aber mach du erstmal weiter. Es ist wahrscheinlich alles richtig. Alles, an was du dich erinnern kannst, hat sich wahrscheinlich wirklich zugetragen. Und deshalb müssen wir es wissen.“

Carola atmet tief durch. Es strengt sie also doch an. Wenn ich ein rücksichtsvoller Mensch wäre, dann würde ich sie jetzt schlafen lassen. Aber erstens bin ich das nicht, und zweitens hat sie mich ja selbst rufen lassen.

„Denk dran: Heute konsumieren schon Kinder jede Menge Horrormovies!“ sage ich, „Das muß man ab können. Besonders hier.“

„Aber wenn es doch Wirklichkeit ist? – Es ist so scheußlich.“

„Warum sollten ausgerechnet die Granitbeißerinnen eine höhere Ethik haben als wir? Wir haben uns doch in unserer Geschichte auch schon einiges geleistet!“

„Du warst nicht dabei – deshalb kannst du so reden!“

„Deshalb wollen wir es ja auch von dir hören. Nur das wichtigste – nicht alle Einzelheiten!“

Carola holt noch einmal Luft.

„Also. Ich sagte eben, ich durfte auf dem Schiff frei herumlaufen. Ich war aber noch schwach, und mir war übel. Ich setzte mich auf die Balkenreeling und nahm kaum wahr, was um mich herum geschah. Und ich hatte den Eindruck, daß niemand mich besonders beachtete. – Nach einer Weile erst sah ich mich genauer um.“

„Ja?“

„Dann erst fielen mir auch Männer auf. Und es war auf den ersten Blick zu sehen, daß sie die einfachen Arbeiten an Bord verrichten mußten. So, wie du es beschrieben hattest. Die Drecksarbeiten eben. Plötzlich schrie irgendjemand einen Befehl, den ich nicht verstand, und vier Granitbeißerinnen kamen aus einem der Deckshäuser heraus. Sie griffen sich einen von den Männern. Ich hatte den Eindruck, sie griffen sich den ersten, der ihnen über den Weg lief. Ich dachte, jetzt kommt eine dieser scheußlichen Vergewaltigungsszenen, die du beschrieben hast. Aber das war es nicht.“

„Sondern sie haben den gleich gehäutet?“

„Nein. Haben sie nicht.“ Carola schüttelt heftig den Kopf, „Sie haben ihm gewaltsam etwas eingeflößt. Dadurch schien er irgendwie willenlos zu werden. Hat sich überhaupt nicht gewehrt. – Das haben sie dann mit mehreren Männern gemacht.“

„Mit wievielen?“

„Ich glaube, es waren sechs. – Ja, und dann gab es noch einen Befehl, und einer nach dem anderen wurde dann an den Mast genagelt."

„Nicht gebunden?"

„Nein – genagelt. Diese Männer waren so betäubt, daß sie noch gar nicht richtig mitkriegten, was mit ihnen geschah. – Ja, und erst dann fingen sie an, diesen Männern die Haut abzuschneiden. Dabei muß die Betäubung nachgelassen haben, denn sie fingen fürchterlich an zu schreien."

„Hast du rausgekriegt, warum das gemacht wurde?"

„Nein. Es hatte einen Zweck. Die Granitbeißerinnen, die das gemacht haben, haben das wie eine lästige Arbeit verrichtet. Eine Routinesache. Als ob sie das alle paar Tage machen. – Jedenfalls war es kein spontaner Anfall von Grausamkeit oder Lust am Quälen. Sie haben sie einfach an den Mast genagelt und gehäutet! – So, wie andere Leute das Geschirr nach dem Essen wegräumen. – Es hatte irgendeinen Zweck, aber ich weiß nicht, welchen."

„Ich verstehe."

„Nichts verstehst du. Die Kommandantin – oder die, die ich dafür hielt – unterhielt sich dann mit einigen dieser Granitbeißerinnen. Dabei blickten sie in meine Richtung. Plötzlich dachte ich, daß sie das mit mir auch machen wollten. Da sprang ich über Bord."

„Haben sie dich nicht wieder rausgefischt?"

„Wollten sie vielleicht. Es gab viel Geschrei an Deck, aber dann schwamm das Schiff davon, ohne daß etwas geschah. Und ich war wieder allein im Wasser. – Das nächste, was ich weiß, ist, daß ich mich wieder an einem Hai festgehalten habe."

„Wo kam der denn her?"

„Das weiß ich nicht."

„Und dann?"

„Weiß ich nichts mehr. Überhaupt nichts."

Carola schweigt, und ich nutze die Gelegenheit, ihr unsere Begegnung mit dem Saurierfänger zu erzählen. Sie läßt nicht erkennen, ob sie über das Ende des Schiffes irgendwie befriedigt ist. Oder ist sie wieder eingeschlafen?

„Ich will hier weg!" sagt sie, „Raus aus der Welthöhle!"

„Können wir nicht. Nicht so schnell.“ sage ich, „Aber hier an Bord bist du sicher. – Wir gehen nicht noch einmal schwimmen!“

„Diese Gohlmann.“ sagt sie nach einer Weile.

„Tja. – Jetzt läuft sie herum wie ein Häuflein Elend mit Beinen. Will gar nicht mehr auffallen.“

„Da fällt mir noch etwas ein,“ sagt Carola, „als sie mich befragt haben, haben sie gesagt, daß sie auf dem Wege nach Grom sind. Und es soll gar nicht mehr weit sein!“

„Tatsächlich?“

„Ja! Ich hatte den Eindruck, daß sie unzufrieden waren. Zuwenig gefangen. Oder diese Fangexpedition war aus irgendeinem Grund zu früh abgebrochen worden.“

„Interessant.“

„Und Grom wird von zwei Frauen getragen. Hat irgendjemand gesagt.“

„Was?“

„Grom wird von zwei Frauen getragen. Das ist es, was ich verstanden habe. Mein Xonchen ist ja nicht so gut wie deins.“

„Ist wahrscheinlich irgendwie symbolisch gemeint. Oder du hast es tatsächlich falsch verstanden.“

„Ich bin müde.“ sagt Carola.

„Bin schon weg.“ sage ich, „Schlaf aus! Nichts kann dir hier passieren!“ Ich gehe zur Tür. Als ich die Hand am Türgriff habe, ist Carola schon fest eingeschlafen.

Als ich auf den Gang durch die Krankenstation trete, stehe ich plötzlich einer Granitbeißerin gegenüber.

Meine Reflexe sind wie erstarrt. Eine Granitbeißerin erwarte ich an Bord der CHARMION am allerwenigsten zu sehen. Und nach dem, was wir gehört und gesehen haben, möchte das wohl auch keiner von uns. Trotzdem steht eine vor mir. Hager und sehnig, dreckig und blutverschmiert, der Lederstreifenrock trieft vor Nässe. Das Lederwams auch. Sie war offenbar gerade im Wasser gewesen – das erspart uns ihren Körpergeruch.

Dann sehe ich aber auch das Schwert der Granitbeißerin. Unter ihrer Kehle. Eugen Serpinski hält es. Und da sind noch Sydekum, Amerlingen und Dauphin. Dahinter ist Doktor Morton.

Amerlingen hat von hinten eine Pistole auf die Granitbeißerin gerichtet. Allerdings bezweifele ich, daß diese die Bedeutung dieses Gegenstandes kennt. Es geht also nicht um Einschüchterung, sondern um eine Sicherheitsmaßnahme: Amerlingen wird schießen, wenn die Granitbeißerin etwas Unerwartetes tut.

Interessanterweise stehe ich in der verlängerten Schußbahn!

Die Granitbeißerin tut aber nichts. Das Schwert unter ihrer Kehle, und die beeindruckenden Muskelberge von Eugen Serpinski, und wahrscheinlich die ungewohnte Umgebung lähmen sie.

„Können Sie mal zur Seite gehen? Wir müssen sie verarzten!“ sagt Amerlingen.

„Ihr wollt sie doch nicht etwa neben Carola hospitalisieren?“ frage ich entsetzt, „Die hat Fürchterliches erlebt! Die darf keine Granitbeißerin zu Gesicht bekommen! Jetzt jedenfalls noch nicht.“

„Ist die Frau Rau bei Bewußtsein?“

„Sie schläft, aber sie kann jederzeit aufwachen.“

Doktor Morton schiebt sich von hinten nach vorne: „Herr Homberg hat recht. Die Frau Rau muß wieder auf die Beine kommen. Ich glaube nicht, daß der Anblick einer Granitbeißerin dazu förderlich ist.“

Amerlingen nickt. „Herr Homberg, sagen sie ihr, daß sie sich hinlegen soll.“

„Hier, auf dem Gang?“

„Ja.“

Ich sehe der Granitbeißerin ins Gesicht und deute auf den Fußboden: „Hinlegen!“

Sie rührt sich nicht.

„Sie will nicht.“ sage ich.

Eugen Serpinski greift mit der freien Hand nach ihr. Eine Sekunde später liegt die Granitbeißerin rücklings auf dem Boden. Auf ihrem Gesicht zeigt sich eine Spur von Erstaunen. „Sie will doch!“ sagt Eugen.

„Herr Homberg, erklären Sie ihr mal ihre Lage! Sie können das sicher am besten. Diese Dame ist wahrscheinlich die letzte Überlebende des Saurierfängers. Wir haben sie gerade aufgefischt.“ Amerlingen hält die Pistole jetzt abwärts – das ist wenigstens nicht mehr meine Richtung.

Ich hocke mich hin und nehme mein Xonchen zusammen: „Dieses Schiff, auf dem du dich befindest, ist die CHARMION. Es ist normalerweise ein blitzsauberes Schiff. Schau dir an, was für einen Dreck du gemacht hast!“ Ich zeige auf den Boden, wo Wasser und Blut verschmiert worden sind, „Schau es dir genau an. Wenn du nicht unsere Fragen beantwortest, wirst du das ganze Schiff sauberlecken! Hast du das verstanden? – Und wenn du es dann immer noch nicht tust, dann werden wir dich schlachten. Hast du auch das verstanden? – Du kannst dir das alles ersparen, wenn du unsere Fragen beantwortest.“

„Homberg, Sie gehen ein bißchen weit!“ sagt Amerlingen.

„Wir müssen ihr schnell klarmachen, wer hier an Bord das Sagen hat. Und die Androhung, sie aufzuessen, ist hier unbedingt glaubwürdig.“ Und wieder in Xonchen zu der Granitbeißerin: „Hast du verstanden, was ich eben gesagt habe?“

„Ja.“ sagt sie. In ihrem Blick ist Trotz und lauernde Vorsicht.

„Wirst du unsere Fragen beantworten?“

„Ja.“

„Okay. Setz dich so hin wie ich. Wie heißt du?“

„Chranchrar.“

„Chranchrar? Ist das so richtig: ‘Chranchrar’?“

„Ja.“

„Wie heißt euer Schiff?“ Sie guckt mich verständnislos an.

„Das ist in Ordnung," erläutere ich den anderen, „Schiffe haben bei den Granitbeißerinnen meist keine Namen."

„Bist du verletzt?"

„Nein." Das stimmt zwar nicht – sie ist verletzt. Aber eine Granitbeißerin würde nur sehr schwere Verletzungen überhaupt als Verletzungen bezeichnen. Oberflächliche Verbrennungen und schwere Hautabschürfungen zählen da nicht.

„Was habt ihr auf eurem Schiff gemacht?"

Chranchrar sieht mich verständnislos an. Sie kann nicht wissen, daß es im Prinzip Menschen geben kann, die nicht wissen, wozu ein Saurierfängerschiff gut ist. Jede Granitbeißerin weiß das doch. Ich kriege wenige Informationen aus ihr heraus, die in etwa bestätigen, daß es sich um einen normalen Saurierfänger gehandelt hat. Interessant ist allerdings, daß sie in der Tat einen Befehl erhalten haben, der sie zur vorzeitigen Rückkehr nach Grom aufgefordert hat. Dieser Befehl wurde von einem anderen Schiff übermittelt.

„Ihr wart also auf dem Rückweg nach Grom?"

„Ja."

„Ihr solltet auf dem schnellsten Wege dahin zurück?"

„Ja!" Sie sieht wieder erstaunt auf. Vielleicht ist es selbstverständlich, daß etwas, was Grom anordnet, auf dem schnellsten Wege zu geschehen hat.

„Warum habt Ihr euch dann noch für weitere Fangoperationen Zeit genommen?" Bin neugierig, ob ich das Wort 'Fangoperationen' in Xonchen richtig hingekriegt habe.

„Das geht so nebenbei." sagt Chranchar.

„Fragen Sie sie, was die gehäuteten Menschen am Mast zu bedeuten haben!" wirft Amerlingen ein. Die Antwort von Chranchrar ist nicht sehr erhellend: „Befehl der Kommandantin."

„Ja, aber welchen Zweck hat es genau?" bohre ich nach.

„Die Kommandantin wollte es so."

„Ist es irgendwie nützlich?"

„Die Kommandantin wird es wissen."

„Die Kommandantin ist tot. Weißt du es?"

„Nein.“ Keine Ahnung, ob sie es wirklich nicht weiß, oder ob sie es nicht sagen will.

Ich blicke auf: „Was soll ich sie noch fragen?“

„Ob sie uns den Weg nach Grom führen kann.“ schlägt Amerlingen vor.

„Kannst du uns nach Grom führen?“ frage ich in Xonchen.

„Ja.“ Die Antwort kam etwas zu schnell. Naja, ungefähr kann ich mir denken, welche Hintergedanken sie dabei haben könnte.

„Wie weit ist das weg?“

Sie sieht mich verständnislos an. Ich kläre die anderen auf: „Die Granitbeißerinnen haben ein sehr ungeometrisches Verhältnis zur Navigation. Ich habe ja die ungenauen Karten in meinem Buch beschrieben.“ Und dann frage ich noch einmal in Xonchen: „Wie lange hätte es mit eurem Schiff gedauert?“

„Elf Tage.“

„Das ist ja schon eine Information!“ sagt Amerlingen.

„So?“ frage ich, „Ist es das? 11 Kilometer pro Stunde mal 27 Stunden mal die 1.8 Kilometer pro Stunde, die der Saurierfänger bis zum Schluß zurückgelegt hat – das sind ungefähr 530 Kilometer. Luftlinie also vielleicht viel weniger, und wenn sie unterwegs stärkeren Wind erwartet haben, viel mehr. Ich würde sagen, es sind mehr als 30 und weniger als 3000 Kilometer!“

„Sind Sie sicher, daß das so unsicher ist?“

„Solange man die Strecke nicht selbst einmal gefahren ist, ist es so unsicher. Denken sie daran: Die Navigation bei den Granitbeißerinnen besteht in der Führung einer Ortskundigen, die die Strecke schon kennt.“

In diesem Augenblick geht das Schott zum Steuerbordteil des Krankenreviers auf. Natalie kommt mit Stephen Spaliter heraus. Sie haben gar nicht gemerkt, was sich vor ihrer Tür abspielt, so gut, wie die Räume der CHARMION gegeneinander schallisoliert sind. Verblüfft sehen sie uns und die am Boden liegende Granitbeißerin an.

„Was ist denn hier los?“ fragt Spaliter.

„Kundschaft!“ sage ich, „Du hast jetzt Gelegenheit, einer Granitbeißerin das Gebiß zu untersuchen!“

„Warum sollte ich das tun? Eine Behandlung pro Tag reicht mir!“ Er zeigt auf Natalie, „Und ihr wohl auch.“

„So schlimm war es nicht.“ stellt Natalie fest. Auch sie sieht sich die am Boden liegende Chranchrar an. Und diese guckt aufmerksam zurück.

Sogar sehr aufmerksam. Ich stelle fest, daß Chranchrar Natalie’s Busen mustert. Für eine Granitbeißerin, die im Durchschnitt flacher gebaut sind als Mitteleuropäerin, muß Natalie außergewöhnlich viel Holz vor der Hütte haben. Das ist für sie anatomisch interessant und hat nichts mit einer möglichen lesbischen Veranlagung von Chranchrar zu tun. Sie ist eben neugierig, das ist alles.

Weiterhin ist für Chranchrar die Hierarchie an Bord undurchschaubar. Vielleicht hat sie noch nicht gemerkt, daß bei uns Männer keine Menschen zweiter Klasse sind. Dann muß in Natalie eine höhergestellte Person an Bord vermuten, eigentlich auch in Doktor Morton, die aber sehr unauffällig im Hintergrund steht.

Natalie guckt ebenso interessiert zurück: „Das ist also eine …“

„Ja,“ sage ich, „gehe nicht zu nahe ran. Die sind unberechenbar!“

In dem engen Gang ist das ein überflüssiger Ratschlag – es ist hier jetzt reichlich voll. Natalie beugt sich zu der liegenden hinunter.

Eine blitzschnelle Bewegung – so schnell, daß ich nicht folgen kann. Natalie liegt plötzlich ebenfalls am Boden, die Hand der Granitbeißerin um die Kehle. Gleichzeitig hat Chranchrar Natalie so über sich gezogen, daß sie eine Deckung gegen das Schwert in Eugen’s Hand hat. Natalie ist natürlich völlig wehrlos – sie hat keinerlei Nahkampfausbildung.

Für die Granitbeißerin ist das Schwert das wichtigste. „Laß es fallen!“ herrscht sie Eugen an. Auch wenn dieser nicht alles versteht, was in Xonchen gesprochen wird – der Tonfall ist deutlich genug. Er läßt es fallen. Wenige Sekunden später steht die Granitbeißerin mit dem Rücken zur Wand, Schwert in der Hand und Natalie als Deckung.

Amerlingen hat zwar noch seine Pistole. Aber erstens kann er nicht damit drohen, weil die Granitbeißerin diese nicht als Waffe erkennt – er ihr müßte diese Waffe ja erst erklären. Und zweitens steht Natalie einer direkten Anwendung im Wege.

Wieso, denke ich mir, wird Natalie überhaupt noch als Deckung mißbraucht, wenn keiner der Anwesenden mehr eine für die Granitbeißerin erkennbare Waffe hat?

Die Granitbeißerin drückt sich an der Wand entlang, auf den Reaktorraum zu. Dabei kommt sie mit dem Rücken an der Tür zum Krankenrevier zu stehen. Diese rollt dadurch teilweise auf. Chranchrar merkt es nicht. Sie überlegt fieberhaft – ihr ist nicht klar, wie es jetzt weitergehen soll. Gespanntes Schweigen, nur unterbrochen von ihrem heftigen Atem.

„Ich will nach Grom!“ sagt sie, „Sonst ist eure Kommandantin tot!“ Also hält sie Natalie für unsere Kommandantin. Auch gut. Wofür, weiß ich noch nicht.

„Gut,“ sagt Amerlingen, „sagen Sie ihr, daß wir nach Grom fahren. Sie muß uns natürlich den Weg verraten!“ Ich übersetze das.

Die Granitbeißerin blickt gehetzt um sich. Ich kann mir denken, warum: An Bord eines Saurierfängers ist man praktisch immer im Freien. Man kann immer die Umgebung sehen, allenfalls steht einem ein bißchen Takelage im Wege. Sogar in den Deckshäusern gibt es Fenster und Ritzen. Dieses hier muß ihr aber wie eine Höhle vorkommen, eine absolut dichte, wenn auch hell beleuchtete Höhle. Eine Höhle, die für ihre Begriffe saukalt sein muß. Daß dieses ein Schiff sein soll hat sie zwar zur Kenntnis genommen, aber die Einzelheiten versteht sie nicht. Sie versteht nur ein: Sie hat unsere Kommandantin in ihrer Gewalt. Wie sie glaubt. Es macht für uns aber keinen Unterschied, daß Natalie nicht die Kommandantin ist.

„Wir müssen nach oben, an Deck, damit du sehen kannst, wohin wir fahren!“ sage ich in Xonchen. Chranchrar sieht mich aufmerksam, dann verwundert an. Dann läßt sie das Schwert fallen, danach Natalie. Dann fällt sie selbst.

Die Tür zur Krankenstation geht ganz auf. Da steht Carola. Sie blutet am Handgelenk – die angerissenen Infusionskanülen. In einer Hand hält sie eine Injektionsspritze. Sie läßt sie fallen, dann setzt sie sich selbst mit offenbar zitternden Knien auf den Boden. Doktor Morton huscht auf sie zu: „Mädchen! Du sollst doch im Bett bleiben!“

Eugen hat das Schwert wieder an sich genommen. Er untersucht die Granitbeißerin: „Tiefschlaf!“ sagt er nach einer Weile, und dann fragt er Carola: „Was hast du ihr denn da verpaßt?“

Carola ist nicht so richtig da. Doktor Norton untersucht sie mit ein paar Griffen. Dann hebt sie die Spritze auf:

„Thiopental.“ sagt sie, „Einmalspritze. 360 Milligramm. – Da liegt ja noch eine!“

Carola blickt benommen zu ihr auf. „War es richtig?“ fragt sie. Wir helfen Doktor Norton, Carola wieder auf ihre Liege zu bringen. Eugen kümmert sich derweil um die Granitbeißerin.

„Goldrichtig,“ sagt Doktor Morton zu Carola, „man verwendet das zur schnellen Narkoseeinleitung.“ Und zu Eugen Sepinski ruft sie hinüber: „Sie wird gleich wieder aufwachen! Seien sie vorsichtig!“

„Ich glaube nicht, daß sie so schnell aufwachen wird!“ sage ich, denn ich habe neben der Tür eine weitere Einmalspritze gesehen. Als ich mich bücke, um sie aufzuheben, fällt mir eine vierte unter Carola’s Liege auf. „Wieviel hast du ihr denn verpaßt?“ frage ich.

„Mmh – Ganzen Fünferpack.“ sagt Carola. Sie wirkt schläfrig.

Ich kann die fünfte nicht gleich finden, erst, als ich auf die Tischplatte neben dem Medikamentenschrank nachsehe. Die fünfte ist noch halbvoll, und an der Kanüle hängen Hautfetzen.

„Hast du dich selber mit dem Ding verletzt?“ frage ich, aber Carola antwotet nicht mehr. Doktor Norton kommt kurz rüber: „180 Milligramm. Naja, das ist nicht gefährlich. Für eine Narkoseeinleitung bei einem gesunden Menschen wäre es etwas wenig. Man braucht etwa 4 bis 5 Milligramm pro Kilogramm Körpergewicht.“

„Dann hat die Granitbeißerin 1440 Milligramm abbekommen!“ sage ich, „Mindestens. Überlebt sie das?“

„Ja. Aber sagen Sie Serpinski, er soll auf ihre Atmung aufpassen. Sie wird trotzdem bald wieder aufwachen.“ Dann kümmert sie sich wieder um Carola. Allmählich wird uns allen klar, aus welcher Situation Carola uns gerettet hat.

Natalie steht immer noch da, wo die Granitbeißerin sie losgelassen hat. „Fehlt dir etwas?“ frage ich.

„Nein.“ sagt sie, „Ich hatte nur Angst. Die hat gezittert – Alles hätte passieren können!“

„Weißt du, wo in der Krankenstation das Verbandsmaterial liegt?“

„Ja! Warum?“

„Da gibt es doch so schöne, reißfeste Klebestreifen für Verbandszwecke. Du könntest sie mal etwas demobilisieren – Handgelenke und Fußgelenke reicht wohl.“ Das läßt Natalie sich nicht zweimal sagen.

Die Granitbeißerin rührt sich wieder. Sie hustet. Aber bevor sie wieder ganz zu Bewußtsein kommt, ist sie gefesselt. Das erste, was sie sieht, ist Eugen Serpinski, der mit ihrem eigenen Schwert vor ihr kniet.

„Gut geschlafen?“ fragt er, indem er sein ‘Schul-Xonchen’ zusammen nimmt, „Sollte das ein Trick werden? Bei einem Kampf einfach einzuschlafen?“

Die Granitbeißerin guckt ihn wortlos an. Sie versteht die Welt nicht mehr. Die Einstiche in ihrem Rücken hat sie entweder nicht gespürt, oder ihnen keine Bedeutung beigemessen. Daß sie in einer Konfliktsituation einfach eingeschlafen ist, daß muß ihr Selbstwertgefühl schwer beschädigen. Darüber hinaus kann sie natürlich nicht verstehen, wie das passieren konnte.

Anästhesie gibt es in der Welt der Granitbeißerinnen nicht.

84. Nach Grom!

Endlich haben wir ein konkretes Ziel. Es geht nach Grom. Chranchrar hat eingesehen, daß hier jeder Widerstand offenbar zwecklos ist, und daß sie gut daran tut, uns zu unterstützen. Trotzdem bleib sie gefesselt.

Carola suche ich auf, sowie sie wieder bei Bewußtsein ist. Das dauert nicht lange – sie hat sich zwar mit der Injektionsspritze verletzt, aber das meiste der Flüssigkeit, die aus der Kanüle ausgetreten ist, ist gar nicht in ihren Körper gelangt. Es war wohl mehr die Erschöpfung, daß sie dann so schnell wieder eingeschlafen ist.

„Wie bist du bloß auf die Idee gekommen, sie zu anästhesieren?“ frage ich.

„Es war naheliegend.“ sagt sie. Sie ist noch gar nicht auf die Idee gekommen, sich im Ruhme ihrer Heldentat zu sonnen. Kommt vielleicht noch.

„Wieso naheliegend?“

„Ich habe mit der Ärztin drüber gesprochen, ob man dieses Jucken an den Schläuchen hier nicht abstellen kann, mit lokaler Betäubung zum Beispiel. Dabei hat sie mir in dem Schrank da drüben gezeigt, was wir so alles an Anästhesiemitteln mit uns haben. Auf eine Packung hat sie gezeigt und gesagt: ‘Damit kann man schnell einschlafen!’. Ja, und als dann die Tür aufging und diese Granitbeißerin da stand, mit dem Rücken zu mir, dann…“

„Dann?“

„Dann dachte ich, es ist alles ein Traum. Ich – ich stand irgendwie wie automatisch auf, habe die Spritzen da rausgeholt und ihr eine nach der anderen in den Rücken gesteckt. Einfach so. Und ausgedrückt.“

„Und wenn sie es gemerkt hätte?“

„Hat sie wohl auch. Es muß sie gejuckt haben. Aber sie hat sich nicht umgedreht. Ich weiß nicht, warum.“

„Ich glaube, ich weiß, warum.“ sage ich, „In der Erfahrungswelt einer Granitbeißerin ist nichts, was bloß juckt, gefährlich. Es gibt hier keine gefährlichen Insekten. Daran muß es liegen. – Hast du überhaupt keine Angst gehabt?“

„Ich sage ja, ich war nicht voll da. Bin ich jetzt auch noch nicht.“

„Schlaf dich bloß aus!“ sage ich, „Wenn du eine Gewohnheit daraus machst, das Schiff zu retten, dann brauchen wir dich noch oft! – Ich muß in die Zentrale. Ich habe Wache.“

Sie ist eingeschlafen, bevor ich wieder zur Tür hinaus bin.

Wir stellen fest, daß es für Chranchrar bei uns tatsächlich unangenehm kühl ist. Deshalb machen wir folgendes: Die CHARMION wird im wesentlichen an der Oberfläche fahren, und Chranchrar wird auf dem Vorschiff sitzen. Mindestens zwei von uns sind ebenfalls ständig an Deck, außerdem kann man das Vorschiff ja auch über die Außenkameras einsehen. Chranchrar wird uns so die Richtung weisen.

Für den Fall, daß sie auf die Idee kommen sollte, von Bord zu gehen, halten wir einen weiten Abstand vom Land. Sie weiß, daß sie keine Chance hat, diesem seltsamen Boot zu entkommen. Die Fahrtgeschwindigkeit

halten wir bei 5 bis 6 Knoten. Es ist nicht nötig, daß Chranchrar merkt, wie schnell das Boot wirklich sein kann.

Da draußen wird sie keinen Schaden anrichten können. Sie bekommt dort ihr Essen, und sie schläft dort. Als Gegenleistung wird sie Grom lebend erreichen. Ganz einfach. Der Deal ist fair. Vielleicht sieht sie es ein.

Darüber hinaus erfahren wir nicht viel von ihr. Sie scheint keine bedeutende Position an Bord gehabt zu haben, und sie scheint sich jetzt auszurechnen, daß sie später aus ihrem alleinigen Überleben der Zerstörung des Saurierfängers für sich Kapital schlagen kann. Ein Prisenkommando über die CHARMION wäre die Krönung auf diesem Vorhaben, aber da passen wir jetzt auf: Niemals eine Granitbeißerin unterschätzen. Sie wird nicht noch einmal einen von uns in ihre Gewalt bringen.

Natalie ist durch diesen Zwischenfall auch nicht besonders mitgenommen. Irgendwann macht sie einmal eine Bemerkung, aus der ich entnehme, daß sie sich gar nicht so richtig in Gefahr glaubte. Da bin ich anderer Meinung, aber ich streite nicht mit ihr.

Sonst passiert an diesem Abend, während meiner Wache, nicht mehr viel. Während Seltsam's Wache gibt es auch für die Granitbeißerin eine Schlafpause – ein paar Stunden später als ihr 27-Stunden Tagesrhythmus es ihr nahelegen muß. Wir können nicht erkennen, ob ihr das Schwierigkeiten macht. Am anderen Morgen, dem 21. Februar, geht es dann weiter. Außer diesem gezielten Vorwärtsfahren und dem begleitenden navigatorischen Aufnehmen der Umgebung passiert an diesem Sonntag nicht viel. Carola schläft fast die ganze Zeit, und Doktor Morton sagt, daß ihr Zustand sich bald völlig normalisiert haben wird. „Hätte ich nicht gedacht, nach diesen Erlebnissen!" sagt sie.

„Vielleicht ist irgend etwas in der Welthöhle, was die Menschen leistungsfähiger macht?" denke ich laut nach.

„Und was sollte das sein?"

„Weiß ich nicht." Weiß ich wirklich nicht: Die meisten Umgebungsparameter hier sind eher geeignet, jede Leistungsfähigkeit eines normalen Menschen zu ruinieren. Aber wer weiß, welche genetische Erinnerung sich unter diesen Umständen bemerkbar macht.

Es ist ein ziemlicher Schlängelkurs, den wir an diesem Sonntag fahren. Die Trägheitsnavigation verrät uns das. Es ist keine böse Absicht von Chranchrar dahinter: sie folgt dem üblichen Windmuster. Jedenfalls so, wie sie sich daran erinnert. Die Geschwindigkeit von 10 Kilometern pro Stunde erzeugt immer einen Fahrtwind von vorne, der meistens stärker als die natürlich vorhandenen Winde ist. Ob sie das verwirrt? Auf einem Segelfloß gibt es keine Gegenwinde.

Montag morgen, 8 Uhr. 22. Februar. Carola taucht zum Frühstück in der Kantine auf und setzt sich mir gegenüber.

„Wo ist denn der Edwin?“ fragt sie.

„Wache. Geht jetzt wahrscheinlich ins Bett. Wenn er nicht noch einen Happen essen will.“

„Ach so.“ Sie ist schweigsam.

„Carola,“ ruft Solzbach von seinem Tisch hinüber, „machst du jetzt Kurse in Injektionsspritzen-Duell?“ Das soll vielleicht eine Art Kompliment sein, aber Carola reagiert nicht so darauf, wie Ulrich das vielleicht erwartet. Eigentlich reagiert sie überhaupt nicht.

„Jetzt werden wir bald Grom sehen.“ sage ich.

„Und was haben wir davon?“

Darauf kann ich nichts sagen.

„Ich mag diese Granitbeißerinnen nicht.“ fährt Carola fort, „Überhaupt nicht.“

„Das mußt du ja auch nicht.“

„Aber du verteidigst sie immer wieder.“

„Das hat nichts miteinander zu tun!“

Wieder Anschweigen. Als Carola mit ihrem Frühstück fertig ist, verläßt sie die Kantine wortlos.

„Die wird schon wieder.“ sagt Cohäuszchen.

„Das habe ich nicht bezweifelt.“

Wenn schon kleine Variationen des eigenen Zustandes – Hunger, Müdigkeit, Ausgeglichenheit – aus einer gespannten und interessierten Erwartung eine defensive Ablehnung machen können, dann ist es nur zu verständlich, daß Carola noch mürrisch und ablehnend ist. Muß ich wohl

nicht persönlich nehmen. – Außerdem ist sie ja schließlich noch hospitalisiert.

Wir kreuzen den ganzen Montag, so, wie Chranchrar uns den Kurs anweist. Die Hauptrichtung ist Nord bis Nordost. Die zurückgelegte Strecke ist schon etwa 300 Kilometer, aber Luftlinie ist es natürlich viel weniger. Wir befinden uns immer noch in einer See zwischen Säuleninseln, aber gegen Abend bewegen wir uns auf eine enge Schlucht zu. Chranchrar meint, daß es nun nicht mehr weit ist. Diese Schlucht ist noch zu durchfahren, und dann sind wir da. Die CHARMION bleibt für diese Nacht vor dem Eingang dieser Schlucht stationär.

Abends gehe ich noch einmal mit Edwin, der inzwischen seinen Schlaf nachgeholt hat, an Deck. Der Bug der CHARMION zeigt in Richtung dieser Schlucht, aber weil die Granitbeißerin sich da aufhält, unter den wachsamen Augen von Aldingborg und Serpinski, gehen wir nach hinten. Da sehen wir genauso viel.

Die Säulenwaldsee ist hier zunächst zu Ende. Die Welthöhle wird hier nach Norden durch ein Labyrinth von großen Löchern und steilen Felsstürzen abgeschlossen. In manchen dieser Öffnungen gibt es keine Leuchtende Wolkendecke mehr, und diese sind dann abweisend dunkel – schwarze, gewaltige Gewölbe und hohe Hallen nördlich von uns. Aber vor uns bildet eine dieser Öffnungen diese himmelhohe Schlucht, die von einem Schiff befahren werden kann. Der befahrbare Wasserstreifen ist einige hundert Meter breit, rechts und links sind diese Felswände aber sehr steil – zu steil für jede Vegetation. Hoch über uns verschwinden sie in der Leuchtenden Wolkendecke. Nur vereinzelte Simse in unzugänglichen Höhen zeigen Bewuchs, so schwer zugänglich, daß wahrscheinlich nicht einmal eine Granitbeißerin bisher ihren Fuß dahin gesetzt hat.

„Ich habe gehört, daß wir hier mit Schiffen zu rechnen haben – hier in der Nähe von Grom." sagt Edwin.

„Wieso, hast du mit ihr gesprochen?"

„Nein nein, aber Amerlingen hat es gesagt. – Liegt eigentlich auch nahe, wenn wir wirklich in der Nähe von Grom sind."

„Hat er auch gesagt, was wir machen, wenn eins auftaucht?" frage ich.

„Nein. Sie überlegen sich sowieso noch, wie sie die Alte da vorne daran hindern, in dieser Schlucht von Bord zu gehen."

„Wäre das ein großer Schaden? Sie sollte uns bis dicht vor Grom führen, und das hat sie gemacht. Es wäre mehr ihr Problem, wenn sie sich hier ohne das Boot durchschlagen will. – Wahrscheinlich ist sie dazu auch in der Lage."

Edwin kratzt sich am Kopf. Wir sind schon wieder triefend naß. Die Kühlspringbrunnen. „Wie lange diese Schlucht sein wird, das haben sie noch nicht aus ihr rausgekriegt." sagt er.

„Wundert mich nicht. Das dauert noch etwas, bis die Granitbeißerinnen etwas über Geometrie lernen."

Chranchrar am anderen Ende des Bootes wendet uns den Rücken zu. Sie hockt zusammengekauert da und rührt sich nicht. Ob sie schläft?

„Dabei wäre doch eine geometrische Navigation viel einfacher!" denkt Edwin laut nach, „Diese enorme Mächtigkeit des Zahlbegriffes! Mit zwei Zahlen kannst du jeden Ort auf der Erde eindeutig bezeichnen! – Komisch, daß sie das noch nicht herausgefunden haben."

„Gar nicht komisch," widerspreche ich, „Sie haben eine Art Zahl, die sie bei der Navigation verwenden. Eine Reihe binärer Werte, wenn du so willst. Von einem bestimmten Ort ausgehend muß man sich ja immer nur merken, wo man eine neue Kursentscheidung zu machen hat. Diese Abbiegung links, die nächste rechts, dann geradeaus, soweit wie möglich. Einfache, binäre Entscheidungen. Ein sehr einfaches Konzept. Und wer unter den Granitbeißerinnen genügend solche Navigationsreihen kennt, ist Navigator. Die Nützlichkeit dieses Konzeptes wirst du ihnen nicht ausreden können. – Sie brauchen da gar keine Zahlen!"

„Aber solche langen Entscheidungsreihen muß man sich doch merken!"

„Das tun sie auch, weil sie das können. Und du kannst es auch!"

„Ich?"

„Ja! Sich geographische Zusammenhänge zu merken, das können Menschen im allgemeinen sehr gut, ohne daß sie sich dessen bewußt sind. Die Fortbewegung ist ja mit ständig wechselnden Bildern verknüpft, und diese Folge kann man sich sehr gut merken. Das hat man mit ganz normalen Personen probiert. Man hat Versuchspersonen eine Reihe von Hunderten

von Bildern vorgelegt, und dann, nach einer Weile, noch ein zweites mal dieselbe Bildfolge. Beim diesem zweiten Mal jedoch fehlte eins. Und den allermeisten Menschen ist es tatsächlich an der richtigen Stelle aufgefallen."

„Und wie ist es mit der Zeit?" fragt Edwin, „Du hast doch berichtet, daß sie auch da kein Verständnis für eine genaue Zeitmessung haben!"

„Was heute nicht geschieht, das geschieht eben morgen. Oder irgendwann. Diese Haltung findest du doch auch bei uns oben! – Und wenn du es dir überlegst: Wann geht dir Zeitmessung wirklich ab? Du brauchst eine Uhr, um zu wissen, wann dein Arbeitgeber dich wieder sehen möchte. Aber du brauchst keine Uhr, um zu wissen, wann du wieder etwas essen mußt. Das merkst du schon. Und zwar sehr zuverlässig. Und so funktioniert hier vieles!"

„Na, wohl doch nicht alles. Sonst wäre dieser Saurierfänger doch nicht nach Grom zurückbeordert worden. Das spricht doch dafür, daß die Granitbeißerinnen das Konzept 'dringend' kennen."

„Vielleicht finden wir es heraus. Sie dort," ich weise auch Chranchrar, „weiß ja erschreckend wenig."

„Immerhin. Den Kurs nach Grom kennt sie. Wenn sie uns nicht angelogen hat."

Eine Weile sprechen wir nichts. Weit von uns entfernt sehe ich nicht ganz so steile, bewachsene Küstenstreifen. Ich suche kreisende Flugsaurier, aber ich kann keine finden. Und die Wasserfläche rund um uns herum ist reglos und scheint ohne Leben. Was Großtiere betrifft, ist es das auch, denn die Annäherung eines größeren Lebewesens würde die Zentrale uns sofort vorsichtshalber mitteilen. Der Wind ist völlig eingeschlafen, und es wird nicht mehr lange dauern, bis die See wirklich spiegelglatt ist.

„Als ob sich hier nie etwas verändert." sagt Edwin irgendwann, mehr zu sich selbst. Gerade habe ich es auch gedacht.

„Sag bloß noch, 'Wie friedlich die See ist.'!" sage ich.

„Wieso? Ist sie doch!"

„Sieht nur so aus. In der Natur spielen sich hinter den friedlichsten Kulissen die mörderischsten Kämpfe ab. Und oft sind gerade diese Kämpfe Garanten der friedlichen Kulisse."

„Kommst du jetzt mit deinem Beispiel von den schönen, grünen Wiese, die in Wirklichkeit ein Schlachtfeld zahlreicher Lebensformen ist?“ fragt Edwin.

„Ist das mein Beispiel? Eigentlich dachte ich jetzt an etwas anderes. Einmal ein Beispiel aus der unbelebten Natur.“

„Was denn?“

„Die Sonne. Thermonuklearer Hochofen. Zuverlässiger Lieferant von gleichmäßiger Strahlungsenergie für zehn Milliarden Jahre.“

„Ich sehe die Analogie nicht.“

„Denk dir das vordergründig ‘gefährliche’ weg. Die thermonuklearen Vorgänge. Denk dir einen Stern von Sonnenmasse, der aus harmlosen Eisen besteht. Was glaubst du, was passiert?“

„Weiß ich nicht.“

„Gravitationskollaps. Zwei mal zehn hoch dreißig Kilogramm Eisen kollabieren unter dem Einfluß der eigenen Gravitation zu einem Neutronenstern oder zu einem Schwarzen Loch. Einige Prozent seiner Masse werden in reine Energie umgewandelt. Eine Faust aus Gammastrahlen – energiereich wie die Strahlung einer ganzen Galaxis. Verdampft alle Planeten. Vergiftet noch auf den Planeten von nur wenige Lichtjahre entfernten Nachbarsystemen die Biosphäre durch einen Hagel energiereicher Teilchen. Das alles passiert, wenn man bei einem Stern den thermonuklearen Sprengstoff Wasserstoff durch harmloses Eisen ersetzt!“

„Naja, gut.“ gibt Edwin zu, „In diesem Fall ist mag das so sein. In der Astrophysik. Aber daraus kann man kein allgemeines Prinzip machen! – Außerdem dachte ich eben schon, du kommst mit deinem Lieblingsthema!“

„Damit komme ich jetzt! – Stell dir vor, vor gar nicht so langer Zeit hätte es in der Welt der Granitbeißerinnen einen Messias gegeben. Der hätte ihnen sanften sozialen Umgang miteinander gepredigt, und stell dir vor, sie hätten auf ihn gehört!“

„Unwahrscheinlich.“ sagt Edwin, „Wer hört schon auf einen Messias.“ Er muß es wissen – seine Frau hat Theologie studiert.

„Natürlich ist das unwahrscheinlich. Aber stell dir nur vor, sie hätten auf ihn gehört. Achte Leben und Gesundheit deines Nächsten wie dein eigenes

Leben und deine eigene Gesundheit. Und was den alltäglichen Lebenskampf betrifft: Versucht es einmal mit Ackerbau, Viehzucht und ein bißchen technologischer Entwicklung. Stell dir vor, das wäre vor 20 Generationen hier so passiert – also vor 400 bis 600 Jahren."

„Ich weiß schon, was jetzt kommt." sagt Edwin.

„Dann brauche ich es ja nicht zu erzählen!" sage ich und tue es aber trotzdem: „Unter solchen Umständen kann man die Kopfzahl einer Population in jeder Generation ohne weiteres verdoppeln. Das ist kein Kunststück. Verdoppeln pro Generation heißt in zehn Generationen vertausendfachen. Und in zwanzig Generationen? Glaubst du, daß es unter diesen Umständen hier so friedlich wäre?"

„Was meinst du denn, wie es aussähe?" fragt Edwin.

„Das weiß ich nicht. Das ist das wesentliche an solchen komplexen Systemen, daß man eben nicht genau vorhersagen kann, was passieren wird. Ich weiß nicht, wieviele Generationen es gedauert hätte, bis der Raubbau an den biologischen Resourcen die Welthöhlenökosphäre zum Kippen gebracht hätte. Wann die Verteilungskämpfe angefangen hätten. Die Massenextinktionen. Die Welthöhle ist eine niederenergetische Ökosphäre – die nimmt so etwas schnell übel! Sie ist vielleicht empfindlicher als unsere Antarktis! Ich weiß nicht, wieweit das Leben hier durch einen ökologischen Kollaps zurückgedrängt wird. Ob die Bakterien, die das Leuchten in den Wolken da oben, zum Beispiel, überleben würden oder nicht – allein das hat Einfluß auf die allermeisten anderen Lebensformen hier. – Tja. Das ist wahrscheinlich der Grund, daß die Granitbeißerinnen so sind, wie sie sind. Sozialstrukturen, die hohe Bevölkerungsdichten nicht entstehen lassen. Andernfalls Auslöschung. Vielleicht war das der Fehler der Bewohner der Toten Städte: Es waren nette Lebewesen! Kinderreichtum und Familiensinn. Vielleicht. – Wir wissen es nicht."

„Und wenn sie es jetzt lernen? Die Granitbeißerinnen, meine ich. Durch uns? Ich meine, den Aufbau einer technischen Zivilisation?"

„Ich glaube, sie werden eher Zaungäste sein, wie wir es tun. Wie wir ihre Welthöhle ruinieren. Weil wir schneller sind. Sowie wir erst einmal hier sind. Und das sind wir."

„Mit 'wir' meinst du jetzt uns alle, aus der Welt da oben?"

„Ja. Wir hier sind ja nur die Vorhut."

Edwin sieht sich lange um. „Vielleicht siehst du zu schwarz. Das sieht hier alles so stabil aus, wie für die Ewigkeit…"

„Rein subjektiver Eindruck. Ein Hauptreihenstern ist auch stabil – bis er seinen Wasserstoff verbraucht hat."

„Und wenn man aus der früheren Kolonisationsgeschichte etwas gelernt hat und hier Fehler vermeidet?" fragt Edwin.

„Wo denkst du hin? Lernen? Wenn es um kurzfristige, wirtschaftliche Interessen geht? Außerdem gab es in der klassischen Kolonisationsgeschichte niemals diesen ökologischen Aspekt. – Es kann sein, daß wir in der Tat etwas lernen. Nämlich, daß wir die Welthöhle unbewohnbar machen und daraus Lehren ziehen, die uns für eine gewisse Weile erlauben, unsere ökologischen Probleme oben besser zu bewältigen. Eine teure Lektion! Die Saurier werden dabei wirklich aussterben, die Granitbeißerinnen…"

„Hast du deshalb ein schlechtes Gewissen?" unterbricht Edwin mich.

„Weil ich die Welthöhle entdeckt habe?"

„Ja."

„Ich glaube nicht. Jemandem anderen hätte genau das gleiche passieren können. Und selbst, wenn ich eins hätte – was wird dadurch besser? Wenn ich eins hätte – vielleicht habe ich ja auch eins – dann fühle ich mich die 30 oder 40 Jahre, die ich noch zu leben habe, vielleicht schlechter. Aber niemandem hilft das. Der Welthöhle und ihren Bewohnern schon gar nicht. Das ist keine Genugtuung, für niemanden, und keine Wiedergutmachung. Da ist es dann schon besser, wenn ich kein schlechtes Gewissen habe. – Wenigstens für mich selbst."

„Denk mal nach," sagt Edwin, „wenn es so geschieht, wie du es eben gesagt hast, dann kannst du eventuell sogar ein gutes Gewissen haben."

„Wieso?"

„Wenn beide Ökosphären für sich allein über kurz oder lang den Bach runtergehen würden, die eine durch unser Wirken, und die andere, weil die Granitbeißerinnen über kurz oder lang doch von selbst eine technische Zivilisation entwickeln könnten, dann ist es doch eine gute Tat, wenigstens eine der Ökosphären zu retten!"

„Du meinst, weil man aus der Vernichtung der Ökosphäre in der Welthöhle etwas lernen kann?“

„Ja!“

„Edwin! Glaubst du, daß diese Lerninhalte ewig vorhalten? – Manchmal wirken Katastrophen in der Tat erzieherisch, ja. Die Nazis, zum Beispiel. Ohne die wäre die alte Bundesrepublik nicht über lange Jahre und Jahrzehnte einer der sozialsten und trotzdem leistungsfähigsten Staaten der Welt gewesen – die beste Inkarnation eines Rechtsstaates. Auf dem ganzen Planeten. Aber du siehst ja: Die Nazis sind Geschichte. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist vorbei. Es leben kaum noch Augenzeugen. Der Lerneffekt läßt nach. Vergleich mal die EG-verbindlichen Rechtsnormen mit denen der alten Bundesrepublik! Wenn du da irgendwo eine deutliche Verbesserung siehst, dann mußt du mir das einmal erklären! Die EG driftet doch schon längst wieder in Richtung antidemokratischer und bürokratischer Strukturen.“

„Katastrophen als geschichtlicher Nachhilfeunterricht mit begrenzter Wirkungsdauer?“ fragt Edwin.

„Ja. Ich fürchte, ja. – Aber wie dem auch sei – Ich will dir nicht die Freude an der Kontemplation dieser friedlichen und ruhigen Kulisse nehmen!“

„Nachdem du mir klargemacht hast, daß wir das den bluttriefenden Schwertern der Granitbeißerinnen zu verdanken haben! – Ich glaube, ich gehe jetzt schlafen.“

„Tu das. Und reg die Carola nicht mit dem auf, was ich eben wieder von mir gelassen habe!“

„Weil du das selbst tun willst, nicht wahr?“

„Genau!“ sage ich.

Am anderen Morgen, dem 23. Februar 1999, einem Dienstag, fahren wir in die Schlucht ein. Es ist der 41. Projekttag. Wer nicht muß, geht nicht an Deck, denn es ist dort viel dunkler – unangenehm dunkler. Nur ein schmaler Streifen grauer Wolken erleuchtet die dunklen Felsen aus der Höhe, und bei sowenig Licht spielt einem manchmal die Einbildung einen Streich. Auch wenn die Felsen meistenteils nackt und unbewachsen sind, glaubt man doch immer wieder, aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahrzunehmen.

Im Boot selber passiert einem das nicht. Die helle Beleuchtung verscheucht alle Depressionen und Ängste, und die Bilder auf den Bildschirmen sind elektronisch nachbearbeitet und lassen nicht erkennen, wie dunkel es draußen wirklich ist.

Die Hauptrichtung der Schlucht pendelt sich auf Nordost ein, aber Nordkurs kommt genauso oft vor wie Ostkurs. Stellenweise ist die Fahrrinne weniger als 200 Meter breit, aber wie die Lotung zeigt, immer bodenlos tief. Chranchrar müßte wissen, daß wir in Pfeilreichweite vom Ufer aus sind, aber es scheint sie nicht zu berühren. Natürlich wissen wir nicht, ob das anders wäre, wenn das Ufer von dichtem Dschungel bewachsen wäre.

Wellington fragt mich einmal, ob ich etwas davon weiß, ob Grom bewacht ist. Aber ich kann mich an nichts dergleichen erinnern.

Ich unterhalte mich mit Gerald über diese Schlucht und ihre mögliche, geologische Entstehung. Wieder habe ich die Genugtuung, daß auch ein ausgebildeter Geologe die offensichtlichen Widersprüche nicht so leicht beiseite räumen kann. Normalerweise wird eine Schlucht durch ein steil und schnell fließendes Gewässer eingeschnitten – Höllentalklamm, Partnachklamm und ähnliche – aber der Unterwasserquerschnitt dieser Schlucht schließt diese Entstehungsgeschichte aus. Es gibt kein Gefälle, und selbst für ein beträchtliches Gefälle wäre der Querschnitt einfach zu groß, um über längere, geologisch wirksame Zeiten große Strömungsgeschwindigkeiten zu erlauben. Wo sollte diese Wassermenge denn herkommen?

„Also irgendeine Art Spalt?“ schlage ich vor.

„Spalt.“ sagt Gerald und schüttelt traurig den Kopf. „Spalt hieße, daß da etwas auseinander gebrochen ist. Welche Kräfte sollten in der Lage sein, in der Welthöhle ganze Berge zu zerreißen und oben bei uns keinerlei Spuren zu hinterlassen?“

„Auf Casabones war auch so ein Spalt,“ sage ich, „so, als ob der Pilzberg irgendwann damit angefanngen hätte, in zwei Teile auseinander zu brechen.“

„Das ist deine Vermutung, die du aus der lokalen Geographie folgerst. Ich müßte mir das mal ansehen. Vielleicht war das auch ein Errosionstal. Aus deiner Beschreibung kann man das nicht restlos klar schließen.“

„Aber diese Schlucht ist ja irgendwie entstanden, in dem Sinne, daß die beiden Wände, die sich gegenüber stehen, irgendetwas miteinander zu tun haben! Und das können doch nicht so außergewöhnliche Vorgänge sein, daß es auf der Erdoberfläche dafür keine Entsprechung gibt!“

„Vielleicht künstlich?“ schlägt Gerald vor.

„Willst du als Geologe die Erklärung den Archäologen oder Historikern überlassen? – Außerdem – bei der Größe…“

„Ich will damit nur sagen, daß ich es nicht weiß. Tut mir leid – ich weiß es nicht! – Ich müßte draußen mal einige Untersuchungen machen.“ Das war es dann – ich habe das Gefühl, daß Gerald nicht mehr darüber sprechen mag.

Gegen Mittag erreichen wir einen gewaltigen Felsbruch. Die linke Wand der Schlucht ist bis ganz oben ausgebrochen und lehnt an der gegenüberliegenden Wand. Eine riesige, steile, zerfurchte Felszinne, die unter sich noch eine genügend breite Fahrrinne freiläßt. Sie ist so groß, daß sie von der Basis ihrer Bruchstelle dicht über dem Wasser bis in die Leuchtenden Wolken hinein reicht. Und sie sieht aus, als könnte sie sich jederzeit lösen und an dieser Stelle einen weltuntergangsartigen Steinfall verursachen. Fast ist man versucht, nur leise zu sprechen, damit man nicht in diese Gefahr läuft.

Dabei wird diese Zinne von uns keine Kenntnis nehmen, auch, wenn wir laut sprechen. Ein so gewaltiger Felsen wäre in den Alpen zum Beispiel eine absolute Sensation – sogar liegend. Und in der Lüneburger Heide –

ich darf gar nicht nachdenken, was das für einen Anschub in der norddeutschen Tourismusbranche bedeuten würde!

Mit unserem Radar stellen wir fest, daß diese lehndende Felszinne noch über die Leuchtenden Wolken hinausreicht, bis dicht unter die eigentliche Decke der Welthöhle, die sich hier in etwa 7000 bis 8000 Meter Höhe über dem Meeresspiegel befindet. Das heißt also, daß über den Leuchtenden Wolken der obere Teil der Schlucht wie ein Fluß aussehen muß, der einer großen, langen Höhle folgt, und daß es in dieser Leuchtenden Wolkendekke eine Insel gibt, die selbst wieder einen Berg von über tausend Metern Höhe über den Wolken bildet. Wir werden es nie sehen – wie sollten wir dahin kommen?

Aber nicht nur die Größe ist interessant: etwa 800 Meter über unseren Köpfen – also noch weit unter den Leuchtenden Wolken – scheint auf einer hervorspringenden Nase ein Gebäude zu sein, eine kleine Burg oder Festung, gut getarnt in der wild zerklüfteten Umgebung. Wegen der perspektivischen Verzerrung sieht man mit bloßem Auge wenig, und fast wäre es auch niemandem aufgefallen.

Wellington bringt das Boot etwa 2 Kilometer vorher zum Stillstand, kurz nachdem wir diese Festung zu Gesicht bekommen haben. „Ein hervorragender Ort, um etwas aufs Boot fallen zu lassen!“ erklärt er, „Das möchte ich nicht riskieren.“

Ich bin zufällig in der Zentrale, weil ich kurz nach Carola gesehen habe. „Was meinen Sie,“ fragt Wellington mich, „Ist da oben jemand? – Die Mauern sehen gut aus.“

Natürlich weiß ich es auch nicht, und ich kann auch nur Vermutungen anstellen: „In dieser Nähe von Grom würde ich irgendeine Art von Außenposten vermuten.“

„Und wenn das so ist, wie kommt man da hoch? Das ist dann ja regelmäßig nötig – Wachwechsel und so.“

„Wenn’s weiter nichts ist,“ sage ich, „Alles, was mit Klettern zusammenhängt, kann man den Granitbeißerinnen durchaus zutrauen. Außerdem kann es viele Pfade geben – das Gelände dort oben ist ja alles andere als übersichtlich. – Aber ich glaube nicht daran. Zu aufwendig, regelmäßig dorthin zu gelangen.“

„Mmh.“ sagt Amerlingen, „Näher ranfahren bringt nichts – dann wird der Blickwinkel für uns ungünstiger.“

„Dieses ist ein U-Boot!“ gebe ich zu bedenken, „Wir können diese Stelle untertauchen.“

„Und wir haben oben eine Passagierin, die wir alle nicht mehr ins Schiff lassen wollen!“

„Und wenn wir sie das Stück schwimmen lassen? – Wir haben doch nichts zu befürchten. Wenn sie abhaut – nach Grom kommen wir sowieso. Das können wir jetzt nicht mehr verfehlen.“

„Daran habe ich auch schon gedacht,“ sagt Wellington, „aber wir müssen damit rechnen, daß ihr dabei etwas zustoßen könnte. Wenn das passiert, dann müssen wir uns später dafür verantworten.“

Ob das Argument wirklich so stichhaltig ist, bezweifele ich. Es wird noch genug auf der Reise passieren, was spätere peinliche Fragen provozieren wird. „Was könnte ihr hier passieren?“ frage ich, „In dieser ganzen Schlucht haben wir ja noch keinerlei Großtiere zu Gesicht bekommen! – Die könnte sich von hier aus alleine durchschlagen, da bin ich sicher. – Die ist hier zu Hause.“

„Wir könnten es auch riskieren, an der Oberfläche drunter durch zu fahren.“ sagt Amerlingen. Wellington macht kurz ein Gesicht, als ob er Zahnschmerzen hätte.

„Warum fragen wir nicht einfach die Granitbeißerin?“ schlage ich vor.

„Weil die uns erzählt, was sie für richtig hält!“ sagt Amerlingen, „Und das ist nicht unbedingt das, was wir wissen wollen.“

„Ja. Aber es kann sein, daß sie im Moment noch annimmt, daß wir diese Festung dort nicht bemerkt haben. Vielleicht läßt sie sich etwas anmerken!“

„Sie wird bemerkt haben, daß das Boot zum Stillstand gekommen ist.“ gibt Amerlingen zu bedenken.

„Dann sagen wir ihr, wie es ist: Captain’s orders. Ganz einfach. Das Argument versteht sie.“

Amerlingen denkt eine Weile nach. „Wir fragen sie direkt,“ entscheidet er, „dabei sehen wir auch, wie sie reagiert.“

Minuten später sind wir an Deck. Amerlingen nickt mir zu: „Herr Homberg, Sie wissen, wie sehr wir Sie um Ihr fließendes Xonchen beneiden! – Bitte."

Ich gehe nach vorne: „Chranchrar?"

„Ja?" Sie blickt erst jetzt auf. Vorher hat sie vor sich hingebrütet.

„Was ist denn das für ein Gebäude da oben?"

„Wächterhof." sagt sie.

„Wächterhof!" sage ich zu den anderen, „So heißt auch eine S-Bahn-Haltestelle zwischen München und Aying. Wenn ich es richtig übersetzt habe!"

„Herr Homberg," sagt Amerlingen milde, „Ihre Kenntnisse der Münchner Umgebung in Ehren. Wir werden darauf zurückkommen, wenn wir mal München besuchen sollten!"

Manchmal weiß ich auch die Anzeichen der Ungeduld bei anderen zu erkennen. Ich wende mich wieder an die Granitbeißerin: „Was ist 'Wächterhof'?" frage ich.

„Die Erbauer der Toten Städte haben das gebaut. Mehr weiß ich nicht."

Einen Moment Schweigen. Ich brauche es nicht zu übersetzen. Alle haben es verstanden. Der Dialekt des Xonchen, den Chranchrar spricht, unterscheidet sich deutlich von dem, den ich damals kennengelernt habe – aber die Aussprache des Begriffes 'Erbauer der Toten Städte' ist ganz genau dieselbe! Diesen Begriff kennt offenbar fast jeder.

Die Erbauer der Toten Städte!

Ich versuche, mich gleichgültig zu geben: „Wird es noch verwendet?"

„Ich glaube, nein. Aber ich weiß es nicht. – Man kommt schwer dahin." Wenn eine Granitbeißerin das sagt, dann muß es stimmen. Dann heißt das übersetzt: Man müßte fliegen können.

„Es sieht so aus, als könne man es jetzt noch verwenden, um zu überprüfen, wer diese Schlucht befährt!"

„Das wird auch gemacht – aber nicht von dort."

„Von wo denn?"

„Das weiß ich nicht." Oder sie würde es uns nicht sagen, denke ich. Daß sie überhaupt gesagt hat, daß diese Schlucht überwacht wird, liegt viel-

leicht daran, daß sie es für selbstverständlich hält und gar nicht auf die Idee kommt, daß wir etwas anderes annehmen könnten.

Wellington sieht sich um. Mir fällt auf, daß er eigentlich selten außerbord ist, seit wir in der Welthöhle sind. Vielleicht fühlt er sich im Bootsinneren einfach sicherer. Und auf jeden Fall fühlt er sich unsicher, wenn er mit diesem Schiff unter einer Festung durchfahren muß, von der vielleicht etwas herunterfallen könnte, ob absichtlich oder nicht.

Als ob nicht in der ganzen Welthöhle etwas von oben herunterfallen könnte! Und nebenbei – dieser ganze Felskomplex sieht so aus, als ob er demnächst seinen unterbrochenen Sturz nach unten fortsetzen könnte. Und das würde die CHARMION auch noch im getauchten Zustand treffen.

„Nehmt sie in die Eingangsschleuse!“ entscheidet Wellington, „Herr Serpinski, wenn Sie vielleicht zusammen mit Dauphin und Aldingborg auf sie aufpassen würden!“

Wenig später geht es weiter. Mit geringer Decksneigung unterschneidet die CHARMION die Wasseroberfläche. Ich begebe mich ins vordere Labor.

Die Schluchtwände sehen unter Wasser genauso abweisend, aber unauffällig aus wie über Wasser. Allerdings ist das Bild nicht sehr klar, da die Außenscheinwerfer aus naheliegenden Gründen nicht eingeschaltet worden sind und die Elektronik deshalb das lichtschwache Bild verstärken muß. Ich kann mich irgendwie nicht richtig konzentrieren: Dauernd horche ich in Richtung zum schalldichten Schott in den zentralen Niedergang. Das ist natürlich Blödsinn: Drei starke Männer sollten auf die Granitbeißerin aufpassen können. Andererseits – als sie uns das erste Mal überrumpelt hat, waren ja noch viel mehr Leute anwesend.

Weil ich mich nicht so richtig auf die Außenbilder konzentriere, sehe ich das Loch erst, als Gerald plötzlich erstaunt ausruft: „Da!“

„Was?“

Ein kreisrundes Loch in der linken, unterseeischen Schluchtwand schiebt sich ins Blickfeld. Die CHARMION hat im Moment eine bescheidene Tiefe von 380 Meter – genug, um eventuell fallende Steine zu dämpfen und das Schiff von oben unsichtbar zu machen – und dieses Loch scheint

noch etwas tiefer als wir zu sein. Vielleicht 400 Meter, mit seiner Oberkante.

„Das ist doch künstlich!“ sagt Gerald. Wir sehen alle die präzise, kreisrunde Form. Der Durchmesser ist etwa 20 Meter.

„Künstlich? Weil’s rund ist? Das war der Ösophagus Maximus auch!“

„Homberg, davon verstehst du nichts!“ sagt Solzbach.

„Du vielleicht?“

Tatsächlich sieht dieses Loch hier sehr deplaziert aus. Und als das Boot auf eine Position direkt daneben manöveriert wird, können wir es rasch vermessen. Es ist in der Tat kreisrund, und es bildet den Eingang zu einem Tunnel, der in rechtem Winkel zur Schlucht abzweigt.

„19.42 Meter Durchmesser,“ sagt Gerald, „und gleichbleibend. Soweit wir hineinsehen können. Richtung Nordwest genau.“

Die CHARMION bewegt sich weiter – wir können sicher sein, daß alles im Vorbeifahren präzise vermessen wurde, soweit dies möglich war.

„Jetzt fragt der Alte dich sicher gleich, was du davon hälst!“ sagt Gerald.

„Oder dich!“ sage ich.

„Daß das nichts geologisches ist, sieht man doch.“

„Du denkst an eine Art Abwasserkanal, ja? – Vergiß es. Was müßten das für Mengen von Abwasser sein, die ein Loch mit diesem Durchmesser erfordern?“

„Was müßten das für Mengen von Wasser sein, die diese Schlucht ausgeschnitten habe?“ kontert Gerald.

„Man wird ja wenigstens noch versuchen dürfen, zu denken.“ sage ich.

„Vielleicht hatten die Bewohner der Toten Städte U-Boote! Und das ist eine Art Verkehrskanal,“ schlägt Gabi vor.

Eisiges Schweigen. Gabi ist immer noch Unperson. Sogar in dem Maße Unperson, daß niemand die Ansicht äußert, daß dieser Vorschlag absoluter Blödsinn ist. Mit einer Unperson spricht man nicht.

Ich denke darüber nach, daß es solche Dinge sind, die einen Menschen fertigmachen können. Es ist besser, wenn wir Gabi nicht in eine derartige Psychose hineinmanöverieren, die dadurch entstehen könnte, daß niemand mehr mit ihr spricht. „Vielleicht. Glaube ich aber nicht.“ sage ich diploma-

tisch, mehr in Richtung Bildschirm als in Richtung Gabi. Und keiner antwortet darauf.

Die CHARMION muß mehr als drei Kilometer unter Wasser zurücklegen. Dann sind wir unter dem Felssturz hindurch und können wieder auftauchen. Schnell stellen wir fest, daß der Felssturz von dieser Seite genauso aussieht, nur eben ohne einen 'Wächterhof', und daß sich die Schlucht kaum ändert. Schon nach einigen weiteren Kilometern nimmt uns eine neue Biegung die Sicht auf die lehnende Riesen-Zinne.

Chranchrar wird wieder auf das Vordeck gebracht. Ich sehe sie von unserem Labor aus auf den Bildschirmen. Sie sieht sich aufmerksam um. Zu aufmerksam – vorher war sie viel weniger an ihrer Umgebung interessiert. Das beunruhigt mich.

Dann aber ändert sich doch etwas: Die Schlucht wird enger, die Wände werden steiler, meist senkrecht, und dort, wo nicht, entsprechen sich Hangneigung auf der einen und Überhangneigung auf der anderen Seite genau. Die 'Auseinanderbruch'-Theorie scheint hier plausibler.

Auch für die Leuchtenden Wolken ist in dieser Schlucht kaum noch Platz. Es wird finster. Nicht lange, und wir fahren in völliger Nacht dahin. Auch beunruhigend, obwohl Dunkelheit an sich für uns keinerlei Gefahr bedeutet.

Chranchrar ist immer noch auf dem Vorderdeck. Sie ist jetzt dort alleine, weil sie dort keinen Schaden anrichten kann. Deshalb fühlt sie sich auch unbeobachtet, und wir können sehen, wie intensiv sie die Gegend mustert, solange noch genug Licht dafür da ist.

„Schaut sie euch an!" sage ich, „Schaut sie euch genau an! Die war noch nie hier! Diesen Weg kennt sie nicht mehr. Wir sind irgendwo falsch gefahren!"

„Wo hätten wir denn abbiegen sollen?" fragt Gerald, „Da war doch nichts. Außer diesem Loch. Und das ist ja für Überwasserschiffe kaum befahrbar!"

„Ich spreche mal mit dem Alten." sage ich und gehe in die Zentrale.

Dort hat man inzwischen aus dem Verhalten der Granitbeißerin ganz genau dieselben Schlüsse gezogen. Aber das paßt ja nicht zusammen: „Sie

hat nicht von sich aus uns darauf hingewiesen, daß wir falsch sind!“ sagt Amerlingen.

„Vielleicht kann sie es sich selber nicht erklären!“

„Wie würden Sie es denn erklären?“ fragt Wellington mich.

„Wenn wir irgendwo eine Abzweigung verpaßt haben, dann kann das nur an einer einzigen Stelle passiert sein. Überall war es übersichtlich – bis auf den Felssturz. Den haben wir unter Wasser passiert.“

„Sie meinen, wir müssen noch einmal dorthin zurück?“

„Ja. – Aber wir können natürlich hier weiterfahren, bis es absolut nicht mehr geht.“

Noch gibt Wellington den Befehl zum Umkehren nicht. Aber die Außenscheinwerfer werden jetzt eingeschaltet. Das muß für Chranchrar sehr seltsam aussehen.

„Gehen Sie mit Serpinski rauf und fragen Sie sie!“ schlägt Wellington vor.

Als ich mit Eugen wenig später an Deck stehe, kann ich mich der Unheimlichkeit der Atmosphäre kaum entziehen: Von den Leuchtenden Wolken ist keine Spur übriggeblieben – die Schlucht verschwindet über uns in nachtschwarze Höhen. Die einzige Beleuchtung wird durch unsere Außenscheinwerfer gebildet, und die befinden sich beiderseits des Schiffsrumpfes unter Wasser. Die nur noch etwa 20 Meter entfernten Felswände sind dadurch heller erleuchtet – auch unter der Wasseroberfläche – als wir und das Deck der CHARMION. Ich kann deshalb kaum Chranchrar’s Gesichtsausdruck erkennen, als wir von der Luke aus auf sie zu balancieren – das Licht von unten, aus dem Wasser heraus, blendet.

„Bist du hier schon mal gewesen?“ frage ich.

„Nein.“ bekennt Chranchrar ohne Vorbehalt.

„Wo sind wir von dem Weg nach Grom abgekommen?“ frage ich.

„Das kann ich nicht sagen. Ich mußte doch eine Weile nach unten! In der Zeit muß es passiert sein.“ Sie hat ja recht.

„Hast du von dieser Schlucht schon mal gehört? – Es wäre hier völlig dunkel, wenn wir nicht unser eigenes Licht machen würden, weißt du!“

„Nein.“ sagt sie. „Ich weiß nichts von einer dunklen Schlucht. Ich kenne nur einen Weg nach Grom.“

„Bist du sicher? Denk mal nach!“ sage ich. In den paar Sekunden, die nun folgen und in denen niemand etwas sagt, glaube ich, ein ganz entferntes Tropfen zu hören. Ich kann nicht erkennen, ob es von oben, von vorne oder von hinten kommt. Die Felswände sind trocken, aber das sagt nichts – knapp außerhalb der Reichweite unserer Scheinwerfer kann eine Wasserader an die Oberfläche der Felswand treten.

„Ich weiß nichts!“ bekräftigt Chranchrar.

Nachdem wir sie noch befragt haben, ob und wieviel wir ihr zu essen bringen sollen, gehen wir wieder ins Schiffsinnere zurück.

„Jedenfalls hat sie keine Anstalten mehr gemacht, uns anzugreifen!“ sagt Eugen.

„Sie wird sich hüten. Inzwischen hatte sie ja Zeit zum Überlegen. War wahrscheinlich eine Panikreaktion, damals.“ vermute ich.

„Bin neugierig, wie sich sich nachts da draußen verhält. So ganz allein, auf dem Deck, in dieser unheimlichen Schlucht.“

„Wieso? Willst du extra aufstehen, um es dir anzusehen?“

„Nein,“ sagt Eugen, „Ich habe sowieso die Hundswache. Deshalb gehe ich jetzt bald ins Bett.“

„Ach so. – Aber sei nicht enttäuscht, wenn sie die ganze Zeit nur pennt!“

Die Schlucht wird immer enger – längst schon könnte die CHARMION nicht mehr auf ebenem Kiel bleibend die Richtung wechseln. Wenn wir zurückmüssen, dann werden wir eine Weile rückwärts fahren müssen.

Kurz vor 19 Uhr ist es dann soweit. Zwar ist die Breite der Schlucht immer noch zwischen 12 und 20 Meter, aber wenn man den bisherigen Trend fortschreibt, dann geht es bald nicht mehr weiter. Die Nacht über soll die CHARMION hier bleiben.

Am Abend erfahre ich, daß Doktor Morton die Carola in ihre eigene Kabine entläßt. Sie braucht nicht mehr beobachtet zu werden. Gut, denke ich – dann ist sie sicher auch wieder gesund genug für gelegentliche Streitgespräche. Ich habe ihre beliebteste Redewendung ‘Das ist aber nicht das Problem…’ schon vermißt: Ab und zu muß man eben mal gesagt bekommen, daß man nicht in der Lage ist, die wirklichen Probleme der Welt zu sehen.

Am anderen Morgen geht es dann zurück. Kein Problem für die CHARMION, sie kann rückwärts genausogut manöverieren wie vorwärts. Lediglich für die maximalen Geschwindigkeiten ist eine der Fahrtrichtungen konstruktiv bevorzugt.

Es ist der 42. Projekttag, ein Mittwoch. Der 24. Februar 1992. Chranchrar ist in der Nacht nicht abgehauen – wo hätte sie auch hinsollen? – und wie mir Eugen beim Frühstück berichtet, hat sie tatsächlich die ganze Zeit geschlafen.

Ich zeige auf den SISC: „Nach dm 27-Stunden-Rhythmus war von 23 Uhr gestern bis heute 8 Uhr sowieso Schlafperiode. Schade."

„Wieso schade?"

„Weil wir sonst hätten herauskriegen können, ob sich der 27-Stunden-Rhythmus auch hier noch auf eine Granitbeißerin auswirkt."

„Ach so. – Ja, natürlich."

Als wir den Teil der Schlucht erreichen, der bereits wieder schwach von der Leuchtenden Wolkendecke erleuchtet wird, stellen wir fest, daß Regen eingesetzt hat. Je weiter wir in Richtung Felssturz fahren und je breiter die Schlucht wird, desto stärker wird der Regen. Ein gleichmäßiger Landregen, der aus Wolkenschichten kommt, die sich in etwa 600 bis 700 Metern Höhe befinden und die die Schlucht entlangtreiben. Deshalb ist es dunkler als gestern.

„Günstig." bemerkt Günther, „Da können wir durchgehend an der Oberfläche bleiben – vom Wächterhof wird man uns nicht sehen können."

„Soweit kann der Alte sicher mitdenken." sagt Solzbach.

„Beruhigend, daß so viele bei der Schiffsführung mitmachen!" murmelt Gerald, „Man fühlt sich richtig geborgen!"

„Was sollen wir den sonst machen? Es gibt ja kaum etwas zu tun!" sagt Cohausz, „Chemie von Luft und Wasser draußen werden ständig automatisch gemessen und aufgezeichnet, die geologische Umwelt für dich wird auch dauernd automatisch aufgezeichnet, und was Doktor Reinhardt betrifft, so hat er auch kaum etwas zu tun. Gibt ja nichts hier, keine Saurier, keine was weiß ich."

„Hat Ihnen der Riesenrochen nicht gereicht?" fragt Reinhardt.

„Das ist doch schon wieder – vier Tage her! – Ich habe das Gefühl, Herwig hat damals mehr erlebt!“

„Sei doch froh,“ sage ich, „denk an unsere Kollegin. Die hat schon mehr erlebt, als ihr lieb ist. Und daß uns der Große Unbekannte keinen Ärger mehr macht, das wirst du ja wohl nicht vermissen, oder?“

Schnelle Seitenblicke in Richtung Gabi. Sie reagiert nicht. Ich muß an die Direktive q78q99q denken – aus der Richtung haben wir ja durchaus noch nicht alle Probleme gelöst. Und die Rückkehr aus dieser Welt ist auch noch so eine Sache. Das wird uns noch einiges an Frustrationstoleranz abverlangen. Nein, ich würde mich wirklich nicht beschweren, wenn es mal einige Tage voller Ereignislosigkeit gibt.

„Nehmt euch doch an der Granitbeißerin da ein Beispiel!“ sage ich, „Die nimmt’s, wie’s kommt.“

„Weil sie im Moment keine andere Möglichkeit hat.“

„Wir doch auch nicht!“

Der Felssturz kommt wieder in Sicht, diesmal nur teilweise, wegen der tiefhängenden Wolkendecke.

„Nun seht’s euch an!“ sagt Gerald, „Merkt ihr’s nicht?“

„Was denn?“ fragt Cohäuszchen.

„Meteorologische Grundüberlegungen. Sollte doch jeder können. Diese Regenwolken da treiben längs durch diese Schlucht.“

„Quer geht ja auch schlecht!“

„Laßt mich doch mal ausreden! – Also. Diese Wolkendecke scheint direkt an dem großen Felsturm anzufangen. Massiver Felsen spuckt aber keine Wolken aus, oder?“

„Zwischen dieser Felszinne und der Wand, gegen die er sich lehnt, ist aber eine ordentliche Lücke!“ sage ich. „Kann man sogar von hier aus sehen!“

„Eben! Und wo sind in dieser Lücke die Wolken? – Ich wette, auf der anderen Seite sind auch keine!“

Ich denke einen Moment lang an Staudruckeffekte: Der Wind durch die Schlucht muß sich hier durch eine etwas engere Öffnung zwängen. Da wäre die Luftbewegung also schneller. Nach dem alten Bernoulli hätten wir es dann mit einem geringeren Druck zu tun. Daraus folgt dann auch

eine geringere Temperatur. Dann müßte noch mehr Feuchtigkeit in Form von Nebel und Wolken ausfallen als dies sowieso schon der Fall ist. Wegen der geringen Windgeschwindigkeit wäre der Effekt wahrscheinlich kaum merkbar – aber Gerald hat recht: Die Lücke müßte auch mit Wolken gefüllt sein. Ist sie aber nicht. Und ein anderer Effekt, der die Wolken vorübergehend auflöst, fällt mir nicht ein.

„Und wo kommen die deiner Meinung nach her?“ fragt Cohäuszchen.

„Da sind noch mehr Lücken. Ein ganzer Durchbruch, den wir nur von hier aus noch nicht erkennen können. Aber wenn wir erst näher heran sind, dann sehen wir vielleicht etwas mehr!“

Oder auch nicht, denke ich, wegen der Regenwolken. Minuten vergehen, in denen wir uns die Außenaufnahmen ganz genau ansehen. Ich bemerke, daß auch Chranchrar den Felssturz genau mustert. „Die erkennt etwas wieder!“ sage ich.

„Reine Vermutung.“ murmelt Gerald.

„Doch doch! Laß dir das von allen hier an Bord, die langjährige Eheerfahrung haben, bestätigen!“ sage ich, „Man lernt mit der Zeit, wann eine Frau etwas verheimlichen will!“

„Das wirst du wohl kaum auf die Granitbeißerinnen anwenden wollen!“ sagt Cohäuszchen.

Wir sind dem mächtigen Felssturz jetzt auf wenige hundert Meter nahegekommen. Die gewaltige, nach oben spitz zulaufende Spalte, die die Felszinne mit der Wand, gegen die sie lehnt, bildet, sieht bedrohlich und dunkel aus. Unerwartet dunkel, weil diese Unterführung doch etwas länger ist als wir es angenommen haben – Beim Untertauchen dieser Strecke haben wir ja gar nichts gesehen. Wir fahren in dieses spitze Gewölbe ein.

Ich mustere Chranchrar auf dem Bildschirm. Sie hat sich auf dem Vorderdeck wieder hingehockt und ist offensichtlich zufrieden. Voll orientiert, denke ich – jetzt weiß sie wieder genau, wo sie ist. Eigentlich könnte sie uns jetzt ja einmal ein paar Hinweise geben. – Aber wenn sich niemand von uns bei ihr oben blicken läßt, dann kann man ihr ja eigentlich keinen Vorwurf machen.

Aber dann sehen wir es selber: Die Wand ist in Form einer großen Felsplatte eingebrochen. Nur in der perspektivischen Verzerrung, die sich

ergibt, wenn man die Schlucht entlang auf diesen Felssturz zufährt, läßt das Ganze eher wie eine Zinne aussehen. Aber es ist in Wirklichkeit eine Wand, die stabil an der gegenüberliegenden Felswand anliegt und diese erst in Höhe der Leuchtenden Wolken berührt.

Und diese Wand – fast zweieinhalb Kilometer lang – ist selbst wieder gespalten. Das festzustellen ist nicht möglich, wenn man diese Stelle getaucht passiert, oder wenn man sich noch nicht unter dem Felssturz selbst aufhält. Im Näherkommen sehen wir, daß diese Spalte, die sich weit hinaufzieht, sich in Höhe der Wasseroberfläche auf etwa 60 Meter verbreitert. Es sieht wie eine Abzweigung nach rechts, nach Nordwesten aus.

Es ist eine Abzweigung. Und es fällt eine schwache Dämmerung hindurch. Je näher wir kommen, desto klarer wird, woran das liegt: Dieser Spalt führt in eine weitere Schlucht hinein, die zu der, die wir bisher befahren haben, etwa parallel liegt und sich in einer Windung der unseren soweit genähert hat, daß zwischen beiden Schluchten die Felswand nur noch ungefähr 600 Meter dick war. Das erklärt vielleicht, warum gerade hier dieser Felssturz passiert ist. Für die Existenz der Schluchten selber bringt es nichts, was der Erklärung dient.

Die Trümmerstücke dieser Wand, von denen nur ein Teil in unsere bisherige Schlucht gefallen ist und dort die große, geborstene Platte bildet, bilden ein Verhau von mächtigen, verkanteten und versetzten Felsbrocken mit kilometergroßen Abmessungen und Milliarden Tonnen Gewicht. Ganz zufällig ist zwischen diesen eine enge, befahrbare Wasserstraße frei geblieben, die jetzt die beiden Schluchten als eine weitere, kurze Schlucht miteinander verbindet. Allerdings reicht sie nicht bis in die Höhe der Leuchtenden Wolkendecke. Deshalb ist sie auch etwas dunkler, und auch das ist wohl ein Grund dafür, daß man sie erst bemerkt, wenn man bereits fast in ihr drin ist.

Die Breite ist nur 40 bis 60 Meter, was für die CHARMION kein Problem ist, aber eventuell für einen großen Saurierfänger die Notwendigkeit erzeugt, komplizierte Manipulationen im Mastwerk vorzunehmen – immer noch vorausgesetzt, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Begegnen könnten sich Saurierfänger hier nicht – aber das ist bei den Navigationsmethoden der Granitbeißerinnen auch nicht zu erwarten. Der Wind geht in unse-

re Richtung, das heißt, er geht meistens in unsere Richtung, und das heißt, daß es nie Gegenverkehr gibt.

Es dauert nicht lange, bis wir dieser kurzen Verbindungsschlucht in die andere Schlucht gefolgt sind. Dort gäbe es die Möglichkeit, entweder nach Westsüdwest abzubiegen oder nach Nordnordost. Aber auch hier sind Bruchstücke der einstigen Trennwand zwischen den beiden Schluchten in die Wasserstraße hineingefallen, und der Weg nach Westsüdwest ist durch ein ganzes Gebirge versperrt. Vielleicht gibt es dort über oder unter Wasser irgendwo ein Durchkommen, aber nicht für ein Boot von der Größe der CHARMION. Nordnordost ist also die einzig mögliche Richtung.

Diese Schlucht hier ist anders. Die Breite der Wasserstraße hat sich mit 200 bis 350 Meter nicht sehr viel vergrößert, aber das Ufer geht nicht gleich in steile Felswände über. An beiden Seiten gibt es vor den eigentlichen Schluchtwänden einen extrem hügeligen Uferstreifen von 100 bis 300 Metern Breite und sehr unterschiedlicher Höhe – die Uferlinie ist deshalb auch alles andere als gerade. Diese Hügel, die wieder überall dort, wo Pflanzen Fuß fassen können, dicht bewachsen sind, sehen aus wie übereinandergeschobene Rollen und Walzen zäher Lava, die dann in den seltsamsten Konfigurationen erkaltet und gänzlich zum Stillstand gekommen ist. Schon ohne Bewuchs wäre ein Fortkommen in diesem Gelände sehr schwierig.

Die Ähnlichkeit mit erkalteter Lava fällt auch Gerald auf. „Aber wenn mal in dieser Schlucht Lava entlanggeflossen ist," sagt er, „wieso war es dann eine Lava solch großer Zähigkeit! Das muß sie gewesen sein, wenn man sich diese Formen ansieht!"

„Und wieso" frage ich, „ist später diese Wasserrinne gebildet worden? Errosion? Wieso blieben dann die Uferstreifen davon ausgespart?"

Gerald sieht mich mit einer Mischung zwischen Hilflosigkeit und Bereitschaft zur fachlichen Rüge an. Wieso muß dieser Homberg immer unlösbare Fragen stellen?

„Diese unterschiedlichen Formationen," fahre ich fort, „hier Schluchten, mehr oder weniger gut erhalten, und auf unserem Weg in die Welthöhle diese schlauchartigen Tunnel, mal mit größeren, mal mit kleinerem Durchmesser, mal mit…"

„Ich weiß es doch nicht!“ Ich halte den Mund.

Die neue Schlucht windet sich genauso wie die alte, so daß wir nie eine längere Strecke als 500 bis 2000 Meter auf einmal übersehen können. Deshalb sind wir ziemlich überrascht, als die CHARMION plötzlich langsamer wird und sich wenig später wieder rückwärts bewegt.

„Was ist denn?“ fragt Cohäuszchen.

„Da war doch ein Schiff!“ sagt Gabi. Offenbar ist sie die einzige von uns, die in der richtigen Sekunde auf den richtigen Bildschirm geschaut hat. Gerald setzt sich kurz mit der Zentrale in Verbindung. Dann klärt er uns auf:

„Etwa 1700 Meter vor uns. Wieder so ein Segelfloß – ich meine, ein Saurierfänger. Unter vollen Segeln, aber mit nur wenig Fahrt. – Wir wissen nicht, ob sie uns gesehen haben.“

„Wenn irgendjemand dort gerade in unsere Richtung geguckt hat, bestimmt.“ sage ich.

„Aber von uns ist nur ein grauer Hügel im Wasser und die Granitbeißerin da vorne zu sehen. Da kommen sie nie drauf, was das sein könnte!“

„Was haben die in der Zentrale vor? Oder hast du das nicht gefragt?“

„Die Granitbeißerin wird gerade an Bord genommen, und dann überholen wir das Schiff getaucht.“ Gerald scheint befriedigt: Auf diese Weise kann er einen Blick auf tiefere Partien dieser Uferformationen werfen. Auch diese Schlucht scheint grundlos, aber nicht überall – es gibt einige schwer interpretierbare Echos.

Reinhardt ist unzufrieden. Er mustert, seit wir in dieser Schlucht sind, die Bildschirme genau, wahrscheinlich in der Hoffnung, große Landtiere zu sehen. Das geht getaucht natürlich nicht mehr.

Chranchrar ist nicht mehr an Deck. Schon unterschneiden wir die Wasserfläche. Mit der bisherigen Geschwindigkeit geht es weiter, mit ständig größerer Tiefe. Wir werden uns den Saurierfänger nicht näher ansehen, weil wir nach Grom wollen – und das am liebsten unbemerkt.

Außerdem, denke ich mir, ersparen wir uns, Zeuge eventueller massiver Menschenrechtsverletzungen an Deck jenes Schiffes zu sein.

In den nächsten Minuten gibt es mehrfach Hinweise auf größere Bewegungen in unserer Nähe. In den zerklüfteten Uferfelsen scheinen größerer

Tiere zu hausen, die zu Reinhardt's Leidwesen aber scheu sind – außer den Echoortungen sehen wir nichts von ihnen.

„Vielleicht jagen sie noch?" schlägt Cohäuszchen vor, als auf einem der Bildschirme wieder einmal ein solches diffuses Echosignal dargestellt wird.

„So in der Nähe von Grom? Mich wundert nur, daß hier noch große Tiere übriggeblieben sind. Man sollte eigentlich erwarten, daß in der Nähe einer Kommune, die Schiffe weit weg schickt, um Fleisch zu gewinnen, bereits alles bejagt und ausgerottet ist. – Vielleicht sind wir gar nicht in der Nähe von Grom!"

„Oder, was immer sich hier rumtreibt, läßt sich nicht leicht bejagen!" meint Reinhardt, „Oder es schmeckt nicht."

„Oder es ist zu stark!" sagt Cohäuzchen. Wie man gestreßten Expeditionsteilnehmern Mut macht, denke ich.

Das Schiff ist über uns. 450 Meter Tiefe. Sie können uns nicht sehen. Oder sie würden uns sowieso für ein Tier halten. Über irgendwelche Aktivitäten an Bord können wir natürlich so überhaupt nichts in Erfahrung bringen. Langsam steigt die CHARMION wieder. Wir werden aber erst einige Kilometer weiter wieder die Wasseroberfläche erreichen, außerhalb der Sichtweite dieses Saurierfängers. Dabei stellen wir durch Echoortung fest, daß etwa 1500 Meter vor uns eine Seitenschlucht von links in diese einmündet. Es wäre interessanter, das von oben zu sehen. „Ein ganzes Labyrinth!" sagt Cohäuszchen irgendwann.

„Noch eins!" sagt Gerald plötzlich.

„Was?"

„Schiff! Vor uns. 2800 Meter."

„Dann bleiben wir wohl unten. – Muß irgendwo ein Nest sein."

„Ja." sagt Gerald, „Und es heißt Grom."

„Hoffentlich." sage ich, „Ich möchte es endlich einmal sehen. Nachdem wir soviel davon gehört haben."

Das Schiff, das wir jetzt untertauchen, ist ebenfalls ein großes Segelfloß. Und ehe ich selber die dumme Frage stellen kann, fragt Cohäuszchen: „Herwig, hast du dir schon einmal überlegt, warum so wenig Menschen soviel Fleisch brauchen?"

„Nein.“ sage ich, „aber wenn ich anfange, es mir zu überlegen, dann würde ich vermuten, daß es weiterverkauft wird. Da wird wohl irgendeine Art von Handel getrieben. – Oder man kann noch etwas anderes mit dem Fleisch machen als es bloß zu essen.“

„Davon hast du in deinem Buch aber nichts erzählt!“

„Das sagt doch gar nichts! Wir haben bei weitem nicht alles gesehen, was die Granitbeißerinnen betrifft.“

„Vielleicht ist es ein Ausrottungsfeldzug der Granitbeißerinnen? Ausrottung der gefährlichen Großtiere? Oder Sport?“ vermutet Gerald.

„Glaube ich nicht.“ sage ich.

„Unterstell seinen Granitbeißerinnen keine unredlichen Absichten!“ sagt Cohäuszchen, „Das hat er nicht gern! Das sind ganz normale, nette Menschenfresserinnen!“

„Mit euch werde ich nie wieder in die Welthöhle fahren.“ sage ich, „Nie wieder. Nur noch mit netten Menschen.“

Über das zweite Schiff können wir von unten genausowenig in Erfahrung bringen wie über das erste. So haben wir Gelegenheit, die heftige Aktivität von Dr. Reinhardt zu bewundern, der einige ganz starke Echos in unmittelbarer Nähe festgestellt hat. Er wirbelt über seine Tastatur, um die Außenkammeras unter dem Schiff zu veranlassen, wenigstens irgend etwas Sichtbares aufzufangen. Aber es bleibt bei den Echos, und er sieht wieder mürrisch aus.

„Vielleicht sind die Granitbeißerinnen in Grom einfach in einer ganz verzweifelten Verteidigungssituation!“ vermutet Gerald daraufhin.

„Wegen der Saurier?“ frage ich.

„Ja!“

„Dafür gibt es zu wenige davon. Außerdem kann man sich leicht vor ihnen schützen. Jeder Steilhang reicht. T-Rex kann nicht klettern.“

„Weißt du das, oder glaubst du das?“

„Ich weiß, daß ich das glaube.“

„Und ich glaube, da ist das dritte Schiff.“

Gerald hat recht. Diesmal zeigt die Ortung, daß es sich um ein wesentlich kleineres Schiff handelt, und es liegt zur linken Seite des Kanals, nur wenige Meter vom Ufer entfernt. Offenbar bewegt es sich nicht. Jedenfalls

sind wir gezwungen, uns weiterhin unter Wasser zu bewegen, wenn wir unbemerkt bleiben wollen. Kilometer um Kilometer legen wir so unter Wasser zurück. Natürlich erfahren wir auf diese Weise auch nicht, ob sich an Land nun auch die Hinweise auf menschliche Aktivitäten häufen.

Dann wird die Schlucht enger. 120 Meter von Wand zu Wand. Die letzte Biegung, die wir passiert haben, müßte uns den Blicken der Schiffsbesatzungen hinter uns entzogen haben. Die CHARMION verlangsamt ihre Fahrt und nähert sich der Wasseroberfläche.

Serpinski meldet sich übers Interkom: „Die Granitbeißerin hat versucht, uns anzugreifen!“

„Kriegen Sie’s in Griff?“ hören wir die Stimme des Alten.

„Natürlich. Ich dachte nur, Sie wollen es vielleicht wissen!“

„Ja, danke. Passen Sie bitte auf, daß sie keine Einrichtungen beschädigt!“

„In erster Linie wird er aufpassen, daß er selber nicht beschädigt wird.“ sagt Gerald, „Herwig, solltest du nicht rausgehen und dem alten Mädchen gut zureden?“

„Ich glaube, daß Eugen das auch so schafft.“ sage ich. In Wirklichkeit bin ich zu faul dazu. Außerdem will ich nach draußen sehen, wenn wir an die Oberfläche kommen. Chranchrar interessiert mich jetzt wirklich nicht.

Als wir die Wasseroberfläche durchschneiden, sehen wir, daß es sich wieder um eine Schlucht mit durchgehend steilen Wänden handelt – keine Spur von einem gerölligen Küstenstreifen. Und damit auch keine Spur mehr von Vegetation. Die Schlucht selber windet sich stark, und es ist nicht zu sehen, wie lange das noch so bleiben wird. Weiter als ein paar hundert Meter können wir nicht sehen. Ein Schiff der Granitbeißerinnen ist zur Zeit nicht in Sicht.

Minutenlang folgen wir der nun wieder so verengten Schlucht. Die Hauptrichtung ist Ost, aber sie schwankt stark. Unsere Geschwindigkeit ist nur etwa 5 Kilometer pro Stunde – das ist schneller als ein Schiff der Granitbeißerinnen es vermag, bei dieser geringen Windgeschwindigkeit, und langsam genug, um schnell stoppen und gegebenenfalls tauchen zu können. Außerdem vermag unsere Echolotung ja in gewissem Maße um die nächste Biegung ‘herumzusehen’, und den Dopplerschift eines Schiffes,

was sich dort bewegt, können wir wahrscheinlich feststellen. Dann können wir tauchen, bevor sie uns sehen. Und von hinten wird kaum jemand bis in Sichtweite aufholen oder uns gar überholen

Unsere Chancen, ungesehen bis nach Grom zu kommen, sind gar nicht so schlecht – wenn man davon absieht, daß jemand auf den Schiffen, denen wir bisher begegnet sind, gerade ungünstigerweise in unsere Richtung geguckt haben könnte.

Nachdem wir der engen Schlucht etwa eine Stunde lang gefolgt sind, sagt Gerald plötzlich: „Da vorne sind Echos. Ganz viele!"

In der Zentrale hat man das offenbar auch gemerkt, denn die CHARMION wird langsamer und vergößert ihren Tiefgang noch etwas. Über Wasser ist jetzt von uns kaum noch etwas zu sehen.

Die Wände weichen zurück. Unsere letzten Kameras, die noch über Wasser sind, zeigen das, was kommt, aus der Perspektive eines Schwimmers. Vor unserem Bug öffnet sich wieder ein kilometerweit ausgedehnter Raum der Welthöhle. Noch ehe wir dessen Geographie erfassen können, wird unsere Aufmerksamkeit durch das gefesselt, was mitten in diesem Raum ist – groß und beherrschend wie ein Berg.

„Seht euch das an!" sagt Gerald, „Seht euch das an! – Ist das groß!" Fast glaubt man zu hören, wie allen anderen die Kinnlade runterfällt und alle den Atem anhalten.

„Das ist Grom?" fragt Gabi. Und niemand nimmt es ihr übel.

Und während unsere Blicke noch versuchen, die beiden kilometergroßen und Milliarden Tonnen schweren, hockenden weiblichen Statuen zu erfassen, die so groß und gewaltig sind, daß die Schiffe, die das Meer rund um sie herum bevölkern, kaum auffallen, schreit plötzlich das Alarmklaxon auf. Hinter dem Boot steigt eine Wassersäule auf, und dumpfes, leises Grollen dringt von außen herein. Das Boot schwankt, und draußen scheint plötzlich alles voller Schaum und Gischt zu sein.

Die Stadtträgerinnen

Die CHARMION ist so schnell von der Wasseroberfläche weg wie es ihr technisch möglich ist. Niemand braucht 'Festhalten' zu rufen – jeder weiß, daß das jetzt angebracht ist. Deshalb stürzt auch niemand, als das Deck sich immer steiler nach vorne neigt. Gleichzeitig weicht das Boot nach rechts aus, wie ein Weltkriegs-U-Boot, das im Tauchen ein Wendemanöver einleitet, um einem Wasserbombenangriff eines Flugzeuges zu entgehen. So weit hergeholt ist der Vergleich nicht.

Verschiedene graphische Darstellungen lösen einander auf dem SISC ab. Sie machen rasch deutlich, was passiert und was gerade passiert ist: Irgendwo, schon recht tief unter uns, stürzt immer noch ein großer Felsbrocken in die Tiefe. Sechs bis acht Meter Durchmesser, sich ständig überschlagend und auch unter Wasser immer noch sehr schnell fallend. Masse wahrscheinlich bei tausend Tonnen.

„Wenn der uns getroffen hätte – hätte das Boot das überstanden?" fragt Gabi mit einem ängstlichen Vibrato in der Stimme.

„Das Boot ja. Aber wir nicht." sage ich.

„Woher willst du das denn so schnell wissen?" fragt Edwin.

„Simple Physik. Der Felsen ist annähernd so schwer wie das Boot. Seht euch die Werte an – 160 Meter pro Sekunde, was einer Fallhöhe von 1280 Metern entspricht. Halbe Schallgeschwindigkeit! Das Boot hätte bei einer Kollision in einem Bruchteil einer Sekunde wenigstens die Hälfte dieser Geschwindigkeit angenommen. – Wir hätten uns alle das Genick gebrochen!"

„Ob noch einer kommt?" fragt Gabi.

„Kaum." sage ich.

„Wieso 'Kaum'? Woher willst du das wieder wissen?" fragt Edwin. Ich stelle fest, daß er blaß ist – sehr blaß. Der Schreck ist ihm in die Glieder gefahren, und wenn er sich nicht wie wir alle festhalten müßte, würde er vielleicht ohnmächtig werden. Verdenken kann ich es ihm nicht.

„Denk doch mal nach! Einen Felsen von tausend Tonnen schiebt man nicht so eben mal über eine Kante. Da muß wieder so eine Art von Wächterfestung gewesen sein. Und die haben uns kommen sehen – lange vor-

her. Und sie haben erkannt, daß es sich bei unserem Boot um etwas Ungewöhnliches handelt. Kein Tier und kein Schiff. Und dieses Ungewöhnliche nähert sich ihrer Hauptstadt! Da haben sie etwas unternommen, was sie wahrscheinlich extrem selten unternehmen. – Man kann ja nicht jeden Tag wegen irgendwelcher Kleinigkeiten solche Felsen zum Einsturz bringen."

„Das heißt – wir sind entdeckt!" sagt Solzbach.

„Da kannst du Gift drauf nehmen. – Es sei denn, der Felsen hat sich gerade zufällig irgendwo gelöst."

„Nein." sagt Gerald bestimmt, erläutert das aber nicht näher.

„Woher willst du die Fallhöhe wissen?" fragt Edwin.

„Auch simple Physik! Da – die 160 Meter pro Sekunde konnte man hier ablesen. Das heißt, das Ding hat 16 Sekunden lang beschleunigt. Dann rechnest du einfach halbe Beschleunigung mal Quadrat der Beschleunigungszeit – das ist eigentlich Schulstoff!"

„Jaja." sagt Edwin, aber ich führe die Rechnung natürlich zu Ende: „5 Meter pro Quadratsekunde mal 16 mal 16 Meter mal Meter. Macht 1280 Meter. – Oder habe ich mich verrechnet?"

Niemand protestiert. Im Prinzip müßte man den Luftwiderstand mit berechnen, was die ganze Rechnung sehr viel komplizierter machen würde. Allerdings dürfte das bei einem Felsen dieser Masse das Ergebnis kaum beeinflussen, selbst bei der hohen Luftdichte in der Welthöhle. Das scheinen die anderen auch so zu sehen – falls einer auf diesen Einwand gekommen ist.

Nachdem wir aber inzwischen eine sichere Tiefe erreicht haben, hält sich die Aufregung in Grenzen. Selbst wenn die Granitbeißerinnen die Möglichkeit haben, an verschiedenen, ausgewählten Stellen große Felsen zu lösen und herunterfallen zu lassen – wer sich wie wir unter Wasser bewegen kann, den können sie nicht sehen. Wir dürften jetzt wieder ziemlich sicher sein – so sicher, wie es vorhin leichtsinnig war, diese Schlucht entlang zu fahren, ohne sich darüber informiert zu halten, was über unseren Köpfen geschieht. Daß wahrscheinlich die Abwurfstelle aus irgendeinem Grunde von unten sehr schwer erkennbar war, ist keine Entschuldigung – Chranchrar hatte uns im Prinzip ja gewarnt. Wir hätten in unmittelbarer

Nähe von Grom nicht einfach längere Zeit an der Wasseroberfläche fahren dürfen.

„Sie müssen uns doch wahrscheinlich für eine Art Tier gehalten haben!“ sagt Edwin, „Hätte da nicht ein kleinerer Felsen ausgereicht?“

„Vielleicht hatten sie keinen kleineren zur Hand? – Außerdem haben sie vielleicht damit gerechnet, daß sie nicht direkt treffen. Dann aber würde die Druckwelle eines Felsens, der mit dieser Geschwindigkeit in das Wasser eintaucht, jedem Tier in der Schlucht rundherum die Lunge zerreißen. Und ein fremdes Schiff wie zum Beispiel ein Saurierfänger würde ebenfalls zerstört werden, ohne daß ein direkter Treffer notwendig wäre. – Glaube ich.“

„Herwig hat auf alles eine Antwort!“ sagt Cohäuszchen.

„Erzähl uns eine andere, plausible Hypothese!“ sage ich, „Ich lerne gerne dazu!“

„Wenn es so ist, wie du sagtst, dann müßten sie jetzt am Einschlagsort nachsehen!“

„Ich bin ja schon dabei!“ sagt Gerald, „aber die werden eine Weile brauchen, bis sie mit ihren Schiffen an der Stelle angekommen sind. Außerdem hat der Alte dieses Boot schon recht weit weggeführt, ich komme mit der Ortung vielleicht nicht ganz hin.“

„Sicherheit zuerst.“ sage ich. Inzwischen liegt das Boot fast schon wieder auf ebenem Kiel.

Edwin bringt die Aufnahmen auf einen Bildschirm, die wir kurz vor dem Einschlag gesehen haben. „Schaut euch das an!“ sagt er, „Das sind die größten Statuen, die es auf der ganzen Welt gibt!“

Er hat recht. Wir kommen jetzt dazu, sie uns in Ruhe anzusehen.

Zwei unbekleidete Frauen. Etwa dreitausendmal größer als in Wirklichkeit. Sie hocken mit dem Rücken aneinander. Füße in Meereshöhe, Knie weit auseinander, Möse zwischen den Fersen. Arsch raus, Rücken durchgebogen, Kopf in den Nacken gelegt, Brust raus. Brüste füllig – nicht wie bei einer Granitbeißerin – und bei der Größe dieser Figuren bilden allein die Brüste ein rundes, hängendes Gebirge aus Stein, jede mit einem Durchmesser von etwa einem halben Kilometer. All das unbeschädigt und naturgetreu.

Arme hoch und zur Seite, Hände neben oder leicht hinter dem Nacken. Auf diesen vier Händen scheint Grom zu ruhen – natürlich nicht in Wirklichkeit, denn das, was diese beiden Statuen tragen, ist mit derem Rücken verwachsen und reicht zwischen den Pobacken der beiden Frauen bis auf Meereshöhe hinunter. Was es ist, was sie tragen, können wir schon schlechter erkennen – am ehesten scheint es sich um ein Riesentier zu handeln – wahrscheinlich ebenfalls 3000 mal größer als in Wirklichkeit – das gebogen über den Rücken der beiden Statuen liegt. Ein großer Fisch, oder ein Fischsaurier, aber da können wir uns noch nicht festlegen.

Auf der Oberfläche dieses Tieres sind zahllose Gebäude – das ist Grom. Die Stadt, die von zwei Frauen getragen wird. Jetzt verstehen wir es.

„Das haben die Granitbeißerinnen nie und nimmer gebaut!“ sage ich.

„Wer denn?“ fragt Cohäuszchen.

„Ich weiß es nicht.“

„Die Erbauer der Toten Städte?“

„Ich weiß es nicht.“ wiederhole ich, „Ich glaube nicht, aber ich weiß es nicht. Bis jetzt bin ich davon ausgegangen, daß die Erbauer der Toten Städte nicht humanoid waren. Aber das kann natürlich auch ein Irrtum sein! – Jedenfalls – diese Statuen stellen keine Granitbeißerinnen dar!“

„Wen denn?“

„Woher soll ich das denn wissen? Wissen wir überhaupt, wie weit die Geschichte der Welthöhle zurückgeht? Gar nichts wissen wir!“

Die beiden Statuen stehen so, daß die eine in Richtung Nordwest, die andere in Richtung Südost schaut. Da wir diesen Teil der Welthöhle von Westen her erreicht haben, ist die nordöstliche Statue uns mehr zugewandt, und wir können ihre Gesichtszüge erkennen. Sie scheinen unbeschädigt, und obwohl die Köpfe einen Durchmesser von etwa 600 Metern haben, sind sie nicht bebaut worden, obwohl in der Stadt selbst jeder Quadratmeter ausgenutzt wurde, selbst dort, wo das Tier bereits in steilste Felswände übergeht.

Die Gesichtszüge erscheinen mir negroid, aber da kann ich mich irren. Auch die wulstigen Lippen müssen kein Hinweis in dieser Richtung sein. Schließlich wissen wir ja auch gar nicht, ob die unbekannten Bildhauer auf maximale Wirklichkeitstreue aus waren, oder ob sie versucht haben, mehr

ihr Schönheitsideal in Stein zu formen. Auf jeden Fall sind sie, wie auch die Körper, wohlproportioniert und anatomisch korrekt. Welch ein gewaltiger, koordinierter Aufwand muß das gewesen sein, diese Statuen zu erstellen! Die Pyramiden zu bauen war dagegen ein Klacks.

Cohäuszchen denkt im Moment dasselbe: „Da müssen Generationen dran gebaut haben!“

„Vielleicht aus religiösen Gründen?“ fragt Edwin.

„Kann natürlich auch sein,“ sage ich, „daß einfach schon ein geeignet geformter Felsen da war – so ähnlich wie Casabones. Dieser hier ist ja fast genauso groß. – Wir werden es nie erfahren.“

„Vielleicht doch,“ sagt Gerald, „sie müssen ja ihren Abraum irgendwo gelassen haben. Und das können viele Milliarden Tonnen sein! – Die müßten sich finden lassen. Irgendwo.“

Ich denke nach. Nur mal eine größenordnungsmäßige Abschätzung. Angenommen, es wurde tausend Jahre lang gebaut – dreißig Generationen. Wenn eine Milliarde Tonnen Fels abgeschlagen werden mußten, dann ist das jedes Jahr eine Million Tonnen. In jeder Minute zwei Tonnen. Alle zehn Minuten ein großer LKW voll. Eine solche Materialbewegung ohne technische Hilfsmittel erfordert einen Einsatz von einigen hundert Arbeitern – wenigstens. Und das rund um die Uhr, eintausend Jahre lang! Und wenn man sich überlegt, daß die ursprüngliche Form dieses Berges diesen Statuen vielleicht nicht sehr entgegengekommen ist, dann sind es nicht eine Milliarde Tonnen, sondern vielleicht zehnmal soviel.

Es ist eigentlich leicht zu sehen, daß ein solches Unternehmen die Wirtschaftskraft und Arbeitsfähigkeit einer Kommune von bloß einigen tausend Einwohnern weit überfordert – es sei denn, diese lassen sich nicht nur tausend Jahre lang Zeit, sondern sehr viel länger.

Wo gibt es denn in unserer eigenen Geschichte Beispiele, wo ein Projekt über Jahrtausende hinweg konsistent und ohne Änderungen verfolgt wurde? Mir fällt dazu nichts ein.

„Seht euch mal die Stadt selber an!“ sagt Cohäuszchen, „Hast du nicht mal gesagt, daß Grom nur einige tausend Einwohner haben soll?“

„Ich kann mich geirrt haben – bei deren komischen Fünfersystem. Aber ich glaube, das wurde mir erzählt.“

„Da könnten aber mehr Menschen leben!“

„Könnten – tun sie es? Erstens siehst du die Stadt auf diesem Bild nur in perspektivischer Verzerrung, und zweitens sehen wir nur Gebäude.“

„Da müßte man genauer hinsehen. Aber die Schiffe rundherum sind dir ja wohl nicht entgangen, oder?“

Wir zählen sie rasch durch. Es sind 22 Schiffe, davon acht Großsegelflöße. Dabei stellen wir weitere Einzelheiten fest.

„Herwig,“ fällt Edwin etwas ein, „du hast in deinem Buch aber etwas anderes erwähnt. ‘Stadt der Funken’, oder so ähnlich hieß es da. Das paßt hier aber nicht.“

„Das weiß ich.“ sage ich, „Ich habe ja nur weitergegeben, was mir berichtet wurde.“

Gerald’s Finger huschen über seine Tastatur: „Das haben wir gleich!“ sagt er. Kurz darauf zitiert er aus meinem Buch:

„Grom?“ frage ich.

„Die Stadt Grom.“

„Ich denke, wir fahren nach… ich weiß nicht, aber ich glaube, mir wurde ein anderer Name genannt.“ überlege ich, während ich das Fleisch drehe. Der Koch ist über die Gelegenheit zu einem Schwätzchen sichtlich erfreut, im Moment steht er mit verschränkten Unterarmen da, während nur ich arbeite. Daß ihm jemand freiwillig hilft, und sei es auch nur für einen kurzen Moment, das hat er noch nie erlebt, glaube ich.

„Grom hat viele Namen. Ich kennen nicht alle. Sie heißt auch ‘Stadt der Funken’, und sie hat fast fünf mal fünf mal fünf mal fünf mal fünf Einwohner. Die größte Stadt der Welt.“

So, denke ich, fünf hoch fünf. Das sind 3125.
Da ist Aying bei München größer.

„Wieso ‘Stadt der Funken’?“ frage ich.

„Grom liegt teilweise auf einem Berg, der aus
Kristallen aufgebaut ist. Wenn man von See her
ein starkes Licht erzeugt, etwa mit einem
großen Feuer, dann sieht der Felsen, auf dem
Grom liegt, wie eine Kaskade von Funken aus,
besonders, wenn es wegen schlechten Wetters
dunkel ist.“

Ich hoffe, ich habe das richtig verstanden.
Worte für ‘Kristall’ und ‘Kaskade’ haben wir
im Sprachunterricht noch nicht gehabt.

„Paßt überhaupt nicht.“ sagt er.

„Ich weiß. Ich kann nichts dafür. Entweder, dieser Koch hat mir damals etwas Falsches erzählt, oder dies ist nicht Grom. Wir werden die Granitbeißerin noch einmal darüber befragen.“

„Vielleicht gibt’s auch zwei Grom!“ schlägt Cohäuszchen vor.

„Eine Spekulation ist so gut wie die andere. Darüber können wir jetzt ewig schwatzen.“ erwidert Gerald, „Ich sehe mal rasch nach, ob noch irgendeine andere, konkrete Aussage in Herwig’s Buch ist.“

„Du wirst mein ganzes Alibi zerstören!“ sage ich, „Zum Schluß kommt raus, daß ich nie in der Welthöhle gewesen bin!“

„Dann bist du einer der besten Hellseher, die es je gegeben hat. Die Welthöhle gibt es ja schließlich wirklich!“

„Trotzdem schlimm,“ sage ich, „Wenn man dauernd mit dem konfrontiert wird, was man selbst einmal gesagt hat. Das ist ‘Der Segen der Technik’.“ Gerald grinst, und ich richte meine Aufmerksamkeit wieder auf den Bildschirm.

Die Füße der Statuen reichen nicht genau bis auf Meereshöhe herunter. Der ganze Komplex Grom steht auf einer kleinen, felsigen Insel. Diese ist mit wenig Vegetation und einigen niedrigen Gebäuden bestanden, und rund um die Insel herum sind Hafenanlagen. Dort liegen weitere Schiffe – in der Tat so viele, daß von der eigentlichen Insel kaum etwas zu sehen ist. Aber diese Insel, die Gebäude und die Schiffe fallen unter der wuchtigen Masse der Stadtträgerinnen darüber auf den ersten Blick nicht auf.

„Also ich würde sagen," nimmt Cohäuszchen das Bevölkerungsanzahl-Thema wieder auf, „daß es mindestens einige zehntausend Menschen sein müssen, die hier leben!"

„Oder mehr," sagt Gerald, „wir gehen immer noch davon aus, daß dieses alles massiver Fels ist. Es kann weitgehend ausgehöhlt worden sein."

„Und wofür braucht man Kubikkilometer von lichtlosen Höhlenraum?" frage ich. Unfaire Frage. Gerald kann es genauso wenig wissen wie ich selbst.

Wie sehr stehen wir noch am Anfang der Erforschung der Welthöhle!

„Nehmen wir mal an, daß du recht hast, Günther!" sagt Gerald.

„Sicher habe ich recht! – Womit?"

„Daß wir es hier mit einer sehr viel zahlreicheren Bevölkerung zu tun haben, als wir es zuerst dachten. Dann denk doch mal an unsere Städte! Städte von einigen zehntausend oder gar hunderttausend Einwohnern – mehr passen da nicht hin – haben Vororte. Umland. Umland, das dichter besiedelt ist."

„Das muß hier nicht der Fall sein!" sage ich, „Das Umland bringt keine Siedlungsvorteile!"

„Die Nähe zu Grom allemal! Sehen wir uns doch mal die Aufnahmen daraufhin an!"

Wir haben in den wenigen Sekunden, in denen wir in Sichtweite von Grom noch an der Wasseroberfläche waren, nicht sehr viel sehen können. Wenn wir die verfügbaren Aufnahmen und die Aufzeichnungen der Radarortungen durchgehen, dann kommen wir zu folgendem Bild:

Grom liegt in einem weiten Raum, der sehr unregelmäßig ist. Durchmesser zwischen zehn und sechszehn Kilometern. Wände meistens senkrecht oder überhängend, überall unregelmäßig, und in diesen Raum münden

viele Schluchten ein, wie die, aus der wir gekommen sind. Einen ausgedehnten Uferstreifen, den man ohne Kletterkunststücke begehen kann, gibt es nirgends. Aber die vielen Winkel, Spalten, Simse, Brüche und Verwerfungen machen diese Region unübersichtlich – tatsächlich wäre durchaus noch Platz für weitere Ansiedlungen, die wir bloß nicht sehen können.

Die Höhlendecke der Welthöhle ist, der Radarortung nach, hier überall dicht über der Leuchtenden Wolkendecke. Sie ist sehr unregelmäßig, was meiner Meinung nach der Stabilität eines solchen Riesenraumes nicht sehr förderlich ist. Trotz vereinzelten Bewuchses sieht die ganze Region – und auch Grom selbst – abweisend aus. Allerdings ist auch die Beobachtung richtig, die Cohäuszchen jetzt äußert:

„Schwer zu belagern – in diesen Schluchten kann man überall Festungen bauen und Felsen auf Schiffe fallen lassen. – So, wie es uns ja wohl auch passiert ist."

„Mmh." meldet Edwin sich zu Wort, „Wenn das richtig ist, können wir uns hier dann ja wieder ungefährdet bewegen – jedenfalls mit dem Boot. – Was machen wir jetzt eigentlich? Das Boot liegt schon eine ganze Zeitlang ruhig."

Ich sehe auf die Uhr: „Abendessen. Es ist schon bald acht Uhr! – Meine Magensäure schlägt Wellen."

„Laß sie Wellen schlagen, Herwig! Sieh dir das mal an!" Edwin zeigt auf einen der Bildschirme: „Ist dir dieser Turm schon aufgefallen? Mitten in Grom!"

„Was ist damit?"

„Es ist offenbar der größte Turm in der Stadt! Und er reicht bis in die Leuchtenden Wolken!"

Ich sehe genauer hin. Dieses Tier, das die Stadtträgerinnen tragen, hat unter anderem deshalb eine Ähnlichkeit mit einem Fisch, weil es auch Rücken- und Seitenflossen hat. Eine dieser Flossen ist in der Stadtmitte und bildet dort eine viele hundert Meter hohe, steile Felszacke. Und die ist auch bebaut. Während die Stadtoberfläche selbst in einer Höhe zwischen 2000 Metern – nämlich an den Rändern der Stadt, wo sich das getragene Tier weit herunterbiegt – und 3400 Metern in der Mitte der Stadt ist, ragt diese Flosse bis in eine Höhe von mehr als 4000 Metern. Und dort ver-

schwindet sie in den Leuchtenden Wolken, deren Untergrenze im Moment bei bloß 4200 Metern liegt. Es ist, trotz der perspektivischen Verzerrung, gut zu sehen, daß diese Flosse überall bebaut ist. Bei ihr würde ich sogar noch am ehesten annehmen, daß sie hohl ist.

„Gut." sage ich, „Reicht bis in die Leuchtenden Wolken. Warum nicht?"

„Ist doch irgendwie zu massiv gebaut! Gerald, was sagst du dazu? Könnte das bis zur Höhlendecke reichen? Was würdest du vermuten?

„Ich würde nicht vermuten, sondern mir die Radaraufzeichnungen ansehen!" sagt Gerald und tut dieses umgehend.

„Ist das wichtig?" frage ich, „Edwin, spielst du etwa mit dem Gedanken, auf diesem Wege in die Stadt hineinzukommen? Abgesehen davon, daß noch niemand beschlossen hat, daß wir überhaupt in die Stadt hinein sollten!"

„Nur eine theoretische Überlegung!" verteidigt sich Edwin.

„Dann überlege ich auch einmal theoretisch! Auf dem Weg in die Stadt zu gelangen hieße, diese Wände hier außen zu besteigen! 4200 Meter bis zu den Leuchtenden Wolken, und dann noch einmal einige tausend Meter. Dann 5 bis 8 Kilometer an der Decke entlang – falls es dort Weganlagen geben sollte, denn sonst wäre es eh technisch unmöglich. Ein gerader Weg ist unwahrscheinlich, also ist es streckenmäßig eher mehr. Das ganze mußt du dir über den Leuchtenden Wolken vorstellen – dauernd die Möglichkeit, mehr als ein halbes Dutzend Kilometer weit abzustürzen!

Und dann über Grom den richtigen Abstieg finden! Und das gegen den Widerstand der Granitbeißerinnen – ich glaube nicht, daß es möglich ist, unbemerkt in die Stadt einzudringen, auch dort nicht. – Das ganze wäre ein Unternehmen, das wesentlich schwerer wäre als die Welthöhle wieder zu verlassen – was ja auch, wie du weißt, erfordert, daß man kletternd 12 Kilometer Höhenunterschied überwindet!"

„Ich denke ja nur nach!" sagt Edwin.

„Jedenfalls interessanter Gedanke!" kommt Gerald ihm zur Hilfe, „Seht euch das an! Genau an der Stelle, genau über der Stadt, ist ein sehr steiler, hängender Berg!"

„Treffen die sich, der Flossenturm und dieser Berg?" frage ich.

„Gerade eben. – Oder gerade eben nicht. Wir haben nicht lange genug geortet – wir könnten es sicher feststellen, wenn wir noch einmal auftauchen.“

„Jedenfalls, wenn man unbemerkt in die Stadt eindringen wollte – da unten, an den Häfen vorbei, geht das nicht.“

„Du hast zu viele Abenteuerbücher gelesen!“ sage ich, „Unser Forschungsprogramm erfordert nicht, daß wir in die Stadt eindringen.“

„Was erfordert unser Forschungsprogramm denn überhaupt?“ fragt Edwin, „Warum sind wir hier, vor Grom?“

„Kartographie! – Und sonst…“

In dieser Sekunde meldet sich Wellington über das Interkom. Er verkündet für morgen früh eine Schiffsversammlung. Mehr nicht.

„Also können wir jetzt doch Abendessen!“ sagt Edwin. Ich sage nichts.

Mir ist der Gedanke unangenehm, daß wir jetzt Chranchrar die ganze Nacht an Bord haben werden.

Du bist ein Granitbeißer

Ich bin nicht der einzige, der sich wegen der Granitbeißerin Sorgen macht. Jeffrey Garner hat die Hundswache, und deshalb ist er der erste, der beim Alten vorstellig wird. Er will nicht alleine auf Chranchrar aufpassen, wenn weitere Leute wach bleiben sollen, um sie zu bewachen, gibt's einen Aufstand, und Fesseln und Knebeln erscheint auch irgendwie nicht angebracht. Außerdem ist es irgendwie kindisch. Wie in schlechten Abenteuerromanen.

Ich werde in die Zentrale gerufen, um mich genau zu diesem Problem zu äußern. Auf dem Wege dahin fällt mir auf, daß wir mit Garner jetzt wieder in den richtigen Wachalgorithmus hineinkommen werden – diesmal sind wir auf der Seite der Wissenschaftlichen ja entgegen der Kabinenzählung vorgegangen.

„Was meinen Sie? Kann man eine Granitbeißerin erfolgreich fesseln?" fragt Wellington mich.

„Man kann jeden erfolgreich fesseln. Aber das erspart wenig Arbeit. Wer füttert sie? Wo scheißt und pisst sie hin? Was, wenn sie durch zu feste Fesselung Schaden nimmt?"

„Wir haben keinen Raum…" fängt Wellington an, aber ich fahre fort: „Doch, wir haben. Draußen, außerhalb des Bootes. Wir tauchen kurz auf und lassen sie frei. Sie kann an Land schwimmen, ohne Schwierigkeiten."

„Und jedem von diesem Boot erzählen!"

„Na und? Ist das so schlimm? Wenn wir uns weiterhin bedeckt halten, wird man ihr nicht unbedingt glauben. Oder nicht lange glauben. Wir werden eine Legende werden. Sie hat doch keinerlei Beweise!"

„Eigentlich hat er recht," sagt Amerlingen, „es kann uns nicht schaden. Und sie nützt uns nichts, überhaupt nichts."

„Wo ist denn Serpinski?" fragt der Alte.

„Draußen, im Niedergang. Er hält sie fest."

„Gut." nickt Wellington, „Suchen Sie eine möglichst freie Wasserfläche. Weit weg von anderen Schiffen. Damit es nicht noch mehr Augenzeugen gibt."

Die CHARMION fängt wieder an, sich zu bewegen. In einer Tiefe von einigen hundert Metern können wir uns ungesehen beliebig im Meer um Grom herum bewegen. Das hat auch den Vorteil, daß wir dabei automatisch die gesamte Küstentopographie erfassen. Es dauert nicht lange, und wir wissen von jedem Schiff um Grom herum, wo es ist und in welcher Richtung es sich bewegt. Damit sind auch bereits die 'Benutzungsprofile' der verschiedenen Wasserstraßen, die von hier abgehen, angelegt. Bald werden wir ganz genau wissen, welche Schlucht wie oft befahren wird.

Dabei stellen wir auch fest, daß sich in der Tat zwei Schiffe am Eingang der westlichsten Schlucht aufhalten – jenem Ort also, wo wir fast von dem fallenden Felsen getroffen wurden.

„Na, denn sucht mal schön." knurrt Fahlenbeek, der die Manöver steuert.

Im Süden von Grom sind kaum Schiffe. Das wissen wir nach einer Umrundung der Insel. Außerdem wissen wir auch, daß das Meer stellenweise wieder unortbar tief ist, wie wir es in der Welthöhle schon öfter gesehen haben.

„Sir, da ist eine Bucht. Ufer unbegehbar. Schirmt ein bißchen ab. Sollen wir?" Wellington nickt, und Fahlenbeek bringt das Boot herum. Die Tiefe veringert sich.

Ich gehe in den zentralen Niedergang, wo ich der Granitbeißerin erklären soll, was wir von ihr erwarten. Sie hockt auf dem Boden, und Eugen hockt ihr gegenüber, an der anderen Wand. „Macht sie Schwierigkeiten?" frage ich ihn.

„Nein. Meistens starrt sie auf den SISC."

„Dann weiß sie wohl, daß wir irgendwie in der Nähe von Grom sind?"

„Natürlich. Sie muß auch gewußt haben, daß wir in Gefahr waren, bevor der Felsen auf uns heruntergefallen ist."

„Schon möglich." sage ich, „Hast du sie dazu näher befragt?"

„Nein. Sollte ich das?"

„Nein. Ist wohl auch nicht nötig. Wellington will sie jetzt rauslassen."

„Jetzt gleich?"

„Ja."

„Gottseidank!"

Ich wende mich in Xonchen an die Granitbeißerin: „Fühlst du dich gut?"

Sie blickt auf und nickt.

„Kannst du schwimmen?“

„Ja.“

„Du wirst jetzt nach Grom schwimmen. Kannst du das?“

„Ja.“ Sie scheint sich nicht einmal zu wundern. Und wenn sie das so rasch bejaht, dann ist das da draußen wirklich Grom. Damit wären unsere Zweifel gegenstandslos.

Aldingborg und Dauphin kommen zu uns. Die Beleuchtung nimmt ab: Wenn wir die Luke bei voller Innenbeleuchtung aufmachten, dann würden wir ein kilometerweit sichtbares Lichtsignal setzen.

„Hat dir das Licht wehgetan?“ frage ich. Erst jetzt kümmern wir uns darum, fällt mir auf.

„Ich kann die Augen schließen.“ sagt sie.

„Steh auf.“

Als sie ein paar Sekunden später vor mir steht, erinnert sie mich aus der Nähe etwas an Chreich. Die Chreich, die ihr Ende in unserer Welt gefunden hat, in einem unserer Gletscher.

„Du schwimmst zu deinen Leuten und erzählst ihnen nichts von uns!“ sage ich. Ich weiß, daß sie dieses Versprechen nicht halten kann. Aber ich will mal sehen, wie sie lügt.

„Ich muß Ihnen erzählen!“ sagt sie.

„Dann müßten wir dich hierbehalten!“

„Das könnt ihr tun.“

„Wird man dir glauben, was du erzählst?“

„Ich weiß es nicht.“

Mich durchschwappt eine rudimentäre Sympathiewelle. Soviel Ehrlichkeit hier, soviel Grausamkeit da. Was ist das bloß für ein Volk? Und müßte ich es nicht wissen? Ich habe doch eine von Ihnen geliebt!

„Kennst du den Namen ‘Charmion’?“ frage ich sie aus einer plötzlichen Eingebung heraus.

„Natürlich.“

„Wieso natürlich?“

„Die Geschichte von Casabones kennt doch jeder.“

„Die ‘Geschichte von Casabones’? – Aber es hat doch damals niemand überlebt!“ Ich denke fieberhaft nach. Meint sie eine andere Geschichte? Eine andere Charmion?

Plötzlich, als ob sie beginnt, etwas zu verstehen, sieht Chranchrar mich genauer an: „Du warst es?“

„Wer war ich?“

„Charmion’s Gefährte!“

„Das weißt du? – Dann weißt du auch…“

„Was?“

„Das Kreuz. Sie haben sie ans… Ich habe nichts dagegen getan.“

„Das konntest du nicht.“

„Doch. Ich konnte es. Aber ich war feig.“

„Nein.“ sagt Chranchrar.

„Woher weißt du das überhaupt alles?“

„Es wird erzählt. – Ein alter Mann. Ich weiß nicht. Er wurde gesehen, er erzählte. Dann verschwand er.“

„Ein alter Mann?“

„Ja. ‘Oom’ hieß er. Niemand weiß etwas über ihn. Er ist überall und nirgends.“

„Und der hat euch erzählt?“

„Der auch. Es gab andere, die dabei waren.“

Irgendwie fasse ich es nicht. Ist nach uns noch weiteren Gefangenen die Flucht von Casabones gelungen? Und wie? Auch mit den Gleitschirmen? Ich muß Chranchrar noch weiter befragen.

„Fertigmachen zum Lukenöffnen!“ höre ich die Rundsprechanlage.

„Du bist also ‘Chrerwig’.“ stellt Chranchrar schließlich fest.

„Ich glaube, ja. So hat sie mich genannt.“ antworte ich.

„Dann bist du einer von uns.“

„Einer von euch? Wie kann ein Mann einer von euch sein? Für Euch sind Männer doch Tiere!“

„Vielleicht denken wir nicht alle gleich!“ sagt Chranchrar, „Du bist ein Granitbeißer!“

„Luke öffnet sich.“ sagt Fahlenbeek’s Stimme über die Rundsprechanlage.

„Du mußt nun gehen," sage ich, „ich würde noch gerne noch einige Fragen stellen, aber – es geht nicht."

Chranchrar greift in die Sprossen des Aufganges. Dann wendet sie mit ihren Kopf wieder zu: „Wir werden uns wiedersehen. Du bist ein Granitbeißer." Dann entert sie gewandt auf.

Nur eine halbe Minute später stehen wir an Deck, Eugen, David, Mark und ich. Wir sehen Chranchrar nach, die mit kräftigen und gleichmäßigen Stößen ins Meer hinausschwimmt, genau auf Grom zu.

„Ich habe nicht alles verstanden. Was hat sie damit gemeint: 'Du bist ein Granitbeißer'?" fragt Eugen.

„Sie hat mich erkannt." sage ich.

„Erkannt?"

„Unsere Geschichte damals, was wir erlebt haben – es hat sich doch irgendwie rumgesprochen. Merkwürdig. Ich habe gedacht, alle Beteiligten sind tot."

„Und jetzt?"

Ich sehe ihn an: „Du hast doch gehört: Ich bin ein Granitbeißer."

David Aldingborg grinst schief: „Eine ganze Menge Leute auf dem Schiff haben noch nie daran gezweifelt!"

„Gehen wir nach unten!" antworte ich.

Soweit, so schlecht. Das erste Ziel, nämlich Grom, war erreicht, entgegen allem, was man vernünftigerweise erwarten konnte. Aber das Projekt war noch lange nicht zu Ende. Insbesondere weiterer Verlauf und die spätere Rückkehr waren noch völlig im Dunkeln.

Dazu kam der hohe Preis, den wir bereits gezahlt hatten: Sebastian Colbert und Peer Elderman waren tot. Irene auch. Carola war durchaus noch nicht gesund zu nennen. Dazu das latente Problem Gabi Gohlmann und ihre unklare Motivationslage, die nicht ermöglichte, zu erkennen, was man weiterhin von ihr erwarten konnte. Und der unbekannte Adressat der Direktive q78q99q, von dem wir annehmen mußten, daß dieser jetzt in der Welthöhle aktiv werden würde. Und dessen Anweisungen ihm offenbar freie Hand gaben, mit uns, dem Rest der Expedition, beliebig zu verfahren, wenn es im Sinne seines Auftrages sich als notwendig erweisen sollte.

Als ob ein Aufenthalt in der Welthöhle an sich nicht gefährlich genug wäre!

Dann: Die Bomben. Wer hatte veranlaßt, daß diese an Bord waren, und warum? Hatte das etwas mit der Direktive zu tun? Oder war es Schlamperei der Werft? Niemand von uns wußte es.

Alles in allem Grund, der Zukunft nicht mit übertriebenem Optimismus entgegen zu sehen.

Andererseits: Das Boot war immer noch in Ordnung und die Stimmung stabil. Die bisherigen Beobachtungen versprachen interessanteste Forschungsergebnisse, wenn auch in geradezu klischeehafter Weise mehr Fragen neu aufzutauchen drohten als vermutlich gelöst werden konnten. Zu den ungelösten wissenschaftlichen Problemen kamen andere durch die Andeutungen von Chranchrar hinzu. Was war damals noch auf Casabones geschehen? Wer war Oom? Wo war Oom? Und vielleicht: Was war Oom? Und was konnte es bedeuten, daß eine Granitbeißerin mich als einen der ihren bezeichnet hatte? Bin ich wirklich ein Granitbeißer? Und was macht mich dazu?

Dann: Warum war mir damals Grom so völlig anders beschrieben worden? Ein Irrtum? Eine vorsätzliche Täuschung? Und warum? Auch das müssen wir noch herausfinden.

Langweile drohte jedenfalls nicht.

Und hinter allem, was geschah und geschehen würde, und wahrscheinlich bedeutender als unser persönliches Schicksal stand die Frage, was unser Unternehmen für die Welthöhle und für die Menschheit bedeuten würde. Ob es richtig war, oder ob wir bereits wieder die Grundlagen für ein neues Verbrechen legten, das die Historiker einmal 'Kolonisationsgeschichte' nennen würden. Was hatten wir überhaupt in der Welthöhle verloren?

Der Kopf schwirrt vor so vielen ungelösten Fragen. Kein fester Boden unter den Füßen. Alles ist unsicher. Die ruhenden Pole in meinem Leben und im Leben von anderen sind nicht mehr da. Kein Halt, keine solide Handlungsgrundlage, keine ethischen Axiome. Als ob wir uns nur von den Geschehnissen treiben ließen. Als ob wir gar nicht die Handelnden waren. Unwichtige Statisten in einer Aufführung, von der wir das Drehbuch nicht zu sehen bekamen, sondern nur die phantastische Bühne. Zuwenig, um die Bedeutung des Stückes zu erraten.

Meine Pflicht als Chronist geht natürlich über das Erreichen von Grom hinaus. Weitere Berichte werden folgen. Der Leser wird verstehen, daß es mir schwer fällt, diese Stoffmenge zu Papier zu bringen. Ich fühle mich müde. Ausgelaugt. Deshalb kommt hier ein vorübergehender Abschluß. Eine Zäsur. Natürlich ein bißchen willkürlich. Die Geschichte, wie sie sich wirklich auf der Bühne des Lebens abspielt, hat keine wohlerkennbaren Abschlüsse oder Ziele – seien es Happy-Ends oder Katastrophen. Das Leben geht einfach immer weiter und weiter, und wenn genügend Seiten gefüllt sind, dann nennt man das Ganze ein Buch, und damit basta.

Manchmal habe ich beim Schreiben gedacht: Für wen mache ich das denn? So viele Menschen, die mir etwas bedeutet haben, sind schon tot. Ich glaube nicht daran, daß sie mir von irgendwo über die Schulter sehen. Und trotzdem sind diese Berichte, die, die ich schon geschrieben habe, und die, die noch folgen werden, auch für sie gemacht. Auch wenn sich der

Text lediglich mit meinen Erinnerungen mit ihnen trifft. Das ist der Fluch, der auf den Überlebenden lastet.

Deshalb weiß ich jetzt nicht mehr, was ich schreiben soll. Ich habe die Ereignisse beschrieben. Sonst nichts. Sollen andere Bedeutungen herausdestilieren. Vielleicht ist es leichter, wenn in späteren Jahren das alles Geschichte und Allgemeingut geworden ist, was wir in die Wege geleitet haben: Die Eroberung der Welthöhle.

Ich glaube, niemand wird Grund haben, darauf besonders stolz zu sein.

ENDE